Digitized by Google

Ger 9849.1.2

Harvard College Library

FROM

THE LIBRARY OF

PROFESSOR E. W. GURNEY,

(Class of 1852).

Received 22 May, 1890.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Geſchichte

der

rheiniſchen Pfalz

nach

ihren politiſchen, kirchlichen und literariſchen Verhältniſſen,

von

Dr. Ludwig Häuſſer,
außerord. Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Heidelberg.

Zweiter Band.

Heidelberg,
akademiſche Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.
1845.

Digitized by Google

Ger 9849.1.2

Harvard College Library,
22 May, 1890.
From the Library of
PROF. E. W. GURNEY.

Digitized by Google

Vorwort.

Mit dem vorliegenden zweiten Bande iſt die Aufgabe, die ſich der Verfaſſer ſetzte, zum Ziele geführt. Es ſollte die Geſchichte des Kurfürſtenthums der rheiniſchen Pfalz erzählt werden, drum mußte die Auflöſung deſſelben ſeiner Darſtellung als Gränze dienen; was drüber hinaus liegt, gehört einer andern Geſchichte an und iſt wegen der Nähe der Zeiten zur unbefangenen hiſtoriſchen Betrachtung kaum noch reif.

Der große Umfang dieſes zweiten Theiles rechtfertigt ſich durch den Stoff, der im ſiebzehnten Jahrhundert eine europäiſche Bedeutung erhält und deſſen Geſammtanſchauung nicht geſtattete, einzelne Parthien in allzugroßer Kürze zuſammenzudrängen. Die Zeiten des dreißigjährigen Krieges ſind namentlich in ihrer früheren Hälfte, wo die pfälziſche Politik Haupttheilnehmerin war, ausführlich geſchildert worden, theils weil zur Beurtheilung Friedrichs V. eine genaue Einſicht in alle Thatſachen der beſte Weg war, theils weil blinder Partheigeiſt, Unkenntniß und hiſtoriſche Schönfärberei ſich an wenig Stellen rühriger bewies, als hier. Die letzten Zeiten der kurpfälziſchen Geſchichte, die Hof- und Beamtenherrſchaft des achtzehnten Jahrhunderts durften eben ſo wenig nur flüchtig abgethan werden; denn ſo widrig und undankbar der Stoff war, ſo mußte man ſich doch die Mühe nicht verdrießen laſſen, eine Epoche kunſtlos und treu zu zeichnen, welche der ſervile Jubel von Höflingen, käuflichen Beamten, bezahlten Künſtlern und Gelehrten eine Zeit lang ſelbſt vor den Augen der kälteren Nachwelt mit einem glänzenden Nimbus umkleidet hatte. Je greller der Gegenſatz iſt zwiſchen Prunkpaläſten, Luſtgärten, fürſtlichen Hetzjagden, Opern, Akademien, Kunſtſammlungen und zwiſchen dem verkümmerten Wohlſtand der bedrückten Bürger und Bauern, um ſo weniger durfte eine Zeit bemäntelt werden, wo Höflinge, Mönche und Mätreſſen jubelten, der Bauer hungernd ſein Vaterland verließ und der Name „Pfälzer" lange identiſch war mit einem Auswanderer und Heimathloſen. Der Verfaſſer hat in den letzten Bogen dieſes Bandes jene merkwürdige Zeit mit trockenen Thatſachen zu zeichnen geſucht, nicht um die Vergangenheit anzuklagen, nicht

Digitized by Google

um die Gegenwart zu loben, nur damit der geſchichtlichen Wahrheit ihr ungetheiltes Recht widerfahre.

Aus demſelben Geſichtspunkt hat er auch im erſten Bande S. 419 das Verhältniß der Nachkommenſchaft Friedrichs des Siegreichen ſo erwähnt, wie es ihm nach wohlerwogener Einſicht gleichzeitiger Quellen erſchienen iſt; er iſt dadurch mit Intereſſen in Berührung gekommen, die ſeinem hiſtoriſchen Standpunkte ganz fremd waren. Der dermalige Senior des hochfürſtlichen löwenſteiniſchen Hauſes, Se. Durchl. Fürſt Georg von Löwenſtein-Wertheim, glaubte durch jene Stelle die Ebenbürtigkeit und das Erbfolgerecht ſeines Hauſes in Frage geſtellt und wandte ſich deßhalb an den Verfaſſer, um denſelben durch Erwähnung der Gründe, die Klüber aufgeſtellt *), vom Gegentheil zu überzeugen. Se. Durchlaucht berief ſich dabei beſonders auf den Umſtand, daß Graf Ludwig von Löwenſtein mit pfälziſchen Stammgütern dotirt war, welches nur bei einem ebenbürtigen Sprößling des Hauſes Wittelsbach hätte ſtattfinden können; daß das regierende Haus in Bayern durch Gräfin Maria Anna von Löwenſtein († 1688) mütterlicher Seits ſelbſt von jenem Sohne Friedrichs des Siegreichen abſtamme, daß ferner Kurfürſt Philipp und König Maximilian in einer Urkunde von 1494 den Grafen Ludwig als ehelich gebornen Sohn des ſiegreichen Kurfürſten bezeichnen, und endlich daß das Haus Löwenſtein bis auf den heutigen Tag das alte pfälziſche Wappen auf ſeinem Mittelſchilde führe.

Zu einer publiciſtiſchen Diskuſſion über dieſe Rechtsfrage war ein geſchichtliches Buch nicht der geeignete Ort; das Thatſächliche iſt an der angeführten Stelle des erſten Bandes, ſo wie es dem Verfaſſer ſich ergab, berichtet und er hat dem dort Geſagten nichts hinzuzufügen. Gern erwähnt er aber die Gründe der Gegner und verweiſt auf die Klüberſche Schrift, um auch hier jeden Schein einer einſeitigen Befangenheit zu entfernen.

Heidelberg, am 25. Juni 1845.

Der Verfaſſer.

---

*) S. die hiſt. Abhandl. aus dem Nachlaſſe Dr. J. L. Klübers. Frankf. 1837.

Digitized by Google

Inhalt.

Drittes Buch.

Vom Tode Otto Heinrichs bis zum Ableben des Kurfürſten Karl. Die Pfalzgrafen der ſimmerſchen Linie bis zu ihrem Ausſterben (1559—1685).

Seite

I. Abſchnitt.

Kurfürſt Friedrich III. (1559—1576).

§. 1. Erſte Regentenhandlungen. Kirchliche und politiſche Zuſtände in der Pfalz bis zur Einführung der ſchweizeriſchen Glaubenslehre . . . . 6— 25
§. 2. Einführung der calviniſchen Lehre; kirchliche Veränderungen bis zum Reichstag von 1566 . . . . . 25— 45
§. 3. Fortgang der kirchlichen Bewegung. Stellung der Pfalz zu den ausländiſchen Calviniſten . . . . . . 45— 60
§. 4. Fortſchritte im pfälziſchen Unterrichtsweſen; die Univerſität, der gelehrte Unterricht; die Volksſchulen . . . . 60— 73
§. 5. Letzte Zeit Friedrichs III.; ſein Tod. Charakter und Familienverhältniſſe . . . . 73— 85

II. Abſchnitt.

Kurfürſt Ludwig VI. (1576 — 1583).

§. 1. Regierungsantritt Ludwigs VI. Völlige Umwälzung im Sinne des Lutherthums (1576—1577) . . . . 85— 96
§. 2. Einführung der Concordienformel. Kirchliche Händel bis zu Ludwigs Tod . . . . 96—114
§. 3. Verhältniſſe zum Reich. Der cölniſche Krieg . . . 114—124
§. 4. Innere Verhältniſſe; Ludwigs VI. letzte Zeiten und Tod 124—132

Digitized by Google

Seite

III. Abſchnitt.

Die vormundſchaftliche Regierung Johann Caſimirs (1583 – 1592).

§. 1. Johann Caſimirs frühere Geſchichte. Regierung in der überrheiniſchen Pfalz 132–142
§. 2. Antritt der Vormundſchaft. Wiedereinführung des Calvinismus in der Pfalz 142–156
§. 3. Veränderungen im Unterrichtsweſen 156–165
§. 4. Caſimirs auswärtige Verhältniſſe. Seine Verdienſte um die Verwaltung des Landes. Sein Tod 165–176

IV. Abſchnitt

Kurfürſt Friedrich IV. (1592 – 1610).

§. 1. Jugend und Erziehungsgeſchichte 176–184
§. 2. Streit über die Vormundſchaft. Amberger Händel . 184–190
§. 3. Auswärtige Verhältniſſe 190–196
§. 4. Die kirchlichen Verhältniſſe der Pfalz. Die Univerſität 196–208
§. 5. Die Regierung des Landes. Gründung von Mannheim. Ambergiſche Zuſtände 208–218
§. 6. Auswärtige Verhältniſſe in Friedrichs IV. letzter Zeit. Die Gründung der Union 218–235
§. 7. Beiträge zur Sittengeſchichte. Friedrichs IV. Familie und Tod 235–247

V. Abſchnitt.

Friedrich V. (1610 – 1632).

§. 1. Die vormundſchaftliche Regierung 247–257
§. 2. Friedrichs V. Vermählung mit Eliſabeth Stuart. Züge aus dem Leben der Zeit 257–276
§. 3. Politiſche Lage im Innern und nach Außen bis zum Ausbruch der böhmiſchen Händel (1619) 276–294
§. 4. Friedrich V. bis zur böhmiſchen Königswahl (Aug. 1619) 294–306
§. 5. Friedrich V., König von Böhmen, bis zur Schlacht auf dem weißen Berge (8. Nov. 1620) 306–333
§. 6. Nächſte Folgen der prager Schlacht bis zur Auflöſung der Union (April 1621) 333–355
§. 7. Friedrich V. bis zum Waffenſtillſtand im Juli 1622 . 355–392
§. 8. Eroberung der Rheinpfalz durch Tilly bis zur Uebertragung der Kurwürde an Bayern (1623) 392–422
§. 9. Kriegsbegebenheiten und Unterhandlungen wegen der Pfalz (1623–1626) 422–462
§. 10. Lage der Pfalz bis zur Landung Guſtav Adolfs (Juni 1632) 462–494
§. 11. Umgeſtaltung der Dinge. Guſtavs Siege im Norden; Befreiung der Pfalz 494–519

Digitized by Google

Seite

VI. Abſchnitt.

Kurfürſt Karl Ludwig (1632—1680).

§. 1. Die vormundſchaftliche Regierung. Wechſelnde Verhältniſſe der Pfalz bis 1636 . . . . 519—542
§. 2. Karl Ludwigs Bemühungen um den Beſitz der Pfalz bis zum weſtphäliſchen Frieden (1632—1648) . . . 542—580
§. 3. Karl Ludwigs Rückkehr in die Pfalz. Erſte Maßregeln der Reſtauration. Vermählung des Kurfürſten und Reiſe auf den Reichstag (1649—1653) . . . . . 580—595
§. 4. Reſtauration der Kirche, der Schulen und der Univerſität (1652) . . . . 595—608
§. 5. Eheſtreit Karl Ludwigs und Vermählung mit Luiſe von Degenfeld (1658), Streitigkeiten mit benachbarten Fürſten und franzöſiſche Kriege (bis 1680) . . . . 608—642
§. 6. Innere Angelegenheiten der letzten Zeit Karl Ludwigs 642—653
§. 7. Verwaltung. Karl Ludwig als Regent des Landes . 653—666
§. 8. Der Hof Karl Ludwigs. Perſönliche Verhältniſſe und Charakter . . . . 666—688

VII. Abſchnitt.

Kurfürſt Karl (1680—1685).

§. 1. Karls Jugend bis zum Antritt ſeiner Regierung (Okt. 1680) 688—695
§. 2. Regierungsgeſchichte bis zu Karls Tod (1680—1685) . 695—712
§. 3. Pfalzgräfin Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans 712—734
§. 4. Ueber die pfälziſchen Linien . . . . 734—745

Viertes Buch.

Vom Tode des Kurfürſten Karl bis zur Auflöſung des pfälziſchen Kurfürſtenthums. Die Pfalzgrafen der neuburgiſchen und ſulzbachiſchen Linie (1685—1802).

I. Abſchnitt.

Kurfürſt Philipp Wilhelm (1685—1690).

§. 1. Philipp Wilhelms frühere Lebensverhältniſſe . . 747—755
§. 2. Regierung des Landes bis zum franzöſiſchen Kriege (1688) 755—766
§. 3. Der orleansſche Krieg bis zu Philipp Wilhelms Tod (1688—1690) . . . . 766—786

II. Abſchnitt.

Kurfürſt Johann Wilhelm (1690—1716).

§. 1. Johann Wilhelms Regierung bis zum Frieden von Ryswick (1690—1697) . . . . 786—805

Seite

§. 2. Der kirchliche Terrorismus unter Johann Wilhelm bis zur Religionsdeclaration (1697—1705) . . . . 805—830
§. 3. Regierung und Hof unter Johann Wilhelm (1697—1716) 830—843
§. 4. Kirche und Univerſität in den letzten Zeiten (1706—1716) 843—853

III. Abſchnitt.

Kurfürſt Karl Philipp (1716—1742).

§. 1. Erſte Jahre der Regierung bis zur Erneuerung des Kirchenſtreites (1716—1719) . . . . 853—858
§. 2. Erneuerung der kirchlichen Streitigkeiten (1719—1736) 858—878
§. 3. Politiſche Verhältniſſe unter Karl Philipp . . . . 878—893
§. 4. Regierung und Hof . . . . 893—905

IV. Abſchnitt.

Kurfürſt Karl Theodor (1742 — 1799).

§. 1. Karl Theodors Regierungsantritt. Aeußere Verhältniſſe bis zum Heimfall von Bayern (1743—1777) . . . 905—919
§. 2. Karl Theodors Regierungsgeſchichte bis zum Heimfall von Bayern (1777) . . . . 919—934
§. 3. Kirchliche Zuſtände (1743—1773) . . . . . . 934—943
§. 4. Wiſſenſchaft und Kunſt . . . . 943—957
§. 5. Karl Theodor, Kurfürſt in der Pfalz und in Bayern (1777—1799) . . . . 957—997
Schluß . . . . 997—1002

Drittes Buch.

Vom Tode Otto Heinrichs bis zum Ableben des Kurfürſten Karl. Die Pfalzgrafen der ſimmeriſchen Linie bis zu ihrem Ausſterben. (1559—1685).

Digitized by Google

Drittes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Kurfürſt Friedrich III. (1559—1576).

Mit Otto Heinrich, dem Großmüthigen, war die alte heidelberger Kurlinie erloſchen und der Zweig der Wittelsbacher, durch den die Pfalz groß geworden war, hatte ſein Ende gefunden. Die Pfalz hatte Urſache genug, die Zeiten der alten heidelberger Kurlinie in dankbarer Erinnerung zu feiern; das Land hatte ſich zu einem geſchloſſenen, gut regierten Ganzen geſtaltet, Wiſſenſchaften und ſchöne Künſte fanden in Heidelberg ihre Heimath, die neue Lehre, die das Volk ſehnlich verlangt, brach ſich Bahn, und ein ſchmuckloſes patriarchaliſch einfaches Verhältniß vereinigte Fürſt und Volk. Friedrich der Siegreiche, der thatkräftige gewandte Schöpfer des neuen pfälziſchen Staats, Philipp der Aufrichtige, der edle Schützer jeder geiſtigen Beſtrebung, Ludwig V. der friedfertige und wohlwollende Regent ſeines Volkes, Otto Heinrich, der Kenner der Wiſſenſchaft und der Kunſt, der Begründer der neuen Glaubenslehre, ſind Fürſten, die ganz Deutſchland mit Ruhm nennen darf.

Die Pfalz aber ſtand am Endpunkte einer durch den Frieden glücklichen Zeit. Aeußere und innere Ruhe, Wohlſtand und geiſtig reges Leben bezeichnen die letzten Jahre der ablebenden

Fürſtenlinie. Es beginnt eine neue an umfaſſender Wichtigkeit noch reichere Epoche; die neuen Regenten greifen mit ihrer Bedeutung über die Gränzen des pfälziſchen Lebens weit hinaus. Von Friedrich III. bis auf Karl Ludwigs Tod iſt kein Kurfürſt, der nicht für ſeine Zeit ein noch größeres Gewicht hätte, als irgend ein Pfalzgraf bei Rhein jemals zuvor. Eine Zeitlang vermißt ſich die neue Dynaſtie, mit Habsburg um das Primat in den germaniſchen Ländern zu ringen, die pfälziſchen Kurfürſten ſcheinen ſich in die Reihe der großen Mächte Europas eindrängen zu wollen, und im Innern blüht Alles, was Kunſt, Poeſie und feine Bildung jener Zeit zu erreichen vermochte; die Zierlichkeit der ſüdlichen Länder, die Eleganz des franzöſiſchen Lebens ſchlägt in der Pfalz ihren Wohnſitz auf, Alles nach Innen und Außen hat einen glänzendern und prächtigern Charakter; ob das Volk deßhalb auch glücklicher war, dieſe Frage wird der Verlauf der zu erzählenden Geſchichte beantworten.

Gewiß aber iſt die ſimmeriſche Linie, mehr als jede andere, durch Talent, Originalität, umfaſſende Tendenzen einer genaueren hiſtoriſchen Würdigung werth. Mag man über die Reſultate ihres hundertzwanzigjährigen Wirkens ungünſtig denken und neben ihren glänzenden Eigenſchaften dem ſtillen, beſcheidenen Verdienſt, dem einfachen und ſchlichten Wirken ihrer Vorgänger gern den Vorzug gönnen, Fürſten wie ſie die Pfalz von 1559—1680 gehabt hat, gebührt immerhin ein Anſpruch auf Unſterblichkeit. Friedrich III., der begeiſterte, männliche Held des Zwinglianismus, das Ideal eines wirklich glaubenseifrigen Fürſten, ſein Sohn Ludwig VI., ebenſo rein, ebenſo edel und warm für die lutheriſche Glaubensanſicht ſchwärmend, wie jener für die ſchweizeriſche; Johann Caſimir, der Kämpfer mit Geiſt und Schwert, der ewig rüſtige und geiſtvolle Verfechter kirchlicher Freiheit, Friedrich IV., treu den Ueberzeugungen des Großvaters und Oheims, an Bildung ihnen faſt noch überlegen, der erſte, der den Zwinglianismus zu einem europäiſch bedeutenden Prinzip zu erheben ſtrebte; Friedrich V., das

jugendlich verirrte Opfer von Glaubenseifer, religiöſer Unklugheit und machiavelliſtiſchen Künſten, der verfolgte, länderloſe, in ſeiner Ueberzeugung unerſchütterte Fürſt, von Natur zu mild und herzensgut für eine eiſerne Zeit, Karl Ludwig, mit vielen Leidenſchaften und Tugenden eines großen Mannes ausgeſtattet, und dann der letzte unglücklich dahinſterbende Sprößling des einſt ſo gewaltigen Hauſes — fürwahr eine inhaltsvolle Geſchichte, reich an Freud und Leid, an wechſelnden Wirkungen des Glückes und des Falles.

Wir erinnern kurz an die Verwandſchaft, in welcher der ſimmeriſche Zweig zur pfälziſchen Stammeslinie ſtand. Als Ludwig III., Kurfürſt Ruprechts Sohn 1410 die Kurwürde antrat, erbte Johann, ſein zweiter Bruder, Neumarkt; Stephan, der dritte, Simmern und Zweibrücken. Neumarkt ſtarb aus und fiel an Kurpfalz zurück; die ſimmerſche Linie blühte fort und ihr älteſter Sprößling, Friedrich, trat jetzt die pfälziſche Kur an. Friedrich, in der Reihe der Kurfürſten der dritte, war bereits zum Manne gereift; er hatte das 44ſte Lebensjahr vollendet. Es war an dem kleinen ſimmeriſchen Hofe ein ſehr reges geiſtiges Leben, und Friedrichs III. Vater, Johann, wird ſelbſt von ausländiſchen Schriftſtellern als ein tüchtiger, wiſſenſchaftlich gebildeter Fürſt gerühmt [1]). Als ſiebzehnjähriger Jüngling machte Friedrich den Krieg gegen die Türken mit; wie bei ſeinen Vorgängern, war ein längerer Aufenthalt an glänzenden Höfen die Schule ſeines Lebens. In Nancy, in Lüttich bei Biſchof Erhard, und am Hofe Kaiſer Karls V. war Friedrichs wechſelnder Aufenthalt. Doch war dieſe katholiſche Umgebung nicht im Stande, ihn vor einem Anflug des Proteſtantismus zu wahren; vielmehr mochte gerade das, was er mit Augen ſah, ſeinen nüchternen ſchlichten Sinn von der Nothwendigkeit der neuen Lehre überzeugen, und es bedurfte nur noch eines unmittelbaren Anlaſſes, wie ſeine Vermählung mit Maria von Brandenburg-Baireuth war, um ihn zum offnen Anhänger des Pro-

1) Thuani hist. l. XIX. c. 5.

teſtantismus zu machen. So ward Friedrich, wie ſein ſtreng reformirter Verehrer Parcus ſich ausdrückt, gleich Moſes in Aegypten an den Höfen der Tyrannen auferzogen und bald ihr größter Gegner.

§. 1.

Erſte Regentenhandlungen. Kirchliche und politiſche Zuſtände in der Pfalz bis zur Einführung der ſchweizeriſchen Glaubenslehre.

Den Reichsgeſetzen gemäß mußte der neue Kurfürſt vom Kaiſer die Belehnung empfangen; Friedrich reiste deßhalb zum Reichstag nach Augsburg und ward dort in Gegenwart vieler Fürſten und ihrer Geſandten, umgeben von ſeinem Kurprinzen und ſeinen Agnaten feierlich belehnt (11. Juli). Das Verhältniß zu den letzteren ward durch ſpätere Verträge geordnet. Nach einem Erbvertrag vom 15. Sept. 1559 trat Friedrichs Bruder Georg das Amt Böckelheim ab, wogegen der Kurfürſt ihm Schloß und Amt Bolanden, die Kellerei Münſterdrieſen, das Dorf Erbesbudesheim und andere Rechte überließ [2]).

Der Reichstag in Augsburg bot, wie alle in jener Zeit, vorzugsweiſe ein religiöſes Intereſſe dar. Kaiſer Ferdinand verſuchte noch einmal, die Proteſtanten zur Theilnahme an dem Concilium zu Trident zu bewegen; allein ſie verlangten, wie früher, daß das Concil dem Bereiche der päbſtlichen Gewalt entzogen werden ſolle, und dies war nicht durchzuſetzen. Andere Streitigkeiten und Beſchwerden knüpften ſich an den augsburger Religionsfrieden von 1555. Die Fürſten waren durch ihn zu geiſtlichen Oberhäuptern geworden und dies veranlaßte unzählige Verwicklungen. Die proteſtantiſchen Fürſten beſchwerten ſich, daß man ſie nicht weit genug gehen laſſe in Ausübung ih-

2) Häberlin Reichsgeſch. IV. 197. 198. Auch mit den Agnaten von Zweibrücken und Veldenz ward ein Vertrag geſchloſſen. Für die zwölftauſend Gulden Einkünfte, die ihnen nach einem Vertrag von 1553 zufallen ſollten, verſprach Friedrich die Hälfte der hintern Grafſchaft Sponheim und Alſenz abzutreten.

rer landesfürſtlichen Rechte; die katholiſchen klagten jene an, daß ſie zu weit gingen; der Kaiſer ſollte hier entſcheiden. Seine Antwort erkennt die Unmöglichkeit an, in ſo verwickelten Rechtsfragen eine befriedigende Entſcheidung zu geben; er verweiſt ſie, was damals das bequemſte war, an die Gerichte. Jene Streitfrage iſt aber nachher immer der Stein des Anſtoßes geweſen, und an dem dreißigjährigen Bürgerkrieg hat ſie nicht den geringſten Antheil gehabt [3]).

Während dieſer Zeit waren in der Pfalz Kirchenſtreitigkeiten ausgebrochen, die in ihrer weiteren Geſtaltung mit der allgemeinen Geſchichte nicht minder eng verknüpft ſind, als mit der pfälziſchen; ſie greifen in die frühere Regierung zurück und hängen mit der großen Spaltung zuſammen, die bereits ſeit längerer Zeit den jungen Proteſtantismus in ſich ſelbſt entzweite.

Die Pfalz war bis jetzt von dem Gezänk der Lutheraner und Calviniſten frei geblieben; das Lutherthum war dort früher in zu entſchiedenem Uebergewicht, als daß Rivalität oder Feindſchaft hätte entſtehen können. Es mochte dabei freilich nicht an Leuten fehlen, die ſich von Zwinglis freierer theologiſcher Anſicht mehr berührt fühlten als von dem ſtrengen Lutherthum, deſſen Dogmatik noch hart an den Gränzen der katholiſchen Kirche ſtand; ja es iſt gewiß, daß die ſchweizeriſche Reformation auch hier bereits an einzelnen Stellen ins Volk eingedrungen war. An der Univerſität mußte ſich ohnedies der Zwieſpalt bald regen; je mehr Otto Heinrich durch neue Berufungen die Univerſität zu heben ſuchte, deſto eifriger und wärmer mußten die großen Zeitfragen zur Beſprechung kommen. Der Hauptpunkt, um den es ſich handelte, das weſentlichſte Myſterium der Kirche, war zu bedeutend, als daß die verſchiedenen Meinungen darüber nicht bald ſich hätten feindſelig berühren müſſen. Melanchthons Einfluß namentlich zog die Mehrzahl von Luthers Dogma zur milderen Anſicht ihres berühmten Landsmannes hinüber, auch war die Verbindung zwiſchen den

3) Lehmannus contin Frankf. 1709. S. 79 ff.

Heidelberger Theologen und denen zu Straßburg und in der Schweiz immer eine ſehr genaue geweſen und trug viel dazu bei, die Pfälzer den Anſichten der Schweizer zu nähern. Schon in den fünfziger Jahren unterſchied man Theologen vom ſtrengſten Dogma Luthers, Lutheraner milderer Faſſung und Anhänger der ſchweizeriſchen Abendmahlslehre, man nannte ſie Lutheraner, Philippiſten, Zwinglianer, und jede neue Beſetzung der Lehrſtellen an der Univerſität ſetzte alle geheimen Triebfedern einer noch im Stillen gährenden Glaubenswuth in Bewegung.

Kurfürſt Otto Heinrich ſelbſt war Freund und Verehrer Melanchthons geweſen, da kamen denn Manche nach Heidelberg, die mehr Melanchthons Schule als der Luthers angehörten. Sobald der Zwieſpalt ausbrach, neigten ſich dieſe Freunde der vermittelnden, toleranten Anſicht natürlich lieber zur nüchternen, verſtändigen Auffaſſung der Schweizer, als zum ſtarren, buchſtabengläubigen Lutherthum — Philippiſten und Reformirte verbanden ſich gegen Lutheraner. Dieſe Spaltungen durchdrangen damals alle Kreiſe; im Volke, wie in der nächſten Umgebung des Kurfürſten und an der Univerſität waren die drei Anſichten vertreten. Der Kirchenrath ſelbſt enthielt nur einen ganz ſtrengen Lutheraner, den bald vielgenannten Thilemann Heßhus, und auch dieſer war durch Melanchthon empfohlen und benahm ſich bisher als deſſen Anhänger; neben ihm ſtanden zwei Philippiſten und zwei erklärte Zwinglianer [4]). Am Hofe waren der Hofrichter von Venningen und der Kanzler von Minkwitz eifrige Lutheraner, die Grafen von Erbach philippiſtiſch d. h. gemäßigt zwingliſch geſinnt; an der Univerſität waren mit Ausnahme der Theologen die bedeutendſten Namen der übrigen Fakultäten, die Juriſten Ehem, Cirler, die Philologen Grynäus und Xylander, und namentlich der treffliche, vielſeitig gebildete Mediziner Th. Eraſt der ſchweizeriſchen Lehre zu-

---

4) S. Wundts treffliche Abhandlung in ſeinem Magazin II. 106.

gethan [5]). Ja von den Theologen ſelbſt gehörte Boquinus dieſer Anſicht zu.

Noch war indeſſen der widrige Glaubensſtreit, der damals bereits das proteſtantiſche Deutſchland anfing in Bewegung zu ſetzen, in der Pfalz nicht zum Ausbruch gekommen, eben weil hier die in der Zeit gährenden Widerſprüche noch nicht klar und beſtimmt genug ausgebildet waren, um einen dogmatiſchen Streit zu veranlaſſen. Dazu ſollte es jetzt bald kommen. Otto Heinrich hatte auf Melanchthons Empfehlung den Thilemann Heßhus zum Generalſuperintendenten gemacht, und dieſer, obwohl ſcheinbar Melanchthons Richtung zugethan, gehörte zu der Klaſſe wilder Zeloten, wie ſie der Fanatismus jener Zeit in abſchreckender Geſtalt hat hervortreten laſſen. Er mochte bisher unter Melanchthons Augen ſich ſelbſt noch nicht ſo klar geworden ſeyn über ſeine theologiſche Ueberzeugung [6]): jetzt, wo er allein ſtand unter Fremden, als hoher Kirchenbeamter, trat die ſtrengere Anſicht, die ſeiner Individualität zuſagte, recht hervor; der ihm angeborne Geiſt des Widerſpruchs, und die wilde Heftigkeit eines verketzernden Fanatismus gab dann ſeinem Auftreten bald eine Richtung, die weder Melanchthon, als er ihn empfahl, noch der Kurfürſt, als er den Empfohlenen berief, geahnt hatten.

Es bedurfte nur eines kleinen Anlaſſes zum offenen Ausbruch, und der Anlaß gab ſich bald. Otto Heinrich ließ ſich (1558), als dem letzten ſeines Geſchlechts, in der h. Geiſtkirche ein Monument ſetzen. Die Künſtler des Fürſten mochten auch hier, wie ſie es bei dem Schloßbau gethan hatten, heidniſche Erinnerungen mit chriſtlichen Bildern vermiſcht haben; genug es erregte bei einigen Predigern Anſtoß, der Kurfürſt wandte

5) Wundt a. a. O. S. 41 f.

6) Daß er in Wittenberg ſeine wahre Anſicht verhehlt oder in Heidelberg nachher aus Oppoſitionsſucht ſich auf die Seite des ſtrengſten Lutherthums geſtellt habe, mag ihm wohl nur der Partheigeiſt vorgeworfen haben; Perſönliches kam freilich genug hinzu, ſeine Handlungen zu beſtimmen, doch waltete in ihm der kirchliche Fanatismus vor.

ſich an den Superintendenten Heßhus [7]), und der ward zum Vertheidiger des Denkmals, vielleicht weil er hinter der Verdammung deſſelben die Bilderſtürmerei der Reformirten witterte. Doch für diesmal war es vergebens; ſchon der leiſe Widerſpruch einiger anderer Geiſtlichen war dem behutſamen, wahrhaft frommen Kurfürſten Grund genug, den Stein des Anſtoßes wegzunehmen.

Heßhus war damit aber nicht befriedigt; ſeine perſönliche Gereiztheit richtete ſich namentlich gegen W. Klebitz, den Diakonus an der h. Geiſtkirche, und die Heftigkeit ſeiner Gegner, die ſtarre Hartnäckigkeit, die Leuten der Schule in ſolchen Dingen eigen iſt, hat alles Mögliche dazu beigetragen, den längſt glimmenden Funken zu lauter Flamme anzufachen. Es ſollte ein Geſangbuch geſammelt werden, Heßhus wollte nur Lieder von Luther, die andern auch einige von Melanchthon und Bucer aufgenommen haben; ſogleich war Heßhus mit ſeiner Ketzerriecherei wieder bereit, und die Art ſich zu benehmen, ſeine kecke Manier, den proteſtantiſchen Pabſt zu ſpielen, zog in den gelehrten Kampf bald alle gehäſſigen Leidenſchaften ſeiner beleidigten Collegen herein. Die Sache drohte ſchon ſo heftig zu werden, daß Otto Heinrich als weltlicher Schiedsrichter dazwiſchen treten mußte; ehe aber noch der Streit ſein Ende gefunden, ſtarb der Kurfürſt, und der eigentliche Kampf zog ſich in die Regierung ſeines Nachfolgers hinüber.

---

7) Dieſer Heßhus hat nachher in Goslar, Roſtock, Magdeburg, Weſel, Jena gewirkt, das Bisthum Samland inne gehabt und iſt auf einem theologiſchen Lehrſtuhl zu Helmſtädt geſtorben. Vgl. Plank Geſch. des proteſt. Lehrbegr. V. 2. 330. In der Geſchichte der theologiſchen Zänkereien und des lutherſchen Pfaffenthums im XVI. Jahrhundert bildet er den rothen Faden. In Roſtock belegte er den Bürgermeiſter, in Magdeburg den ganzen Magiſtrat mit dem Banne; allenthalben ging er ſchimpfend und ſtreitend weg. Und doch war dieſer Mann hoch angeſehen und geſucht in ſeiner Zeit; „es ſcheinet alſo," wie der treffliche D. L. Wundt bemerkt, „daß man zu dieſer Zeit die theologiſche Zankſucht für eine Tugend anſah." — Die Menſchen bleiben aber ſtets dieſelben und wer einen ruhigen Blick auf unſere Zeit wirft, in dem muß ſich wohl ein leiſer Zweifel an der beliebten Lehre von dem „Fortſchritt" der Menſchheit kund thun.

Diesmal nahm der Streit zugleich einen Anfang, der in den Glaubensverſchiedenheiten den weſentlichſten Angelpunkt bildete — die Abendmahlslehre. Bernhard Heramer, Lehrer zu Edenkoben, ſollte der zwingliſchen Lehre huldigen; welch erwünſchte Gelegenheit für Thielemann Heßhus, den Ketzerrichter zu ſpielen! Er ſchrieb eine Schrift gegen die Lehre Zwinglis und Calvins, warf ihnen aber in ſeinem blinden Eifer Dinge vor, die nicht auf ſie paßten. Jetzt ging Klebitz ſeinem Gegner zu Leibe, beſchuldigte ihn der Verdrehung der reformirten Lehre und erinnerte an Neuerungen im Cultus, deren ſich Heßhus eine ganze Menge erlaubt haben ſollte. Schon nahmen die Geiſtlichen Parthei, die ſogenannten Philippiſten verbanden ſich mit den erklärten Zwinglianern gegen das ſteife Lutherthum, bald wurde auch die Univerſität hinein verflochten. Ein Gelehrter aus Gröningen, Stephan Sylvius, will ſich in Heidelberg die Doctorwürde erwerben (Febr. 1559); er ſcheint aber nicht nur dem Zwinglianismus geneigt, ſondern auch, weil er ſich weigert, in wiſſenſchaftliche Verhandlungen Invectiven und Verdammungsſprüche einzuſtreuen [8]), des Katholicismus verdächtig; daher ſich dann der fanatiſche Heßhus, damals Decan der theologiſchen Facultät, nicht bedenkt, ihn zugleich der Ketzerei und des Papismus anzuklagen. Seines Widerſpruchs ungeachtet promovirt die Facultät den fremden Theologen (März) und wird dafür von dem Superintendenten mit den gröbſten Schimpfwörtern belegt. Wenige Wochen zuvor war Kurfürſt Otto Heinrich geſtorben.

Der Streit hatte ſchon jetzt eine ſehr gehäſſige Geſtalt angenommen; bei der Perſönlichkeit der beiden Hauptkämpfer hat-

---

8) In den Actis Univers. VII. fol. 825 ff. iſt eine ausführliche Darlegung dieſer Händel, woran aber das nicht Aktenmäßige ſehr mit Vorſicht zu gebrauchen iſt; denn ſowohl der Rector als die Univerſität hatte in dieſer Sache Parthei gegen Heßhus genommen. Doch iſt dort mit Heßhus eignen Worten als Anklage gegen Sylvius hervorgehoben: *quod recuset errores papistarum publica disputatione convellere et condemnare.*

ten ſich bald Rückſichten der Selbſtliebe und des Haſſes mit lebhaftem religiöſem Intereſſe innig vermiſcht, und das religiöſe zuletzt völlig verſchlungen. Heßhus, voll pfäffiſchen Hochmuthes, hatte ſtarkes Gelüſte, den lutheriſchen Pabſt zu ſpielen; Klebitz, ohne alle feſte Haltung, überließ ſich der Leidenſchaft gegen ſeines Gegners Perſon. Friede zu halten war beiden gleich ſchwer; mit ächter Klopffechterkunſt ſuchte einer dem andern eine Blöße abzulauern. So reiste Heßhus in ſeine Vaterſtadt Weſel; während der Zeit disputirte Klebitz über ſieben Theſes, die allerdings mehr calviniſch als lutheriſch waren und ließ ſich zum Baccalaureus der Theologie erheben. Jetzt klagte Heßhus nach ſeiner Rückkehr den Gegner laut der Ketzerei an.

Es war um dieſelbe Zeit, als Kurfürſt Friedrich den Reichstag in Augsburg beſuchte; da brachen denn vollends die letzten Schranken der Mäßigung. Zwar hatte Friedrich den Grafen von Erbach als Stellvertreter zurückgelaſſen; allein dieſer beſaß theils nicht Anſehen genug, theils war ſeine ruhige Mäßigung gegenüber dem geiſtlichen Fanatismus eine ohnmächtige Waffe. Sie hatten ihm freilich verſprochen, vor der Hand zu ſchweigen; allein die Wuth des Superintendenten kannte bald keine Gränzen mehr, und als der Graf ihm Ruhe gebot, belegte er ihn mit dem Banne und nannte Klebitz von der Kanzel herab einen Teufel, oder was ihm eben ſo arg war, einen Arianer. Die gehäſſigſten Anſchuldigungen, die prieſterlichem Neide und Eigennutz entſtrömen konnten, goß er über ihn aus, ja er ging ſo weit, Klebitz am Altar von dem Genuſſe des h. Abendmahls zurückzuſtoßen, und es kam „zu Gottes Ehre“ an geheiligter Stätte beinahe zu einem Handgemenge. Der Hof, die Univerſität, alle Gebildeten waren in Partheien geſpalten oder neigten ſich auch wohl zu Klebitz; der große Haufe war, wie gewöhnlich, für den welcher den Fanatismus am weitſten trieb, alſo diesmal für Heßhus [9]).

9) Alting hist. eccles. p. 177.

Endlich kehrte der Kurfürſt zurück; er kam gerade recht, um zu ſehen, wie ſie ſich öffentlich in den Kirchen ſchmähten und die Kanzeln zum Schauplatz des gemeinſten Schimpfens herabwürdigten [10]). Friedrich III. verlangte eine ruhige Darlegung der Glaubensanſichten, aber zu derſelben Zeit, wo Heßhus dieſer Forderung entſprach (1. Sept.), tobte er wie ein Raſender von der Kanzel herab, obwohl der Kurfürſt namentlich geboten hatte, auf der Kanzel von dem Streite zu ſchweigen. Immer noch ſuchte Friedrich die Ruhe zu erhalten; er ſchlug eine vermittelnde Glaubensformel über das Abendmahl vor, gebot aber aufs entſchiedenſte den Frieden. So ward für den Augenblick die Ruhe hergeſtellt; es mußte aber auch jeder Anlaß zu neuen Streitigkeiten abgeſchnitten und die ſtörenden Formen, die den Partheigeiſt wieder neu anregten, beſeitigt werden. Der Kurfürſt war zwar von Natur der klaren, nüchternen Auffaſſung Zwingli's mehr verwandt und allem Myſtiſchen abgeneigt, allein noch immer hing er dem Lutherthum offen an [11]); erſt jetzt war er auf die beiden Gegenſätze der Theologie aufmerkſam geworden. Um ſowohl ſich ſelbſt als ſeinen Unterthanen eine klare Anſicht zu ſchaffen, ließ er Melanchthon um ein Gutachten bitten; nun war aber Niemand den theologiſchen Klopffechtereien mehr abgeneigt, als dieſer; Niemand ſtand unbefangener über den dogmatiſchen Spitzfindigkeiten der Zeitgenoſſen und kein Theologe verſtand es beſſer, den wechſelnden Strömungen der Zeit ſich biegſam anzubequemen. Von dem Manne, der in den ſchwierigen Zeiten des augsburger Interim zur ruhigen Annahme, zum geduldigen Abwarten

---

10) Der Ton dieſer Diatriben war ſo beſchaffen, wie es ſich von der theologiſchen Urbanität dieſer Zeit erwarten ließ. So nannte (nach Alting S. 178) einer den andern „eine Sau, die den Weinberg Gottes verderbe."

11) Der Erzieher Pf Chriſtophs ward noch in ſeiner Beſtallung vom Okt 1559 angehalten, ſeinen Zögling nach der „augsb. Confeſſion und fürnemlich D. Martini Luthers ſel." Catechismus zu unterrichten. Handſchr. Pf. Copial. XXXV. fol. 5.

gerathen hatte, der ſchon früher bereit geweſen aus Liebe zum Frieden eine ſich dem Katholicismus ſehr ſtark nähernde Glaubensformel anzunehmen, und der ſeinen großen Freund Luther, von dem er das meiſte Licht, das ihn umgab, empfangen hatte, im Momente der Gefahr desavouirte, von dem ließ ſich wohl am erſten ein vermittelndes Wort zur gegenſeitigen Annäherung erwarten. Die letzten Händel wegen der Abendmahlslehre, die widrigen Verirrungen einer ſchrankenlöſen Glaubenswuth mochten ihm ohnehin jedes ſtarre Dogma verleiden; drum billigte er nicht nur des Kurfürſten Benehmen und tadelte das Auftreten von Heßhus, ſondern ſchlug eine gemilderte Glaubensformel vor, die ſich der reformirten Lehre vom Abendmahl weſentlich näherte. Indem er das geiſtige und innerliche Element des Abendmahls hervorhob, ſuchte er durch eine verſtändliche Exegeſe [12]) die fremdartigen Deutungen der Schriftworte zu beſeitigen.

Die ſtrengeren Lutheraner mochten darüber erbittert ſeyn, ſo viel ſie wollten [13]), für die Pfalz war das Gutachten vom größten Gewicht. Es war Melanchthons letztes Reformationswerk, aber eines ſeiner wirkſamſten, und wie ſich der erſte Keim der neuen Lehre an Luthers Erſcheinen in Heidelberg anknüpfte, ſo ward der künftigen Entwicklung der pfälziſchen Kirche durch Melanchthon der fruchtbare Anſtoß gegeben. Vor Allen Friedrich **III.** fühlte ſich durch die melanchthonſche Erklärung über-

12) Die betreffende Stelle lautet: **In hac controversia optimum esset, retinere verba Pauli: Panis quem frangimus,** *Κοινωνία ἐστὶ τοῦ σώματος*; **et copiose de fructu coenae dicendum est, ut invitentur homines ad amorem hujus pignoris et crebrum usum. Et vocabulum** Κοινωνία **declarandum est.** ***Non dicit mutari naturam panis,*** **ut** ***papistae dicunt. Non dicit ut Bremenses, panem esse substantiate corpus Christi. Non dicit, ut Hesshusius, panem esse verum corpus Christi sed esse*** Κοινωνίαν **i. e.** ***hoc quo fit consociatio cum corpore Christi.*** Deutſch ward die Stelle mitgetheilt in dem „Gründlichen Bericht vom heil. Abendmahl." Heid. 1564. fol. 167.

13) Vgl. z. B. den lutheriſchen Verf. der „Gründlichen Hiſtorie Augsb. Confeſſion."

zeugt; er war entſchloſſen, die Formel, die ein Uebergang war zum reformirten Bekenntniß, allgemein einzuführen und die Verdrängung des ſtrengen Lutherthums allmählig vorzubereiten; von Schritt zu Schritt ward er jetzt fortgeführt bis zur völligen, entſchiedenen Abſchaffung.

Schon die Einführung der Formel erregte vielen Widerſpruch. Wie die Lutheraner dachten, ſpricht des Kurfürſten Hofrichter, Erasmus von Venningen, in ſeinen Briefen aus; er bejammert den Untergang der Kirche in den ſchmerzlichſten Ausdrücken und ſpricht von den neuen Einrichtungen wie von einem Werke des Teufels. Wie ſich aber die Anhänger der neuen Formel als überlegen zeigten und die Reform ihren Fortgang nahm, ſah ſich Venningen bewogen abzudanken. Selbſt ein ſo auffallender Schritt, die Schriften der lutheriſchen Theologen und die Abmahnungen der lutheriſchen Fürſten konnten Friedrich III. nicht zurückhalten; ein Charakter wie der ſeine ward durch den Widerſtaud am meiſten gehoben. Zum Glück war die Maſſe der Bevölkerung der neuen Anſicht geneigt und gewaltſame Schritte, wie ſie der unſelige Grundſatz **cujus regio ejus religio** hervorrief, kamen wenigſtens nicht gleich anfangs vor. Ja es ließ ſich nicht verkennen, daß Friedrich III. anfangs nur Duldung für die calviniſirende Anſicht bezweckte, und die Lutheraner keineswegs zwingen wollte, zwiſchen ihrem Amte und ihrer Ueberzeugung die harte Wahl zu treffen; allein der ſteigende Kampf brachte ſeine eigene Anſicht mehr zur Reife und rief deßhalb auch entſchiedenere Maßregeln in ihm hervor.

Schon aus einzelnen Schritten, womit der Kurfürſt die Klöſter und andere Einrichtungen der römiſchen Kirche bedrohte, mochten die Lutheraner ahnen, daß er darauf ausging, ſich viel entſchiedener als ſie ſelbſt von der alten Kirche loszureißen [14]; bald gab es einen Anlaß, die Entfernung noch zu vergrößern. Friedrichs III. lutheriſche Tochtermänner, die ſächſiſchen Herzoge von Gotha und Weimar, waren voll Beſorgniß über ihres

14) S. Fechts epist. theol. II. 80.

Schwiegervaters Plane; ihn zurückzuhalten, griffen ſie zu einem Mittel, das ſich unter ähnlichen Umſtänden ſtets als ebenſo erfolglos bewieſen hat, zu einem Religionsgeſpräch [15]). Sie kamen im Juni 1560 nach Heidelberg und brachten Mörlin und Stöſſel, zwei ſächſiſche Lutheraner mit ſich, den pfälziſchen Kurfürſten und ſeine Meinungsgenoſſen zu bekehren. Fünf Tage lang disputirten ſie mit Peter Boquinus; in vierundzwanzig weitläufige Theſen zogen ſie ihre Anſichten vom Abendmahl auseinander, während die Gegner die ihrigen in ſieben kurze Sätze zuſammengedrängt hatten [16]). Etwas ſicheres ward auch hier aus dem theologiſchen Kampfe nicht entnommen; ſchroffere Abſcheidung der Meinungen, perſönliche Mißſtimmung war auch hier das überwiegende Reſultat. Wie aber ſolche Geſpräche die Gegenſätze ſchärfer zum Bewußtſeyn bringen, wiſſen wir aus Luthers Geſchichte, für den eine ſolche Disputation der eigentlich entſcheidende Moment des Abfalls ward; auch auf Friedrich **III.** übte die Disputation vom 3. Juni 1560 ihren weſentlichen Einfluß. Er nahm wohl die ſelbſtbewußte Sicherheit und Gewandtheit der ſächſiſchen Theologen wahr, aber ſein Urtheil gab der Mäßigung und tüchtigen Begründung der andern den Vorzug [17]). So ward die Disputation zu einem Wendepunkt; mochten die Kämpfer ſich gegenſeitig verketzern, mochte ein langer Streitſchriftenwechſel erfolgen, woran nicht nur die Betheiligten, wie Heßhus u. A., ſondern auch Calvin ſelbſt und Beza Theil nahmen, eines war entſchieden: des Kurfürſten Bekehrung zum Calvinismus.

Gleich die erſten Schritte, die jetzt folgten, waren Vorbereitungen zu einer völligen Umgeſtaltung. Allenthalben ward die äußere Form des Cultus ihres übrigen Glanzes entkleidet, die zwingliſche Einfachheit und Nüchternheit trat an die Stelle, die

---

15) Hospinian. hist. sacr. II. p. 266. Von Alting p. 181 wird die Veranlaſſung Friedrich zugeſchrieben.

16) S. Struve Pf. Kirchenh. S. 94 ff.

17) Die Aeußerung Friedrichs ſ. bei Alting p. 182.

Kirchenfeſte der Maria und der Heiligen wurden abgeſchafft, Altäre, Taufſteine, Hoſtien, Orgeln, Geſang, Bilder verſchwanden, ſogar die Statue, die Philipp dem Streitbaren von ſeinem kunſtſinnigen Bruder Otto Heinrich in der heil. Geiſtkirche war geſetzt worden, wurde mit einem ſchwarzen Tuche verhüllt und die Kirchen alle in Bethäuſer umgewandelt. Es waren von außen berufene Theologen, namentlich Caspar Olevian, dann die heidelberger Prediger und die weltlichen Räthe Graf Erbach, der Schüler Calvins, der Kanzler Chriſtoph Probus, ſeine Räthe Chriſtoph Ehem, Wenzel Zuleger, Stephan Cirler, die ihn dabei unterſtützten. Zwar hatte man noch die augsburger Confeſſion, wie ſie Melanchthon gemildert, zu Grunde gelegt; indeſſen waren alle jene Maßregeln doch nur das, was ſie ſchienen — Vorboten der völligen Einführung des Calvinismus. Verfolgte Calviniſten, wie Olevian, fanden in Heidelberg eine Zuflucht, und die Glaubensformel, die man zu gleicher Zeit vorbereitete, enthielt ſchon den Kern der neuen Lehre. Welch ein Geſchrei die ſtrengen Lutheraner über den Abfall der Pfalz erhoben, läßt ſich denken; Johann Friedrich von Sachſen-Gotha ließ ſich von ſeinen lutheriſchen Geiſtlichen als Sprachrohr gebrauchen und ſchrieb einen Brief voll von Anklagen, aus dem die ganze Gereiztheit eines engen theologiſchen Sinnes ſpricht. Auch der treffliche Herzog von Würtemberg, im Jahre zuvor bei einer Unterredung mit ſeinem Nachbar ganz einig, wandte ſich jetzt an Friedrich, wie an einen ſchwer Verirrten. Die kraftvollen Antworten die der Kurfürſt gab [18], geben ein ſchönes Zeugniß von ſeiner Perſönlichkeit; klar und ſeines Rechtes bewußt tritt er mit Beſcheidenheit und doch ſehr feſt den dogmatiſchen Einwürfen ſeines fürſtlichen Freundes entgegen.

Unverdroſſen ſetzte er ſein Reformationswerk fort. Die theologiſchen Lehrſtellen wurden mit reformirten Lehrern beſetzt,

---

18) Monum. piet. 303–309.

auf den geſammten Schulunterricht die Einflüſſe der neuen Lehre ausgedehnt. Widerſtand bei den Unterthanen fand es im Allgemeinen nicht; wohl aber war Ungewißheit und Zweifel über das Rechte die unvermeidliche Folge. Darum mußte allen Gutdenkenden daran liegen, etwas feſtes, Poſitives den Zerwürfniſſen entgegen zu ſtellen; denn ſchon jetzt war in Sachſen ein ketzerrichtendes Forum der ſtrengen Lutheraner aufgeſchlagen worden, das dem jungen Proteſtantismus die gefährlichſte Spaltung drohte. Darum hatten die Fürſten, namentlich Friedrich und der Herzog von Würtemberg, an eine Ausgleichung, ohne die Theologen beizuziehen, gedacht und der Kurfürſt meinte die am beſten zu erreichen durch eine neue Unterſchrift der augsburgiſchen Confeſſion. So wenig dachte er ſelbſt noch an eine offene Trennung von dem gemäßigten Lutherthume.

Als man ſich darüber verſtändigt hatte, ward eine Zuſammenkunft nach Naumburg verabredet [19]); die Geſinnungen aber, womit man kam, waren ſehr verſchieden, die Mehrzahl wollte eine aufrichtige Ausgleichung, und war auch wohl zu einer Conceſſion bereit, wenn nur dem wachſenden Zwieſpalt in der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt vorgebeugt würde; man wollte es dann dem Kaiſer vorlegen, und der römiſchen Kirche, die ſich an dem Zwieſpalt des Proteſtantismus ſchadenfroh weidete, zeigen, wie ſehr es der neuen Kirche um Einheit und Frieden zu thun ſey. Mit ſolchen Geſinnungen kamen Pfalz, Brandenburg, Würtemberg, Heſſen, Baden, Anhalt, Pommern im Febr. 1561 in Naumburg zuſammen; Johann Friedrich von Sachſen und Meklenburg waren anderer Anſicht. Ihre Theologen betrachteten den naumburger Convent, wie der Pabſt ein Concilium; ſie wollten ſiegen und die Andersgläubigen verdammen. Der Erfolg war unter ſolchen Umſtänden vorauszuſehen.

Die Majorität war bereit, der augsburgiſchen Confeſſion, wie ſie Melanchthon in vermittelnder Abſicht revidirt, Eingang

---

19) Vgl. Thuan. lib. XXVIII. c. 21 und Hönn Geſchichte des naumburger Convents.

zu verſchaffen; damit war ein Mittelweg gefunden zwiſchen den ſchneidenden Gegenſätzen des ſtrengen Lutherthums und des getrennten Zwinglianismus. Damit konnte Pfalz ſich beruhigen, auch die Mehrzahl der übrigen war zufrieden, nur Johann Friedrich von Sachſen ſchien nicht nachgeben zu wollen. Viel ward darüber hin und her geſtritten; wie der Herzog merkte, daß er unterliegen werde, entfernte er ſich (23. Febr.) und alle Bemühungen, ihn zu einem verſöhnlichen Benehmen zu bewegen, waren fruchtlos. Den Uebrigen ward es nun leicht ſich zu vereinigen; die revidirte augsburgiſche Confeſſion mit einer erläuternden Vorrede ward unterſchrieben und dem Kaiſer das Ganze übergeben. Auf dieſe Weiſe ward der naumburger Convent, auf dem die ſächſiſchen Zeloten ihre Gegner zu vernichten hofften, ein Sieg für die calviniſirenden Tendenzen; die ſtrengen Lutheraner betrachteten ihn auch ſo und waren über den friedlichen Ausgang ſehr ungehalten [20]. Für Kurpfalz war aber der erſte Anfang gemacht zu jener Entfremdung von der ſächſiſchen Orthodoxie, und im Laufe der Zeit iſt es den Theologen dort gelungen, die ganze Sympathie des lutheriſchen Norddeutſchlands der kalviniſchen Pfalz zu entziehen.

Das lebhafte Intereſſe Friedrichs III. für die kirchlichen Angelegenheiten zogen ihn von den weltlichen Regierungsgeſchäften nicht ab; vielmehr hatte die Pfalz ſeit langer Zeit keinen tüchtigeren und eifrigeren Regenten geſehen. Unter den drei letzten Kurfürſten war Otto Heinrich mehr Gelehrter als Regent, Friedrich II. ſein Lebenlang kein guter Haushalter geweſen, nur Ludwig V. überwachte, ſeine Jagdliebhaberei und Bauluſt abgerechnet, mit Sorgfalt den geordneten Gang der pfälziſchen Verwaltung. Aber ihm fehlte der Geiſt und die Regſamkeit Friedrichs III.; in der Wahl ſeiner Räthe hatte er ohnedies nie ſonderliches Glück gehabt. Das wurde anders, ſeit Friedrich die Regierung antrat; Alles erhielt einen ſtrengen, ſittlichen Charakter; die ſorgloſe Verwaltung im Innern, die

---

20) Fecht epist. III. 21.

höfiſche Verſchwendung Friedrichs II. ſammt allen materiellen und moraliſcheu Folgen blieb aus des neuen Kurfürſten nüchterner, zwingliſch einfacher Umgebung entfernt; dagegen ward für wirkliche Reformen und eine tüchtige Regierung mehr geleiſtet, als ſeit des ſiegreichen Kurfürſten Zeit geſchehen war. Eine Menge neuer wohlthätiger Schöpfungen werden wir unter ihm entſtehen ſehen, das pfälziſche Land gelangte zu der behaglichen Wohlhabenheit, die bei den reichen Hülfsquellen des Landes ihm zu verſchaffen einer geordneten Verwaltung nicht ſchwer ſeyn mußte. Eine weſentliche Unterſtützung dazu fand Friedrich an ſeinen Rathgebern, die in Weſen und Ueberzeugung mit ihm übereinſtimmten; die erſte Würde, die des Hofmeiſters, bekleidete Graf Georg von Erbach, der zu Genf ſelbſt unter Calvin ſeine religiöſe Bildung erhalten hatte, und deſſen Brüder Eberhard und Valentin, wie er, als tüchtige und gewiſſenhafte Beamte geſchätzt waren. Kanzler war Chriſtoph Probus, ein geborner Pfälzer, von ähnlicher, kirchlicher Bildung und einer Geſchäftsgewandtheit, die ihn während Friedrichs ganzer Regierung zu einem der einflußreichſten Männer machte. Als einer der bedeutendſten Räthe, der unter den Nachfolgern eine Rolle ſpielte, wird er noch oft zu nennen ſeyn; ſeine allſeitige, juriſtiſche und klaſſiſche Bildung, die er ſich zum Theil in Italien erworben hatte, machte ſeine Stimme in allen Unterrichtsangelegenheiten zu einer ſehr gewichtigen.

Die erſte Sorge betraf eine genauere Beſtimmung in der Verwaltung und dem Beamtenweſen; beides war unter den früheren Regierungen in Verwirrung gerathen [21]. Die höheren Beamtenſtellen mußten jetzt ſchon reicher dotirt werden, als früher, denn in dieſe Zeit fällt der allmählige Umſchwung materieller Verhältniſſe; einerſeits die geſteigerten Bedürfniſſe des Lebens, andererſeits der ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts immer mehr verringerte Geldwerth. Ein Großhofmeiſter der

---

21) Quelle für das Folgende iſt „Pfalzgr. Friedrichs Churf. Dienerbuch“ auf dem karlsr. Archiv.

Pfalz erhielt jetzt ſchon, außer der freien Wohnung und 40 Malter Korn, 6 Fuder Wein, 3 Ochſen, endlich dem Futter für 10 Pferde, eine baare Beſoldung von 1000 fl., eine nach dem damaligen Geldwerth immerhin bedeutende Summe; ein Rath bei der Regierung erhielt 150 — 200 Gulden, der pfälziſche Hofrichter 200 Gulden, außer bedeutendem Ertrag an Naturalien. Das Beamtenweſen in der Verwaltung ward durch Friedrich einfach und gut geregelt; in den einzelnen Aemtern war ein Amtmann in den bedeutenderen Städten ein Fauth angeſtellt, die neben bedeutenden Naturalien eine Beſoldung von 50 — 100 Gulden bezogen; neben ihm ſtand etwa in gleichem Range der Landſchreiber in einzelnen Aemtern, durch den auch die Eintreibung der Landeseinkünfte beſorgt ward. In vielen dieſer Stellen findet man, wie früher, den pfälziſchen Adel, allein auch hiefür iſt dieſe Zeit eine Epoche der Kriſis; denn niemals zuvor ſind ſo viele Juriſten in dem Verwaltungsweſen anzuführen, als damals.

Für Verwaltung der Einkünfte, namentlich der Domainen, war ein **Keller** beſtellt, der außer der Beköſtigung in Naturalien eine Beſoldung von 20 — 40 Gulden bezog; dann gab es Landzoller und Umgelder, die etwas niedriger geſtellt waren, und bei Verwaltung der Landeseinnahmen Kammerknechte, Nachſchreiber und Zollſchreiber; bei dem letzten belief ſich außer den Naturalien die Beſoldung wohl auf 70 Gulden und drüber. Auch für das Forſtweſen war geſorgt; ein reitender Förſter im Amt Germersheim erhielt 12 Gulden, 6 Malter Korn und 12 Malter Haber, und ein Forſtmeiſter über alle Aemter auf dem linken Rheinufer bezog außer anſehnlichen Naturalien einen Gehalt von 20 Gulden.

Auch auf die Policei dehnte ſich Friedrichs III. Fürſorge aus; hier war es das kirchliche Princip, welches vorwaltete, und die Policeiordnung von 1562, welche uns vorliegt, wird auch in der Aufſchrift eine „chriſtliche" genannt [22]). Weil man die

22) Sie findet ſich in den handſchr. Pf. Copial. XXXV. fol. 96.

reine Lehre hergeſtellt, heißt es in der Einleitung, ſolle man ſich auch eifrigſt zu einem einfachen ſittlichen Leben zurückwenden; darum ſolle an Sonn= und Feſttagen Jedermann „der es Leibs halben vermag“ die Kirche beſuchen, und Niemand ſich auf Märkten, Gaſſen, vor den Thoren, oder gar in Wirthshäuſern, Spielplätzen, Gewerben und Geſchäften blicken laſſen; auf einem Verſpotten der Kirchenbeſucher war die Strafe von 30 Kr. geſetzt! Das Fluchen und Schwören war ausführlich und nachdrücklich verpönt, Zechen, Völlerei, Müßiggang, Wahrſagerei u. dgl. unter beſtimmten Strafen verboten. Wir wollen auch, heißt es [23]), daß in unſerem Gebiete die übermäßigen großen Bankette bei Haltung der Königreiche und ſonſt, welche bisher mehrentheils zu Verſchwendung gedient haben, und daraus die unordentlich Völlerei entſprungen iſt, fürbaß ſollen abgeſtellt ſeyn“; darum ſollten auch bei Gaſtereien nicht mehr als vier oder fünf Trachten vorgeſetzt werden. Alles recht bezeichnende Züge des patriarchaliſch=kirchlichen Policeiſtaats!

Durch die genauere Vertheilung der Landeseinkünfte ward der Wohlſtand der Bewohner geſchützt, und da während der ſiebzehnjährigen Regierung Friedrichs III. die Pfalz keinen Krieg erlebt hat, kann man dieſe Epoche zu den glücklichſten und geſegnetſten der ganzen Geſchichte zählen. Die fruchtbaren Strecken des Landes glänzten in jenem behaglichen Wohlſtand, der ſelbſt durch die fürchterlichen Kriege und die lüderliche Verwaltung des 18. Jahrhunderts dem Lande nie ganz zu nehmen war; die weniger ergiebigen Gegenden wurden angebaut; in manchen entſtanden Fabriken, und begründeten die Blüthe einer pfälziſchen Induſtrie und des Handels. Durch die nachläſſige Verwaltung in der früheren Zeit war z. B. im Forſtweſen eine ſichtbare Stockung eingetreten; es fehlte an Holz, die Bergwerken und Hammerſtätten ſtanden zum Theil ſtill und den Armen fehlte es an Holz. Auch dieſem Uebel ward durch beſſere Verordnungen geſteuert die in der neuen Waldordnung von

23) A. a. O. fol. 98.

1565 enthalten war [24]). Auch fanden unter der eifrig reformirten Regierung Friedrichs III. verfolgte Glaubensgenoſſen eine Zuflucht und an der Stelle des alten Kloſters Frankenthal erhob ſich allmählig eine blühende Stadt, die in den Zeiten der ſchrecklichſten Bedrängniß, durch treue Anhänglichkeit und aufopfernden Heldenmuth alle andern pfälziſchen Orte beſchämt und den Dank für die gaſtliche Aufnahme der Gründer im herrlichſten Maße wieder erſtattet hat. Sechszig wohlhabende Familien aus den Niederlanden hatten erſt in Frankfurt Schutz geſucht und auch eine Zeitlang gefunden; bald aber fanden ſie es rathſamer ſich nach der Pfalz zu wenden (1562), wo gleichzeitig die zwingliſch-calviniſche Lehre öffentlich war eingeführt worden. Ihnen ward jetzt durch die Capitulation vom 13. Juni 1562 [25]), das beinahe verlaſſene Kloſter Großfrankenthal [26]) eingeräumt und zwar traten ſie in den pfälziſchen Unterthanenverband ohne Abgabe; erſt die Nachkommenden ſollen 4 Gulden Einzugsgeld entrichten. In ihrem kirchlichen Verhältniß waren ſie unter den Kirchenrath zu Heidelberg und den Kurfürſten geſtellt; doch war ihnen der Gottesdienſt in ihrer Mutterſprache geſtattet; nur ſollten ſie ſich „um Aegerniß zu vermeiden verbindlich machen ſich in aller der pfälziſchen Kirchenordnung gleichmäßig zu erzeigen". Den weiteren Gang dieſer Colonie und ihr ſchnelles Emporblühen wird unſere Geſchichte im Auge behalten.

Die auswärtigen Verhältniſſe tragen unter Friedrich III. einen ſehr friedlichen Charakter. Die zweibrücker Agnaten der pfälziſchen Kurlinie waren noch durch eine Entſchädigung abzufinden, und da die jährlichen Einkünfte dieſer Entſchädigung 12000 Gulden betragen mußten, ſo war man nur über die

---

24) S. dieſelbe im Cod. bav. 2106 auf der münchn. Hofbibliothek.

25) Findet ſich Pf. Copial. XXXV. fol. 82 ff. Unterſchrieben ſind Petrus Dathenus, Jacob Libart, Chriſt. Billis, Peter von Berthon, Franz von Kylen.

26) Ueber die klöſterl. Verhältniſſe ſ. Widder Topogr. II. 393.

dafür zu beſtimmenden Beſitzungen noch nicht im Reinen. Ein Vertrag von 1560 regelte auch das; die Zweibrücker erhielten die kurpfälziſche Hälfte der hintern Grafſchaft Sponheim nebſt Alſenz; der noch fehlende Reſt der 1200 Gulden ſollte ihnen baar erſetzt werden und auch die Grafſchaft Lützelſtein ſollten ſie erhalten[27]).

Die Stellung zum Kaiſer ward allmählig eine ganz eigenthümliche. Während die lutheriſchen Fürſten durch den Religionsfrieden von 1555 völlig befriedigt, dem kaiſerlichen Intereſſe ergebener waren und ihm mehr vertrauten, als viele katholiſche Reichsglieder, regte ſich im Calvinismus ein viel entſchiedenerer Gegenſatz gegen die alte Kirche und ihre Anhänger, und der erſte calviniſche Reichsfürſt, Friedrich von der Pfalz, vertritt dieſen Gegenſatz auch äußerlich; ſein Entgegentreten gegenüber dem alten Staate und der alten Hierarchie erinnert indeſſen noch nicht an die guelfiſchen Tendenzen des alten landesfürſtlichen Weſens, wie ſie bei ſeinem Enkel und Urenkel ſehr offenkundig hervorbrechen. Kaiſer Ferdinand der I. hatte ſchon 1561 den Verſuch gemacht, ſeinen Sohn zum Nachfolger wählen zu laſſen; auch waren die meiſten Fürſten bereit, die Hand dazu zu bieten; nur Kurfürſt Friedrich III. war weder durch des Kaiſers Geſandtſchaften noch durch Vermittlung anderer Fürſten, namentlich Würtembergs, günſtig zu ſtimmen. Es waren dies ſchwerlich religiöſe Beſorgniſſe vor dem katholiſchen Habsburg, denn gerade Erzherzog Marimilian ſtand ſchon damals im Rufe eines Freundes der neuen Ideen; vielmehr iſt es wahrſcheinlich, daß der Grund, den er angab, der wahre geweſen iſt. Er meinte nicht mit Unrecht, es würden dem Reiche dann die Unterhaltungskoſten von zwei Regenten aufgebürdet, und ſchlug deßhalb vor, bis zur Erledigung des Thrones zu warten. Darauf ließ ſich Vieles antworten; namentlich lag eine tiefe Wahrheit in dem Worte des Kaiſers: wenn ſeine und ſeiner Familie Unterhaltung an die Beiträge des Reichs

27) Häberlin neueſte deutſche Reichsgeſch. IV. 198 f.

geknüpft wären, dann müßten ſie wohl ſchmale Biſſen eſſen. Auch gab Friedrich zuletzt nach (Frühj. 1562) und Maximilians Wahl fand noch in demſelben Jahre ſtatt [28]).

§. 2.

Einführung der calviniſchen Lehre; kirchliche Veränderungen bis zum Reichstag von 1566.

In den kirchlichen Verhältniſſen war indeſſen die Entſcheidung erfolgt, wodurch die Pfalz ſyſtematiſch und durchgreifend aus einem lutheriſchen Lande zu einem calviniſchen gemacht ward. Wir erwähnen zuerſt das Aeußere.

Schon ſeit den ſtörenden Anmaßungen des lutheriſchen Generalſuperintendenten Heßhus hatte der Kurfürſt (1560) dieſe geiſtliche Stelle eingehen laſſen und ſpäter den Kirchenrath ſo beſtellt, daß er aus drei geiſtlichen und drei weltlichen Räthen beſtand. Wenceslaus Zuleger war Präſident; die drei weltlichen Räthe, Thomas Eraſt, Conrad Marius und Erasmus Heckel, wie die drei geiſtlichen, Caspar Olevian, Peter Boquin, Daniel Toſſan, waren als eifrige Anhänger der neuen Lehre bekannt. Dieſer Kirchenrath, dem auch der Kurfürſt beizuwohnen pflegte, ſollte drei Mal wöchentlich ſeine Sitzungen halten, um „die Kirchengeſchäfte zu berathſchlagen und zu expediren“ [29]). Es war dieſe Behörde die Grundlage, auf welcher die junge reformirte Kirche in der Pfalz beruhte; gegen ſie hat ſich daher auch die katholiſche Reaction im achtzehnten Jahrhundert am feindſeligſten gerichtet. Zweierlei Macht, ſagt Friedrich III., ſoll unſerm Kirchenrath beſtimmt ſeyn: erſtlich die Miniſteria und Schulen mit guten, tauglichen Perſonen, die reiner Lehr und unſträflichen Lebens ſind, zu beſtellen und auf derſelben Lehr und Leben Acht zu haben, die untaugliche aber abzuſchaffen;

28) Die einzelnen Unterhandlungen bei Häberlin IV. 502. 510. 532 f. 606.

29) Kirchenrathsordnung von 1564. S. 45.

zum andern, der Disciplin und Kirchenzucht halber nothwendiges Einſehen haben [30]).

Die ganze geiſtliche Gewalt, wie ſie dem Landesfürſten zuſtand, war in die Hände der neuen Behörde gelegt; denn nicht nur Pfarr- und Schulſtellen konnte der Kirchenrath nach eignem Gutdünken beſetzen, oder die Candidaten prüfen und anſtellen, ſondern es war zugleich durch die Aufſicht über Kirchenzucht und den Sittenzuſtand eine Art von unumſchränkter ſittlicher Cenſur ihm eingeräumt. Vom gewöhnlichen Verweis bis zur Abſetzung, ja bis zur Ausſtoßung aus der Kirchengemeinſchaft durfte der Kirchenrath verfahren, und nur in den geſteigerten Fällen hatte der Kurfürſt ſich ſeine Stimme vorbehalten. Ein durchgreifendes Syſtem der Gliederung bürgte für Einheit in der Verwaltung und ſchnellen Vollzug. In jedem Amte war wenigſtens ein Superintendent, das ſollte ein gelehrter und erfahrner, „ziemlich betagter und anſehnlicher Mann" ſeyn; durch ihn ward der Zuſammenhang der einzelnen Pfarreien mit der oberſten Kirchenbehörde vermittelt [31]). Außerdem daß die Superintendenten oder, wie ſie ſpäter hießen, die Inſpectoren die Geiſtlichen im Glauben und Wandel überwachen ſollten, war in ihre Hände die Aufſicht über die Schulen gelegt; hier ſollten ſie die Prüfungen vornehmen, dort die Verhandlungen der Presbyterien, die Tüchtigkeit der Prediger, ſogar ihre Bibliotheken und die Hülfsmittel ihrer Studien im Auge behalten. In ſteter Verbindung mit dem Kirchenrath ſtehend, durfte ein Inſpector Mahnungen und Warnungen austheilen; daß erledigte Kirchen- und Schulſtellen verſehen wurden, Almoſen und Hoſpitäler ihrem Zweck entſprachen, war ſeine Sorge. Ueberhaupt was der Kirchenrath für das Ganze war, repräſentirte der Inſpector in ſeinem kleinen Kreiſe [32]).

Die allgemeinen Angelegenheiten der Bezirke zu verhandeln, ſollte jährlich (im Mai) eine Synode gehalten werden;

---

30) Kirchenrathsord. Cap. III. §. 1. 2.

31) S. Inſpections-Ordnung der Churfürſtl. Pfalz am Rhein.

32) Ebendaſ. S. 9. 10. 12. 13.

dort beſprach man Lehre, Cultus, Leben und Haltung der Kirchen- und Schulbeamten, auch wohl Almoſen, Kirchengut und Kirchenbauten. Der Kirchenrath war durch zwei Mitglieder dabei vertreten; auch die allgemeinen Synoden, welche in beſondern Fällen die zu Heidelberg verſammelten Inſpectoren bildeten, fanden unter Leitung des Kirchenrathes ſtatt.

Eine reiche Hülfsquelle für Kirchen und Schulen war die Einziehung der Kirchengüter; denn Klöſter und Stiftungen fielen der neuen Kirche jetzt ohne Schonung als Opfer anheim. In zwölf Jahren (1564 — 1576) ſind, nur auf dem linken Rheinufer, in den Diöceſen von Mainz, Worms, Speyer, nahe an vierzig zum Theil reiche Klöſter eingezogen worden, und der Biſchof von Worms gab in einer Beſchwerde beim Reichstag achtzig Jahre ſpäter (1641) die Zahl aller aufgehobenen Klöſter auf 300 an! Freilich drängten die Verhältniſſe oft darauf hin; in Oppenheim und Neuhauſen waren die Chorherrn ihres Lebens wegen arg berüchtigt, die meiſten Nonnenklöſter ſtanden im ſchlimmſten Ruf, in Hemsbach war z. B. ein Prieſter vor dem Oſtertag ſo betrunken, daß er ſein Amt nicht verrichten konnte, und ſein Nachfolger hatte trotz des Cölibats ſieben lebendige Kinder.

Nicht immer gingen, wie z. B. in Hemsbach, Germersheim und andern Orten, die Reformationen friedlich ab; gegen einzelne Stifter, z. B. Neuhauſen bei Worms und das Michaelskloſter in Sinsheim, wurde auf ganz revolutionäre Weiſe verfahren (April und Mai 1565). Man griff ſie an, trieb die widerſtrebenden Prieſter weg, und wo einmal Anlaß gegeben war zu gewaltthätiger Unterdrückung, da war man auch vor unreinen Händen nicht ſicher, die mit Raub und Zerſtörung ſich und ihre Sache entehrten. Die katholiſchen Reichsſtände beſchwerten ſich zwar am Reichstag [33]), allein es war da ſchwer, Recht zu bekommen, da das geſammte Reich ſelbſt durch den Grundſatz: **cujus regio ejus religio**, jede Gewiſſensfreiheit in ihrem Keime zerſtört und zahlloſen Gewaltthaten offenen Spiel-

---

33) S. die Beſchwerdeſchrift bei Struve S. 170—184.

raum gegeben hatte. Doch ging man an andern Orten auch wieder mit Mäßigung und allmählig zu Werke.

Die wichtigſten von den Klöſtern, welche in dem Zeitraum von 1562—1573, ganz beſonders aber in den Jahren 1565 und 1566 eingezogen worden ſind [34]), waren von Mannsklöſtern zunächſt das alte Schönau, das an Alter die Reſidenz der Pfalzgrafen ſelbſt weit überragte (1562), dann das Stift Michael zu Sinsheim, das Mariaſtift Lautern, das Stift Clingenmünſter, ſämmtlich 1565 eingezogen; dann das Stift zum h. Cyriak, Aegidius und zur h. Katharina in Neuhauſen, Neuſtadt und Oppenheim; ferner das Stift Selz, die Auguſtinerklöſter Kirſchgarten, Groſsfrankenthal, Jugelheim, Heerdt; endlich die Klöſter Limburg Euſſersthal und Otterburg.

Von Frauenklöſtern mußten Kleinfrankenthal, Himmelscron bei Worms, St. Peter bei Kreuznach, das alte Kloſter Neuburg, Mariencron bei Oppenheim, Liebenau im Amt Alzei, St. Lamprecht bei Neuſtadt, Enkenbach, bei Lautern der neuen Lehre weichen; ebenſo wurden die Ciſterzienſerklöſter Lobenfeld, Heilsbruck bei Neuſtadt, St. Johann, Gomersheim, dann Sion im Amte Alzei, Marienborn damals aufgehoben. Bei der Aufhebung wurden die einzelnen Klöſter verſchieden behandelt; die würdigen mit Achtung und Rückſicht, die verdorbenen ſtreng, oft mit Härte. Daß den vertriebenen Mönchen ihr Lebensunterhalt geſichert blieb, ließ ſich von Friedrichs III. edlem und gerechtem Sinne erwarten; allein er war zu ſehr Zögling ſeines theologiſch-dogmatiſchen Zeitalters, um ſich auch über die Vorurtheile confeſſioneller Beſchränktheit hinwegzuheben. Auch er glaubte, wie der treffliche Wundt bemerkt [35]), daß Vorſtellungen, die uns wichtig und tröſtlich ſind, es auch in gleichem Maße für andere Menſchen ſeyn müſſen, und ſo legte er den vertriebenen Mönchen und Nonnen die Bedingung auf, „das Evangelium predigen zu hören.“ Viele treffliche und wirklich fromme Männer wurden ſo, neben dem Auswurf der Möncherei, aus

34) Vgl. Wundt pfälz. Magazin I. 1 ff.

35) Magazin II. 60.

der Gewöhnung ihres Lebens herausgeriſſen und in eine Bewegung der Zeit hereingezogen, die ihnen mit allen Kämpfen und Leidenſchaften fremd geblieben war. Im Allgemeinen war hier dieſelbe Erſcheinung wahrzunehmen, die ſich bei allen Revolutionen zeigt; die große Mehrheit des Volks, mit ganz wenig Ausnahme, war für die Umwälzung, manch ſtilles Glück und die Wünſche Einzelner mußten verſtummen.

Die Einziehung aller dieſer Kirchengüter eröffnete eine ganz neue finanzielle Hülfsquelle, und aus den angeführten Zahlen der eingezogenen Klöſter läßt ſich bemeſſen, welch ein Reichthum dem reformirten Kurfürſten plötzlich zufiel; doch war er weit entfernt, dieſe Einkünfte dem äußeren Bedürfniß des Staates zuzuwenden, ſie kehrten zu kirchlichen Zwecken zurück[36]). Weil Niemand mehr zu Kirchen, Schulen und andern milden Sachen freiwillig beitrage, hieß es, ſolle die Summe der eingezogenen Güter eine eigne Kaſſe bilden, aus der man Kirchen, Schulen und Hoſpitäler bereichern wollte. Eine Verwaltungsbehörde wurde errichtet, deren Geſchäftsgang ein Verwalter, von einem Rechtsgelehrten unterſtützt, zu leiten hatte. Zwei Zugeordnete (ein Rechenmeiſter und ein Rechenſchreiber), dann ein Regiſtrator, ein Kirchenbereuther, zwei Subſtitute oder junge Schreiber bildeten die übrigen ſechs Glieder des Collegiums. Ihr ziemlich ausgedehnter Geſchäftskreis war genau beſtimmt, nur was über den Kreis der Verwaltung hinausging, ward in den Geſchäftskreis der kurfürſtlichen Regierung gezogen; auch hatte ſie die jährliche Viſitation vorzunehmen. Die Unabhängigkeit der reformirten Kirche vom Wohl- oder Uebelwollen des Staates ward durch die ganze Einrichtung weſentlich geſichert; ſelbſt in den Zeiten der katholiſchen Reaction und gewaltſamen Unterdrückung gab dieſer Wohlſtand der Kirche einen bedeutenden Halt.

36) Vgl. eine Handſchr. auf der heidelb. Bibl.: Ordnung der Kirchen-Güther Verwaltung de Anno 1576. Schon 1564 trugen nach officieller Berechnung (Cod. pal. germ. 809) die eingezogenen Klöſter 12483 Gulden baar ein, dann 139 Fuder Wein, über 11000 Malter Korn, eben ſo viel an ſonſtigen Früchten und eine bedeutende Menge von Mandeln, Nüſſen, Honig, Oel, Geflügel u. ſ. w.

Getrennt von der oberſten Regierungsbehörde, dem Kirchenrath, ſind die Presbyterien, eine Art von kirchlichem Gerichtshof über die Kirchendisciplin. In dem Begriff, den man dieſer Einrichtung gab, traten ſich zuerſt die beiden Anſichten des ſtrengeren und milderen Calvinismus feindſelig entgegen, denn noch vor ihrer Einführung war über den Umfang der Kirchendisciplin in Heidelberg ein Streit entſtanden, der ohne die Mäßigung der einen Seite leicht die Heßhus'ſchen Zeiten hätte zurückführen können. Olevianus nämlich, einer der Gründer des pfälziſch-reformirten Lehrbegriffs, der eifrige Schüler und Anhänger Calvins und Beza's, wollte auch in die Kirchenzucht jene Strenge und einſeitige Conſequenz eingeführt haben, die wir in Calvins Perſönlichkeit, Glaubensanſicht und politiſcher Stellung wahrnehmen. Dies fand Widerſpruch; wenn man die Vortrefflichkeit an ſich nicht beſtritt, ſo zweifelte man doch an der praktiſchen Anwendbarkeit auf die pfälziſchen Verhältniſſe und berief ſich dabei auf die entſprechende Einrichtung der zwingliſch-reformirten Schweizerkantone. Energiſch ward der Kirchenbann namentlich bekämpft von dem Schweizer Eraſt; er war zwar Mediziner, aber in allen dieſen Händeln von großem moraliſchem Gewicht und einer der edelſten und beſonnenſten Männer der ganzen Zeit [37]. Er läugnete, daß die Ausſchließung von der Kirche, die Verweigerung des Abendmahls in der h. Schrift begründet ſey; ſein damals ſehr ſeltenes Beſtreben, in Zeiten der Intoleranz und Verketzerungsſucht auch dem Menſchen ſein Recht anzuweiſen, hat ihm von den Zeitgenoſſen wenig Dank gebracht. Die finſtern und ſtrengen Calviniſten, namentlich Olevian, vergaßen dem trefflichen Eraſt ſein Benehmen nicht; bald bot ſich eine Gelegenheit, an ihm und an den andern Feinden des Kirchenbannes das trübſelige Geſchäft der Ketzerriecherei vorzunehmen.

Auf Eraſts Seite ſtanden der Kanzler Probus, des Kurfürſten Sekretär Cirler, mehrere Profeſſoren der philoſophiſchen

37) S. die biograph. Skizze in Wundts Magazin II. 210 ff.

Fakultät und einige Geiſtliche, unter denen Adam Neuſer und Johann Sylvan ſpäter durch eine traurige Veranlaſſung bekannt geworden ſind. Recht gefliſſentlich ward von Olevian und den ſtrengeren Calviniſten bei einer öffentlichen Disputation (Juni 1568) die Frage vom Kirchenbanne zur Sprache gebracht; Eraſt war abweſend, aber Neuſer griff, wahrſcheinlich in heftiger und leidenſchaftlicher Weiſe, die calviniſche Lieblingslehre vom Kirchenbanne an. Sie ward indeſſen (1570) doch angenommen, aber auch das genügte den calviniſchen Schreckensmännern aus Calvins Schule nicht. Ein bitteres Gefühl, daß es Andersdenkende gebe, blieb in ihnen zurück; alle Gegner des Kirchenbannes erſchienen in ihren Augen von jetzt an als halbe Ketzer; Eraſt ſelbſt war, wie die andern, verdächtig und der Keim der Zwietracht, der hier gelegt war, ſollte blutige Früchte tragen.

Jene Presbyter bildete man aus den verſchiedenen Ständen und je nach dem Bedürfniß der Gemeinde war die Zahl verſchieden. In Heidelberg waren es Leute vom Hof, Mitglieder der Kanzlei, der Univerſität, des Stadtraths und der Bürgerſchaft. Etwas modificirt und gemildert erhielt ſich dieſe Einrichtung bis in die ſpätere Zeit [38]).

Von jenem Kirchenrath ging auch die Liturgie aus, die im Jahr 1563, alſo gleichzeitig mit dem heidelberger Katechismus, gedruckt ward [39]). Sie verdankt demſelben den Charakter des reformirten Cultus, die völlige Schmuckloſigkeit und Nüchternheit bildet das Weſen der Kirchenordnung von 1563; Gebet und Predigt ſind die einzigen Elemente des Gottesdienſtes. Sie enthält auf 84 Blättern die Gebete für die vorkommenden Fälle, für Sacramente und andere religiöſe Veranlaſſungen und nach dem Geiſte dieſer Verordnung ward nun in allen pfälziſchen Kirchen verfahren. Aus allen Kirchen und von den Wegen wur-

---

38) Alting p. 212.

39) Kirchenordnung, wie es mit der chriſtl. Lehre, heil. Sacramenten und Ceremonien in des durchl. ꝛc. Churfürſtenthums bei Rhein gehalten wird. Heidelb. 1563 4 Das Einführungsedikt iſt vom 15. November.

den die Altäre, Crucifixe u. ſ. w. als „Götzenwerk“, wie eine Beſtimmung von 1565 ſagt [40]), weggeſchafft, die Chorröcke und Meßgewänder den Armen vertheilt, und innerhalb der leeren Wände ein „ehrlicher Tiſch“ aufgerichtet; ſelbſt der Taufſtein mußte einem Becken weichen. Die ganze Liturgie war mit der franzöſiſch-reformirten ſo übereinſtimmend, daß man dieſelbe ins Deutſche überſetzen und in Heidelberg abdrucken ließ [41]); die Wuth der lutheriſchen Zeloten, eines Heßhus und Flacius, ward dadurch freilich nur um ſo größer und die erbauliche Polemik der Zeit fiel auch bald über dieſe Kirchenordnung her.

In daſſelbe Jahr 1563 fiel auch die Eheordnung; es wurden Ehegerichte beſtellt, deren wöchentliche Sitzungen die betreffenden Händel ſchlichteten [42]).

Der wichtigſte Schritt, den man (1562) für die neue Kirchenveränderung that, war die Abfaſſung des pfälziſchen Katechismus; die noch ſchwankenden Glaubensanſichten erhielten dadurch eine feſte Beſtimmung und man hatte ein mächtiges Mittel, die neue Lehre in dem Schooß des Volkes fortzupflanzen. Es waren dort noch ſehr verſchiedene, meiſt lutheriſche, Lehrbücher verbreitet; um ſo nöthiger war hier Einheit, wo von allen Seiten Angriffe der ſtreng lutheriſchen Parthei drohten.

Friedrich III. wählte zur Abfaſſung des Werkes zwei Männer, die auf theologiſcher Seite unſtreitig als die bedeutendſten Vertreter der neuen Richtung gelten können, Zacharias Urſinus und Caspar Olevianus. Urſinus, oder eigentlich Beer, (geb. 1534) hat die ganze Einführung der calviniſchen Lehre ſiegend und leidend mit durchgemacht; er war Friedrich dem Dritten eine hohe Autorität in Glaubensſachen, er mußte unter Ludwig VI. für dieſen Glauben auswandern und begleitete den calviniſchen Johann Caſimir in ſein überrheiniſches Exil, wo er

40) Mones Anzeiger V. 499.

41) Alting S. 191.

42) Das Geſetz, ein Werk Ch. Ehems, findet ſich auf der münchner Bibliothek. Cod. bav. 2553.

ſein Leben beſchloß, noch ehe er den vollſtändigen, unerwarteten Sieg ſeines Glaubens in der Pfalz ſehen konnte. Er hatte unter Melanchthons Augen viele Jahre lang ſeine Studien gemacht; und nicht nur die humaniſtiſche Bildung, die Melanchthons Schüler als koſtbare Ausſaat in alle Theile Deutſchlands trugen, eignete er ſich an, ſondern er ward auch für die mildere Glaubensanſicht ſeines vermittelnden Lehrers gewonnen. Perſönliche Bekanntſchaften, in Genf mit Calvin, in Frankreich mit andern Häuptern der neuen Lehre, mochten in dem jungen Philippiſten allmählig calviniſche Neigungen rege machen. Nach einer kurzen Berufsthätigkeit in ſeiner Vaterſtadt Breslau, die ihm der wüſte Verketzerungsgeiſt der Zeit verbitterte (1560), trieb es ihn von Neuem nach der Schweiz; er lernte den Zwinglianismus in ſeinen tüchtigſten Vertretern kennen, und als jetzt der ſchon oft genannte Thomas Eraſt bei den Zürichern nach einem tüchtigen Kämpfer für die neuen Tendenzen in der Pfalz ſich erkundigte, empfahl man ihm den 27jährigen Urſinus, der auch im Herbſt 1561 in Heidelberg ankam. Die Stellung des jungen Theologen, deſſen kirchliche Gelehrſamkeit durch klaſſiſche Bildung veredelt war, deſſen Vortrag und Lehrweiſe dem Weſen der zwingliſchen Auffaſſung durchaus entſprach, ward in Heidelberg eine vielfach bedeutende. Erſt lehrte er im Collegium sapientiae; ſchon ein Jahr nachher übertrug man ihm dogmatiſche Vorträge an der Univerſität, creirte ihn zum Doctor, und das Klare, Scharfe ſeiner Auffaſſung, das Anregende ſeiner Lehrweiſe gewann ihm bald zahlreiche Schüler. Nicht nur an der Feſtſtellung der neuen Lehre arbeitete er ſeitdem mit, ſondern es war ihm auch das unerquickliche Geſchäft zugetheilt, die religiöſen Veränderungen in der Pfalz gegen die auswärtige Polemik zu vertheidigen.

Noch entſchiedener hatte ſich Olevianus zum Verfechter des Calvinismus gemacht [43]). Seine Eltern hatten ihn, als er

43) Er war 10. Aug. 1536 zu Trier geboren. S. den biograph. Bericht von J. Piscator. Herborn 1590.

kaum dem Knabenalter entwachſen war, nach Frankreich geſchickt, damit er dort die Jurisprudenz ſtudiren ſollte, und er hatte ſich auch in Bourges die Doctorwürde (1557) erworben. Allein zu gleicher Zeit hatte er ſich mit den hugenottiſchen Religionsanſichten befreundet und eine Lebensgefahr, worin er ſich befand, vermochte ihn zu dem Gelübde, die Verbreitung dieſer Anſichten zu ſeinem Lebensberuf zu machen. Er hielt Wort; das juriſtiſche Treiben in ſeiner Vaterſtadt verleidete ihm die Rechtswiſſenſchaft völlig; er eilte nach Genf und Zürich, um ſich mit der reformirten Lehre ganz vertraut zu machen. So — als vollſtändiger und begeiſterter Calviniſt — kam er nach Trier zurück, mit dem eifrigen Wunſch, ſeine Lehre kund zu thun. Aber heftige Reibungen zwiſchen Proteſtanten und Katholiken veranlaßten den Kurfürſten von Trier (1559) zu gewaltſamem Einſchreiten [44]. Olevian ward gefangen geſetzt und nur mit Mühe gelang es den reformirten Fürſten, ſeine Freiheit zu erwirken. Unter ihnen hatte ſich am kraftvollſten Friedrich III. für ihn verwandt, damals noch ſchwankend zwiſchen melanchthonſcher und zwingliſcher Glaubensanſicht; der rief ihn jetzt nach Heidelberg (1560), wo er ſchnell an Anſehen ſtieg und neben Urſinus die Seele der neuen Reformation wurde. Erſt Lehrer am Sapienzcollegium, ward er ſpäter an die Univerſität gezogen, dann Prediger zu St. Peter und an der h. Geiſtkirche, und blieb, ſo lange Friedrich lebte, für die Kirchenangelegenheit thätig; erſt Ludwigs VI. Reaction veranlaßte ſeine Entfernung.

Dieſen Männern ward (1562) die wichtige Arbeit eines Katechismus übertragen; ſie theilten ſich darin [45]), vom Kurfürſten ſelbſt unterſtützt; ihr Werk, zu einem Ganzen verſchmolzen, bildet das angeſehenſte Lehrbuch des zwingliſchen Glaubens, den heidelberger Katechismus. Dem Geiſte der ſchweizeriſchen Reformation gemäß wollte aber Friedrich III. die Glaubens-

---

44) Vgl. Häberlin Neue deutſche Reichsgeſch. IV. 225.
45) Alting. 189.

formel nicht einſeitig zu Ende führen, ohne die Vertreter der Kirche berathen zu haben; zu Ende des Jahres 1562 kam eine Synode der pfälziſchen Geiſtlichen in Heidelberg zuſammen und billigte das Werk, ſo daß es am Anfang des folgenden Jahres veröffentlicht werden konnte [46]). Wir müſſen die äußere Geſchichte dieſes Katechismus unberührt laſſen [47]); nur über den Charakter des neuen Lehrbuchs dürfen wir nicht ganz ſchweigen.

Der Katechismus hielt ſich zwar im Weſentlichen an die damals beſtehenden Symbole, und es iſt nicht zu verkennen, wie er ſich bemüht, in behutſamer und verſöhnender Weiſe Anläſſe zu neuen Kämpfen zu meiden; allein in der eigentlichen Lebensfrage — der Lehre vom Abendmahl — iſt ſeine Anſicht eine ſehr beſtimmte und ſtellt ſich dem lutheriſchen Dogma direct entgegen. Die zwingliſch-calviniſche Faſſung, wie ſie in den Schriften der beiden genannten Männer ſich ausſpricht, liegt unverkennbar zu Grunde; damit ſagte ſich die pfälziſche Kirche zum erſten Mal offen von dem Lutherthum los und geht in den Kreis reformirter Glaubensanſichten ein [48]). Daraus erklärt

46) Ueber den Streit, ob die 80ſte Frage wegen Communion und Meſſe ſchon in der erſten Auflage geſtanden hat, ſ. Wundt pfälz. Magaz. II. 113.

47) Vgl. außer Alpen Geſch. und Literatur des heidelb. Katechismus und Oelrichs Nachricht von einer ſeltnen Ausgabe des heid. Katechismus, noch Köcher Katechet. Geſch. S. 237 ff.

48) Als Beweis heben wir die betreffenden Stellen hier hervor. Zwingli ſagt (**Opera II. 546 b**): **Cum panis et vinum quae ipsis domini verbis consecrata sunt simul fratribus distribuuntur, an non jam totus Chr. velut sensibiliter (ut etiam si verba requirantur plus dicam quam vulgo solet) sensibus etiam offertur? Sed quomodo? anne corpus ipsum naturale manibus et palato tractandum? Minime,** ***sed animo offertur istud contemplandum, sensui vero sensibile ejus rei sacramentum.*** — Calvin geht etwas weiter und ſagt (instit. IV. 17. 11): **Dico igitur, in coenae mysterio per symbola panis et vini Christum vere nobis exhiberi adeoque corpus et sanguinem ejus, in quibus omnem obedientiam pro comparanda nobis justitia adimplevit, quo scilicet primum in unum corpus cum ipso coalescamus, deinde participes substantiae ejus facti, in bonorum omnium communicatione virtutem quoque sentiamus.** — Der heidelb.

ſich denn auch die Aufnahme, die das heidelberger Glaubenswerk im guten wie im ſchlimmen Sinne fand; von den Reformirten in allen Ländern ward der Katechismus adoptirt und in die meiſten romaniſchen und germaniſchen Sprachen überſetzt; von den Lutheranern ward gleich jetzt eine verketzernde Anklage laut erhoben. Im Ganzen war die Haltung des Lehrbuchs von rühmenswerther Ruhe und Milde; die verrufene achtzigſte Frage, worin die Meſſe der Katholiken als „vermaledeyte Abgötterei" bezeichnet ward, war in dem erſten Abdruck noch nicht zu finden. Friedrichs III. heftiger Eifer wider das Pabſtthum verſchaffte dem ſchmähenden Ausdruck erſt ſpäter Eingang [49]).

Durch die Herausgabe des Katechismus tauchte der alte heftige Kampf über das Abendmahl von Neuem auf. Theils tüchtige Angriffe, theils gewöhnliche Schmähſchriften und verketzernde Anklagen gegen die Pfälzer drängten ſich und die heidelberger Theologen hatten viel zu thun, ſich gegen die zahlreichen Gegner zu wehren. Eine ausführliche Schrift rechtfertigte die Auffaſſung des Abendmahls, wie man ſie jetzt angenommen hatte [50]); eine andere vertheidigte den Katechismus überhaupt gegen verketzernde Vorwürfe [51]). Namentlich ward darin die Lehre von Chriſti Himmelfahrt, von der Buße und vom Abendmahl ausführlich beſprochen und die zwingliſche Auffaſſung ver-

---

Katechismus ſagt (übereinſtimmend mit Fr. 75) in der Frage 78: Wirdt denn auß brodt und wein der weſentlich Leib und Blut Chriſti? Antw. Nein, ſondern wie das waſſer in der tauff nicht in das blut Chriſti verwandlet, oder die abwaſchung der Sünden ſelbſt wird, deren es allein ein göttlich wahrzeichen und verſicherung iſt, alſo wird auch das heilig brodt im Abendmal nit der Leib Chriſti ſelbſt, wiewol es nach art und brauch der Sacramenten der Leib Chriſti genennet wird.

49) S. Alting S. 191.

50) S. Gründlicher Bericht vom heil. Abendmahl, geſtellt durch der Univerſ. Heydelberg Theologen. 1564.

51) Verantwortung wider die vngegründeten aufflagen vnnd verkerungen ꝛc. geſchrieben durch die Theologen der Univ. Heydelberg. 1564. Vgl. auch Plank Geſchichte des proteſt. Lehrbegriffs V. 2. 479 f.

theidigt [52]). Dem Katechismus folgte eine Bibelüberſetzung und Bearbeitungen der Pſalmen zum Kirchengebrauch bald nach.

Wir haben alle dieſe Einrichtungen in einer Ueberſicht zuſammengefaßt, um die Thätigkeit anſchaulich zu machen, womit man das Reformationswerk in der Pfalz betrieb; faſt die ganze Wirkſamkeit Friedrichs III. beſchränkt ſich darauf, und ſowohl die Beurtheilung ſeiner Perſon, als des allgemeinen Zeitcharakters, knüpft ſich an kirchliche Punkte. Wenden wir uns zur Geſchichte des Jahres 1564, ſo ſtoßen wir auf ähnliche Erſcheinungen.

Des Kurfürſten Nachbar und Freund, der treffliche Chriſtoph von Würtemberg, wünſchte längſt eine Ausgleichung der dogmatiſchen Verſchiedenheiten und bei einer Zuſammenkunft zu Hilsbach verabredeten ſich die beiden Fürſten über die Mittel einer ſolchen Ausgleichung. Man entſchied ſich für ein Religionsgeſpräch. Zwar widerriethen die heidelberger Theologen, von der Fruchtloſigkeit ſolcher Verſuche überzeugt, allein die Fürſten beharrten auf ihrem Vorſatz und hofften von dem theologiſchen Geiſte der Zeit immer noch Beſſeres, als zu hoffen war [53]).

So kam man im April 1564 zu Maulbronn zuſammen, Friedrich begleitet von Ehem und Eraſt, Herzog Chriſtoph mit dem Kanzler Feßler und dem Vicekanzler Gerhard. Die Theologen waren reformirter Seits Michael Diller, Peter Boquin, Petrus Dathenus und die beiden Häupter Olevian und Urſinus; von Lutheranern waren anweſend Valentin Vannius Abt zu Maulbronn, J. Brenz, Probſt zu Stuttgart, Th. Schnepf, Profeſſor zu Tübingen, der Hofprediger Balth. Bidenbach und der Kanzler der Univerſität Tübingen, Jakob Andreä. Der

52) Verantwortung fol. 45—51.

53) S. Alting hist. eccl. 192. 197. 198. Struve Pfälz. Kirchenh. S. 147. Die vollſtändigen Akten, ſammt einem Theil der Streitſchriften findet man im: Protokoll d. i. Acta oder Handlungen des Geſprechs zwiſchen den Pfälz. und Würtembergiſchen Theologen ꝛc. im April des Jahrs 1564 zu Maulbrun gehalten. Heidelb. 1565.

bekannte Lucas Oſiander und der Helleniſt Wilhelm Xylander fungirten als Sekretäre. Am 10. April ward das Geſpräch mit einer Rede eröffnet, worin Chriſtoph Ehem im Namen der Fürſten den Zweck der Verſammlung erläuterte und zur Vermeidung alles „Aergerniß und der Spaltungen“ ermahnte; dann begannen Olevian und Urſinus gegen Andreä die Disputation, die ſich hauptſächlich um die Lehre von der Allgegenwart des Leibes Chriſti und um die Abendmahlslehre drehte. Anfangs bewegte ſich die Verhandlung auf dogmatiſchem Gebiete; bald ſprangen die Lutheraner zu polemiſchen Ausfällen gegen die Reformirten über und Kurfürſt Friedrich III. mußte mehrmals zur Ordnung mahnen oder ein Wort der Verſtändigung hineinwerfen [54]. Beide Fürſten hielten ſich mit Ruhe und Mäßigung über dem theologiſchen Gezänke; ihrer Gegenwart war es zu danken, daß man von ſchneidenden Ausfällen nicht zu förmlichen Verketzerungen ausartete. Doch ſagte ſich Friedrich vom Lutherthum noch entſchiedener los; denn wie die Würtemberger ſich hinter die Ausſprüche des ſächſiſchen Reformators verſchanzten, erklärte der Kurfürſt: Luther iſt kein Apoſtel geweſen, hat auch irren können [55].

Nach fünftägigem Geſpräche ſchied man mit dem Verſprechen, ſich jeder ärgerlichen Polemik zu enthalten. Aber die Würtemberger ließen bald eine Schrift in die Welt gehen, die unter der Maske eines Protokolls arge Verdrehungen des reformirten Lehrbegriffs enthielt und die Heidelberger zur Erwiederung aufrief [56]. Der Zank ward ärger als zuvor und auf dem Reichstag von 1566 fühlte der Kurfürſt die Erbitterung der Lutheraner wohl.

Noch in demſelben Jahre (1564) wurde in mehreren Orten am Rhein, die unter dem wormſer Biſthum ſtanden, in Lampertheim, Dirmſtein, Ladenburg, Neckarhauſen der refor-

54) Protokoll fol. 18 b. 42 a.

55) Protokoll fol. 101 a.

56) S. in dem Protokoll fol. 128: Der Würtembergiſchen Theologen wahrhafter und gründlicher Bericht.

mirte Cultus eingeführt; auch in Sinsheim und der Grafſchaft Sponheim wurden Bilder, Altäre und Taufſteine weggeräumt. Um ſo mehr mußte dem Kurfürſten daran liegen, auch die lutheriſche Oberpfalz zu bekehren; hier begegneten ihm aber vielfache Schwierigkeiten. Die Oberpfälzer, von früher Zeit her der Anſicht, ſie ſeyen als pfälziſches Nebenland etwas ſtiefmütterlich behandelt, bildeten eine Art von Oppoſition gegen Alles was von Heidelberg ausging und ſeit Friedrich I. hatten die meiſten Kurfürſten bis auf Otto Heinrich [57]) mit dem Widerſpruch der oberpfälziſchen Städte zu kämpfen gehabt.

Das hing mit der ſelbſtſtändigen Entwicklung zuſammen, welche die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe in der Oberpfalz genommen hatten [58]). Was im rheiniſchen Stammland nicht gelungen war, die ſtädtiſchen Vorrechte der Ritter, des Clerus und der Städte allmählig zu fixiren, das hatte ſich in der Oberpfalz mit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert angefangen zu entwickeln, und ſeit 1488 finden wir, daß eine förmliche Vertretung der Landſchaft durch vier Prälaten, ſechzehn Adelige und neun Städte ſich ausgebildet hat. Wie dann im Jahr 1512 die Geldnoth Ludwig V. bedrängte, verſammelte ſein Bruder Friedrich einen Landtag zu Amberg, auf welchem ſieben Prälaten, fünfzehn Adelige und dreizehn ſtädtiſche Abgeordnete erſchienen; die Beſchwerden über die Mängel der Regierung, die Forderung, von einem pfälziſchen Prinzen ſelbſtſtändig regiert zu werden, ſind dort mit ſo entſchiedenem Tone vorgetragen, daß eine ausgebildete Gewalt des ſtändiſchen Weſens darin nicht mehr zu verkennen iſt. Die Landtage von 1526, 1527, 1533, 1536 und 1538, dann von 1540 und 1543 bewilligten zwar Geldunterſtützungen, aber entſchiedene Forderungen um Anerkennung ihrer rechtlichen Privilegien, Beſchwerden der Ritterſchaft wegen Kränkung ihrer Herrenrechte bewieſen, daß das Verhältniß

---

57) S. Cod. bav. 1803 auf der münchn. Bibliothek.

58) Vgl. v. Egckher Geſch. der vormaligen Landſchaft und der Oberpfalz. Amb. 1802.

der Regierenden hier ein ganz anderes war, als in der ſchmiegſamen Rheinpfalz.

Namentlich war die Stadt Amberg der kurpfälziſchen Verwaltung gegenüber in einer ziemlich unabhängigen Stellung [59]). Dort beſtanden bei Friedrichs III. Regierungsantritt als treffliche Lehranſtalten eine gelehrte Schule mit 350 Schülern und eine Volksſchule, wo gegen 300 Perſonen beiderlei Geſchlechts unterrichtet wurden, und die beide von der Stadt und ihrer Unterſtützung abhingen. Neben dem pfälziſchen Prinzen, der dort Statthalter war, ſtand gewöhnlich ein Adeliger als Vicedom; unter ihnen war das Regierungscollegium und die pfälziſchen Kameralbeamten. Der Landrichter hatte gewöhnlich die Juſtiz über die Fremden und die Vogtei Hambach; in den Städten richtete der Rath ſelbſt und lud den Landrichter zu ſeinen Sitzungen ein. Auch die Municipalverfaſſung war ſelbſtſtändig und eigenthümlich; vier jährige Bürgermeiſter, von denen jeder ein Vierteljahr regierte, wählten ſich den „innern Rath", der nur über die geheimſten und vornehmſten Sachen berathſchlagte; acht Urtheiler, auf ähnliche Weiſe ernannt, bildeten ein ſtändiges Gerichtscollegium und vierundzwanzig vom äußern Rath hatten Verwaltung, Polizei u. ſ. w. unter ſich. Die Gewerbthätigkeit war ſehr groß und ein blühender Handwerkſtand war die feſte Stütze für die ſtädtiſche Freiheit.

Auch die oberpfälziſche Ritterſchaft hatte bedeutende Privilegien, die ihnen Kurfürſt Ludwig V. beſtätigt hatte (1527); weitere Forderungen um Anerkennung aller der Freiheiten, die ſie am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von Otto von Ungarn erhalten haben wollten, wurden von Friedrich II. als zu „dunkel und unverſtändig" abgelehnt (Sept. 1545). Die Ritterſchaft ließ ſich aber nicht abſchrecken und die Verhandlungen darüber zogen ſich ohne Entſcheidung bis in die erſte Zeit

---

59) Vgl. die kurze ſummariſche Beſchreibung der Stadt Amberg durch M. Schwaigen Burgern des Innern Rats. 1559 (Cod. bav. 3072 auf der münchn. Bibliothek).

Friedrichs des Dritten [60]). Wenn nun kirchliche Zerwürfniſſe zu dem alten politiſchen Hader hinzu kamen, ſo konnten ſich die Empörungsſcenen von Friedrichs I. Zeiten wiederholen.

In der Zeit, wovon wir reden, war nach dem Herkommen der Kurprinz Ludwig in Amberg Statthalter. Oft finden lebhafte Neigungen der Väter die heftigſten Gegner in den Söhnen; ſo war auch Ludwig, der Sohn Friedrichs III., ein eifriger Lutheraner und ſeine Gemahlin, eine heſſiſche Prinzeſſin, ſammt den pfälziſchen Seitenverwandten mögen ihn in ſeinem Eifer tüchtig beſtärkt haben. Auf die Oberpfälzer hatte das den größten Einfluß und Friedrich III. hatte den Schmerz, an ſeines Sohnes Widerſtand zuerſt ſeine kirchlichen Reformplane ſcheitern zu ſehen. Eine Reiſe nach Amberg (1566), wozu er Olevian mitnahm, ſollte die Sache vorbereiten; aber die Disputation, die man hielt und wobei von Olevians Seite über die lutheriſche Abendmahlslehre bittere Worte gehört wurden, trug mehr zur Entfremdung als zur Annäherung bei; Alles, was der Kurfürſt erlangte, war die Duldung von zwei reformirten Predigern. Allein ſowohl dieſe als die im folgenden Jahre errichtete Schule trugen wenig Früchte; die Schule blieb leer und kein unabhängiger Amberger ſchickte ſeine Kinder hinein. So ſcheiterte der erſte Verſuch der Einführung des Calvinismus in Amberg [61]).

Während dem zogen ſich aber ganz andere Stürme über Friedrichs Haupte zuſammen. Die lutheriſchen Fürſten ſahen mit Unwillen ſeine Hinneigung zum Calvinismus; ſelbſt ſolche, die noch auf dem nürnberger Convent auf ſeiner Seite geweſen, wandten ſich jetzt nach den jüngſten Beweiſen ſeiner Geſinnung von ihm ab, wie ſein Vetter Wolfgang von Zweibrücken. Die geiſtlichen Fürſten der Nachbarſchaft glaubten ſich durch die Be-

60) Vgl. die 1792 erſchienene „Sammlung einiger Urkunden, welche in die Landesverfaſſung des Fürſtenthums der obern Pfalz einſchlagen.“ S. 1—45.

61) Alting p. 195. 196.

kehrungen in ihren Rechten gekränkt und Kaiſer Maximilian II. ſelbſt, hieß es, ſey dem Kurfürſten erbittert, weil er der Wahl eines römiſchen Königs widerſprach.

Die Mißſtimmung war ſo laut geworden, daß des Kurfürſten Bruder, Richard, ihn von den Gerüchten in Kenntniß ſetzte und ihn von einem Beſuch des augsburger Reichstags (1566) warnte. Solche Bedenklichkeiten konnten einen Mann wie Friedrich nicht einſchüchtern; das heldenmüthige Vorbild des glaubensſtarken Johann Friedrich von Sachſen ſchwebte ihm als Muſter vor. „Ich weiß, ſchrieb er an ſeinen Bruder, daß der Gott, ſo ihn in rechter und wahrer Erkenntniß ſeines heiligen Evangeliums damals erhalten, ſo mächtig iſt, daß er mich armes einfältiges Männlein wohl erhalten kann und gewißlich durch ſeinen heiligen Geiſt erhalten werde, ob es auch dahin gelangen ſollte, daß es Blut koſten müßte“ [62]).

Mit dieſem Gottvertrauen zog er wohlgemuth nach Augsburg; der Kaiſer empfing ihn ſo, wie er es dem Rang des erſten Reichsfürſten ſchuldig war. Die Gegner waren aber rührig; die geiſtlichen Fürſten von Mainz und Speyer beſchwerten ſich und der päbſtliche Nuntius Commedone verſäumte die Gelegenheit nicht, die Proteſtanten durch ſich ſelbſt zu entzweien. Gern ließen ſich die lutheriſchen Fürſten als Werkzeug gegen die proteſtantiſchen Brüder gebrauchen; ſelbſt treffliche Fürſten, wie Chriſtoph von Würtemberg, Wolfgang von Zweibrücken, waren in dem Sektengeiſt der Zeit ſo befangen, daß ihre Theologen Andreä, Bidenbach, Heßhus und ähnliche leichtes Spiel hatten, ſie mit ihrem kleinen theologiſchen Haſſe zu erfüllen. Solch eine Stimmung zeigte ſich gleich am Anfang des Reichstages. Es ſollte eine ausführliche Schrift über die kirchlichen Verhältniſſe dem Kaiſer überreicht werden; man hätte Friedrich III. wie einen Ungläubigen ausgeſchloſſen, wenn nicht Auguſt von Sachſen, aus politiſchen Gründen freundlicher ge-

---

62) Monum. Piet. 298.

ſtimmt, die andern Fürſten von dem unbilligen und unklugen Schritte abgehalten hätte.

Bald kamen aber der Biſchof von Worms, Markgraf Philibert von Baden und andere, um ſich über die Bekehrungen zu beklagen, die der Kurfürſt in Sinsheim, Neuhauſen und in der Grafſchaft Sponheim vorgenommen hatte; man warf ihm vor, gewaltſame Mittel angewandt, durch kalviniſche Ketzerei den Religionsfrieden verletzt zu haben. Selbſt der milde Kaiſer ließ ſich jetzt bereden, ein Decret zu erlaſſen, das den Kurfürſten zur Entſchädigung verurtheilte und die Abſchaffung des Calvinismus von ihm verlangte. Man mochte noch Schlimmeres drohen, die Entſetzung von der Kurwürde und Aehnliches; ja in Heidelberg hatte ſich das Gerücht verbreitet, man wolle ihn verurtheilen und hinrichten [63]).

Kurfürſt Friedrich ließ indeſſen mit ſeiner Antwort nicht lange auf ſich warten; er erſchien in der Verſammlung — ſein Sohn Johann Caſimir trug ihm die Bibel nach — und vertheidigte ſich. Bei der Reformation der Stifter berief er ſich auf den Religionsfrieden, der das erlaube; und was das Abſchwören ſeines Glaubens beträfe, ſo kenne er in Glaubens- und Gewiſſensſachen nur einen Herrn, der ein Herr aller Herren und ein König aller Könige wäre; ſo lange er nicht gehört und widerlegt ſey, möge man ihn nicht verdammen. „Sollte dies mein Vertrauen, ſo ſchloß er, fehlſchlagen und man über mein chriſtliches und ehrbares Erbieten mit Ernſt gegen mich handeln, ſo getröſte mich die Verheißung meines Herrn und Heilands, daß Alles was ich um ſeiner Ehre oder Namens willen verlieren werde, mir in jener Welt hundertfältig ſoll erſtattet werden. Thue damit Ew. kaiſerlichen Majeſtät mich unterthänigſt zu Gnaden befehlen“ [64]).

Dieſe einfache Entgegnung verfehlte ihren Eindruck nicht. „Was fechtet ihr dieſen Fürſten an, er iſt frömmer denn wir

63) Thuani Hist. XXXIX. 7

64) Lehman de Pace Relig. III. 3.

alle", rief nach dem Schluß der Verhandlung der Markgraf von Baden aus; „Friz du biſt beſſer als wir alle", ſagte zu ihm Auguſt von Sachſen. Dem Einfluſſe dieſes Fürſten und der edeln Mäßigung, die Kaiſer Maximilian in allen Glaubensſachen bewies, hatte es Friedrich **III.** zu danken, daß jenes Decret ohne Folge blieb.

Denn auf die Aufforderung des Kaiſers (7. Mai), ein Gutachten abzugeben, äußerten ſich die Anhänger der augsburgiſchen Confeſſion in ſehr milder und verſöhnlicher Weiſe; da auch Maximilian kein Mann der Gewalt war, kam man (29. Mai) zu dem Beſchluſſe: der Kurfürſt ſey zwar nicht völlig mit der augsburgiſchen Confeſſion einverſtanden, auch öffne er ſein Land der calviniſchen Ketzerei, allein mit Gewalt wolle man nicht gegen ihn verfahren; es ſolle auf friedlichem Wege eine Ausgleichung der Meinungsverſchiedenheiten verſucht werden. Dabei blieb es auch, und obwohl der Kaiſer eine ſtrenge Beachtung der augsburgiſchen Confeſſion nochmals forderte, ſo war er doch beruhigt, als die proteſtantiſchen Fürſten die Entſcheidung der Sache einer friedlichen „Weiſung und Belehrung" überlaſſen ſehen wollten.

Friedrichs **III.** Benehmen hatte ihm ſolche Anerkennung erworben, daß ſelbſt der Kaiſer bei mehreren Veranlaſſungen dem frommen deutſchen Fürſten ſeine Achtung und Theilnahme bezeugen ließ; auch von den Reichsfürſten ſchied er wie von ausgeſöhnten Freunden [65]). Das unfreiwillige Gefühl von Achtung und Ehrfurcht, welches ſittliche Größe auch dem Gegner abnöthigt, war diesmal mächtiger, als dogmatiſche Befangenheit.

Die neue calviniſche Bekehrung in der Pfalz war damit gerettet und die Beſorgniſſe der Pfälzer beſeitigt. Zur Freude ſeiner Unterthanen kehrte Friedrich am Freitag vor Pfingſten in ſeine Reſidenz wohlbehalten zurück, nachdem er Augsburg ſchon am 24. Mai verlaſſen hatte, um der Abendmahlsfeier in

---

65) Alting p. 203.

Heidelberg beiwohnen zu können. Am Samſtag vor Pfingſten beſuchte er die Vorbereitung, reichte vor der Gemeinde dem anweſenden Olevian ſeine Hand und ermahnte ihn zur Beſtändigkeit im Glauben. Am folgenden Tage nahm er dann, mit ſeinem ganz gleichgeſinnten Sohne Johann Caſimir, öffentlich das Abendmahl [66]).

Mit dem Kaiſer blieb das Vernehmen freundlich; Maximilian, von kirchlicher Befangenheit freier als irgend ein deutſcher Fürſt dieſer Zeit, beſuchte den reformirten Kurfürſten (1570) in ſeiner Reſidenz und nahm es freundlich auf, als dieſer ihm eine ſpaniſche Ueberſetzung der Bibel ſchenkte und hinzufügte: In dieſem Buche iſt ein Schatz aller Schätze enthalten, nämlich die himmliſche Weisheit, welche Kaiſer, Könige und Fürſten anweiſet, wie ſie glücklich regieren ſollen.

§. 3.

Fortgang der kirchlichen Bewegung. Stellung der Pfalz zu den ausländiſchen Calviniſten.

Es ſchien, als ſollte Friedrichs III. ganze Thätigkeit ſich auf religiöſe Angelegenheiten beſchränken; denn kaum war er nach Hauſe zurückgekehrt, ſo traten dort neue kirchliche Verwicklungen ein, die diesmal mehr als ſeine Gegenwart, die ſelbſt ſein thätiges Einſchreiten nothwendig machten. Zum erſtenmal mußte er aus der Stellung des Vermittlers heraustreten und das traurige Amt des kirchlichen Blutrichters übernehmen.

Eine der ſeltſamſten Epiſoden in den kirchlichen Händeln jener Zeit bildet das Auftauchen des Arianismus in der Pfalz; leider hat ſich Fanatismus und kirchliche Härte nur allzueifrig bemüht, uns eine genauere Einſicht in dieſe Bewegungen durch raſche gewaltſame Beſtrafung zu verſchließen. Ob dieſe Anfeindungen der Dreieinigkeit weiter verzweigt waren, ob wirklich mehrere der geprieſenſten Namen an der heidelberger

66) Struve S. 207.

Univerſität im Geheimen ſich zu jenem Unitarismus hinneigten, darüber können wir leider nicht einmal beſtimmte Vermuthungen hegen.

Wir erinnern uns, daß unter den Gegnern der genfer Kirchenzucht auch Adam Neuſer, früher Pfarrer an der Peterskirche, und Joh. Silvan, Inſpector zu Ladenburg, aufgetreten ſind; Neuſer war Zwinglianer, in Heidelberg als Kanzelredner beliebt, ſeine kirchliche Anſicht war von einer Freiheit, die oft an Laxheit anſtreifte, dabei war er ein munterer, etwas genußſüchtiger Lebemann, der ſich zu dem finſtern Puritanismus des nüchternen ſittenſtrengen Olevian und ähnlicher Männer ſehr wenig hingezogen fühlte. Silvan, der vom katholiſchen Domprediger zum Lutheraner, dann zum Reformirten geworden war, erſcheint in ſeiner theologiſchen Ueberzeugung ſchwankend und unzuverläſſig, in ſeinen Lebensanſichten war er, ſcheint es, nicht gediegener als Neuſer. Beide glaubten ſich auch, vielleicht nicht mit Unrecht von Olevian perſönlich gekränkt und zurückgeſetzt; ihre Stimmung war ſeit dem Kirchenbannſtreit, ſeit Neuſers Entfernung von der Pfarrei zu St. Peter, eine bittere und gereizte geworden. Bei Männern ohne tiefen ſittlichen Ernſt konnte es auf dieſem Wege leicht zu Anſichten kommen, an denen der Aerger über das Haupt des pfälziſchen Calvinismus ebenſo viel Antheil hatte, als ihr Denken und ihre Ueberzeugung; weil ſie mit Olevian und der heidelberger Kirchenregierung zerfallen waren, tauchten alte Zweifel in ihnen wieder auf und ſie ſetzten ſich gegen den ganzen herrſchenden Lehrbegriff in feindſeligen Gegenſatz. Die Lehre von der Dreieinigkeit ward von ihnen mehr in der Weiſe kecker Skeptiker als ernſter For-

67) S. darüber Alting hist. eccl. 206 ff. Struve Pfälz. Kirchengeſch. S. 214 ff. Leſſing in den Wolfenbüttler Beiträgen zur Literatur (Sämmtl. Werke. Carlsr. Ausg. XIX. 17 ff.) Wundt Magazin I. 88 ff. — Leſſing wird a. a. O. durch ſeinen gerechten Zorn über theologiſche Verfolgungsſucht bisweilen zu harten und einſeitigen Urtheilen geführt, die man in D. L. Wundts vortrefflicher Arbeit berichtigt findet. Die meiſten Aktenſtücke finden ſich bei Struve.

ſcher angefochten und ſie machten von dem Rechte freier Forſchung in einem ausgedehnteren Sinne Gebrauch, als es die herrſchende Anſicht der Zeit und ihrer Wortführer geſtatten wollte. Ob Leute wie Eraſt, Probus und die andern Gegner des genſer Kirchenbannes ähnlich dachten, läßt ſich, trotz der perſönlichen Berührung mit Neuſer und Sylvan nicht nachweiſen; Olevian freilich und die andern Leute von ſeinem kalviniſchem Ketzergeruch ſchienen es ſtark zu vermuthen; milder denkende, ſehr orthodoxe Calviniſten beſtritten es. Zwei arme Pfarrer, Suter von Feidenheim und Vehe von Lautern, waren, ſoweit wir wiſſen, die einzigen Adepten der neuen antitrinitariſchen Lehre.

Es war gerade (1570) der Reichstag zu Speyer verſammelt, als plötzlich das Gerücht verlautete, die genannten Männer ſeyen das Arianismus überwieſen, der Verbindung mit dem Großtürken dringend verdächtig und eine weit verzweigte Verſchwörung entdeckt. Die Gefangennehmung Silvans, Suters und Vehe's (15. Juli) gab dem unbeſtimmten Gerüchte Wahrſcheinlichkeit.

In der That waren auch Neuſer, Silvan in ihrer Verirrung ſo weit gegangen, an eine Verbindung mit den Unitariern in Siebenbürgen zu denken; ſie ſchrieben an den Arzt Blandrata in Siebenbürgen, und Neuſer hätte in einem Moment ſinnloſer Bethörung ſogar an den Sultan Selim ein Schreiben aufgeſetzt [68]), worin er den kirchlichen Glauben ſeiner Zeit unumwunden aufgibt und ſich aus der Dreieinigkeitslehre ſeiner Kirche in den ſtrengen Monotheismus des Islam hinüberflüchtet. Der unglückſelige Brief ward zwar nicht abgeſchickt; allein er gerieth ſammt andern Actenſtücken ähnlichen Charakters — es iſt nicht ganz klar auf welchem Wege — in die Hände des Kurfürſten. Man wollte auch Schmähſchriften gegen die Dreieinigkeit bei ihnen gefunden haben; ſelbſt die Rechtfertigungen

---

68) S. das merkwürdige Aktenſtück bei Struve S. 229—234.

der Angeklagten waren von jenem antitrinitariſchen Geiſte erfüllt [69]).

Friedrich III. war lange unſchlüſſig, wie er ſich in dieſer ſo ganz ohne Vorgang daligenden Sache benehmen ſolle, unglücklicher Weiſe ſtand der vortreffliche Fürſt ganz unter dem Einfluß des theologiſchen Zeitgeiſtes und ſein Vertrauen zu den Theologen war ohne Gränzen. Ihnen übertrug er jetzt die Sache zur Berathung, ſtatt die Schuldigen vor ein ordentliches Gericht zu ſtellen; und die Theologen gaben ein Gutachten ab, von dem Leſſing hart aber nicht ganz unbillig geſagt hat [70]): ſo lange Ketzergerichte in der Welt ſind, iſt nie aus einem eine ſophiſtiſchere, grauſamere Schrift ergangen.

Man kann den finſtern Geiſt der Theologie jener Zeit — zur Warnung für bedrohte Nachkommen — nicht beſſer zeichnen, als durch dies Gutachten. Olevian, Urſinus, Boquin, Zanchius ſind uns ſonſt als fromme Männer bekannt, ſie haben die Probe der Ueberzeugungstreue und ſittlichen Reinheit in ſchweren Zeiten überſtanden, Olevian und Urſinus ſelbſt ſtanden einſt um des Glaubens willen vor Ketzergerichten; wo aber ihre Dogmatik ins Spiel kam, da dachten ſie nicht milder und menſchlicher, als ihr theologiſches Ideal, der genfer Terroriſt Calvin, oder die lutheriſchen Päbſte in Sachſen. Von der Lehre deſſen, der den Verdammungsſüchtigen zurief: Wer unter Euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie, finden ſich in dem theologiſchen Gutachten wenig Spuren; es iſt der rächende, zürnende Gott des alten Teſtaments, den ſie herabbeſchworen, das Geſetz Moſis, auf welches ſie ſich ausdrücklich berufen. Neuſer und Silvan hätten Gott geläſtert, ſo ſchloſſen die heidelberger Ketzerrichter; und wer Gott läſtert, der ſoll geſteinigt werden. „Gewiß iſt es, fügen ſie in ihrem blutdürſtigen Glaubenseifer

---

69) Der Kurfürſt ſelbſt ſchreibt: „Es iſt ſolches Buch ſo voller Giffts, daß es nicht rathſam, unter viel Hände kommen zu laſſen oder gemeiner zu machen“ (in Beziehung auf eine Schrift Sylvans).

70) A. a. O. 54. das Gutachten ſelbſt bei Struve 217 ff.

hinzu[71]), daß an das Steinigen heutigen Tags eine chriſtliche Obrigkeit nicht gebunden iſt, ſondern daß ſie das Schwert, oder Henken oder andre Mittel vom Leben zum Tode zu richten gebrauchen möge.“

Es war ſicher die wärmſte Ueberzeugung und der Glaube, das Beſte zu thun, was die heidelberger Inquiſitoren im Namen der Religion zu ſolchen Aeußerungen trieb; kann man aber die rohe Verblendung der glaubenswüthigen altteſtamentlichen Theologie fürchterlicher zeichnen, als mit den angeführten Worten?

Man ging aber noch weiter; man ſtrebte mit einem Kunſtgriff, den ſeit es Prieſter gibt alle trefflich gekannt haben, den kleinen theologiſchen Haß mit dem mächtigen Arme politiſcher Gewalt zu waffnen. Man ſtellte die Angeklagten als politiſche Verſchwörer hin; was wir Wahnſinn nennen würden, ward zum Verbrechen umgeſchaffen; zwei Pfarrer aus der Pfalz ſollten ſich mit dem türkiſchen Kaiſer zu ernſtlicher Bedrohung der Chriſtenheit verbunden haben!

Wer den Charakter Friedrichs III. kennt, der weiß, welchen Einfluß ein theologiſches Gutachten auf ihn ausübte; auch waren andre Bedenken von lutheriſcher Seite dem heidelberger zu Hülfe gekommen[72]). Doch war der Kurfürſt zu gewiſſenhaft, um nicht auch ſeine weltlichen Räthe zu hören, und die — ein edles ſeltenes Beiſpiel in dieſer Zeit — waren größtentheils der Anſicht, man ſolle milder gegen die Schuldigen verfahren und ihnen den Schoß der verſöhnenden Kirche nicht verſchließen[73]). Sie waren verſtändig genug, das politiſche Ver-

---

71) Struve S. 222.

72) S. Wundt S. 151.

73) Wie vortrefflich Friedrich ſeine Theologen kannte, beweist die Stelle aus dem Brief, den er 16. Aug. 1571 an Auguſt von Sachſen ſchrieb: „derowegen bitte ich freundlich, Ew. L. wolle nicht ihre Theologen (weil ſie zweifelsohne mit den meinen uff die göttliche Rechte werden ſchließen), ſondern vertrauteſte politiſche Räthe ihres Bedenkens anhören.“ Leſſing S. 55 f. thut hier dem Kurfürſten Unrecht, wie Wundt S. 145. 152 gut bewieſen hat.

brechen, das man den Angeklagten vorwarf, in dem rechten Lichte anzuſehen.

Die Sache zog ſich lange hinaus; Friedrich ſchrieb ſelbſt an verſchiedene Theologen, ſchickte die Prozeßakten nach Sachſen und ſein ſonſt ſehr milder Sinn verläugnete ſich auch hier in der Sorgfalt der Prozeßführung nicht. Aber die Theologen hatten auf ihn zu viel Einfluß; ſie arbeiteten an ihm, bis (Apr. 1572) das Urtheil erſchien, worin er mit Berufung auf den heiligen Geiſt Silvan zum Tode verurtheilte, Suter und Vehe des Landes verwies. Der unglückliche Silvan ward am 23. Dez. 1572 auf dem Marktplatz zu Heidelberg enthauptet.

Neuſers Schickſal war ein anderes. Ihm war von ſeinen Gefährten im Augenblick der Gefangennehmung ein Wink zugekommen; er entfloh nach Siebenbürgen, kehrte aber zurück und ſtellte ſich dem Gericht. Als er ſah, welche Wendung die Sache nahm, bereute er ſein Vertrauen bald; es gelang ihm, einen der Wächter zu beſtechen und er entfloh zum zweitenmal. Nach einem unſteten Leben kam er in die Türkei, trat dort förmlich zum Islam über und ſtarb nach einem ruheloſen, unregelmäßigen Leben an der rothen Ruhr [74]).

Auch hier hat ſich der Glaubenshaß noch auf eine gehäſſige Weiſe verewigt. Statt Neuſer ſeinem ewigen Richter zu überlaſſen, haben die Pilatus und Kaiphas mit Emſigkeit ihr kleines Richteramt geübt; Zeitgenoſſen laſſen ihn an einer ſchändlichen Krankheit bei lebendigem Leibe verfaulen, und der lutheriſche Fanatiker Lucas Oſiander betont es recht triumphirend, daß zu dem Gang, den er genommen, bis er zur Hölle gefahren, der Calvinismus der erſte Schritt geweſen ſey!

Für die unſchuldige Familie Sylvans ſorgte der Kurfürſt, der hier ſeinem Gefühl, nicht den Theologen folgte, auf edle Weiſe; Eraſt, und wer ſonſt im Verdachte der Verbindung mit den Schuldigen ſtand, hatte mancherlei theologiſche Chikanen auszuſtehen.

74) Vgl. die Nachricht aus Gerlach bei Leſſing a. a. O. 76.

Daß Friedrichs Strenge nicht in ſeinem Weſen lag, zeigt ſeine Milde in einer andern religiöſen Streitfrage dieſer Zeit, in dem Verhältniß der Wiedertäufer. Seit dem großen Bauernaufſtande und den Unruhen im Münſterſchen hatten zerſtreute Glieder der Sekte in der Pfalz eine Zuflucht gefunden; man duldete ſie, denn ſie hatten ihre religiöſen Ausſchweifungen ſchwer gebüßt und waren zu fleißigen, betriebſamen Leuten geworden, deren Pflege die Cultur der Rheingegenden große Fortſchritte zu verdanken hatten. Sie, wie die vertriebenen Reformirten aus den Niederlanden und aus Frankreich, waren Schützlinge, die man nicht zurückwies, ja faſt willkommen hieß; nur wenn ihre religiöſen Schwärmereien hervorbrachen, mußten ſie das Land verlaſſen. Nun lag aber dem Kurfürſten viel daran, auch ſie in ſeine reformirte Kirche hereinzuziehen und er veranſtaltete deßhalb (1571) ein Religionsgeſpräch zu Frankenthal. Dort war indeſſen ſeit der erſten niederländiſchen Anſiedelung auch das Nonnenkloſter Kleinfrankenthal zu dem gleichnamigen Mönchskloſter hinzugezogen und aus beiden eine Gemeinde gebildet worden, die ſchon 1567 eine eigne, ſelbſtſtändige Staatsverwaltung erhielt. In dieſen ſehr emporblühenden Ort ließ Friedrich die Wiedertäufer aus allen Gegenden einladen; freies Geleit ward ihnen geſichert, für Herberge, Speiſe und Trank eifrig geſorgt. Die Autorität der h. Schrift, die Dreieinigkeit, die Gottheit Chriſti, die Erbſünde, die Auferſtehung, Taufe und Abendmahl, die Gemeinſchaft der Güter waren die weſentlichſten Punkte, die beſprochen werden ſollten [75]. Es fanden ſich viele wiedertäufiſche Lehrer ein, und das Geſpräch dauerte neunzehn volle Tage, (28. Mai bis 19. Juni). Man kam zwar zu keinem Reſultate, aber man ging doch ohne Bitterkeit und Mißſtimmung auseinander. Da keine Parthei ſich bekehren wollte, blieb alles auf dem alten Fuße; man duldete die Wiedertäufer ſo lange ſie mit ihren religiöſen Lehren ſich

75) S. das Protokoll der Verhandlungen, das 1571 zu Heidelberg, mehr als 700 Seiten ſtark, erſchienen iſt: Protokoll d. i. alle Handlung des geſprechs zu Frankenthal mit denen ſo man Widertäuffer nennt.

zurückhielten [76]), und es war erſt einem freier denkenden Nachkommen Friedrichs **III.** vorbehalten, ihnen auch die kirchliche Toleranz zu geben.

Noch weniger gelang es dem Kurfürſten mit dem wiederholten Verſuch, Amberg reformirt zu machen, der Widerſtand der Bürger hatte dort an dem Kurprinzen einen Halt, der ihren Widerſtand dauernd wach erhielt. So verlangten ſie jetzt, freilich durch reformirte Predigten gereizt, die Entfernung der zwei reformirten Geiſtlichen, die man ihnen aufgedrungen hatte; Friedrich ſchlug nicht allein dieſe Bitte ab, ſondern entfernte auch den Hauptgegner, den Lutheraner Thomas Knauer, und ſchickte eine Commiſſion von weltlichen und kirchlichen Beamten nach Amberg, die calviniſche Reformation einzuführen. Durch das unkluge und verletzende Benehmen dieſer befangen reformirten Commiſſion [77]) kam es zu thätlichen Widerſetzungen; die Amberger ſuchten das Gotteshaus vor dem reformirten Cultus zu vertheidigen (1575) und der erbitterte Kurfürſt wollte ſeinen Sohn abrufen und ſelbſt hingehen, um perſönlich die Revolution von oben durchzuſetzen. Er ſtarb, ehe es dazu kam; einſtweilen blieb es bei einem officiellen Federkrieg, den ſein Hofprediger Toſſanus mit den Ambergern führte. Mit Friedrichs Tode trat dann eine Reaction im entgegengeſetzten Sinne ein.

Indeſſen blieb der Kurfürſt mit kirchlichen Einrichtungen fortwährend beſchäftigt. So ward (1570) das Kirchencollegium eingeführt, in deren Händen die ſittliche Cenſur und die gefährliche Waffe des Kirchenbannes lag; im folgenden Jahre nahm er eine Viſitation im Oberamt Germersheim vor und ließ die reine calviniſche Lehre, die dort mit katholiſchen und lutheriſchen Anſichten noch vielfach vermiſcht war, einführen. Im Jahr

---

76) Alting p. 213 ſagt: Anabaptistae — — non fuerunt ejecti. Doctoribus autem eorum severe interdictum, ne vel docerent vel baptizarent, vel ullum ministerii actum exercerent.

77) Wundt Magaz. II. 68.

1573 ward zu Heidelberg eine Synode gehalten, in welcher theils dogmatiſche Punkte, theils Fragen der Kirchendiſciplin erörtert wurden; und 1574 erſchien auf Befehl des Kurfürſten die lateiniſche Bibelüberſetzung vom Immanuel Tremellius und Franc. Junius. Die Regſamkeit der theologiſchen Literatur, ſowohl der ireniſchen als der polemiſchen war ungemein groß; die kirchliche Verſtändigung gewann dadurch freilich nicht ſehr viel.

So regte ſich Friedrichs III. kirchlicher Eifer auf allen Seiten; er reformirt, läßt Lehrbücher und Kirchenordnungen abfaſſen, hält Synoden und Viſitationen, und alle Einzelheiten der ganzen Umwälzung werden von ihm perſönlich geleitet. Nicht auf die Pfalz allein blieb aber ſein religiöſer Eifer beſchränkt; auch die ausländiſchen Glaubensgenoſſen erfreuten ſich eines Schutzes, für den Friedrich ſelbſt große Opfer nicht geſcheut hat. Wie ſeine Regententhätigkeit im Innern beinahe ausſchließlich in kirchlichen Reformen ſich erſchöpfte, ſo war auch ſeine Politik nach Außen von religiöſen Intereſſen geleitet und trug daſſelbe calviniſche Gepräge; denn dieſe Lebensidee hatte einmal des Mannes ganzes Weſen erfaßt und beherrſcht.

Beſonders war es Frankreich, deſſen Verhältniſſe die thätige Theilnahme des Kurfürſten in Anſpruch nahmen. Hatten früher einzelne pfälziſche Fürſten, aus landesfürſtlichen Tendenzen, ſich zu Frankreich geneigt, ſo ward jetzt das politiſche Intereſſe vom religiöſen überwogen; man miſchte ſich in die franzöſiſchen Geſchichten ein, aber zum Nachtheil der Krone, man unterſtützte die proteſtantiſchen Vaſallen. Mit unverwandtem Auge war Friedrich III. der religiöſen Entwicklung Frankreichs gefolgt; es waren Reformirte, die da litten, wie hätte der eifrigſte Calviniſt unter allen europäiſchen Fürſten dabei kalt bleiben können? Schon Franz I. und Heinrich II. hatten, mehr aus politiſchen als aus kirchlichen Gründen, die Reformirten heftig verfolgt, ſeit Franz II., dem ohnmächtigen Werkzeug der Guiſen, kam noch ein Anflug der ſpaniſchen Inquiſition, der von oben begünſtigte Fanatismus des Pöbels, hinzu, und es ward unter Formen des Rechts gegen die Reformirten blutig gewü-

thet. Mit Abſcheu ſah das Friedrich III.; bei dem Prozeſſe des berühmten Anna du Bourg wandte er ſich an den König ſelbſt, und bat ſich, als Zeichen dauernder Freundſchaft, die Freilaſſung des verfolgten Parlamentsrathes aus [78]). Der König war willenlos; doch glaubte der Cardinal von Guiſe eine menſchliche Regung bei ihm fürchten zu müſſen und die Verurtheilung ward beſchleunigt, damit die Vermittlung zu ſpät käme.

Franz II. ſtarb; ſein Bruder Karl IX. war abwechſelnd das Spielwerk in den Händen der Katharina von Medicis, der Guiſen, der Prinzen von Geblüt. Was bisher in ſtiller Gährung geweſen, brach jetzt mit politiſcher Oppoſition vermiſcht in offene Feindſeligkeit aus, und eine lange Reihe blutiger Bürgerkriege drohten dem Lande. Die Annäherung des pfälziſchen und franzöſiſchen Calvinismus ward enger. Anton von Navarra trat mit Friedrich III. in Briefwechſel; und ſeit das Blutbad zu Vaſſy den kaum geſchloſſenen Religionsfrieden gebrochen hatte, ſuchte auch Condé an dem reformirten Kurfürſten (1562) Rath und Hülfe zu gewinnen [79]). Auch die reformirten Geiſtlichen erwarteten von ihm Unterſtützung und Friedrichs Bedeutung nahm in dieſen Händeln ſo zu, daß man auf ihn die Blicke richtete, als es ſich um Wiederherſtellung des Friedens in Frankreich handelte [80]). Auch Wolfgang von Zweibrücken ward in das Verhältniß verwickelt; beide ſagten dem Condé ihre Hülfe zu und beide ſind auch nachher die thätigſten Verbündeten der franzöſiſchen Reformirten geworden.

Ein Friede ohne Aufrichtigkeit hatte den erſten Krieg beendigt; die Reformirten ſahen ſich bald aufs Neue zum Kampfe genöthigt (1567) und diesmal hofften ſie auf die pfälziſche Hülfe, die der 24jährige Johann Caſimir, Friedrichs III. gleich eifriger calviniſch geſinnter Sohn, auf ſeine Hand rüſtete.

78) Thuan. XXIII. 11.

79) Thuan. XXIX. 8. 19.

80) Thuan. XXXIV. 18. Vgl. XXIX. 25.

Deutſchland war die Hülfsquelle, an der ſich beide Theile verſtärkten; der König und die katholiſche Parthei hatten ſo gut Deutſche im Sold, als die Hugenotten. Wie nun gleich im Anfang des Krieges die Reformirten eine Niederlage bei St. Denis erlitten (10. Nov. 1567), war ihre ganze Sache auf deutſche Hülfe beſchränkt, und die königliche Politik bot alles auf, ihnen dieſe zu entziehen. Ein franzöſiſcher Agent, Lanſac, zog an den deutſchen Höfen herum und ſuchte auch Friedrich III. dahin zu bringen, daß er ſeinen Sohn von der Theilnahme an dem franzöſiſchen Kriege abziehe. Er ſtellte ihm den ganzen Kampf nur als eine ariſtokratiſche Auflehnung gegen das monarchiſche Princip dar; religiöſe Intereſſen und Gewiſſensfreiheit, ſuchte er ihm zu beweiſen, ſeien dabei nicht im Spiel. Friedrich wollte ſich genauer unterrichten, ſchickte deßhalb ſeinen Rath Zuleger nach Paris, allein der brachte ganz andere Berichte mit zurück, als die, womit der katholiſche Agent des Kurfürſten Theilnahme einzuſchläfern ſuchte. So rückte dann trotz des Kaiſers wiederholtem Abmahnen Johann Caſimir mit einem Heer von etwa 11000 Mann, wobei ihn auch Wilhelm von Heſſen unterſtützt hatte, und 4 Geſchützen, im Anfang des Jahres 1568 nach Lothringen vor; die beiden Grafen von Barby, der Graf Holen, Johann Blicker von Steinach, die Herren von Falkenrod, Wolfendorf, Bohenbuch, Malsberg, Schomberg, alſo meiſt pfälziſche und heſſiſche Edelleute waren unter ihm die Führer einzelner Corps. Von Pont-a-Mouſſon ſchrieb der Pfälzer an den König und bedeutete ihm, daß es nur die kirchliche Freiheit ſeiner Glaubensgenoſſen ſei, die ihn nach Frankreich gezogen hätte; dann erfolgte die Vereinigung mit den Hugenotten. Aber es fehlte an Geld, ſtatt 100,000 Thalern, die man dem deutſchen Heere verſprochen, konnten die Officiere und Führer kaum 30,000 aufbringen, und es war Johann Caſimirs Verdienſt, die Truppen dahin zu beſchwichtigen, daß ſie den guten Willen einſtweilen für die That nahmen. Das glückliche Vordringen der vereinigten Armee half der proteſtantiſchen Sache wieder auf und bald hatte ſie ſich in dem Frieden von Longjumeau (März) die freie Religionsübung

wieder erkämpft. Johann Caſimir eilte nach Heidelberg zurück. [81])

Auch dieſer Friede war von kurzer Dauer; in dem bald neu entzündeten Kampfe nahm der Kurfürſt keinen Antheil, aber ſein Verwandter, Pfalzgraf Wolfgang, zog mit bedeutenden Kräften über den Rhein und fand im Kampfe für die Hugenotten ſeinen Tod. Doch behielt Friedrich III. die kirchlichen Angelegenheiten im Auge, und als im Anfang des Jahres 1570 die Sache eine ſchlimme Wendung genommen hatte, bewog er die Fürſten, die bei Johann Caſimirs Hochzeit (Juni) als Gäſte anweſend waren, zu einem vermittelnden Schritt bei dem franzöſiſchen Hofe. Der Kurfürſt von Sachſen, Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, die Landgrafen von Heſſen, die Herzöge von Würtemberg, von Holſtein und der Markgraf von Baden nahmen daran Theil; indeſſen hatten ſich die Angelegenheiten ſo geſtaltet, daß bald nachher der Friede zu St. Germain den Hugenotten gewährt ward [82]).

Der neue Friede war ein ſchmähliches Lügenſpiel; zwei Jahre nachher ward der fürchterliche Mordplan ausgeführt, der unter dem Namen der Bartholomäusnacht in der Geſchichte gebrandmarkt iſt. Friedrich III. hatte ſich bisher neutral verhalten; ſeit jenen Blutſcenen nahm er eine feindſelige Stellung an, und einer der Urheber der pariſer Mordthaten ſollte es bald empfinden.

Als nämlich Heinrich von Anjou nach Polen reiſte, ſollte ſein Aufenthalt in Heidelberg das gute Vernehmen mit Kurpfalz wieder herſtellen und er erklärte ſelbſt, im Namen ſeines Bruders, Carls IX., den Beſuch abzuſtatten [83]). Friedrich III. hatte

81) Vgl. über alles dies Thuanus lib. XLII. c. 10. 12. 17 ff. 23.

82) Vgl. Thuan. XLVII. 3.

83) Was Lünig Theatr. Cerem. I. 497 und Moſer pfälz. Staatsrecht (VII.) von der Behandlung des franzöſiſchen Prinzen erzählen, bedarf einer Prüfung und Vergleichung mit glaubwürdigen Quellen, mit Thuanus und des Kurfürſten eignem Bericht in den Monum. piet. S. 311—318. Vgl. Büttinghauſen von dem Ceremoniel, welches Friedrich III. gegen König Heinrich beobachtet. Heid. 1762.

ihm ſeinen Sohn Chriſtoph und den Grafen Ludwig von Naſſau entgegengeſchickt; er ſelbſt empfing den Fremden, wie er es dem Range des Gaſtes ſchuldig war, verbarg aber ſeine Geſinnungen über den franzöſiſchen Hof nicht. Mit nachdrücklichem Ernſt hielt er dem franzöſiſchen Prinzen die Gräuel der Bartholomäusnacht vor, rügte die Treuloſigkeit des Hofes und geſtand offen, auch hinter der neuen Maske von Freundſchaft nicht viel Gutes zu vermuthen. Die eigne Nichtswürdigkeit der pariſer Wüſtlinge hielt er ihm in hellem Spiegel vor Augen und ließ ſelbſt die lüderliche Sitte des Anjou und ſeiner Geſellen nicht ungerügt [84]).

Heinrich ſuchte zu widerſprechen, ſuchte Coligni's Andenken politiſch zu verdächtigen, ſchlug ſich auf die Bruſt und verſicherte dem calviniſchen Fürſten „es verhielte ſich mit der Bartholomäusnacht anders als man ihm berichtet."

Friedrich war weder dadurch befriedigt, noch durch den wiederholten Vorwurf, Coligni habe verrätheriſche Pläne gehabt; vielmehr faßte er den franzöſiſchen Prinzen bei dem politiſchen Intereſſe ſeines eignen Landes. Man ſtärke ja nur Spanien, auf welches der Pabſt ſeinen Bau ſtütze; „ich möchte nicht deſſen Henker ſeyn," ſetzte der Kurfürſt hinzu. [85])

Manches andere noch mußte der neue König von Polen ſchweigend verbeißen; wie ihn Friedrich in die Gallerie führte, wo Gemälde intereſſanter Perſonen hingen, ſah er noch einmal Coligni, hörte noch einmal von deſſen Morde reden [86]), und

84) Monum. piet. 313 heißt es: 5. Daß ärgerlich Huren und ander bös Leben und keine Juſtiz vorhanden. 6. Er ſey ſo verhaßt, daß viel meiner Freunde nicht gerne ſehen, daß ich ſo viel Gemeinſchaft mit ihm habe. Darauf erwiedert Heinrich, der Kurfürſt habe ſelbſt an ſeines Altvaters Hof geſehen que ça été une cour fort dissolue, aber ſeines Bruders und Frau Mutter Hof demſelbigen bei weitem nicht zu vergleichen. Die Justitia hätte ihren Lauf. „Auffs 6. nichts geantwortet"

85) Dabei ſpielte er zugleich ausdrücklich auf die Hinrichtung des Don Carlos an.

86) Büttinghauſens Zweifel ſcheint uns nach dem, was Thuanus erzählt, nicht genügend motivirt.

mancher franzöſiſche Hugenotte mag ihm in der Pfalz in den Weg gekommen ſeyn. Auf dem Rückweg aus Polen mied er die Hauptſtadt des calviniſchen Fürſten.

Indeſſen blieben die Pfälzer mit dem Führer der Reformirten in Frankreich eng verbunden und 1576, wie ſie abermals bedroht waren, übernahm Johann Caſimir einen Zug dahin, von dem wir unten berichten werden. Er kam glücklich nach Heidelberg zurück (Auguſt), wo ihn der greiſe Vater im Vorgefühl des nahen Todes ſehnſuchtsvoll erwartete.

Auch in andern Ländern fand der bedrängte Calvinismus an den pfälziſchen Fürſten warme Unterſtützung; Friedrich III. kam wenigſtens mittelbar den revolutionären Beſtrebungen gegen die abſoluten katholiſchen Monarchien zu Hülfe. Schon ſeit 1568, wo Friedrichs Schwager, Graf Egmont, der Inquiſitionsjuſtiz als Opfer gefallen war, hatten die empörten Niederländer ſich in der Pfalz recrutirt; Wilhelm von Oranien ſelbſt war perſönlich dort erſchienen und Johann Caſimir hatte ſich an ihn angeſchloſſen. Als in demſelben Jahre (Februar) genueſiſche Kaufleute große Geldſummen den Rhein hinab transportirten, die dem Herzog Alba nach den Niederlanden ſollten zugeführt werden, ließ Kurfürſt Friedrich ſie bei Mannheim anhalten und das Geld confisciren. Vergebens beſchwerte ſich Spanien und der Kaiſer, und die Vermittlung Savoyens war fruchtlos, der Kurfürſt berief ſich auf die Umgehung der Abgaben, deren ſich die Genueſer ſchuldig gemacht hätten, und ſie konnten nichts als die confiscirten Waaren wieder erhalten [87].

Als aber das niederländiſche Volk im Kampf für ſeine Freiheit hart bedrängt war, entſandte Friedrich ſeinen dritten Sohn, Ph. Chriſtoph, nach den Niederlanden, und der 23jährige Held fand in der Schlacht auf der Mockerhaide (April 1574), neben den Oraniern Heinrich und Ludwig von Naſſau ſeinen Tod. Ihre Leichen hat man nicht wieder aufgefunden, das Volk wollte an ihren Tod nicht einmal glauben und hat ſie lange noch unter

---

87) Thuan. XLIII. 12.

die Lebenden gezählt. Als man den greiſen Vater tröſtete wegen des herben Verluſtes, ſprach er: „Seyd gutes Muthes, ich weiß daß mein Sohn ein Menſch geweſen, und weil es Gottes Wille iſt, ſo iſt es mir lieb, daß er um der gerechten Sache willen in fremdem Lande umgekommen, als daß er im Lande ſeine Zeit mit Müßiggang, welcher des Teufels Hauptkiſſen iſt, zugebracht hätte.“

In Allem warf ſich Friedrich zum Schutze des bedrängten Calvinismus auf; ſo wie die Verfolgten und wißbegierigen Reformirten von ganz Europa in Heidelberg eine Zufluchtsſtätte und die auswärtigen Kämpfe des Calvinismus bei ihm warmen Antheil fanden, ſo wurden auch Einzelne vor Verfolgung durch ſeine mächtige Fürſprache gerettet. Olevian ward durch ihn vor dem Tode geſchützt, wegen Oliver Bok, den die Inquiſition zu Antwerpen ſchon dem Scheiterhaufen beſtimmt hatte, ward Conrad Marino als Geſandter nach den Niederlanden geſchickt, um den Bedrängten zu retten und nach der Pfalz zu bringen. So entfloh auch (1572) die junge Fürſtin Charlotte von Bourbon, Tochter des Herzogs von Montpenſier, die durch ihre Mutter heimlich dem Proteſtantismus gewonnen war, aus ihrem Kloſter Jouarre und wandte ſich nach Heidelberg, dem Aſyl für verfolgte Reformirte. Kurfürſt Friedrich ſetzte den Drohungen und Bitten des franzöſiſchen Hofes und des eifrig katholiſchen Vaters ruhige Feſtigkeit entgegen; er wollte die Tochter dem Vater nicht vorenthalten, aber man ſolle ihm für die Freiheit des Gewiſſens bürgen. Da das verweigert ward und der Herzog ſie entweder katholiſch oder gar nicht mehr wiederſehen wollte, blieb ſie am pfälziſchen Hofe in gaſtlicher Aufnahme, bis ſich Wilhelm von Naſſau mit ihr vermählte. Einzelne Reformirte, die aus Frankreich und den Niederlanden in der Pfalz Schutz ſuchten, wurden ſehr gaſtlich aufgenommen, namentlich waren in Heidelberg, Schönau, St. Lamprecht, Frankenthal ſolche Coloniſten zu finden.

So war auch in der äußern Stellung Friedrichs III. ein Unterſchied von den übrigen proteſtantiſchen Fürſten wahrzuneh-

men; an allen großen Bewegungen des Auslandes, die in dem kirchlichen Boden wurzelten nahm er Antheil, und den Gedanken einer großen proteſtantiſchen Aſſociation, welche dem Calvinismus in Staat und Kirche Bahn brechen ſollte, hat er mit unter den erſten angeregt und durchgeführt. Der Gedanke iſt in allen ſeinen Nachkommen lebendig geblieben; von ſeinem Sohne Johann Caſimir, dem geiſtesrüſtigen Kämpfer im Cabinet und Feld, von Friedrich IV., dem Stifter der Union, an bis zu dem unglücklichen Böhmenkönig und dem geiſtvollen Karl Ludwig hat jeder die Bedeutung einer großen Allianz des religiöſen und politiſchen Proteſtantismus empfunden und durchzuführen geſucht. In der Erhebung dieſer Idee lag die vorübergehende äußere Größe der Pfalz, aus ihrer Ueberſpannung iſt das Unheil und der Verfall des Landes erfolgt.

§. 4.

Fortſchritte im pfälziſchen Unterrichtswesen; die Univerſität, der gelehrte Unterricht, die Volksſchulen.

Zwiſchen Schule und Kirche beſteht immer ein ſo enger Zuſammenhang, daß eine völlige Umwälzung, wie die Kirche unter Friedrich III. ſie erhielt, auch der Univerſität und den übrigen Schulen eine neue Geſtalt geben mußte.

Die Theilnahme des Kurfürſten für die Unterrichtsangelegenheiten war nicht geringer, als die ſeiner Vorgänger; ſeine Freigebigkeit ſorgte zunächſt für eine ſichere und größere Einnahme der Univerſität [88]). Es wurde erſt der Verſuch gemacht, ſtatt der wechſelnden Kloſtereinkünfte eine beſtimmte jährliche Summe auszuſetzen, dann als dieſer nicht nach Wunſch ausfiel, trat der Kurfürſt die von Friedrich II. einſt geſchenkten Kirchengüter der Univerſität ohne Koſten und Laſten ab. Dazu kamen zahlreiche Beiträge theils aus den neueingezogenen Klöſtern, theils aus der kurfürſtlichen Kaſſe; ſo ward z. B. aus dem

88) Vgl. Acta VII. 404. 406.

Verkauf der Kirchengeräthſchaften, Meßgewänder u. ſ. w. der Anfang gemacht zur Gründung eines Hoſpitals für arme Studirende [89]). Die Beſoldungen waren ziemlich bedeutend erhöht worden, aber freilich waren auch die Bedürfniſſe gewachſen; der Geldwerth hatte ſich ſo verringert, daß die Profeſſoren immer noch von behaglichem Ueberfluß ſehr weit entfernt waren, und ein verdienter thätiger Mann wie Xylander ſich in Schulden verwickeln mußte, um nur leben zu können [90]).

Der wichtigſte Einfluß, den Friedrichs Regierung auf ſie übte, war aber der veränderte Charakter in ihrem Innern. Sie ward, wie das ganze pfälziſche Land, calviniſirt, und alle Bewegungen, die mit der Einführung des reformirten Lehrbegriffs hervorgerufen worden ſind, wurden zunächſt in der Univerſität ausgekämpft; ſie bietet in engerem Kreiſe dieſelben Erſcheinungen, dieſelben Reibungen dar, wie die ganze pfälziſche Reformationsgeſchichte. So ward der Kampf zwiſchen Heßhus und Klebitz, an den ſich die Anfänge der calviniſchen Reformation anlehnen, zunächſt von Mitgliedern der Univerſität aufgefaßt und zu der Bedeutung gebracht, die er gewann; und in ähnlicher Weiſe waren nachher, als der Calvinismus völlig geſiegt hatte, die ſchroffen und milderen Partheien deſſelben im Schooße der Univerſität fortwährend lebendig.

Die erſte Hinneigung vom Lutherthum zum Calvinimus knüpfte ſich an jene vermittelnde Richtung Melanchthons, die man Philippismus hieß. Der Kurfürſt und ſeine Räthe waren anfangs ſo gut philippiſtiſch geſinnt, als die bedeutendſten Glieder der Univerſität; Melanchthons perſönlicher Einfluß war bei Berufungen und Einrichtungen auch aus der Ferne fortwährend in Thätigkeit [91]). Seit aber die ſtrenge Lehre Calvins durchgeführt ward, ſeit ſie an dem Kurfürſten einen warmen Anhänger, an Olevian, Urſinus, Zanchius, eifrige, ja ſchroffe Ver-

89) Acta Univ. VII. fol. 379.

90) Acta IX. fol. 96 ff.

91) Beiſpiele in den Act. VII. 382. 398.

fechter gefunden hatte, trat allmählig eine Kälte ein zwiſchen dem ſtarren, finſteren Calvinismus, und zwiſchen der milderen und freieren Auffaſſung, wie ſie bisher an der Univerſität vorgeherrſcht hatte. Der Sitz jener ſtrengen unbeugſamen Orthodoxie, die mit allem Rüſtzeug des genfer Reformators heranzog und ihre Beſchränktheit bis zu Calvins verketzerndem Fanatismus trieb, war die theologiſche Facultät; die Mehrzahl der Mitglieder aus den übrigen Facultäten waren in den Anſichten über Dogma und Glaubensverfolgung ihrer engen Zeit vorangeeilt, und gerade die bedeutſamſten Namen, ein Eraſt, Xylander, Siegism. Melanchthon, ſtanden in dem verdächtigen Geruch, auf den Buchſtaben des genfer Lehrbegriffs nicht unbedingt zu ſchwören. Der Kampf über ſolche Fragen, den künſtlich zu beleben man ſich in unſerer Zeit ſehr viel fruchtloſe Mühe macht, griff damals tief in alle Lebensverhältniſſe ein, und von einem harmloſen Wortſtreit im Senat oder in der Facultät führte der Weg oft direct in den Kerker, die Verbannung, ja zum Tod!

Auch unſere heidelberger Univerſität war in dieſen betrübenden Kampf hineingezogen, und Männer wie Olevian, Urſinus, Zanchius haben hier den blutigen Lorbeer des Ketzerrichters zu erringen geſucht. In dem Streit über den Kirchenbann trat jene Verſchiedenheit der beiden Partheien bereits hervor, und in dem oben erzählten arianiſchen Prozeß gegen Neuſer und Silvan feierte die ſtrenge theologiſche Parthei den erſten Sieg über die milde und tolerante Anſicht der meiſten Univerſitätsmitglieder. Mit Silvans Hinrichtung war die Sache aber nicht beſchloſſen; die Tragödie war zu Ende, der Cabale und Intrigue war jetzt die Bahn geebnet. Das theologiſche Mißtrauen ließ die Verdächtigen jeden Augenblick fühlen, daß man ſie einer entfernten Hinneigung zu der arianiſchen Ketzerei bezüchtigt hatte und die banalen Stichwörter der modernen Schreckensjuſtiz, die man zum Zweck brandmarkender Bezeichnung ausbeutet, ſind nicht gefährlicher, als es damals war, Freunde der Arianer zu heißen. Xylander hatte mannigfache Plackereien auszuſtehen, dem trefflichen Phyſiker Siegmund Melanchthon wurden

die letzten Jahre ſeines Lebens förmlich verbittert, und bei dem gewaltſamen Verfahren, das ſich der Kirchenrath gegen einige Lehrer des Pädagogiums, namentlich Schilling, erlaubte [92]), war auch der überfeine Ketzergeruch der calviniſchen Theologen im Hintergrunde. Am gewaltigſten richtete ſich aber ihr Haß gegen Thomas Eraſt, deſſen Berühmtheit und Lehrerverdienſt ebenſo groß war, als die Anſpruchloſigkeit und ſittliche Reinheit ſeines gemäßigten, humanen Charakters; ja wäre Eraſts Perſönlichkeit nicht zu unangreifbar, ſein literariſcher Ruf nicht zu groß geweſen, ſo hätte vielleicht die pfälziſche Geſchichte in ihm einen zweiten Blutzeugen der liebreichen Verketzerungswuth proteſtantiſchen Pabſtthums zu beklagen. Sein Vergehen war perſönliche Freundſchaft mit einigen der Arianer, eine vorurtheilsfreiere und unbefangene Anſicht in kirchlichen Dingen und kalte Gleichgültigkeit gegen das inquiſitoriſche Spürſyſtem ſeiner theologiſchen Collegen. So ward er mehrere Jahre lang von proteſtantiſchen Gottesgelehrten mit dem Kirchenbanne belegt, dann bei Beſetzung der kurfürſtlichen Leibarztſtelle in auffallender Weiſe zurückgeſetzt (1573), endlich gewann es ſogar den Anſchein, als ſollte er das Opfer einer plumpen Intrigue werden. Es erſchien (1575) ein Libell, das eine weitverzweigte Verbindung arianiſcher Ketzer verkündete und als deren Haupt ſehr unzweideutig den Thomas Eraſt bezeichnete [93]); da der treffliche und wohlgeſinnte Kurfürſt in ſeinem unſeligen Vertrauen zu der ſtreng calviniſchen Parthei völlig gefangen war, gab es kein beſſeres Mittel, Eraſt zu ſtürzen. Als Verfaſſer des Libells erwies ſich der Italiener Antonio Pigafetta, der von perſönlicher Rachſucht gegen den unſchuldigen Eraſt erbittert, damals einer Blutſchande durch Geſtändniß überwieſen und einer Schändung wenigſtens ſehr verdächtig war [94]). Die Theologen, die viel-

---

92) Vgl. Acta X. fol. 104 ff.

93) Ueber dieſes und das Folgende ſ. die ausführlichen Verhandlungen in den Actis Univ. X. fol. 145 ff.

94) Die gerichtlichen Verhöre ſ. in den Actis X. 148 ff.

leicht anfangs den Angriff gegen Eraſt nicht ungern geſehen haben mochten [95]), fühlten denn doch alle, wie ſchmutzig die Waffe ſey, die gegen ihren Gegner gerichtet war, und wir haben keinen Beweis dafür, daß ſie die Sache des lüderlichen Italieners zu der ihrigen gemacht hatten. Vielmehr ward Pigafetta den Gerichten überwieſen, der Kurfürſt erklärte jede weitere Unterſuchung über Eraſts theologiſche Ueberzeugungen für niedergeſchlagen und der treffliche Mann ward in ſeiner Stellung eher gebeſſert als verſchlimmert.

Mit jener theologiſchen Einſeitigkeit hing die philoſophiſche eng zuſammen, und trotz Luthers Andenken, ward Ariſtoteles von vielen Proteſtanten gerade ſo zur Grundlage der neuen Dogmatik gemacht, wie einſt von den Scholaſtikern des Mittelalters. Ein merkwürdiges Beiſpiel bietet ſich in der damaligen Geſchichte der Univerſität. Im Herbſt 1569 wünſchte der Kurfürſt, es möchte die erledigte Profeſſur der Ethik an Petrus Ramus wenigſtens verſuchsweiſe übertragen werden; allein die Univerſität widerſetzte ſich dem Vorhaben, „weil ſeine Lehrart eine ganz eigenthümliche ſey und von der Philoſophie, die allgemein anerkannt und ſeit Jahrtauſenden für die beſte gehalten worden ſey, völlig abweiche.“ Der Kurfürſt ſcheint weniger dem Grundſatz der Stabilität gehuldigt zu haben, als ſeine proteſtantiſchen Theologen, und im Dez. 1569 eröffnete Ramus ſeine Vorleſungen. Daß es darin etwas ſtürmiſch zuging, war ein erwünſchter Vorwand zur Beſchwerde, und wenn auch Ramus noch wiederholte Verſuche machte durchzudringen, ſo mußte er doch zuletzt dem Grundſatz des Hergebrachten Platz machen [96]).

Sieht man von dieſen Kleinlichkeiten ab, wie ſie beinahe jedes Univerſitätsleben in höherem oder geringerem Grade enthält, ſo war neben dieſem Kampfe auch ein bewegtes wiſſenſchaftliches Leben, und ſeit ihrer Gründung hatte die Univerſität

---

95) S. Wundts Magaz. II. 231 u. 245 ff.

96) Darüber die Verhandlungen in den Actis IX. fol. 86. 92. 99. 102. 103.

noch nicht ſo viele berühmte Namen und tüchtige Lehrer in ihrem Schooße vereinigt als damals. Ein Blick auf die einzelnen Facultäten gibt dazu den Beleg.

In der Theologie war jener entſchiedene Calvinismus herrſchend, den wir bisher in ſeinen verſchiedenen Wirkungen haben kennen lernen; das gemäßigte des Philippismus, wie es zu Otto Heinrichs Zeiten in Unicornius vertreten war, trat in den Hintergrund und der calviniſch geſinnte Boquinus erhielt bald an Immanuel Tremellius, einem getauften Juden und deshalb tüchtigen Kenner des A. T., und an Casp. Olevian gleichgeſinnte Collegen. Am 4. März 1561 wurden mit ihnen die 3 theologiſchen Profeſſuren des Neuen, des Alten Teſtaments und der Dogmatik beſetzt [97]); Olevian, durch andere Thätigkeit in Anſpruch genommen, ward bald durch Zach. Urſinus erſetzt (Aug. 1562) [98]) und dieſem folgte (Febr. 1568) Hieronimus Zanchius [99]). Ueber die Thätigkeit der beiden bedeutendſten Männer, des Olevianus und Urſinus, wurde in dem früheren Abſchnitt ausführlich geſprochen; ihr Gepräge war nun der theologiſchen Facultät dauernd aufgedrückt, und der Franzoſe Boquinus ſo gut wie die beiden Italiener, Tremellius und Zanchius, verflochten mit aller Schärfe und Lebhaftigkeit die ſtrenge genfer Kirchenlehre. Die Nachtheile, die der Univerſität daraus erwuchſen, haben wir oben kennen gelernt; verkennen darf man nicht, daß bei aller Einſeitigkeit, die wiſſenſchaftliche Bedeutung der Facultät durch ſolche Namen ungemein gewann, und daß kein anderer Ort ſo viele geiſtige Kräfte der calviniſchen Richtung in ſich vereinigte, als Heidelberg.

In der juriſtiſchen Facultät finden wir 1560 [100]) neben den erprobten Lehrern Wendelin Heilmann, Dion. Gravius,

97) Acta Univ. VIII. fol. 22.

98) Pfälz. Copial. XXXV. fol. 78.

99) Ib. IX. 15 51.

100) Vgl. Acta VII. fol. 367 und Wundt Orig. et progr. facult. juridicae V.

Caſp. Agricola, Karl Hugelius, zwei bedeutende Namen, die wir ſchon früher genannt haben, den Nic. Cisner, eine der Zierden des pfälziſchen Staatsweſens, und den viel gewanderten Franzoſen Franz Baudouin (Balduinus). Die Jahre 1561 und 1562 brachten vielfache Veränderungen hervor; Heilmann und Gravius ſtarben, Balduinus ging weg; man berief Balthaſar Redlich aus Weſtphalen, der zwar als Lehrer aber nicht als Schriftſteller bedeutend war, den Nicolaus Dobbin von Roſtock und den Peter van Alſt aus Antwerpen; ſie bildeten ſeit Hugels und Cisners Abgang [1]), mit Caspar Agricola die juriſtiſche Facultät [2]). Es kam darauf an, wieder eine bedeutende juriſtiſche Celebrität zu gewinnen, und ſeit Redlichs Tod (Juli 1572) ward dies Bedürfniß doppelt fühlbar. Es bot ſich eine ſchöne Gelegenheit, als man vernahm, daß der berühmte Hugo Donellus, der pariſer Mordnacht entflohen, in ſehr ärmlichen Verhältniſſen ſich zu Genf aufhalte. Auf ihn trug der Senat für die Profeſſur des Coder an (Okt. 1572) [3]), und ſchon nach wenigen Tagen genehmigte es die Regierung. Die Anerbietungen, die man ihm machte, 250 Gulden Beſoldung, einen halben Wagen Wein, 8 Säcke Frucht und freie Wohnung, waren für jene Zeit und im Vergleich mit den übrigen Beſoldungen, glänzend zu nennen, und Donellus beeilte ſich auch, dem ſehr freundlich an ihn geſtellten Ruf ebenſo freundlich entgegen zu kommen [4]). Selten war eine Berufung ſo ſchnell zum Ziele gelangt; noch vor Ende des Jahres war die Sache im Reinen, und am 17. Febr. 1573 ward er der Univerſität bereits als College vorgeſtellt. Er kam nackt und leer, die pariſer Cataſtrophe hatte ihm Kleidung, Hausrath, Bücher und alles geraubt, Vermögen beſaß er keines, da ſuchte

1) Hugel ſtarb 1565, Cisner zog ſich 1567 von der akademiſchen Thätigkeit zurück.

2) Acta IX. 31 f.

3) Acta Univ. IX. fol. 232.

4) Ib IX. fol. 235. 250.

ihm denn die Univerſität und der Kurfürſt aufs freigebigſte zu helfen; ſchon drei Monate nach ſeiner Ankunft (Mai) ward ſein Gehalt um 100, im Juli ſchon wieder um 50 Gulden erhöht, ſo daß er nun die ſtärkſte Beſoldung beſaß (400 Gulden), die je ein heidelberger Profeſſor gehabt hatte. Donellus war für dieſe Freundlichkeit ſehr dankbar und ein Buch, das er damals ſchrieb, ward ſeiner Erretterin aus der Noth, der Univerſität, gewidmet [5]).

Auch die Medicin beſaß bedeutende Kräfte; Jakob Curio, dem ſpäter Blaurer, Arzt zu Landau nachfolgte (1572) [6]), Petrus Lotichius, der freilich ſchon 1560 in der Blüthe der Jahre war hinweggeriſſen worden, Siegmund Melanchthon, der tüchtige Neffe des großen Reformators für Naturwiſſenſchaft und Medicin [7]), und namentlich Thomas Eraſt, als Lehrer der eigentlichen Heilkunde und als Schriftſteller in theologiſchen, mediciniſchen und philoſophiſchen Dingen berühmt, das waren Namen, auf welche die heidelberger Hochſchule immer ſtolz ſeyn konnte.

In der philoſophiſchen Facultät waren klaſſiſche Literatur und Mathematik am beſten beſetzt; es wirkten in dieſen Fächern außer andern der treffliche Schulmann Pithopöus, der allſeitig gebildete Grynäus und der unermüdliche Wilh. Xylander, der trotz drückender Nahrungsſorgen und peinlicher Chikane der kirchlichen Orthodoxie in Geſchichte, Philologie, Mathematik und Philoſophie eine fruchtbare Thätigkeit entfaltete, ein ſeltenes Beiſpiel geiſtiger Regſamkeit mitten in beengten äußeren Verhältniſſen. Ein Bericht über die Vorleſungen und ihre Frequenz, wie er 1569 dem Kurfürſten vorgelegt ward [8]), gibt uns Einſicht in die Zuſtände der philoſophiſchen Facultät; über Ethik las Victorin Strigel; er legte des Ariſtoteles Werk zu

---

5) Vgl. über alles dies Acta X. fol. 32. 60 91.

6) Acta X. fol. 2.

7) 1569 las er über Galen. Acta X. fol. 32 a.

8) Acta Univ. IX. fol. 32 f.

Grunde und erklärte dabei, „um Vorſchriften und Beiſpiele zu haben“, einen Theil der Univerſalgeſchichte nach Philipp Melanchthons Chronik. Sein Nachfolger war ſeit 1570 Mathäus Lanoius. Wilhelm Xylander, den wir abwechſelnd in Philologie und Mathematik beſchäftigt finden, las damals über Ariſtoteles Organon; dem Verlangen der Regierung, Bericht über ſeine Zuhörer einzuſenden, weicht er aus, und iſt der Anſicht, daß ſolches der Würde eines ordentlichen Profeſſors nicht gezieme; zudem ſey ja, ſetzt er hinzu, das unbedeutend und ſchwankend; denn nicht die Menge ſey in ſolchen Dingen entſcheidend [9]). Naturwiſſenſchaften, namentlich Phyſik, las nach S. Melanchthons Uebergang in die mediciniſche Facultät Hieronymus Niger, dem ſpäter Piscator folgte [10]); Hermann Wittekind für griechiſche Literatur und Simon Grynäus für Mathematik waren in jenem Semeſter abweſend [11]); der Profeſſor der lateiniſchen Sprache Lambert Ludolf Pithopöus las über Ciceros Reden und rhetoriſche Schriften vor einem bald größeren bald kleineren Auditorium, doch meiſtens vor ungefähr 50 Zuhörern. Ihm und dem Profeſſor der Ethik waren auch gewöhnlich die hiſtoriſchen Vorleſungen überlaſſen.

Ueberblickt man dieſe Thätigkeit der verſchiedenen Facultäten, ſo läßt ſich bei allen Mängeln nicht läugnen, daß der Zuſtand der Hochſchule blühender war, als je zuvor; ſchon der äußere Zuſtand, wenn auch den Bedürfniſſen immer noch nicht entſprechend, war über die ärmlichen Verhältniſſe der früheren Zeit hinweggehoben, das wiſſenſchaftliche Leben war lebendiger, als es unter dem ſcholaſtiſchen Zunftweſen der alten Univerſität je hatte werden können, und der Geiſt der claſſiſchen Bildung und einer freieren wiſſenſchaftlichen Forſchung, den man zu Dalbergs und Agricolas Zeit von den Kathedern aus bekämpft hatte, war jetzt ſiegreich durchgedrungen.

---

9) Acta X. 32 b.

10) X. fol 68.

11) Acta X. 33 a.

Darum war denn auch die Frequenz größer als in allen früheren Zeiten; jede Immatriculation zählte im Durchſchnitte über 150, manchmal über 200 Ankömmlinge, und wegen des ſtreng reformirten Charakters, den die Univerſität allein unter allen deutſchen Hochſchulen feſthielt, ward ihr vom Ausland ein ſehr bedeutender Zugang verſchafft. Außer den Schweizern und Niederländern, finden wir in dem Matrikelbuch ſehr viele Franzoſen, dann Jünglinge aus den italieniſchen Ländern und was ſich irgend in Deutſchland entſchieden zur calviniſchen Anſicht bekannte. Außer den pfälziſchen Prinzen ſchickten namentlich die naſſauiſchen Fürſten ihre Söhne gern nach Heidelberg; im Jahre 1576 wurden Prinz Moriz von Oranien, 4 Grafen von Berg und die vier naſſauiſchen Prinzen, Graf Ludwig Wilhelm, Johann, Georg, Philipp, nebſt zahlreichen Begleitern als Studenten eingezeichnet [12]).

Neben der Univerſität blühten auch die Gelehrtenſchulen und der Volksunterricht in der erfreulichſten Weiſe. Mit der Univerſität am engſten verknüpft war, wie bisher, das Sapienzcollegium; es erhielt von Friedrich III. eine Umgeſtaltung, wie ſie dem Weſen der neuen calviniſchen Umwälzung entſprechend war. Der Kurfürſt glaubte nämlich das Bedürfniß der claſſiſchen Studien auf andere Weiſe ausfüllen zu können; dagegen fand er eine Lücke in der praktiſchen Lehrübung des proteſtantiſchen Predigeramtes. Er wandelte das Sapienzcollegium in eine Art Predigerſeminar um, deſſen Geldangelegenheiten und Oberaufſicht aus den Händen der Univerſität in die des Kirchenraths gelegt wurden [13]); als Vorſteher ſind Olevian und Urſinus die bedeutendſten geweſen und ihr Einfluß auf die pfälziſche Geiſtlichkeit erhielt gewiß gerade dadurch keine unbedeutende Stütze.

Die aus dem Sapienz-Collegium verdrängte claſſiſche Bildung ward durch neue reich dotirte Zufluchtsſtätten vollkom-

12) Matrikelbuch III. fol. 150.

13) Darüber iſt in Heinr. Reuters bekannter Jubelrede das Betreffende zu finden.

men entſchädigt. Vor allem ward der Gedanke Friedrichs II. ein Gymnaſium (Paedagogium) in Heidelberg zu errichten wieder aufgefaßt, und ein Plan entworfen, die ſeit dem Interim verfallene, unter Otto Heinrich ganz aufgelöste, Anſtalt neu zu conſtituiren. Seit Apr. 1560 waren die philoſ. Facultät, der Kirchenrath und die bedeutendſten Mitglieder der Hochſchule, wie Eisner und Eraſt, mit der Regierung in Gemeinſchaft thätig, Plan und Einrichtung zu entwerfen, und ſchon im Nov. desſelben Jahres ward die neue Anſtalt, unter zwei Lehrern, Friedrich Zorn, Johann Poſthius, zu denen noch Philipp Geiſelbach hinzukam, eröffnet; die Schüler, deren gleich anfangs über 60 angemeldet waren, da man den öffentlichen Unterricht gewiſſermaßen zu einer Bedingung der Vorbildung zur Univerſität machte, zahlten 2 Gulden Schulgeld, und die ganze Anſtalt ſtand unter der Aufſicht der philoſophiſchen Facultät [14]). Ihr Lehrplan ſetzte zwei Claſſen feſt und enthielt ungefähr denſelben Kreis des claſſiſchen Unterrichts, den die oberſten Claſſen unſerer Gelehrtenſchulen noch jetzt feſthalten. Daß man bemüht war, tüchtige Lehrer zu finden, geht aus den erſten Maßregeln für die neue Anſtalt hervor, nach manchem Wechſel in dem Lehrerperſonal blieben endlich ſeit 1562 und 1563 Johann Löwenklau, einer der namhafteſten Philologen jener Zeit, Pithopöus, ein ſehr geachteter Schulmann, dem nach ſeiner Verſetzung an die Univerſität Oliver Bock aus Alſt in Flandern nachfolgte, und Mag. Johann Häuſer als Lehrer an der Anſtalt. Es waren beinahe alle Ausländer, die man herbetrief, und ſo beſchränkt die Geldmittel der neuen Anſtalt waren, ſo belief ſich doch die Beſoldung einzelner Lehrer auf 100 und 120 Gulden, eine damals nicht unbedeutende Summe. So beſtand die Anſtalt fort, bis der Kurfürſt im Jahr 1565 zu ihrer Erweiterung und reicheren Dotirung die entſcheidenden Schritte that. Von den Einkünften

14) Wir faſſen dies kürzer, da Lauter in ſeinem „Neuen Verſuch einer Geſchichte des reformirten Gymnaſiums II. III.“ aus den Akten ausführlichen und gründlichen Bericht gegeben hat.

des St. Michaelſtiftes wurden 1500 fl. zum Vortheil der neuen Anſtalt verwendet, und 2 Drittel für Freiplätze von 40 Zöglingen, das übrige Drittel für Beſoldungen der Lehrer, deren höchſte außer anſehnlichen Naturalien 130 Gulden ſtark war. Das alte Franciscanerkloſter nahm die neue Schule auf und enthielt zugleich mehrere Lehrerwohnungen, die Neckarſchule ward mit dem Gymnaſium vereinigt und das ganze in ſechs Claſſen abgetheilt, in denen das claſſiſche Alterthum den bedeutendſten, ja beinahe ausſchließlichen Unterrichtsgegenſtand bildete. Von den 1000 Gulden wurden nun 40 talentvolle Knaben frei unterrichtet und erhalten, eine Anzahl anderer lebten ebenfalls in dem Convicte, aber gegen Bezahlung; eine dritte Parthie beſuchte nur die Unterrichtsſtunden, deren täglich fünf waren. Die Oberaufſicht, um die ſich die Univerſität und der Kirchenrath heftig ſtritten, ward zuletzt durch Craft der Univerſität erkämpft und ſomit dem ſtarren Kirchenthum der calviniſchen Orthodoxie entzogen; Schulgeſetze, ſowohl für die Stipendiaten und auswärtigen Schüler, als für die Lehrer, die Disciplin und die Art des Unterrichts waren mit vieler Umſicht entworfen, und die Pfalz beſaß jetzt neben dem Sapienzcollegium eine zweite Anſtalt, die talentvollen Jünglingen den Weg zur Wiſſenſchaft auf die freigebigſte Weiſe öffnete. So ward denn, nachdem das Lehrerperſonal vergrößert und zum Theil geändert worden war, am 26. November 1565 die neue Anſtalt feierlich eröffnet (auch der 14jährige Pfalzgraf Chriſtoph nahm an dem Feſte Theil) und am 3. Dez. der Unterricht begonnen.

Das Jahr 1565 ſah aber nicht allein die heidelberger Gelehrtenſchule zu neuem Glanze erblühen, ſondern gleichzeitig entſtand eine andere in der Folgezeit ebenſo bedeutende Schule. Das Stift Neuhauſen bei Worms, deſſen Chorherrn ihrer ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Untüchtigkeit wegen übel berüchtigt waren, hatte er ſäculariſirt und ſchuf aus ſeinen Einkünften eine Schule (Juli), die unter Levinus Clava und Johann Eberhard bald ſo bedeutend emporblühte, daß ſie ſchon nach wenigen Monaten eine große Anzahl Zöglinge, darunter 12

Freiſchüler enthielt; der Ruf ihrer ſpätern Lehrer, worunter ein Sylburg und Philipp Pareus zu nennen ſind, hat die Anſtalt fortwährend blühend erhalten [15]. Aehnliches ward (1566) zu Amberg verſucht und dort erſt Chr. Schilling, dann Joh. Piscator, zwei anerkannt ausgezeichnete Lehrer, zu Vorſtehern der Schule gemacht; aber was in der Pfalz die Blüthe förderte, die ſtreng reformirte Richtung der Lehrer, war den lutheriſchen Ambergern ein großes Aergerniß, und außer den Beamtenſöhnen hat das Gymnaſium nicht ſehr viele Schüler gezählt [16].

Beſſeres verſprach eine andere Lehranſtalt, die Friedrich kurz vor ſeinem Tode, im Jahr 1575, errichtete, die Ritteracademie zu Selz am Rhein. Die Einkünfte der dortigen Probſtei und des Kloſters Heerd, wozu noch Zuſchüſſe des Kurfürſten kamen, unterhielten da eine Schule, in welcher vom jungen pfälziſchen Adel ſtets fünfzig und oft noch mehr in den claſſiſchen Studien der calviniſchen Lehrer unterrichtet und zu ritterlicher Fertigkeit herangebildet wurden; es ſollte die Pflanzſchule für die höhern pfälziſchen Beamten im politiſchen und diplomatiſchen Fach [17] werden, aber auch ſie wie vieles andere Treffliche mußte ſpäter der lutheriſchen Reaction unterliegen. — Von dem gleichzeitig gefaßten Plane für arme Studirende zu Heidelberg ein Contubernium zu errichten, hielt nur der Tod den Kurfürſten ab.

Wohlthätige Schöpfungen im Schulweſen waren aber ganz beſonders die Trivialſchulen, die in allen bedeutenden Orten, namentlich den Oberamtsſtädten, den erſten Unterricht der Jugend beſorgten, und zu gelehrten Anſtalten, wie die Pädagogien waren, die Vorſtufe bilden ſollten.

---

15) Alting p. 195.
16) Ib. 197.
17) Alting p. 216.

§. 5.

Letzte Zeit Friedrichs III.; ſein Tod. Charakter und Familienverhältniſſe.

In den erzählten Begebenheiten iſt Friedrichs weſentlichſte Thätigkeit enthalten; die letzten Jahre ſeines Lebens war er durch Krankheit und Alter gezwungen, ſich vom ſelbſtthätigen Eingreifen mehr zurückzuhalten.

So erlaubte ihm namentlich ſein körperliches Unwohlſeyn nicht, den Kurfürſtentag von 1575 zu beſuchen; das war ihm um ſo unangenehmer, als Kurpfalz unter den Proteſtanten damals das Directorium führte. Religiöſe Fragen waren es aber ganz beſonders, die auf jener Verſammlung vorkommen ſollten; Friedrich III. war entſchloſſen, die Verletzungen des Religionsfriedens von katholiſcher Seite zur Sprache zu bringen, und eine Reihe von Beſchwerdeſchriften über Reactionsverſuche der Verſammlung empfehlend zu übergeben. Er dachte ferner daran, auf Durchführung jener Declaration Ferdinands I. zu wirken, welche der Reformation ſo günſtig war; er wünſchte ein allgemeines Toleranzgeſetz zu erwirken, dann das neu zu wählende Reichsoberhaupt durch beſtimmte Capitulationen von dem päbſtlichen Intereſſe zu entfernen, und die blutige Unterdrückung proteſtantiſcher Glaubensgenoſſen in den Niederlanden und in Frankreich durch vermittelndes Dazwiſchentreten des deutſchen Reichs zu hindern [18]). Auch hierin zeigte ſich der Charakter des Calvinismus, der ſeine Stärke in der Geſammtheit der Proteſtanten fühlte und die Idee eines weit ausgedehnten gemeinſamen Wirkens durchzuführen bemüht war. Aber leider konnten ſich die Lutheraner, Sachſen an der Spitze, über die dogmatiſche Engherzigkeit ſouverainer Landeskirchen nicht erheben; die Calviniſten, in Deutſchland iſolirt, ſuchten im Auslande Hülfe, und die päbſtliche Kirche hatte den Triumph, das proteſtantiſche Intereſſe geſpalten und das calviniſche aus Deutſchland herausgedrängt zu ſehen.

18) Vgl. Häberl. Neueſte deutſche Reichsg. IX. 339. 340 ff.

Alle jene Gedanken, die Friedrich beſchäftigten und eine kraftvolle Wahrung proteſtantiſcher Rechte betrafen, erforderten auch eine Perſönlichkeit, wie die ſeine; allein gerade von unmittelbarem Eingreifen hielt ihn jetzt ſein körperlicher Zuſtand ab. Er mußte es ſeinem älteſten Sohne überlaſſen, der ganz anders dachte wie er, und ſich erſt nach einigem Zögern entſchloß, des Vaters Stelle auf dem Kurfürſtentag einzunehmen. Doch beſaß Ludwig Pietät genug, die Aufträge des Vaters treu auszuführen und wenigſtens die Inſtructionen gewiſſenhaft geltend zu machen, wo ſeine eigne Geſinnung eine andere war. Allein die Verſuche Friedrichs blieben fruchtlos; die lutheriſchen Fürſten, namentlich Sachſen, entzogen ſich jeder kräftigen Theilnahme oder verfuhren auch offen feindſelig. So begünſtigten ſie — mit auffallender Ausſchließung der pfälziſchen Geſandten — eine Unterſuchung über Johann Caſimirs Zug nach Frankreich; ſie mußten freilich nachher ſelbſt einräumen, daß der Kurfürſt darin durchaus nicht unmittelbar verflochten war. Auch auf dem Reichstag von 1576, wo der Kurprinz Ludwig wieder in ſeines Vaters Namen das Directorium verſah, blieb die proteſtantiſche Oppoſition vereinzelt, und Friedrichs Vorſchlag, die Bewilligung der Türkenhülfe an die Anerkennung jener Declaration Ferdinands I. zu knüpfen, ſcheiterte zunächſt an der Theilnahmloſigkeit der Lutheraner. Vielmehr ward Friedrich III. ſelbſt noch einmal bedroht; denn am 10. Oct. 1576 erſchien eine etwas verſpätete Aufforderung, die ſchon vor 11 Jahren eingezogenen Stifter zu Sinsheim und Neuhauſen zurückzuerſtatten; ſie blieb aber ohne Folge, denn 2 Tage nachher ſtarb der Kaiſer und auch Friedrich war ſeinem Ende nahe.

Friedrich lag an der Waſſerſucht und dem Schwindel ſchwer darnieder, als zu ihm die Nachricht kam vom Ableben des guten Kaiſers Maximilian, dem er trotz der Meinungsverſchiedenheit doch ſo treu war ergeben geweſen. „Auch ich bin, rief er aus, des Lebens ſatt, und würde gern ſagen: Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren, hätte ich nur zuvor noch den neuen Kaiſer geſprochen, und meinen Kurprinzen Ludwig noch

einmal vor meinem Ende geſehen, um mich mit ihnen über den Zuſtand der chriſtlichen Republik zu bereden." Die kirchlichen Verhältniſſe beſchäftigten ihn allein und ſeine letzten Beſprechungen mit dem Prinzen Johann Caſimir, ſeinem „geiſtlichen Waffenträger", wie er ihn nannte, hatten nur dieſen Gegenſtand. Sein älteſter Sohn, der Kurprinz Ludwig, war zu ſeines Vaters Sterbebette nicht gekommen, weil er in ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit fürchtete, dem Vater Verſprechungen thun zu müſſen, die ſeiner Ueberzeugung widerſprachen; Friedrich fühlte das und ſagte nachſichtig, mit ahnungsvoller Hindeutung auf ſeinen zweijährigen gleichnamigen Enkel, den Stifter der Union: Lutz wills nichts thun, mein Fritz wirds thun. Er fühlte daß ſeine Kräfte ſchwanden; da ſprach er zu ſeiner trauernden Umgebung: Ich habe der Kirche lange genug gelebt, jetzt werde ich zu einem beſſern Leben berufen. Ich habe der Kirche zum Beſten gethan was ich gekonnt, aber nicht viel vermocht. Gott der Allmächtige wird ſie nicht verwaist laſſen; nicht fruchtlos werden meine Gebete und Thränen ſeyn, die ich oft an dieſer Stelle knieend für meine Nachfolger und für die Kirche zu Gott emporſchickte. Noch am Tage vor ſeinem Ende glaubte man eine Beſſerung zu bemerken, als Johann Caſimir ihm erfreuliche Nachrichten über die niederländiſchen Proteſtanten brachte; aber es war nur ein augenblickliches Aufmuntern, am Abend des folgenden Tages (26. Okt.) verſchied er ſanft, nachdem ihm noch ſein Hofprediger Toſſanus zwei herrliche Bibelſtellen, den 31. Pſalm und das 17. Cap. des Evangeliums Johannes, vorgeleſen hatte [19]).

In ihm hat das pfälziſche Land einen ſeiner größten und edelſten Fürſten verloren; ſo viel geiſtige Kraft mit einer ſo fleckenloſen ſittlichen Reinheit, ſo viel Tüchtigkeit im äußern Leben und ſo viel innige Ergebung an Gott waren ſelten zum Wohl eines Landes in der Perſönlichkeit eines Fürſten vereinigt. Auch ſeine einzige Schwäche, ein oft einſeitiger Eifer zu Gun-

19) Alting p. 222

ſten ſeiner Glaubensanſicht, entſprang aus einer Tugend, jenem vollſtändigen Erfülltſeyn von ſeiner religiöſen Lebensidee, und wenn er ſeiner theologiſchen Umgebung und dem engherzigen Geiſte, wie er in der Zeit lag, bisweilen mehr nachgab, als wohlthätig war, ſo hat auch daran ſein Eifer und ſein Vertrauen auf die Lehrer ſeines Glaubens den weſentlichſten Antheil. Von ſeinem Ruhme geben Thaten das beſte Zeugniß; die treffliche Regierung des Landes, die wahrhaftig keine Aehnlichkeit hat mit der ſonſt wohl ſichtbaren ſchwachen und einſichtsloſen Wirthſchaft frömmelnder Naturen, ſondern die Energie zu allem Guten zeigte, läßt erkennen, daß Friedrich ſeinen fürſtlichen Beruf gerade ſo gut begriffen hat, wie er ſein Lebenlang bemüht war, dem ächten Chriſtenthum nachzuleben. Der Wohlſtand des Landes, die Blüthe der Univerſität und des neu durch ihn geſchaffenen Schulweſens, die thätige Theilnahme für die Sache des unterdrückten Glaubens, ſelbſt in fernen Ländern, das friedliche Vernehmen mit dem Kaiſer und den Fürſten, die ihn alle trotz des ſcharf ausgeſprochenen Gegenſatzes in der Ueberzeugung aufrichtig achteten, die unerſchütterliche Treue in dem Glauben — alle dieſe Züge geben ein ſo reines Bild, daß die geſchichtliche Betrachtung ſich daran gern für manche ſpätere Oede der pfälziſchen Fürſtenreihe entſchädigt. Selbſt dem fanatiſchen Sectengeiſt der Zeitgenoſſen ward ein unwillkührliches Geſtändniß der Achtung abgezwungen, und ſogar der heftige Lutheraner Lucas Oſiander nennt ihn einen zwar calviniſch verirrten aber doch vortrefflichen und menſchenfreundlichen Fürſten.

Seine Perſönlichkeit leuchtet aus ſeinen letzten Lebensmomenten rein und in ruhiger Heiterkeit hervor, ſie iſt auch durch jene Antwort bezeichnet, die er einem Fürſten auf die Frage gab, warum er ſein Land durch Befeſtigungen nicht mehr zu ſichern ſuche? Ich habe eine Burg, ſprach er, die uneinnehmbar iſt; es iſt die, von welcher es heißt: eine feſte Burg iſt unſer Gott [20]). Sein muthiges und frommes Benehmen

20) Pareus p. 275.

auf dem **Reichstag** von 1566 hat ſelbſt ſeine Gegner überwältigt, und **Kaiſer** Maximilian, dem er in ſchlichter Einfalt eine Bibel **geſchenkt** hatte, verſicherte noch in ſeinen letzten Tagen, mitten unter den politiſchen Streitigkeiten, den Kurprinzen, wie ſehr er ſeinen Vater und deſſen guten Willen achte. Als ſein Sohn Johann Caſimir von ſeinem zweiten franzöſiſchen Zuge zurück kam, ging ihm Friedrich entgegen, und ſein erſtes war, ihn in die Kirche zu führen, um dort gemeinſam dem Geber alles Friedens für die Rückkehr zu danken [21].

Auch an geiſtiger Bildung war Friedrich reich begabt. Kenntniß der Sprachen und eine allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung gibt ſich überall kund, am meiſten in ſeinem Eifer für Univerſität und Schule. Seine ſittliche Lebensanſicht hat er auf einem Blatte kurz zuſammengedrängt, das er als Lebensregel ſeinem Nachfolger hinterließ [22]. „Aller Dinge, heißt es darin, Anfang ſey bei Gott; bekenne dich als Sünder, und vertraue auf Chriſti Erlöſung. Meide den Hochmuth, wahre deine Würde, liebe die Wahrheit, halte deine Zuſagen, ſelbſt mit Gefahr deines Lebens und Vermögens. Die Keuſchheit bewahre in Worten, Werken und Geſinnung. Verführe nicht eines andern Weib oder Kinder. Sey nicht verſchwenderiſch, aber auch nicht von ſchmutzigem Geize; in ehrbaren Dingen zeige dich freigebig. Meide in Geſchäften jeden Trug, doch ſuche Geſinnung und Natur der Menſchen zu erkennen; gegen Gute zeige dich gut. Sey barmherzig gegen Arme, meide den Umgang mit Schmeichlern, Gotteslaͤſterern und Poſſenreißern. Liebe die, welche dir deine Fehler verbeſſern, die treuen Diener der Kirche ſchütze und belohne du. Deine Unterthanen umfaſſe mit väterlicher Liebe und laſſe ſie auf keine Weiſe bedrücken, denn ungerecht Gut ſah ich oft zerrinnen".

---

21) **Alting p. 221.** Auch die Briefe in den Monum. piet. p. 279 ff. geben davon Zeugniß.

22) S. bei **Byler Fascic. libr. rar. I. 236 ff.**

In dem Glaubensbekenntniß [23]), das er kurz vor ſeinem Tode aufſetzte, ſetzt er das Dogmatiſche ſeiner Anſichten noch einmal genau auseinander und legt den Hinterlaſſenen die Verpflichtung auf, die Lehre kräftig zu beſchirmen. Sie ſollten „dieweil des Teufels und ſeines Anhangs Betrug und Liſt und deshalb aller Chriſtgläubigen Gefahr von Tag zu Tag zunimmt", vorſehen und aufmerken, daß die göttliche Wahrheit fortgepflanzet werde. Seinen Söhnen legt er ans Herz, der „abſcheulichen und greulichen Verfolgung, das aus unchriſtlichem Verdammen erfolgt, ſich nicht theilhaftig zu machen, da Gotteswort mit chriſtlicher Beſcheidenheit nicht zur Zerſtörung, ſondern zur Aufbauung und Beſſerung gerichtet ſeyn ſoll". Die Bekehrung der Oberpfalz wünſcht er mit gottſeligen, chriſtlichen Mitteln durchgeſetzt.

Die Familie Friedrichs hat zum Theil traurige Schickſale gehabt. Seine erſte Gemahlin Maria, die Mutter aller ſeiner Kinder, war eine Tochter des Markgrafen von Brandenburg Baireuth, mit welcher er in 30jähriger glücklicher Ehe lebte (bis 1567); ſie hatte ihn einſt zum Lutherthum bekehrt, er gewann ſie nachher für den Calvinismus. So feſt ſie an Luthers Autorität oder an der buchſtäblichen Geltung deſſen hing, was ihr lutheriſcher Hofprediger Othmar Stab ſie lehrte, ſo gewann doch allmählig Friedrichs Grundſatz bei ihr Eingang, nicht Menſchenwort und Kirchenlehre ſondern nur Chriſti Wort ſey ächtes Chriſtenthum [24]). Die treffliche Fürſtin gebar ihm 5 Söhne und 5 Töchter; unter den Söhnen werden uns der älteſte und dritte, Ludwig und Johann Caſimir, im Verlauf der Geſchichte genauer bekannt werden. Sein zweiter Sohn Herrmann Ludwig (geb. 1541) kam auf eine ſehr traurige Art ums Leben; als ein Jüngling von fünfzehn Jahren, mit trefflichen Anlagen geboren, ward er von ſeinem Vater auf die Univerſität Bourges geſchickt und ihm Nik. Juder als Lehrer und Begleiter

23) Von Johann Caſimir im Jahr 1577 herausgegeben.

24) Vgl. van Byler Fasc. I. 224.

mitgegeben. Bei einer Spazierfahrt auf der Loire, wozu einige junge Franzoſen in berauſchtem Zuſtande ſie eingeladen hatten, ſchlug der Nachen um und der Prinz mit ſeinem Lehrer ertrank, troz der Bemühungen der letztern, ihn zu retten (1. Juli 1556)[25]. Auf einen 20jährigen Jüngling, der ſich ſeinem Freunde nachſtürzte aber ſein eignes Leben in Gefahr brachte, machte der Vorfall einen ſo erſchütternden Eindruck, daß er ſich entſchloß, Geiſtlicher zu werden. Der Jüngling war Olevian, ſpäter Friedrichs III. vertrauteſter Rathgeber und mit ihm Begründer des Calvinismus in der Pfalz.

Auch der vierte Sohn Friedrichs, Pfalzgraf Chriſtoph (geb. 13. Juni 1551), deſſen wir ſchon oben gedacht haben, ward in der Blüthe der Jahre hinweggeriſſen. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung und war in allen ritterlichen Künſten ebenſo geübt, als in den Studien des claſſiſchen Alterthums; er war mit ſeinem Erzieher Otto von Hövel erſt in Genf geweſen, dann hatte er in Heidelberg, wo er auch 1566 das Rectorat bekleidete, ſeine Studien vollendet. Man ſetzte auf den ſchönen und ritterlichen Prinzen große Hoffnungen; er verſprach ſeinem Vater nachzuarten und war ſeiner Liebenswürdigkeit wegen noch beliebter, als der ernſte und ruhige Johann Caſimir. Die gelehrte Welt hatte an ihm einen eifrigen Beſchützer und der züricher Theologe, Rudolf Walther, hat ihm eine ſeiner Schriften dedicirt[26]. Alle die ſchönen Erwartungen, die man auf den jungen Fürſten ſetzte, wurden auf ſchmerzliche Weiſe zerſtört durch den frühen zeitigen Heldentod, den der 23jährige Jüngling im niederländiſchen Befreiungskriege (April 1574) fand.

Ein fünfter Sohn Friedrichs III., Albert, ſtarb als Kind.

Auch die Töchter des Kurfürſten waren nicht alle glücklich. Die älteſte Alberta (geb. 1538) ſtarb im 17ten Jahre hinweg[27];

---

25) Oleviani Vita von Piscator. Adami Vitae theolog. 59[a].

26) Riesm. p. 117 ff. S. Cod. pal. 835 fol. 83, wo ſich ſeine Hinterlaſſenſchaft und zwar beſonders eine ſchöne Bibliothek verzeichnet findet.

27) Büttinghauſen, der auch über Pfalzgraf Chriſtoph ein Programm ſchrieb, hat über ſie eine kurze Monographie herausgegeben. Heid. 1769.

die zweite Eliſabeth (geb. 1540) hat ein ſeltenes und ſchönes Beiſpiel weiblicher Liebe und Anhänglichkeit gegeben; ihr Gatte Johann Friedrich von Gotha, von Friedrich III. vergebens gewarnt, hat bekanntlich durch eine unglückliche zum Theil ſelbſt verſchuldete Kataſtrophe Leben und Freiheit verloren und die junge Fürſtin begleitete ihn in den Kerker, wo ſie nach 27jähriger Gefangenſchaft ein Jahr vor ihrem unglücklichen Gemahle ſtarb. — Die Pfalzgräfin Dorothea Suſanna (geb. 1544) ſtarb als Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Sachſen-Weimar (1592), Anna Eliſabeth (geb. 1549 † 1609) war erſt mit dem Landgrafen Philipp von Heſſen-Rheinfels, dann mit Pfalzgraf Johann Auguſt von Lützelſtein (aus der veldenzer Linie) vermählt. Friedrichs III. jüngſte Tochter endlich (geb. 1556) ſtarb als Gemahlin des Grafen Johann von Naſſau-Dillenburg, ſchon in ihrem 30ſten Lebensjahre.

Aus der zweiten Ehe, die der Kurfürſt als ein Vierundfünfziger mit Amalia, der Wittwe des Herrn von Brederode (einer gebornen Gräfin von Moeurs) einging, wurden ihm keine Kinder mehr geboren.

So iſt ſchon in den Schickſalen von Friedrichs Kindern die Geſchichte ſeines ganzen Hauſes auf eine merkwürdige Weiſe vorausgeſagt. Glanz und Unglück, Freude und Leid, hochſtrebende Hoffnungen und Ertragen unverſchuldeten Elendes ſind hier, wie bei den folgenden Sprößlingen des ſimmeriſchen Hauſes, auf eine anziehende und tragiſche Weiſe eng mit einander verflochten.

§. 6.

Leben und Sitten.

Das Bild des pfälziſchen Fürſtenlebens iſt nicht vollſtändig gegeben, wenn wir uns auf Friedrichs III. fromme, ſittlich einfache und nüchterne Perſönlichkeit beſchränken. Andere Pfalzgrafen führten ein glänzendes und bewegtes Leben; die Sitte der Zeit, die ſich anfing in Pracht und Verſchwendung zu ge-

ſallen, war ſo mächtig, daß auch patriarchialiſche Naturen, wie Friedrich bisweilen ihr ein Opfer bringen mußten.

Ein ſprechendes Zeugniß, wie es damals in jenen Kreiſen zuging, liefert die ſelten gewordene Hochzeitsbeſchreibung [28]) des Pfalzgrafen Philipp Ludwig zu Neuburg, die der Buchhändler Feyerabend zu Frankfurt 1576, als ein Buch „allen Perſonen nützlich und luſtig zu leſen" hat drucken laſſen. Die Vermählung war auch politiſch wichtig; Pfalzgraf Philipp Ludwig, der Sohn jenes Wolfgang von Zweibrücken, deſſen kirchlicher Eifer Urſache war, daß er den franzöſiſchen Proteſtanten zu Hülfe zog und dort ſtarb (1569) [29]), gewann durch ſeine Vermählung mit Anna von Jülich (1574) einen Anſpruch auf jene niederrheiniſchen Lande, deſſen vielfach in unſerer Geſchichte gedacht werden wird; ſein Sohn war ja jener vielbeſprochene Wolfgang Wilhelm, deſſen Uebertritt zum Katholicismus vor dem Ausbruch des 30jährigen Kriegs ſo großen Lärm erregte, und deſſen Nachkommen als Regenten des pfälziſchen Kurfürſtenthums das Unglaubliche leiſteten: ein geiſtig reges Volk ſchlaff, ein von Natur ungemein reiches Land arm zu machen.

Und jene Hochzeitsbeſchreibung — welch ein Labſal für loyale Gemüther! Mit welch ängſtlicher Pietät ſtellt der ehrliche Sammler alles zuſammen, was die hohen Herrſchaften in den vom Auguſt bis November dauernden Reiſen und Feierlichkeiten gegeſſen, getrunken und für Kurzweil getrieben haben; der Verfaſſer fühlt ſich offenbar gehoben von dem Gewicht der Dinge, die er ſchildert. Die Deutſchen des 15. und 16. Jahrhunderts befanden ſich jetzt in einer Kriſe; Hofleben und Hofſitten, Zierlichkeit und Verſchwendung, Feinheit und Lüderlich-

28) Herrliche warhaffte Beſchreibung der beyder fürſtlichen heymfahrt, ſo mit deß durchl. und hochgebornen Fürſten und Herrn, Herrn Wilhelmen, Herzogen zu Jülich, Cleve und Berg ꝛc. zweien ältern Töchter zu unterſchiedlichen Zeiten beſchehen. Frankf. 1576. Etwa 300 Seiten ſtark.

29) Am Schluſſe dieſes dritten Buchs wird in der Geſchichte der Nebenlinien ſeiner erwähnt werden.

keit ſammt allen noblen Paſſionen, die dazu gehören, fingen an das Volk für ſeine geweſene politiſche Größe zu entſchädigen. Liest man ſo eine Beſchreibung, die man damals mit naiver Verehrung aufnahm, ſo glaubt man eine Hof- und Staatszeitung unſerer Tage zu leſen — in denen freilich der magiſche Zauber verloren iſt; wundern muß man ſich nur, daß nach dreihundertjährigen Wirkungen ſolcher Art das deutſche Weſen nicht ſchlechter ward, als es iſt; daß das Erwachen langſam geht, hat ſchon Tacitus geſagt. Geiſtige Rührigkeit und hohes Streben mag man leichter erdrücken, als zu neuem Leben rufen.

Den Liebhabern ſolcher Wiſſenſchaft müſſen wir es überlaſſen, alle die Beſchreibungen von „Röcken, Gewehren, güldenen Ketten, ſammtnen Hüten, Perlenkränzen, Federbüſchen und Pferden“ nachzuleſen, an den feierlichen Schmauſereien u. ſ. w. ſich zu ergötzen, welche das Paar mit ſeinem anſehnlichen Gefolge von Düſſeldorf bis Neuburg und wieder zurück genoſſen hat. Der Verfaſſer jener Beſchreibung hat der Nachwelt die vielen hundert Pferde ſorgfältig verzeichnet, die jenen glänzenden Prachtzug mitmachten, und die „Furirzettel“ der hohen Herrſchaften bilden einen ſehr bedeutungsvollen Anhang zu jenem Buch, das der Herausgeber ſelbſt als nützlich und luſtig für Perſonen aller Stände angeprieſen hat. Mit welch gaſtfreiem Prunke wurden die durchreiſenden nicht überall empfangen, mit welchem Pompe zogen ſie nicht in Neuburg ſelbſt zur Feier des Beilagers ein, und die Hochzeittafel überbot ja alles, was man noch Glänzendes geſehen. Da waren außer dem Geſandten des Kaiſers, des Kurfürſten von der Pfalz und Sachſen u. ſ. w. perſönlich anweſend der Herzog von Jülich, der Landgraf von Heſſen, der Herzog von Würtemberg und mehrere Herzöge von Bayern, der kleinen Fürſten, Fürſtinnen und ihrer Repräſentanten gar nicht zu erwähnen. Der ſorgfältige Biograph hat uns über die Länge des Tiſches und über die Zahl der eſſenden Perſonen ſo gründliche Nachweiſungen gegeben, daß uns nur der beſchränkte Raum abhält ſie in vollem Umfang mitzutheilen; er berichtet uns auch, wie die Braut mit einem köſtlichen ſilbernen Stück

mit Gold verbrämt zum Altare ging, einen ſchönen goldenen Kranz von Perlen, auch Rubine und Diamanten auf dem Kopf, und mit Halsbändern, Ringen und Kleinodien reich verziert. Nicht nur jeder anweſende Potentat, ſondern auch viele abweſende lieferten reiche Geſchenke; der Kaiſer ein koſtbares Halsband aus Diamanten, Rubinen und Perlen, ebenſo unſer Kurfürſt von der Pfalz und die verwittwete Kurfürſtin Dorothea, Friedrichs II. Gemahlin. Goldene Ketten, Halsbänder, Ringe, Silbergeſchirr, wozu namentlich die Städte im ſchwäbiſchen Nordgau ihr Contingent lieferten, waren da im Ueberfluß vorhanden; die Verſchwendung mit ſolchen Dingen ging damals ſchon ſo weit, daß die Gemahlin Johann Caſimirs, Eliſabeth von Sachſen, einen eigenen langen Katalog von ihren Kleinodien, Ketten, Gürteln und Ringen entwerfen ließ [30]).

Zu dem Feſtmahle hatte außer andern Koſtbarkeiten auch des Herzogs Albrecht von Bayern berühmter Mundkoch, Peter Kaiſer, 13 Schaueſſen geliefert, die wir hauptſächlich deshalb erwähnen, weil darin der kirchliche Sinn der Zeit mit der Kochkunſt auf eine rührende Weiſe verſchmolzen iſt. Da war zuerſt die Geſchichte von Pauli Bekehrung, dann die Geſetzgebung auf dem Sinai, dann ein idylliſches Bild aus Moſes Jugend und ein anderes aus Simſons Lebensgeſchichte; daneben in friedlicher Eintracht die Geſchichte von der Fußwaſchung, und — bei einem Mahle das vom Morgen bis zum Abend dauerte — die ſymboliſchen Bilder der Mäßigkeit, der Liebe, Gerechtigkeit und des Glaubens. Dann folgte die Geſchichte der ſterbenden ſchlafenden Kindlein, mit dem Vers: Hodie mihi cras tibi, wie der Beſchreiber ſagt: wahrhaft kläglich und ſchön. Außerdem einige Scenen aus der klaſſiſchen Mythologie und der jüdiſchen Heroengeſchichte.

Auf das Feſtmahl folgte eine große Maskerade, ein glänzendes Ringelrennen und ein Fußturnier, worüber der gewiſſenhafte Erzähler einen dreißigſeitigen Bericht abſtattet; wir bre-

30) Befindet ſich auf der heidelb. Biblioth. Cod. pal. 611.

chen hier ab, da ſich unſer Zweck auf die Andeutung deſſen beſchränkt, was man ſchon damals dem deutſchen Volke für geiſtiges Labſal bot.

Man kann in dieſen höfiſchen Erſcheinungen die erſten Anfänge eines Umſchwungs erblicken, der ſich nachher auf alle fürſtlichen Kreiſe ausgedehnt hat; die bisher ziemlich ſchwache Gränze zwiſchen dem Leben des Fürſten und des Volkes ward jetzt ſehr ſcharf gezogen, und bald war die alte patriarchaliſche Sitte des ſechzehnten Jahrhunderts in einer wüſten, orientaliſchen Hofwirthſchaft untergegangen.

Friedrich III. war einer der letzten Fürſten alten Schlags; ſein Hof war ſo einfach, daß er ſelbſt jede mäßige Ausgabe für Aeußerlichkeiten vermied. Seine „Sängerei", ſeit einem Jahrhundert in der Pfalz herkömmlich, ließ er abgehen; war dann eine Feſtlichkeit, ſo gab es ein eignes Auskunftsmittel. Sowohl bei der Hochzeit ſeiner Tochter, als bei ſeiner eignen zweiten Vermählung wurde der Markgraf von Brandenburg um ſeine Muſik angegangen, und nicht nur dieſe lieh er dem heidelberger Hofe, ſondern auch zwei Köche; man kann denken, daß die Zahl der geladenen Gäſte ſehr klein war und ſich auf die nächſten Angehörigen beſchränkte [31]).

Von Friedrich ſelbſt ſagt eine alte Quelle [32]): Er beſuchte fleißig die Canzlei, hörte und entſchied die Leut gern, ſchrieb viel Sendbrief ſelbſt, die er artig und wohl ſtellen konnte; verſtand die lateiniſche Sprach beſſer, als er ſie redete, las fleißig ſowohl die h. Schrift, als weltliche Geſchichte. Die Unterthanen, ſagt derſelbe Bericht, ſeyen zufrieden geweſen unter ihm, bis auf die großen Beſchädigungen durch Wild, woran indeſſen mehr die Diener, als der Herr ſchuldig war. „Denn, wenn er die Kläger vertröſtete, er wolle hinkommen und ſehen, wie

31) Vgl. über alles dies im bayr. Reichsarchiv die Akten über die kurpfälz. Familie, deren Heirathen, Geburten ꝛc.

32) Cod. bav. 1655 (Münchn. Hofbibl.) die „Beſchreybung der Pfalzgrafen" fol. 29.

es ſtund, und ihnen helfen, ſo waren die Förſter und Jäger zuvor da und ſcheuchten das Wild und verjagtens, daß er keines da fand."

Auf dem Todbette ſagte er zu den Umſtehenden: Ich habe Euch lange genug gelebt, ich muß nun auch mir leben.

Zweiter Abſchnitt.

Kurfürſt Ludwig VI. (1576—1583).

§. 1.

Regierungsantritt Ludwigs VI. Völlige Umwälzung im Sinne des Lutherthums (1576—1577).

Ludwig VI. war 37 Jahre alt, als die Kurwürde auf ihn überging; er hatte ſchon ſeit 16 Jahren die Oberpfalz verwaltet. Von der ſtillen Frömmigkeit, der religiöſen Begeiſterung ſeines Vaters finden wir in ihm die meiſten Züge wieder, auch durch die Bildung des Geiſtes und Herzens, neben völliger Anſpruchsloſigkeit in allen äußerlichen Dingen, erinnert er an Friedrichs **III.** Perſönlichkeit.

Alles das hatte aber bei ihm frühe eine andere Richtung genommen; wie ſein Vater in allem, was er that und dachte, immer von der Idee des Calvinismus erfüllt und angeregt ward, ſo war es bei Ludwig das Lutherthum, dem er die Kräfte ſeines Lebens zuzuwenden gedachte.

Frühe empfangene Eindrücke waren zunächſt Urſache dieſes auffallenden Widerſpruchs zwiſchen Vater und Sohn, die ſich beide ſonſt ſehr ähnlich waren; die Erziehung, die Ludwig empfangen hatte, und die Umgebung, in der er lebte, gewann ihn eben ſo warm für Luthers Lehre, wie ähnliche Gründe ſeinen Vater für Zwingli begeiſtert hatten. So iſt der Menſch; er glaubt immer auf dem Weg der Wahrheit zu ſeyn, und die Fügungen des Momentes ſind ſeine Meiſter.

Ludwig war frühe an dem Hofe des Markgrafen Philibert von Baden erzogen worden — als Friedrich III. ſelbſt dem Zwinglianismus noch ferne ſtand; des Lutheraners Philiberts Einfluß mag den empfänglichen Knaben der Lehre abgeneigt gemacht haben, die ſein Vater nachher mit ſo viel Eifer auszubreiten ſuchte. Sein ſpäterer Aufenthalt auf der franzöſiſchen Univerſität Dole ſcheint dieſe Eindrücke ſo wenig verwiſcht zu haben, als ſein Verweilen an dem Hofe Otto Heinrichs. So gelangte ſein Vater zur Kurwürde, er zur Verwaltung der Oberpfalz und fand dort eifrige lutheriſche Unterthanen, in deren heftige Oppoſition gegen alles Calviniſche er unvermerkt einging. Seit 1560 war er mit Eliſabeth, Tochter Philipps des Großmüthigen von Heſſen, vermählt; und ſie, von Ludwigs lutheriſchen Seitenverwandten unterſtützt, trug weſentlich dazu bei, ihn als eifrigen Gegner der zwingliſchen Lehre gegenüber zu ſtellen. So ward er in alle die widerwärtigen Händel verwickelt, welche die lutheriſchen Amberger mit der Regierung zu Heidelberg entzweiten; nur mit Widerſtreben nahm er des Vaters Stelle bei dem regensburger Fürſtentage (1575) ein, und ſelbſt auf dem Todbette blieb dem Vater der wiederholte Wunſch, ſeinen Nachfolger noch einmal zu ſehen, unerfüllt. Ahnungsvoll ſah er ſeine Schöpfung, das Werk von 18 Jahren, zerſtört, und wenn er an die Vollendung des Baues dachte, drang ſich ihm die Empfindung auf, die er wehmüthig in den Worten ausſprach: Lutz wirds nicht thun.

So war Ludwig geſinnt, als er die Kurwürde antrat und es war eine gewaltſame Reaction wohl vorauszuſehen. Es mußte ſich dieſelbe Geſchichte wiederholen, die wir bei Friedrichs Antritt geſehen haben, eine durchgängige Umwälzung des bisherigen Kirchenweſens; nur war damals die Maſſe der Bewohner der neuen Lehre günſtig, jetzt der Wiedereinführung der alten abgeneigt; die jetzige Reform mußte noch gewaltſamer werden, als die unter Friedrich III.

Wo die Meinungsverſchiedenheit in ſo tiefer Quelle wurzelt, wie in der Religion, da läßt ſich das Geſtändniß nicht

lange zurückhalten, der erſte offne Schritt freien Handelns enthüllt ſchon die künftige Geſinnung. So war es auch bei Ludwig. Seine Ueberzeugung beherrſchte ihn ſo mächtig, daß er gleich in ſeinen erſten Regentenhandlungen die nahe bevorſtehende Umwälzung unumwunden ausſprach. Vierzehn Tage nach ſeines Vaters Tode kam er in Heidelberg an, und ſelbſt ſein ganz kurzes Verweilen von wenig Wochen hinderte ihn nicht, einen völligen Wechſel der Kirchenverhältniſſe zu bewirken. Es iſt aber eines von den traurigſten Zeugniſſen der kirchlichen Befangenheit jener Zeiten, daß ſelbſt in einer edlen Natur, wie Ludwig VI. war, die Pietät gegen den Vater dem ungeſtümen Bekehrungseifer weichen mußte; die Leiche Friedrichs war kaum beſtattet, als ſchon ſein Erſtgeborner mit peinlicher Eile des Vaters Lieblingsſchöpfung über den Haufen warf. Freilich hatten die letzten Ereigniſſe zu Amberg den kränklichen und reizbaren Fürſten innerlich aufgeregt, und wenn auch ſein Charakter von Härte ſehr fern war, ſo kam er doch nicht ohne Groll gegen alle die, welche in den calviniſchen Beſtrebungen Thätigkeit und Einfluß gezeigt hatten.

Schon bei den Exequien ſeines Vaters zeigte ſich der Widerwille des Lutheraners; er hielt es für eine Sünde, wenn Toſſanus die Leichenrede hielt*), Paul Schechſius, den er mitgebracht, mußte es thun, und wenn er auch nachher Toſſanus eine Rede halten ließ, ſo wohnte er ihr doch nicht bei; Johann Caſimir, ſein Bruder, mied dafür den lutheriſchen Gottesdienſt. So begann die neue Regierung unter innerem Zwieſpalt und Alle waren in ängſtlicher Spannung, was die nächſte Zukunft bringen würde. Lange ſollten ſie nicht warten; ſchon nach wenigen Tagen ward Olevian, der ſich freilich keinen Zwang anthat, aus dem Kirchenrath ausgeſchloſſen, ihm Kanzel und Katheder, ja ſelbſt alle ſchriftliche theologiſche Wirkſamkeit verboten und ihm Stadtarreſt gegeben. So behandelte man den Mann,

*) „ſein Vatter were kein Zwingeler geweſen, mueße auch kein Zwingler Jr. G. Leichpredigt thun." Hdſchr. Nachr. im Carlsr. Arch.

der bei dem verſtorbenen Kurfürſten Alles geweſen war, beide freilich, er und Toſſanus, hatten auch den weſentlichſten Antheil an dem Verfahren in Amberg, das Ludwig ſo gereizt hatte. Alle unbeſetzten Stellen zu beſetzen, war dem Kirchenrath verboten, die Buchhändler vor dem Druck und Verkauf reformirter Bücher gewarnt, dies alles war das Werk ganz weniger Tage; Ludwig übergab ſeinem Bruder Johann Caſimir die Verwaltung und eilte nach Amberg zurück.

Dort hatte indeſſen die lange zurückgehaltene Erbitterung ihren Ausbruch gefunden, und während man am Rhein mit düſterem Ernſte und beſorgt der neuen Regierung entgegenſah, ward in Amberg die jetzige Ordnung der Dinge mit Jubel aufgenommen. Reformirte ſollten nicht einmal dem Einzug und Empfang des neuen Regenten beiwohnen dürfen. Daß die zwei reformirten Prediger dort entlaſſen, der Gottesdienſt wieder in lutheriſcher Weiſe gehalten ward, kann nicht mehr auffallen, hatten ſie ſich doch ſelbſt unter Friedrich III. nur mit Mühe halten können.

So ſtanden die Sachen am Anfang des Jahres 1577; noch war Friedrich nur zwei Monate todt und ſchon war die reformirte Kirche der Pfalz ihrer weſentlichen Grundlagen beraubt. Bald nahm aber, namentlich für die reformirte Unterpfalz, die Sache eine ganz andere, drohendere und betrübendere Wendung.

Man begann in der Unterpfalz mit Abſetzung reformirter Religionslehrer; gewaltthätige Schritte der weltlichen Beamten, freche Denunciationen und verläumderiſche Anklagen waren die Vorboten einer gewaltſamen Umwälzung. Die Beſorgniß einer durchgängigen Reaction ſetzte ſchon jetzt alle Gemüther in Bewegung, und man war gern zu mäßigen Abtretungen bereit, um nicht das Ganze opfern zu müſſen. So wandten ſich 25. Jan. die heidelberger Prediger, am 7. Febr. der Rath im Namen der Bürgerſchaft an die Regierung, erboten ſich, die h. Geiſtkirche abzutreten; nur möge man ſie nicht völlig in der Ausübung ihrer Religion hindern. An der Spitze der Regierung ſtand aber damals, in des Kurfürſten Abweſenheit, Johann Ca-

ſimir, die kurfürſtlichen Räthe waren noch Reformirte — alſo fehlte es dem Wunſche der Heidelberger nicht an mächtiger Fürſprache, allein Ludwig VI. ſchlug gleichwohl die Gewährung ab. Das Bedeutendſte, was über die damalige Lage geſagt ward, war in der Vorſtellung zu finden, welche die Univerſität am 6. März 1577 an den Kurfürſten erließ[33]). In gemäßigter Weiſe wird dort Alles hervorgehoben, was ſich gegen eine gewaltſame Reaction einwenden ließ; die calviniſche Lehre wird nur als die „Lehre, die Friedrich III. eingeführt“ angeführt, jede feindſelige oder gehäſſige Wendung gegen das Lutherthum vermieden und der ganze Glaubenszwiſt als ein „leidiger Streit“ bezeichnet. Die Unterzeichner der Erklärung berufen ſich auf die Noth, womit die Geiſtlichen und ihre Familien bedroht würden, auf die Blüthe der Schulen, die man zerſtören würde, auf die ſiebzehnjährige Dauer des beſtehenden Zuſtandes, ſie weiſen auf die Gefahr einer Spaltung unter den Proteſtanten hin und heben nachdrücklich hervor, wie des verſtorbenen Kurfürſten „guter Geruch und Leumund“ gekränkt würde, wenn der Sohn des Vaters Lebenswerk ſchonungslos vernichte.

Indeſſen kehrte Ludwig bald (4. April) nach Heidelberg zurück, und nun begann die gewaltſame Wiedereinführung des Lutherthums ohne Hehl.

Die beiden Kirchen zum h. Geiſt und zu St. Petri wurden nun den Reformirten genommen, ihre Prediger verabſchiedet, nur die Barfüßerkirche noch auf kurze Zeit gelaſſen (20. April). Aus allen einflußreichen Stellen drängte man dann die Reformirten oder die Anhänger der vorigen Regierung heraus; Toſſanus theilte Olevians Schickſal und mußte Heidelberg verlaſſen. Am 21. April wurde auch der Hof vom Calvinismus gereinigt; die alten, erprobten Diener Friedrichs III., die ſich nicht ſtumm fügten, der Oberhofmeiſter, Graf Wittgenſtein, die meiſten Räthe, ſelbſt der Leibarzt des verſtorbenen Kurfürſten, werden ihrer Stellen entlaſſen; ja der hochverdiente Kanzler Ehem

33) Acta Univers. XI. fol. 57—64.

(30. Apr.) wird ſogar mit ſtrengem Hausarreſt beſtraft. Eine kleine Reiſe Ludwigs VI. machte eine kurze Pauſe in den Umwälzungen; aber ſchon nach wenigen Tagen kehrte er zurück und das Begonnene ward rückſichtsloſer fortgeſetzt. Die noch einzig übrige Barfüßerkirche ward den Reformirten genommen (11. Mai), auch die franzöſiſchen Reformirten, die ein Aſyl gefunden hatten, aus dem akademiſchen Hörſaal, den ſie als Bethaus benutzten, verdrängt; ſowohl die verwittwete Kurfürſtin, als Pfalzgraf Caſimir verließen jetzt die Reſidenz.

Der abgeſchaffte lutheriſche Cultus trat wieder an die Stelle der reformirten Einfachheit und Nüchternheit; Kelche, Oblaten, Orgeln, Taufſteine u. ſ. w. kehrten nach 18jähriger Verbannung in die Kirchen zurück. Noch wichtiger und für den Untergang der reformirten Confeſſion das bedeutendſte war die Umgeſtaltung des Kirchenraths. In ihm lag die volle Macht einer ziemlich ſelbſtſtändigen Kirche, drum mußten ſich gegen ihn zunächſt die Schritte Ludwigs wenden. Er begann auch, wie bereits erwähnt iſt, damit, daß er die Behörde in ihrer Hauptwirkſamkeit, der Beſetzung der Stellen, ſuspendirte. Es mußte aber eine völlige Umgeſtaltung vorgenommen werden. Alexander Hohenbuch, Johann Georg Hungerlein, Peter Strupp wurden zu weltlichen Gliedern des Raths erhoben, der Hofprediger Paul Schechſius, Timotheus Kirchner und Jakob Schopper zu geiſtlichen. An der Spitze ſtand Peter Patiens; ihm ward die durch Friedrich III. abgeſchaffte, jetzt wieder eingeführte Stelle des Generalſuperintendenten übertragen. Von dieſem Kirchenrathe gingen nun die Beſetzungen der Stellen durch Lutheraner aus. Noch im Auguſt deſſelben Jahres erſchien eine Kirchenordnung, die das mühſame Werk der letzten Regierung zuſammenwarf. Allenthalben wurden jetzt Pfarrer und Lehrer, die Zwingli's Lehre anhingen, entſetzt und die Zahl der verjagten Familien von Predigern und Lehrern kann man wohl auf 600 anſchlagen[34]).

---

34) S. Wundts Magaz. II. 127 ff., wo die verſchiedenen Angaben geprüft ſind.

Proteſtationen, Bitten halfen nichts; eine Petition von 80 Predigern aus den Oberämtern Alzei und Oppenheim (10. Okt.), die wenigſtens um Gehör und Prüfung baten, ward abgewieſen, Hunderte der Prediger in die Verbannung geſtoßen und nur durch die edle Hülfe der Schweizer, namentlich der Städte Zürich, Schaffhauſen, Genf und St. Gallen vor dem äußerſten Elende gerettet. Die Innigkeit religiöſer Ueberzeugung, die Ludwig VI. durchdrang, hat ſich hier mit dem Sektenhaß der Zeit vermiſcht und das ſonſt milde und edle Gemüth des frommen Fürſten zur erbarmungsloſen Härte getrieben. Friedrich mit ſeiner Reform von 1560 kam einem Wunſche der Mehrzahl entgegen und bedurfte keiner beſondern Gewaltſchritte gegen die Lutheraner; Ludwig VI. fand Widerſtand, daher ſein Verſuch einer kirchlichen Revolution, die indeß eben durch das Uebereilte, Gewaltſame ihres Ganges ſich ſelbſt untergrub.

Die lutheriſche Umwälzung wandte ſich gegen alle Schöpfungen Friedrichs III.; auch die Schulen, für die Friedrich außer den reichen Kirchengütern einen Theil ſeiner eignen Einkünfte verwandt hatte, ſollten entweder lutheriſch werden oder untergehn. Im Collegium Sapientiae, das Urſinus und Kimedoncius leiteten, waren damals über ſiebzig Zöglinge; die ſollten jetzt den Calvinismus abſchwören. Kaum fünf fanden ſich dazu bereit; die übrigen gaben, nach dem Beiſpiel der beiden Vorſteher, lieber ihren Unterhalt als ihre Ueberzeugung auf (30. Sept.)[35]. Das Stift Neuhauſen und die Anſtalt zu Selz hatten daſſelbe Schickſal; Neuhauſen, das zwölf Tiſche unterhielt und viele Schüler zählte, ward geradezu aufgehoben; die Ritterſchule zu Selz, mit zwanzig Stipendiaten, mehr als 60 Koſtgängern und ſechs Lehrern, ward ebenfalls aufgelöst; die Lehrer erhielten zwar ihren rückſtändigen Gehalt, aber die Zöglinge zwang man, das Geld nachzuzahlen, das man auf ſie verwandt hatte! Trotzdem gingen nur zwei von beinahe neun-

35) So berichtet Alting p. 231.

zig Perſonen zum Lutherthum über[36]). Auch das Pädagogium zu Heidelberg ward decimirt und zum Lutherthum bekehrt. Vorſtellungen von Seiten einflußreicher Männer, z. B. des Hugo Donellus, der ſich der Schulen annahm, blieben entweder erfolglos, oder zogen dem Urheber Feindſeligkeit und Verdächtigung zu.

Nur die Univerſität blieb zum Theil von der Reaction verſchont, obwohl ſie jene kräftige Vorſtellung an den Kurfürſten unterzeichnet hatte und auch fernerhin die Intereſſen der kirchlichen Duldung mit Energie verfocht.

Denn als ſowohl Boquinus nach 18jährigen treuen Dienſten, als Zanchius und Tremellius ohne weiteres durch einen Regierungsbefehl weggeſchickt wurden (Dez. 1577), nahm ſich die Univerſität, uneingedenk früherer Spannung mit den Theologen, ihrer gefährdeten Collegen nachdrücklich an[37]). Sie deutete auf ihre Privilegien hin, auf die erwieſenen Dienſte der entlaſſenen Lehrer, ſie hob hervor, wie die Anſicht derſelben weder von dem bibliſchen, noch apoſtoliſchen Glauben, ja nicht einmal von dem Geiſt der augsburger Confeſſion entſchieden abweiche; aber Alles war vergebens, vielmehr nahm man am Hof dieſen Schritt ſehr mißfällig auf. Das ſchreckte die Univerſität nicht; eine zweite Vorſtellung hob wiederholt die Rechte der Anſtalt hervor und ſchlug einen vermittelnden Ausweg vor[38]); „obwohl ihnen, ſagen ſie, nichts liebers ſey, als daß die entlaſſenen Theologen noch eine Zeitlang ihre Thätigkeit fortſetzen, ſo wollen ſie ſich doch in die Nothwendigkeit fügen, nur bäten ſie um längere Beibehaltung der Salarien und Wohnungen für die plötzlich brodlos gewordenen Lehrer.“

Es hatte keinen Erfolg und doch befand ſich von den entlaſſenen Profeſſoren namentlich Boquinus in einer ſehr drückenden Lage;

36) S. Wundts Magaz. II. 130.
37) S. Acta Univ. XI. 138—142.
38) Acta XI. fol. 145.

er bat die Univerſität dringend um Unterſtützung [39]), die ihm auch gewährt ward; unter ſchmerzlichen Empfindungen verließ er (23. April 1578) die Univerſität, an deren Blüthe er ſeit 18 Jahren thätigen Antheil gehabt hatte. Auch Zanchius mußte um eine Geldhülfe nachſuchen, die ihm der Kurfürſt gewährte, „damit er deſto weniger zu Klag Urſach haben möge" [40]).

Im Uebrigen blieb die Univerſität ſo ziemlich unverändert; bedeutende Berufungen kamen nicht vor und der Perſonalſtand blieb mit wenig Veränderungen derſelbe: unter den Juriſten Hugo Donellus mit 400, Caſp. Agricola und Nic. Dobbinus mit 250 Gulden; in der medicin. Facultät Eraſt mit 300, Alb. Blaurer und Lud. Gravius mit 160 und 140 Gulden; in der philoſ. Facultät Pithopoeus und Lanoius mit 150 fl., Wittekind, Grynäus, Jungnitz, Mader, jeder mit 120 Gulden Beſoldung [41]). Das frühere harmoniſche Verhältniß zwiſchen Univerſität und Regierung war aber geſtört; alte Lehrer wurden mit Zurückſetzung behandelt [42]), Anträge der Hochſchule ignorirt oder zurückgewieſen. Dazu kamen noch ſonſtige unangenehme Verwicklungen; eine Türkenſteuer brachte die Kaſſe in Verlegenheit, Studentenhändel unterbrachen die unter Friedrich III. ungeſtörte Ruhe. Die Stimmung war von jener unglücklichen Geſpanntheit, die im Gefühl des Bedrohtſeyns jede freiere Bewegung hemmte. Daß dieſe unheimliche Ahnung keine eitle war, zeigte die Folgezeit.

Die Seele aller lutheriſchen Reactionen war Kurfürſt Ludwig; doch wird auch ſeiner Gemahlin von Freunden wie von Feinden ein weſentlicher Antheil an der Einführung des Lutherthums zugeſchrieben. Indeſſen waren in den kleineren Städten und auf dem Lande die Zwinglianer noch in überwiegender Mehrzahl, und am Hofe des Kurfürſten ſelbſt hatte man zum Theil

---

39) Acta fol. 162 ff.
40) Ib. fol. 197.
41) Ib. fol. 77.
42) Ib. fol. 276.

Oberpfälzer nehmen müſſen, um die höchſten Stellen zu beſetzen. Die Rheinländer hingen meiſtens feſt an Friedrichs III. Geiſt und hatten eine feſte Stütze an deſſen Wittwe und zweitem Sohne Johann Caſimir. Pfalzgraf Johann Caſimir hatte ſich gleich nach den erſten Maßregeln der reformirten Lehre angenommen [43]); er war dazu um ſo mehr veranlaßt, als man in ſeine eignen Rechte eingriff. Während Ludwigs VI. Abweſenheit hatte Johann Caſimir als Statthalter in der Hofkapelle ſeinen Gottesdienſt halten und den Toſſanus predigen laſſen; der Prediger erhielt dafür vom Kurfürſten einen Verweis. Es entſpann ſich zwiſchen den Brüdern ein Briefwechſel [44]), ſeit Dezember 1576, der zwar ohne Bitterkeit geführt ward, aber in ſeiner Haltung bewies, daß beide Fürſten entſchloſſen waren, ihrer Ueberzeugung treu zu bleiben. Johann Caſimir fand beſonders die Art, wie man die Umwälzung durchgeführt hatte, tadelnswerth; er hätte ſich wohl verſehen, ſchrieb er (21. Jan. 1577) an ſeinen Bruder, derſelbe würde gemacher gehn und nicht ſo plötzlich verfahren, ſondern erſt nach vorgehender Unterredung, wie es der Vater gethan habe. Er ſey aber von Schritt zu Schritt weitergegangen und ſchiene auch von ihm einen Wechſel zu erwarten, allein er erkläre beſtimmt, daß er ſich kein Maß und Ordnung in Gewiſſensſachen geben laſſe, wie er auch einem andern keines aufdringen wolle.

Die Antwort des Kurfürſten (7. Febr.) enthält zwar den feſten Entſchluß, dem lutheriſchen Glauben treu zu bleiben, gibt aber zugleich ein ſchönes Zeugniß brüderlicher Geſinnung. Den Vorwurf der Impietät gegen den Vater lehnt er ab; ſo wenig er ſeinen Vorfahren, die unter dem Pabſtthum gelebt, ihren Irrthum zur Laſt legen oder ſie geringer achten wolle, eben ſo

---

43) Die erſten Schritte hat er ſelbſt in einem Hefte aufgezeichnet: „Nach meines gn. Herrn Vatters ſel. Ged. Abſterben haben ſich nachvolgende Ding zugetragen.“ Es ſtimmt mit den gewöhnlichen Nachrichten überein. S. Pfälz. Archiv („Religion“).

44) Alle auf dieſe Correſpondenz bezüglichen Originalpapiere und Copien finden ſich im Pfälz. Archiv zu Carlsruhe („Religion“).

wenig gedenke er ſeinen Vater dadurch zu erniedrigen, daß er einen andern Glauben annehme. Dem Bruder wolle er keine Gewiſſensregel vorſchreiben; derſelbe möge ſich nicht durch falſche Gerüchte und verhetzende Ausſagen täuſchen laſſen [45]).

Die Correſpondenz dauerte fort, auch der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt ſuchte zu vermitteln, aber die Trennung ward größer. Johann Caſimirs Vorſchläge einer Ausgleichung fanden keinen Anklang, der Kurfürſt fuhr in ſeinen Umwälzungsmaßregeln fort und das Einzige, worüber die Brüder ſich verglichen, war eine Uebereinkunft, nichts gegen die augsburger Confeſſion, den frankfurter und naumburgiſchen Abſchied reden und handeln zu wollen [46]). Sonſt gab Johann Caſimir, indem er ſeines Vaters Glaubensbekenntniß drucken ließ, ein Zeugniß ab, daß er den Calvinismus nicht aufgeben werde; wie dann im Lauf des Jahres 1577 die Reaction allenthalben um ſich griff, verließ er Heidelberg und begab ſich nach Lautern, das ihm nebſt Neuſtadt a. H. als Erbtheil zugefallen war. Das war ein Signal zu weiterem Aufbruch; denn auch die verwittwete Kurfürſtin verließ Heidelberg und Johann Caſimirs kleines Ländchen ward der Zufluchtsort für alle bedrängten Reformirten. Es wird ſich ſpäter ergeben, daß daran zunächſt Ludwigs VI. Reaction in der Rheinpfalz geſcheitert iſt.

Die entlaſſenen Räthe Friedrichs, Ehem, Zuleger, die Prediger, namentlich Toſſanus, zogen nach Lautern, auch franzöſiſche Calviniſten fanden dort eine Zuflucht und ganze Gebiete, wie Frankenthal, St. Lambrecht, Otterberg, wurden mit ihnen bevölkert. Was Amberg früher für die Lutheraner geweſen war, wurde jetzt Neuſtadt und Lautern für die Reformirten.

---

45) „Wie wir dan nit allein E. L. in allen politiſchen, ſondern auch eben in unſern chriſtlichen Religionsſachen alle brüderliche und fürſtliche Dienſt und Willfahrung zu weiſen geneigt und willig ſind, deſſen ſich dann E. L. ungezweifelt zu uns gänzlich vnd brüderlich verſehen und getröſten ſollen.“ Pf. Archiv.

46) S. den Wahrhafften Bericht der Tübinger Theologen. 1584. S. 19.

Um den lutheriſchen Einflüſſen Heidelbergs entgegen zu arbeiten und der jungen reformirten Lehre einen wiſſenſchaftlichen Halt zu geben, entſchloß man ſich, eine Art Hochſchule zu gründen; auf ihre Geſchichte werden wir unten zurückkommen. Alles, was Heidelberg durch die letzte Reaction Ausgezeichnetes verloren hatte, Zanchius, Urſinus, Toſſanus in der Theologie, Smetius in der Medicin, und eine Reihe bedeutender Männer in Jurisprudenz und Philoſophie, wie namentlich Pithopoeus, Wittekind, Piscator und viele andere wurden nach Neuſtadt a. d. H. gezogen und unter ſehr günſtigen Bedingungen für die neue Anſtalt gewonnen. Materiell und geiſtig hatte man für die Bedürfniſſe der Schule gleich große Sorge getragen und das Casimirianum (ſo nannte man ſie) konnte unter beſcheidenerem Titel mit vielen Univerſitäten rivaliſiren. Die Anſtalt konnte dem Lutherthum in der Pfalz, namentlich aber der Univerſität Heidelberg, gefährlich werden und nach dem Sinne des Stifters ſollte ſie das auch, aber der Tod des Kurfürſten Ludwig, der ſchon wenige Jahre nachher erfolgte, brachte Alles in den früheren Zuſtand zurück.

§. 2.

Einführung der Concordienformel. Kirchliche Händel bis zu Ludwigs Tod.

Mit dem Ende des Jahres 1577 ſchien ein Ruhepunkt eingetreten zu ſeyn in den Gewaltmaßregeln des Kurfürſten. Nachdem er durch neue Beſetzung der Stellen und Vertreibung der reformirten Beamten und Lehrer ſeinem lutheriſchen Eifer Genüge gethan, gewann ſeine angeborne Gutmüthigkeit und Freundlichkeit den Sieg, und wir hören nicht, daß die Unterthanen, deren große Mehrzahl noch reformirt war, Bedrückungen oder Verfolgungen hätten ausſtehen müſſen. Die Univerſität blieb in ihrer Sicherheit, wenn auch nicht in ihrer alten Freiheit ungeſtört, von der Kanzel herab wurden beruhigende Zuſicherungen ertheilt, und der Fanatismus einzelner Stocklutheraner,

die milder Denkenden die Ehre des Begräbniſſes zu verweigern wagten, rief eine Rüge des Kurfürſten hervor [47]. Allein wenn auch Ludwigs Natur und Geſinnung ihn vor dem Spürgeruch eines Ketzerrichters ſicherten, ſo blieb er doch von Einflüſſen nicht frei, die in ſeiner nächſten Umgebung mächtig wirkten. Die Mehrzahl der neu berufenen Theologen, der Superintendent Patiens, mehrere Prediger waren aus den Stammlanden der ſteifen Orthodoxie, aus Sachſen und Würtemberg, hervorgegangen; ſie huldigten ſtarr und fanatiſch dem verdammenden und verfolgenden Symbolglauben eines neubegründeten papiernen Pabſtthums, in deſſen Augen ſelbſt Melanchthon der Hölle verfallen war. Ihnen war Ludwigs perſönliche Milde ein Stein des Anſtoßes und ſie boten alles auf, ihn gegen den Reſt des Calvinismus, der an der Univerſität und im Volke noch übrig war, zu gewaltſamen Schritten zu drängen. Endlich bot ſich dazu der gewünſchte Anlaß.

Während die Pfalz durch ihren Uebertritt zum Calvinismus ſich aus dem Kreiſe der Orthodoxie bereits völlig ausgeſchieden hatte, herrſchte in den übrigen proteſtantiſchen Kirchen, die ſich nach Luther benannten, ſtatt Friede und Einheit, die größte Verwirrung. Hier ſtanden die wüthenden Zeloten ſtrengſter Faſſung, ein Flacius und Seinesgleichen, die über Luthers Dogmatik ſelbſt die klare einfache Bibellehre aus den Augen verloren und in ein Auto-da-fé aller Andersdenkenden das Ziel ihrer religiöſen Wünſche ſetzten. Verdrehung, Ketzerriecherei, ſchmähende Inſinuationen, kurz alle Hülfsmittel eines fanatiſchen Pfaffenthums, waren zu ihres Gottes Ehre ihnen brauchbar genug, und wehe dem Frieden der Kirche, wenn da und dort Fürſten ſchwach genug waren, den Leidenſchaften ihrer Hofprediger und Theologen als Werkzeuge zu dienen. Das ſtrengſte Anſchließen an Luthers Dogma, namentlich an die Abendmahlslehre war

47) Wundt Magaz. II. 132.

die Form, unter der ſich, neben überreiztem Glaubenseifer, mancherlei Verirrungen, auch gehäſſige Leidenſchaften einer kleinlichen Seele bargen. Ihr voller Haß warf ſich auf die Theologen, die in mehr oder minder ſtarker Annäherung an Melanchthons freiere Auffaſſung, namentlich in Wittenberg ihren Sitz hatten, und dort, von Kurfürſt Auguſt von Sachſen geſchützt, allerdings dem milden Calvinismus viel eher angehörten als dem ſtrengen Lutherthum jener Zeloten. Zwiſchen dieſe beiden warf ſich eine dritte Richtung, die vermittelnden Lutheraner, dogmatiſch nicht minder ſtreng an Luthers Lehre feſthaltend, als die Zeloten, aber zum Verdammen weniger geneigt als zum Verſöhnen, wenn ſie gleich im Augenblicke des Handelns der Entſchiedenheit und Energie entbehrten.

Der Kampf zwiſchen dieſen Richtungen hatte ſeit Melanchthons Tod eine bittere, ärgerliche Geſtalt angenommen; und der Abfall der Calviniſten, der ſchadenfrohe Hohn der Katholiken machte das Bedürfniß einer Einheit gerade in den Seelen der Gemäßigteren immer fühlbarer geltend. Auch perſönliche Einflüſſe, auch der Stolz zu vermitteln wirkte da ein; wem äuſſere Ehre noch mehr galt als das ſtarre Feſthalten an einem Dogma — der war auch gern zu einem kleinen Ueberzeugungsopfer bereit, wenn nur ſein Name das Werk der Verſöhnung krönte [48]. So war namentlich Jacob Andreä, trotz mancher vergeblichen Verſuche zur Einigung, die man von andern Seiten unternommen hatte, ſeit 1569 von neuem ernſtlich auf den Gedanken gekommen, das große Friedenswerk zu Stande zu bringen, und verfolgte dieſen Gedanken mit einer Hartnäckigkeit und einer ſelbſtverleugnenden Ausdauer, die einer beſſern Frucht würdig geweſen wäre, als die Concordienformel war.

Wenn er nun zuerſt im Sinne hatte, die gemäßigte Parthei der Wittenberger oder Philippiſten mit Leuten wie Flacius und Heßhus, zu verſöhnen, ſo muß man erſtaunen, daß er ſeine Zeit und den Charakter jener Zeloten ſo wenig gekannt hat; ſeine

48) Vgl. Plank Geſch. des proteſtant. Lehrbegriffs Th. VI. S. 372 ff.

erſten einleitenden Schritte brachten ihn von dem Irrthum auch bald zurück, er mußte von beiden Seiten harte, faſt demüthigende Entgegnungen hören; an eine Vereinigung in dieſem Sinn war nicht zu denken.

Es mußte alſo eine Verdammung erfolgen und auch vor der bebte Andreä nicht zurück; ſo lieb war dem ſonſt mild geſinnten Manne ſein Friedensproject geworden. Er entwarf eine Glaubensformel, die ſich noch viel beſtimmter, als ſeine frühere, ausſprach, und die namentlich es an der gewünſchten Verdammung der Philippiſten nicht fehlen ließ. Der damit gleichzeitig erfolgte Sturz der wittenberger Schule melanchthoniſcher Theologie ſchien das Werk nur zu erleichtern, immer aber waren noch Hinderniſſe genug vorhanden. Andreä's Formel, durch Chemnitz und Chyträus im nördlichen Deutſchland verbreitet, bekam dort eine Geſtalt, in der man die erſte Geſtalt kaum mehr erkannte, und das Zwitterwerk nannte man die ſchwäbiſch-ſächſiſche Formel. So leicht wollten aber die ſchwäbiſchen Theologen und ihr Andreä den Ruhm der Autorſchaft auch nicht opfern, es ſollte eine Ausgleichung zwiſchen den verſchiedenen Faſſungen vorgenommen werden, und dies veranlaßte den Convent zu Torgau. Die Verſchiedenheiten, die größtentheils nur in der Form, in der längeren oder kürzeren Einkleidung beſtanden, ließen ſich jetzt um ſo leichter wegräumen, da nur 17 Theologen beiſammen waren, die zudem der Wunſch einer Glaubenseinheit aufrichtig beſeelte, und die eine kleine ſubjective Neigung dem allgemeinen Intereſſe gern opferten. Der weſentlichſte und beinahe einzige Punkt, worum ſich die neue Glaubensformel bewegte, war die Abendmahlslehre. In hohem Tone erklären ſich die Verfaſſer gegen jede mildere, an Zwingli auch nur entfernt hinſtreifende Erklärung der Einſetzungsworte, alle Andersdenkenden, alle die Anſichten, denen eine ſpätere Zeit den Vorzug der Einfachheit und Reinheit zugeſtanden hat, werden mit dem Banne belegt, namentlich auch der heidelberger Katechismus und die Exegeſe der heidelberger Lehrer als häretiſch verdammt (Mai 1576).

Das Werk war aber kaum beendet, ſo zeigte ſich die alte Meinungsverſchiedenheit von Neuem, und den Stiftern hätte jetzt klar werden können, welch unglückliches Werk ſie unternommen. Hier klagten die eifrigen Lutheraner, daß Melanchthon noch nicht entſchieden genug verdammt ſey, dort bemerkten die milder Geſinnten, man möge doch in Erwägung ziehen, daß auch Luther ein Menſch geweſen und nicht gerade ſeinen Worten alles andre opfern; auf einer andern Seite machte man mehr oder minder gegründete Ausſtellungen an der Form geltend, oder die Eiferſucht dieſes und jenes Superintendenten bemäkelte das Werk auch blos deshalb, weil es nicht von ihm ausgegangen war.

Während ſich die meklenburgiſchen Theologen im Weſentlichſten einverſtanden erklärten, war es denen zu Hamburg und Lübeck zu mild, denen in Heſſen zu ſtreng abgefaßt; auch in Holſtein, Pommern und Anhalt war man aus verſchiedenen Gründen gegen die torgauiſche Formel geſtimmt.

So ſtanden die Dinge, als Kurfürſt Ludwig VI. die Regierung antrat und dem Lutherthum gleich durch ſeine erſten Schritte Muth machte, auf die Wiederbekehrung der ketzeriſchen reformirten Pfalz zu hoffen. In den übrigen pfälziſchen Landen hatte ſich der Einfluß der Glaubensformel ſchon gezeigt, im Kurfürſtenthum noch nicht; denn als man ſie anfing herumzuſchicken, lebte Friedrich III. noch. Anders war es bei den jüngeren Linien. Dort hatte der Pfalzgraf von Neuburg, Philipp Ludwig, im Juli 1576 die Formel aufgenommen und am 8. Aug. erklärten die Theologen ihre Zuſtimmung; die kleinen Ausſtellungen, die ſie machten, ließen eher auf zu eifriges Lutherthum als zu laues ſchließen [49]. Weniger erwünſcht zeigte ſich die Stimmung in den beiden Linien von Simmern und Zweibrücken. Richard von Simmern war zwar im Weſentlichen

49) Hospin. c. XII. fol. 65. Sie erklären namentlich Articulum de descensu ad inferos nimis breviter tractatum esse, während die Zweybrücker im Gegentheil meinen, man ſolle den Artikel ganz weglaſſen!

mit der Formel einverſtanden; ſeine Theologen machten jedoch mehrere Einwendungen, die einen leiſen Anflug von Philippismus verriethen, und mit den kräftigen Vorſtellungen, die zu Gunſten Melanchthons von andern Seiten ausgingen, übereinſtimmten [50].

Noch ſchwieriger ging es aber mit dem Vereinigungsproject in Zweibrücken. Herzog Johann ſtand ſchon damals, wie die Gegner behaupteten, ganz unter dem Einfluſſe des Pantaleon Candidus und des Heinrich Schwebel, deren Hinneigung zu calviniſcher Lehre bald offen ausbrach, und wirklich machte ſich auch in der Erklärung der Theologen wie des Herzogs (15. Sept.) eine leiſe zwingliſche Tendenz geltend [51]. Indeſſen troß aller Ausſtellungen erklärten ſie ſich damals mit der Glaubensformel einverſtanden, und ein Schreiben des Herzogs an ſeinen Bruder Philipp Ludwig von Neuburg (vom 16. Sept.) erklärte ſeine Bereitwilligkeit, dem allgemeinen Bunde beizutreten [52]. Auch ein ſpäterer Brief, der freilich nicht von Bedenklichkeiten frei iſt und namentlich eine allgemeine Synode als Vereinigungsmittel hervorhebt (8. Nov.), iſt in demſelben Sinne abgefaßt, und noch im Dez. 1576 ſchrieb Johann auch an den Kurfürſten von Sachſen Aehnliches.

Die Verfaſſer des torgauiſchen Entwurfs wollten aber jetzt weiter und der Formel allmählig Geſetzeskraft erwirken; ihre Zuſammenkunft im Kloſter Bergen (März 1577) ſollte dazu dienen. Einzelne, meiſt nur leichte Einwendungen, wurden berückſichtigt; hie und da gab man ſich ernſtliche Mühe die Widerſprechenden durch Zugeſtändniſſe abzufinden; die Hauptſchwierigkeiten konnten und ſollten nicht weggeräumt werden; man beeilte ſich zunächſt der Glaubensformel, die nun die bergiſche hieß, allgemeine Annahme zu verſchaffen. Es waren darin namentlich für die Fanatiker Zugeſtändniſſe genug zu fin-

50) Hospin. c. XII. fol. 73 b.

51) S. Hospin. c. XII. fol. 71 a.

52) Die Gegenparthei, namentlich der Pfalzgraf von Neuburg, hat dies nachher veröffentlichen laſſen und eine Art Anklage gegen Johann daraus gemacht. S. Hutterus Concord. concors. C. XII. p. 364.

den; eine verdammende Polemik gegen den Calvinismus war zum Theil an den Haaren herbeigezogen, zum Theil der andern Lehre Unterſtellungen gemacht, die auf Fälſchung oder Irrthum beruhten; zog man ja doch, um die Spaltung zu vergrößern, unter die Verdammungspunkte auch die Prädeſtinationslehre Calvins herein, der Luther ſelbſt früher mit aller Energie eines Auguſtiners gehuldigt hatte. Eine ſchnell zuſammengebrachte Majorität ſollte über Gewiſſensfreiheit, über Glaube und Verdammung entſcheiden. Mit ſeltner Emſigkeit arbeitete man dieſem Ziele entgegen; waren nur die Unterſchriften beiſammen, ſo war man um das Uebrige wenig beſorgt. Was erfolgte aber? Die alten Einwendungen, die in Meinungsverſchiedenheit wurzelten, kehrten wieder; Heſſen, Pommern u. A. proteſtirten wie zuvor. Die zweideutige Majorität, die man während dem zuſammenbrachte, war für dieſes Hinderniß eine geringe Entſchädigung.

Aber auch der Triumph ſollte den Anhängern der Concordienformel verkümmert werden; ehe man noch mit den Unterſchriften im Reinen war, regte ſich ſchon der Calvinismus gegen die lutheriſche Reaction. Pfalzgraf Johann Caſimir war Urheber und Förderer dieſes Widerſtandes, der zum Zweck hatte, das ganze reformirte Europa gegen den Ausſchließungsverſuch der Concordienmänner zu verbinden [53]).

Schon im Sommer des Jahres 1577 durchreisten pfälziſche Agenten alle europäiſchen Länder, in denen Reformirte waren; namentlich England und Frankreich, aber auch die Schweiz, Holland, Böhmen, Polen und Ungarn ward in Bewegung geſetzt und eine Zuſammenkunft zu Frankfurt a. M. auf den 26. Sept. verabredet. Die Schweizer und Böhmen ſchickten keine Geſandten, erklärten aber im Voraus ihre Zuſtimmung zu Allem was geſchehen würde; von England kam dagegen Daniel Roger, franzöſiſche, polniſche, holländiſche und ungriſche Bevollmächtigte waren anweſend. Johann Caſimirs Rath, Wenzeslaus

53) Hospin. c. XV. fol. 89 ff.

Zuleger, eröffnete die Verſammlung und ſetzte die Motive des Convents auseinander: „Se. Hoh. der Pfalzgraf hätte bemerkt, daß Störer des Friedens und Ehrgeizige ein neues Glaubenswerk ſchmiedeten, in dem ſie zwar gegen den Geiſt der augsburgiſchen Confeſſion aber unter dem Mantel derſelben die monſtröſe Lehre von der Ubiquität in Deutſchland einſchwärzen wollten; die Unterſchriften dafür erbettle man von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, und ſuche wo möglich alle, die nicht unterſchrieben, als Ketzer zu verdächtigen. Man wolle deßhalb jetzt berathen, wie dieſe verderblichen Einflüſſe unſchädlich gemacht werden könnten; ob es durch Abfaſſung einer Glaubensformel geſchehen könne und wie und durch wen dieſe Abfaſſung erreicht werden müßte."

Man beſchloß einſtimmig, es ſollte eine Geſandtſchaft, an deren Spitze der engliſche Geſandte Robert Bel und der holländiſche Rechtsgelehrte Paul Knibbe ſtehen würden, ſich an die lutheriſchen Fürſten, namentlich Pfalz, Sachſen, Brandenburg wenden und in einer eignen Schrift, die Hubert Languet verfaſſen ſollte, ihnen das Verderbliche jener Trennung vor Augen ſtellen. Durch die Vermittlung der Königin Eliſabeth, den Heinrich von Navarra und Prinzen Condé hoffte man eine Verſtändigung zu erreichen, und auf einer Synode ſollte ohne Leidenſchaft nach Gottes Wort entſchieden werden. Auch wollte man Heſſen und Anhalt, die gegen die Formel proteſtirten, mit in den Bund zu ziehen ſuchen. Was die neue Formel beträfe, ſo wolle man eine ſolche entwerfen, aber ohne Partheiſucht und in ruhigem, vermittelndem Tone[54]). Die Abfaſſung ſollte, unter Zuziehung aller betheiligten Kirchen, Zach. Urſinus

54) *Hospin.* fol. 91 a: Stilum autem ita temperandum, ut quantum salva veritate fieri potest ad reconciliationem et concordiam excitentur illi potius, qui Confessionem Augustanam pure profitentur, quam ut irritentur et a nostris ecclesiis magis avellantur. Man muß das um ſo mehr hervorheben, da die lutheriſche Majorität gerade darauf ausgeht, durch die Form die Contraſte immer greller und ſchneidender hervorzuheben.

und Hieronymus Zanchius übertragen, und der Entwurf nachher Rudolf Walther in Zürich und Theodor Beza vorgelegt werden.

Die Zuſchrift an die lutheriſchen Fürſten, deren Verfertigung man Hubert Languet übertrug, macht dem Verfaſſer alle Ehre. Der Punkt der dogmatiſchen Differenz wird in den Hintergrund geſchoben und eine Verſtändigung darüber als nicht ſehr ſchwierig hingeſtellt; überhaupt jede unſanfte Berührung dieſer zarten Seite ſorgfältig vermieden. Nur das Eine wird angedeutet, es ſeyen, nach Pauli Ausſpruch, mancherlei Gaben und mancherlei Kräfte, nicht Allen ſey Alles gegeben; warum alſo, in Widerſpruch mit dem chriſtlichen Geiſte, Andersdenkende keck verurtheilen? Die weſentlichſte Rückſicht nimmt der Redner auf die politiſchen Folgen einer drohenden Glaubensſpaltung, und ſeine düſtern Ahnungen hat die Zukunft nur zu ſehr bewährt. Er weist auf die päbſtliche Umtriebe hin, die in Frankreich, Holland und Spanien die neue Lehre untergraben ſollten; er zeigt, wie ſehr Rom damit gedient ſey, wenn die junge proteſtantiſche Kirche ſich feindſelig trenne; er ſtellt alle unglücklichen Folgen vor Augen, die eine neue Glaubensſpaltung über Europa bringen müßte, er zeigt, wie namentlich Deutſchlands Kraft in der Einheit beruhe, wie es einig unbeſiegbar ſey[55]).

Man hätte denken ſollen, ſolche Worte würden zum Herzen ſprechen; die Partheiſucht iſt aber blind. Es hatte der religiöſe Fanatismus der Zeit um die Gemüther der beſten Fürſten einen eiſernen Panzer gezogen, durch den keine Worte der Vermittlung mehr zu dringen vermochten. Um die eiteln Wünſche einiger Hofprediger und Kathedermänner zu erfüllen, opferten ſie in frommer Verblendung die Ruhe von Tauſenden, ja zum Theil Deutſchlands politiſches Wohl; denn die Concordienformel machte

55) Hospin. l. l.: Qua ratione in Imperio et natione Germanica (cujus virtus si conjuncta fuerit, invicta est) novae excitabuntur turbae, debilitabuntur vires Protestantium, deridebunt Pontificii inconsideratas nostras actiones, ac postea insultabunt et ipsis per quos effectum est, ut hae divisiones et distractiones factae sint etc.

den letzten großen Riß in die Einigkeit der deutſchen Nation. Davon hat ſie ſich lange vergebens zu erholen geſucht; das Unheil ſeit der Invaſion der Schweden und Richelieus falſcher Hülfe iſt uns aus dieſer Spaltung erwachſen.

Alle Fürſten, an die der Botſchafter ſich wandte, gaben ausweichende Antworten; es wurde, wie Hoſpinian ſagt, nichts eingeärndtet als ſchöne Phraſen und reiche Gaſtmäler. Doch würde man ſich irren, wenn man glaubte, jeder Eindruck ſey ſpurlos vorübergegangen; daß ſelbſt durch die Mauer des religiöſen Vorurtheils einzelne Strahlen drangen, zeigt die gleich folgende Geſchichte der Concordienformel.

Nicht nur daß auch Dänemark, von der Königin Eliſabeth angeregt, zu vermitteln ſuchte, Heſſen noch entſchiedener als zuvor die Unterſchrift verweigerte, auch an Kurfürſt Ludwig von der Pfalz ging, ſeines ſtrengen Lutherthums zum Trotz, die Stimme der Billigkeit und der Vernunft nicht ſpurlos vorüber. Die Zeloten hatten früher, als er mit dem Umſturz der ganzen reformirten Kirche ſo unerſchrocken begann, auf ihn die beſten Hoffnungen geſetzt; um ſo unangenehmer war man enttäuſcht, als jetzt von ihm eine Vorſtellung einging, die von den Hoffnungen, die man ſich gemacht, weſentlich abwich. Der Eindruck, den die engliſche Geſandtſchaft gemacht, war nicht zu verkennen. Wenn Ludwig gleich in jenem Schreiben, das vom 17. Okt. 1577 datirt, ſeiner früheren theologiſchen Anſicht unverändert treu geblieben, ſo hat ſich doch über den Ton und die Faſſung der Formel ſeine Meinung geändert; namentlich will er von einer „Verdammung“ nichts hören, höchſtens eine „Mißbilligung“ eingeſchoben wiſſen. Gerade hier hatte ja aber der engliſche Botſchafter in energiſcher Weiſe das Ungerechte und Unchriſtliche am ſchlagendſten nachgewieſen[56]).

---

56) S. den Brief bei Struve P. K. S. 313—317; daß aus einer Stelle S. 316 der Zuſammenhang mit der engliſchen Vorſtellung unbeſtreitbar hervorgeht, hat ſchon Plank Geſch. des proteſt. Lehrbegriffs VI S. 601 hervorgehoben.

Die Art wie nun Andreä (Febr. 1578) die Bedenklichkeiten durch ein neues Gutachten unſchädlich zu machen ſuchte, überlaſſen wir der Kirchengeſchichte; wir übergehen gern eine gehäſſige und boshafte Polemik, die der guten Sache wenig genützt, dem Verfaſſer wenig Ehre gebracht hat [57]).

Während nun Ludwig VI. das Concordienbuch ſeinen Theologen vorlegen und durch ſie prüfen ließ, war man auf's eifrigſte bedacht, wie man ſeine unbedingte Zuſtimmung dazu gewinnen könnte. Er war einer der mächtigſten Reichsfürſten, war Kurfürſt, war als eifriger Lutheraner bekannt — wie viel mußte alſo den Verfaſſern der Formel daran liegen, durch Entfernung ſeiner Bedenklichkeiten ihrer Sache einen ſo mächtigen Schutz zu erwerben, den Gegnern jeden Vorwand zu gegründeter Klage und ſchlimmer Nachahmung zu benehmen. Der Convent zu Schmalkalden (Okt. 1578) ward endlich, nach einigen mißlungenen Verſuchen, die den gewünſchten Erfolg nicht hatten, zum Mittel der Vereinigung beſtimmmt, und man war zu einem leichten Opfer gerne bereit, wenn nur des Pfalzgrafen Unterſchrift das theure Concordienwerk zierte. Martin Schalling [58]) und Paul Schekſius, alſo Männer gemäßigter Anſicht, waren die Theologen, Nicolaus von Schmiedburg der weltliche Beamte, die Ludwig nach Schmalkalden abſandte; die bergiſchen Concordienmänner waren dort bereit, den Einwürfen des Kurfürſten zu begegnen oder nachzugeben [59]). Man griff zu einem eignen Hülfsmittel, das jeder weſentlichen Aen-

---

57) Bei Hutterus p. 527 — 562. Die intereſſanteſten Stellen im Auszug bei Plank S. 604 ff. Vgl. auch Menzel S. 513 ff.

58) Dieſe Wahl iſt um ſo auffallender, da S. nicht für den eifrigſten Lutheraner galt. So nennt ihn Patiens an Marbach (Fecht ep. theol. p. IV. n. 249): hominem Philippo deditissimum et Flaccianismo quam maxime adversarium et infensum und ebendaſ. heißt es vom 18. Aug. 1580 in einem Brief: Schallingius acriter se opponet, cupiens impedire subscriptionem.

59) Ueber den ſchmalkald. Convent, ſ. hauptſächlich den Abſchied bei Hutterus Cap. XXI. fol. 176—187 ed. Wittenberg. 1614.

derung auswich und die Wünſche des Kurfürſten doch befriedigte. In der Vorrede nämlich verſprach man den Bedenklichkeiten Ludwigs durch ausdrückliche Erklärungen zu begegnen, und ſo gelang es, ohne weſentliche Aenderungen, oft nur durch eine gelungene Wendung oder eine ſpitzfindige Deutung beide Zwecke zu vereinigen; die Formel blieb im Ganzen wie ſie war und doch waren die Einwände des Kurfürſten beſeitigt. Welch eine Rieſenarbeit aber eine ſolche Vereinigungsformel war, zeigt ſich gleich nachher von Neuem, gerade an einem Wort, das man dem Kurfürſten zu lieb hinzugefügt hatte, ſtießen ſich wieder eifrig-lutheriſche norddeutſche Gemeinden, und es wäre zu einem neuen Streite gekommen, wenn nicht diesmal Ludwig ſchnell nachgegeben hätte[60]).

Noch immer war aber Ludwig nicht völlig gewonnen, er betrachtete die Sache nicht als Partheihandel, ſondern als Gewiſſensfrage. Daher die ſcrupulöſe Aengſtlichkeit, womit der ſonſt in Glaubensſachen ſo entſchiedene Mann jedes Wort an dem neuen Glaubenswerke prüfte und bei dem leiſeſten Zweifel unſchlüſſig wankte. Was ihn den Agenten der Concordienparthei oft läſtig erſcheinen ließ, macht ſeine Perſönlichkeit deſto achtungswürdiger, mag man über ſeine Religionsanſicht denken was man will. Er empfing manches bittere Schreiben von Seiten der Fürſten, die der Formel abgeneigt waren, manche ernſte Abmahnung, aber mit unerſchütterlicher Feſtigkeit hängt er feſt an dem Concordienwerk, das ihm als ein Friedenswerk erſcheint, und nur wo ſeine Ueberzeugung mit der vorgeſchriebenen Formel in Conflict tritt, wird es den andern ſchwer, ſeinen Widerſtand zu beſiegen. Wie er ſich als Kurprinz ſeinem Vater entgegenſtellte, als dieſer die Oberpfalz reformiren wollte, ſo fand ihn die bergiſche Glaubenscommiſſion; ruhig und gemäßigt, aber

60) Ludwig wollte nämlich die früheren Reviſionen der augsb. Confeſſion, namentlich die Convente zu Frankfurt und Naumburg ehrenvoll erwähnt und als „chriſtlich“ bezeichnet wiſſen, dagegen erhob man ſich im Norden und der kaum beigefügte Zuſatz ward wieder aufgegeben.

feſt und voll Ueberzeugungstreue. Bei keinem Fürſten hat die Unterſchrift ſo viel Mühe gekoſtet, weil ſie vielleicht bei keinem ſo ſehr Angelegenheit des tiefſten Innern geweſen, wie bei ihm, keiner hat das einmal unterſchriebene Bekenntniß aber auch höher und heiliger gehalten als Ludwig.

Die Zeit der Erfüllung für ſo lange gehegte, mit ſo vieler Aufopferung verfolgte, Wünſche nahte jetzt für Andreä — aber noch ſtand er nicht am Ziele. Namentlich ſchien Heſſens Einfluß[61]) auf Ludwig zu jener Zeit dem Concordienwerk gefährlich werden zu wollen, und noch ganz zuletzt, als die Concordienformel vollendet, zur letzten Unterſchrift bereit war, fand ſich für ihn ein Stein des Anſtoßes, an dem das mühſame Project von Neuem Schiffbruch zu leiden drohte. Man hatte Luthers Taufbüchlein mit aufgenommen und das ſtand mit dem pfälziſchen Taufritus in großem Widerſpruch; namentlich war hier der Exorcismus längſt abgeſchafft. Auch hier gab man dem Kurfürſten nach, und ſo konnte man endlich zur Beendigung ſchreiten. Im Sommer 1579 kamen Andreä aus Chemnitz nach Heidelberg, und jetzt (31. Juli) erklärte der Kurfürſt ſich durch ſeine Unterſchrift mit dem Werke einverſtanden[62]). Waren gleich Pommern, Heſſen und Anhalt dem Concordienplane, wie es ſchien, auf immer entfremdet, war auch in der letzten Zeit einer der rüſtigſten Concordienmänner, Julius von Braunſchweig, abgefallen, ſo hatte man doch den vermeintlichen Triumph, die ſchon verloren geglaubte Pfalz wieder zu gewinnen.

---

61) Wenigſtens geht das aus den zwiſchen Beiden gewechſelten Briefen hervor, die ſich bei Struve P. K. S. 349 ff. finden. Dort — die Briefe ſind vom Nov. 1578, alſo unmittelbar nach dem ſchmalkaldenſchen Abſchied — wankt Ludwig noch immer und Landgraf Wilhelm ſcheint die Hoffnung, ihn umzuſtimmen, noch nicht aufgegeben zu haben.

62) Wenn die reformirte Parthei, namentlich Hospinian fol. 148 b., das zu beſtreiten ſuchen, ſo hat ſchon Struve S. 355 darauf erwiedert; es mochte ſeyn, daß Ludwig ſpäter manche Bedenklichkeit über Einzelnes hegte, aber für ſeine Beiſtimmung ſpricht die folgende Geſchichte, ſein Teſtament und die Herausgabe der Concordienformel.

Aber um welchen Preis! Wie Ludwig VI. ſeinen Vater und deſſen Glaubensanſicht jetzt der Verdammung preisgab, ſo mußte auch deſſen ſchöne Schöpfung, die Blüthe der Univerſität Heidelberg, dem Geiſte theologiſcher Verfolgung jetzt unterliegen. Sie war bis jetzt in ihrem Innern ungeſtört geblieben, kirchliche Zänkereien kamen nicht vor, da an die Stelle der entlaſſenen reformirten Theologen nur Edo Hilderich hereingekommen war, ein Mann von friedfertiger Denkungsart und melanchthoniſchen Anſichten.

Jetzt äuſſerte das Friedenswerk der Concordienformel bald ſeine Einflüſſe. Zuerſt wollte man (1580) die Vorſteher des Dionyſianums, T. Mader und J. Chriſtmann, zur Annahme der Formel zwingen; da der Senat ſie nicht ſchützen konnte, gaben ſie ihre Entlaſſung, die Regenten des Contuberniums, J. Jungnitz und Barth. Stedler, folgten dem Beiſpiel[63]). Auch die übrigen Profeſſoren waren nicht geneigt das Symbolbuch zu unterzeichnen; ſie gaben mündlich und ſchriftlich Erklärungen über ihre Rechtgläubigkeit, und beriefen ſich ſowohl auf die alten Glaubenslehren als auf die augsburgiſche Confeſſion[64]); „nur auf Worte und Dogmen, die von Luthers und andern Menſchen herrührten, könnten ſie ſich nicht eidlich verpflichten". Ludwig hätte die Profeſſoren gerne gehalten, ſo ſehr die lutheriſchen Eiferer, namentlich Patiens, an ihm ſchürten; darum ſchlug er jetzt mildere Bedingungen vor[65]), worin ſeltſam genug der Univerſität die innere Glaubensfreiheit eingeräumt, aber der äußere Zwang auferlegt war, für ſich ſelbſt den lutheriſchen Gottesdienſt zu beſuchen, ihre Kinder darin erziehen zu laſſen und zur Förderung des Lutherthums ihre Thätigkeit zu gebrauchen. Nur ein Mediciner, Lud. Gravius, fügte ſich; die angeſehenſten Profeſſoren, Eraſt, Mader, Wittekind, Sim. Grynäus, Lamb. Pithopöus, Jungnitz hielten

---

63) Acta fac. phil. IV. fol. 110 b.

64) Ib. fol. 111 a.

65) Acta fac. phil. IV. fol. 111 b. Wundt Magaz. II. 133.

eine ſolche Hinterthür für unwürdig und ſprachen damit ihre Abſetzung aus. Die übrigen Celebritäten der Hochſchule, Nic. Dobbin, Matth. Lanoius und der Rector Hugo Donellus, hatten durch freiwilligen Rücktritt der Abſetzung bereits vorgebeugt; auch der friedliche Lutheraner, Edo Hilderich, den Ketzerrichtern im Kirchenrath längſt ein Dorn im Auge, mußte weichen, und als der Kurfürſt wenigſtens den hochverdienten Th. Eraſt zu erhalten ſuchte, erregte der wilde Superintendent Patiens durch eine heftige Vorſtellung in ihm eine ſolche Angſt vor den Strafen dieſer und jener Welt[66]), daß Ludwig nachgab. Auch Eraſt ward, nach zweiundzwanzigjährigem treuen Wirken an der Anſtalt, jetzt als bejahrter Mann in die Fremde hinausgeſtoßen.

Die Geſchichte der Univerſität kennt keinen Punkt, wo auf einmal ſo viele tüchtige und berühmte Männer verdrängt wurden; ſie ſank jetzt von der höchſten Blüthe zu einer Stille und Unbedeutſamkeit herab, woraus ſie die folgende Regierung nur durch eine völlige Reſtauration wieder erheben konnte.

In den pfälziſchen Nebenländern war die Concordienformel auf große Schwierigkeiten geſtoßen. Wir haben geſehen, welche Thätigkeit Johann Caſimir entfaltete, das Zuſtandekommen der Formel zu hindern; ſeine erſten Bemühungen waren zwar geſcheitert, aber ihn ſchreckte das nicht ab. Während die bergiſchen Unterhändler die letzte Hand an das Concordienwerk anlegen, wandte ſich Johann Caſimir an die betheiligten Fürſten; er ſchrieb an ſeinen Schwiegervater Auguſt von Sachſen (10. Mai 1578), ſtellte ihm als Folgen der Formel allgemeinen Zwieſpalt und Erbitterung vor Augen, und verlangte für die Reformirten wenigſtens daſſelbe friedliche Verhältniß, das man gegenüber den Katholiken beobachtete. Auguſt antwortete in

66) Seine eignen Worte: electorem misso scripto tali *quale conficere omnino potui* in utramque partem quid sperare quidque metuere, tum a Deo tum ab hominibus in hoc quidem casu haberet, edocui.

freundlicher und gemäßigter Weiſe; aber die Sache blieb beim Alten [67].

Am 20. Auguſt 1578 erhielt Johann Caſimir von ſeinem Bruder dem Kurfürſten die Formel zur Unterſchrift zugeſchickt; er antwortete (22. Sept.) mit einer ausführlichen Kritik des Werkes. Schon ihren Urſprung griff er als ungeſetzlich an; er wies darauf hin, wie jetzt ſelbſt die Bibel dem Worte Luthers untergeordnet werde; bei aller Anerkennung des guten Willens ſpricht er den Zweifel aus, ob der Erfolg der Formel ein wohlthätiger ſeyn werde. Allein dieſe Vorſtellungen waren ſo erfolglos, wie ſein Bemühen, eine allgemeine Synode zu Stande zu bringen; ſein Widerſtand konnte die endliche Veröffentlichung (1580) nicht hindern. Als ihm der Bruder dann ein Exemplar, prachtvoll gebunden, überſchickte, ſchrieb er hinein: dies Buch habe ich von meinem Bruder dem Kurfürſten zum Stammbuch angenommen — legte es aber ungeleſen bei Seite. Seine Theologen beauftragte er, das Concordienwerk wiſſenſchaftlich zu widerlegen.

Nicht Johann Caſimir allein, auch ſein Oheim, Pfalzgraf Richard von Simmern, der ſich anfangs willig gezeigt, weigerte ſich (21. Dez. 1579) die Formel zu unterſchreiben; ungeachtet er Lutheraner war, ſchien ihm zum wahren Wohl der Kirche jener eingeſchlagene Weg nicht der richtige zu ſeyn.

Auch in einem andern Nebenlande, in Pfalz-Zweibrücken, ward der Sieg der Concordienformel ſehr verkümmert; das ſchon ſicher geglaubte Gelingen ward dort noch auf ſchmerzliche Weiſe dem orthodoxen Lutherthum aus den Händen gewunden. Denn ſo viele Mühe es gekoſtet, den Pfalzgrafen Johann endlich im September 1577 zur Unterſchrift der Formel zu bewegen, ſo kurz dauernd war der Triumph der Lutheraner. Bald nach der

---

67) Die Briefe bei Hutterus cap. XXII. fol. 188 ff. Charakteriſtiſch für die Zeit ſetzt Hutterus hinzu: Atqui pro fratribus eos agnoscere non possumus, qui blasphema spargunt dogmata de Persona Christi, de Coena Domini, de Baptismo, de Praedestinatione etc.

Unterzeichnung entſtanden in Johann neue Bedenklichkeiten, die durch ſeinen Superintendenten Pantaleon Candidus genährt wurden und in einem Theil der Geiſtlichkeit eine Stütze fanden; als nun gar von allen Seiten tadelnde Urtheile über das Concordienwerk laut wurden, und ſich zugleich die eifrigſten Lutheraner, die Philippiſten, die Reformirten, dagegen erhoben, ward des Pfalzgrafen ſchon wankendes Vertrauen völlig erſchüttert. Sein Bruder Philipp Ludwig von Neuburg, der Kurfürſt von Sachſen, ſammt ihren Theologen, waren thätig ihn zu bearbeiten, die Unterhandlungen zogen ſich auch bis in den Herbſt des Jahres 1578 hinaus. Aber abgeſehen von der Verbindung mit ſeinem Verwandten Johann Caſimir waren in des Pfalzgrafen Umgebung ſelbſt ſtarke, mächtige Einflüſſe, die ſich der reformirten Confeſſion zuneigten, ſein Haushofmeiſter von Wambold und ſein Superintendent Pantaleon Candidus ſtanden voran, und die eifrigen Lutheraner, die Männer des Concordienbuchs, hatten im Grunde nur am Hofprediger Heilbrunner eine Stütze. Als nun der Landgraf Wilhelm von Heſſen ſich entſchieden gegen die Formel erklärte, gab dies den Ausſchlag; auf einer Verſammlung (im November 1578) ward die Unterſchrift „nach beſſerer Ueberlegung" zurückgenommen. Alle Einwendungen der lutheriſchen Fürſten, die Streitſchriften ihrer zahlreichen Theologen, die Vorſtellungen des eignen Bruders übten auf Johann keinen andern Einfluß, als daß ſie ſeinen völligen Abfall vom Lutherthum beſchleunigten; die Entlaſſung des Hofpredigers Heilbrunner (1580) war dazu das Signal; bald ward von Pant. Candidus und Heinrich Schwebel die reformirte Lehre offen eingeführt.

In den pfälziſchen Kurlanden hatte Ludwig VI. den entſcheidenden Schritt gethan; mit der Annahme der Concordienformel war er genöthigt, das neue Glaubensſymbol gewaltſam und allgemein einzuführen. Nach Entfernung aller Gemäßigten war des Kurfürſten ängſtliches Gewiſſen der theologiſch extremen Parthei völlig hingegeben, und der Einfluß ſeiner hyperorthodoxen Gemahlin und der kirchlichen Ketzerrichter, eines Patiens,

Kirchner u. ſ. w. war auf ihn ſo bedeutend, daß man im Lande das Schlimmſte befürchtete. Es könnte auch arg genug geworden ſeyn, wäre nicht Ludwig durch ein weiches Gemüth und edle wohlwollende Geſinnung vor ärgerer Härte bewahrt worden. Doch begann jetzt, ſeit 1580, das Denunciren und Inquiriren, freilich ohne großen Erfolg; denn beinahe das ganze Volk huldigte noch dem Calvinismus, wie er von Friedrich III. eingeführt war. Da vermochte endlich (1582) die ſtreng lutheriſche Parthei den Kurfürſten dazu, eine allgemeine Viſitation von Haus zu Haus vornehmen zu laſſen; das Ergebniß dieſer Inquiſition ſollte dann den Grad der Gewalt beſtimmen, den man anzuwenden für nöthig hielt. Das Ergebniß war für die lutheriſchen Inquiſitoren ein ſehr betrübendes; auf dem Lande war die Lehre der Concordienformel noch gar nicht eingedrungen; in Heidelberg ſelbſt waren noch hochſtehende Beamte, wie des Kurfürſten Vicekanzler, der Fauth von Heidelberg, dem Calvinismus zugewandt, und vom Volk ging man, wie der Bericht ſagt, „karchvollweiß fort, um anderswo (d. h. in Johann Caſimirs Land) zu communiciren" [68]). Deßhalb ſchlugen denn die Männer der Inquiſition vor, in Zukunft gewaltſamer zu verfahren und jeden Widerſpenſtigen mit „ernſter Ungnade und Straf unvergeßlich anzuſehen und keines zu ſchonen."

Aber hier fanden ſie die Gränze ihrer Macht. Der treffliche Kurfürſt ſah mit Unruhe, wohin man ihn ſchon gedrängt hatte; die Auftritte in Sachſen, wo man den theologiſchen Terrorismus bis zu den Stufen des Schaffotes trieb, zeigten ihm mit Schrecken, wohin man ihn noch drängen wollte. So verloren die kirchlichen Eiferer bei ihm an Einfluß, und da ſeine Gemahlin (1582) ſtarb, zugleich eine mächtige Stütze. Er lenkte ein, ſtatt gewaltſam weiter zu gehen; ſeine Räthe und Beamten, wie Gerhard Paſtoir, Hartmann von Eppingen und

---

68) Vgl. Struve S. 373 und den Bericht in Wundts Magazin II. 136 f.

andere blieben von jedem Zwang in dogmatiſchen Dingen befreit, und Ludwig ſelbſt äußerte dem Markgrafen Ernſt von Baden, „wenn er die Concordienformel nicht unterſchrieben hätte, würde er es nicht mehr thun.“ So blieb man denn, während des kurzen Reſts von Ludwigs Regierung, da, wo man ſtand, und das Volk ſah zu ſpät ein, welch ein fürſtliches Gemüth ihm die Theologen verkümmert hatten.

§. 3.

Verhältniſſe zum Reich. Der cölniſche Krieg.

Die Thätigkeit des deutſchen Reiches in ſeinem großen Ganzen war damals mehr als je gelähmt; in ſolch kleinen Kirchenhändeln, wie wir ſie geſchildert haben, fing die deutſche Kraft an ſich zu zerſplittern.

Kurfürſt Ludwig VI. hing lange, wie die meiſten lutheriſchen Fürſten, der kaiſerlichen Politik an und unterſtützte ſie, ſo lange das orthodoxe Lutherthum nicht bedroht war. Erſt allmählig kam er davon zurück, und ohne Calviniſt zu ſeyn, wendete er ſich zur calviniſchen Politik ſeines Vaters und ſuchte den Proteſtantismus als eine Geſammtheit zu vertreten. So machte er ſich auf dem Reichstag zu Augsburg (1582) zum Organ aller Beſchwerden, die gegen katholiſche Reaction laut wurden, und ſeine Geſandten verfochten, wie einſt Friedrich III., die Einführung der Ferdinandiſchen Nebendeclaration und eine ausgedehntere Anwendung der Religionsfreiheit. Aber er ſcheiterte, wie einſt ſein Vater, an der lutheriſchen Beſorgniß vor dem Eindringen des Calvinismus, welche die Politik Sachſens, Würtembergs u. ſ. w. erfüllte. Doch gab Ludwig den Gedanken nicht auf, den Proteſtantismus als ein großes Ganze zu verfechten, und es ſollte ſich ihm bald ein äußerer Anlaß bieten, ſeine Kraft in Durchführung dieſes Princips zu erproben.

Der Religionsfriede von 1555 war nur ein Waffenſtillſtand; an eine dauernde Einigung war in einer Zeit ſolcher Widerſprüche noch nicht zu denken. Die Gränzen zwiſchen bei-

den Kirchen, der katholiſchen und der abgefallenen, waren nicht ſcharf genug gezogen, um nicht falſcher Deutung, Mißbrauch, offner Gewaltthat Raum zu geben; die Gegner haßten ſich noch wie zuvor; es bedurfte blos der Aufmunterung von oben, um das glimmende Feuer zum Ausbruch zu bringen. Der Vertrag von 1555 erſchien den Katholiken als ein erzwungenes abgenöthigtes Zugeſtändniß, vielen Proteſtanten, namentlich den Reformirten, als ein Band, das ſie nach Kräften zu erweitern ſtrebten. Daher auf beiden Seiten die Klagen über Beeinträchtigung, und ſeit mit Rudolf II. der Kaiſer die Stelle des Vermittlers mit der des Partheiführers vertauſchte, offne Proſelytenmacherei und Gewaltthat. Die Unbeſtimmtheit, die jener Friede über das kirchliche Recht des Landesherrn gelaſſen hatte, war ſchon früher (1566) Veranlaſſung geweſen, den Kurfürſten Friedrich III. ſeiner Reform wegen zu verklagen; jetzt gab ſie zu neuen und gefährlichen Verwirrungen Anlaß, und zeigte ſich in einer Weiſe, die auf Deutſchlands Zuſtand einen düſtern Schatten wirft.

Auch in Cöln regte ſich eine proteſtantiſche Minorität und verlangte religiöſe Duldung und Gleichheit der Rechte. Schon früher hatte Erzbiſchof Hermann einen unglücklichen Verſuch der Kirchenreformation gemacht; auch jetzt noch war, unter der Ritterſchaft namentlich, eine mächtige Parthei der ſchweizer Reformation zugethan. Die katholiſche Bürgerſchaft verweigerte es, und die Spannung der Gemüther war von Gereiztheit zu Haß, von Haß zu Thätlichkeiten fortgeſchritten. Da fand der Proteſtantismus plötzlich einen Schützer, wo er ihn kaum je hatte hoffen dürfen — auf dem erzbiſchöflichen Stuhle ſelbſt [69]).

Gebhard Truchſeß von Waldburg hatte die ſchöne Gräfin Agnes von Mansfeld erſt zu ſeiner Geliebten gemacht, dann auf das Drängen ihrer Brüder zu ſeiner Gemahlin zu erheben

---

69) Hauptquellen ſind Mich. ab Isselt De bello coloniensi libri IV. Colon. 1620. und die zum Theil urkundlichen Berichte in Häberlin deutſche Reichsgeſchichte Th 13.

beſchloſſen, und war jetzt ungewiß, ſollte er das Erzbisthum oder ſeine Neigung opfern. Er wollte Beides vereinen, wollte von dem kirchlichen Rechte der Landesfürſten, die Confeſſion zu ändern, Gebrauch machen, und dagegen widerſetzten ſich die Cölner. Die Sache kam vor den Reichstag (1582) und nahm keine günſtige Wendung für Gebhard; ſchon jetzt boten ihm aber die Proteſtanten zum Theil ihren Beiſtand an. Im Cölniſchen ſelbſt hatte er ſeine Wahl zum Theil ſchon den Bemühungen vornehmer Proteſtanten zu verdanken gehabt; obwohl einer gut katholiſchen Familie angehörig, ſchien er doch der neuen Lehre eine günſtigere Zukunft eröffnen zu wollen. Reformirte Fürſten, wie Johann Caſimir von der Pfalz, ſuchten ſeine Religionsänderung, die man bereits ahnte, eifrigſt zu befördern. Und in der That hatte Gebhard, mehr um ſich die mächtige Hülfe für ſeine verzweifelte Sache zu ſichern, als aus Ueberzeugung, den Entſchluß des Uebertritts bereits gefaßt. Noch ehe das päbſtliche Mahnſchreiben anlangte, erklärte er ſich öffentlich (19. Dez. 1582), und begann alsbald mit Einführung der neuen Lehre. Aber in Cöln war man zu eifrig katholiſch; vergebens ſuchten die proteſtantiſchen Fürſten, namentlich die des pfälziſchen Hauſes, Ludwig VI. und Richard ſowohl, als die reformirten Caſimir und Johann, eine Vermittlung mit der Stadt zu Stande zu bringen; ihr Widerſtand blieb, zum Theil durch kaiſerliche Verſprechungen, unerſchütterlich [70]).

Dies zeigte ſich namentlich an dem Landtag, den man (28. Jan. 1583) zu Cöln hielt. Zwar fehlte es nicht an einer proteſtantiſchen Parthei im Domcapitel ſelbſt, welche die Einführung der neuen Lehre zu erringen ſuchte, auch verwendeten ſich

---

70) Vgl. Außſchreiben Unſer Johann Caſimirs Pfalzgraffen bei Rhein ꝛc. Darinnen die Urſachen ausgeführt werden, warumb wir uns inn jetzige Kriegß-Expedition, ꝛc. ꝛc. begeben. 1583. Als Motto ſteben die 4 erſten Verſe des 2. Pſalms auf dem Titel. Es enthält außer den rechtfertigenden Thatſachen namentlich eine lebhafte Invective gegen die päbſtliche Uebermacht und ihre Mißbräuche und warnt dringend vor der drohenden Reaction. Am wichtigſten ſind die am Schluß angehängten Aktenſtücke.

die anweſenden Geſandten der proteſtantiſchen Fürſten warm für Gebhards Angelegenheit; allein des Kaiſers Einfluß arbeitete entgegen und Gebhards Sache unterlag [71]). Jetzt fingen ſchon beide Theile an, ſich zu rüſten; die katholiſche Parthei beauftragte den Chorbiſchof Friedrich von Sachſen-Lauenburg, der Erzbiſchof ſeinen Bruder Carl Truchſeß von Waldburg. Beide Partheien ſuchten ſich in dem cölniſchen Gebiete feſtzuſetzen, kleinere Plätze, wie Rheinberg und Brühl, aber auch eine bedeutende Stadt, wie Bonn, wurden angegriffen, und jene von Friedrich, dieſe von den Erzbiſchöflichen genommen. Die Nähe der Niederlande, wo Alexander von Parma ſtand, die Rüſtungen und Bündniſſe, womit es beide Partheien verſuchten, machten den Streit doppelt gefährlich und ein ſchleuniges Einſchreiten kaiſerlicher Macht nur um ſo wünſchenswerther.

Hier war aber für die Sache der Vermittlung wenig zu hoffen; der Kaiſer war zu ſehr unter dem Einfluſſe Roms und der Jeſuiten, um bei einer ſo delicaten Frage den Frieden des Reichs ſeinem Glaubenseifer vorzuziehen. Indeſſen hoffte man doch noch immer, die Sache auf gütlichem Wege ausgleichen zu können. Beſonders lebhaft aber war der Antheil, den Ludwig VI. an der ganzen Sache nahm. Es hatte für die pfälziſchen Kurfürſten ſchon ein hohes confeſſionelles Intereſſe, eine proteſtantiſche Stimme mehr im Kurfürſtencollegium — und alſo die Majorität zu haben; drum hatte auch ſchon Friedrich III. den Vorgänger Gebhards zur Annahme der neuen Lehre zu bewegen geſucht. Jetzt war aber die Sache noch wichtiger geworden; denn es handelte ſich um die Auslegung eines ſehr weſentlichen Punktes im Religionsfrieden, wo beide Theile in ihrem guten Rechte zu ſeyn glaubten. Zudem war der Pfalzgraf bei Rhein zugleich Oberſter des ganzen Kreiſes, und ſeine Stimme war in den rheiniſchen Angelegenheiten von hohem Gewichte; drum

71) S. der Keyſerlichen Mayeſtet anweſenden Räth zu Cölln wegen der Cölniſchen Sachen dem Capitel vbergeben, gut bedenken, Beilage No. VII in dem Ausſchreiben Unſer Johann Caſimirs ꝛc.

that auch Ludwig verſchiedene Schritte, das Domcapitel und den cölner Magiſtrat zum Nachgeben zu bewegen, namentlich aber auch das Eindringen der Truppen Alexanders von Parma zu hindern. Schon am 9. Januar hatten die Kurfürſten von der Pfalz, Sachſen und Brandenburg den Kaiſer um eine friedliche Vermittlung erſucht, allein ſeine Antwort (16. Febr.) erklärte ſich zu entſchieden gegen Gebhards Sache, als daß eine Einigung wäre leicht zu erreichen geweſen. Auch ſchrieb er an demſelben Tage an Chorbiſchof Friedrich und ermunterte ihn, wie bisher die Sache des Glaubens zu ſchützen. Während er alſo, ſcheinbar um den Fürſten zu genügen, die Maske des Vermittlers noch vorhielt, trug er im Geheimen ſchon ſelbſt dazu bei, den Bruch noch zu vergrößern [72]).

Die drei Kurfürſten wurden aber nicht abgeſchreckt; ſie ſchickten eine Geſandtſchaft nach Preßburg, wo Rudolf dem ungariſchen Reichstage beiwohnte. Sie drangen auf Reſtituirung des verdrängten Erzbiſchofs, und verlangten Entfernung der fremden Truppen [73]), um nicht den niederländiſchen Krieg in den Bereich Deutſchlands herein zu ziehen. Des Kaiſers Antwort (12. April) verſicherte zwar, zur Entfernung der Truppen Alles beigetragen zu haben, wollte ſich jedoch auf die Wiedereinſetzung Gebhards nicht nur gar nicht einlaſſen, ſondern ſprach ſogar von dem päbſtlichen Bann, der auch wirklich (1. April)

---

72) Vgl. Ausſchreiben Johann Caſimirs Beil. VIII. S. 16: demnach wir dann under anderm vernommen, daß ſich E. L. und A. in denſelben ganzen Sachen, zu erhaltung unſerer alten wahren catholiſchen Religion auch deß Erzſtiffts gerechtigkeiten und herkommen ganz eyfferig, dapffer und ſtandhaftig erzeigt, ſo reichet uns deſſelbig — — — zu ſondern angenemen gnädigen gefallen, vnnd machen uns ganz, keinen Zweifel, E. L. u. A. werden auch noch fürters alſo gutherzig fortfahren u. ſ. w. u. ſ. w.

73) Vgl. in Johann Caſimirs Ausſchreiben die 1. Beil.: Extract auß der Inſtruction, der drey weltlichen Churfürſten an die Röm. Keyſ. May. ſo ſie ihren Abgeſandten an dieſelbe gegeben; ſie iſt vom 6. März datirt. — Die Antwort des Kaiſers ebendaſ. Beil. II. — Beil. III. IV. V. VI. enthalten die übrigen Aktenſtücke, auf die wir uns beziehen.

bereits erfolgt war und eine Verſöhnung in weite Ferne rückte. Vergebens ſtellten die Geſandten vor (17. April), wie eine ſolche Abſetzung von Seiten Roms außerhalb der Gränzen päbſtlicher Macht liege und die Grundgeſetze des deutſchen Reichs ernſtlich verletze, des Kaiſers Schlußerklärung beharrte bei ſeinem früher ausgeſprochenen Willen, und die Geſandten entfernten ſich.

Aber dennoch glaubten die drei Kurfürſten die Hoffnung auf friedliche Beilegung nicht aufgeben zu müſſen. Sachſen und Brandenburg ſchickten (17. Mai), Pfalz (8. Juni) ein Schreiben an Rudolf II., worin ſie des Kaiſers Geſinnung zu ändern ſuchten und namentlich das letzte Verfahren gegen Erzbiſchof Gebhard mit offnen Worten mißbilligten. Ludwigs VI. Schreiben drückt ſich ſtark und bitter über die päbſtliche Anmaßung aus [74]) und warnt dringend vor Uneinigkeit und Zerſplitterung deutſcher Kraft; allein es war Alles vergebens. Es ſollte zu einem Reichskriege kommen.

Denn ſchon hatten die Feindſeligkeiten am Niederrhein eine ſehr ernſte Geſtalt angenommen; die Verſuche des Kaiſers, Gebhard zum Nachgeben zu bewegen, und die Wünſche Gebhards, durch einen förmlichen Prozeß beim Reichskammergericht wenigſtens Aufſchub zu gewinnen, ſcheiterten; die ſpaniſche Hülfe aus den Niederlanden machte den Krieg nur wilder und verheerender. Als man (23. Mai) an Gebhards Stelle Ernſt von Bayern, Herzog Wilhelms V. Bruder, zum Erzbiſchof erwählt hatte, da war der letzte nothdürftige Anker der Friedenshoffnungen gebrochen.

So warm die drei Kurfürſten ſich für Gebhards Sache anfangs verwendet oder wenigſtens zu vermitteln geſucht hatten, ſo waren ſie doch weit entfernt, für ihn die Waffen ergreifen zu wollen; man beſann ſich, in einer mindeſtens zweideutigen

---

74) S. Beil. VI. a. a. O. S. 34: „Der Pabſt aber kann ſolches von Rom auß, nicht allein gern ſehen, ſondern mag auch noch darüber, ie erger es zugehet, freuden Fewer zu machen, vnnd das Te Deum laudamus zu ſingen anſtellen, wie mit dem Pariſiſchen Blutbadt geſchehen."

Sache dem Kaiſer in offener Feindſchaft entgegenzutreten; auch trat hier der Confeſſionsgeiſt der Zeit dazwiſchen. Gebhard, als er ſich mit Agnes trauen laſſen, hatte ſich des reformirten Pantaleon Candidus [75]), den wir bereits aus der Geſchichte der Concordienformel kennen, bedient, und das machte ihn des Calvinismus verdächtig. Natürlich machte das die lutheriſchen Kurfürſten kühl in ihrer Freundſchaft.

Indeſſen was hier Gebhard ſchadete, das nützte ihm auf einer andern Seite wieder. Eben jener Anflug calviniſtiſcher Lehre machte ihm Johann Caſimir zum thätigen Freund und Helfer. Zu dem politiſchen Intereſſe, das den pfälziſchen Fürſten überhaupt die cölniſche Sache eingeflößt, kam bei ihm noch ein religiöſes hinzu, und ſo tritt er ſeit dem Anfang des Streits mit all der Regſamkeit und dem glühenden, oft leidenſchaftlichen Eifer auf, der in ihm Friedrichs III. Lieblingsſohn leicht erkennen ließ. Er hatte ſich ſchon lange zum Kriege gerüſtet; den Cardinal Andreas von Oeſtreich, der mit päbſtlichen Aufträgen nach Cöln wollte, ließ er nicht durch ſein Gebiet paſſiren, und bei der Verſammlung zu Worms, die von den Proteſtanten veranſtaltet war, hielt er die Geſandten Cölns ebenfalls zurück [76]). Endlich (2. April) hatte er ein förmliches Schutzbündniß mit Gebhard von Cöln geſchloſſen, worin er gegen Verpfändung mehrerer Plätze im Cölniſchen, namentlich von Bonn, Rheinberg und Urdingen, den Erzbiſchof zu ſchützen verſprach.

Vergebens hatte ſchon ſeit März Kaiſer Rudolf den Pfalzgrafen zu beſchwichtigen geſucht; mehrere Briefe, die er an ihn ſchrieb, um die Sache von ſeiner Seite darzuſtellen, veranlaßten

---

75) S. Moſers patriot. Archiv XII. S 189 ff., alſo iſt es irrig, wenn Häberlin XIII. S. 132 und nach ihm Menzel Neuere Geſch. der Deutſchen V. S. 35 f. den Zach. Urſinus nennen. Iſſelt ſagt L. II. S. 278: per Bipontini ministrum; und Johann von Zweybrücken war ja damals allein anweſend bei Gebhard.

76) S. Isselt de bello colon. p. 321—327.

nur Entgegnungen im entgegengeſetzten Sinne [77]). Caſimir blieb dabei, den Kurfürſten in ſeinen Rechten, die ihm der Religionsfriede verbürge, zu unterſtützen und ihn gegen die Angriffe rebelliſcher Unterthanen und fremder Einfälle zu ſchützen. Eben ſo wenig Erfolg hatte eine kaiſerliche Mahnung (31. Auguſt), die ſowohl Johann Caſimir, als den andern Herren in Gebhards Dienſten, dem Markgrafen Jacob von Baden-Durlach, den Grafen Nuenar, Solms, Naſſau u. A. unter Androhung der Acht befahl, die Waffen niederzulegen [78]).

Um dieſe Zeit nämlich hatte Johann Caſimir bereits ſein oben angeführtes „Ausſchreiben" als rechtfertigendes Manifeſt in die Welt gehen laſſen, und war mit etwa 7000 Mann in das cölniſche Gebiet eingerückt.

Er war den Rhein hinab gezogen und lagerte ſich auf dem rechten Ufer bei Lülsdorf, wenige Meilen von Cöln. Auf dieſe Stadt ſelbſt hatte Johann Caſimir einige Hoffnung geſetzt; er glaubte eine Capitulation oder mit Hülfe der proteſtantiſchen Parthei, die mit Gebhard in Einverſtändniſſen war, wo möglich noch mehr erreichen zu können [79]). Er ſchickte deßhalb den Grafen Dohna an den cölner Rath, rechtfertigte ſein Verfahren und ſuchte ſie zum „Gehorſam gegen ihren rechtmäßigen Erzbiſchof" zurückzuführen (7. Sept. 1583). Aber der Rath antwortete theils ausweichend, theils ſchlug er es offen aus, und ſelbſt nach einer Unterhandlung von mehreren Wochen war eine zweideutige Neutralität Alles, was die pfälziſchen Unterhändler erlangen konnten.

Nicht günſtiger ſah es in Caſimirs Lager zu Lülsdorf aus; der Herzog von Jülich drang auf die Entfernung aus ſeinem Gebiete; das Heer litt an Allem Mangel und ſeine Verſuche,

---

77) S. die Briefe in Caſimirs Ausſchreiben Beilage 11 — 15. Auch ſchrieb Caſimir an den neuerwählten Erzbiſchof Ernſt von Bayern, ſeinen Verwandten, theils ſich zu rechtfertigen, theils um wo möglich deſſen Meinung zu ändern. S. ebendaſ. Beil. 16.

78) Häberlin Teutſche Reichsgeſch. XIII b S. 360 f.

79) Vgl. Isselt lib. III. p. 415 ff.

das linke Rheinufer zu gewinnen mißlangen. Die Hülfe aber, die ihm die Holländer ſchicken wollten, ward durch die glücklichen Fortſchritte der Spanier im Geldriſchen erſchwert, zuletzt ganz unmöglich gemacht. Im Süden oberhalb Bonn waren alle Zugänge von den Feinden beſetzt und den Pfälzern der Proviant abgeſchnitten. Dort wollte nun Caſimir ſich Bahn machen; allein die Hauptpunkte des Siebengebirges, namentlich Königswinter und den Drachenfels, hatte Valentin von Yſenberg, der feindliche Feldherr, gut befeſtigen und tüchtig bemannen laſſen; an ihnen richtete das Heer Caſimirs nichts aus. So zog er wieder rheinabwärts, bis nach Deutz, Cöln gegenüber. Zwar bewilligte die Stadt ſeinem Heere, ſich Proviant einzukaufen, überſchritt aber auch die Gränzen der ſtrengſten Neutralität nicht[80]. So beſchränkte man ſich auf müßiges Liegen oder fruchtloſes Herumziehen; was man nicht gütlich bekam, holte man ſich mit Gewalt und die Gegend wurde von den rohen Soldaten furchtbar geplündert. Auch im Lager ſelbſt war man mißvergnügt; Caſimir klagte über Nichterfüllung der verſprochenen Bedingungen und ſein gutes Vernehmen zu Gebhard erlitt manchen Stoß.

Jetzt kam aber noch ein neuer Umſtand hinzu, der Gebhards Sache verſchlimmern mußte; die Beſatzung zu Bonn empörte ſich wegen rückſtändigen Soldes. Caſimir mußte ſogleich nach Bonn hinauf eilen und es gelang ihm, durch Opfer von ſeiner Seite, ſie wenigſtens für den Augenblick zu befriedigen. Deſto übler ging es ihm, als er rheinaufwärts zog, um Altenach zu belagern, die Truppen des Erzbiſchofs Ernſt, zum Entſatz geſchickt, ſchlugen ihn mit Verluſt zurück (6. Okt.).

Er lagerte ſich nun bei Engers im Trieriſchen, aber die Umſtände wurden nur ungünſtiger; ſeine Truppen verlangten Geld und Anweiſung der Winterquartiere, und ein neues kaiſerliches Mandat (10. Okt.), das noch ſchärfer und entſchiedener als die früheren auf Niederlegung der Waffen drang und

80) Vgl. Isselt III. p 425.

mit der Acht drohte, fand diesmal mehr Anklang als ſonſt. Die Lage war ſo, daß einzelne Führer und auch die Truppen zum Theil Miene machten abzuziehen. Caſimir ſchrieb an Gebhard, verlangte das ſchuldige Geld und Anweiſung der Winterquartiere in Weſtphalen — freilich die einzigen Mittel, das ſchon muthloſe Heer noch zuſammen zu halten (12. Okt.). An demſelben Tage ſtarb aber Kurfürſt Ludwig VI., die Nachricht war davon kaum angelangt, ſo benutzte das Heer die Gelegenheit eifrig, ſich von einer ſo ſchwierigen Verpflichtung zu befreien; es löste ſich ſchnell auf und Caſimir eilte nach Heidelberg.

So erfolglos war der zweimonatliche Feldzug Caſimirs geweſen. Ludwigs VI. Tod war aber nicht blos durch den Abzug Caſimirs der Sache Gebhards ſo nachtheilig geworden, auch an Ludwig ſelbſt hatte er einen eifrigen und thätigen Verbündeten verloren. Ludwig war von allen lutheriſchen Reichsfürſten der einzige geweſen, deſſen Eifer im Augenblick der Noth nicht ganz erkaltet war; mit unermüdlicher Thätigkeit ſuchte er, überzeugt von dem guten Rechte Gebhards, auf Conventen und durch Unterhandlungen deſſen Sache zu verfechten. Auch ein Theil der Truppen, die Johann Caſimir commandirte, gehörte ihm an. Obſchon eifriger Lutheraner, vergaß er doch über den Eingriffen der Curie in die kurfürſtlichen Rechte die confeſſionellen Bedenklichkeiten, die ſeine Glaubensgenoſſen von einer wärmeren Unterſtützung des angeblich reformirten Erzbiſchofs abſchreckten. Noch am 21. Aug. hatte er den Plan entworfen, einen Congreß zu Mühlhauſen zu einer friedlichen Entſcheidung zu verſammeln [81]), aber ſein Tod hinderte ſein Friedenswerk und die cölner Sache war damit verloren. Zwar hatte Heinrich von Navarra die Parthei Gebhards ergriffen und ſchon ſeit September ſeinen Geſandten Segad in Deutſchland herumreiſen laſſen; aber die Fürſprache des calviniſchen Fürſten war bei den Lutheranern eine ſchlechte Empfehlung. Auch wirkte ein löbliches Mißtrauen gegen fremde Einmiſchung viel mit, die franzöſiſchen Bemühun-

81) Die Urkunde findet man bei Struve S. 375.

gen zu vereiteln. Eine Erklärung, die Sachſen abgab, ließ den verlaſſenen Gebhard fallen, bald war er hülflos und alle ſeine Verſuche, ſich wieder zu erheben, ſcheiterten.

§. 4.

Innere Verhältniſſe; Ludwigs VI. letzte Zeiten und Tod.

In den kirchlichen Wirren zerſplitterte ſich Ludwigs VI. ganze Kraft, und ein trefflicher Wille, der ſein Volk hätte beglücken können, verlor ſich in dem einſeitigen Beſtreben, confeſſionelle Schöpfungen zu bauen oder zu zerſtören. Zum Aufbau war die ſiebenjährige Regierung Ludwigs viel zu kurz; ſie reichte aber hin, um manches Wohlthätige des Vorgängers zu vernichten. So war die Univerſität von ihrer Blüthe zum Verfall gebracht, Friedrichs III. ſchöne Bildungsanſtalten zu Neuhauſen und Selz aufgehoben, und die andern zu Heidelberg wenigſtens ſehr geſunken. Das Sapienzcollegium und das Gymnaſium wurden zwar im lutheriſchen Sinne neu eingerichtet, allein da namentlich bei dem erſten die freigebigen Mittel, bei beiden das Vertrauen und die Theilnahme einer noch beinahe ganz reformirten Bevölkerung fehlten, kamen ſie nie zu der Bedeutung der früheren Anſtalten. Dagegen vermehrte Ludwig in großmüthiger Weiſe den Fond der Neckarſchule.

Auch auf den geiſtigen Wohlſtand des Volkes wirkte die gewaltſame und mißlungene Revolution nachtheilig zurück. Während unter Friedrich III. viele wohlthätige Schöpfungen entſtehen, ſind ſie unter Ludwig VI. wenigſtens bedroht, und in den Zeiten der geſteigerten Reaction werden auch Hunderte von Familien in die Fremde geſtoßen. Darum lag über dem ganzen Volke nicht jener behagliche Wohlſtand, jenes Bewußtſeyns des Friedens, wie zuvor, ſondern eine unheimliche, düſtere Stimmung, die Arges ſah und Aergeres immer noch befürchtete.

Sonſt beſaß Ludwig als Regent unbeſtreitbare Vorzüge. Ein ſo wohlwollender und, wenn es nicht kirchliche Dinge betraf, ſo gerecht denkender Mann konnte ſehr ſegensreich wirken, zu-

mal wenn, wie bei ihm, vorherrſchende Einfachheit und nüchterne Strenge des Privatlebens vor jeder Verirrung einer leichtſinnigen Hofwirthſchaft ſchützten. Das einzige Vergnügen weltlicher Art, das er ſich erlaubte, war die Aufführung ehrbarer Schauſpiele; er hielt den ſeit Reuchlin in Heidelberg einheimiſchen Brauch feſt, durch Studenten oder Bürger ſolche dramatiſche Stücke aufführen zu laſſen. So wurde (1578) eine Comödie von Tobia aufgeführt, die der Steinmetz Thomas Schmid verfaßt hatte, ſo wurden verſchiedene andere Stücke dort auf die Bühne gebracht [82]) und bis in den Anfang des folgenden Jahrhunderts erhielt ſich dieſes Herkommen, ja es iſt unter den Kurfürſten der ſimmerſchen Linie nie ganz ausgeſtorben.

Im Uebrigen gab der ſtreng kirchliche Charakter ſeiner Verwaltung denſelben Anſtrich, wie der ſeines Vaters; es miſchte ſich der Fürſt und ſeine Räthe in alle Verhältniſſe des Privatlebens, und alles, ſelbſt Sitte und Lebensart, ſollte durch Geſetze und Polizei geregelt werden. In dieſer Richtung war Ludwig VI. ganz beſonders thätig, und wir haben manch charakteriſtiſchen Zug dafür hervorzuheben.

Eine chriſtliche Polizeiordnung [82 a]) von 1578 ſchloß ſich an die frühere von Friedrich III. genau an, nur ſprach man ſich um ſo entſchiedener gegen Verſchwendung und übermäßige Genüſſe aus, je mehr die Sitten der Zeit dergleichen mit ſich brachten. So ward gegen das übermäßige Bankettiren eine Beſtimmung erlaſſen, die Kirchweihen verboten, und Faſtnachten, Mummereien und andere heidniſche Mißbräuche, z. B. die „Luſtbarkeiten um Johanni" ſtreng verpönt.

Die Zeit Ludwigs VI. iſt durch jene materielle Kriſis bedeutend, wo das Sinken des Geldwerthes und der geſteigerte Preis aller Lebensbedürfniſſe immer fühlbarer ward; auch in der Pfalz empfand man das bei aller Fruchtbarkeit, und anfangs war man ungewiß, wie man dieſer plötzlichen Erſcheinung begegnen

---

82) Gerrin. III. 91 f.

82 a) Pf. Cop. XXXVIII. fol 139.

ſollte. Der Kurfürſt ſuchte auch hier durch Polizei zu helfen, und es erſchienen merkwürdige Verordnungen, welche die kleinſten Verhältniſſe des Privatlebens zu beherrſchen ſuchen. Eine der originellſten dieſer Art iſt die Wirthsordnung von 1579 [83]), die man verſchiedenen Verlegenheiten und Beſchwerden als Abhülfe entgegenſetzte. Wenn fremde Gäſte ankommen, heißt es dort, ſoll der Wirth vor Allem ſie mit freundlichen Worten und Geberden empfangen, und beherbergen, auch vor allem, wer ſie ſeyen, ſich erkundigen. Bei der Mahlzeit ſollen ſie nach Rang und Stand ſitzen, „damit nicht reich und arm, Edel- und Bauersmann untereinandergeſetzt, und der arme Mann an Zehrung nicht ſo hoch beſchwert werde". Zum Mittagsmahl ſollte der Wirth „vier gute Schüſſeln geben, Gebackenes, Käs und Obſt nicht mitgerechnet, und von einer Mannsperſon vierthalben, von einer Weibsperſon dritthalb Batzen nehmen".

In ähnlicher Weiſe war die Polizei in allen Gebieten thätig, und es liegen Verordnungen von 1579 vor uns, wo der Arbeitslohn für alle möglichen Handwerker aufs Genaueſte beſtimmt iſt; ſogar die Fahrtaxe für Kärcher hatte ihr eigenes Reglement [84]).

Auch der Hof hatte ſeine ganz beſtimmte Ordnung, wie jede Gemeinde oder abgeſchloſſene Verbindung [85]). Beſuch der Predigt und des Gottesdienſtes war darin als erſte Pflicht anbefohlen, Gottesläſtern, Trinken, Luxus, Schimpfen über Obrigkeit ſtreng verboten. Das Eſſen ſollte nicht verdorben und verſchleudert werden, um den Armen nicht ihr Almoſen zu entziehen; der Burgfrieden mußte ſtreng eingehalten werden. Das Halten von Hunden auf dem Schloß war Allen, ſogar Edelleuten und Förſtern, verboten. Die Jagdliebhaberei hielt er

---

83) Copial. XXXVIII. fol. 87 f.

84) Pf. Cop. XXXVIII. fol. 107 ff. Der höchſte Taglohn für den Meiſter ſtieg nicht über 3 Albus und 4 Pf. Ein Mannsrock, durchaus gefüttert, koſtete 18 Albus, ein Mantel 15 Albus, ein Paar Hoſen 11 Albus.

85) Pf. Cop. fol. 178 ff.

beſſer in Schranken als ſein Vater; wie man ihm ein Mal vorſtellte, wenn er nicht Rath ſchaffe, werde er das Gebet ſeiner Unterthanen verlieren, ſo erwiederte er: ich will lieber alles Wildprets mangeln, als das Gebet meiner Unterthanen verlieren, und ließ zur Ausrottung die nöthigen Maßregeln treffen.[85 a])

Dieſes Streben der Adminiſtrirung und Beherrſchung durch polizeiliche Verordnungen gibt ſich auch namentlich in einem Werke kund, das unter allen Schöpfungen Ludwigs VI. die bleibendſte und verdienſtvollſte war; wir meinen die Landesordnung und das Landrecht.

Die Landesordnung, die am 4. April 1582 publicirt ward[86]), enthielt eine Sammlung der Polizei- und Verwaltungsgeſetze, die in der letzten Zeit, namentlich ſeit Friedrich III. einzeln waren erlaſſen worden. Wir finden darin die Polizeiordnung, die Armenordnung, die Vormundſchaftsgeſetze, die Beſtimmungen über Verwaltung, öffentliche Ordnung und Sicherheit wieder, die zum größern Theil ſchon früher waren erlaſſen worden. Neben einer Apothekerordnung ſind auch Preistabellen für die Lebensmittel zu finden; das Ganze ſoll alljährlich einmal der Gemeinde vorgeleſen werden, und zu dem Zweck in jedem Amt, in allen Städten, Flecken und Gemeinden ein Exemplar aufbewahrt werden.

Der Landesordnung folgte im Sept. 1582 die erſte Ausgabe des Landrechts, ein fühlbares Bedürfniß, da die Verwirrung und Unklarheit in den Rechtsbegriffen damals ſehr groß war. Außer der ſchon früher eingeführten Ehegerichtsordnung, den Beſtimmungen über Contracte, Teſtamente, und Verbrechen (Malefizordnung) war darin namentlich eines wichtig: die genaue Feſtſtellung der Gerichtsbezirke. Die Untergerichte und das Hofgericht wurden in ihren Geſchäften genau geſchieden und das ganze Geſchäft der Juriſdiktion erhielt in Zeit und Ort ſeine beſtimmten Gränzen. Das Hofgericht beſtand aus zehn Bei-

85 a) Vgl. Moſer Patriot. Arch. VII. 486.
86) Gedruckt Heidelb. bei Johann Spies 1582. fol.

ſitzern (fünf Doctoren der Rechte und fünf vom Ritteradel); Präſident oder Hofrichter war einer aus dem Grafen- oder Ritterſtande. Bei den Untergerichten ſind noch mehr Spuren des altdeutſchen Gerichtsverfahrens wahrzunehmen, in den Hofgerichten dagegen iſt das römiſche Recht völlig eingedrungen.

Ludwigs VI. Regierungsthätigkeit iſt damit abgeſchloſſen und die Beurtheilung ſeines Weſens liegt klar vor den Augen der Nachwelt. Neben den trefflichſten Eigenſchaften eines edlen Menſchen, die ſelbſt ſeine Feinde ihm nicht abſtritten [87]), fehlte ihm doch das Selbſtvertrauen und der ſichere Blick ſeines Vaters; und während Friedrich III. nur einmal, in der arianiſchen Sache, ſich ſchwach gezeigt durch Nachgeben an fremde Meinung, ward Ludwig VI. durch ſeine kirchliche Aengſtlichkeit fortwährend dazu gedrängt, den Theologen, denen er unbedingt vertraute, zu folgen. Wo er nach ſeinem eigenen Gefühl handelte, iſt nie Schlimmes geſchehen; ſein wohlthätiger Sinn und ſeine Freigebigkeit war bekannt; keine gerechte Bitte — wenn ſie nicht religiöſe Dinge betraf — ward an ihn vergeblich geſtellt. Sein Leben war einfach und ſittlich ſtreng, höfiſche Frivolität und Ueppigkeit war aus ſeiner Umgebung verbannt; ſelbſt während des Mittagsmahls und nachher wurde gewöhnlich über religiöſe Dinge geſprochen. „Kommt her und ſetzt euch, ſagte er zu ſeiner Umgebung, wir wollen noch ein wenig Sprach aus Gottes Wort mit einander halten“, und die Erſcheinungen auf dem Gebiete der erbaulichen theologiſchen Literatur nahmen ſein Intereſſe am lebhafteſten in Anſpruch.

Geiſtige Bildung fehlte ihm ſo wenig, als den übrigen Söhnen Friedrichs III.; aber der klare durchdringende Blick im Leben, der ſeinen Bruder Johann Caſimir auszeichnete, war

87) Kicam. rediv. p. 131. Eine gute Charakteriſtik in griechiſchen Epithetis gibt J. Grynäus in einem Brief an Lingelsheim (Monum. piet. II. 135). Indem er Philipp den Freund der Muſen, Ludwig V. den Freund des Friedens, Friedrich II. den Gewandten, Otto Heinrich den Hochgeſinnten, Friedrich III. den Gottesfürchtigen nennt, ſchreibt er Ludwig VI. Streben nach allem Guten und Edlen (Καλοκἀγαθία) zu.

bei ihm durch theologiſche Grübeleien und einſeitig kirchliche Richtung verdüſtert. Wir können das aus den unmittelbarſten Quellen ſeiner Geſchichte entnehmen.

In ſeiner Bibliothek waren kirchliche Bücher der beſte Theil und ſeine nächſtſtehenden Vertrauten waren vielfach thätig, ſeinen theologiſchen Leſeeifer zu befriedigen. So mußte ihm ſein Secretär Johann Reuter (1573) ein chriſtliches Gebetbuch verfertigen [88]) und der Prediger Johann Schechſius ſchrieb ihm (1580) einen „chriſtlichen Unterricht für bußfertige Sünder" [89]), der mit den Worten beginnt: „Ich armer ſündiger Menſch bekenne und bejahe vor Gott dem allmächtigen Herzenskündiger und euch deſſelben Diener, daß ich mit Sünden überhäufet, und in mir d. h. in meinem Fleiſche nichts Gutes wohnet".

So liegt ſein eigenhändiges Tagebuch vor uns [90]), worin er die äußern Lebensgeſchäfte ſo gut aufzuzeichnen pflegte, wie die innern und religiöſen Angelegenheiten. Der Wahlſpruch ſeines Lebens, den er auch auf ſeine Münzen prägen ließ: „All Ding zergänglich" ſteht voran; die kleinſten Verwaltungsgeſchäfte, aus denen die Sorgfalt und Thätigkeit ſeines Regentenlebens hervorgeht, finden ſich dort neben praktiſchen Lebensregeln aufgezeichnet, Sprüche aus dem alten und neuen Teſtament, einzelne Sätze aus den Schriften der Reformatoren, fromme Verſe wie

Alles was auf der Welt iſt vergeht
Die Lieb zu Gott allein beſteht.

und

Des chriſtlichen Glaubens Innigkeit
Ein Grund iſt aller Freudigkeit.

wechſeln dort ab mit Bibelſtellen und Liedern. In allem tritt eine reine, kindlich fromme Seele hervor, der zum Regenten nur eine feſtere, ſelbſtſtändige Haltung fehlte.

---

88) Cod. pal. 614 auf der heid. Bibl.

89) Cod. pal. 416 ebendaſ.

90) Cod. pal. 825 ebend. Vgl. auch in Moſers Patriot. Arch. III. 529 die väterliche Ermahnung an ſeinen Sohn.

Viel zu dieſem beſchaulich frommen und devoten Weſen trugen ſeine Geſundheitsumſtände bei; er war von Jugend auf kränklich, und ſeit ſeinen Jünglingsjahren litt er fortwährend an der Bruſt, bis er im 44. Lebensjahre hinweggerafft ward. Eine intereſſante Handſchrift aus jener Zeit, ſein mediziniſches Diätbuch [91]), gibt uns zugleich über ſeinen Zuſtand Aufſchluß und über die mediziniſche Wiſſenſchaft jener Tage, die an dem kurpfälziſchen Hofe viel getrieben ward; unermüdlich war man dort bemüht, mit ängſtlicher Vorſicht und Mäßigkeit ſich ein langes Leben zu ſichern [92]).

Eine ganz verwandte Natur hatte Ludwigs Gemahlin Eliſabeth, Tochter des Landgrafen Philipp von Heſſen, mit Ludwig am 8. Juli 1560 vermählt. In ihr war dieſe ſtille Frömmigkeit und andächtige Stimmung; es ſtreifte bei ihr bis zur Frömmelei und man ſchrieb ihr von der Seite manch gefährlichen Einfluß zu. Wir haben viele ſelbſtverfertigte aus tiefer Andacht geſchöpfte Gebete von ihr und eine hinterlaſſene Schrift, worin ſie die Geburt und die Schickſale ihrer Kinder aufgezeichnet [93]), ein merkwürdiges Aktenſtück duldender Frömmigkeit und Ergebung in alle Schläge des Schickſals. Das fromme Paar hatte auffallendes Unglück mit ſeinen Kindern, vier Prinzen [94]) und mehrere Prinzeſſinnen [95]) ſtarben in früher Jugend und es blieben nur drei Kinder übrig: Anna Maria (geb. 24. Juli 1561), die als Gemahlin Karls von Südermannland (ſpäter

91) Dieſe ſehr zierliche Handſchrift (vollendet am 13. April 1574) findet ſich auf der münchn. Bibl. Cod. bav. 1544

92) Wir haben ein ähnliches „Reiſebuch Otto Heinrichs“ (Cod. pal. 683), das beſonders mediciniſches Intereſſe gewährt. Vgl. Cod. pal. germ. 751. 837.

93) Cod. pal. 612. 624. 625.

94) Friedrich Philipp (geb. 19. Okt. 1567, geſt. 14. Nov.), Johann Friedrich (geb. Febr. 1569, geſt. 1571), Ludwig (geb. 1570, geſt. 1571), Philipp (geb. und geſt. 1575). Cod. pal.

95) Eliſabeth, geb. 15. Juni 1562, ſtarb 20 Wochen alt; Dorothea Eliſabeth, geb. 12. Jan., geſt. 7. März 1565; Dorothea, geb. 4. Auguſt 1566, † März 1568; Eliſabeth, geb. 1576, † 1577. Cod. pal. 751.

Karl IX. von Schweden und Vaters von Guſtav Adolf) 1589 ſtarb, dann Chriſtine (geb. 5. Jan. 1573), die alle ihre Geſchwiſter überlebte († 1619); von den Söhnen blieb nur Friedrich (geb. 1574), der ſpätere Kurfürſt, am Leben. Die zweite Ehe Ludwigs mit Anna von Oſtfriesland, einer Enkelin Guſtav Waſas (1583), dauerte nur wenige Monate; Anna ward nachher Gemahlin des Markgrafen Ernſt Friedrich von Baden-Durlach.

Auch Ludwig VI. ſtarb in der beſten Blüthe ſeines Alters; früher hatte er an der Bruſt gelitten, ſpäter ſiechte er langſam hin, wie man glaubte an einem freſſenden Geſchwür, dem er am 12. Okt. 1583 unterlag. Sein Wahlſpruch „all Ding zergenglich" ward an ihm und ſeinen kirchlichen Schöpfungen zuerſt erfüllt; was er glaubte für die Ewigkeit gebaut zu haben, ging unter, ſobald er die Augen geſchloſſen.

Unter Ludwig VI. ſtarb auch (1580) die „alte Kurfürſtin", die Wittwe Friedrichs II. Wie ſie bei Lebzeiten ihres Gemahls fortwährend in Geldnoth geweſen war, ſo blieb ſie es auch nach ſeinem Tode. Sie mußte ſich von ihren habsburgiſchen Verwandten fortwährend Geld ausbitten, um ihre Schulden zu tilgen, und als man nach ihrem Tod inventirte, blieben nichts als Schulden. Ihren Dienern blieb ſie über 1000 Gulden, einigen ihrer Frauen gegen fünfhundert, ſogar den Köchinnen 26 Gulden ſchuldig. Ludwig VI. trat in dieſe Erbſchaft gewiſſenhaft ein und bezahlte das Geld [96].

---

96) Münchn. Reichsarchiv.

Dritter Abſchnitt.

Die vormundſchaftliche Regierung Johann Caſimirs (1583—1592).

§. 1.

Johann Caſimirs frühere Geſchichte. Regierung in der überrheiniſchen Pfalz.

Der neue Vormund, dem wir in der Geſchichte Ludwigs VI. ſchon vielfach begegnet ſind, war am 6. März 1543 geboren. Er erhielt, wie das jetzt am pfälziſchen Hofe Mode ward, ſeine Jugendbildung in Frankreich. Von ſeinem neunten Jahre an befand ſich der muntere, lebhafte Knabe am Hofe Heinrichs II. von Frankreich; früh hatte er ſich hoffnungsvoll entwickelt und in den ritterlichen Künſten war er ebenſo bewandert als in den Gebieten geiſtiger Bildung. Wie dann ſein Vater (1559) zur Kurwürde gelangte, kehrte er nach Heidelberg zurück und nahm an allem dem Theil, was ſich in den religiöſen Verhältniſſen der Pfalz jetzt neu geſtaltete. Bald nahm er Friedrichs III. Weſen und Neigungen ganz in ſich auf; was der Vater mit der bedächtigen Ruhe des Alters und der Erfahrung vornahm, entzündete in dem jugendlichen Gemüth des Sohnes eine kräftige thatenluſtige Begeiſterung. Der ältere Prinz, Ludwig, ward durch ſeinen ſtreng lutheriſchen Sinn dem väterlichen Kreiſe mehr entfremdet; dafür entſtand zwiſchen Friedrich III. und Johann Caſimir ein um ſo engeres Verhältniß.

Das ritterliche und äußerliche Treiben, was dem jungen Prinzen den Beifall des Kaiſers und ſeines Großvaters von Brandenburg erwarb, trat mehr in den Hintergrund; die ernſte Seite des Lebens, die kirchlichen Verhältniſſe nahmen ihn ganz in Anſpruch. Nicht nur auf dem Reichstag zu Augsburg war er Friedrichs Begleiter und trug ihm die Bibel nach; auch ſonſt blieb er der geiſtliche Waffenträger ſeines frommen Vaters.

So verfocht er die Sache des Calvinismus auch da wo Friedrich III. ſeiner Stellung wegen ſich zurück halten mußte, wie dies in den franzöſiſchen Religionskriegen der Fall war; ſeit 1568 war er mit den Häuptern der franzöſiſchen Hugenotten in enger Verbindung, und alle Bemühungen des Hofs waren nicht im Stande, ihn von der Theilnahme an den Kriegen zurückzuhalten.

In Frankreich hatte namentlich Condé mit Johann Caſimir Verbindungen angeknüpft; ihm hatte auch der Pfalzgraf gerathen, durch Emiſſäre in Deutſchland die Fürſten von der Rechtmäßigkeit des Krieges zu überzeugen und den Vorwurf der revolutionären Tendenzen abzulehnen. In einem Vertrag, den beide eingegangen, hatte Johann Caſimir verſprochen, ein Hülfsheer nach Frankreich zu führen [97]); am 7. Dez. 1575 verließ er auch Heidelberg [98]), und zog über die Lauter, die Saar ins Lothringiſche, wo er ſich mit den Franzoſen vereinigte. Das verbundene Heer rückte dann (Jan. 1576) gegen Neufchateau und Langres; in der Nähe raſteten ſie bei einem Schloſſe des königlichen Marſchalls (Paili nennt es der Bericht), wovon der Augenzeuge prächtige Schilderungen entwirft. Solch köſtliche Herbergen, meint er, haben wir unterwegs nicht viele offen gefunden.

---

97) Thuan. LXI. 5. Johann Caſimir ſollte unter Condés Oberbefehl 2000 Reiter auf ſeine Koſten, dann 12000 Mann auf Condés Koſten halten, 4 grobe Geſchütze und 12 Feldſtücke halten, wogegen Condé in Frankreich 14000 Mann ſammeln ſollte. Johann Caſimir erhielt monatlich 12000 Goldgulden, nach Abſchluß des Friedens 200,000. Außerdem ſollte nichts ohne des Pfalzgrafen Zuſtimmung beſchloſſen, die Religionsfreiheit in ganz Frankreich befeſtigt und die Biſthümer Metz, Toul und Verdun, mit Duldung der proteſtantiſchen Lehre, dem Prinzen Condé zur Verwaltung überlaſſen werden.

98) Das Folgende nach einer ſeltenen Flugſchrift der Zeit (münchner Hofbibl.): Aigentliche Beſchreibung des jüngſt ergangenen Zugs in Frankreich ꝛc. ꝛc. von ainem ſo ſelbs den Zuge beigewohnt in ainer Eil wie es hat geſchehen können aufgezeichnet. MDLXXVI.

Der erſte bedeutende Kampf war vor Nuits in Burgund, das ſich nach zweitägigem Beſchießen (25. Jan.) ergab; die Nachhut, „denen das Würmlein mit dem Wein in der Naſe kroch" hausete in der eroberten Stadt ohne Schonung; auch das übrige Heer ergötzte ſich wacker am burgunder Wein und es „wünſchte ſich jeder ein Faß voll heim". Bei Pacandière, einem „luſtigen feinen Flecken, faſt voll Wirthshäuſer" ſetzten ſie über die Loire (13. Febr.) und vereinigten ſich mit dem Herzog von Alençon. Auch jetzt kamen nicht viele eigentliche Kämpfe vor; höchſtens gefährliche Paſſagen, wobei der Pfalzgraf für ſein Volk väterlich beſorgt war. Der Augenzeuge, der es erzählt, fügt hinzu:

Des Oberſten freundliche Erzeigung
Macht bei dem Volke gute Neigung.

Während das nun ſehr verſtärkte Heer die Loire hinabzog, entſchloß man ſich am franzöſiſchen Hofe zum Frieden; die Königin kam ins Lager und am 6. Mai ward der Vertrag geſchloſſen. Der Pfalzgraf, dem die Bezahlung der verſprochenen Summen von Neuem war zugeſagt worden, zog nach Hauſe; er erhielt aber weder ſein Geld noch die ihm zugeſagten burgundiſchen Herrſchaften. Er ſchickte daher nach vielfachen Täuſchungen zu Anfang des folgenden Jahres (Febr.) zwei Offiziere, Walbronn und Tillmann, nebſt dem pfälziſchen Rathe Beuterich nach Blois, um den König an ſeine Verſprechungen zu mahnen. Es geſchah in ſehr energiſchem, beinahe ſoldatiſchem Tone, allein die Zahlung erfolgte nicht; die franzöſiſchen Miniſter hielten ſich an die Derbheit der Worte und beſchwerten ſich deswegen. Beuterich meinte: ich kann die Natur welche frei iſt nicht ändern, ich kann nicht prächtige aufgeblaſene Worte treiben, dahinter nichts iſt, ihr habt mich nicht wie eines Fürſten Geſandten, ſondern wie eines Bauern Procurator herumgezogen. Der Herzog von Alençon ſuchte noch einmal durch lange Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, aber der gerade pfälziſche Diplomat erwiederte: **Monsieur, faites nous payer.** Sie zogen unverrichteter Sache zurück und Johann Caſimir er-

ließ (5. Apr.) eine kräftige Beſchwerdeſchrift an den König, worin er das Benehmen der Geſandten durchaus billigte.

In der Pfalz hatte es indeſſen auch Veränderungen gegeben, Johann Caſimir war gerade noch zu rechter Zeit gekommen, um den letzten Stunden ſeines Vaters beizuwohnen. Mit deſſen Tode kam er in eine eigenthümliche Stellung und ſein thätiger Schutz konnte jetzt der calviniſchen Sache von außerordentlichem Nutzen ſeyn. Das Beſitzthum, das ihm als Appanage gedient, war das Amt Lautern, die weſtliche Vormauer des pfälziſchen Landes, dazu hatte zuletzt Friedrich III. noch Neuſtadt und Böckelheim hinzugefügt, vielleicht um die in jenen Aemtern gegründeten walloniſchen Colonien zu ſichern, welche der lutheriſche Eifer des Kurprinzen bedrohte [99]).

Es wurde oben erzählt, wie raſch dieſe lutheriſche Reaction erfolgte, wie Johann Caſimir ſich in ſein Erbgut zurückzog, und die Orte Lautern und Neuſtadt a. d. H. der Mittelpunkt und die Zuflucht geworden ſind für die verfolgten calviniſchen Beſtrebungen. Zunächſt ward in dem neu errichteten Caſimirianum eine geiſtige Stütze für den Calvinismus erſchaffen. „Nach dem Beiſpiel Friedrichs III. und ſeiner Vorfahren, heißt es [100]), habe er für das Beſte erkannt, ſeine Einkünfte zur Unterſtützung der Schulen zu verwenden, denn alle geiſtliche und weltliche Regiment könnten nicht befördert und erhalten werden, als durch chriſtliche und gottſelige Schulen. Zudem ſeyen durch das leidige Pabſtthum und andere verführeriſche und ketzeriſche Secten und Meinungen die Leute irrig gemacht und in Finſterniß geführt, ein Uebel, dem nicht anders zu begegnen ſey als durch gute Schulen“.

Johann Caſimir wies dem neuen Collegium die ſogenannte weiße Klauſe vor dem Thor an; es war ehemals ein Nonnenkloſter geweſen, von dem noch einige Nonnen übrig waren, die

---

99) Vgl. Wundt Magaz. III. 176.

100) S. die handſchr. Copie: Fundation und Freyung der Schule allhier zu Neuſtadt. 1578.

das Collegium unterhalten mußte. In der Anſtalt ſollten 12 Stipendiaten unentgeltlich und etwa ſechzig Burſanten „um ein ziemliches“ Wohnung und Unterhalt finden können. Ein Probſt und zwei Inſpectoren waren zu Erhaltung der Zucht angeſtellt.

Die Einkünfte, die man aus den Kirchengütern beſtritt, betrugen zweitauſend Gulden an Geld, tauſend Malter Korn und eilf Fuder Wein; im Falle eines Mißwachſes wurde der Reſt aus der fürſtlichen Kammer erſetzt [1]). Alle die Vorrechte und Freiheiten, die man den Univerſitätscorporationen des Mittelalters angedeihen ließ, wurden auch der neuen Anſtalt zu Theil; auch die Aufnahme der Zöglinge war einer Immatriculation gleich. Die Urkunde der Stiftung iſt vom 29. März 1578.

Das wichtigſte war die Beſetzung der Lehrſtellen; dadurch ward die Anſtalt zu einer Zufluchtsſtätte der in Heidelberg geächteten calviniſchen Wiſſenſchaft. Hier. Zanchius, Z. Urſinus, Daniel Toſſanus und Franz Junius zogen von Heidelberg nach Neuſtadt hinüber, dort eine Schule der reformirten Theologie zu gründen; ihnen folgte der Juriſt Nic. Dobbin, der Mediziner Henr. Smets; und auch die berühmten Lehrer der philoſophiſchen Facultät, Simon Stenius, Pithopöus, Witekind, Jungnitz, ſammt den neu hinzugekommenen Fortunat Crell, Joh. Nebelthau, wurden an das Caſimirianum gezogen [2]).

Bald war die Anſtalt, wie bisher Heidelberg unter Friedrich III., die angeſehenſte Pflanzſtätte des reformirten Glaubens; Calviniſten aller Länder ſuchten den Pfalzgrafen in ſeinem kleinen Neuſtadt auf und manche wichtige Angelegenheit der europäiſchen Politik ward dort beſprochen. Dort ſah man Bourbon, Chatillon und andere exilirte Vaſallen aus Frankreich,

1) Es war ſo vertheilt:

Kloſter Heilsbruck	300 fl.	200 Mltr.	4 Fuder
„ Limburg	400 „	200 „	7 „
Stift Neuſtadt	200 „	200 „	
Frankenthal	600 „	400 „	
Kirchenärar	500 „		

2) Alting p. 232.

dorthin kamen engliſche Geſandte und Agenten aus Polen, um die Sache des Calvinismus zu berathen [3]). Die Schule, die bald durch literariſche Hülfsmittel, z. B. eine Druckerei bereichert ward, zog Fremde in Menge herbei, die Herzoge von Bouillon, die Grafen von der Mark wohnten dem Unterrichte bei und die fremden Geſandten aus Belgien, England, Polen beſuchten neugierig dieſe neue Pflanzſtätte proteſtantiſcher Wiſſenſchaft [4]). Das Hauptverdienſt außer Caſimir hatten ſeine Rathgeber, die er ebenfalls mit edler Pietät aus der heidelberger Reaction gerettet und in der Stellung gelaſſen hatte, die ſie bei Friedrich III. eingenommen; es waren Toſſanus, und die weltlichen Räthe Ehem und Zuleger.

Neben dieſen wiſſenſchaftlichen Schöpfungen wurden dem Landestheil Johann Caſimirs auch materielle Verbeſſerungen zu Theil. Schon unter Friedrich III. hatte dieſe Gegend einen lebhaften Aufſchwung in der Induſtrie genommen; der Kurfürſt war unbefangen genug, einzuſehen, daß man fleißige Einwanderer dulden und fördern müſſe, ſo lange ſie nicht mit Kirche und Staat in offenen Conflict kämen. So hatte er die Wiedertäufer wenigſtens unverfolgt leben laſſen, ſo fanden auch andere Auswanderer bei ihm eine Zuflucht [5]). Schon ſeit 1555 waren zahlreiche Wallonen aus den Niederlanden ausgewandert und hatten zum Theil in Frankfurt a. M. Schutz gefunden; man wollte ſie aber zur Annahme der augsb. Confeſſion zwingen, da wanderten ſie aus und ſuchten (1561) bei dem ſchon halb calviniſchen Kurfürſten Schutz, der ihnen unter den früher erwähnten Bedingungen Frankenthal anwies. Die neue Stadt nahm ſchnell zu, je mehr Niederländer durch Albas Verfolgungen weggeſcheucht wurden; zwanzig Jahre lang ſtrömten Flüchtlinge nach der glücklichen Colonie, die ſchon im erſten Jahrzehnt ih-

---

3) Tossan. Oratio funebr. p. 11.

4) Tossanus l. c.

5) Vgl. Bemerkungen der kurpf. phyſikal. ökonom. Geſellſchaft von 1780. S. 243 ff.

res Beſtehens ſo überfüllt war, daß ſich viele nach andern Orten der Pfalz wandten. Die neue Stadt übertraf die meiſten ſtädtiſchen an Wohlſtand und Behaglichkeit; die franzöſiſchen Prinzen Condé und Bourbon zogen den Aufenthalt in Frankenthal jedem andern vor. Wie dann Johann Caſimir Adminiſtrator ward, ſchwang ſich der reiche Fabrikort mit ſeinen Tuch- Sammet- und Seidenmanufacturen zu einer Höhe, die Frankenthal zur erſten Stadt nach der Reſidenz erhob.

Der neu erwachte Gewerbfleiß beſchränkte ſich nicht auf Frankenthal; bald bildeten ſich noch eine Reihe von Filialcolonien, deren Spuren ſich bis in die Gegenwart erhalten haben. Außer den Gemeinden zu Oggersheim, Friedrichsfeld, Frieſenheim, Schönau, Billikeim, ſind namentlich an drei Orten die walloniſchen Coloniſten zu hoher Bedeutung gelangt, zu Mannheim, St. Lambrecht und Otterberg — und dazu hat Johann Caſimir während ſeines Aufenthalts zu Lautern und Neuſtadt das Meiſte gethan. Von Mannheim werden wir ſpäter reden; die beiden andern ſind Schöpfungen, die durch ermunternde Edikte des Pfalzgrafen [6]) zu Sitzen der Induſtrie gemacht worden ſind. Wie Frankenthal, ſo hatte ſich Otterberg an der Stelle des von Friedrich III. eingezogenen Kloſters gebildet; Johann Caſimir ſchenkte den walloniſchen Coloniſten die kirchlichen Einkünfte, und bald ſah man die hundert Familien um das doppelte vermehrt. Strumpfwebereien, Tuchfabriken, Glashütten machten die Hauptbeſchäftigungen aus, und trotz aller Stürme des Krieges, der den Ort dreimal der Zerſtörung preisgegeben hat, blühte ſein Wohlſtand noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

In Otterberg war auch der Ackerbau weſentlich gefördert worden, und da Johann Caſimir in ſeinen überrheiniſchen Beſitzungen zu bleiben dachte, beſchäftigte ihn um ſo lebhafter der Gedanke, in den Gegenden des Weſtrichs eine größere Cultur des Bodens zu befördern. So erbaute er auch die Schlöſſer

---

6) Acta pal. I. 34 Für St. Lambrecht ein Edikt vom 31. Okt. 1577, für Otterberg vom 15. Juni 1579.

zu Lautern und Friedelsheim, um ſeiner Dynaſtie einen bleibenden Sitz zu ſchaffen, überhaupt alle Schöpfungen gehen von dem Gedanken eines dauernden Verbleibens aus. Die Mittel herbeizuſchaffen reichte ſelbſt die geordnete und ſparſame Verwaltung Johann Caſimirs nicht aus; fremde Zuſchüſſe, namentlich der franzöſiſchen Calviniſten halfen dabei nach.

Indeſſen war der Pfalzgraf auch in weiteren Kreiſen durch die religiöſen Intereſſen beſchäftigt; dem Geiſte Friedrichs III. gemäß machte er ſich zum rührigen Vorkämpfer des Calvinismus. So entfaltete er, wie oben berichtet ward, bei der Concordienformel eine große Energie und Rührigkeit, um die Spaltung zwiſchen den beiden proteſtantiſchen Confeſſionen zu verhüten, ſo blieb er auch unaufhörlich in die Angelegenheiten der franzöſiſchen und niederländiſchen Calviniſten verflochten.

Schon im Jahr 1573 hatten er und ſein Bruder Chriſtoph einen Transport mit Munition, der dem Herzog von Alba zuzog, vernichtet, der Kurfürſt hatte im folgenden Jahre etwas ähnliches gethan und Pfalzgraf Chriſtoph hatte (1574) für die niederländiſche Freiheit ſein Leben gelaſſen. Seit ſeines Vaters Tode blieb Johann Caſimir mit den Generalſtaaten in Verbindung und es ward (1577) ein Vertrag geſchloſſen [7]), worin er gegen Subſidien ein Heer für die Niederländer anzuwerben verſprach [8]). Statt 11000 Mann, die Holland und England bezahlen ſollten, brachte er ſelbſt (Juli 1578) fünfzehntauſend, aber als er erſchien fehlte es an Geld. Der Mangel des Soldes machte das Heer mißvergnügt; Mißhelligkeiten mit dem Herzog von Anjou, den die katholiſchen Herrn aufgeſtellt hatten, bewogen den Pfalzgrafen ſich nach Gent zu wenden, wo Fanatiker einen proteſtantiſchen Terrorismus organiſirten. So

7) Er ſchrieb auch (April 1578) an Erzherzog Matthias: ich will mich nunmehr geliebts Gott ſobaldt möglich vff die Pain machen vnd ins feldt begeben, verhoff wier werden einander baldt mit frölichen gemueht auf grüner haiden ſehen. Chmel Wiener Handſchr. I. 84. 86.

8) Meteeren Niederländ. Hiſtor. S. 308. Vgl. auch ſeine Correſpondenz bei Chmel I. 88 f.

ward bis in den Herbſt nichts ausgerichtet; die Holländer waren über Johann Caſimir mißvergnügt und ſelbſt Eliſabeth von England ſchickte einen Botſchafter herüber, der ihre Unzufriedenheit über den Pfalzgrafen ausſprechen ſollte. Jetzt eilte Johann Caſimir, dem viel an der Verbindung mit England lag, hinüber (1579) und rechtfertigte ſich. Es gelang ihm; Eliſabeth zeichnete ihn durch Feſte und Ehrenbezeugungen aus und ließ ihm die ſeltene Ehre des Hoſenbandordens zu Theil werden. Wie er nach Holland zurückkam, hatte ſein Heer ſchon den Rückweg nach Deutſchland angetreten [9]).

Doch behielt er die niederländiſchen Angelegenheiten im Auge; denn als auf dem Reichstag von 1582 die Rede davon war, gegen die franzöſiſchen Verbündeten der Niederländer vom Reiche aus einzuſchreiten, erhoben ſich Johann Caſimirs Geſandte mit Energie dagegen; ihre Aeußerungen über den Pabſt waren ſo heftig, daß die geiſtlichen Fürſten ſich deshalb beſchwerten. — Wie der Pfalzgraf in der kölniſchen Sache Parthei nahm, wurde ſchon erzählt; er war noch in dieſe Angelegenheit verwickelt, als ihn der Tod ſeines Bruders überraſchte.

In dieſer beſtimmten Stellung zu den kirchlichen Kämpfen der Zeit war er weithin bekannt und für die verfolgten Calviniſten war er der allgemeine Patron. Aus den meiſten Ländern Europa's empfing er Briefe und Berichte [10]); als der rührigſte Kämpfer des Calvinismus ward er verehrt [11]) oder angefeindet. Er ſelbſt fühlte ſich in dieſer Stellung und die Angelegenheiten der reformirten Franzoſen oder Niederländer waren ihm wichtig, wie ſeine eigenen; er ſpricht das ſelbſt in einem Gedichte aus, das im Tone der Kirchenlieder jener Zeit Gott um Rettung des bedrohten Calvinismus anfleht [12]).

---

9) Meteeren S. 321—324. 333.

10) Bayr. Reichsarchiv („Kurpf. Familie").

11) S. das charakteriſtiſche Kriegslied Cod. pal. germ. 724. fol. 43.

12) S. Cod. bav. 831 (Abſchrift von einer im Vatican befindlichen pfälziſchen Handſchrift). Dort heißt es unter anderm:

Mit ſeinem Bruder war Johann Caſimir anfangs etwas geſpannt; allmählig ſtellte ſich, bei aller Verſchiedenheit kirchlicher Anſicht, das gute Vernehmen wieder her. Ein Vertrag vom 27. Jan. 1578 ordnete die kirchlichen Verhältniſſe [13]; Johann Caſimir der ſeit der lutheriſchen Reaction die überrheiniſchen Beſitzungen der Univerſität Heidelberg angetaſtet hatte, verſprach das zu unterlaſſen und empfing dafür den freien Genuß der Kirchengüter, die zu den angetretenen Aemtern gehörten. Die einmal abgenommene Religionsanſicht ſollte für Jeden ungehemmt ſeyn; in beiden Ländern ſollten alle Prediger, Diener und Unterthanen alles ärgerlich und unchriſtlich Schmähen und Verketzern der einen oder der andern Confeſſion unterlaſſen [14].

Unter den ſpäteren Verträgen beider Brüder iſt der wichtigſte der vom 9. Febr. 1582. Die Kurfürſtin Dorothea, Wittwe

---

Bei reiner Lehr Herr ſie erhalt
Behüt ſie vor Tirannengewalt
Und vor des Pabſtes Brillen,
Der einher ſchleicht mit falſcher Liſt
Biß er ſie mit Betrug erwiſcht.
Herr wolleſt ſein Wüten ſtillen
Beſchirm ſie durch dein gewaltig Hand
Behüt' ſie auch vor Sünd und Schand,
Reiß ſie vom Weg der Gottloſen
Bekleid ſie Herr jetzt rechter Ban,
Dein Wort zu ſchützen fahen an,
Dem Pabſt nit mehr zu lößen.

13) Ein Vertrag vom 25. Juni 1577 hatte die Beſitzverhältniſſe geordnet. Vgl. **Perpetuum Joann. Casimiri** (Copialb. im karlsr. Arch. XL. fol. 65 ff.) Ebendaſelbſt im Pfälz. Archiv („Reichslehenpflicht") die Originalakten.

14) Auch in Druckſachen ſolle das geſchehen, „daß das entgegen beiderſeits Theologen und Kirchendienern unbenommen ſeye, ſondern frei ſtehe, ihre Lehr vnd confeſſiones vf den Kanzeln und ſonſten zu predigen, zu lehren, mundtlich auch uf dem nothfall ſchriftlich der gebür zu verthaitingen und die widerwärtige opiniones (aber ohne alle anzugliche Benennung oder ſchmehung dieſes oder jenes theils) auß grunde göttlichs wordts zu confutiren und zu widerlegen."

Friedrichs II., war 1580 geſtorben und ihr Witthum ward jetzt vertheilt. An den Kurfürſten gingen die vier Aemter Neuburg vor dem Wald, Schwarzenberg, Waldmünchen und Dreßwitz über; Caſimir erhielt Neumarkt, Heimburg, Hohenfels, Hohenſtein, Hertenſtein, Freienſtadt, Wolfſtein, Pfaffenhofen [15]).

§. 2.

Antritt der Vormundſchaft. Wiedereinführung des Calvinismus in der Pfalz.

Um dem Lutherthum, das kaum noch Wurzel gefaßt, eine feſte Stütze zu geben, hatte Ludwig VI. ein Teſtament gemacht (1581), worin er zwar dem Pfalzgrafen Johann Caſimir die Vormundſchaft nicht entzog, aber ihm doch, gewiſſermaßen als Hüter des Lutherthums, den Herzog Ludwig von Würtemberg, den Landgrafen Ludwig von Heſſen und den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg [16]) zur Seite ſtellte. Sowohl die goldne Bulle, als das Teſtament Friedrichs III., welches von Ludwig war anerkannt worden, ſprach aber die Vormundſchaft dem Pfalzgrafen Johann Caſimir zu. Drum war auch derſelbe gleich vom cölniſchen Lager aus nach Heidelberg gegangen und hatte davon Beſitz ergriffen (16. Okt.).

Das Teſtament Ludwigs VI. war ein Geheimniß und wurde von der Univerſität verwahrt; Johann Caſimirs Juriſt, Juſtus Reuber, rang es erſt auf einem gewaltſamen Wege der Univerſität ab (1584), damit man nur ſeinen Inhalt genau

---

15) Perpetuum Joann. Casim. fol. 98 ff. Etwas genauer ſind die einzelnen Orte noch angegeben in den Akten über die Uebergabe. S. bayr. Reichsarch. (churpf. Familie).

16) An ihn hatte Ludwig VI. ſchon im April 1580 „in höchſter gehaim und Vertrauen" geſchrieben, er ſollte Mitvormund werden, „vornehmlich darumb, daß die raine Religion in dem Kurfürſtenthum erhalten und dero Kinder chriſtlich und fürſtlich zu derſelben Wohlfahrt auferzogen werden möchten." Bayr. Reichsarch.

erfuhr [17]). Unter dieſen Umſtänden war der Beſitz jedenfalls das ſicherſte; den Prozeß, den die Mitvormünder gegen Johann Caſimir erregten, ließ er den Schneckengang deutſcher Juſtiz durchmachen, da der Genuß des beſtrittenen Rechtes ihm in der Zwiſchenzeit ungeſtört blieb.

Ludwig VI. hatte auch in ſeinem letzten Willen verordnet, ſeinem neunjährigen Sohne Friedrich müſſe eine lutheriſche Erziehung gegeben werden; für den Sectengeiſt des ſechzehnten Jahrhunderts waren aber Teſtamente keine moraliſche Verpflichtung! Der Mangel an Pietät, den einſt Ludwig ſelbſt gegen ſeines Vaters letzte Wünſche bewieſen, warf ſich jetzt auf ihn zurück; Johann Caſimir zeigte vor ſeines Bruders Teſtament nicht mehr Achtung, als dieſer vor dem ſeines Vaters. So erhielt denn der Kurprinz Friedrich an Otto von Grünrad einen reformirten Hofmeiſter, an Michael Lingelsheim, Chriſtoph Perbrant und Bartholomäus Pitiskus reformirte Lehrer. Die Liebe, die Friedrich ſpäter allen ſeinen Erziehern bewies, die Achtung, womit er das Gedächtniß ſeines Vormunds ehrte, beweiſt am beſten, daß dem noch ſehr jungen Zögling kein moraliſcher Zwang geſchah; dennoch waren die lutheriſchen Verwandten blind genug, die abſurdeſten Gerüchte über die religiöſe Erziehnng des Kurprinzen auszubreiten. Friedrich ſollte mit der Ruthe gezwungen worden ſeyn, das calviniſche Abendmahl einzunehmen, er ſollte von den Mißhandlungen die fallende Sucht bekommen haben und dergleichen mehr; ſolche Schandbarkeiten waren die frommen Theologen eifrig beſliſſen auszubreiten, und Pfalzgraf Richard von Simmern ſchrieb dergleichen an den Markgrafen von Brandenburg als thatſächliche Wahrheit [18]).

---

17) Acta Univ. XII. fol. 196 iſt erzählt, wie er das Teſtament unter dem Vorwande, es nur zu ſehen, förmlich entwendet hat. Doch darf man nicht vergeſſen, daß die eifrig lutheriſche Univerſität den Bericht liefert.

18) Vgl. darüber Wundt Magaz. III. 183 ff. Das Meiſte von der Correſpondenz im bayr. Reichsarchiv.

Mit Johann Caſimirs Sieg war für die Pfalz ein bedeutungsvoller Wendepunkt eingetreten; die reformirte Glaubenslehre, von der dogmatiſchen Seite dem pfälziſchen Volke verwandter als die lutheriſche, war jetzt von Neuem und zwar auf lange Zeit hinaus befeſtigt. Während der größte Theil von Deutſchland ſich der tiefen, von Myſtik und Symbolik noch nicht ſo ganz entkleideten Religion Luthers hingab, fand in der Pfalz die nüchterne verſtändige Richtung der ſchweizeriſchen Reformation Eingang; und daran knüpfte ſich in kirchlicher und politiſcher Hinſicht die nächſte Zukunft der pfälziſchen Entwicklung. Kirchlich ſtand die Pfalz beinahe iſolirt in Deutſchland; politiſch war ſie weit entfernt, ſo conſervativ und habsburgiſch geſinnt zu ſeyn, wie beinahe alle lutheriſchen Fürſten es waren. Bei den Calviniſten in Frankreich oder im Ausland überhaupt fanden die Pfälzer mehr Berührungspunkte, als in dem immer ſchroffer ſich abſchließenden Hauſe Habsburg, und zu Allem, was die alte katholiſche Kirche anging, ſtanden ſie in einer viel ſchrofferen und thätigeren Oppoſition, als das nur abwehrende, defenſive Lutherthum.

Dem Grundſatze der Revolution, wie ihn der Zwinglianismus aus der Kirche ins Leben übertrug, ſich anzuſchließen, hatten in Deutſchland nur die pfälziſchen Fürſten den Muth; ſie traten in jene große Coalition ein, welche der engliſche, holländiſche und franzöſiſche Proteſtantismus damals gegen die alten Monarchien und die alte Kirche zu bilden begann [19]). Das deutſche Lutherthum blieb in den conſervativen Bahnen, und hat ſeit dem ſiebzehnten Jahrhundert angefangen, im Bunde mit der Militärmonarchie einen proteſtantiſchen Abſolutismus im Staate zu begründen. So befanden ſich die pfälziſchen Fürſten in der eigenthümlichen Lage, gegen die Politik des ganzen

19) Daß man den Gedanken einer großen proteſtantiſchen Aſſociation nicht aufgab, beweist die Correſpondenz Johann Caſimirs (bayr. Reichsarchiv), welcher namentlich damit umging „de convoquer les Eglises de notre confession pour y establir une saincte [illegible] corde et union.“

übrigen Deutſchlands in Oppoſition zu ſtehen und mit dem reformirten Ausland auf einer Bahn zu ſchreiten; es mußte ſich zeigen, wie weit dieſe Politik eine gut berechnete war.

Man mußte der ſchweizeriſchen Glaubenslehre Zwingli's die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſich in ihrem Schooße zuerſt die unklare Idee von einer Duldung aller chriſtlichen Confeſſionen zu regen anfing. Die Reformirten verwarfen wenigſtens die Möglichkeit nicht, daß verſchiedene Anſichten neben einander exiſtiren könnten, und wenn gleich auch ſie ihre Fanatiker und ihre Verdammungsſynoden gehabt haben, ſo tauchte doch in ihrem Kreiſe zuerſt der Gedanke einer gleichen Berechtigung individueller Glaubensanſichten auf. Auch Johann Caſimir ging von dieſem Gedanken aus; die Schrift, die er bei Abfaſſung der Concordienformel an die lutheriſchen Fürſten ſchickte, ſagte offen: der Punkt des Streites ſcheine nicht ſo wichtig, um Verdammungen zu veranlaſſen, man ſolle ihn unberührt laſſen. Als der Pfalzgraf jetzt zur Regierung des Kurlandes gelangte, hielt er dieſe Idee feſt, und die erſten Schritte, die er that, zeugten von ſeinem Willen, eine Gleichſtellung der Reformirten und Lutheraner zu bewirken.

In den Gegenden am Rhein war das Lutherthum noch wenig eingedrungen, die Beſitzungen auf dem linken Ufer waren ganz calviniſch, und ſelbſt auf der rechten Seite waren außer den lutheriſchen Predigern nur Wenige zur Concordienformel bekehrt worden. Man konnte annehmen, daß mit Ausnahme der Reſidenz, wo ſich die von der Regierung Abhängigen allmählig dem Willen Ludwigs VI. gefügt hatten, und der an Würtemberg gränzenden Bezirke, wo der Einfluß des Nachbarlandes ſtark wirkte, ſich die Calviniſten immer noch in der Majorität befanden [20]).

20) Da nach den Viſitationsacten (1582) ſelbſt in der Neckarpfalz über die groſze Zahl der Calviniſten geklagt wird und die Aemter Lautern, Böckelheim, Neuſtadt ganz calviniſch waren, halten wir die Annahme Struvs, die Lutheraner ſeyen doch in der Mehrheit geweſen, für unſicher.

Johann Caſimir hatte indeſſen gleich beim Antritt der Regierung verſprochen, keine Maßregel vornehmen zu wollen, die auf den Umſturz des beſtehenden Zuſtandes ausging, und ſeine folgenden Handlungen zeigten, daß es ihm damit Ernſt war. Die Lutheraner aber hofften [21]), es werde alles bleiben wie bisher, an eine religiöſe Duldung der Reformirten dachten ſie nur mit Schrecken, und doch war nicht zu erwarten, daß der ſtreng reformirte Regent, der ſeinen Toſſanus als Hofprediger mitgebracht hatte, ſeinen eigenen zahlreichen Glaubensgenoſſen die religiöſe Duldung verſagen würde. Als daher eine Anzahl der bisher unterdrückten Reformirten, denen man vor acht Jahren alle Kirchen gewaltthätig entzogen hatte, den Pfalzgrafen baten, man möge ihnen doch die St. Peter- oder Franciskanerkirche einräumen, ſah Johann Caſimir darin nur ein billiges Verlangen; Toſſanus ſchlug ſogar vor, ihnen die h. Geiſtkirche einzuräumen [22]). Johann Caſimir ließ (28. Nov.) die lutheriſchen Prediger auf die Kanzlei beſcheiden, und Ehem machte ſie mit dem Wunſche des Regenten in Bezug auf die h. Geiſtkirche bekannt; im Uebrigen ſollten ſie ſich alles Schimpfens enthalten, alle Partheinamen vermeiden, man werde bedacht ſeyn, ſich auf einem chriſtlichen Religionsgeſpräch zu vergleichen [23]). Obſchon den Lutheranern noch drei Kirchen in der Stadt verblieben, auch ihre Stellen ihnen ſollten gelaſſen werden, weigerten ſie ſich doch, dem erſten Wunſche des Adminiſtrators nachzugeben [24]), und während Ludwig VI. ohne An-

---

21) S. Struve S. 384.

22) Alting S 245. Für das Folgende iſt Hauptquelle die Anklageſchrift der Lutheraner: „Wahrhafter gründlicher Bericht ꝛc. geſtellt durch etliche Theologen in der chriſtl. augsb. Confeſſion, ſo umb der reinen Lehre willen aus dem Churfürſtenthum Pfalz abgeſchafft worden. Tüb. 1585. In den Thatſachen ſtimmt ſie mit der reformirten Schrift überein: Wahrhaffter Bericht von der vorgenommenen Verbeſſerung in Kirchen und Schulen. Heid. 1584.

23) Wahrh. gründl. Bericht S. 20.

24) Wahrh. gründl. Bericht S. 22.

frage den Reformirten alle Kirchen entzogen hatte, konnten ſie es nicht über ſich gewinnen, jetzt auch nur eine einzige zurück zu geben. Was den zweiten Wunſch anging, ſo ſuchten ſie, um einer beſtimmten Erklärung auszuweichen, ihre harten Ausdrücke zu rechtfertigen oder zu entſchuldigen; nur mit der dritten Frage, dem Religionsgeſpräch, erklärten ſie ſich einverſtanden.

Der Widerſpruch der Lutheraner war natürlich ohne Folge; Johann Caſimir ließ die Kirche den Lutheranern nehmen und am erſten Advent hielten die Reformirten wieder ihren Gottesdienſt darin. Der Verſuch einer Ausgleichung, den der Adminiſtrator gemacht hatte, war völlig mißglückt, und der alte Kampf brach los. Auf der einen Seite rückten die Lutheraner mit allem Apparat theologiſcher Polemik ins Feld und überſchütteten ihre Gegner mit gehäſſigen Partheinamen [25]), auf der andern gingen auch die Reformirten, jetzt im Beſitze der Gewalt, zu weit und überſchritten oft die Gränzen, die der Pfalzgraf eingehalten wünſchte [26]).

Johann Caſimir hatte indeſſen noch nicht ein Zehntheil von dem gethan, was Ludwig VI. in den erſten Monaten ſeiner Regierung mit revolutionärer Heftigkeit durchgeſetzt hatte, und doch tobten die Lutheraner auf den Kanzeln mit zügelloſer Wuth; ſelbſt die Hofprediger ſtellten in der Hofcapelle anzügliche Vergleichungen an zwiſchen dem Adminiſtrator und den abtrünnigen Königen der Juden [27]). Es war daher vorauszuſehen, daß ein Colloquium, das er plötzlich veranſtalten wollte (4. Dez.), an der Leidenſchaftlichkeit beider Partheien ſcheiterte, und ſich die unangenehmen Auftritte der frühern Zeit wiederholten.

Die Lutheraner hatten aber ihrer Sache außerordentlich geſchadet; Johann Caſimir fing an, den Gedanken einer fried-

25) Heidelb. Bericht S. 13 ff.

26) Tüb. Bericht S. 54.

27) Heidelb. Bericht S. 17. Tüb. Bericht S. 79.

lichen Ausgleichung beider Partheien aufzugeben. Das Toben und Schimpfen ließen ihm wenig Ausſicht, mit Beibehaltung der lutheriſchen Geiſtlichen und Kirchenbehörden den Frieden und die Gleichheit herſtellen zu können; Ehem und Toſſanus, die der Revolution von 1577 hatten weichen müſſen, brannten zugleich vor Begierde, an ihren damaligen Unterdrückern Vergeltung üben zu können; ſo wurden am 4. Januar 1584 jene tobenden Hofprediger Paul und Johann Schechſius entlaſſen, die Kirchenrathszimmer verſiegelt und ein neuer Seniorenrath ernannt. Schon am 17. Januar wurde der Superintendent Patiens, die Mitglieder des Kirchenraths entlaſſen, in den folgenden Tagen die lutheriſchen Prediger Kirchner und Schopper ihres Amtes enthoben, und die Pfarrer Zimmermann und Felſenius mußten ihre geräumigen Pfarrhäuſer verlaſſen. Einzelne ließ man noch in ihren Dienſtwohnungen oder in ihren Stellen bei der Univerſität, ſuchte auch durch finanzielle und ökonomiſche Vorwände das harte Decret zu entſchuldigen.

Indeſſen waren immer noch fünf lutheriſche Prediger, Zimmermann, Felſinius, Ehem, Laudenbach, Schad in der Stadt und das Lutherthum war nur beſchränkt, nicht völlig verdrängt. Aber ſie hörten nicht auf, in Schulen und auf Kanzeln zu toben; die neue Regierung und der Regent ſelbſt blieb nicht verſchont [28]), ja es kamen damals an ihn Warnungen vom Landgrafen von Heſſen, die auf eine Schilderhebung der lutheriſchen Bevölkerung hindeuteten. Was Einzelne verbrachen, konnte Allen zur Laſt fallen; doch hielt ſich Johann Caſimir immer noch von Maßregeln des gewaltſamen Umſturzes zurück. So erſchien am 19. Februar ein Mandat, in welchem zwar kirchliche Polemik eingemiſcht, aber doch die Idee der Vermittlung und Duldung zu Grunde gelegt war.

Die Duldung jeder Ketzerei war zwar darin ſehr beſtimmt abgelehnt, aber in der Abendmahlslehre, hieß es, wolle man die Schwachen, welche die andere Lehre noch nicht erreichen

28) Alting S. 246. Struve S. 429. Tüb. Bericht S. 79.

könnten, in Geduld ertragen, ihnen mit aller Sanftmuth aus dem Wort Gottes Bericht geben und keiner den andern verdammen. Statt die Gemüther zu verſöhnen, ward durch dieſes Edict, das ſich unglücklicher Weiſe der dogmatiſchen Erörterung nicht ganz enthielt, die Erbitterung nur geſteigert; ehe noch die theologiſche Facultät ihre Meinung darüber ausſprach, gaben die fünf Prediger (7. März) eine Gegenſchrift ein [29]), worin ſie in ſchrofferer Form bei ihrer früheren Anſicht beharrten. Johann Caſimirs Verſuche, ſie in perſönlicher Unterredung milder zu ſtimmen, waren erfolglos; die Reformirten blieben in den Augen der Lutheraner nur Ketzer, und ſeit ſich Lucas Oſiander hineinmiſchte, entſtand ein wüſter theologiſcher Federkrieg, der jede Hoffnung auf eine Ausgleichung verdüſterte [30]). Oſiander hatte ſeine Glaubensgenoſſen aufgefordert, „nicht ſtumme Hunde zu werden, noch reiſſende Wölfe für getreue Hirten anſehen zu wollen“, und man kann aus dieſem Schlachtruf entnehmen, in welch liebreichem Tone die ganze Polemik geführt ward [31]).

Der Adminiſtrator verſuchte es noch mit einem Ausweg, der zur Verſtändigung führen ſollte, mit einer Disputation. Man ſcheint von der Erfahrung jener Zeiten, wie wenig ſolche Disputationen fruchteten, keinen Gewinn gezogen zu haben, und Johann Caſimir hoffte ernſtlich, mit ſo einem theologiſchen Stiergefecht die kirchlichen Lebensfragen entſcheiden zu können. Er hatte den dialektiſch gewandten J. J. Grynäus von Baſel kommen laſſen, um die Disputation zu leiten, und wohnte der

29) Struve S. 437–446.

30) Eine der Streitſchriften **epistola consolatoria ad Jac. Andreae et Lucam Osiandrum Heid. 1584** enthält gegenüber dem lutheriſchen Pabſtthum vieles Wahre und Treffende.

31) Die reformirten Heidelberger ließen 1585 eine Schrift erſcheinen, worin ſie darzuthun ſuchten, daß ihre Lehre nicht von der Schrift, von der augsb. Confeſſion und andern Symbolen abweiche. Zu demſelben abwehrenden Zwecke iſt die **Defensio admonitionis Neustadianae 1586** geſchrieben.

Verhandlung mit ſeinem ganzen Hofe meiſtens ſelber bei, als wenn er die Bekehrung der lutheriſchen Gegner mit Augen ſehen wolle. Wir überlaſſen es den Freunden ſolcher Dinge, die Akten dieſes achttägigen [32]) Wortgefechts in aller unerquicklichen Breite aufzuſuchen; unſerem Zweck genügt es, Ausgang und Charakter genauer zu beleuchten. Nachdem die Führer beider Partheien, Marbach auf der lutheriſchen, Grynäus auf der reformirten Seite, lange genug an ſpitzfindigen dogmatiſchen Fragen ſich abgearbeitet hatten, ſchloß Grynäus den Act auf etwas raſche Weiſe, und benahm ſich mit ſeinen Freunden gerade ſo, als ſey der Sieg auf ihrer Seite. Ein Gleiches thaten denn auch die Lutheraner und verkündeten triumphirend die Niederlage des Calvinismus. Zugleich hatten die Lutheraner während der Verhandlung ihre lutheriſche Studentenſchaft als Claqueurs in der Nähe, und bei den Stichwörtern verſäumten dieſe wackeren Jünglinge nicht, ſelbſt in Gegenwart des Pfalzgrafen, ihr entſcheidendes Urtheil durch betäubendes Füßetrampeln abzugeben. Ja, als Grynäus, Toſſanus, Zanchius den Saal verließen, brüllte ihnen die wohlerzogene Jugend Hohngeſchrei nach, und es durfte unter den Augen der akademiſchen Behörde geſchehen, daß die theologiſche Studentenſchaft am folgenden Tage einen förmlichen Anſchlag machte, worin Grynäus als „Verleumder und Sophiſt“, als „feiler Apoſtat“ und ſeine Gründe als „ſtinkende Declamationen“ bezeichnet waren. Und die lutheriſchen Theologen ſchämten ſich nicht, ſo pöbelhaftes Treiben triumphirend als Beweiſe zu gebrauchen! [33])

Die Polemik ging jetzt über alle Schranken. Die Reformirten hießen ihre Gegner grobe, halsſtarrige, aufrühreriſche Prediger, Oſiander's Hetzhunde, unruhige Prädicanten, giftige Schlangen, Schreier, Bacchanten, Ubiquitiſten, und von den Lutheranern gingen Streitſchriften aus, worin von einem calviniſtiſchen Gaſthaus, von einer Narrenkappe, von einem drei-

32) Am 4., vom 6. bis 11., und am 13. April.

33) Vgl den Tüb. Bericht S. 303 ff.

köpfigen Antichriſt die Rede war, wo es hieß, die reformirte Lehre ſey aus den ſtinkenden Pfützen der calviniſchen Synagogen geſchöpft und in des Ariſtoteles Brüſten deſtillirt. Wie Johann Caſimir von einer Badreiſe zurückkam, erfuhr er ſo monſtröſe Ausbrüche der pfäffiſchen Verketzerungswuth, daß er endlich der Anſicht ward, eine von beiden Glaubensformen müſſe weichen.

So wiederholten ſich denn bald die Revolutionsſcenen, die neun Jahre zuvor von den Lutheranern waren angeregt worden. Wie damals die gelehrten Anſtalten, Friedrichs III. Schöpfungen, gereinigt wurden von calviniſchen Anſichten, ſo jetzt von lutheriſchen, man ließ den Schülern des Sapienzcollegiums und der Neckarſchule höchſtens die Freiheit, den Catechismus von Luther und Chyträus beizubehalten; die Predigt der Reformirten zu beſuchen machte man ihnen geradeſo zur Bedingung, wie ſieben Jahre zuvor den reformirten Zöglingen das Gegentheil. Auch ſie blieben beinahe ohne Ausnahme ſtandhaft und — mußten die Schulen verlaſſen (Mai)[34]. Aehnliches drohte der Univerſität, wo freilich die Lutheraner ihre Angriffe auf den Calvinismus unermüdet fortſetzten; kaum war daher der Adminiſtrator von Schwalbach zurückgekehrt (6. Juli), als auch gegen die Profeſſoren die Reaction verhängt war. Timotheus Kirchner, der Haupteiferer, hatte ſchon den Sturm geahnt, anderswo ein Unterkommen geſucht, und an Grynäus einen Nachfolger erhalten; auch Marbach und Schopper erhielten am 9. Juli ihre Entlaſſung[35]) und der Reformirte G. Sohn trat in die theologiſche Facultät ein. Vergebens proteſtirte die durch Ludwig VI. mit Lutheranern beſetzte Univerſität; die gleichzeitige Wiedereinſetzung der früher verdrängten Reformirten[36]) Witte-

---

34) Tübing. Bericht S. 316.

35) Doch ward ihnen noch auf ein halbes Jahr ihr Gehalt ausbezahlt.

36) Schon im April hatte es Johann Caſimir angekündigt. Acta Univ. XII. fol. 145. Es hatte aber noch deßhalb Verhandlungen gegeben.

kind, Pithopöus und ſpäter (Nov.) auch des Franz Junius war der Vorbote einer weiteren Umgeſtaltung [37]).

Noch waren fünf lutheriſche Prediger der Reſidenz, Wilhelm Zimmermann, Ph. Felſenius, Dion. Ehem, Conrad Lauterbach und Joh. Schad, in ihrem Amte ungeſtört geblieben; vorſichtiges Schweigen hätte ſie wohl gerettet, da ſie aber fortfuhren, in polemiſchen Schriften das Verfahren der Regierung anzugreifen und dem Toleranzmandat ſich zu widerſetzen, ward auch ihnen (17. Juli) aufgekündigt. Die Univerſität und die lutheriſchen Bürger erblickten darin mit Recht den Untergang ihrer Confeſſion; ſie beriefen ſich auf die früher verſprochene Duldung, aber ihre wiederholten Bittſchriften [38]) fanden kein Gehör mehr. Die Vermittlung war jetzt aufgegeben und der von Ludwig VI. betretene Weg der kirchlichen Verfolgung eingeſchlagen. Es iſt charakteriſtiſch, daß die jetzt vertriebenen Lutheraner niemals auf den Gedanken kamen eine Parallele zu ziehen mit der Reaction von 1577 und deßhalb auch die angebotene Duldung ausſchlugen. Wenn nun gleich die Revolution, die jetzt Johann Caſimir vornahm, dem Grundſatz nach von der Ludwigs VI. nicht abweicht, ſo war doch ihre Ausführung milder. Perſönliche Verhältniſſe wurden mehr geſchont, weltliche Beamte in ihren Stellen gelaſſen, auch die hartnäckigen Lutheraner an der Univerſität erſt allmählig entfernt; die Zahl der Pfarrer, die jetzt verjagt wurden, reichte bei weitem nicht an die Zahl derer, die Ludwig VI. verdrängt hatte [39]), und die Mehrzahl des Volks ward nicht, wie 1577 zu einem neuen

37) Tübing. Bericht S. 336.

38) Ib. S. 344 ff.

39) Vgl. Wundt Magaz. III. 194 ff. hat vortrefflich gezeigt, wie man ihre Zahl übertrieb. Auch die Geſchichte von dem Verſe an Johann Caſimirs Thüre

O Casimire potens servos expelle Lutheri
Ense, rota, ponto, funibus, igne neca

iſt eine Erfindung des erbitterten Sectenhaſſes. S. Wundts ausführl. Erörterung S. 187 ff.

Glauben gezwungen, ſondern erhielt nur die öffentliche Duldung eines Gottesdienſtes wieder, den ſie ſieben Jahre lang hatten im Stillen üben müſſen.

Wenn gleich der dogmatiſche Streit nichts weniger als beendigt war, ſo war doch die Hauptfrage, weß Glaubens das Land ſeyn ſolle, in der Pfalz faktiſch entſchieden. Wer vor acht Jahren durch Ludwig VI. als Ketzer war verjagt worden, kehrte jetzt zurück, um den zu erſetzen, der damals als Prediger der reinen Lehre gerufen worden war. Die Concordienformel, deren Verweigerung fünf Jahre zuvor manchen in ſeinem Amte bedroht, ward jetzt im entgegengeſetzten Sinne gefährlich; wer bei ihr beharrte, mußte ſeine Stelle aufgeben. Die öffentliche Bekanntmachung der frühern Kirchenordnung und der heidelberger Katechismus, welche im Anfang des Jahres 1585 erfolgte, waren Manifeſte des neu eingeführten Calvinismus.

Die Polemik fand daran freilich ſtets neue Nahrung. Als daher Pareus (1587) die lutheriſche Bibelüberſetzung in Neuſtadt a. d. H. abdrucken ließ, und das abkürzte und wegließ, was Luthers eigne Theologie anging und in den Gloſſen niedergelegt war, da erhob Jakob Andreä ſeine Stimme und richtete an den jungen Kurfürſten eine Streitſchrift, die zum Feindſeligſten und Maßloſeſten gehört, was die erbitterte Sectenpolemik in die Welt geworfen hat [40]. „Bubenſtück" und „Teufelstücke" ſind nicht die ärgſten Vorwürfe, die er den heidelberger Theologen macht; Calvinismus und Jeſuitismus ſind vor ſeinen Augen identiſch [41]. Pareus ließ es an einer Antwort nicht fehlen; bald war man auf die alten Differenzen reducirt, der würtemberger Sigwart ſtand für Andreä auf, gegen ihn erhob ſich wieder Pareus und das Gezänk nahm keine Ende [42].

---

40) „Chriſtliche treuherzige Erinnerung, vermanung und warnung vor der zu Newenſtatt a. d. H. nachgetruckten, verfälſchten und mit calviniſcher gotteslaſterlicher Lehr beſchmeißten Bibel. Tüb. 1589.

41) Vorrede der chriſtl. treuherz. Erinnerung und S. 70.

42) Pareus, Rettung der zu Neuſtatt gedruckten Bibel. Neuſtadt 1589. — Antwort auf die nichtige und kraftloſe Rettung. Durch J. G. Sigwart.

Auch politiſche Händel wurden durch die kirchlichen Veränderungen hervorgerufen. Der Streit wegen Ludwigs VI. Teſtament war noch nicht beendigt; die darin ernannten Mitvormünder pochten um ſo lauter auf ihren Anſpruch, je weiter Johann Caſimir ſeine reformirten Veränderungen durchführte. Zwei Reichsdecrete befahlen auch wirklich dem Pfalzgrafen, das Teſtament herauszugeben [43]), allein weder dieſer Befehl noch die verzögerte kaiſerliche Belehnung ſtörte ihn im Genuſſe ſeines Beſitzes. Seine indeſſen vorgenommenen Veränderungen (1584) brachte die Lutheraner bis zur Wuth; der Sectenhaß ſprach ſich auf die ärgerlichſte Weiſe aus. Am heftigſten geberdete ſich Pfalzgraf Richard, der Bruder Friedrichs III.; der alte Mann ging ſo weit, in den bitterſten Pamphleten ſeinen Neffen über die Mißhandlung des jungen Kurprinzen anzuklagen, und doch wußte Jedermann, daß, die calviniſche Richtung abgerechnet, Johann Caſimir ſeinen Mündel nach den Begriffen jener Zeit ſo trefflich als möglich erzog. Auch bei Würtemberg brach der lutheriſche Fanatismus ſehr ſtark hervor; da die an Würtemberg gränzenden Gegenden der Pfalz eifrig lutheriſch waren, war es beſonders verdächtig, daß man von dorther zweideutige Gerüchte über die Stimmung dieſer Gegenden wahrnahm, und Johann Caſimir war ſehr erſtaunt, zu hören, daß der Herzog von Würtemberg ſich mit dem Landgraf von Heſſen über die drohende Empörung der Pfälzer und deren Unterdrückung berieth. Der raſche Adminiſtrator hatte ſchon die Hand am Schwert, um den unbefugten Einmiſchungen des Nachbars feindlich zu antworten, als Würtemberg einlenkte und durch freundliche Unterhandlung den Sturm beſchwichtigte.

Der Reichsproceß ging ſeinen Gang fort; der unvergleichlichen Juſtiz deutſcher Reichsgerichte verdankte es Johann Caſimir,

---

Tüb. 1590. — Sieg der Neueſten Teutſchen Bibel. Von Pareus. Neuſtadt 1591.

43) Das kaiſerl. Decret vom 29. Aug. 1584. S. Acta Univ. XII. fol. 190.

daß man noch 1585 um formelle Punkte ſtritt [44]). Wäre nicht der pedantiſche Ernſt der deutſchen Juriſten jener Zeit über allen Zweifel erhaben, ſo wäre man beinahe zu dem Glauben verſucht, ſie hätten ein ſatiriſches Bild des deutſchen Gerichtsganges geben wollen; denn nachdem Repliken und Dupliken auf einander gefolgt, die pfälziſchen Juriſten wie ihre Gegner mit gewaltigen Deductionen herausgerückt waren, und der Kaiſer ſchon 1585 die dringenden Kläger auf ein „demnächſt" vertröſtet hatte, erſchien 1588 abermals eine ſchläfrige Erklärung der kaiſerlichen Commiſſarien, welche die Streitfrage auf einen künftigen Termin verſchob. Die Kläger ſetzten Alles in Bewegung, machten erſchütternde Schilderungen von dem Druck und dem Leiden der Unterthanen unter Johann Caſimir, und es erſchien auch wirklich (Aug. 1589) ein Decret gegen ihn; allein es hatte keine Folge, die Unterthanen fanden ſich unter dem Adminiſtrator zufriedener als je, und er regierte noch drei Jahre nach dem Decret, wie er ſechs Jahre zuvor regiert hatte.

Auch mit Worms hatte der Pfalzgraf einen Rechtsſtreit. Der gemeinſame Beſitz von Ladenburg, worin ſich die proteſtantiſche Pfalz und das katholiſche Bisthum theilten, hatte ſeit Otto Heinrich und Friedrich III. zu fortwährenden Irrungen geführt; ſchon 1566 war ja Friedrich, weil er ſein Bekehrungsrecht ungeſetzlich ausgedehnt, von dem Reichstag zu Augsburg zur Wiederherſtellung verurtheilt worden. So ward auch Johann Caſimir angeklagt (1588), einige Ladenburger zum Beſuch der reformirten Bürger gewaltſam angehalten zu haben und ein Reichsdecret verurtheilte den Adminiſtrator. Wahrſcheinlich blieb auch das nur auf dem Papier und man konnte auf eine ſtrenge Vollziehung um ſo weniger dringen, als gleichzeitig von den Katholiken viel gewaltſamere Reactionen ausgingen.

---

44) Häberl. XIV. 225.

§. 3.

Veränderungen im Unterichtsweſen.

Neue kirchliche Einrichtungen haben unter wenig Regierungen einen ſo durchgreifenden Einfluß auf das Schulweſen ausgeübt, als unter Johann Caſimir; zugleich ſind die meiſten ſeiner Schöpfungen nicht etwa von ephemerer Dauer geweſen, ſondern haben in ihren Grundlagen auf längere Zeit hinaus fortgedauert.

Die Univerſität, ſeit der Einführung der Concordienformel von allen lauen und ſchwankenden Elementen gereinigt, beſtand, als Ludwig VI. ſtarb, aus getreuen Hütern des lutheriſchen Glaubensbekenntniſſes; ihre Orthodoxie und ihr kirchlicher Eifer war größer als ihr literariſches Renommee. Seit der Verdrängung der reformirten Lehrer (1580) hatte die Bedeutung Heidelbergs nach Außen ſich ſehr gemindert; es war nicht mehr wie früher die Bildungsſtätte für das calviniſche Europa. In der juriſtiſchen Fakultät ſind Caspar Agricola, Val. Forſter, Euſt. Ulner, M. Englin, in der Medicin Ludwig Gravius, Georg Stahel, Dan. Möglin zu nennen; die philoſophiſche beſtand bei Johann Caſimirs Regierungsantritt aus Rud. Schlick, Georg Fladung, Joh. Pappius, Mich. Mößlin, Georg Clemin und Seb. Bloß [45]). Faſt alle ohne Ausnahme waren aus Sachſen oder Würtemberg und man hatte bei ihrer Berufung hauptſächlich nach der kirchlichen Orthodoxie gefragt. Johann Caſimir ſchien anfangs entſchloſſen, die Univerſität in ihrem Zuſtande zu belaſſen, wenigſtens that er keinen Schritt zu einer plötzlichen oder gewaltſamen Umwälzung. Aber die theologiſche Facultät, die verwaist war, mußte im reformirten Sinne beſetzt werden, und ſo wurden (14. Juli 1584) Georg Sohn und Grynäus, der zu jener bekannten Disputation beſchriebene baſeler Theolog, zu Profeſſoren ernannt [46]); ſchon dabei widerſtrebte

---

45) Acta XII. fol. 121 b.

46) Acta XII. fol 167. 168.

die lutheriſche Univerſität, noch viel mehr, als Pithopöus und Wittekind, vor vier Jahren verjagt und ſeitdem am Caſimirian zu Neuſtadt angeſtellt, jetzt in ihre alten Stellen zurückkehrten. Die Stellung der gelehrten Corporation zur Regierung war eine feindſelige zu nennen; in der bekannten Teſtamentsgeſchichte nahm ſie vor Gericht förmlich Parthei gegen den Adminiſtrator und ſeine Rathgeber [47]). Das konnte denn nicht ohne Folge bleiben, und allmählig wurde das ganze lutheriſche Perſonal zum Rückzug gebracht. Schon am 1. Juli hatte Fladung ſeine hebräiſche Profeſſur niedergelegt [48]), fuhr aber fort in der philoſophiſchen Facultät gegen die Regierung zu wirken; er veranlaßte (Jan. 1585) mit Ulner eine Proteſtation, der ſich auch Möglin und Pappius anſchloſſen; gern ergriff man von oben dieſe Gelegenheit, die vier Lutheraner (Febr.) zu entlaſſen [49]) und ihre Stellen mit Reformirten zu beſetzen. Jungnitz, Profeſſor der Logik, und Stenius für die Ethik kehrten von Neuſtadt nach Heidelberg zurück; der tüchtige Mediciner Smets ward ebenfalls vom Caſimirian nach Heidelberg gerufen; in die juriſtiſche Facultät wurden Jul. Pacius und Joh. Halbritter herbeigezogen [50]). Bald nachher legte auch Matth. Enzlin ſeine Profeſſur nieder, und der Adminiſtrator machte ernſtliche Verſuche, den Hugo Donellus von Leyden wieder nach Heidelberg zu ziehen (1585), man bot ihm eine wahrhaft glänzende Stellung und ſcheute weder Mühe noch Koſten; auch war er ſchon zum Wegziehen gerüſtet, aber die dringenden, beinahe gewaltſamen Vorſtellungen der Republik Holland hielten ihn zurück; dafür ward gleichzeitig Hippolitus a Collibus in die juriſtiſche Facultät berufen [51]), dem ſpäter 1589 Heinrich Kreffling nachfolgte. In die theologiſche Facultät traten nach Sohns

---

47) Acta Univ. XII. fol. 200.
48) Ib. XII. fol. 162.
49) Ib. XII. fol. 222 b.
50) Ib. XII. fol. 229—232.
51) Ueber alles dies Acta XII. fol. 274. 281—285.

und Grynäus Abgang, Toſſanus, Franz Junius und Jac. Kimedoncius ein; die mediciniſche ward (1589) durch Obſopöus verſtärkt [52]). Die lutheriſchen Profeſſoren ſuchten allmählig anderswo unterzukommen (ſo folgte Stahel 1585 einem Rufe nach Zweibrücken) [53]), und im Jahr 1588 waren nur noch Cleminius und Schlick, die Profeſſoren der Beredſamkeit und claſſiſchen Literatur, übrig. Sie laſen auch über Geſchichte; weil man aber ihre Wirkſamkeit beſchränken wollte, hatte ſchon ſeit 1584 Grynäus über Geſchichte leſen müſſen. Grynäus war indeſſen 1586 einem Ruf nach Baſel gefolgt, wohin ihn der Pfalzgraf ungern, aber mit aller ehrenvollen Auszeichnung entließ [54]), und ſo blieb man auf die beiden Lutheraner beſchränkt. Ihre Stellung gegenüber der reformirten Studentenſchaft war eine ſehr peinliche; Zeugniß davon iſt die Petition vieler Studirenden (Nov. 1588) worin um tüchtige Beſetzung der Geſchichte und claſſiſchen Literatur nachgeſucht ward. War ſchon dies beleidigend für die beiden lutheriſchen Profeſſoren, deren literariſche Bedeutung freilich nicht groß war, ſo mußte ſie es doch noch bitterer kränken, daß der Adminiſtrator auf die Bittſchrift einging und Pithopöus und Stenius, die frühern Lehrer, mit jenen Fächern beauftragte. Es war für ſie das Signal der Abdankung und damit war die Univerſität allen lutheriſchen Elementen verſchloſſen [55]).

Die Univerſität hatte in ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutung dadurch nicht verloren, denn ſo wie Johann Caſimir durch heilſame innere Einrichtungen das Wohl der Anſtalt bedachte [56]), ſo war auch ihre Blühte nach Außen durch die neuen Beſetzungen zu einem Glanze gelangt, wie ihn kaum eine Zeit, die Regierung Friedrichs III. ausgenommen, aufzuweiſen vermochte.

---

52) Ib. XIII. fol. 161 b. 162

53) Ib. XII. fol. 290.

54) Adami Vitae theol. 873.

55) Acta XIII. fol. 50. 53. 71.

56) Vgl. Acta XIII. fol. 57 ff.

Die Frequenz war auch unter Ludwig VI. nicht geſunken und jede neue Immatriculation zählte 150 bis 200 Studenten, aber Einzeichnungen wie die von 1584, die ſich auf 255 oder die 1585, die ſich auf 314 belief [57]), waren ſeit Gründung der Univerſität noch nicht vorgekommen. Die Menge junger Calviniſten aus ganz Europa, aus dem reformirten Adel, und den Fürſtenfamilien, wie ſie ſich jetzt in Heidelberg zuſammendrängte, überragte ſelbſt das, was man unter Johann Caſimirs Vater geſehen hatte, und dieſe günſtige Entfaltung ward auch durch innere Unruhen, wie z. B. das Jahr 1587 ſie brachte, auf die Dauer wenig geſtört.

Auch die mit der Univerſität verbundene Anſtalt, die Bibliothek, nahm unerwartet einen ſehr freudigen Aufſchwung; den größten Antheil daran hatte Ulrich von Fugger-Kirchberg und Weiſſenhorn. Von Jugend auf hatte er wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen mit größtem Eifer getrieben, alte Handſchriften geſammelt, ſie drucken laſſen, und ſo ausſchließlich ſein reiches Vermögen dazu verwandt, daß ſeine habſüchtigen Vormünder ihn der Verſchwendung bezüchtigten und ihm die Verwaltung ſeines Vermögens entzogen [58]). Er ging nach Heidelberg, wo er ſchon früher mit Otto Heinrich in lebhaftem Briefwechſel geſtanden und fand dort an Friedrich III. einen Freund und Beſchützer. Daher ſeine große Dankbarkeit gegen die Pfalz, ſobald er auf rechtlichem Wege zu ſeinem Vermögen gelangte; ihr ließ er reiche Stipendien, Schenkungen an die Armen und ſeine ausgezeichnete Bibliothek zu Theil werden, als er (1584) im achtundfünfzigſten Lebensjahre ſtarb [59]).

Auch in anderen wohlthätigen Schöpfungen und ihrer reichen Dotation ſteht Johann Caſimir keinem ſeiner Vorgänger

---

57) Matrikelbuch IV.

58) S. Kayſers hiſt. Schaupl. S. 53 f.

59) Auf der Univerſitätsbibliothek finden ſich noch mancherlei Fugger'ſche Papiere, auch Briefe und Aufzeichnungen über Augsburg. Vgl. Cod. pal. germ. 809. 834 und andere.

und Nachfolger nach. So ließ er ein neues Univerſitätsgebäude erbauen (ganz in der Nähe des heutigen)[60]), das erſt im Jahre 1693 den franzöſiſchen Mordbrennereien erlag. Als „Quelle und Pflanzſchule der rechtgläubigen Lehre, der Gelehrſamkeit und Beredſamkeit, den Nachfolgern als Beiſpiel zur Nacheiferung und als Beweis ſeiner Sorge und Freigebigkeit für die Hochſchule", ſo wollte nach einer Votivtafel der Stifter das neue Gebäude angeſehen wiſſen. Unter ſehr frohen Erwartungen beging man daher das zweite Jubelfeſt der Univerſität (1587), und die nächſte Regierung wenigſtens hat die Hoffnungen, die man damals ausſprach, nicht getäuſcht[61]). Das neuſtadter Caſimirianum ward jetzt als Hochſchule überflüſſig, aber als **Gymnasium illustre** hat es zu Ehren ſeines Stifters noch lange fortbeſtanden.

Neben der Univerſität beſtanden zugleich das **Collegium Sapientiae**, das Pädagogium und die Neckarſchule, alle drei von den wechſelnden Einflüſſen der religiöſen Umwälzungen mehr oder weniger berührt. Unter Ludwig **VI.** hatten die Schüler des Sapienzcollegiums und Pädagogiums, weil ſie dem Lutherthum widerſtanden, die Anſtalt verlaſſen müſſen; jetzt wiederholte ſich daſſelbe mit den lutheriſchen Lehrern und Schülern, welche nicht reformirt werden wollten. Doch verfuhr auch hier Johann Caſimir mit mehr Mäßigung als ſein Bruder; er verlangte nicht wie Ludwig **VI.** die unbedingte Annahme des Calvinismus, vielmehr ſollten ſie ſogar ihren lutheriſchen Prediger und Luther's Katechismus beibehalten, allein zugleich ward von ihnen als Zugeſtändniß gefordert, bisweilen reformirte Prediger zu hören und reformirte Zöglinge neben ſich in der Anſtalt zu dulden[62]). Man erſchrack aber ſchon vor der Berührung

60) Vgl. Wundt Geſch. der Stadt Heidelberg S. 118.

61) G. Sohn hielt damals die Rede de fundatione et conservatione Univers. Heidelb., die van Byler in ſeinen fasc. lib. rar. aufbewahrt hat. —

62) Alting h. eccl. p. 250.

mit den Ketzern und ſowohl die Zöglinge des Sapienzcollegiums als die vierzig Schüler des Pädagogiums nebſt allen Lehreern verließen die Anſtalten lieber, als ſie ihre Ueberzeugung opferten. Eine edle Tüchtigkeit der Geſinnung blickt ſelbſt durch den Fanatismus der Zeit hindurch.

Reformirte Lehrer, zum Theil die (1577) abgeſetzten, kehrten an die Anſtalten zurück; von neuem kamen Georg Sohn und David Pareus an das Sapienzcollegium, Johann Eberhard und Barthol. Stedler an das Pädagogium.

Eine andere Anſtalt, die ſogenannte Neckarſchule, verdient hier um ſo ausführlichere Erwähnung, als wir ihrer bisher nur flüchtig gedacht haben und Johann Caſimir zu ihren thätigſten Beförderern gehörte. Es war eine ſehr alte Anſtalt, die von ihrer Lage am Neckar den Namen führte und deren Zweck in dem vorbereitenden Unterricht fürs Pädagogium oder Gymnaſium beſtand. Außer Leſen und Schreiben wurden dort auch die Elemente des Lateiniſchen gelehrt [63]). Ein Magiſter **liberalium artium** war dort Lehrer und nicht unbedeutende Stipendien unterſtützten ärmere Schüler. Mit Otto Heinrich und Friedrich **III.** namentlich wurden dieſe ſehr erweitert. Caſimir ließ den Stiftungsbrief erneuern und dieſe Urkunde gibt uns einen klaren Blick in den damaligen Zuſtand [64]). Ludwig **VI.** hatte ſchon durch eine Verordnung (5. Nov. 1582) den Neckarſchulenfond theils ſelbſt erweitert theils durch ſtädtiſche Beiſteuer erweitern laſſen [65]) und namentlich die Stipendiaten

63) Sie ſtand an der Stelle, wo jetzt das Gutmannſche Haus an dem Brückenthor ſteht. S. Wundt Geſch. d. Stadt Heid. S. 371.

64) Eine handſchriftliche Copie dieſer Urkunde, die wir vor Augen haben, findet ſich in der Battiſchen Bibl.

65) Urkunde: Weilen Unſer freundlicher, lieber Bruder ſeeliger Gedechtnuß, darinnen nothwendige ordnung fürgenohmen, Erſtlich Burgermeiſter und Rath ein Anſehnliche Summa Gelts, zu erneuerung ſolches Schulbaues geſteuret, volgendt die zwölff Almuſen Jungen durch hochgedachten Unſern freundlichen lieben Herrn Vettern angerichte,

vermehrt; jetzt (21. Dez. 1587) erhielt die Anſtalt eine Anordnung, die bis zu den Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs in ungeſtörter Wirkſamkeit fortbeſtand. Es waren 36 frei unterhaltene Zöglinge, davon zehn aus der Stadt, vierzehn aus den kurpfälziſchen Landen und zwölf aus der Fremde, deren Aufnahme zunächſt auf Dürftigkeit ihrer Verhältniſſe beruhte. Außerdem befahl die Verordnung, zunächſt „auf der Kinder Geſchicklichkeit, wofern ſie die beſten ingenia haben“ aufmerkſam zu ſeyn; auch mußten ſie ihre Kenntniſſe wenigſtens für die dritte oder vierte Klaſſe fähig machen; „und es ſoll uf ihre studia in gemeine von den Inspectoribus derzeit mit ernſtem Fleiß geſehen werden, daß ſie den legibus und Statutis der Schulen ſich durchaus gemäß halten.“

Die Einkünfte beſtanden außer dem Ertrag des Schulfondes zunächſt in einer Unterſtützung von Seiten des Kurfürſten. Johann Caſimir namentlich erhob manchen alten Brauch hier zum dauernden Geſetz. So wurde an jedem Geburtstag von Seiten der Kurfürſten ſo viel Goldgulden gegeben, als ſie Jahre alt waren und die Stipendiaten bekamen aus der Hofküche ein kleines Speiſendeputat. Weil jedoch das tägliche Abholen dieſes Geſchenkes für die Schüler zu ſtörend und beſchwerlich ward, gab ihnen der Kurfürſt eine Entſchädigung an Geld und Naturalien [66]). Das allgemeine Almoſen verwilligte außerdem eine beſtimmte Summe, Rath und Bürgermeiſter „hatten die äußere Ausrüſtung und den Unterhalt des Gebäudes zu beſtrei-

---

vnd Begabet, mit ihren Zugeordneten gefällen zu der Neckhar Schulen geſtoßen auß ihnen gleichſam ein Corpus gemacht, vnd Ihrs Vnderhaltens, wie auch ſonſten guter Handhabe halber ein gewiſſe Fundation vnd Ordnung ꝛc.

66) „Haben wir zu Abwendung derſelben und erlaſſung des Hoffbeſuchens dafür bewilligt, daß jährlich geiſtl. Verfäll Verwaltung dieſes Schulen zum beſten, uf Ihr zimlich quittung, Jede fronfaſten 25 Gulden an Müntz, thut Jahrs 100 Gulden, Vnd auß Unſerer Mühlen Jährlichen 8 Malter gerohlten Gerſten, 2 Malter Erbſen, 2 Malter Linſen, 1 Malter Korn, 1 Simmern Weißmehl Vnd 1 Malter Habermehl, doch Alles nach merzahl Quartalien geliefert werden ſolle.

ten und auch die Heizung ward durch einen tüchtigen Beitrag aus dem Gemeindewald beſtritten. Auch auf andere Weiſe, z. B. durch wöchentliche Sammlungen, ward der Reichthum der Neckarſchule nicht wenig vermehrt.

Außer den Lehrern hatte die Anſtalt ihren eigenen Oeconomen und vier Inſpectoren, die aus dem Kirchenrath, dem Stadtrath, dem Presbyterio und den Diaconen genommen wurden[67]). In der ganzen Einrichtung ſpricht ſich die gewiſſenhafteſte Regſamkeit ſowie eine wahrhafte Freigebigkeit aus, von der kaufmänniſch knauſernde Zeiten kaum einen Begriff haben.

Hier mag auch ein Wort geſagt ſeyn über die franzöſiſch-reformirte oder walloniſche Gemeinde und ihr Schickſal unter Johann Caſimir. Es wurde oben erwähnt, wie unter Friedrich III. die Einwanderungen der Wallonen begannen und wie ſie, von dem reformirten Kurfürſten geſchützt, in der Rheinpfalz einen feſten Punkt gewonnen hatten. Auch in Heidelberg hatten ſie zwar keine Kirche aber doch einen Saal, worin ſie ihre gottesdienſtlichen Zuſammenkünfte halten konnten. Ludwig VI. ließ (1577) natürlich dieſen Saal ſchließen und die Wallonen wanderten zum Theil aus. Seit Ludwigs Tode ſcheinen ſie ſich wieder geſammelt zu haben, denn ſchon nach wenig Jahren ſuchten ſie bei Johann Caſimir um die Erlaubniß nach, eine eigene Gemeinde bilden zu dürfen. Er bewilligte ihnen (30. Januar 1586), Sonntag und Mittwoch in der Kloſterkirche franzöſiſchen Gottesdienſt halten zu dürfen, wobei der Prediger den Text ſich ſelbſt wählte. Jedoch mußte ſich der äußere Cultus, namentlich auch die Taufhandlung, nach deutſch reformirtem Ritus richten und ihre Geiſtlichen unter dem Kirchenrath ſtehen. Das verlangte die Einheit der Kirche, wornach Caſimir ſeit Vertreibung der Lutheraner nach Kräften ſtrebte. Auch ſollte kein fremdes Glied in die Gemeinde aufgenommen werden, ohne die beſten Zeugniſſe ſeines ſittlichen Wandels. Dafür ward aber der Pre-

---

67) S. die Verordnung, am Schluß.

diger auch von Seiten des Kirchenvermögens beſoldet [68]). **Jean de la Chasse** war der erſte Prediger dieſer Gemeinde.

Aber nicht Heidelberg allein empfand die wohlthätige Hand des Adminiſtrators; der Eifer, womit er das Schulweſen beſorgte, erſtreckte ſich bald über die ganze Pfalz. Die Trivialſchulen in den Oberamtsſtädten, die gewöhnlichen Dorfſchulen wurden in Folge der allgemeinen Reformation umgeſtaltet und bei dieſer Veranlaſſung mit mancher wohlthätigen Einrichtung verſehen. Eine der Schöpfungen Friedrichs III., die unter Ludwig VI. untergegangen waren, das Gymnaſium zu Neuhauſen, erſtand (6. Dez. 1585) von Neuem. Es bekam 4 Lehrrr und konnte 30 Alumnen und 30 Koſtgänger aufnehmen. Von dem Caſimirianum zu Neuſtadt a. d. H. wurde bereits geredet.

So war jetzt in allen Theilen der Pfalz vie denkwürdige Reformation erneuert; das kaum hereingedrungene Lutherthum hatte für immer ſeinen Halt verloren, und ohne beſondere Opfer, ohne große Mühe hatte das Volk die zum Theil ungern aufgegebene Lehre wieder angenommen. Nur in der Oberpfalz war die lutheriſche Majorität noch zu ſtark, als daß die calviniſche Reaction hätte Wurzel ſchlagen können. Schon zu ſeines Bruders Zeiten hatte Johann Caſimir in den ihm abgetretenen Stücken der Oberpfalz Verſuche gemacht, die reformirte Richtung einzuführen, aber ohne Erfolg. Reuber und Hartmann, zwei ausgezeichnete Juriſten des Adminiſtrators, wurden zwar (1587) nach Amberg geſchickt, um auch dort den neuen Glauben einzuführen; aber ihre Bemühungen ſcheiterten an der Glaubenstreue der Amberger, die man denn doch durch offene Gewalt zu brechen mit Recht ſich ſcheute. Zwar wurden nicht nur an dem Kirchenrath und an dem Pädagogium 2 Stellen mit Reformirten beſetzt, ſondern auch der Superintendent aus der Reihe der Reformirten genommen; allein es hatte nicht viel mehr Erfolg, als ähnliche Einrichtungen Friedrichs III.

68) Er bekam 120 fl. an Geld, 15 fl. für eine Behauſung, 1 Fuder Wein und 12 Malter Korn. Siehe Wundt Geſch. der Stadt Heid. S. 190, der es aus der Stiftungsurkunde ſelbſt entnommen hat.

§. 4.

Caſimirs auswärtige Verhältniſſe. Seine Verdienſte um die Verwaltung des Landes. Sein Tod.

Die Politik des pfälziſchen Hauſes ging ſeit Johann Caſimir wieder denſelben Gang, den Friedrich III. vorgezeichnet hatte. Wir haben oben Johann Caſimir als Pfalzgrafen von Lautern in ſeinen Verhältniſſen geſchildert vor Ludwigs VI. Tode, wir haben ihn als Partheiführer des deutſchen Calvinismus und in Verbindung mit Eliſabeth von England, den Oraniern und den Hugenotten in Frankreich geſehen. Von dem Augenblicke an, wo er die Verwaltung des Kurlandes antrat und ſeine Reformation ſiegreich durchſetzte, mußte auch die Kurpfalz mit in den Kreis jener Parthei hineingezogen und zu einer weſentlichen Stütze des Calvinismus gemacht werden.

Und das geſchah auch. Während das Lutherthum durch die Concordienformel ſeinen Sieg vollendet glaubte, die katholiſche Reaction unter Rudolfs II. Schutz ihr Haupt mächtig erhob, ward durch Ludwigs VI. Tod eine der mächtigſten Reichslande plötzlich von der lutheriſchen Parthei zur calviniſtiſchen hinübergezogen. Der Calvinismus ſtand aber dem Reichsoberhaupt und dem Hauſe Habsburg ganz anders gegenüber als das Lutherthum; ſeinem Urſprung ſchon waren die conſervativen Ideen fremd, die Luthers Reformation bezeichnen; politiſch namentlich hatte der Calvinismus aus ſeiner Wiege, der Schweiz, einen ſtarken Anflug antimonarchiſcher Tendenzen mit herüber gebracht und das hat ihn allenthalben mit dem Despotismus von oben in Conflict gebracht; man denke nur an Holland und England.

Von deutſchen Fürſten war bisher nur Heſſen und Anhalt, jenes durch Familienbande zum Theil, dieſes durch die religiöſe Uebereinſtimmung dem pfälziſchen Adminiſtrator gleichgeſinnt; da ſtarb (Febr. 1587) Kurfürſt Auguſt von Sachſen, eine der Hauptſtützen der Orthodoxie, und ſein Nachfolger Chriſtian I. folgte ziemlich offen calviniſchen Eingebungen. So war das reformirte Intereſſe, das man um 1580 ſeiner Stellung völlig

beraubt und aus kirchlicher wie politiſcher Gemeinſchaft herausgedrängt glaubte, nach ſechs Jahren zu einer Höhe gelangt, die es bald, freilich nur auf kurze Zeit, zur Seele aller antikatholiſchen Bewegungen machte. Während das Lutherthum ſich durchaus leidend verhielt, oder in gewohnter Anhänglichkeit an die Formen des Rechts und die Macht des Kaiſerhauſes im Falle des Widerſtandes alle Bedenklichkeiten aufs ängſtlichſte abwog, dehnte der calviniſtiſche Bund, zu dem England, Holland, die franzöſiſchen Hugenotten und die genannten deutſchen Fürſten gehörten, ſeine Wirkſamkeit bald weit über die Gränzen des confeſſionellen Gebietes aus und miſchte ſich überall da thätig ein, wo der Conflict zwiſchen der Mutterkirche und der abgefallenen zu blutigem Kampfe geführt hatte.

Das geſchah aber damals beſonders in Frankreich. Nach einem fünfundzwanzigjährigen unentſchiedenen Bürgerkriege hatte die heilige Ligue, die Vertreterin des ſpaniſch-päbſtlichen Intereſſes, wozu ſie ochlokratiſche Mittel nicht verſchmähte, von Heinrich **III.** den Tractat von Nemours (7. Juli 1585) erhalten, der mit einem Federſtrich alle religiöſe Freiheit der Reformirten vernichtete. Dabei konnten die deutſchen Reformirten, von denen ja Caſimir mehrmals an den franzöſiſchen Kriegen Theil genommen, nicht gleichgültig bleiben, ſie hatten auch die letzt vergangenen Zuſtände des franzöſiſchen Proteſtantismus nicht aus den Augen verloren. Schon im Anfang des vergangenen Jahres (1584) hatte Königin Eliſabeth ſich bemüht, durch Unterhandlungen mit Pfalz, Sachſen, Brandenburg, Braunſchweig, Würtemberg, Heſſen, Holſtein eine Allianz gegen die Ligue zu Stande zu bringen; damals war das Unternehmen nicht gelungen; jetzt aber wo die Gefahr ſichtbarer und dringender war, ſchien man zum Handeln eher bereit. Pfalz, Markgraf Joachim Friedrich von Brandenburg, Adminiſtrator zu Magdeburg, Joachim Ernſt von Anhalt und die Landgrafen Wilhelm und Ludwig von Heſſen ſchickten (am 10. Nov. 1585) ein Schreiben an Heinrich **III.**, worin ſie ihn mit Rückſicht auf die alte Freund-

ſchaftsverbindung und auf die früher den Hugenotten bewilligten Rechte baten, ſein Vorhaben aufzugeben.

In Deutſchland aber durchſchaute man proteſtantiſcher Seits damals ziemlich allgemein die Plane, die Philipp II. und der Pabſt mit Hülfe der Guiſen und der Ligue ins Werk ſetzen wollten. Man zweifelte nicht, daß es auf eine allgemeine Vernichtung des Proteſtantismus abgeſehen ſey. Auch Ludwig von Würtemberg, der dem Verlangen der engliſchen Geſandten ausweichend geantwortet, und den man wegen ſeiner Verhältniſſe zu Oeſterreich ſowohl wie ſeiner lutheriſchen Orthodoxie gewiß nicht oppoſitioneller Tendenzen beſchuldigen konnte, ſprach die Anſicht aus, wenn man in Frankreich mit den Hugenotten, in den Niederlanden mit den Guiſen fertig ſey, werde man auch an die Anhänger der augsburgiſchen Confeſſion in Deutſchland kommen [69]).

So dachten noch andere Fürſten, und im Angeſicht der wachſenden Gefahr hatten die Vorſtellungen Ségurs, des Geſandten Heinrichs von Navarra, mehr Erfolg, als früher die Englands und Dänemarks gehabt hatten. Daher brachte man (Anf. 1586) eine anſehnliche Geſandtſchaft zuſammen, an der außer den drei proteſtantiſchen Kurfürſten der Adminiſtrator von Magdeburg, Julius von Braunſchweig, der Herzog von Würtemberg, ferner die drei Landgrafen, Wilhelm, Ludwig und Georg von Heſſen, Joachim Ernſt von Anhalt und die Städte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Frankfurt Theil nahmen. Der Graf Friedrich von Würtemberg Mömpelgard und Graf Wolf von Yſenburg waren die Häupter der Geſandtſchaft.

Die Geſandten kamen im Juli nach Paris. König Heinrich III., der zu wenig moraliſchen Muth beſaß, ihnen offen gegenüber zu treten, war ihnen ausgewichen unter offenbar nichtigen Vorwänden. Man hieß ſie warten bis Oktober, was die beiden fürſtlichen Häupter der Geſandtſchaft ſogleich zur Abreiſe bewog. Die übrigen blieben, bis ihnen (12. Okt.) der

69) S. Häberlin Neueſte Teutſche Reichsgeſch. XIV. S. 373.

König endlich das gewünſchte Gehör bewilligte. Hilmar von Helmſtädt, der pfälziſche Geſandte, führte das Wort; er erinnerte an die früheren Verträge und warnte den König ſelbſt vor den Anſchlägen der ultrakatholiſchen Parthei. Heinrich III. antwortete ihnen heftig und bitter, weniger mit dem edeln Trotz einer guten Sache, als in dem hochmüthigen Tone kleiner Seelen, die ſich augenblicklichen Sieges bewußt ſind. Eben die richtige Erinnerung daran, daß er Werkzeug einer Parthei ſey, mochte den ſchwachen Mann bitter treffen; er dachte wohl auch an die Aufnahme die ihm (1573) an den reformirten Höfen Deutſchlands geworden war. „Er ſey Herr in ſeinem Lande, er wolle die Ketzer unterdrücken und der lüge, der von dem Bruche vorhandener Verträge und Verbindlichkeiten rede.“ Das Letztere ward auf grobe Art den Geſandten dann noch ſchriftlich zugeſchickt, ſo daß ſie, ſchwer beleidigt, die folgenden Tage St. Germain verließen.

Die Lage der Fürſten, die Theil genommen, war mißlich. Die Reformirten allein konnten, ohne wenigſtens die gemäßigte lutheriſche Parthei auf ihrer Seite zu haben, nicht handelnd auftreten; man hatte deshalb im März durch ein Colloquium zwiſchen Theodor Beza und Jakob Andreä noch einmal verſucht, die Gegenſätze zu verſöhnen; es hatte aber denſelben unglücklichen Ausgang wie alle Verſuche ähnlicher Art gehabt. Darum wandte ſich Pfalz und Heſſen jetzt an den Adminiſtrator von Magdeburg und fragten ihn um ſeine Meinung. Das ausführliche Gutachten, das er abgab, iſt ein ſchönes Denkmal kirchlicher Mäßigung. „Obſchon er der reformirten Lehre abgeneigt, ſo glaube er doch jetzt, wo es ſich um Höheres handle, davon abſehen zu müſſen. In einem Augenblick wo die ganze päbſtliche Macht ihre Hülfsmittel aufbiete, den Proteſtantismus zu vernichten, ſolle man den Theologen Schweigen gebieten und über Unbedeuterem nicht das allgemeine Intereſſe der Gewiſſensfreiheit vergeſſen. So werde es möglich, Deutſchlands Ein-

70) S. Thuan. lib. LXXXV. LXXXVI.

heit und Größe wieder herzuſtellen, die Geſandten des deutſchen Volkes, vor dem ſich einſt alle andern gebeugt, müßten ſich dann nicht mehr ſchnöde abfertigen laſſen. Er könne daher nicht abſehen, warum man die Hand gänzlich abziehen und ſich nicht vielmehr beſtreben wolle, die Ehre Gottes zu befördern, dem Satan ſein Reich zu zerſtören und die alte Hoheit, Furcht und Schrecken der deutſchen Nation wieder aufzurichten."

Dieſe Ideen fanden bei einer vom Sectengeiſte durchdrungenen Zeit wenig Eingang; Johann Caſimir blieb auf ſich allein beſchränkt. Er ſammelte (1587), im Einklang mit Heſſen, ein Heer, das gegen 15,000 Mann ſtark war und vom Burggrafen Fabian von Dohna commandirt ward. Im Juli drangen ſie in Frankreich ein, aber Dohna war dem Feldherrntalent eines Guiſe nicht gewachſen, und nach einem unglücklichen Ueberfall (11. Nov.) eilte das Heer flüchtig nach Deutſchland zurück.

Wie dann Heinrich von Navarra auf Heinrich III. gefolgt war, widmete man den Angelegenheiten des franzöſiſchen Proteſtantismus neue rege Theilnahme. Ein engliſcher Geſandter warb für ihn in Deutſchland, der Kurfürſt Chriſtian von Sachſen gab Geld her, und es bildete ſich (1591) eine Heeresmacht, von Pfalz und Sachſen geſchaffen, die unter dem Commando des Chriſtian von Anhalt in Frankreich eindrang. Aber Geldmangel hinderte ihre Thätigkeit; im Herbſt ſtarb Chriſtian von Sachſen, im Winter Pfalzgraf Johann Caſimir, damit hatte der Feldzug ſeine Stützen verloren.

Von kaiſerlicher Seite ſah man alle dieſe Unternehmungen ſehr ungern, und Rudolf II. mahnte die Fürſten von allen kriegeriſchen Rüſtungen ab. Die andern katholiſchen Fürſten waren in Unruhe, der lutheriſche Philipp Ludwig von Neuburg ſuchte den Herzog von Bayern zu beſchwichtigen, indem er ihm von Allem Meldung that, was Johann Caſimir unternahm [71]). Lud-

---

71) Briefe im bayr. Reichsarchiv.

wig von Würtemberg, mit dem kaiſerlichen Hofe befreundet, fand für gut, die Subſidien, die er gab, zu verheimlichen.

Alle dieſe Beſtrebungen erlitten einen harten Stoß, als der junge Kurfürſt Chriſtian von Sachſen, der Freund des Calvinismus, auffallend ſchnell wegſtarb (Sept. 1591). Er war Johann Caſimirs genaueſter Freund; in des Adminiſtrators eigenhändigen Aufzeichnungen heißt er nur „mein Chriſtian." Die ganze glänzende Hoffnung im Bunde mit Brandenburg, Heſſen und Anhalt eine compacte proteſtantiſche Parthei bilden zu können, war durch dieſen Todesfall zerſtört; denn Sachſen fiel in ſeine paſſive Stellung zurück und ſowohl gegen das Syſtem als gegen die Perſonen, die unter Chriſtian dominirt hatten, begann eine gewaltſame, häßliche Reaction.

Neben dieſer weitverzweigten Thätigkeit Johann Caſimirs in auswärtigen Verhältniſſen blieb das Innere keineswegs vernachläſſigt; vielmehr ward er in allen Zweigen der Verwaltung als ein vortrefflicher Regent geprieſen. Mit ſeiner militäriſchen Thätigkeit gegenüber dem Ausland hingen zunächſt die Anſtalten zuſammen, die er zur Landesvertheidigung traf. Es ward zur Sicherheit des Landes eine Art Miliz gebildet, die bei plötzlichen Ueberfällen zur Hand war; zu demſelben Zwecke baute der Adminiſtrator auch ein ſtattliches Zeughaus.

Am wohlthätigſten waren die friedlichen Schöpfungen von Johann Caſimirs Verwaltung. So entſtand (1588) eine Einrichtung, die gegen plötzlich einbrechende Noth und materiellen Druck eine treffliche Schutzwehr bot, die ſogenannten Nothſpeicher. Es wurde theils von Erbſchaften, die an entferntere Verwandte fielen, theils von Diſpenſationen eine Taxe erhoben und von dieſem Gelde Fruchtvorräthe für die Zeiten der Noth angekauft; eine Einrichtung, die bis zu den Kriegszeiten des ſiebzehnten Jahrhunderts ſegensreich wirkte, und noch einmal gegen Ende des ſiebzehnten und am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erneuert worden iſt.

---

72) Cod. pal. 768 fol 38.

Eine andere Stiftung, die von Johann Caſimir ausging, war ſchon früher angeregt aber nicht vollendet worden. Schon Friedrich III. hatte aus einem Nonnenkloſter zu Handſchuhsheim, deſſen Nonnen er mit einer Penſion abfand, ein Waiſenhaus zu gründen angefangen; Johann Caſimir gab jetzt dem begonnenen Werke die Vollendung [73]). Eine Schaffnersfamilie hatte das Aeußerliche und Oekonomiſche zu überwachen; der Unterricht, die Erziehung der Knaben und Mädchen war getrennt; erſtere beſorgte ein Mann, welcher der „Kindervater" hieß, letztere eine ehrbare betagte Wittwe, die „Kindermutter", welche auch die kleinen und unmündigen Kinder pflegte und die mütterlichen Geſchäfte in Bezug auf Kleidung, Eſſen und dergleichen zu beſorgen hatte. Waren die Knaben erwachſen, ſo ſtanden ihnen, je nach ihren Talenten, die verſchiedenen Lebensbahnen offen; vom Bauernknecht bis zum Handwerker, Schreiber, Gelehrten konnten ſie es durch die Unterſtützung der Anſtalt bringen. Ein Mädchen erhielt bei ihrer Verheirathung zwanzig Gulden als Ausſteuer. Auch dieſe ganze Schöpfung ging mit ihrer biedern patriarchaliſchen Einfachheit ſpäter verloren, als man anfing, Steinmaſſen zu Prunkpaläſten aufzuthürmen und in Sandwüſten Prachtgärten anzulegen.

Die alte Frömmigkeit aufrecht zu erhalten, verordnete Johann Caſimir auch monatliche Bettage [74]); zu ſolchen Stunden „ſollte eine ganze Gemeine jedes Orts zuſammenkommen, dem allmächtigen, lebendigen Gott, der ganzen Chriſtenheit des Vaterlandes und Jedes beſondern Privatanliegen und Noth fürzutragen und durch ein geſammtes eifriges Gebet die begangene Sünde und derentwegen beſorgende Strafen und Landplagen abzubitten."

Ehe noch die Früchte ſeines Wirkens zur Reife gelangt waren, ſtarb Johann Caſimir (6. Jan. 1592), kaum neun und vierzig Jahre alt. Häuslicher Kummer hatte ſeine Geſundheit

73) Wundt Magaz. III. 205.

74) Verordn. vom 15. Nov. 1591. Bayr. Reichsarchiv.

mit untergraben, und ſeit einem halben Jahre verurſachten ſeine zerrütteten Kopfnerven ihm unſägliche Schmerzen. Der Tod ſeines Schwagers, Chriſtian von Sachſen, hatte ihn tief erſchüttert; oft rief er: „auch ich möchte aufhören und mit Chriſtus ſeyn, denn was ſollte ich länger auf Erden weilen, da der hinweg iſt, der mir für das Wohl der Kirche und des Vaterlandes der treueſte Helfer war.“ Er dachte daran, die Regierung niederzulegen; ehe es dazu kam, verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand ſo, daß er der völligen Erſchöpfung ſeiner Kräfte erlag. „Herr“, rief er in der Sterbeſtunde aus, „gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht, denn vor Dir iſt kein lebendiger Menſch gerecht“ [75]).

Als man ihn öffnete, fand man den Körper zerrüttet und einzelne Theile in völliger Auflöſung [76]). Die Leiche ward balſamirt und bis zum 25. Januar öffentlich ausgeſtellt; in einfacher Kleidung lag er da in einem hölzernen Sarg, Schwert und Reichsapfel zur Seite und in der Hand „ein Sträußlein von wohlriechenden Kräutlein.“ Mit großer Feierlichkeit und in Gegenwart vieler Fürſten fand das Leichenbegängniß ſtatt; die rühmlichſte Begleitung war für ihn der unverhüllte Schmerz der herzuſtrömenden Volksmenge, die ſein Andenken ſegnete [77]).

Neben Johann Caſimirs glänzenden Regenteneigenſchaften, die er in ſeinem Wirken für den Calvinismus, in ſeinen materiellen und geiſtigen Schöpfungen für das pfälziſche Land kund gegeben hat, wird ſeine Perſönlichkeit in ſehr vortheilhaftem Lichte geſchildert. Seine heitere Stirn, ſagt der Zeitgenoſſe

75) Anger Leichpredig S. 15.

76) S. Ware Beſchreibung von dem tödtlichen Abgang ꝛc. Heid. 1592.

77) Sein Tod hat eine ganze Literatur hervorgerufen. Wir beſitzen Leichenreden von Anger, Copius, Kimedoncius, Strackius, Lupichius, Toſſanus und Quir. Reuter, worunter die beiden letzten hiſtoriſch von Belang ſind. Außerdem eine Gedächtnißrede von Zwengel (1614), ein lateiniſches Gedicht von Pithopoeus (Lacrimae in obitum praematurum), von Joh. Calvinus, von G. Remus poetiſche Klagreden, einer Menge kürzerer Gedichte, Epitaphien und fliegender Blätter nicht zu gedenken.

Reuter, und ſein gewinnendes Weſen erfüllte ihn mit Anmuth; Niemand, der mit ihm geſprochen, ging traurig hinweg. Man konnte von ihm ſagen: wer Dich nicht gekannt, wünſchte Dich zu kennen, und wer Dich gekannt, ward von Liebe zu Dir erfüllt. Eine andere alte Quelle [78]) charakteriſirt ihn kurz ſo: In Annehmung ſeiner politiſchen Diener ſah er nicht ſo ſehr auf die ſtattlichen Geſchlechter, als auf die Qualitäten, beſuchte die Kirche und die Kanzlei fleißig, achtet ſich keiner Zierde in Kleidung. — Johann Caſimirs Wahlſpruch war: Aufrichtig und beharrlich; man ſah auf Münzen dieſen Spruch ſymboliſch ausgeprägt und die Worte: constanter et sincere, von Oliven- und Palmzweigen umſchlungen.

Die raſch aufeinander folgenden Todesfälle Chriſtians von Sachſen und Johann Caſimirs hatten im reformirten Deutſchland einen tiefen Eindruck gemacht [79]); man ſah es als eine ſchlimme Vorbedeutung an für den bedrohten Proteſtantismus. „In die ganze deutſche Nation, ruft ein Prediger zu Caſſel aus [80]), iſt ein gefährlicher Riß gemacht, den wir Alle zu beklagen haben. Die Gerechtigkeit hat er in ſeinem Lande weislich verwaltet, von den armen Unterthanen die Supplicationen ſelbſt empfangen und entweder ſelbſt abgefertigt oder abfertigen laſſen. Die Wage der Juſtiz ward den Reichen wie den Armen gehalten; im Falle der Noth hat er die Unbeſchwerten contribuiren laſſen und den Beſchwerten Erſtattung gethan."

Die Ehe Johann Caſimirs mit Eliſabeth von Sachſen brachte ihm keine männlichen Erben; es blieb nur eine Tochter übrig, Dorothea (geb. 1581), die ſpäter die Gemahlin Johann Georgs von Deſſau ward. Schon der Mangel eines männli-

---

78) Cod. bav. 1655. fol. 39.

79) In der Rede von Lupichius heißt es:

Zwey C wir bald verloren han,
Pfaltz Caſimir, Sachs Chriſtian,
Groß Creutz thut es bedeuten.

80) Rede von Stradius. Heid. 1592. S. 4. 26.

chen Nachkommen trübte das eheliche Glück; es kamen aber noch andere ſtörende Verhältniſſe hinzu, über die uns ein unterrichteter Zeitgenoſſe mit abſichtlicher Dunkelheit eine Andeutung gibt [81]).

Die Thätigkeit des Adminiſtrators war durch ſeine Staats- und Kirchenhändel ſo abſorbirt, daß er wenig Zeit zum Vergnügen fand; ſeine Lieblingsbeſchäftigung war dann meiſtens die Jagd und er hat über das Wildpret, das er jährlich erlegte, pünktlich Buch geführt [82]). Am liebſten pflegte er mit gelehrten oder politiſchen Notabilitäten Umgang; obwohl er ſelbſt mehr zum Feldherrn und Staatsmann, als zum Gelehrten gebildet war, hatte doch die Wiſſenſchaft einen großen Beſchützer an ihm und gegen Niemand bewies er ſich ſo freigebig, als gegen Gelehrte [83]). Seine weitverzweigten Verbindungen brachten ihn mit vielen Perſonen in Berührung und er kannte eine Reihe der intereſſanteſten Menſchen ſeiner Zeit durch näheren Umgang. Sein Stammbuch [84]), mit dem Wahlſpruch: „Constanter et sincere", geſchmückt, enthält eine reiche Zahl bedeutender Namen aus den fürſtlichen Geſchlechtern, aus dem Adel, dem Gelehrten- und Beamtenſtande, die ſich dort durch ſinnige Sprüche verewigt haben. Wir finden da ſeinen Vater mit dem Wahlſpruch: „Herr nach deinem Willen", ſeinen Bruder Ludwig VI. mit dem beſcheidenen Motto: „All Ding zergänglich"; auch der große Wilhelm von Oranien ſteht dort mit ſeiner ſtolzen Deviſe: „Je maintiendray."

Johann Caſimir machte in dem Umgang ſtaatsmänniſcher Talente am liebſten ſeine Schule; mit durchdringender Betrach-

---

81) Tolmidas bei Riesm. p. 139. In ſeinem Tagebuch (Cod. pal. 768) notirt er (fol. 33) unter den Punkten, worüber er an Heſſen ſchreiben will: les maulnais tours de ma femme. — Eliſabeth ſtarb 1590.

82) Eigenhändige Handſchrift Cod. pal. 769. Vgl. Pfälz Archiv zu Carlsruhe („Jagdweſen").

83) Aus dem Verzeichniß von Kleinodien und goldenen Bechern (Cod. pal. 837) geht hervor, daß er die Mehrzahl an Gelehrte verſchenkte.

84) Cod. pal. 606. 607.

tung faßte er die politiſchen Erſcheinungen ins Auge und ſeine Combinationen wagten ſich an die wichtigſten Fragen der europäiſchen Politik. Es liegen handſchriftliche Notizen vor uns, die er ſelbſt niedergeſchrieben [85]), woraus die weite Ausdehnung und das vielfach Verſchlungene ſeiner auswärtigen Thätigkeit hervorgeht. Oft ſind es Reflexionen über die nächſte politiſche Zukunft; „da der Kaiſer, heißt es vom Hauſe Habsburg, die Augen zuthun wird, ſpringt Ungarn ab, Böhmen iſt ſchwierig, Oeſtreich, Krain und Kärnthen malcontent.“ Er bemerkt, daß die franzöſiſchen Hugenotten und die Gegenparthei ſich um ihn bemühten, oder, wie er ſagt, täglich mit ihm practicirten; aber ſein Wunſch geht darauf hinaus, daß das Reich ſich der katholiſchen Politik Spaniens und des Pabſtes entgegenſtelle, dann müſſe man freilich, meint er, ein anderes Oberhaupt wählen. In ſeinem politiſchen Tagebuch ſind, oft nur in kurzen, hingeworfenen Sätzen, die Verwicklungen der Zeit und ſeine eigene Theilnahme angedeutet; die „Pfaffen“, die „Guiſianer“, die „Jeſuwider“ nehmen dabei eine weſentliche Stelle ein. Er zählt auf, wie ſeine Glaubensgenoſſen um der Religion willen „tribulirt“ würden, beklagt ſich, daß die geiſtlichen Kurfürſten ſich „chriſemen und ſchmieren“ ließen und klagt vielfach über des „Pfaffenwerks Praktik“. Die Kaiſerwahl, das Loos des Hauſes Habsburg, beſchäftigt ihn viel; er betont es ſehr, daß Habsburg, wenn es die Kaiſerkrone verliere, gewiß auch in ſeiner andern Macht erſchüttert würde. Aber es macht ihn beſorgt, daß man Niemanden aufſtellen könne; das Beiſpiel der päbſtlichen Politik gegenüber Heinrich von Navarra gibt ihm einen Beweis, wie man in Deutſchland verfahren würde, wenn es zur Wahl eines proteſtantiſchen Oberhauptes käme, „deßwegen, ſchreibt er, ein hohe Notturft iſt, ſich zuvor mit den benachbarten zu bereden, damit wir bei ihnen auf den Fall Beiſtand zu gewarten haben.“ Mit dem beſtehenden Regiment

---

85) Cod. bav. 2871 (Copie eines Cod. pal. im Vatican) und die eigenhändige Handſchr. Cod. pal. 762.

iſt er ganz unzufrieden; ſein Benehmen in Kirchenangelegenheiten, namentlich in der cölniſchen Frage, ſein Eingreifen in die ſtädtiſchen Händel und vieles Andere weist ihn darauf hin, daß der Proteſtantismus ſich durch eine künftige beſſere Wahl müſſe zu ſichern ſuchen. Die Jeſuiten, oder wie er ſie nennt „Jeſuwider", werden in ihrem ganzen vielverſchlungenen Thun und Treiben geſchildert und er weist ſich ſelbſt nach, wo ſie ſich überall feſtgeſetzt haben; große Combinationen, die ſich zunächſt auf die Erhebung Heinrichs IV. und den Sieg der Niederländer ſtützten, ſollten die Macht der ſpaniſch-habsburgiſchen Politik und das Gewebe der Schüler Loyola's zugleich durchbrechen.

Das Werk weiter zu führen blieb ſeinem Neffen und Nachfolger vorbehalten.

Vierter Abſchnitt.

Kurfürſt Friedrich IV. (1592—1610).

§. 1.

Jugend und Erziehungsgeſchichte.

Friedrich IV., der einzige überlebende Sohn Ludwigs VI., war am 5. März 1574 zu Amberg geboren; ſeine erſte Jugend empfand ſchon die wechſelnden Einflüſſe der kirchlichen Umwälzungen und es ſchien, als wollten beide ſich bekämpfende Partheien dieſen Knaben ſich zum Verfechter ihrer kirchlichen Prinzipien groß ziehen [86].

Sein Knabenalter fiel in die Herrſchaft des Lutherthums; ſeine Eltern gaben ihm den Andreas Pancratius und Joachim

86) Ueber die folgende Erziehungsgeſchichte ſ. Cod. pal. 310 und Moſers Patr. Archiv IV. 211. 344.

Strupp, zwei erprobte Lutheraner, zu Erziehern. Pancratius, früher Lehrer der Kurfürſtin, dann Leibarzt zu Darmſtadt, ward (im Nov. 1578) nach Heidelberg eingeladen und zum Erzieher des Kurprinzen beſtellt; er ſollte „fleißige Inſpection halten, damit derſelbe zuvorderſt zur Gottesfurcht und zum Gebet angewieſen, auch an den Katechismus gewöhnt und daneben zur Zucht und zu fürſtlichen Tugenden geleitet werde.“ In Pancratius Händen lag beſonders die Verpflichtung, aus dem künftigen Regenten einen ſymbolgläubigen Anhänger der Concordienformel zu erziehen; denn es war ihm noch beſonders eingeſchärft, den fünfjährigen Knaben recht in der augsburgiſchen Confeſſion und Luthers Katechismus zu inſtruiren.

Struppius, zu ſeiner Zeit ein Mann von literariſchem Ruf und in vielerlei Fächern bewandert, war mehr für das äußere Wohl des jungen Prinzen beſtellt; ſeine Thätigkeit war aber ſo vertheilt, daß nicht ſehr viel davon auf den fürſtlichen Zögling fallen konnte. Er mußte ein Land= Hof= und Reiſeapothekbuch, ein mediciniſches „Conſilienbuch“, ein Gartenbuch abfaſſen, er ſollte zugleich die Kunſtkammer, die Antiquitäten, das Münzcabinet des Kurfürſten in Ordnung bringen, und doch war der mit ſo glänzenden Aemtern Begabte in ſeinen häuslichen Angelegenheiten ſo beengt, daß er noch durch Privatpraxis und durch Zuſetzen ſeines Vermögens ſein Leben friſten mußte.

Pancratius ſollte über die Beſchäftigungen des Kurprinzen und ſeine vier Schulſtunden täglich die Aufſicht führen; er ſollte ihn von Schwören, Gotteslästern, ſchandbaren Worten und Geberden auch ſonſt allem Unweſen ernſtlich abwehren und in ſeinem Thun gute Ceremonien, Sitten und Geberden wie ſie jungen Herrn gebüren feſthalten. Das Lernen beſtand in den Anfangsgründen des Lateiniſchen und in Kirchlichem; Luthers Katechismus und die Predigt nahm eine Hauptſtelle ein. Den eigentlichen Unterricht beſorgte ein Präceptor, Leonhard Piſtor; ein Paar adelige Knaben waren die Mitſchüler und Geſpielen des Kurprinzen, während Pancratius im Allgemeinen das Geſchäft

des Erziehers zu beſorgen und gegen die wechſelnden Einflüſſe der Hofluft ſeinen fürſtlichen Zögling zu ſchützen hatte.

Als der Prinz das achte Jahr vollendet hatte (1582), mußte man den Erziehungsplan erweitern und die beiden Herrn, Pancratius und Strupp, wurden vom Kurfürſten um ein „Conſilium“ angegangen. Das Gutachten, das ſie abgaben, iſt ein merkwürdiges Document der Erziehungskunſt jener Zeit, und ein guter Beitrag zur Charakteriſtik der kurfürſtlichen Familie. Das theologiſche Weſen des Zeitalters, auf eine todte Schulweisheit baſirt, tritt mit ſeiner geiſtigen Enge kaum irgendwo ſo ſcharf hervor, als in dieſem Fragment der Fürſtenpädagogik im ſechzehnten Jahrhundert. Daß Ludwig VI., ſeine orthodoxe Gemahlin und ſeine hart lutheriſchen Rathgeber es ehrlich gemeint, iſt nicht zu bezweifeln; ob ſie aber den rechten Weg dazu eingeſchlagen, einen Mann fürs Leben, einen Fürſten zu bilden, das mag der Inhalt des Entwurfs ſelbſt zeigen.

Als weſentlich gilt natürlich, daß der „junge Herr ſowohl, ja mehr und gewiſſer als andre Leut wiſſen ſolle, was von Gott, ſeinem Willen und Weſen zu halten, wozu ſie von Gott erſchaffen?“ Dann folgt als Grundlage der geiſtigen Ausbildung die Wiſſenſchaft vieler Sprachen; das Motiv dabei iſt aber keineswegs aus der Betrachtung des Werthes humaniſtiſcher Studien hervorgegangen, ſondern nur aus der Rückſicht auf den politiſchen und äußerlichen Nutzen der Sprachen. Man müſſe, heißt es, oft mit auswärtigen Nationen handeln, in fremde Länder reiſen, und es würde übel anſtehn, wenn „über der Tafel, in Colloquiis und andern solennibus Conventibus, da man fremde Sprachen gebrauchet, ein Herr dabei ſitzt und nicht das Geringſte davon verſtehen, viel weniger dazu reden kann.“

Zum Dritten ſolle der Prinz „nicht unwiſſend ſeyn in andern freien Künſten, Muſik, Arithmetik, Phyſik, Geometrie und Aſtronomie, dieweil ſolche zum Theil zur Ergötzung des Gemüths, zum Theil zur Geſundheit, Regierung und Haushaltung nöthig ſind.“ Von den Rechten ſolle der künftige Regent „etliche“ Kenntniß haben, doch müſſe man ihm nur die

hauptſächlichſten und brauchbarſten Parthieen herauswählen. Geſchichte ſolle er ſtudiren wegen des praktiſchen Nutzens, damit er „ethica und politica exempla“ daraus lernen könne. Am Schluß kommt der Entwurf nochmals auf das religiöſe Element der Erziehung zurück, und zwar namentlich auf deſſen ſittliche Wirkungen. Der Prinz ſolle früh zur Zucht und Demuth gehalten und darauf hingewieſen werden, daß er ſich ſeines Standes nicht überhebe. Sanftmuth und Geduld, Keuſchheit und Reinheit, und die edle herrliche Tugend der Wahrheit ſolle ihm ganz beſonders eingeprägt werden. Dem Ganzen iſt ein Unterrichtsplan beigefügt für die einzelnen Jahre; grammatiſches Erlernen ohne geiſtige Anregung, eine Gedächtnißwiſſenſchaft ohne jeden formellen Werth und eine aus dem Buchſtaben geſchöpfte Kirchlichkeit bilden davon die Grundlagen.

Ludwig VI. ging zugleich ſeine beiden theologiſchen Miniſter, den Superintendenten Patiens und den Hofprediger Schechſius, um ein Gutachten an; auch der Kanzler Micyllus ſollte ſeine Meinung abgeben. Die Anſichten der beiden Theologen ſtimmen im Weſentlichen mit dem Entwurf des Pancratius und Strupp überein, und als Zionswächter der pfälziſchen Kirche legen ſie auf die gute Kirchlichkeit den größten Nachdruck; nur des Kanzlers Gutachten, obwohl von dem Geiſte des Zeitalters nicht frei, geht von einem höheren Geſichtspunkt aus und ſcheint zu begreifen, daß es ſich um die Erziehung eines künftigen Regenten, nicht eines pfälziſchen Kirchenrathes handle. Der Sohn des trefflichen Humaniſten Micyllus verläugnete ſeine Abkunft nicht; er will den jungen Prinzen in den freien Geiſt des Alterthums gründlich eingeführt ſehen. Die Studien ſollen mit Ernſt betrieben, aber der Zögling mit Arbeit nicht zu ſehr überladen werden. Der Prinz ſolle zum Manne gebildet, deßhalb auch der weiblichen Erziehung und Aufſicht nicht zu viel überlaſſen bleiben, und bei aller Achtung vor der religiöſen Erziehung wagt es der Kanzler doch, darauf hinzuweiſen, wie das übermäßige und ausſchließliche Leſen der Bibel dem achtjährigen Knaben nur wenig förderlich ſeyn könne.

Nach dem Rathe der Theologen erhielt der Kurprinz (1582) jetzt als Erzieher den Wolf von Wildenſtein; derſelbe war kein Hofmann, denn ſie meinten, es ſey beſſer, den Prinzen vom Hofweſen und was demſelben anhängt, abzuhalten. Nach altem Brauch ward demſelben zugleich ein kleiner Hofſtaat und ein Hofmeiſter beigegeben und dieſe Stelle dem Hans Chriſtoph von Benningen übertragen. Die Erziehungsweiſe, die ſie beide befolgen mußten, ſtimmte trefflich zu dem theologiſchen Geiſt des kurfürſtlichen Ehepaars und ſeiner orthodoxen Rathgeber.

Die Einrichtung des Unterrichts für den achtjährigen Prinzen [87]) iſt hauptſächlich ihr Werk; die kirchliche Pedanterie erdrückt jede freiere Bewegung. Eſſen, Trinken und Schlafen iſt ſo gut wie das Lernen und Beten auf Stunden und Minuten feſtgeſetzt; das Lernen ſelbſt fällt dem gewählten Stoffe nach oft mit dem Beten zuſammen. Das „Verhören" im Katechismus, oder in der Predigt, die der Prinz am Sonntag zweimal beſuchte, bildete einen Haupttheil des Unterrichts; alles iſt auf die ſteife Erziehung eines theologiſcheu Eiferers berechnet, dem jugendlichen Gemüth eine freiere Bewegung nicht zugeſtanden. Sogar die Erholungen ſind Tag für Tag berechnet, am Montag „ſchob er auf der Tafel", „am Dienſtag ſpielte er das Hüner- uud Füchſeſpiel", am Mittwoch Muſik, am Donnerſtag Armbruſtſchießen, am Freitag malte er, am Samſtag und Sonntag übte er ſich im Rechnen und ſang geiſtliche Pſalmen; denn auch das ſollte einem 8jährigen Knaben zur Erholung dienen! Auch für das Gebet war eine eigne Ordnung entworfen und wie bei den Kinderſpielen für jeden Tag ein beſtimmtes feſtgeſetzt [88]). Am vernünftigſten war ohne Zweifel die Eßordnung [89]); denn wenn auch das andre mangelhaft war, ſo wurde doch für die Verdauung des jungen Herrn geſorgt.

---

87) S. Moſer IV. S. 282 ff.

88) Moſer IV. 288 ff.

89) Ebendaſ. 290.

Wir haben hier den ſcharfen Gegenſatz zu der folgenden Zeit; ſeit dem ſiebzehnten Jahrhundert ward den Fürſten eine vornehm-frivole, franzöſiſch-leichtfertige, im 16. eine pedantiſch-kirchliche Erziehung gegeben; die erſte ſchuf ſie zu Adepten der franzöſiſchen Hofwirthſchaft im Stile Ludwigs XIV., die andere zu engherzigen, theologiſch-ängſtlichen Kleinigkeitskrämern. Dies tritt noch deutlicher hervor, wenn wir auf den Erziehungsplan der Pfalzgräfin Chriſtine, der Schweſter des jungen Prinzen, einen Blick werfen, welchen Joach. Strupp (1582) für die 9jährige Princeſſin entworfen hat. Der Erziehungsplan, der mit der Schöpfung Adams und Evas anfängt [90]), und durch ſalbungsvollen Schwulſt zur Sache ſelbſt kömmt, iſt von demſelben Geiſte dictirt, der über ſeinen engen theologiſchen Schranken alle weitern Forderungen des Lebens vergaß. Es war ſehr löblich, daß man die religiöſe Erziehung des Kindes nachdrücklich betonte, und es konnte gewiß nur nützen, wenn man ſie in allen weiblichen Arbeiten bis zur Küche herab üben ließ, wozu aber die ängſtliche Sorge für Nichtigkeiten und das Uebergehen von Gewichtigem? Daß das arme Mädchen, wenn es Morgens „im Namen der heiligen Dreifaltigkeit“ [91]) aufgeſtanden war, Latein lernen, dann nähen, ſpinnen oder ſtricken, ſpäter dabei viel in der Bibel und im Katechismus leſen und Pſalmen abſingen mußte, war gewiß eine Pedanterie, die nur einem theologiſchen Stubengelehrten in den Sinn kommen konnte. Der Geiſt der Kleinigkeiten, der Wichtiges überſah, die pedantiſche Beſchränkung, die ſich bis aufs Geringſte ausdehnte, geht durch den Plan hindurch und ging auch in die Erziehung des Kindes über. Der wohlmeinende Vater hatte einmal ſein Vertrauen Leuten geſchenkt, die ſehr fromm und ſehr orthodox, aber zur Erziehung höchſt unpraktiſch waren.

Im folgenden Jahre ſtarb Kurfürſt Ludwig VI., und die elternloſen Waiſen blieben jetzt ihrem Oheim überlaſſen. Es

---

90) S. 329 bei Moſer.

91) S. 333

läßt ſich denken, daß der klare und verſtändige Johann Caſimir den theologiſchen Gelüſten der bisherigen Erzieher ſehr ferne ſtand; er wollte in dem Prinzen das heranbilden, was einem künftigen Regenten noth that. Es blieben zwar die alten Erzieher bei ihm, aber in des Pfalzgrafen Lebensweiſe ward Manches geändert; er durfte ſich freier bewegen, auch wohl an der Tafel Theil nehmen und der ſteife Mechanismus des Betens, Lernens und Singens erhielt einen argen Stoß. Da richteten (13. Febr.) die bisherigen [92]) Erzieher eine Vorſtellung an den Adminiſtrator, mit bitteren Beſchwerden über Friedrichs Betragen, „der ſelbſt gegen ſeinen Oheim frech und muthwillig ſey“ und deſſen Grund ſie der veränderten Lebensweiſe zuſchreiben. Wahrſcheinlich iſt, daß dem Knaben die neue Erziehung beſſer gefiel als die klöſterliche Beengung, und daß er ſich gegen die bisherigen Zuchtmeiſter Unarten erlaubte; ebenſo wahrſcheinlich aber, daß den Herrn Erziehern bange ward, die Seele des jungen Prinzen möge ihrer theologiſchen Mache entzogen werden. Das fühlte der Adminiſtrator wohl, und ſprach es in den derben ſchlagenden Antworten aus, die er der Beſchwerde eigenhändig an den Rand ſchrieb. Klagten ſie über die nachtheiligen Einwirkungen auf ſeine Geſundheit, ſo befahl er: „man muß ihm einen eignen Medicus zuordnen, der Acht darauf haben ſoll“, beſchwerten ſie ſich über manche Unterbrechung in den überhäuften Lehrſtunden, ſo replicirte er: „Sie werden kein Doctor aus ihm machen, drum muß der Präceptor ihn auch mit Studio nicht überladen.“ Dem wiederholten Vorwurf wegen Beſuchs der Tafel ſetzte er eine derbe Antwort entgegen [93]), und der offnen Anklage, „des Prinzen Muthwille und Frechheit komme davon, daß ihn der Oheim zu viel um ſich gelaſſen“, ſah er in ruhiger Ueberlegung auf den Grund.

---

92) Moſer IV. S. 319 ff.

93) Inen iſt nur umb das gefreß zu thun vnd Ine beſtändig allein haben mögen. Moſer 323.

Die alten Lehrer wurden entlaſſen, ſchon weil überhaupt damals das Lutherthum verdrängt ward, und ein neuer Weg eingeſchlagen. Kirchlich ward der Knabe zum Calviniſten gebildet, geiſtig ihm ſo viel freie Bewegung, ſo viel Zuſammenhang mit dem Leben gelaſſen, als ſich von dem verſtändigen Sinne Johann Caſimirs erwarten ließ. Seine Lehrer waren Otto von Grünrad, Perbrant von Lingelsheim, Barthol. Pitiskus und Joh. Poſth; ſie unterrichteten ihn in den verſchiedenen Gebieten des Wiſſens (z. B. Poſth ſelbſt in anatomiſchen Dingen) und prägten ihm jenes Intereſſe und jenes Verſtändniß wiſſenſchaftlichen Strebens ein, das ihn in ſeinem Regentenleben ſo ausgezeichnet hat. Mehrere ſeiner Lehrer blieben auch ſpäter ſelbſt in praktiſchen Dingen ſeine Rathgeber, und als Kurfürſt gedachte er mit Dank des Verdienſtes, das ſich der Oheim um ihn erworben hatte. Die Lutheraner und die Theologen verbreiteten die lächerlichſten Gerüchte, aber es bleibt Thatſache: daß Friedrichs Regententüchtigkeit nicht von der kirchlichen Abrichtung jener orthodoxen Pedanten ſtammt, ſondern aus der praktiſchen und freieren Bildung, die ihm ſein Oheim geben ließ.

Des Streites, den die Vormundſchaft Johann Caſimirs erregte, wurde bereits oben erwähnt; die Anſprüche der Lutheraner blieben unbeachtet und der Oheim blieb Regent und Vormund bis zu ſeinem Tode.

Der junge Kurfürſt hatte an ſeinem Oheim, der ſelbſt ohne männlichen Nachkommen war, einen treubeſorgten Vater gefunden, und es iſt ein ſeltnes Glück der pfälziſchen Geſchichte, wie das ihre glänzenden Zeiten unter Friedrich I. und Johann Caſimir beweiſen, daß die vormundſchaftlichen Regierungen für Erziehung und Ausbildung ihrer Mündel faſt beſſer ſorgten, als es die väterlichen thaten. Es war für den jungen Fürſten eine ſchmerzliche Ueberraſchung, durch den frühen Tod Johann Caſimirs ſich von dem väterlichen Freunde und Führer getrennt zu ſehen; man ſah den kaum 18jähren Prinzen auf den Knieen zu Gott beten, er möge ihm in dieſer Verlaſſenheit beſondere Hülfe gewähren, die ſchwere Laſt zu tragen; und die Umſtände

waren auch ſo beſchaffen, daß er einer männlichen Kraft wohl bedurft hätte.

§. 2.
Streit über die Vormundſchaft. Amberger Händel.

Johann Caſimir war noch nicht beſtattet, der junge Kurfürſt hatte ſich eben erſt huldigen laſſen, da kam ein Agnat des pfälziſchen Hauſes und trat mit einer dem jungen Friedrich ganz unerwarteten Prätenſion auf. Richard von Simmern, der Bruder Friedrichs III., erſchien am 15. Januar in Heidelberg, und ſein zahlreiches Gefolge — er führte vierzig Reiter mit und ließ noch fünfzig nachkommen — ließ vermuthen, daß er Wichtigeres vorhabe, als einen Beſuch des Leichenbegängniſſes, wozu man ihn eingeladen. Zwei Tage nachher verlangte er eine perſönliche Beſprechung mit ſeinem Großneffen und trat nun mit einer weitläufigen Deduction hervor, die für ihn Vormundſchaft und Regentſchaft in Anſpruch nahm. Der junge Kurfürſt war freilich noch nicht ganz achtzehn Jahre alt; ihm fehlten aber zu dem von der goldnen Bulle beſtimmten Alter nur noch ſechs Wochen, und in ſechs Wochen, meinte er, würden Niemanden ein „großer Witz oder Verſtand zuwachſen". Allein um die ſechs Wochen war es dem Pfalzgrafen auch nicht zu thun; er ging noch weiter als Karls IV. goldne Bulle, und berief ſich auf eine Verordnung Kaiſer Siegmunds, wornach die Kuratel bis zum fünfundzwanzigſten Jahre dauern ſollte [94]). Friedrich IV. glaubte, die Verordnung Siegmunds ſei kein öffentlich anerkanntes und promulgirtes Reichsgeſetz, ſein Oheim und Vormund habe ja auch gegen Ende ſeines Lebens geäußert, ihm die Regierung abtreten zu wollen, und dafür ſpreche ja auch das Herkommen und das väterliche Teſtament. Mit dieſen Gründen bekämpfte man ſich zehn Tage lang, ohne etwas zu erreichen; Pfalzgraf Richard reiſte (28. Januar) ab, zwar nicht feindſelig, aber mit der Erklärung, ſein Recht weiter verfolgen zu wollen.

---

94) Dies iſt ſein Hauptargument. Die minder wichtigen Gründe ſ. Häberlin N. Teutſche Reichsgeſch. XVI. 295. 300.

Es war wohl weniger Herrſchſucht, was den alten Mann zu dem ſonderbaren Anſpruch bewog, als das lutheriſche Intereſſe, dem Richard von jeher eifrig zugethan geweſen war und dem er auch jetzt noch, wiewohl zu ſpät, Fürſt und Volk in der Pfalz zuzuwenden hoffte. Drum ſtand auch die ganze lutheriſche Parthei hoffend im Hintergrunde; man glaubte nicht, daß der junge Friedrich ſchon ſo feſt an dem Calvinismus hänge, und erwartete deßhalb ſeinen Uebertritt zur Concordienformel. Der ganze Streit nahm daher die Farbe eines kirchlichen an; des Pfalzgrafen Vertraute ſollten geäußert haben, man werde in Kurzem den Kurfürſten wegdrängen, die Calviniſten aus dem Lande jagen und „alles geiſtlich und politiſch Regiment in einen Haufen ſtoßen", und dergleichen wurde nun dem jungen Kurfürſten hinterbracht und ſteigerte ſeine Erbitterung.

Richard hatte ſich indeſſen wenige Tage nach ſeiner Abreiſe in einem ausführlichen Schreiben an den Kaiſer gewandt und ſich beſchwert, daß „ſein junger Vetter von den kurfürſtlichen Räthen und andern unruhigen Leuten beredet" die Selbſtregierung an ſich geriſſen, ihm allerlei „Schimpf und Unfreundſchaft" erwieſen und Anſtalten mache, ſeinen Anſpruch mit Gewalt zu behaupten. Er ſetzte offen hinzu, durch die Regierung Friedrichs **IV.** werde dem Calvinismus der Weg ins Reich geöffnet.

Aehnliches ward in einem officiellen Ausſchreiben wiederholt, das Richard am 9. Februar publiciren ließ; auch Friedrich ließ dann eine Gegenſchrift erſcheinen, ja er traf ſogar kriegeriſche Anſtalten, ſein Recht mit Gewalt zu ſchützen. Letzteres beſonders, ſeitdem ſeinem Geſandten vom Kaiſer die Belehnung mit der Kurwürde verſagt worden war.

Den lutheriſchen Fürſten, beſonders Würtemberg, Heſſen und Brandenburg, war die Sache keineswegs gleichgültig [95]).

---

95) S. über dieſes Sattler Geſch. von Würtemberg unter den Herzogen 5r Theil S. 128 ff.

Man wird ſich erinnern, daß Kurfürſt Ludwigs VI. Teſtament ihnen einen Antheil an der Vormundſchaft zuwies — ein neuer Antrieb, bei der Sache nicht kalt zu bleiben. Doch überwog diesmal die Friedensliebe und der Patriotismus jener Fürſten das confeſſionelle Intereſſe; ſie waren wohl geneigt, auf gütlichem Wege die Sache in ihrem Sinne zur Entſcheidung zu bringen, aber nicht durch durchgreifende gewaltſame Maßregeln den Frieden des Reichs und den Genuß gegenſeitig verbürgter Rechte zu ſtören. So ſchrieb Ludwig von Würtemberg, trotz der eifrigen Aufreizungen ſeines Lucas Oſiander [96]), an Kaiſer Rudolf einen höchſt vermittelnden, friedlichen Brief. Er erklärte ſich freilich gegen den um ſich greifenden Calvinismus, wollte aber bei allem dem Friedrich IV. von der ihm zukommenden Belehnung nicht ausgeſchloſſen wiſſen. Er und Georg Friedrich von Brandenburg ſchrieben an Friedrich ſelbſt, ſuchten ihn zu begütigen, machten Vermittlungsvorſchläge und dachten vielleicht auch, ihn noch für das Lutherthum zu gewinnen. Namentlich machten die Auftritte in Amberg, von denen unten die Rede ſeyn ſoll, ſie für ihr Lutherthum beſorgt; aber Friedrichs IV. Antwort (6. März) ſchnitt ihnen alle Hoffnung ab. „Er wolle zwar, ſchrieb er, nicht in Abrede ſtellen, daß er in ſeiner Kindheit zu D. Luthers Katechismus ſey angehalten worden; was er indeſſen damals von der Religion habe urtheilen können, möge man ſelbſt ermeſſen. Nachdem er aber hernach allein **aus der Bibel** und keineswegs aus den Katechismen des Luther oder Calvin ſein jetziges Glaubensbekenntniß und deſſen Grund ohne allen Zwang erlernet, und durch Wirkung des h. Geiſtes den Unterſchied zwiſchen Gotteswort und Menſchenſatzung eingeſehen hätte, ſo habe er ſich mit gutem Gewiſſen durch das hinterlaſſene Teſtament ſeines Vaters, dem er ſonſt als einem Sohn gebühre in ſeinen fürſtlichen Tugenden und an-

---

96) Man ſehe deſſen Bericht (wie ſich die Errores Sacramentariorum je länger je mehr herfür gethan), der vom 28. März datirt iſt, alſo ganz in dieſelbe Zeit fällt, bei Sattler a. a. O. in den Urkunden No. 24 a.

dern weltlichen Verordnungen gerne folgen wolle, hierin nicht länger wolle aufhalten laſſen, ſondern der Wahrheit Raum geben und auf des ewigen Vaters Teſtament ſehen müſſen."

Die bezeichnete Stimmung der Fürſten, der Widerwillen, nach ſo langen Kämpfen von Neuem die gehäſſigen Fragen anzuregen, dazu auch allerlei Verwirrungen, die anderwärts die Thätigkeit in Anſpruch nahmen, bewirkten, daß Richards Sache im Reiche keinen Verbündeten fand. Außerhalb des Reichs ſtanden aber England, Holland und Frankreich als mächtige reformirte Phalanx dem Pfalzgrafen im Rücken, und dieſe, namentlich die allzeit rührige Eliſabeth, blieben nicht ruhig. Sie wandte ſich an Kurſachſen, beſchwerte ſich über die gegen Friedrich IV. geltend gemachten Anſprüche und ermahnte die Lutheraner zum Feſthalten an der proteſtantiſchen Sache. So kam es, daß Richard nichts erreichte als einen Aufſchub; und (12. Auguſt 1594) wurde Friedrich IV. zu Regensburg mit der Pfalz feierlich belehnt.

Eine andere Angelegenheit, die aus ähnlicher Quelle entſprang, wirkte ſtörend ein auf die öffentliche Ordnung im Kurfürſtenthum. Die dauernde Oppoſition der Oberpfälzer gegen die Rheinpfalz, die in der Verſchiedenheit der Nationalität, der Confeſſion und der politiſchen Einrichtungen ihre Stütze fand, hatte ſeit Ludwig VI. eine drohende Wendung genommen; denn das Selbſtgefühl der Oberpfälzer war durch ihn geſteigert worden. Seine unverholene Vorliebe für ihr Lutherthum, für ihre ſtändiſch corporativen Einrichtungen ſprach er thätig aus, und der Landtag von 1579 brachte den ſtändiſchen Rechten der oberpfälziſchen Ritterſchaft neue Erweiterungen. Mit Ludwig verlor die Oberpfalz ihren eifrigſten Schützer; der alte Zwieſpalt zwiſchen Lutherthum und Calvinismus gelangte daher ſchon unter Johann Caſimir zu neuem heftigem Ausbruch. Johann Caſimir hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, allmählig die hartnäckigen Oberpfälzer zu bekehren; er forderte ſie deßhalb unter Strafandrohung auf, die reformirten Convente zu beſuchen, und dachte ſie ſo von der Concordienformel nach und

nach abzuziehen (1591). Die Amberger aber fügten ſich um ſo weniger, als die Spannung Johann Caſimirs mit den neben ihm ernannten Mitvormündern, namentlich mit Brandenburg und Würtemberg, ihnen zu Gute kam. Sie hofften dort einen Schutz und Vertreter zu finden beim Reich und Kaiſer. Der bedächtige, friedliebende Ludwig von Würtemberg, ſo eifrig lutheriſch er war, zeigte ſich aber ſo wenig wie Brandenburg geneigt, geradezu für Unterthanen gegen Regierung Parthei zu nehmen, und Alles, was er that, beſchränkte ſich auf ein Schreiben an den Kaiſer; Georg Friedrich von Brandenburg wagte nicht einmal das, er wandte ſich mit ſeiner Fürſprache direct an Johann Caſimir, den ſie doch als Adminiſtrator noch nicht einmal anerkannt hatten. Die Sache nahm indeß in Amberg bald eine andere Wendung. Der dortige Hauptprediger (Martin Oberndörfer) ſtarb, und die Regierung forderte die Amberger auf, einen neuen Prediger innerhalb vorgeſchriebener Friſt zu ſtellen, widrigenfalls die Regierung ſelbſt einen hinſetzen werde. Die Amberger ließen ſich einen Lutheraner aus Brandenburg kommen, der kurfürſtliche Vicedom aber, Philipp Wambold von Umſtatt, hinderte die Anſtellung, bis die Beſtätigung von Heidelberg käme. Während dem ging man aber in Neumarkt bereits mit dem Reformiren gewaltſam zu Werk, und der Statthalter ließ, als der Widerſtand fortdauerte, (6. Jan. 1592) die Stadt überfallen, beſetzen und als Drohung einen Galgen errichten. Beides trifft mit dem Todestage Johann Caſimirs gerade zuſammen.

Der Streit über die Vormundſchaft zwiſchen Richard von Simmern und dem jungen Kurfürſten gab ihrer Sache einen Anſchein von Recht; ſie ſchloſſen ſich an Richard an, und beide ſollen ſich gegenſeitig mit Geld unterſtützt haben [97]). Die Amberger griffen indeſſen zu den Waffen; ſie nahmen drei Wagen mit Kriegsvorräthen, welche die Regierung hatte kommen laſſen, in Beſchlag, und eine förmliche Emeute war die Folge. Zwar

---

97) Wiltmeiſter Amberg. Chronik S. 165 ff.

ſuchte der Rath zu vermitteln, auch der Kanzler, Rhading, war jetzt plötzlich biegſam und verſöhnlich geworden, und bat wenigſtens um Aufſchub von einigen Tagen, bis die Beſtätigung des Predigers von Heidelberg angekommen wäre. Aber die Bürger trauten nicht; eine Brücke, welche Stadt und Schloß verband, ſetzte ſie den Angriffen und Ueberfällen des Vicedom aus, es zog deßhalb die Maſſe der bewaffneten Bürgerſchaft hin und brach dieſelbe ab. Darauf verließen alle Mitglieder der Regierung Amberg, und damit war die Ruhe in der Stadt hergeſtellt.

Die Amberger waren im Ganzen ihres Haſſes noch ziemlich Meiſter geblieben; an andern Orten dagegen mäßigte man ſich weniger. In den nächſtfolgenden Monaten ſchon ward in Dürrſchenreid ein kurpfälziſcher Stiftshauptmann, Valentin Winzheimer, von der Bürgerſchaft ermordet; in Nabburg vergriff man ſich an einem Reformirten, Breitſchedel (6. Juli), und ging im Fanatismus ſo weit, dem ſchmählich Gemordeten das ehrliche Begräbniß zu verſagen. So war die Stimmung im ganzen Lande; Bürger wie Adel waren über die fremde Verwaltung unzufrieden; daß dieſe freilich ſelbſt dazu Anlaß genug gegeben, haben die erzählten Vorfälle bewieſen.

Man muß es Friedrich IV. zur Ehre nachſagen, daß er der Fürſprache Würtembergs und anderer Fürſten, auch ſeiner eignen Herzensgüte mehr nachgab, als den gehäſſigen Anreizungen ſeiner Räthe. Er erkannte das Unrecht ſeiner Beamten an und ließ die gereizten Bürger nicht entgelten, was der Uebermuth ſeiner Stellvertreter verſchuldet. In einem Reſcript vom 18. März verſprach er ihnen Duldung ihres Glaubens, Reform der Mängel im Hofgericht, Ordnung des Umgeldes und Entfernung der Truppen, ſobald die Ruhe hergeſtellt wäre [98]). Dem Lutherthum aber ganz freie Duldung zuzugeſtehen, dazu war ſein Sinn noch zu tief in den Vorurtheilen der Zeit befangen; er enthielt ſich zwar des gewaltſamen Reformirens,

---

98) S. Cod. bav. 1799. Münchn. Bibl.

konnte ſich aber doch nicht verſagen, bei den Ambergern, wogegen ſie doch einmal ihre Abneigung erklärt, auch reformirte Prediger eindrängen zu wollen. Neue Zerwürfniſſe mit den Oberpfälzern nahmen Friedrichs Thätigkeit ſeit 1596 in Anſpruch; wir kommen darauf zurück, da ſie uns zugleich in das ſtändiſche Leben der Oberpfalz einen Blick thun laſſen.

§. 3.

Auswärtige Verhältniſſe.

Nicht in der Pfalz allein, auch im übrigen Deutſchland waren die feindſeligen Elemente, welche die Reformation angeregt, in wilder Gährung begriffen. Die vage Deutung, die man den Beſtimmungen des Religionsfriedens von 1555 geben konnte, war ſchon oft Veranlaſſung geworden zu wilden Zerwürfniſſen, und ein ſchärferer Blick konnte ſchon damals die erſten Anfänge einer nationalen Umwälzung, wie ſie der dreißigjährige Krieg gebracht, wahrnehmen.

Wir haben oben berührt, wie ſich in dem cölner Handel die beiderſeitigen Intereſſen und angeblichen Rechte feindlich berührt hatten; ſeitdem war auch in Straßburg ein ähnlicher Streit ausgebrochen und drohte eine ähnliche Wendung zu nehmen. Auch dort waren die proteſtantiſchen und katholiſchen Mitglieder in Zwiſt gerathen. Man hatte die erſten vom Genuſſe ihrer Rechte abhalten wollen, Gebhard von Cöln und vertriebene Anhänger von ihm, die dort Einkünfte beſaßen, waren hinzugekommen, die Bürgerſchaft wurde der Mehrheit nach gewonnen und die Katholiken ſahen ſich bewogen, Straßburg zu verlaſſen. Zwei Domcapitel exiſtirten jetzt, ein proteſtantiſches in Straßburg, ein katholiſches in Zabern; jedes erklärte ſich für das rechtmäßige, beide wählten, als der Biſchof ſtarb, einen Nachfolger, die Proteſtanten Johann Georg von Brandenburg, die Katholiken Carl von Lothringen, Biſchof von Metz. Nicht lange beſchränkte man ſich auf Streitſchriften und Anklagen,

bald kam es zu einem Kriege, den die wilden Horden Carls von Lothringen blutig und verheerend genug machten [99]).

Die Sache war ganz auf dem Punkte angelangt, wie früher die cölner Frage; ſie hatte deßhalb für Friedrich IV. dasſelbe Intereſſe, wie es jene für Johann Caſimir gehabt hatte. Auch jetzt verhielten ſich die Lutheraner ganz paſſiv; ſie konnten ſich den unangenehmen Eindruck nicht verhehlen, den es auf ſie alle machte; allein ſie hingen zu feſt an dem conſervativen Princip, um einen Schritt thätiger Einwirkung zu wagen. Kurpfalz bewahrte ſeine früher ſich errungene Stellung; nach einem ſiebenjährigen Interregnum des Lutherthums hatte Johann Caſimir das alte Verhältniß der Pfalz, das Anſchließen an das reformirte Europa, an England, Holland und Frankreich wieder hervorzuheben gewußt und damit beide Gegenpartheien, den Katholicismus und die lutheriſchen Fürſten, im Schach zu halten geſucht. Heinrich IV. und Eliſabeth waren mit der Pfalz in Verbindung. Hätte ſich Johann Caſimir an ſeinem Mündel auch keinen ſo völlig gleichgeſinnten Nachfolger erzogen, ſo wären die Räthe des verſtorbenen Adminiſtrators, die den achtzehnjährigen Jüngling leiteten, Bürgen genug geweſen für das getreue Feſthalten an der hergebrachten Politik des pfälziſchen Hauſes.

So hatte man Friedrich IV. gleich im Anfang (April 1592), ehe noch durch die doppelte Wahl die Partheien ſchroffer geſchieden waren, von Straßburg aus angegangen, und Friedrich bezeugte ſeine Geneigtheit, ſich der Sache anzunehmen. Aber Ludwig von Würtemberg, an den er ſich zuerſt wandte, dieſer unerſchütterliche Vertreter des conſervativen Princips, dieſer eigentliche Held des paſſiven Widerſtandes, ſcheute ſich theils dem kaiſerlichen Willen mittelbar entgegenzutreten, theils machte ihn die Aufforderung des calviniſchen Fürſten und deſſen Ver-

99) Die ganze Streitigkeit mit allen Vertheidigungen, Für- und Gegenſchriften findet man ausführlich erzählt bei Häberlin N. T. Reichsg. Th. 17. S. 1 ff.

bindung mit den calviniſchen Domherren in Straßburg um ſeine lutheriſche Orthodoxie beſorgt. Erſt als die lothringiſchen Schaaren das deutſche Gebiet, darunter ſeine eigenen Beſitzungen, bedrohten, als Bayern ohne Bedenken der katholiſchen Sache Hülfe ſchickte, ſah er mit Beſtürzung, daß die lutheriſche Parthei in rühmlicher Gewiſſenhaftigkeit ſich von Neuem habe eine Angelegenheit aus den Händen winden laſſen, deren Neutraliſirung wenigſtens in ihrem Intereſſe lag. Jetzt fand er für nöthig, außer den Geſuchen, die er bei dem kaiſerlichen Hofe eingab, auch Rüſtungen zu machen, um ſich wenigſtens in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. In Gemeinſchaft mit allen proteſtantiſchen Fürſten energiſche Schritte thun, das wollte Ludwig deßhalb nicht, weil er dann das Ueberwiegende des pfälziſchen Einfluſſes, namentlich das Anſichreißen des Directoriums, fürchtete. Erſt als (Auguſt 1592) auch die übrigen lutheriſchen Fürſten für paſſend erachteten, ſich an den Kaiſer zu wenden, da konnte er ſich der Theilnahme nicht mehr entziehen. Ein Gutachten ſeiner Räthe [100]), woran L. Oſiander weſentlichen Antheil hat, warnt ihn zwar dringend vor den calviniſchen Umtrieben, räth ihm aber doch, ſich von den Schritten der übrigen Lutheraner nicht loszuſagen. Ludwig folgte, er ſchickte ſeine Geſandten nach Prag, mit dem ausdrücklichen Auftrag, nur eine „beſcheidene Fürbitte“ einzulegen, und ſah ſein Bemühen durch die kaiſerliche Ernennung eines Schiedsgerichts und die bald erfolgte Verſöhnung gekrönt.

Aber die Pfalz gab ihre Hoffnungen auf erweiterten Einfluß in Reichsangelegenheiten nicht auf. Der kaiſerliche Hof gab ihr ſelbſt die Gelegenheit dazu. Es waren eine Menge hochwichtiger Fragen zu erledigen; man hoffte, der nächſte Reichstag werde einmal für die fortdauernden Friedensſtörungen, die Juſtizverwirrungen und viele andere Erbübel deutſchen Weſens ernſte Abhülfe bringen. Gegen ſolche Forderungen der Nation hatte aber der Kaiſer ein altes Mittel; wie früher die römiſche

100) S. das Gutachten in Sattlers würt. Geſch. 5r Th. Beil. 24 b.

Kirche die Kreuzzüge, ſo hatten die Habsburger ſeit Maximilian die Türkenzüge als Ableiter benutzt für durchgreifende Verbeſſerungsvorſchläge. Auch jetzt, wo übrigens Rudolf **II.** ernſten Angriffen der Türken blosgeſtellt war, ſchrieb man (Jan. 1594) auf den nächſten April einen Reichstag nach Regensburg aus. Die dringenden Verbeſſerungen, klagte man allgemein [1]), ſollten alſo von Neuem liegen bleiben, ſtatt deſſen das Reich große Steuern erſchwingen, und um jedem Widerſtande vorzubeugen, eile man über Gebühr mit der Friſt zum Beginne des Reichstags.

Die Mißſtimmung der proteſtantiſchen Fürſten gab dem übereilten Ausſchreiben des Reichstags größere Wichtigkeit, als es urſprünglich beſaß, und die ſonſt unter ſich geſpaltenen proteſtantiſchen Fürſten verband jetzt ſchnell das gemeinſame Intereſſe.

Der junge Kurfürſt war entſchloſſen, in dieſen Verhältniſſen eine ganz ſelbſtſtändige und kräftige Stellung einzunehmen; wir ſehen das aus einem Gutachten, das ihm einer ſeiner Räthe für die damalige Lage der Dinge ausgearbeitet hat [2]). Die pfälziſche Politik ſollte zunächſt darauf ausgehen, die unentſchiedenen Fragen kirchlicher Art im Sinne des Proteſtantismus zum Ziele zu führen und die innern Angelegenheiten Deutſchlands, die man in den Hintergrund gedrängt, zu ordnen. Ehe das geſchehen, meinte jenes Gutachten, dürfe man der kaiſerlichen Politik keine Zugeſtändniſſe machen; der Türkenkrieg ſey ohnedies mehr eine öſtreichiſche als deutſche Angelegenheit; und die Zerreißung des einſt mächtigen Ungarns, der Vormauer Ger-

---

1) Daß alle proteſtantiſchen Fürſten, ſelbſt eifrig lutheriſche, ſo dachten, geht aus allen Quellen offenbar hervor; Kurpfalz benutzte blos die allgemeine Stimmung. Menzel (Geſch. der Deutſchen ſeit der Reformation V. S. 282) thut alſo Unrecht, wenn er das Ganze wie ein Complott, von der Pfalz feindſelig angeſtiftet, hinſtellen will.

2) Lünig Eur. Staatsconſilia I. 452 ff.

maniens [3]), welche Oeſtreich verſchuldet, habe dem Erbfeinde der Chriſtenheit den Weg nach Deutſchland geöffnet. Doch ſey es auch eine gerechte Strafe Gottes für das gottloſe Leben, deſſen ſich Proteſtanten wie Katholiken ſchuldig machten; ihre Uneinigkeit und ihr Mangel an Gemeinſinn werde jeden künftigen Krieg verhindern, wie die bisherigen. Prächtige Hofhaltungen, Jagden und unnöthige Kurzweil ſaugten die Länder aus; wenn die Kaſſen leer ſeien, müßte das arme Volk wieder belaſtet werden.

Dies Gutachten, in dem ſich Wahres und Treffendes genug findet, kann man als Inbegriff der pfälziſchen Politik betrachten. Mit dieſen Geſinnungen begab ſich (März 1594) Friedrich **IV.** nach Heilbronn, wohin ein Convent der proteſtantiſchen Oppoſition verabredet war. Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der Markgraf Ernſt Friedrich von Baden, die Markgrafen Georg Friedrich und Joachim Ernſt von Brandenburg, ja ſelbſt der eifrig lutheriſche Friedrich von Würtemberg waren dort anweſend oder durch Geſandte vertreten. Man verband ſich, „alle für einen Mann zu ſtehen" und die Intereſſen der Einzelnen gemeinſam zu verfechten. Dem Kaiſer ſollte kein Zugeſtändniß gemacht werden vor Erledigung der innern, namentlich der kirchlichen Fragen; dagegen bewilligte man dem König Heinrich **IV.** von Frankreich, der ſich erboten, in der ſtraßburgiſchen Sache mitzuwirken, eine Geldhülfe von 400000 Gulden [4]).

Es waren die Anfänge der ſpätern Union; in der Stellung zum Kaiſer, dem Hinneigen zum calviniſchen Ausland, wie ſie der heilbronner Abſchied vom 16. März ausſprach, ſind die verhängnißvollen Grundlagen jener guelfiſchen Politik zu erkennen, an welche ſich Erhebung und Fall des pfälziſchen Kurhauſes anknüpft. So gerecht einzelne Forderungen waren, welche die dort Verbundenen im religiöſen und politiſchen In-

---

3) Wem fällt nicht Polen ein?

4) Der unirten Proteſtirenden Archiv bei Londorp III. 509 f.

tereſſe ihrer Zeit ausſprachen, ſo ließ ſich doch nicht verbergen, welch gefährlichen Bau der Lenker des Ganzen, der zwanzigjährige Kurfürſt von der Pfalz, in jugendlichem Selbſtvertrauen aufzurichten unternahm. Er dachte daran, calviniſches und lutheriſches Intereſſe zu verſöhnen und eine compacte Macht des Proteſtantismus in Deutſchland zu bilden, und doch ſtieß er hier unter den Freunden auf Vorurtheile, deren Wegräumung noch in ſehr weiter Ferne lag, unter den Feinden rief er einen Widerſtand hervor, für deſſen Bewältigung er zu ſchwach war. Wie hatte nicht ſchon, zu Heilbronn ſelbſt, der Herzog von Würtemberg ſeinen Beitritt mit lutheriſcher Bedenklichkeit verclauſulirt; mit welchem Unmuth ſah man nicht in Sachſen einer Verſammlung zu, wo den Berathungen über proteſtantiſche Intereſſen ein calviniſcher Fürſt präſidirte!

So war denn die ganze Vereinigung ein todtgebornes Erzeugniß. Als der Reichstag von 1594 zuſammenkam [5]), ſchloſſen ſich zwar dem heilbronner Bunde noch andere, namentlich norddeutſche Fürſten an, und man überreichte eine lange Beſchwerde, wie ſie der getroffenen Verabredung entſprach; aber Sachſen war offen feindſelig, Würtemberg trotz ſeiner Unterſchrift fühlte wegen des Calvinismus fortwährende Gewiſſensangſt. Kurfürſt Friedrich IV. hatte ſich durch eine große Geſandtſchaft vertreten laſſen, und ſo lief die ganze pomphaft angekündigte Erhebung in müßige Schreibereien aus. Langweilige Deductionen für und gegen erſchöpften Geduld und Zeit, zuletzt ging man aus einander, ohne etwas mehr, als eine abſchlägige Antwort des Kaiſers, erreicht zu haben. Ihm wurden ſeine Geldforderungen bewilligt, und für Alle war nichts klarer geworden, als die Verwirrung im Lager der Proteſtanten. Man triumphirte auf katholiſcher Seite, und die jeſuitiſche Diplomatie glaubte ſchon damals die Rückkehr der verirrten Kinder in den Schooß des allein ſeligmachenden Papismus verkünden zu können.

---

5) Ueber das Folgende, Häberlin XVIII. S. 470–556.

Friedrich IV. ſelbſt hatte ſeinen Gedanken nicht aufgegeben; wir werden ſpäter erfahren, wie er den jetzt geſcheiterten Plan unter ſcheinbar günſtigerem Erfolge wieder aufnahm.

§. 4.

Die kirchlichen Verhältniſſe der Pfalz. Die Univerſität.

Wie Friedrich IV. nach Außen eine umfaſſende Bedeutung des Calvinismus zu begründen ſuchte, ſo ward auch im Innern ſeines Großvaters und Oheims kirchliche Schöpfung mehr und mehr vollendet; es bewährte ſich hier Friedrichs III. Ahnung über ſeinen Enkel: „Lutz wills nicht thun, Fritz wirds thun.“ Der lutheriſchen Engherzigkeit, die ihm ſeine früheſte Erziehung hätte geben müſſen, war er durch ſeines Oheims Einflüſſe los geworden; er trat ganz in ſeines Großvaters Fußſtapfen, und als man ihn (1594), wie einſt Friedrich III., beſchuldigte, einer im Reiche nicht erlaubten Glaubensform zu huldigen, antwortete er in ähnlicher freimüthiger Weiſe, wie jener auf dem Reichstage von 1566.

Der Kirchenrath ward in der Weiſe aus weltlichen und kirchlichen Mitgliedern beſtellt, wie früher zu Friedrichs III. Zeit. Unter den zehn Mitgliedern der Behörde beſaß Otto von Grünrad, aus einem edlen meißniſchen Geſchlechte, des Kurfürſten Erzieher, den größten Einfluß; er hat uns auch über den Zuſtand der Kirche in jener Zeit eine Handſchrift hinterlaſſen [6]). Grünrad war früher auch des Prinzen Moriz von Oranien Erzieher geweſen und hatte an der kirchlichen Umgeſtaltung in Naſſau, Hanau und Solms großen Antheil. Während ſeiner mehr als zwanzigjährigen Wirkſamkeit hatte er in allen kirchlichen Bewegungen der Pfalz den nächſten Einfluß, und von den officiellen Verordnungen, welche die Regierung in kirchlichen Dingen bekannt machte, ſind die meiſten ſein Werk geweſen.

6) Eigenhändige Auszüge daraus von F. P. Wundt in der Battiſchen Bibliothek 331.

Unter den Männern, die neben ihm wirkten, wird Abraham Scultetus ſpäter noch oft zu nennen ſeyn; Bartholomäus Pitiskus, ein bekannter ſchleſiſcher Theolog, der früher am Caſimirianum thätig geweſen und dem jungen Kurfürſten neben Grünrad Unterricht ertheilt hatte [7]), ſaß ebenfalls im Kirchenrath; von Einfluß war auch ein anderer Collège von ihnen, Melchior Anger.

Die alte Einrichtung der Kirche, wie ſie unter Friedrich III. geweſen, ward weſentlich beibehalten; wenn auch in einzelnen Beſtimmungen leichte Aenderungen eintraten, ſo wurde doch in der Regel nur das weiter fortgeführt, was Friedrich III. begonnen hatte.

Um der Kirche ihr innerliches Leben zu erhalten, hatte Friedrich III. die kirchlichen Convente und Synoden eingeführt; auch ſie wurden jetzt von ſeinem Enkel ſoviel wie möglich erneuert. Die Synoden ſcheinen zwar in keinen rechten Aufſchwung gekommen zu ſeyn, aber die Claſſenconvente wurden regelmäßig abgehalten und von einem der Kirchenräthe, Melchior Anger, pünktlich beaufſichtigt. Auch ward eine allgemeine Viſitation der Kirchen und Schulen vorgenommen und in deren Folge ein abgekürzter Katechismus bekannt gemacht (1598), dem der größere zu Grunde gelegt war. Endlich wurden jetzt in den Städten wie Dörfern die chriſtlichen Katechiſationen eingeführt, die zur Fortbildung der Erwachſenen dienen ſollten [8]).

Die theologiſche Bewegung auf den Kanzeln und in Streitſchriften dauerte indeſſen fort; ja ſie ward um ſo lebhafter, je feſter ſich der pfälziſche Calvinismus ſeine Stellung begründete. Der alte Streit zwiſchen David Pareus und den Lutheranern in Würtemberg war von Neuem aufgetaucht, ſeit der Gegenſtand des Kampfes, die neuſtadter Bibelüberſetzung, war (1591) von Neuem aufgelegt worden, und wenn ſich auch nicht mehr der

7) Adami vit. theol 837.
8) van Kyler I 219

wilde Andreä erhob, um, wie [9]) in der Dedication an Friedrich IV., die Ueberſetzung „mit calviniſchem Gift beſchmeißt" zu nennen und das Werk als ein Erzbubenſtück zu bezeichnen, ſo war doch der Streit, den diesmal Siegward gegen Pareus führte, in ſeinem Object weder gewichtiger, noch in ſeiner Haltung erbaulicher [10]).

Dieſer Streit hatte kaum geruht, als ein neuer bitterer Kampf die Heidelberger und Tübinger in die Schranken rief. Der Kirchenrath Marx zum Lamm hatte (1591) einen „Kurzen Bericht" gegen die Lutheraner und ihre Abendmahlslehre drucken laſſen, ein „Gegenbericht" von dem ſtuttgarter Probſt Johann Magirus war gefolgt (1592) und auch Marx hatte ſich wieder mit einer „Abfertigung" vernehmen laſſen. Jetzt ſtieß er in ein Wespenneſt; der ſtuttgarter Lutheraner ließ (1593) „eine nothwendige und wahrhafte Antwort auf die ſchmähliche Abfertigung" erſcheinen, die eine ziemlich vollſtändige Blumenleſe der gröbſten Schimpfwörter aus der belebten und unbelebten Natur enthält, und namentlich durch ihre Schimpfnamen aus dem Thierreich für complet gelten kann [11]). Wenn der pfälziſche Kirchenrath bittere und derbe Bemerkungen über den ſtuttgarter Probſt pfundweiſe ausgeſchüttet hatte, ſo gab ſie ihm der centnerweiſe zurück. Zugleich zog ein frankfurter Zionswächter des reinen Lutherthums, Daniel Schadäus, gegen die Pfälzer zu Felde; ſeine Schrift kann zwar auf die Palme der Grobheit, die dem Würtemberger gebührt, nicht Anſpruch machen, aber ſie iſt in jenem grauſigen theologiſchen Rothwelſch einer halb lateiniſchen, halb deutſchen, jedenfalls barbariſchen Sprache geſchrieben, an der

9) Chriſtliche trewherzige Erinnerung vnd Warnungen von Jacob Andreä. Tüb. 1589. Vorrede S. 2. 4. Im Jan. 1590 war A. geſtorben.

10) Sigward Antwort auf die Stellung D. Parei. Tüb. 1590. Pareus Sieg der Newſtadt. Bibel wider J. G. Sigwards Antwort. Neuſt. 1591.

11) Die Battſche Bibl. hat alle dieſe koſtbaren Documente zu Beurtheilung des theologiſchen Zeitgeiſtes mit dankenswerther Sorgfalt geſammelt.

ſich in jener Zeit die volksthümliche Friſche und Einfachheit der lutheriſchen Bildung verblutet hat. Wir könnten noch ganze Seiten füllen mit der Geſchichte der unerquicklichen Polemik, die ohne Anfang und Ende ſich bei jeder neuen Erwiederung nur mit verſtärkter Grobheit erneuert hat.

So erſchien 1594 eine förmliche Denunciationsſchrift, die den pfälziſchen Calvinismus beſchuldigte, mit der proteſtantiſchen Lehre im Widerſpruch zu ſtehen; gleich rührten ſich die heidelberger Theologen in einer detaillirten Gegenſchrift, worin ſehr fein jene Anklage als eine „unwahre, ungeſchickte und giftige Charteke" bezeichnet, und der baldige Untergang ſolcher Menſchen liebreich vorausgeſagt war. Auch der Katechismus von 1598 erregte eine ähnliche bittere Fehde.

Unter ſolchen Verhältniſſen gehörte viel Muth dazu, an eine Vereinigung der verſchiedenen Religionspartheien zu denken; und doch ſtrebten einerſeits die Katholiken darnach, die mit den Zwinglianern entzweiten Anhänger Luthers wieder in ihren Schooß zurückzuführen; anderſeits hofften die Calviniſten fortwährend, die Lutheraner würden ſich mit ihnen zu einem gemeinſamen proteſtantiſchen Intereſſe verbinden. So tauchten denn mannigfache Vorſchläge auf; der Jeſuitenzögling Maximilian von Bayern ſuchte ſeinen Nachbar, den Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, zu bekehren und wählte dazu ein Colloquium [12]) zu Regensburg (1601), das denn freilich einen eben ſo traurigen Ausgang genommen hat, wie alle theologiſchen Colloquien jener Zeit. Auch in der pfälziſchen Kirche waren Vereinigungsentwürfe nicht ohne Anhänger; Friedrich IV. ſelbſt förderte ſie, da ja ſeine Lieblingsidee, die politiſche Union, auf einer Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen beruhte. Der eifrigſte Anhänger war aber David Pareus, deſſen kirchliche Anſicht über den engen Wortzwang ſeiner theologiſchen Zeitgenoſſen hinausging, und der es ſich wohl möglich dachte, man könne dogmatiſche Abweichungen durch eine mildere Auffaſſung

12) Im pfälz. Archiv zu Carlsruhe finden ſich darüber Akten.

der Unterſchiede ihrer gefährlichen Spitze berauben. Schon ſeine Bibelüberſetzung, die ſo viel Lärm verurſacht hatte, ſollte eine Vereinigung vorbereiten; in einer Darſtellung des Calvinismus, die er (1595) herausgab [13]), beklagte er ſich, daß man ſtatt zu prüfen und zu forſchen, das Wort Calviniſt als Partheiſchimpfnamen zu gebrauchen ſuche. Das Büchlein war mit muſterhafter Ruhe geſchrieben und von der frohen Zuverſicht durchwärmt, daß zuletzt die Wahrheit doch auf dem Wege der Ueberzeugung ſiegen müſſe. Sein Wahlſpruch iſt Tertullians Satz, die Wahrheit habe ſich nur dann zu ſchämen, wenn ſie ſich verberge; ſein Zweck liegt in ſeinen eignen Worten: nun da man zu Streite kommen iſt, ſey das beſte, zu ſehen wie man wieder herauskomme.

Von dieſer freieren Anſicht ausgehend, kam er auf den Gedanken, den weſentlichen Streitpunkt lutheriſchen und calviniſchen Kirchenthums, wie er aus der Schule hervorgegangen war, auch wieder zur Schule zurückzuführen. Er ſchlug nämlich (1603) vor, für die Abendmahlslehre die beiden ſcholaſtiſchen Kunſtausdrücke essentialiter und substantialiter hinzuzufügen und dadurch den erſten Schritt zu einer Annäherung an die Lutheraner zu thun. Die heidelberger Geiſtlichkeit konnte ſich zu ſolchem Opfer nicht verſtehen, hatte auch vielleicht eine Abneigung gegen das Hereinführen von lateiniſchen Kunſtwörtern in eine klare Volksreligion; genug, ſie beſchwerte ſich, und der Kurfürſt gab in einer ausführlichen Verordnung ihrer Anſicht recht (1604); es ſollten ſolche Ausdrücke nicht gebraucht werden [14]). Der wackere Pareus ließ ſich dadurch nicht abſchrecken; ſchon 2 Jahre nachher gab er ſein Irenicum [15]) heraus, das auf eine Ver-

---

13) Summariſche Erklärung, der waren catholiſchen Lehr, ſo in der ChurPfaltz bey Rhein, vnd andern vom Bäpſtlichen Sawerteyg geſäuberten Kirchen geübet wird. Amberg 1595.

14) Das Aktenſtück bei Struve Pf. Kirchenh. S. 519 ff.

15) Irenicum sive de Unione et Synodo Evangelicorum conciliando liber votivus. 1606.

einigung aller Proteſtanten eifrigſt hinarbeitete; ſtatt den Unfrieden zu ſchüren, waren die Glaubensverſchiedenheiten der beiden Reformationsrichtungen abſichtlich als unbedeutend hingeſtellt, die übereinſtimmenden Punkte dagegen mit Nachdruck hervorgehoben. Er führte Beiſpiele von früheren Vereinigungen an und faßte überhaupt die Sache von dem Standpunkte aus, auf welchem ſie zwei Jahrhunderte nachher einer gereifteren Zeit gelungen iſt.

Die Stimmung ſchien günſtig; denn in demſelben Augenblick kam eine Schrift zu Tage, die unter dem Namen eines der bekannteſten lutheriſchen Kirchenhäupter, Lucas Oſianders, erſchien und daſſelbe, wie Pareus, vorſchlug. Dieſe „Treuherzige Vermahnung", der man Oſianders Namen an die Stirne ſchrieb, ging natürlich von den Reformirten aus, und war das Werk des oben genannten Barth. Pitiskus; ſie wollte nichts weniger, als eine friedliche Verſöhnung lutheriſcher und calviniſcher Kirchen gegen das immer ſtärkere Umſichgreifen des Pabſtthums. Aber der wohlmeinende Vorſchlag ward ſchlecht belohnt; ein wittenberger und ein hamburgiſcher Lutheraner griffen ſogleich das Verſöhnungsbuch an, und der brandenburgiſche Pfarrer Jordan warnte in einer ſeinem Fürſten dedicirten Schrift die Chriſtenheit ernſtlich vor jeder calviniſchen Brüderſchaft. Als ſich endlich auch die Tübinger regten, entſtand eine vollſtändige Literatur von Streitſchriften, die ſich 10 Jahre lang vergrößerte; noch im Jahr 1616 ſchrieb Siegward eine ausführliche Antwort auf Pareus wohlgeſinnten Vereinigungsvorſchlag.

Von theologiſcher Seite, das ſah der Kurfürſt wohl ein, war alſo eine Verſöhnung nicht zu erreichen; er verſuchte es denn ernſtlich mit der politiſchen, und wir werden unten ſehen, wie weit ihm dies gelungen iſt.

Die **Univerſität** ging unter Friedrich IV. einer glänzenden Zukunft entgegen; wiſſenſchaftliche Thätigkeit und Belebung geiſtiger Intereſſen war dem jungen Kurfürſten ſehr frühe eine Lieblingsneigung geweſen. Kaum dem Knabenalter entwachſen, ſuchte er eifrig die akademiſchen Hörſäle und Disputirübungen

auf, und als man ihn nach einem alten Brauche für das Jahr 1588 zum Rector gewählt hatte, ſchien der 14jährige Prinz ſich in dieſer gelehrten Würde mit vielem Behagen zu bewegen. Was ſein Oheim in dem empfänglichen Knaben als Saat niedergelegt, mußte ſchon früh an dem im achtzehnten Jahre zur Regierung berufenen Jüngling als Frucht ſich zeigen; in der That blieb keine der Erwartungen, die in ihm einen neuen Mäcenas der Wiſſenſchaft hofften, unerfüllt. Ungeachtet der trefflichen Regierungen, die vorhergingen und das Wohl der Univerſität ſo ſehr im Auge hatten, war noch viel zu thun, bis die gelehrte Anſtalt zu einer geiſtig freien Pflanzſchule der kommenden Generation geworden war; Friedrich IV. hat es gethan, und für die Abſtreifung der letzten ſcholaſtiſchen Nachwehen ſind wenige Kurfürſten ſo thätig, wie er, geweſen.

Zuerſt wurden die Geſetze dem Geiſte der fortſchreitenden Bewegung gemäß verändert, dann die koſtſpieligen Taxen bei Promotionen herabgeſetzt; auch traf er die Beſtimmung, daß von nun an in fortlaufenden Annalen eine Geſammtüberſicht der Entwicklung der Univerſität ſollte actenmäßig niedergelegt werden [16]).

Wichtiger als alles das, war die bei Friedrich IV. ſehr lebendige Einſicht in das Weſen einer Hochſchule. Wurden von ihm die eigentlichen Fachwiſſenſchaften mindeſtens ſo ſorgfältig bedacht, als bisher, ſo waren es doch ganz beſonders die geiſtig anregenden, allgemein bildenden Studien, deren Weſen ſich Wenigen ganz erſchließt, wofür er am thätigſten beſorgt war. So zählten die theologiſchen, juriſtiſchen, mediciniſchen Fächer glänzendere Namen, als kaum zu irgend einer Zeit, und doch war in demſelben Augenblick Heidelberg die Zufluchtsſtätte für alle die geworden, welche ohne Brodrückſichten rein der wiſſenſchaftlichen Pflege lebten.

In der Theologie wirkten noch, nachdem Sohn (1589) geſtorben war, Jacob Kimedoncius, der Freund und College von

---

16) Vgl. Cod. pal. lat. 1854.

Zach. Urſinus; dann jener David Pareus, deſſen oben gedacht worden iſt, Paul Toſſanus, der treffliche Sohn des hochverdienten Daniel Toſſanus, der noch bis 1602 als Hofprediger thätig war; endlich zwei ſehr tüchtige Männer, welche ſich die pfälziſche Regierung gleichſam von Jugend auf für ihre Univerſität groß gezogen hatte. Der erſte war der Mecklenburger Barthol. Coppen, der als Knabe mit ſeinem Großvater auf einer Reiſe nach Heidelberg gekommen war, und dort durch freundliche Aufnahme gefeſſelt, als Zögling der trefflichen Gelehrtenſchule zurückblieb. Die Freigebigkeit Johann Caſimirs ließ ihn große Reiſen ins Ausland machen, wo er, namentlich zu Baſel und Genf, den Calvinismus an der Quelle ſtudirte; zurückgekommen wirkte er abwechſelnd am Sapienzcollegium, dem er ſelbſt ſeine Erziehung verdankte, abwechſelnd an der neuhauſer Schule, bis er (1600) zum Profeſſor der Theologie ernannt ward. Der andere war Quir. Reuter, geborner Pfälzer, aus Mosbach, der ſeit ſeiner Kindheit die verſchiedenen Religionsveränderungen der Pfalz mit durchgemacht hat. Schüler des Sapienzcollegiums und der berühmten Theologen Boquinus, Zanchius, Tremellius, wanderte er mit ihnen aus und zog ſich nach Neuſtadt. Nachdem er ähnliche Studien gemacht, wie Coppen, kehrte er in die Heimath zurück und ward erſt als Lehrer an verſchiedenen Lehranſtalten beſchäftigt, dann (1601) zum Profeſſor der Theologie ernannt. Im folgenden Jahr trat er in Toſſanus Stelle ein.

Für die Jurisprudenz war eben ſo reichlich geſorgt; wenn man das an proteſtantiſchen Univerſitäten damals etwas vernachläſſigte Kirchenrecht der Katholiken ausnimmt, waren alle juriſtiſchen Fächer glänzend beſetzt. Neben Reinhard Bachovius, dem Sohne jenes aus Leipzig vertriebenen reformirten Bürgermeiſters, der in der Pfalz Zuflucht und Anſtellung fand, der ſpäter in alle Wechſelfälle der Kriegszeiten auf betrübende Weiſe mitverflochten ward, Joh. Kahl, Peter Heymann, Phil. Hoffmann, dem Anhaltiner Daniel Nebel (1598), deſſen Familie zwei Jahrhunderte lang der heidelberger Univerſität Lehrer gegeben hat, berief Friedrich IV. Juriſten erſten Ranges; ſo namentlich den damals

hochberühmten Italiener Jul. Pacius und Dionyſius Gothofredus (1600), der nicht nur als ausgezeichneter Romaniſt die Univerſität außerordentlich hob, ſondern auch in verwickelten Staatshändeln ſeine publiciſtiſche Feder der pfälziſchen Sache gewidmet hat [17]). Als eigenthümliche Zierde der Hochſchule glänzte eine Zeit lang bis 1598 als Lehrer des römiſchen Rechts Marquard Freher; politiſche und diplomatiſche Geſchäfte, in welchen der Kurfürſt ihm wie keinem anderen Vertrauen ſchenkte, entzogen ihn zwar dem Katheder, aber nicht der Wiſſenſchaft. Gerade jener bewegten politiſchen Wirkſamkeit, für die ihn ſein Fürſt mit einem pfälziſchen Lehen, dem Dorfe Luſtadt bei Landau, beſchenkte, gehörte eine Reihe von Schriften an, die ſonſt nur dem ſtillen Leben des Forſchers zu gelingen pflegen; vor Allem ſeine **Origines palatinae**, die jedenfalls das unbeſtrittene Verdienſt haben, zu einer ernſten Unterſuchung der älteſten pfälziſchen Zuſtände den erſten und wirkſamſten Anſtoß gegeben zu haben.

In der Medicin waren noch von der früheren Regierung her Heinrich Smets [18]), Ludwig Gravius und Joh. Obſopoeus thätig; ihnen ſchloſſen ſich Jacob Lucius, Pitiskus, Wolfg. Loſſius und beſonders Peter Spina von Aachen [19]) an, ein ausgezeichneter Arzt jener Zeit, der ſich in den bedeutendſten Ländern Europa's ſeine mediciniſche Wiſſenſchaft erworben hatte und ſeit 1599 als Lehrer an der Hochſchule thätig war.

Die philoſophiſche Facultät ſtand an ſelbſtſtändiger Thätigkeit und geiſtiger Anregung leicht allen voran. Zu den Männern, die ſeit längerer Zeit an der Univerſität für philoſophiſche

---

17) Joann. praef. ad Pareum, p. 59. 61.

18) Von ihm beſitzt die Univerſitätsbibliothek noch einen Theil der Correſpondenz, namentlich den Briefwechſel mit F. Junius. Cod. pal. 804 839.

19) Vgl. Petri de Spina Vita per Balthas. Venatorem. Bip. 1732. Er erhielt auch 1604 ſammt ſeiner Gemahlin einen Gnadengehalt von 50 fl., der mit 500 abgelöst werden mußte, „wegen ſeiner treuen unverdroſſenen und nützlichen Dienſte." Pfälz. Cop. XLI. b. fol. 278. (Carlsr. Archiv).

Studien thätig waren, einem Simon Stenius, den beiden Jungnitz und Adami, dem trefflichen Pithopöus und dem hochverdienten, vier Decennien für Heidelberg thätigen Witekind, waren andere Lehrer, wie Baumbach, Decker und namentlich Aemil. Portus [20]), hinzugekommen, Leunclavius war durch ſeinen Tod überraſcht worden (1593), ehe er der Univerſität nützlich werden konnte, und theils neue Berufungen, theils ein glückliches Zuſammentreffen ungeſuchter Verhältniſſe hatten ein ſehr reges geiſtiges Leben geweckt. Es waren auch außer der Univerſität ſowohl an der Bibliothek als an den andern Schulen tüchtige Kräfte vereinigt, und wie immer ein trefflicher Mann andere nachzieht, ſo wählte mancher ohne äußern Beruf die aufſtrebende Univerſität zu ſeinem Aufenthalt, nur um in dieſer erfriſchenden geiſtigen Atmoſphäre zu leben. So waren als Vertreter allgemein bildender Studien der treffliche Humaniſt Janus Gruterus anweſend, der vielfach rührige Paul Meliſſus, der nach einem ſtürmiſchen Leben im Ausland und in der Heimath endlich in Heidelberg ſeinen Ruheort gefunden hatte; ſo wirkte Friedrich Sylburg damals in Heidelberg, der äußeren Lehrthätigkeit entledigt und von jenem eiſernen, ächt deutſchen Ernſte getrieben, ſeinen umfaſſenden Studien frei zu leben; die noch jetzt zum Theil unentbehrlich gewordenen Früchte ſeiner kritiſchen Thätigkeit, die ſich über die bedeutendſten und ſchwierigſten Schriftſteller des Alterthums verbreitete, ſind in dieſer Zeit zur Reife gelangt. Sylburg ſelbſt fand wieder einen Anziehungspunkt an dem gebildeten Buchdrucker Commelin, der religiöſer Gründe halber ſeine franzöſiſche Vaterſtadt verlaſſen und zuletzt in dem Eldorado des Calvinismus, in Heidelberg, eine Zuflucht gefunden hatte.

Friedrich IV. ſelbſt, der dies Streben mit freudiger Theilnahme verfolgte, gab thätige Beweiſe, daß er neben den Fachwiſſenſchaften die allgemeinen zu würdigen verſtand; für Ge-

---

20) Bisher nirgends erwähnt. Er trat das Amt 1597 an. Vgl. Acta fac. phil. IV. 144 ff.

ſchichte, die bisher ein Anhängſel irgend einer andern Profeſſur geweſen war, ward ein eigener Lehrſtuhl geſchaffen und durch Simon Stenius (Stein) beſetzt; der damals hochberühmte Orientaliſt Jacob Chriſtmann, einſt Zögling der pfälziſchen Schulen, dann an verſchiedenen als Lehrer lange Jahre in andern Fächern, namentlich in der Logik, thätig, wurde von Friedrich IV. ſeiner entſprechenden Wirkſamkeit zurückgegeben; er ernannte ihn zum Profeſſor der arabiſchen Sprache (1608) und gab damit das erſte Beiſpiel, dieſen damals noch ſehr ſelten gepflegten Studien einen eignen öffentlichen Sitz aufzuſchlagen.

Ein ſo wohlthuendes Bild, wie dieß wiſſenſchaftliche Leben unter Friedrich IV. hat die Univerſität, etwa die Zeit Carl Ludwigs ausgenommen, ſo lange ſie pfälziſch war, nicht mehr geboten. Welch reger Austauſch, welch friſcher Verkehr mußte in einer Stadt ſeyn, wo unter den Augen eines gebildeten Fürſten und ausgezeichneter Räthe ein Pacius, D. Gothofred, M. Freher, Smets, Obſopöus, Toſſan, Pareus, Stenius, Chriſtmann als Univerſitätslehrer, Janus Gruterus, Friedr. Sylburg und Paul Meliſſus als Bibliothekare[21]), Barth. Pitiskus, der treffliche Theologe und Mathematiker, als Hofprediger wirkten, Fr. Sylburg als Schriftſteller privatiſirte und ein Mann wie Commelin als Buchhändler thätig war!

Man würde irre, wollte man glauben, eine äußerlich glänzende Lage hätte dieſe Beſtrebungen gelohnt; vielmehr hat die deutſche Gelehrſamkeit auch hier ihren Ruhm bewährt, ohne äußern Impuls und glänzenden Lohn Großes zu leiſten; die Profeſſoren konnten exiſtiren, aber nur ſparſam. Und doch hatte das pfälziſche Heidelberg kaum je ſo glänzende Zeiten geſehen, ſelbſt die Philipp des Aufrichtigen, Friedrichs III. und Johann Caſimirs nicht ausgenommen; nie war die Zahl der herbeiſtrömenden Jünglinge ſtetig auf ſolcher Höhe geblieben, wie da-

---

21) Acta fac. phil. IV. 114. Sylburg war Bibliothekar bei Univerſität, Meliſſus und Gruterus dagegen bei großer kurfürſtl. Bibliotheca palatina, die in der h. Geiſtkirche ſtand.

mals. Die Univerſität hatte jetzt das Mittelalter völlig abgeſtreift, der Segen eines freien geiſtigen Strebens wirkte auch durch die Zeiten der folgenden Zerſtörung noch fort und die Erinnerung daran hat ſelbſt eine Epoche 30jährigen Elendes nicht verwiſchen können, die mit tragiſch erſchütternder Raſchheit jener herrlichen Blüthenepoche als vernichtende Cataſtrophe gefolgt iſt.

Die literariſchen Töchteranſtalten der Univerſität hatten an der gemeinſchaftlichen Blüthe ihren guten Antheil; namentlich hat die Bibliothek, die aus der Vereinigung der beiden kurfürſtlichen Stiftungen auf dem Schloß und der h. Geiſtkirche unter Otto Heinrich entſtanden war, und in der letzten Zeit große Bereicherungen erhalten hatte, durch Friedrich IV., den eifrigen beinahe leidenſchaftlichen Bücherfreund, einen großen Aufſchwung bekommen; die alten Univerſitätsbibliotheken waren dadurch längſt verdunkelt worden, wenn ſie gleich neben dieſer prächtigen Sammlung nützliche Hülfsmittel genug boten. Die kurfürſtliche Bibliothek war aber Europas glänzendſter Bücherſchatz, den Gruters Freundlichkeit Allen nützlich machte und der auf allgemeine Verbreitung wiſſenſchaftlicher Thätigkeit unendlich vielen Einfluß geübt hat, während er jetzt zum Theil unverſtanden und unbenutzt in den ſtaubigen Schränken des Vaticans begraben liegt. Damals zogen Hunderte nach Heidelberg, der herrlichen Bibliothek zu Liebe; der berühmte Salmaſius ſtahl ſich heimlich nach dem ketzeriſchen Neſte, wo die koſtbaren Bücherſchätze waren und es iſt beinahe kein bedeutender Gelehrter jener Zeit, der ihr nicht, anweſend oder abweſend, zu Danke wäre verpflichtet geweſen [22].

---

22) Ein Libell von Aug. Theiner („Schenkung der heidelberger Bibliothek. München 1844"), worin die Moral der langen Finger in ein Syſtem gebracht und ſalbungsvoll vertheidigt iſt, ſtellt die edle Liberalität der heidelberger Bibliothekare als eine Lüderlichkeit hin, welche Rom zum Diebſtahl berechtigte. Man vgl. dazu, was der Verf. in den Heidelberger Jahrb. 1844 S. 854 ff. über die hiſtoriſche Wiſſenſchaft und die ultramontane Caſuiſtik dieſes Oratorianers bemerkt hat.

Die Vorſchulen der Univerſität, das Sapienzcollegium, das heidelberger und das neuhauſer Gymnaſium beſtanden in Blüthe; die tüchtigſten Lehrer der Univerſität haben ſich zum Theil an dieſen Anſtalten zuerſt eingeübt. In Allem war ein ſelbſtſtändiger Trieb, eine innere Freude und Theilnahme zu bemerken, wie nur ächtes wiſſenſchaftliches Leben ſie hervorruft; wer mochte ahnen, daß ſchon nach zwei Jahrzehnten alle dieſe ſtolzen Pflanzſtätten deutſcher Wiſſenſchaft in Schutt und Trümmern liegen, die geiſtigen Hülfsmittel theils brutaler Zerſtörung, theils plumpem Diebſtahl als Opfer fallen würden?

§. 5.

Die Regierung des Landes. Gründung von Mannheim. Ambergiſche Zuſtände.

Friedrichs Regierung war geordnet und gut; denn wenn auch die Menge der Bedürfniſſe und der Luxus des Hoflebens mit der erweiterten Bedeutung des pfälziſchen Einfluſſes nach Außen immer mehr zunahmen, ſo entſtand doch jetzt noch zwiſchen dem Ertrag des Landes und ſeinen Ausgaben kein Mißverhältniß. Friedrich, wie er an Wiſſenſchaft und Kirche mit aller Lebendigkeit eines jugendlichen Gemüthes Theil nahm, war auch als Regent und Verwalter von thätigem Eifer erfüllt; zwar haben ihn auswärtige Verhältniſſe, vielfache Zerſtreuungen, auch ein allzu großer Hang zu den Genüſſen der Tafel und Jagd mannigfach in Anſpruch genommen; die Regierung des Landes litt aber darunter wenig. Er blieb ſeiner Gewohnheit meiſtens treu, nach dem Frühgebet den Reſt des Morgens in der Kanzlei oder in den Kirchenrathsſitzungen zuzubringen, und alle bedeutende Staatsgeſchäfte wurden unter ſeiner unmittelbaren Aufſicht erledigt.

Vortrefflich waren beſonders ſeine Rathgeber; ſie haben auch in Momenten, wo er erſchlafft war, das Räderwerk der Staatsverwaltung in friſchem Gange erhalten. Wie an der Univerſität eine allgemeine geiſtige Bildung, ohne kleinliche Ver

irrungen, herrſchend war, ſo waren auch dieſe Staatsbeamten Friedrichs IV. von dem lebloſen Mechanismus bureaukratiſcher Routine ebenſo frei, wie von der Befangenheit einſeitig kirchlicher Anſichten. Gelehrſamkeit und Weltbildung, Geſchäftskenntniſſe und ein freieres höheres Streben, das über die Schranken des Faches hinausging, war Allen eigen; ſolche Männer waren vor Allen der Kanzler und Vicekanzler Gerhard Paſtoir und Ludwig Cullmann, beide nicht durch adelige Abkunft ſondern durch perſönliche Würdigkeit zu den erſten Stellen des Landes erhoben. Unter Friedrichs Räthen und hohen Beamten glänzen, neben Heinrich von Schwerin und Fabian von Dohna, beſonders ſeine beiden Erzieher, Otto von Grünrad und Georg M. Lingelsheim, der Freund von Thuanus, Caſaubonus und Hugo Grotius [23]); dann der hochgebildete Vollrath von Pleſſen, Michael Loeffenius, dem der Kurfürſt 1606 den Adel ertheilte [24]), ferner Juſtus Reuber ein um die deutſche Geſchichtsforſchung hochverdienter Mann, der dem Adminiſtrator Johann Caſimir wie die rechte Hand geweſen war; beſonders auch Leonhard Schuch, der in den ſpäteren diplomatiſchen Händeln, welche die Union betreffen, viel gebraucht ward und ſich da nicht nur als tüchtigen Geſchäftsmann, ſondern auch als einen ruhigen und gemäßigten Mann von patriotiſch deutſcher Geſinnung bewährte. Zu nennen ſind auch der Hofrichter Hippolitus a Collibus, einer der tüchtigſten Juriſten jener Zeit; Peter Denays, der als ein ehrenwerther und gerechter Richter großen Ruf genoß, und des berühmten Marquard Freher wurde ſchon oben gedacht. Alle dieſe Männer fanden ihre Erholung vom Staatsleben in geiſtigen Beſchäftigungen, namentlich den Studien des Alterthums; ihr Briefwechſel [25]) gibt ein ſchönes und belebtes Bild

23) Vgl. Bongarsii et Lingelshemii epistolae. Argent. 1660. p. 221. 171.

24) Riesm. p. 165.

25) S. Monum. pict. II. und die angeführten Briefe von Bongars und Lingelsheim.

geiſtig regſamer Geſchäftsmänner, die auch außerhalb der Schreibſtube ſich ſelbſt und ihre Umgebung zu einer höheren geiſtigen Beſchäftigung hinanzuziehen wußten; neben den wichtigſten Staatsfragen der damals weit verzweigten pfälziſchen Politik dienen gelehrte Gegenſtände ſtets zur Belebung; in den Briefen eines Lingelsheim u. A. werden die Wendungen der europäiſchen Staatshändel und die neueſten literariſchen Erſcheinungen mit demſelben Intereſſe beſprochen.

Unter den Schöpfungen im Inneren des Landes verdient eine einzige vor allen andern geſchichtliche Erwähnung, die **Gründung Mannheims**. Es ward dadurch in die pfälziſche Geſchichte der folgenden Jahrhunderte ein neues Element hereingebracht, das für den alten Sitz der Pfalzgrafen von einer verhängnißvollen Bedeutung geworden iſt; denn ſchwerlich hat der Gründer geahnt, daß einſt die ehrwürdige Stammburg der Pfalzgrafen vom Rhein veröden, der Reichthum des Landes verſchwendet würde, um in der jungen Stadt eine eitle und todte Pracht monarchiſchen Hochmuths begründen zu können. Das Schickſal iſt gerecht, und was klügelnde Berechnung überſieht, wird durch den weiſen Zuſammenhang aller Dinge gut gemacht. Indem der Gründer Mannheims den erſten Stein legte zu einer werdenden Stadt, hat er die dargebotene Gunſt der Natur unbewußt aber fruchtbar benutzt; über dieſen Steinen erhob ſich eine Stadt, deren ſelbſtſtändiges Leben erſt die ferne Zukunft ſchuf, die anfing zu neuem Leben zu blühen, als die Pfalz aufhörte, politiſch zu ſeyn.

In den Gegenden, wo jetzt der Neckar ſich mit dem Rhein vereinigt, mag früh die Bewegung der Zeiten ihre ſchöpferiſchen Spuren hinterlaſſen haben; auch wenn nicht, wie es der patriotiſche Aberglaube will, Römer und älteſte Germanen hier einen mächtigen Schauplatz ihrer Thaten begründeten. **Geſchichtlich** bleibt jenes immerhin alte Dorf **Mannenheim**, das ſeit dem achten Jahrhundert als ein Beſitz des Kloſters Lorſch genannt wird, und wahrſcheinlich ſammt der übrigen Errungenſchaft geiſtlicher Güter im Lobdengau zu Ende des

12. Jahrhunderts in pfälziſche Hände gekommen iſt. Es war ein ärmlicher kleiner Ort, deſſen Hütten ſich ſpärlich zwiſchen dem Neckar und Rhein ausdehnten; genannt ward es nur im Laufe des Mittelalters, der Burg Rheinhauſen wegen, die in der Nähe lag, und wo Zölle und Abgaben für die rheiniſchen Pfalzgrafen erhoben wurden.

Die Reformation war auch hier von ſegensreicher Wirkung; Auswanderer, die ihr Vaterland um der Religion willen verlaſſen mußten, fanden in dem Aſyl des reformirten Glaubens eine Zuflucht, und wie Frankenthal aus einem öden Kloſter ſchnell ein blühender Fabrikort ward, ſo ward durch die flüchtigen Niederländer auch in dem kleinen Mannheim Wohlſtand und Thätigkeit geſteigert. Am Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts war es nicht mehr klein und arm, die bürgerliche Thätigkeit war rege geworden, ein ausgedehnter Weinbau hob den Wohlſtand, und das ehemals ſchmächtige Dorf hieß jetzt ſchon Gemeinde, hatte ſeinen Schultheiß und Bürgermeiſter [26]).

Dieſes Emporblühen eines Ortes, der durch ſeine Lage ſo begünſtigt war, und der erneuerte Zudrang reformirter Ausländer, die auch bald nachher in Oppenheim und im Kloſter Lixheim Zufluchtsſtätten fanden [27]), waren Veranlaſſung genug, der Gemeinde einen ähnlichen Aufſchwung zu zu geben, wie einſt Friedrich III. ihn zu Frankenthal geſchaffen hatte. Weiter greifende Motive kamen hinzu; der pfälziſche Calvinismus war eine politiſche Macht geworden, und Friedrich IV. glaubte ſich berufen, der Führer dieſer Macht zu werden; ohne Kampf konnte es nicht geſchehen, darum mußte er daran denken, ſein Land vor den Wechſelfällen eines drohenden Krieges ſicher zu ſtellen [28]). So entſchloß ſich Friedrich aus dem alten Dorfe

---

26) Geht aus dem urkundlichen Revers hervor in den Pfälz. Copial. XLI. b. fol. 265 ff. (Carlsr Archiv).

27) Pfälz. Copial. XLI. b. fol. 315. 322.

28) Im bayr. Reichsarchiv (rheinpf. Landesdefenſionsſachen) finden ſich Papiere, die beweiſen, wie man ſeit 1595 auf jede Weiſe bemüht war, die Pfalz in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen.

Mannheim eine mächtige Feſtung, eine Schutzwehr der Pfalz zu machen, und ſeit dem Jahre 1605 war er in Unterhandlungen thätig, die Bewohner zur Abtretung ihres Beſitzes für die neuen Bauten zu vermögen. Es war ſchwerer, als er glaubte; die guten Mannheimer hatten nicht unrecht, wenn ſie ſich ſträubten, ihre Wohnungen, Krautfelder und Weinberge aufzugeben um ein Kaſtell erbauen zu ſehen, das ſie weniger ſchützte als den Stürmen kommender Kriegsfälle preisgab. Nach langen Verhandlungen kam man am Ende des Jahres 1605 zum Ziele; ein Vertrag vom 11. Febr. 1606 [29]) enthielt die Bewilligung der Einwohner, ihre Wohnungen und Scheunen abzubrechen, ihre Güter durch „unpartheiiſche Richter“ abſchätzen zu laſſen. Der Kurfürſt wollte ihnen für neuen Aufbau Material, für abgebrochene Häuſer, die nicht wieder erbaut würden, Geldentſchädigung geben, und ihre Güter ſollten ihnen durch andere in der Umgegend erſetzt werden. So waren die Hemmungen weggeräumt; der Plan war, ein Caſtell zu bauen gegen den Rhein, nach Weſten zu in deſſen Rücken ſollte ſich gegen den Neckar hin die neue Stadt anlehnen.

Bald waren die nöthigen Anſtalten getroffen, Pläne und Materialien zur Hand, die Hütten verſchwanden und mit einem Pfluge umzogen trat das Weichbild der neuen Feſtung geebnet dem Auge entgegen. Am ſiebzehnten März 1606 fand die Grundſteinlegung ſtatt [30]). Schon den Tag zuvor war der Kurfürſt mit ſeiner Gemahlin, dem zehnjährigen Kurprinzen und dem ganzen Hofe von Heidelberg angelangt; ein großes Zelt erhob ſich an der Spitze, wo der Neckar ſich mit dem Rheine vereinigt, um die fürſtlichen Perſonen aufzunehmen. Am frühen Morgen verſammelte man ſich; eine Predigt (nach dem 46. Pſalm) begann die Feier; treffende Beziehungen auf das Vorhaben der Anweſenden waren der Gegenſtand der Rede,

---

29) In den Pf. Cop. a. a. O.

30) Beſchrieben von dem Augenzeugen Marq. Freher. Orig. pal. II. 90.

ein warmes Gebet für das Aufblühen der neuen Schöpfung beſchloß ſie. Jetzt begab ſich der Kurfürſt auf den Bauplatz; unter den Augen einer zahlloſen Menſchenmenge grub er eine kleine Grube, in welche der Kurprinz dann die goldene Platte einlegte, die des Regenten Bruſtbild und die lateiniſche Inſchrift enthielt:

> Auf dem berühmten Boden der alten kampfluſtigen Franken und Sueven, an des Rheins und Neckars Zuſammenfluß, wo einſt zuerſt der römiſche Kaiſer Valentianus gegen die Germanen eine feſte und ſtarke Schutzwehr gegründet, die nicht in Roms Händen blieb, ſondern bald den gerechteren Herrſcheranſprüchen der Franken anheimfiel, dann Mannheim benannt in pfälziſche Botmäßigkeit kam, da hat jetzt Friedrich IV. Pfalzgraf bei Rhein zu ſeinem eigenen, ſeines Volkes und des Vaterlandes Schutz eine feſte Burg mit Schutzwehr und Stadt von Grund aus aufzurichten begonnen.

Die neue Friedrichsburg war gegründet. Die zahlloſe Menſchenmenge, Hofleute und Volk, ſtürmte jetzt heran, jeder ergriff eine Hacke oder trug mit den Händen Erde herbei, im Wetteifer füllte man die Gruben aus und bald wölbte ſich eine anſehnliche Höhe über dem Ort, wo die Platte lag. Ein Feſtmahl und ein froher Trunk, wozu der einheimiſche mannheimer Wein, damals ein gerühmtes Gewächs, dienen mußte, beſchloß die Feier [31]).

Der Himmel hatte auf unfreundliche Weiſe ſeine Theilnahme kundgegeben. Der Regen ſchüttete den ganzen Tag in Strömen herab, ein furchtbarer Sturmwind, der durch das ganze Land tobte, riß Bäume aus der Wurzel und warf die Wagen an dem Bauplatz um; die beiden Ströme brausten wie zur Zerſtörung um die neue Stadt herum, als wollten ſie die künftigen Schickſale der jungen Schöpfung ſinnbildlich andeuten.

---

31) Kayſer hiſt. Schaupl. S. 320 Freher l. c.

Die Prophezeihung traf ein, aber aus jeder Zerſtörung ging ſie neuer und jugendlicher hervor, des Dichters Spruch bewährend:

Laß Flammen Dich verzehren,
Man wird in jungen Ehren
Dich Phönix wiederſehn.

Während dieſer Veränderungen in den rheiniſchen Beſitzungen nahmen auch die Angelegenheiten der Oberpfalz eine entſcheidende Wendung. Seit den Unruhen von 1592 war in Amberg Gährungsſtoff genug geblieben; und als Friedrich (1596) ſelbſt anweſend neue Verſuche machte, dem Calvinismus Eingang zu verſchaffen, entſtand eine Emeute, deren glückliche Unterdrückung den Kurfürſten ſchneller zu ſeinem Ziele führte. Die ſtädtiſche Verwaltung ward jetzt neu beſetzt, manche Vorrechte des alten Ambergs abgeſchafft und auch dem Calvinismus mehr Boden, wie bisher, errungen.

Friedrich war entſchloſſen, die Oberpfälzer enger an das rheiniſche Stammland zu knüpfen; darum ſuchte er die Differenzen wegzuräumen und doch die eigenthümlichen Einrichtungen des Landes zu ſchonen. Auf ihre alten ſtändiſchen Rechte waren die Oberpfälzer ſehr eiferſüchtig; deshalb der Kurfürſt, in deſſen rheiniſchen Beſitzungen jede Spur von ſtändiſchen Einrichtungen verſchwunden war, in der Oberpfalz das ſtändiſche Leben ſehr rege unterhielt. Die Landtage von 1591 und 1594 hatten zu keinem Ziele geführt, darum ſuchte Friedrich durch ſein perſönliches Erſcheinen zu helfen. Drei Jahre nach einander war Friedrich in Amberg und Neumarkt anweſend; 1596 wurden die erſten Vorbereitungen getroffen zu einer Umgeſtaltung, 1597 wurde die ambergiſche Municipalverfaſſung [32]), das Kirchen- und Schulweſen abgeändert und im Jahr 1598 fand zu Neumarkt jener merkwürdige Landtag ſtatt, deſſen Verhandlungen verdienen, hier genauer berückſichtigt zu werden [33]).

---

32) Die Verhandlungen in einem Ms. auf der münchner Bibliothek (Cod. bav. 1803).

33) Sie finden ſich, verfaßt von dem Secretär der oberpfälziſchen

Am 13. Febr. ward der Landtag zu Neumarkt eröffnet; es fanden ſich 6 Deputirte des Prälatenſtandes ein, unter denen auch die kurfürſtlichen Beamten Otto von Grünrad und G. M. von Lingelsheim waren; dann 34 Edelleute, die den Ritterſtand vertraten, und von denen 14 den ſtändiſchen Ausſchuß bildeten, endlich die Deputirten der Städte und Märkte, achtundzwanzig an der Zahl[34]).

Nachdem der Kurfürſt durch ſeinen Statthalter Chriſtian von Anhalt und den Vicekanzler Cullmann den Ständen für ihr pünktliches Erſcheinen gedankt hatte, trat der Kammerſecretär auf und ſetzte in ausführlicher Rede des Kurfürſten Wünſche auseinander. „Es ſey ihm bisher noch nicht gelungen, Alles zu ordnen, doch hoffe er jetzt ſein Ziel zu erreichen. Er lege deshalb den Entwurf einer Landesordnung vor und bitte ſie zu erwägen und zu bedenken, was darin zu verbeſſern ſey. Er mache ferner auf die große Gefahr aufmerkſam, die von den Türken drohe, und erſuche deßhalb die Stände um Vorſchläge und Gutachten zu einer allgemeinen Landesvertheidigung. Deshalb möge auch die 1594 bewilligte Steuer um etwas erhöht werden. Auch möge das Umgeld genau überwacht werden, da, wie ſich zeige, es nur ſehr unvollſtändig entrichtet werde. Sehr gern, ſo ſchließt der Redner der Regierung in ziemlich beſcheidenem Tone, wolle Ihre Kurf. Gnaden zwar weitere Laſten dem Lande erſparen, allein man möge bedenken, was der Antritt der Regierung, der lange Vormundſtreit, das ſtraßburgiſche Kriegsweſen, ſeine eigne Vermählung und die der Prinzeſſin Dorothea (der Tochter Johann Caſimirs) ihm für Unkoſten gemacht habe.“

Ritterſchaft, Wolf Büſpeck, in einem Ms. von 210 Blättern auf der münchn Bibliothek (Cod. bav. 1799).

34) Die Stadt Amberg drei, Neumarkt vier, Nabburg drei, Weiden zwei, Chamb drei, Kemnath, Auerbach und Neunburg zwei. Dann die Märkte Preſſart, Bruck, Kaltenbrunn und Kolberg zuſammen ſieben. Die Namen aller Abgeordneten findet man a. a. O.

Ehe es darüber zur Berathung kam, trat der ſtändiſche Ausſchuß erſt mit ſeinen Beſchwerden hervor; ſie betrafen Beeinträchtigung der ritterſchaftlichen Privilegien und Beſchränkung der kirchlichen Duldung. Nachdem der Kurfürſt eine genauere Angabe der einzelnen Punkte auf ſein Verlangen erhalten hatte (18. Febr.), erwiederte er ihnen am 25.: die Privilegien der Ritterſchaft wolle er, mit Ausnahme eines einzigen Punktes, den man zu weit ausdehne, bewilligen, auch ihren Beſcherden durch die Regierung zu Amberg abhelfen laſſen; was den religiöſen Punkt betreffe, ſo ſollte, wenn es ſich als wahr beſtätigte, daß man an einzelnen Orten die Lutheraner in ihrem Cultus gehemmt, deßhalb die gerechte Strafe nicht ausbleiben, im Uebrigen aber die Declaration vom 18 März 1592 in Geltung bleiben.

Dort war ihnen Duldung eingeräumt und der Kurfürſt hatte erklärt: „er ſey nicht gemeint, Jemanden ſeiner Unterthanen, weß Standes er auch ſey, in ſeinem Gewiſſen zu beſchweren, nur ſollten die Oberpfälzer nicht meinen, ſie hätten allein die wahre Religion und die reformirte ſey verdammt. In religiöſen Dingen dürfe man Niemanden zwingen; Jeder iſt da in dem Fall, auf ſeiner Seele Heil und Seligkeit zu ſehen und Gott mehr als den Menſchen zu gehorchen.“

Die Stände waren mit dieſer Erklärung zufrieden und dankten ihm (26. Febr.) für die Aufrechthaltung der Privilegien und der Religionsfreiheit. Deſto ſchwieriger war die Berathung über die vorgeſchlagene Landesordnung, deren Reſultat ſie am 28. Febr. übergaben; die verſchiedenartigſten Anſichten durchkreuzten ſich darin. Am 2. März kam dann die ausführliche Antwort auf die Propoſition, womit die Regierung den Landtag eröffnet hatte.

Die Stände dankten für des Kurfürſten Theilnahme und Fürſorge an der Landesordnung; wegen der Landesvertheidigung halten ſie eine Feſtung für zu koſtſpielig und ſchlagen deßhalb kleine Verſchanzungen, Bewaffnung und Schießübungen der Bürger vor. Die Erhöhung der Türkenſteuer weiſen ſie unter

höflichen Formen ab, da der gemeine Handwerker und Bauersmann ſchon die vorige Steuer zu hoch gefunden; die ungenaue Einziehung des Umgeldes geben ſie den Beamten ſelbſt ſchuld, und was den letzten Punkt, eine neue Steuer anbelangt, ſo bitten die Stände nochmals um Einſicht in ihre Lage. „Wann aber, fügen ſie hinzu, Ew. Kurf. Gnaden als unſerm geliebten Kur- und Landesfürſten wir Im gern vnd von Herzen geholffen ſehen und wiſſen wollten, bitten wir unterthänigſt und gehorſamblich, dieſelben geruchen ſich gnediglich zu erklern, wie hoch ſich denn ſolche Summa gelts belaufen ſollte.“ Sie wollten dann verſuchen ſo viel Geld aufzubringen.

Der Kurfürſt war in ſeiner Antwort (4. März) mit den meiſten Anträgen zufrieden, die Forderung wegen der Türkenſteuer zog er zurück, den freiwilligen Zuſchuß ſchlug er auf 300,000 Gulden an. Darüber ward nun hin und her unterhandelt, bis man (10. März) darüber einig ward, in 4 Terminen 200,000 Gulden zu bezahlen. An demſelben Tage ward der Landtagsabſchied erlaſſen, am 13. ging der Landtag auseinander.

Das ſtändiſche Leben blieb in der Oberpfalz auch weiterhin rege. Im Jahre 1604 fand ein Landtag ſtatt, deſſen wichtigſte Arbeiten ein neues Landrecht und eine neue Türkenſteuer waren; und nach der Stiftung der Union ward abermals ein Landtag gehalten, um die Oberpfälzer zu Beiträgen zu vermögen (1609)[35]).

So ward die alte Spannung zwiſchen beiden Landestheilen vermindert; die Privilegien und ſtändiſchen Rechte der Oberpfälzer blieben weniger angefochten, und ſie zahlten unter ſtändiſchen Formen ihr Geld gerade ſo, wie die Rheinländer ohne Landſtände.

---

35) Ms. auf der münchner Bibl. (Cod. bav. 1803. fol. 69 75.)

§. 6.

Auswärtige Verhältniſſe in Friedrichs IV. letzter Zeit; die Gründung der Union.

Die kirchlichen Angelegenheiten in Deutſchland hatten indeſſen eine immer ſchroffere Geſtalt angenommen. Die unaufgelösten Fragen der Religionsduldung und der gegenſeitigen Rechte beider Confeſſionen waren aus den Acten- und Gerichtsſtuben in das Leben eingedrungen und drohten den Riß in der Einheit der Nation auf unheilbare Weiſe zu erweitern. Die Reichsregierung, ſo weit ſie in den Händen des Kaiſers lag, war völlig bedeutungslos; ſie reichte nicht einmal hin, Beſitz und Recht deutſcher Bürger vor frechen Eingriffen durchziehender Soldatenführer zu ſchützen. Der Proteſtantismus war in widrige Sectenzänkereien aufs feindſeligſte zerſplittert und die erſte lutheriſche Macht, Kurſachſen, ſchien in der gleichgültigen Kälte gegen die Gefährdung proteſtantiſcher Rechte, in dem engherzigen Verfolgungsgeiſt gegen alles nicht ſtarr Lutheriſche einen unbeneideten Ruhm erlangen zu wollen. Schadenfroh lauſchte der römiſche Katholicismus aller der Zerwürfniſſe im Lager der Proteſtanten; das dogmatiſch Unfertige, Gährende in ſeinem Innern, das politiſch Getheilte in ſeinem Aeußern ſchien den Anhängern Roms eine ſichere Bürgſchaft zu ſeyn für den baldigen Rückfall zur alten Kirche. Dieſe alte Kirche ſelbſt hatte die Rückwirkung der Reformationsbewegung aufs vortheilhafteſte empfunden; aller widerſtrebenden Elemente entledigt, war ſie im trienter Concilium zu einem dogmatiſchen Abſchluß gekommen, und neue jugendliche Kräfte, voran die Jeſuiten, waren gerüſtet, den Kampf mit geiſtigen und politiſchen Waffen gegen die junge Kirche zu beginnen.

In einem ſolchen Augenblick, wo zudem Alles anfing, Parteifrage zu werden, war es für den Proteſtantismus eine wichtige Angelegenheit, äußerlich mehr verbunden und von einem Oberhaupte geleitet zu werden. Dieſen Beruf glaubte der junge Kurfürſt von der Pfalz von ſeinem Oheim und Vorgänger übernommen zu haben; während Sachſen ſich leidend verhielt

bei allen äußern Fragen des Proteſtantismus, lag es theils im calviniſchen Princip, theils in Friedrichs Perſon, eine thätigere und kraftvollere Vertretung des Proteſtantismus zu erſtreben. Eins ſtand ihm dabei im Wege: die öffentliche Meinung und ihre Abneigung gegen das Calviniſche; innerlich verſchmelzen konnten ſich damals beide Kirchen noch nicht.

Deſto näher ſtand durch Natur und Herkommen die Politik des calviniſchen Kurhauſes dem gleichdenkenden Ausland. An dem holländiſchen Befreiungskampf hatten die pfälziſchen Fürſten mit Gut und Blut Antheil genommen, ein Oheim Friedrichs IV. hatte auf der Mockerhaide ſein Grab gefunden und bei dem neulich gebornen Prinzen Friedrichs, Moriz Chriſtian, hatten die Generalſtaaten zu Gevatter geſtanden (1601)[36]; mit England fanden fortdauernd freundliche Verhältniſſe ſtatt, wovon der Briefwechſel Friedrichs und der Königin Eliſabeth Zeugniß gibt[37]), und die franzöſiſchen Reformirten waren um ſo enger mit der Pfalz verknüpft, als früher Condé und Coligni, neulich Heinrich IV. in ihren Kriegen gegen das katholiſch-liguiſtiſche Element, bereitwillige Hülfe bei den Pfälzern gefunden hatten.

So ſtellte ſich denn Kurpfalz an die Spitze des deutſchen Proteſtantismus. Die Bedeutung des Schrittes war groß, viel größer, als daß ſie ein zwanzigjähriger Jüngling gehörig hätte erfaſſen können; denn das proteſtantiſche Weſen ward damit zum erſten Mal zu einer politiſchen Macht in europäiſchen Dingen erhoben, der Kampf mit der verſtärkten katholiſchen Kirche ward begonnen, und nach Deutſchland ein neues rechtlich noch nicht anerkanntes Kirchenelement hereingedrängt. Friedrich IV. öffnete dadurch ſeiner Familie den Weg zum höchſten Glanze oder zum gänzlichen Verfall; der Mangel an geiſtigen Kräften hat

36) Sie gaben ihm als Pathengeſchenk „een jaerliche lyffrente von tweeduysent vyfhondert ponden“, die nach des Kindes frühem Tode natürlich aufhörte. Vgl. Pfälz. Cop. XLII. b fol. 392.

37) Rymer VII. 1. p. 124. 146. 180.

das letztere herbeigeführt. Friedrich ſelbſt war zwar, von tüchtigen Räthen unterſtützt, in ſeinem Lande ein guter Regent; bei vielen liebenswürdigen Eigenſchaften eines Privatmannes und Gelehrten, bei einer reichen Bildung fehlte ihm aber die angeborne und urſprüngliche Kraft des ſchaffenden Staatsmannes, fehlte ihm jene politiſche Reife, die den zweiten Schritt nicht thut, ohne den erſten gethan zu haben.

Doch ſchienen die Verhältniſſe, die eine Einheit als nothwendig forderten, die erſten Schritte zu begünſtigen. Kurpfalz führte trotz des Widerſpruchs von Sachſen von 1594 an fortdauernd auf allen Verſammlungen das Directorium der Proteſtanten, und ſelbſt eifrige Lutheraner konnten nicht umhin, den Vorſitz des calviniſchen Fürſten, der ihrem religiöſen Intereſſe eine kräftigere Vertretung als Sachſen verſprach, ſchweigend anzuerkennen. Die Verſuche freilich, die Friedrich IV. auf den Reichstagen machte, dem einſeitig proteſtantiſchen Intereſſe die Mehrheit zu verſchaffen und den Kaiſer von dieſer proteſtantiſchen Mehrheit abhängig zu machen, ſcheiterten an dem entſchiedenen Widerſpruch der lutheriſchen Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, und was ſich der Leitung der deutſchen Angelegenheiten bemächtigen wollte, ſchwand allmählig zu den kleinen Mitteln einer Oppoſitionstaktik zuſammen. Deſto erwünſchter war die unerwartete Ausbreitung des calviniſchen Glaubens; in Baden-Durlach, in Anhalt, wo Johann Caſimirs einzige Tochter dem Fürſten vermählt worden war, in einem Theil von Schleſien, ſpäter auch in Holſtein, fand der calviniſche Glaube Eingang; in Heſſen-Caſſel ward ihm an Landgraf Moriz ein Vertreter, der allein unter allen proteſtantiſchen Fürſten durch ſeine Perſönlichkeit berufen war, an der Spitze der gemeinſamen Intereſſen zu ſtehen.

So ward in Friedrich und einigen gleichgeſinnten Fürſten der Gedanke immer lebendiger, in einem äußerlich feſten, geſchloſſenen Bunde den Proteſtantismus zu vereinigen. Schon in der heilbronner Verabredung von 1594 ſind die Keime einer ſolchen Verbindung wahrzunehmen und die Fortbildung des Ge-

denkens iſt auch in den folgenden Jahren nicht zu verkennen. Auf dem Reichstag von 1598, wo ſich der Kurfürſt von der Pfalz als Organ der proteſtantiſchen Beſchwerden erhob, gelang es den ſtarren Lutheranern nicht mehr, ihren confeſſionellen Bedenklichkeiten den Sieg zu verſchaffen; vielmehr waren die meiſten Fürſten der Anſicht, Einheit thue zuerſt noth, und ließen Kurpfalz gewähren. Die Lage der Dinge ward aber mit jedem Tage verwickelter; viele Rechtsfälle, deren Quelle die kirchliche Verſchiedenheit war, waren noch ſchwebend; eine ſpaniſche Horde von Söldlingen, die nach den Niederlanden zog, trieb unerhörte Ausſchweifungen, und für die Geldbewilligungen des Reichstags waren nicht nur keine Conceſſionen gemacht, ſondern vielmehr auf dem letzten Reichstag ſogar ein ſtrenger Beſchluß gegen die rückſtändigen Bezahler der Türkenſteuer erlaſſen worden. Die Verſammlung der proteſtantiſchen Fürſten, die Friedrich IV. nach Frankfurt ausſchrieb (Okt. 1598) [38]), war gegen alles das gerichtet, und der Abſchied, den außer Kurpfalz der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Markgraf von Brandenburg-Anſpach, Braunſchweig-Wolfenbüttel, Baden, Heſſen, Anhalt und die wetterauiſchen Grafen unterſchrieben, enthielt eine offene Weigerung, jenem Beſchluſſe zu gehorchen. Der Gedanke, als eine geſchloſſene Bundesmacht der proteſtantiſchen Sache aufzutreten, war jetzt von Neuem zur Sprache gekommen, und der Convent zu Friedberg (Juli 1599), an dem auch die eifrig lutheriſchen Fürſten von Brandenburg und Pfalz-Neuburg Theil nahmen, ſollte darüber entſcheiden. Es kam zu keiner Entſcheidung; man begnügte ſich, bei den Beſchlüſſen des vergangenen Jahres zu beharren [39]).

Auch mißlang der erſte Verſuch eines thätigen und bewaffneten Eingreifens in die Reichsangelegenheiten. Man wollte

---

38) S. die Inſtruction bei Londorp III. 511. 520

39) S. den Abſchied bei Londorp III. 520 ff. Von dem ungerechten Vorwurf friedensſtörender Geſinnung iſt Friedrich IV. ſchon durch Senkenberg XXI. 531 ff. gerechtfertigt.

die ſpaniſchen und niederländiſchen Kriegshorden, welche das deutſche neutrale Land ſchmählich mißhandelten, ohne daß das Reichsoberhaupt Hülfe brachte, aus Deutſchland wegjagen (1599); aber der Mangel an Eifer und Einheit wälzte die Laſt des gemeinſamen Unternehmens auf den Landgrafen von Heſſen allein, ſo daß es ſcheiterte. Nicht ohne Schuld daran war eine kleine Rivalität des Kurfürſten Friedrich, der zum Oberanführer beſtimmt war und, wie es ſcheint, dem Landgrafen vielfach im Wege ſtand; wenigſtens ſchrieb ſpäter Moriz an Heinrich IV. von Frankreich: Der Kurfürſt ſey zwar an dem Mißlingen nicht ſchuld, vielmehr ſey er ein Mann voll Charakter und Tüchtigkeit, aber eines könne man ihm vorwerfen, daß er dabei Ehrgeiz gezeigt habe [40]).

Indeſſen traten doch die „correſpondirenden Stände" als eine politiſche Macht auf, und wenn auch aus ihren Verabredungen (1600) zu Speyer, (1601) zu Friedberg nichts geworden iſt, ſo hemmten ſie doch die zu Speyer vorgenommene Reviſion einiger kirchlichen Streitpunkte (Juli 1601). Die Furcht, jene Reviſion möchte den Beſitz und Genuß bereits erworbener Kirchengüter ſtören, beunruhigte viele Fürſten; rechtlich konnte die Sache allerdings eine gefährliche Wendung nehmen, und ſelbſt Sachwalter der pfälziſchen Sache verzweifelten an einem günſtigen Ausgang [41]).

Dieſes Hin- und Herreden, Schreiben und Drohen erweckt freilich keine großen Begriffe von dem thatkräftigen Willen und der ſtaatsmänniſchen Berechtigung der vereinigten Fürſten; es iſt ein fortwährendes Wollen ohne Können und erregt trübe Ahnungen über den Ausgang dieſer politiſchen Schöpfung.

Das Jahr 1603 endlich ſchien eine Entſcheidung bringen zu wollen. Das Mißtrauen unter den Reformirten gegen „die

---

40) Vgl. Rommel Correspond. inédite de Henri IV. et du Landgrave de Hesse. S. 51. 73.

41) Dies geht namentlich aus dem freimüthigen Gutachten des trefflichen L. Schuch an den Kurfürſten hervor. Vgl. Londorp III. 569.

im Reich fürgehende Praktiken" war gewachſen; man hielt die Freiheiten und Rechte der Reichsglieder für gefährdet und Kurfürſt Friedrich IV. äußerte ſich, „man ſolle den Religionszwiſt bei Seite ſetzen und ein herrliches Exempel an den Eidgenoſſen nehmen, die in der Religion zwar nicht einig, doch ihr Regiment und Weſen beſtändig erhielten" [42]). In ſolchen Geſinnungen kamen denn (Febr. 1603) der Landgraf Moriz von Heſſen, die Markgrafen von Baden und Brandenburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken zu dem Kurfürſten nach Heidelberg und beſprachen ſich über die Mittel einer ſolchen Vereinigung. Man verband ſich (12. Febr.) gegen die drohende Gefahr, zu einhelligem Streben und gegenſeitiger Hülfe; Streitigkeiten ſollten durch Schiedsgericht entſchieden werden, gegen Umtriebe und Bedrohungen vom Pabſt und Spanien wolle man für einen Mann ſtehen. Auch lutheriſche Fürſten und König Heinrich IV. von Frankreich ſollten zum Beitritt eingeladen und eine gemeinſame Kaſſe errichtet werden [43]). Ehe die Fürſten ſchieden, ſchloſſen ſie vorläufig noch ein Defenſionsbündniß unter ſich, „nicht zu Widerſetzlichkeit gegen das Oberhaupt des Reichs, ſondern zu etwaiger Vertheidigung gegen Gewalt, beſonders von Seiten papiſtiſcher Stände"; die militäriſchen Kräfte dafür waren genau beſtimmt [44]).

Die Fürſten, welche an dieſer erſten Verbindung Theil nahmen, waren die einzigen, auf welche man ſicher rechnen konnte; die beiden Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen ſammt allen übrigen eifrigen Lutheranern machten jedes kräftige gemeinſame Handeln in kirchlichen Dingen unmöglich; bei allen Lebensfragen, die noch unentſchieden waren, blieb man von den zweideutigen, lauen Anhängern des Proteſtantismus verlaſſen.

---

42) Geheime Inſtruct. an ſeine Geſandten Londorp III. 579. Die beſte Vertheidigung gegen den Vorwurf, Friedrich habe mit kirchlicher Engherzigkeit eine Spaltung in Deutſchland befördern wollen.

43) Kurpfalz zahlte 6000 fl., Pfalz-Zweibrücken 1000, Brandenburg und Heſſen je 5000, Baden 2000. Londorp III. 583.

44) Rommel Geſch. von Heſſen VII. 238.

Drum regte ſich immer wieder der Gedanke, durch einen Bund mit dem proteſtantiſchen Ausland die fehlenden Kräfte zu erſetzen. Mit England waren die Verbindungen fortgeſetzt worden, die Niederländer ſtanden mit dem pfälziſchen Fürſtenhauſe in beſonders lebhafter Berührung, da ja Friedrichs IV. Gemahlin, Louiſe Juliane, eine Tochter des großen Oraniers, ihres Befreiers, war. Am thätigſten waren aber die Verbindungen mit Frankreich; ſowohl der Kurfürſt ſelbſt, als ſeine Räthe, Fürſt Chriſtian von Anhalt, Graf Otto von Solms, Vollrad von Pleſſen, ſtanden mit Heinrich IV. in brieflichem und perſönlichem Verkehr; der anhaltiſche Prinz beſonders war durch Bildung und politiſche Anſichten der Vermittlungspunkt zwiſchen Frankreich und der Pfalz geworden. Doch gingen dieſe Verbindungen lange Zeit über gewöhnliches freundliches Vernehmen nicht hinaus; der franzöſiſche Agent Bongars unterhielt das freundliche Verhältniß, das oft mehr in Literatur als Politik hinüberſpielte [45]); politiſche Einwirkungen Frankreichs lehnte Friedrich IV. ab, und als König Heinrich ſchon 1596 bei Landgraf Moriz den Gedanken einer gemeinſamen Verbindung anregte, fand er weder an den Hofe zu Caſſel noch zu Heidelberg einen großen Anklang [46]). Doch blieb Heinrich mit den deutſchen Proteſtanten in dauerndem Verkehr; der Landgraf von Heſſen ſtand mit ihm in freundſchaftlicher Verbindung, deren Frucht auch des Landgrafen Reiſe zu Heinrich (1602) und ein lebhaft unterhaltener Briefwechſel war.

So ſtanden die Sachen, als die Verabredung von 1603 zu Heidelberg geſchloſſen ward. Heinrich IV. war damals ziemlich

---

45) Vgl. Bongars. et Lingelshem. epist. p. 6. 33. 74. 323. Lettres de Bongars. 1695.

46) Außer der Correſpondenz von Bongars vgl Correspondance de Henri IV. p. 11. 12. 15. Dies blieb lange Zeit noch ſo, wie die folgende aktenmäßige Darſtellung zeigen wird. K. A. Menzel (Neuere Geſch der Deutſchen V.), der viel von einer pfälziſch-franzöſiſchen Staatskunſt und von einem leitenden Einfluſſe Frankreichs in der pfälziſchen Politik ſpricht, hätte doch nicht unterlaſſen ſollen, uns dazu auch die Belege zu liefern.

verſtimmt über die freundliche Aufnahme, die ſein Gegner, der Herzog von Bouillon, an dem pfälziſchen Hofe gefunden, auch ſchienen ihm die Beſchlüſſe der heidelberger Verbindung ungenügend [47]; doch nahm er bereitwillig die pfälziſche Fürſprache für den abtrünnigen Vaſallen an, nur trug er Bedenken, ſich in nähere Theilnahme an jenen Verabredungen einzulaſſen. So verzögerte ſich der Abſchluß der proteſtantiſchen Verbindung; man hielt indeſſen einen Verſammlungstag zu Heidelberg, König Heinrich IV. war in eifriger Correſpondenz über die Lage Europas und ſuchte ſeine innern Angelegenheiten, wo ihm Bouillon noch viele Sorge machte, allmählig zu ordnen.

Landgraf Moriz war um dieſe Zeit zurückhaltender geworden; in einem Brief vom 21. Juli 1605 ſpricht er die Beſorgniß aus [48], es möchten indiscrete Aeußerungen ihr Geheimniß öffentlich gemacht haben, und ſo lebhaft ſein Intereſſe auch fortwährend blieb, ſo iſt doch eine große Vorſicht und ein Vermeiden von unmittelbarer Theilnahme ſehr ſichtbar. Der Pfalzgraf und ſein Vertrauter, Chriſtian von Anhalt, waren jetzt die thätigſten Beförderer des großen Bundes; beide wurden aber mehr und mehr überzeugt, daß ohne fremde Hülfe der Bund in Deutſchland keine Stellung einnehmen könne. Auf dem Kurfürſtentag zu Fulda (1606) fanden die pfälziſchen Anträge, wie ſie ſchon auf den früheren Verſammlungen waren geſtellt worden, keine Unterſtützung; Brandenburg benahm ſich ängſtlich und lau, Sachſen machte mit dem katholiſchen Mainz gegen die Pfälzer Parthei [49]. So ward man immer mehr zum Ausland hingedrängt; man ſetzte ſich mit Jakob von England in Verbindung, Friedrich IV. trat in eifrigern Verkehr mit Frankreich und ſuchte Schweden von ſeinem polniſchen Kriege durch Vermittlung zu befreien [50].

---

47) Ebendaſ. S. 108. 121 178.

48) Rommel Correspond. S 243.

49) Londorp. III. 584 ff.

50) Rommel Corresp. 281. 288.

Im Frühjahr 1606 hatte Heinrich IV. endlich ſeinen Vaſallen unterworfen und nun nahm er ſich mit Energie und Eifer des Unionsplanes an. Als jetzt der rührige Unterhändler, Chriſtian von Anhalt, in Paris erſchien (Auguſt 1606), war Heinrich bereit, in den zu ſtiftenden Bund gegen das ſpaniſch-katholiſche Intereſſe einzutreten; er beſprach ſich mit dem Fürſten ausführlich über die deutſchen Angelegenheiten und gab im Allgemeinen die Mittel an, wodurch eine ſolche Union ſtark ſeyn könne [51]). Chriſtian reiste nach Deutſchland zurück und bearbeitete den Landgrafen von Heſſen, in deſſen Hände der Entwurf des Bundes übergeben worden war (Okt. 1606). Moriz erklärte ſich im Allgemeinen bereit; ſeine Vorſicht und ſeine ehrenwerthe Geſinnung ſchufen ihm aber noch manche Bedenklichkeit, die den Beitritt verzögerten. Er wollte erſt ſeine heſſiſchen Verhältniſſe geordnet ſehen, wünſchte auch durch den Beitritt Brandenburgs, Sachſens, Darmſtadts u. ſ. w. den Bund zu einem allgemein deutſchen gemacht [52]); überhaupt fand ſowohl er als Heinrich IV. an dem erſten Entwurf noch Vieles auszuſetzen [53]).

Indeſſen ſchickte Friedrich IV. ſeinen Rath Vollrad von Pleſſen nach Paris, während Chriſtian von Anhalt eine diplomatiſche Rundreiſe durch Deutſchland machte. Brandenburg, ſammt den beiden Markgrafen von Culmbach und Ansbach ſchienen zur Theilnahme bereit; der Herzog von Würtemberg verſicherte (März 1607) dem König Heinrich IV. brieflich ſeine Zuſtimmung; nur Sachſen, nicht aus großer ghibelliniſcher Geſinnung oder edler Anhänglichkeit an die kaiſerliche Sache, ſondern in kleinlichen politiſchen und confeſſionellen Berechnungen

51) S. den wichtigen Brief Heinrichs IV. an Moriz bei Rommel Corresp. 319 ff.

52) S. die Briefe des Landgrafen an den Fürſten Chriſtian und an Heinrich IV. (vom 26. und 28. Okt. 1606) in Rommels Geſch. von Heſſen VII. S. 505 und die Correſp. S. 332.

53) Rommel Correſp. S. 332. 336.

gefangen, zeigte ſich abgeneigt [54]. So verabredeten ſich denn einſtweilen Pfalz und Frankreich zu einer gegenſeitigen Beiſteuer [55]; zugleich wollte man in die Angelegenheiten der Niederlande eingreifen, England zur thätigen Theilnahme bewegen, und eine Verſammlung, welche die Verbündeten im Frühjahr 1607 zu Heidelberg hielten, ſetzte die Grundlagen der künftigen Union feſt [56].

Noch immer gab ſich der Landgraf die größte Mühe, den verhängnißvollen Bund zu einem allgemein proteſtantiſchen zu machen; unterſtützt von Brandenburg, ſelbſt von Frankreich, ſuchte er namentlich Sachſen zur Theilnahme zu bewegen und ſchob ſeinen eignen Beitritt immer noch auf; ehe aber jene Bemühungen gelangen, gaben ungeahnte Verwicklungen den entſcheidenden Anſtoß. Die Männer der katholiſchen Reaction, Maximilian von Bayern und Ferdinand von Steiermark, gewannen neben der unfähigen und willenloſen Perſönlichkeit des Kaiſers immer größern Einfluß; Sachſen gefiel ſich darin, alle Beſorgniſſe für den Proteſtantismus als Hirngeſpinnſte abzuweiſen; es bedurfte nur eines äußern Anlaſſes, um das Mißtrauen der übrigen Fürſten zu rechtfertigen. Dieſer Anlaß kam in der Einnahme von Donauwörth durch bayriſche Truppen (Dez. 1607); unerlaubte Uebergriffe des katholiſchen Abtes hatten über die Stadt einen Reichsprozeß verhängt, deſſen Gang und Motive ihm unverkennbar das Gepräge der Partheiſache gaben; Uebereilung und Trotz der gereizten Bürger war dann für die Reaction die gewünſchte Veranlaſſung zu thätigem Einſchreiten geworden. Wiederholte und kräftige Verwendungen

54) Correspond. inédite S. 343 ff.

55) Der Kurfürſt binnen Jahresfriſt 100,000 fl., jährlich 20000 fl. Zuſchuß, König Heinrich ſo viel, als alle Fürſten zuſammen.

56) Correſp. S. 353. Auch ſchreibt Lingelsheim an Bongars (13. Mai 1607): **Foedus arctum initum nobis cum Neuburgico, Anspachiis, Wirtembergico et Badensi, quae res tamen silentio tegitur, quod cur fiat nescio. Lingelshemii Epist.** S. 227.

der Proteſtanten, namentlich des pfälziſchen Kurfürſten, waren an der Thätigkeit Maximilians von Bayern geſcheitert.

Dies beſchleunigte den Abſchluß der ſeit länger als einem Jahrzehnt beſprochenen Union; der Kurfürſt Friedrich IV., der Pfalzgraf von Neuburg, die beiden Markgrafen von Brandenburg, der neue Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, entſchiedener als ſein Vorgänger, Georg Friedrich von Baden-Durlach und Chriſtian von Anhalt kamen in einem anſpachſchen Kloſter, Ahauſen, zuſammen und ſchloſſen dort (4. Mai 1608) den erſten Unionsvertrag [57]). Man verband ſich auf 10 Jahre zu gegenſeitigem Bunde und zu gemeinſamer Abwehr drohenden Unrechts; eine vereinigte Kriegsmacht und eine Bundeskaſſe waren die Mittel dazu. Religiöſe Zwiſtigkeiten ſollten die Mitglieder nicht auseinanderreißen; Händel einzelner Glieder waren der Schlichtung eines Schiedsgerichts anheimgegeben und die Leitung des Ganzen war einſtweilen dem Kurfürſten von der Pfalz überlaſſen. Zwei Verſammlungen, zu Rotenburg a. T. (Juli 1608) und Schwäbiſch-Hall, ordneten die Geſchäftsführung. Man traf die vorbereitenden Anſtalten der künftigen Kriegseinrichtung, man beſchloß, durch Geſandtſchaften das proteſtantiſche Ausland einzuladen und beſetzte die militäriſchen Würden mit den theilnehmenden Fürſten. Markgraf Joachim Ernſt von Brandenburg erhielt das Directorium der Union außer den unirten Landen mit 6000 Gulden monatlichen Gehaltes, Chriſtian von Anhalt mit 4000 Gulden monatlicher Beſoldung während der Dauer des Krieges die Stelle eines Generaloberſtlieutenants; Georg Friedrich von Baden wurde General der Reiterei, einige andere Herren wurden zu Oberſten gemacht.

Die Union, zwar noch in demſelben Jahre durch die Städte Straßburg, Ulm, Nürnberg verſtärkt, war indeſſen noch nicht im Stande, eine bedeutende Stellung einzunehmen; das ſchwerfällige Gebäude der ganzen Bundesverwaltung, der Mangel an innerer Einheit und an großen Kräften in den einzelnen Glie-

57) Vgl. Häberl. XXII. 537 ff.

dern wie in den Häuptern machte den Bund zu einem todtgebornen Kinde. Heinrich IV. zögerte daher mit der Theilnahme bis ins Jahr 1610, Landgraf Moriz und der neue Kurfürſt von Brandenburg, der ſich zum Calvinismus neigte, betrachteten ſich zwar als Theilnehmer, ſuchten aber doch zuerſt Sachſen mit hereinzuziehen und traten erſt im Okt. 1609 dem Bunde förmlich bei, als Verhältniſſe eingetreten waren, die ein entſchiedenes Auftreten nothwendig machten.

Es war nämlich inzwiſchen ein Sterbfall eingetreten, der die politiſche Berechnung der europäiſchen Staatsmänner lange beſchäftigt hatte. Der letzte Herzog von Jülich, Cleve und Berg, der Beſitzer von Mark und Ravensberg, war (März 1609) kinderlos geſtorben, nachdem der Partheigeiſt beider Confeſſionen mit unruhiger Spannung dem Heimfall dieſer ſchönen Provinzen entgegengeſehen hatte. Anſprüche hatten zunächſt die Männer der beiden jülichſchen Prinzeſſinnen, der Kurfürſt Johann Siegmund von Brandenburg und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg [58]); aber auch Sachſen berief ſich theils auf kaiſerliche Zuſagen, theils auf alte Erbverträge, und das katholiſche Intereſſe des Kaiſers ſelbſt nahm die ſchöngelegenen, zur Abrundung wie geſchaffenen Provinzen als heimgefallen in Anſpruch. Es läßt ſich denken, daß dieſer verwickelte Erbſtreit ſcharfſichtige Politiker lange zuvor in Anſpruch nahm, und König Heinrich IV. nahm ſchon 1604, wie aus ſeinem Briefwechſel mit Moriz hervorgeht [59]), die Sache ſehr wichtig. Im Intereſſe des Proteſtantismus lag es aber, die Länder nicht an Habsburg kommen zu laſſen und dieſe Berechnung war es wohl hauptſächlich geweſen, die den eifrig lutheriſchen Pfalzgrafen von Neuburg ſchon früh für die beinahe ganz calviniſche Union gewann. Unter ſolchen Umſtänden erwarb ſich Landgraf Moriz von Heſſen ein großes Verdienſt, daß er die beiden Prätenden-

58) Die Männer der übrigen Prinzeſſinnen, Johann von Zweibrücken und Karl von Burgau, wurden ſpäter befriedigt.

59) Correſp. S. 205, 210. 323.

ten, Brandenburg und Neuburg, in dem Vertrag zu Dortmund (31. Mai 1609)[60]) zu gemeinſamem Handeln bewog; ſie nahmen einſtweilen beide Beſitz und die gefürchtete Spaltung unter den Proteſtanten ſchien vermieden. Aber der Sohn des Philipp Ludwig, dem das Erbe eigentlich zufiel, vertrug ſich mit Brandenburg ſchlecht; der Gedanke, auch Sachſen in den dortmunder Vergleich hereinzuziehen und zu gemeinſamerem Handeln zu vermögen, ſcheiterte trotz aller Bemühungen des Landgrafen vollſtändig. Dies gab der kaiſerlichen Politik einen Vorſprung; Erzherzog Leopold drang im Jülichſchen mit Heeresmacht ein (Juli 1609) und die Proteſtanten rüſteten ſich zu feindſeligem Auftreten. Jetzt ward der lange verzögerte Entſchluß des Landgrafen und Brandenburgs, die immer noch auf Sachſen gehofft hatten, beſchleunigt und ſie traten der Union bei.

Der drohende Ausbruch des Kriegs gab der franzöſiſchen Allianz ein großes Gewicht; die Bedenklichkeiten minderten ſich und Heinrich IV. trat jetzt aus der paſſiven Stellung des Beobachters hervor. Schon im Mai 1609 hatte Moriz von Heſſen unſern Kurfürſten, der anfing zu kränkeln, zu bewegen geſucht, daß er die Leitung der Angelegenheit dem König von Frankreich überlaſſe[61]), und dieſer Letztere glaubte jetzt der Verwirklichung ſeines Ideales, der Bildung eines umfaſſenden europäiſch-chriſtlichen Staatenbundes auf den Grundlagen des Friedens und der gegenſeitigen Duldung, nahe gekommen zu ſeyn. Die katholiſchen Fürſten hatten ſich ebenfalls gerüſtet; ein alter Plan, den Herzog Wilhelm von Bayern ſchon ſeit 1583 mit ſich herumgetragen, ward jetzt von Herzog Maximilian von Neuem aufgegriffen, und am 10. Juli 1609 war zwiſchen Bayern und den Biſchöfen von Würzburg, Konſtanz, Augsburg, Straßburg, Paſſau, Regensburg und den Aebten zu Kempten und Ellwangen ein katholiſcher Gegenbund zu München unterzeichnet worden[62]).

60) Vgl. Rommel VII. S. 295 f.

61) Rommel VII. 300.

62) Die Akte bei Wolf Geſch. Maximilians II. 445 ff.

Der Kaiſer hatte gegen die Beſitznahme von Jülich längſt proteſtirt und das arme Land war den Unfällen des Kriegs ſchon preisgegeben, als man in den erſten Tagen des Jahres 1610 den Unionstag zu Schwäbiſch-Hall eröffnete. Außer den früheren Theilnehmern, mehreren Grafen und Freiherrn, den Vertretern der Städte, erſchienen da auch Brandenburg und Heſſen als Mitglieder, und Frankreich war durch einen eigenen Geſandten, Thumery de Boiſſiſe, repräſentirt; unſer Kurfürſt war krank und ließ ſeine Stelle durch Johann von Zweibrücken erſetzen. Die Berathungen der Verſammlung, ſchleppend und weitläufig wie alles Unionsweſen, bewegten ſich um die früheren Streitfragen; eine Beſchwerdeſchrift an den Kaiſer[63]) hob abermals die Kirchenhändel, namentlich die donauwörther Angelegenheit, nachdrücklich hervor; Verabredungen, die man traf, beſtimmten eine gemeinſame Wahrung bedrohter Religionsrechte in vielen einzelnen ausdrücklich beſtimmten Fällen. Manches an dem Geſchäftsgang erhielt noch eine Verbeſſerung; auch ward wiederholt beſchloſſen, die deutſchen Lutheraner und das proteſtantiſche Ausland, namentlich die Schweiz, Dänemark, England und Holland zum Beitritte einzuladen. In vielem Schreiben und Beſchließen ging aber die Energie der That unter, und in einer Maſſe von Privatangelegenheiten oder kleiner Intereſſen verlor ſich die Kraft und Einſicht in das große Ganze.

Praktiſche Wichtigkeit hatte im Grunde nur eines, die Beſchlüſſe, die man in der jülichſchen Sache faßte. Hier ſtieß man bei dem Gedanken einer gemeinſamen Hülfe ſogleich auf den Widerſtand der Einzelintereſſen; die oberländiſchen Städte ſchienen gleichgültig zu ſeyn, wie dieſe ſtreitige Frage würde entſchieden werden. Doch kam am 11. Febr. ein Vertrag mit Frankreich zu Stande, welcher den beiden Beſitzern der jülichſchen Lande, Brandenburg und Neuburg, Schutz und Hülfe verſprach. Sie ſelbſt ſollten ſich auf ungefähr 12000 Mann verſtärken, die Unirten eine gleiche Macht ſammeln, und Heinrich IV. wollte

63) Londorp I. 87.

jedem Unirten, der angegriffen würde, mit 10000 Mann zu Hülfe kommen [64]). Ein Manifeſt verkündigte den Entſchluß der Unirten, in der jülichſchen Sache Antheil zu nehmen [65]), und auf einer Verſammlung zu Heidelberg wurde beſchloſſen, die Rüſtungen gegen den drohenden Feind noch mehr zu beſchleunigen.

Denn während dies geſchah, waren die Feindſeligkeiten ſchon eröffnet worden [66]). Nicht nur am Niederrhein waren die Truppen des Erzherzogs Leopold mit dem Grafen von Solms im Kampfe, ſondern auch am Oberrhein und im Elſaß fanden es die unirten Fürſten, namentlich Pfalz und Baden, nothwendig, gegen die erzherzoglichen Schaaren eine Waffenmacht von 30 Fahnen zu Fuß und 20 Schwadronen Reiter bei Straßburg über den Rhein zu ſchicken (Mai 1610). Alles war jetzt auf die Spitze geſtellt; der Kaiſer erließ Mandate und Erklärungen gegen das Verfahren in Jülich, welche man als Kriegsmanifeſt gegen die Union betrachten konnte; eine Verſammlung zu Prag (April), die aus den Katholiken und den furchtſamen Lutheranern beſtand, war im Begriff, den Trunkenbold Chriſtian II. von Sachſen ganz vom proteſtantiſchen Intereſſe abzuziehen [67]). Heinrich IV. hatte ſeine Rüſtungen vollendet und ließ (8. Mai) durch ſeinen Miniſter an den Landgrafen von Heſſen ſchreiben [68]), er ſelbſt und ſein Heer werde

64) Vgl. Häberl. XXIII. 281 f.

65) Londorp I. 89.

66) Schon vorher hatte der Markgraf von Anſpach eine Sendung von 70000 fl., die der Biſchof von Würzburg abſchickte, aufgefangen. Bongarsii epist. S. 282.

67) Daß Chriſtian bald nachher ernſtlich damit umging, ſich in die katholiſche Union aufnehmen zu laſſen, ſich alſo gegen die Reformirten zu bewaffnen, hat Wolf Geſchichte Maxim. III. 20. bewieſen; was das Prädikat anbelangt, ſo waren damals zwar wenige Fürſten von dem Laſter ganz frei, aber Keiner konnte ſich wohl rühmen, wie Chriſtian II. während des Reichstags zu Prag that: „er ſey noch keinen Tag nüchtern geweſen.“ Geſandtſchaftsbericht bei Wolf Geſch. Maxim. III. p. 26.

68) Correſpond. S. 406.

am 20. Mai an der deutſchen Gränze ſeyn. Das Haus Habsburg, in ſich zerfallen und uneinig, war an den Abgrund gedrängt, die katholiſche Liga durch Mißmuth und Zwietracht gelähmt, kurz Alles ging einer großen verhängnißvollen Kriſe entgegen — da zerſtörte das Verbrechen eines Einzigen die Hoffnungen und Beſorgniſſe vieler Tauſende. Sechs Tage nach jenem ſiegverheißenden Schreiben des franzöſiſchen Geſandten ward Heinrich IV. durch Ravaillac gemordet (14. Mai); des Jeſuiten Mariana Lehre vom Königsmord, durch zahlreiche Adepten damals verbreitet, hatte hier ihre erſte praktiſche Anwendung gefunden [69]).

Damit hatte die Bewegung ihren Lebensgeiſt und ihre Stütze verloren. Zwar hatte Heinrich noch in ſeinem letzten Willen ſeinem Nachfolger die Freundſchaft mit Heſſen und Pfalz anempfohlen, und Landgraf Moriz war unermüdet thätig, den Eifer der franzöſiſchen Staatsmänner für Heinrichs unvollendete Plane wach zu erhalten, allein es waren dort andere Verhältniſſe dazwiſchengetreten und die Politik des verſtorbenen Königs hatte nur in ihren Schattenſeiten ihn überlebt. Zwar wurde die Armee, die von Chriſtian von Anhalt begleitet (Juli 1610) vor Jülich zog und ſich nach einem Vertrag von 1605 mit holländiſchen Hülfstruppen verſtärkt hatte, auch durch das fertige franzöſiſche Heer unter la Chastre unerwartet und kräftig unterſtützt, bis Jülich (1. Sept.) ſich ergab; auch ward der Krieg im Elſaß bis zu dem Waffenſtillſtand von Willſtädt (10. Aug). mit Erfolg fortgeſetzt; allein es fehlte der ganzen Bewegung doch an Kraft und Umfang, und Heinrichs IV. europäiſcher Umwälzungsplan zerbröckelte ſich in Intriguen und kleine Fehden wilder Söldlingshorden.

---

69) Paolo Sarpi ſchrieb damals ein großes Wort: Nunquam Romana Curia doctrinam Jesuitorum damnabit; est enim arcanum ejus imperii idque summum et maximum, quo e medio tolluntur qui audent palam illud non adorare et in timore ac officio continentur, qui auderent nisi timerent. Vgl. Le Bret Magazin der Staaten- und Kirchengeſch. II. 322.

In denſelben Tagen, wo man Jülich angriff, war der jetzt ganz gefeſſelte Kurfürſt von Sachſen vom Kaiſer mit dem jülichiſchen Erbe belehnt worden, er und die Lutheraner, die an der prager Verſammlung Theil nahmen, Darmſtadt und Braunſchweig, erließen in demſelben Monat Juli ein Schreiben an die Unirten [70]), das die gleichgültige Kälte gegen die Union in offene Feindſeligkeit veränderte, und in der Union ſelbſt kamen die Elemente des Widerſpruchs immer mehr zu Tage. Eine Verſammlung zu Heilbronn, (Juni) zeigte nur, wie verſchieden die Anſichten, wie langſam alle Anſtalten des Bundes ſeyen; und in ſeinem Schooße ſelbſt fehlte ein verſöhnendes und leitendes Element. Seit der Kurfürſt von der Pfalz kränkelte, war die ganze Leitung des Directoriums an Anhalt, Camerarius und andere pfälziſche Staatsmänner übergegangen, und ihr Verfahren verſtimmte ſelbſt den ſo eifrigen und uneigennützigen Landgraf Moriz [71]). Die Geldzahlungen wollten kein Ende nehmen und noch immer hatte die ſchleppende Maſchine des ſchwerfälligen Bundeswerkes ihre erſte thatſächliche Frucht erſt zu geben.

In dieſem unglücklichen Augenblick ſtarb dann auch (9. Sept. 1610) Kurfürſt Friedrich, und überließ ſeinem 14jährigen Nachfolger die verhängnißvolle Laſt, an den Bund ſeine politiſche Exiſtenz zu knüpfen; denn noch hatten die letzten Begebenheiten nicht ausgereicht, den Zauber, der ſich an den Namen der Union knüpfte, zu zerſtören.

So erſtarb die drohende Bewegung des Jahres 1610 an ihrer eigenen Kraftloſigkeit. Union und Ligue hatten ein Intereſſe dabei, ihre Schwäche nicht kund zu thun und beſchloſſen, nach einer weitläufigen Verhandlung und gegenſeitigen Vertheidigungen (24. Okt.), die Waffen niederzulegen und die jülichſche Angelegenheit der friedlichen Entſcheidung zu überlaſſen.

---

70) Aus einer Handſchr. bei Häberlin-Senkenberg XXIII. 289.

71) S. ſeinen Brief bei Rommel VII. 509.

§. 7.

Beiträge zur Sittengeſchichte. Friedrichs IV. Familie und Tod.

Wir dürfen Friedrichs IV. Geſchichte nicht beſchließen, ohne einen Augenblick bei dem höfiſchen und ſocialen Leben jener Zeit zu verweilen. Die Kriſis, in welcher ſich damals die Lebensſitte der gebildeten Klaſſe befand, iſt merkwürdig genug; kirchliche Devotion und plumpe Genußſucht, derbe oft rohe Manieren und die erſten Anfänge einer verfeinerten Weltbildung liegen noch in ſeltſamem Streite mit einander.

Die alte Einfachheit des Lebens war im Verſchwinden, aber noch hatten ſich die kräftigen und derben Genüſſe durch die raffinirten und koſtſpieligen der ſpäteren Zeit nicht ganz verdrängen laſſen; die Höfe waren nicht mehr von jener bürgerlichen Solidität, wie hundert Jahre früher, aber es war auch die eitle Verſchwendung und der leere monarchiſche Prunk der Zeit Ludwigs XIV. noch nicht eingedrungen. Nur bei Hochzeitsfeſten und ähnlichen Veranlaſſungen entfaltete ſchon jene Zeit eine erfinderiſche und oft mehr überladene als geſchmackvolle Pracht. Bei der Vermählung Herzog Wilhelms zu Jülich (1585), worüber ein dicker Band Beſchreibung erſchien [72]), waren die Turniere, Fackeltänze, Feuerwerke, Schaujagden bis zu einem ungeheueren Grade getrieben, eine einzige Tafel mit Deſſert enthielt an nachgebildeten Burgen, Feſtungen, Menſchen, Thieren eine kleine Welt, und die Vermählung Johann Friedrichs zu Würtemberg (1609) ward durch feſtliche Maskenzüge gefeiert, wie ſie Deutſchland bis dahin kaum geſehen hatte [73]). Erſt kam die Germania mit 118 Perſonen, dann der Aufzug mit den Mohren, dann allegoriſche Darſtellungen der Tugenden, der Venus und des Amor, den Vorzügen eines wohlbe-

---

72) Ein Band in Quarto, 1587 zu Cöln gedruckt „Fürſtliche Hochzeit ſo der durchleuchtig ꝛc.

73) Repreſentatio der fürſtlichen Aufzüg und Ritterſpiel“, ein Band in Querfolio, aus mehr als 100 intereſſanten Kupfern beſtehend.

ſtellten Regiments, Neſtor, Ageſilaus und Achilles, im Ganzen ein Umzug von beinahe 400 Perſonen. Doch gehörten ſolche Dinge noch zu den Seltenheiten.

Ein feiner Welt- und Menſchenkenner, der zu Ende des Jahres 1609 den florentiniſchen Geſandten durch Deutſchland begleitete [74]), gibt uns eine treffende, ſcharf markirte nicht ſelten kauſtiſche Schilderung der deutſchen Zuſtände und der regierenden Perſonen. Was man ihnen zeigte in den deutſchen Reſidenzen, befriedigte den verwöhnten Sinn der diplomatiſchen Reiſenden nur wenig; die coloſſalen mit Luxus gebauten Ställe in Dresden und Stuttgart, die großen Hetzjagden, und die gränzenloſen Zechereien mußten den Fremden mit ihrer feinen italieniſchen Bildung einen ſeltſamen Begriff von Deutſchland geben. Befriedigt wurden ſie nur zu Caſſel, wo der gelehrte, univerſell gebildete Landgraf mit ſeiner imponirenden Perſönlichkeit ihnen Achtung einflößte, und in Anhalt, wo Luxus und Lebensgenüſſe, Bildung und weltmänniſche Feinheit die Reiſenden an ihr Vaterland erinnerte. Beide Brüder von Anhalt (Prinz Chriſtian ward ſchon oben oft erwähnt) gaben ein Bild der neueren verfeinerten Bildung; neben allem Glanz und dem verſchwenderiſchen Reichthum des gaſtlichen Empfangs war dort, wie die Italiener rühmen, die Unſitte des wüſten Zechens verbannt; ſelbſt der ſtrenge Calvinismus war hier in ſo glatte und nachgiebige Formen gehüllt, daß die katholiſchen Geſandten in Chriſtians Umgebung beinahe vergaßen, daß er einer der erbittertſten Gegner ihrer Kirche war.

Das Gegenbild dazu war der ſächſiſche Hof. Von geſelliger Belebung und feinem, heiterem Umgang war wenig bei einem Fürſten zu erwarten, der ſich ſelbſt rühmte, auf dem prager Convent niemals nüchtern geweſen zu ſeyn, und der den Mund nur öffnete, um ſchmutzige und wüſte Reden hören zu laſſen [75]). Auch macht unſer Reiſender eine ſtark aufgetragene

74) Seinen Bericht ſ. bei Le Bret Magazin II. 328—350.

75) Geſandtſchaftsbericht in Wolfs Maximilian III. 26.

Schilderung von Kurfürſt Chriſtian, und will in deſſen unförmlichem durch Ausſchweifungen aller Art aufgedunſenem Leib und ſeinem ſinnigen, gerötheten Antlitz mehr Thieriſches als Fürſtliches finden. Die dumpfe Oede der Unterhaltung an der fürſtlichen Tafel, welcher auch der nachherige Kurfürſt Johann Georg beiwohnte, ward nur zu Zeiten unterbrochen durch eine unfläthige Bemerkung des betrunkenen Fürſten, der auch wohl bisweilen den Reſt des Bechers einem Naheſtehenden ins Geſicht ſchüttete [76].

Unſeren Kurfürſten trafen die Reiſenden leidend; er war vom Podagra ſo geplagt, daß er ſie nicht einmal empfangen konnte. Der Kanzler und die Grafen von Solms machten daher ſtatt ſeiner die Honneurs, ſpäter erſchien auch mit einem glänzenden Gefolge Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, um der Tafel beizuwohnen. Unter dem Sehenswerthen erwähnt der Berichterſtatter, außer der Bibliothek, das große Faß, einen großen Stall und eine prachtvolle Orangerie, wo die Südfrüchte Italiens, Pomeranzen und Granaten, in reicher Fülle prangten. Eine eigene Vorrichtung, die damals noch ungewöhnlich war, ſchützte den Garten vor ſchlimmer Witterung; eine Bretterumkleidung hielt Wind und Regen ab, Oefen heizten die Luft, welche die Früchte des Südens zur Reife bringen ſollte.

Das Trinken war zu jener Zeit die weſentlichſte Leidenſchaft der großen Herren geworden, und man könnte ein ganzes Verzeichniß regierender Fürſten liefern, die hinter Kurfürſt Chriſtian von Sachſen nicht ſehr weit zurückblieben. Auch unſer Pfalzgraf blieb, trotz ſeiner Bildung und ſeiner geiſtig regſamen Natur, von dieſem Laſter der Zeit nicht frei [77]; es iſt möglich, wenn auch nicht bewieſen, daß ſein früher Tod dadurch herbeigeführt oder beſchleunigt ward. Doch eiferte er oftmals gegen die Exceſſe

76) Le Bret S. 337. 338.

77) Wir ſchließen das aus der verblümten Andeutung in den Mémoires de Loyse Juliane p. 91. Galettis Verſicherung, die K. A. Menzel V. 377 mit großer Beſtimmtheit wiederholt, bedarf noch des Beleges.

der Zeit, und als im Jahr 1601 Landgraf Moritz von Heſſen bei ihm in Heidelberg war, ließ er ſich gern zum Patron eines Mäßigkeitsordens machen, deſſen Stifter der Landgraf war [78]). Die Mitglieder des Ordens verpflichteten ſich gegen Strafe, bei einer Mahlzeit nicht mehr als 7 Ordensbecher mit Wein auszutrinken, und in 24 Stunden nicht mehr als 2 Mahlzeiten zu halten; damit aber keiner über Durſt klage, ſolle allzeit geſtattet ſeyn, „Bier, Sauerbrunn-Waſſer, Juleb [79]) und dergleichen ſchlecht Getrenk mit zuzutrinken", nur die ſüdlichen Getränke, Meth und ſchweres Bier, ſollten ausgeſchloſſen bleiben.

Das Bündniß half bisweilen, aber nicht überall; ohnedies war Friedrich oftmals genöthigt, dem herrſchenden Geiſt der Geſelligkeit jener Zeit nachzugeben. Er hat uns davon ein merkwürdiges Zeugniß abgelegt in dem Tagebuch, das er bei ſeiner Reiſe nach Amberg (Jan. 1596) angefangen und drei Jahre lang fortgeſetzt hat; mit ſeltner Naivetät iſt dort in kurzen Notizen das ganze Leben und Treiben eines regierenden Herrn jener Zeit niedergelegt [80]). Wüßten wir nicht, daß der Kurfürſt auch andere und wichtigere Dinge mit Ernſt betrieb, ſo ſollte man aus dieſem Kalender von Hofbeluſtigungen beinahe ſchließen, ſeine ganze Thätigkeit wäre in Jagden, Ringelrennen, Scheibenſchießen, Zechereien und gegenſeitigen Bewirthungen aufgegangen.

Eine Reihe von ſolchen Genüſſen wurde unterwegs durchgemacht, bis der Kurfürſt am vierzehnten Tag den Weg von

---

78) Die Akte findet ſich (Carlsr. Arch.) Pf. Cop. XLII. b. fol. 396, vom 14. Nov. 1601, in dem Abdruck bei Rommel heſſ. Geſch. VI. 357 vom 14. Dez. 1601. Theilnehmer waren, außer dem Kurfürſten und Landgrafen, der Markgraf Johann Georg, Landgraf Ludwig von Heſſen, Friedrich Heinrich von Naſſau, die Grafen von Leiningen, Erbach, Solms und mehrere andere.

79) Eine Art Syrup.

80) Cod. pal. 611. Eine Copie, die Kurfürſt Carl Ludwig 1663 von dem im Vatican befindlichen Original machen ließ. — Wie ſehr Friedrich die Pünktlichkeit liebte, beweiſen die genauen Verzeichniſſe ſeiner Ausgaben, worüber Morsheim Buch führen mußte. S. Cod. pal. 784. 837.

Heidelberg nach Neumarkt zurückgelegt hatte; und in Neumarkt ſelbſt, ſetzten ſich neben wichtigen politiſchen Verhandlungen die Beluſtigungen der Reiſe fort. „Am 25. Januar in die bredig gangen, 26. mit den balonen geſpilet, am 30. naus hetzen gezogen vndt 2 haſen gefangen auch ein atzel geſchoſſen, am 2. Febr. zum Ring gerennet, am 3ten iſt der Soldat der einen andern Soldaten erſtochen gericht worden, am 7. mich zum Nachtmal brebariret, 8. zu nachtmal gangen, 9. mit den Püchſen geſchoſſen, 10. wider mit der püchſen ſchoſſen, am 14ten bin ich hetzen gezogen, vnd nichteß funden, 15. bin ich vor und nachmittag in die bredig gangen" — mit dieſen und andern noch unwichtigeren Dingen füllt der junge Fürſt ſein Reiſejournal. Dieſe Vergnügungen des Ringelrennens, Büchſenſchießens, aller Arten von Jagd, worin der junge Kurfürſt ſehr ſtark war, Schmauſereien, die er, die Beamten und die Bürger ſich gegenſeitig gaben, folgen ſich alle Paar Tage raſch auf einander, Predigt und Abendmahl kehrt in regelmäßigen Zeiträumen wieder, und jene Zeit war noch zu naiv, um etwas Anſtößiges darin zu finden, daß es in dem Tagebuch hieß [81]: „am 27. ſeint wir auf Oſtern zum nachtmahl gangen, am 29. hab ich Vorgation eingenumen vnd iſt mein elſte Tochter mein Gaſt geweſen". Nicht immer waren die Vergnügungen ſo unſchuldiger Natur, wie die oben beſchriebenen; auch das Spielen war eine Unſitte jener Zeit; gleich nach ſeiner Abreiſe hatte der Kurfürſt zu Vorberg den ganzen Abend „daß geſpielet", den folgenden Tag ſogar 80 Kronen verloren; auch ſpäter heißt es noch von Zeit zu Zeit: „hab ich den ganzen nachmittag mit Karbten geſpielt" und einmal ſind 150 Thaler als Verluſt verzeichnet.

So fleißig der junge Fürſt alle dieſe Zerſtreuungen notirt hat und dabei auch über etwaige Unglücksfälle, ſchlechte Witterung [82]) u. dgl. Buch führt, ſo fehlt es doch auch nicht an ernſten Dingen; die Berathungen zu Amberg und Neumarkt, die

---

81) fol. 42.

82) Z. B. fol. 99: iſt unſtetig wetter geweſen.

Unterſuchungen zu Tirſchenreut, der Empfang fremder Geſandten nahmen oft ganze Tage weg, aber auf einen Tag unausgeſetzter Arbeit folgte ein Dutzend Zerſtreuungen. Da ſeine Gemahlin mit ihm war, ſo hieß es wohl auch bisweilen: „den ganzen Tag gedanzt, oder maskaraden gangen“, oder im Jan. 1597: „ſeint wir auf der ſchliten zum Burgermeiſter Kollen gefaren mit dem frazimmer“; gleich den folgenden Tag aber wieder: „haben wir ein Wolf gehetzet“.

Im Nov. 1597 ging es beſonders luſtig zu; „am 13ten“, ſchreibt der Kurfürſt, „iſt mein Tochter getaft worden, am 14. haben wir zum Ring gerennet, am 15. ſeint wir nach Anſpach gezogen und Maskaraden gangen; am 15. haben wir getanzet, am 17. wieder getanzt vnd maskaraden gangen, 18. wieder maskaraden gangen, 19. hat der G. L. von Hutten ein bein brochen; 20. hab ich Handel mit dem Adminiſtrator zu ſtraßburg gehabet“; wenn auch nachher im Dezember ein Ruhepunkt eintrat, wo der Kurfürſt am 16ten die „Amberger Sachen furgenumen, am 17. in Rath gegangen und geſchwitzt, am 18ten Nachmittag in die Kirche gegangen“ iſt, ſo ging doch bald das Spielen, Trinken, Jagen, Ballſchlagen wieder an. So lebte der Kurfürſt mehr als 2 Jahre lang in der Oberpfalz [83]) (denn erſt im April 1598 kehrte er nach Heidelberg zurück) und es iſt zu wundern, daß der junge Fürſt, der in ſeinem 22ſten Jahre ſo in den Tag hinein lebte, ſich ſpäter noch in politiſchen und wiſſenſchaftlichen Dingen einen ſo ernſten und feſten Sinn gewahrt hat.

In Heidelberg trieb man es zwar nicht ſo toll; doch gab es auch alle Paar Tage Jagden und Landparthieen, Schmanſereien auf dem Wolfsbrunnen, Ausflüge nach Lautern und dabei ging es nicht immer ſehr frugal zu; denn von Pfalzgraf Johann ſchreibt der Kurfürſt (3. Mai) „iſt herzog Hans gar fol geweſt“, und er ſelbſt fand nach einem Ausflug zum Grafen von

83) An dem langen Aufenthalt war wohl auch die Peſt ſchuld, die in den Jahren 1596 und 1597 ſehr zu Heidelberg graſſirte.

Erbach (11. April) nöthig, das „Trinken auf ein Vierteljahr zu verreden“. Oft kam Beſuch, namentlich von den Pfalzgrafen der Seitenlinien; dann wurde in dem Hofgarten gegeſſen, in der Umgegend gejagt, auf dem Wolfsbrunnen gefiſcht; oder es hieß auch auf gut pfälziſch: „ſind wir zu mannem gewest“ und am 9. Juni ſchreibt der Kurfürſt mit laconiſcher Kürze (das Vierteljahr war noch lange nicht herum): „bin ich fol geweſen“. In der Umgegend wurde bei der Jagd beſonders der Fürſtenbrunnen, Schwetzingen, der Werſauer Hof heimgeſucht, bisweilen auch wohl eine weitere Tour nach Durlach zu dem befreundeten Markgrafen gemacht.

Im Juli zog Friedrich nach Baden und Straßburg, wo er „den Turn beſah“; dort feierte ein Mansfeldiſcher ſeine Hochzeit und der Kurfürſt zeichnete als merkwürdig auf: „am 7ten iſt ein Tragedi gehalten worden“. Am 30ten heißt es trotz des Verredens wieder bei dem Kurfürſten: „hab ich ein Rauſch gehabt“; und bei einem Ausflug über den Rhein, gegen Lautern hin, muß es auch munter hergegangen ſeyn; denn gleich darauf hielt ein Begleiter, Graf Leiningen, es für gut, „das Trinken auf ein Jahr zu verreden“.

Als dem Pfalzgrafen im Dezember 1598 eine Tochter geboren ward, da zeichnet das Tagebuch große Feſtlichkeiten auf: „Am 14ten iſt Kintaf geweſen, am 16. haben wir zum Ring gerennet, 17. haben wir den Bern gehetzet, 18. haben wir getanzet, 19. haben wir zu Fuß torniret, 20. ſeint wir nach Darmſtadt gezogen, 21. haben wir maskarade gangen, 22. haben wir 2 Reiher gefangen, 23. ſind wir zum Entenfang gezogen, 24. haben wir ein Fuchsjagen gehabt, 25. ſeint wir nach Heidelberg gezogen, 26. bin ich den ganzen Tag im Rath geweſen“; — damit ſchließt das Tagebuch. Die Turnierbeluſtigungen wurden bei einer anderen Kindtaufe (Oktober 1601) auf eine traurige Weiſe unterbrochen; Pfalzgraf Ludwig Philipp von der Veldenziſchen Seitenlinie, damals 24 Jahre alt, bekam einen Lanzenſplitter ins Auge und ſtarb nach acht Tagen (14. Oktober). Der

Kurfürſt verließ ſein Krankenlager nicht und war über ſeinen Tod untröſtlich; er ließ die Rennbahn ſchließen und gelobte, nie wieder ein Turnier in Heidelberg dulden zu wollen [84]).

Seit den Kriegsrüſtungen der Union kamen auch militäriſche Beluſtigungen in Schwung; ſo wurde (15. Juni 1608) in Gegenwart vieler Fürſten ein Manöuvre abgehalten, wo 15 Fähnlein zu Fuß und eilf zu Pferd, in zwei Theile getheilt, eine förmliche Schlacht lieferten, und am 1. September wiederholte ſich das bei Alzei. Ein Ungethüm, das auf einem ſiebenköpfigen Pferd ſaß und die babyloniſche Hure vorſtellte, „überaus künſtlich zubereitet", war mit Pulver gefüllt und ward nach langem Kämpfen in die Luft geſprengt [85]).

Unter einem ſo lebensluſtigen Fürſten ward auch Heidelberg vielfach verſchönert und die ernſte Nüchternheit ſeiner kirchlichen Vorgänger ward von Friedrich IV. durch Künſte und Reichthum verdrängt. Das Schloßgebäude erhielt eine anſehnliche Vergrößerung; es wurden die Thürme nach der öſtlichen Seite ausgebaut, und an der Stelle der Befeſtigungen, die gegen Norden das Schloß deckten, ein glänzender Prachtbau aufgeführt (1601—1607), der zum größten Theil die Stürme der Zeiten überdauert hat. Es iſt die ſogenannte Schloßkapelle, die ſich freilich mehr durch ſolide Maſſe, als durch Anmuth und Schönheit auszeichnet; der verſchnörkelte und verkünſtelte Styl der Paläſte des 17. Jahrhunderts reicht nicht von ferne an die leichte und ſchlanke Anmuth des Ottheinrichbaues. Die innere Seite nach dem Schloßhof iſt mit Statuen der bedeutendſten Ahnen der Pfalzgrafen geſchmückt, auf der äußern iſt der Altan mit den Erkern, der die herrliche Ausſicht nach dem Neckarthale eröffnet. In der Nähe ſtand auch der Bau, durch deſſen Inhalt Heidelberg faſt eben ſo berühmt geworden, als durch ſeine Univerſität, wir meinen das große Faß. Friedrichs Vorgänger, Johann Caſimir, ließ 1591 dieſes koloſſale Weinbehältniß, das

---

84) Bongarsii et Lingelshemii epist. S. 153.

85) Cod. bavar. 632 fol. 87.

über 132 Fuder oder nahe an 160,000 Trinkflaſchen Wein faßte, verfertigen, und was die alten Berichte darüber erzählen, gränzt ans Fabelhafte. Zu der Spitze führte eine Treppe von 27 Stufen, zu den eiſernen Reifen ſollen 122 Centner Eiſen gebraucht worden ſeyn, und der Erbauer 1500 Gulden — damals ein ganzes Vermögen — erhalten haben [86]. Und doch ward dieſes Rieſenfaß zwei Menſchenalter ſpäter durch ein noch größeres in Vergeſſenheit gebracht.

Dieſe Züge des Hof- und Fürſtenlebens erſchöpfen nicht das Bild in Friedrichs IV. Geſchichte; neben dem leichten und vergnügungsſüchtigen Treiben, wie es den meiſten Höfen jener Zeit eigen war, iſt bei ihm ein tüchtiger Grund von Geiſt und Geſinnung wahrzunehmen. Daß an ſeinem Hof das Trinken und Jagen nicht allein vorherrſchte, dafür ſorgte ſeine geiſtreiche Gemahlin, ſeine hochgebildete Umgebung, der Umgang mit Chriſtian von Anhalt und allen den feinen und tüchtigen Staatsmännern, die neben ihm ſtanden. Die politiſchen Angelegenheiten ſeiner Zeit, die kirchliche Bewegung, die geiſtige Blüthe der Univerſität beſchäftigten Friedrich ſo lebhaft, und die Berührung mit den deutſchen Fürſten, wie mit dem Landgrafen Moriz von Heſſen, der ihn liebte und hochhielt, war die beſte Abwehr gegen den wüſten und rohen Geiſt, wie er an andern Höfen ausſchließlich herrſchend war.

Friedrichs Charakter liegt mit ſeinen Vorzügen und Schwächen vor den Augen der Nachwelt; er galt bei Allen, ſelbſt den Gegnern, für einen Ehrenmann von Geiſt und Geſinnung, und einer der beſten deutſchen Fürſten jener Zeit, Landgraf Moriz, hat ihm ſelbſt in einem Moment der perſönlichen Spannung das Zeugniß ausgeſtellt, „es ſey ein geſetzter, mannhafter Fürſt.“ Dem Calvinismus von Grund aus zugethan, ſtand er gleichwohl auf einem höhern und freiern Standpunkt, und die letzten Jahre ſeines Lebens beſchäftigte ihn fortwährend der Gedanke einer freien Vereinigung

---

86) Kayſer hiſt. Schaupl. S. 26.

aller proteſtantiſchen Confeſſionen. In ſeinem Temperament lebhaft, war er dem Zorne und der Aufregung leicht zugänglich[87]), aber ſeine natürliche Gutmüthigkeit ſiegte immer nach kurzer Zeit. Freigebig bis zur Verſchwendung [88]) ward er oft von ſeiner trefflichen Gemahlin von Uebertreibungen zurückgehalten, aber manchmal kam es auch der Wiſſenſchaft und ihren Vertretern zu gute, und für koſtbare Bücher oder Handſchriften, deren er namentlich die altdeutſchen ſehr liebte und ſchätzte, war ihm kein Opfer zu groß. In ritterlichen Dingen war Friedrich geübt wie wenige; auf der Jagd, beim Wettſchießen holte er meiſtens das Beſte; zu Pferde war er ein kecker Wagehals und zwiſchen Alzei und Creuznach bezeichnete noch im vorigen Jahrhundert ein Denkſtein die Stelle, wo er (1603) mit ſeinem Pferde über einen 27 Fuß breiten Graben hinübergeſetzt war[89]).

Ein ſchönes Bild des verewigten Fürſten hat ſein Hofprediger Pitiskus in der Leichenrede von ihm entworfen; dies Aktenſtück iſt um ſo mehr der Erwähnung werth, als es, frei von dem lobhudelnden Weihrauchdufte einer ſervilen Hoftheologie, ein ſchönes Zeugniß ablegt für den Freimuth des Redners und die Gunſt der Zeiten, wo man ſolchen Freimuth ehrte[90]). Der treffliche Mann läßt den Vorzügen des verewigten Fürſten, den

87) S. Spanheims Memoires de Loyse Juliane. Leyde 1645. S. 90.

88) Ebend. S. 68. 91. Davon zeugen auch ſeine Ausgabenbücher Cod. pal. 784. 837.

89) Ludewig Germ. princ S. 239.

90) Die Rede iſt ſehr ſelten, zu Heidelberg enthält die Batt. Bibl. ein Exemplar. Moſer Patriot. Archiv VII. 163 ff. hat die Rede bekannt gemacht (1787), und die ſchneidenden aber wahren Worte hinzugefügt: „Wir unter das Joch des Deſpotismus gebeugte, unter demſelben hinkriechende, hinſchmachtende, und hinſchmeichelnde, durchlobende und durchlügende wiſſen in unſern Tagen nur noch zu ſeufzen, zu verſtummen und zu ſchweigen, wo's am ſchlechteſten und ſchlimmſten geht; wo es halbwegs erträglich iſt, iſt des Lobpreiſens kein Ende; von Fehlern reden, und darauf deuten zu wollen, würde Crimen laesae Divinitatis Regiae et Principalis ſeyn."

er ſchon als Knaben gekannt, alle Gerechtigkeit widerfahren, fügt aber hinzu: „Was ſonſten Ihrer Ch. Gnaden Leben und Wandel belanget, darinnen haben ſie etliche Mängel gehabt, die wir recht heißen weder ſollen noch wollen.“ Er rühmt ſeine väterliche Fürſorge für das ſittliche Wohl ſeines Volks und ſeine freigebige Milde in Zeiten der Noth, erkennt die Treue an, womit er ſein „fürſtlich Amt“ verſehen, hebt aber auch offen hervor, wie raſch er oft im Affekt, wie leicht er dem Jähzorn preisgegeben war. „Aber“, fügt er hinzu, „ſobald Ihro Ch. Gn. gemerkt haben, daß Sie ohne Urſache ſich über jemand erzürnt haben, ſo iſts Ihr ſelbſt von Herzen leid geweſen; ſie haben ſich nicht geſchämt, auch den allergeringſten Diener um Verzeihung zu bitten.“ Noch auf dem Todesbette, erzählt der Redner, habe der Kurfürſt Alle, die er je beleidiget, um Verzeihung gebeten, und in ſeinem Namen bittet er jetzt am Grabe die Zuhörer, da ihm Gott die Sünden und Mängel verziehen, mögen auch die Menſchen, die er erzürnt und beleidigt, deſſen nicht gedenken [91]). Oftmals wohl, erzählt Pitiskus weiter, habe ſich der Kurfürſt „ziemlich weit in die Welt verlaufen“, aber man habe doch immer geſpürt, daß ein „Fünklein der Furcht Gottes im Herzen zurückgeblieben ſey“, und chriſtlichen Ermahnungen ſey er immer zugänglich geweſen. Er ſelbſt ſey deßhalb nicht minder herzlich von dem Fürſten geliebt worden, weil er „nach Erheiſchung ſeines Amt ihm oft recht rund unter die Augen gegangen ſey“, und wenn er zu ihm aufs Schloß gekommen „von Amtswegen“, habe Friedrich „wiewol er oft gemerkt was es ſeyn werde, dem chriſtlichen Mahner und Sittenprediger doch ſein Lebtag nie die Audienz verſagt.“ Daraus und aus dem Umſtande, daß die Ruthe Gottes ihn oft aus der Sünde zurückgetrieben, ſchließt der ehrliche Redner, daß Gott dem ſeligen Fürſten verziehen und wahrhaft zu Gnaden angenommen habe.

---

91) Moſer S. 187.

Eine ſchöne Zierde des pfälziſchen Fürſtenlebens war Friedrichs Gemahlin, Luiſe Juliane (geb. 1576), die Tochter des großen Wilhelm von Oranien, durch Geiſt und Sitte ſolcher Abſtammung werth. Ihre Mutter war jene Charlotte von Montpenſier, die einſt um der Religion willen ihr Vaterland verlaſſen und am pfälziſchen Hofe Friedrichs III. eine Zuflucht gefunden hatte. Friedrich hatte die Gräfin wider Willen ſeiner Verwandten heimgeführt; man fürchtete den nahen Zuſammenhang mit einer Prinzeſſin, deren Vater und Bruder die Führer der holländiſchen Rebellen waren. Es war ein ächter Familienbund des Calvinismus; auch Moriz von Heſſen war mit einer Juliane von Naſſau vermählt, und ſo die drei Vorfechter der reformirten Lehre, Kurpfalz, Heſſen-Caſſel und Naſſau-Oranien durch ein Band der Verwandtſchaft noch enger umſchlungen. Die feingebildete Fürſtin war eine treffliche Schutzwehr gegen Eindringen des rohen und wüſten Tons, wovon damals die fürſtlichen Kreiſe bedroht waren; je mehr ſich Friedrich in Jagd- und Zechbeluſtigungen mäßigte, deſto inniger ward das Verſtändniß beider; und für die Erziehung der fürſtlichen Kinder hat Julianens tüchtiger und hoher Sinn vortrefflich gewirkt. Ihr unglücklicher Sohn Friedrich hat in allen Wechſelfällen eines ſtürmiſchen Lebens zwar Fürſtenhut und Länderbeſitz, niemals aber ſeine ſittliche Haltung und ſeinen reinen Sinn verloren.

Von den acht Kindern, die Juliane gebar (vermählt 1593), ſind zwei Prinzen und zwei Prinzeſſinnen früh geſtorben; die beiden überlebenden Söhne, Friedrich (geb. 16. Aug. 1596) und Ludwig Philipp (geb. 26. Nov. 1603) werden in unſerer Geſchichte ausführliche Erwähnung finden. Von den zwei Töchtern, die übrig blieben, ward Luiſe Juliane (geb. 16. Juli 1594) mit Johann von Zweibrücken (1612) vermählt, Eliſabeth Charlotte (geb. 7. Nov. 1597) ward ſpäter (1616) die Gemahlin des Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg.

Friedrich IV. ſelbſt war von Natur, wie auch ſein Vater und Oheim, nicht übermäßig kräftig; möglich, daß die Genüſſe

des Jünglingsalters ihn vollends untergruben. Sehr früh ſchon litt er an der Gicht [92]) und zwar die letzten Jahre ſeines Lebens unter furchtbaren Qualen; am 9. Sept. 1610 ſtarb er, im Bewußtſeyn ſeiner Schwächen, aber mit der Ergebung eines wahrhaft chriſtlichen Sinnes [93]). Gelehrte und Theologen, die ihm ſo viel verdankten, ſandten ihm ganze Maſſen [94]) von Lobreden und Gedichten in allen Sprachen nach, aber auch das Volk beklagte den milden und wohlwollenden Fürſten.

Fünfter Abſchnitt.

Friedrich V. (1610—1632).

§. 1.

Die vormundſchaftliche Regierung.

Friedrich IV. hatte für den Fall des frühzeitigen Todes längſt ſeine Maßregeln genommen; zwei Teſtamente vom 6. Dez. 1602 und 27. Aug. 1610 hatten Rechte und Beſitzungen ſeiner unmündigen Nachkommen geregelt [95]). Der 14jährige Friedrich ſollte die Kurwürde erben, Pfalzgraf Ludwig Philipp mit dem heimgefallenen ſimmernſchen Lande [96]) und den Aemtern Lautern, Creuznach, Kirchberg, Böckelnheim, Bolanden, Stromberg, Wolfſtein, Rockenhauſen entſchädigt werden. Die

92) Mem. de Loyse Juliane S. 74.

93) Vgl. Pitiskus bei Moſer VII. 178.

94) Außer der Rede von Coppen, Stenius, Pitiscus liegt eine Sammlung handſchriftlicher Produkte vor uns (Bibl. Batt 325), die über 60 Stück betragend im Sapienzcollegium verfertigt zu ſeyn ſcheinen.

95) Das zweite iſt eine Ergänzung des erſten; beide liegen uns in mehreren handſchr. Copien vor

97) Pf. Richard, der Bruder Friedrichs III., war 1598 geſtorben.

Töchter erhielten 1000 Gulden jährlich und im Fall der Verheirathung ſtandesmäßige Ausſteuer; die Wittwe Luiſe Juliane ein pfälziſches Amt, die Kellerei Lorbach und das Kloſter Neuburg.

Damit war aber eine wichtige Frage noch nicht erledigt — die Vormundſchaft und die Landesverwaltung. Zwar hatte Friedrich die Erziehung der Kinder, wie natürlich, ſeiner Gemahlin überlaſſen, auch einen Vormundſchaftsrath aus erprobten Reformirten, Chriſtian von Anhalt, Moriz von Oranien, Johann von Naſſau und Albrecht von Solms, beſtellt, allein in der oberſten Leitung der Dinge konnte er nichts beſtimmen, ohne die Rechte der Agnaten zu berückſichtigen.

Die zweibrückiſche Linie [97]), die Schweſter der ſimmerſchen, hatte darauf den nächſten Anſpruch; aber auch ſie war indeſſen wieder getheilt worden. Jener Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, der im Kampfe für den franzöſiſchen Calvinismus ſein Leben hinbrachte († 1560), hatte ſein zweibrückiſches Beſitzthum, das durch den Heimfall von Neuburg bedeutend gewachſen war, ſo getheilt, daß der ältere Sohn, Philipp Ludwig, Neuburg, der jüngere, Johann, Zweibrücken erhielt. Beiden Brüdern ſind wir bereits im Verlauf unſerer Geſchichte begegnet, aber beiden auf verſchiedenen Wegen. Philipp Ludwig von Neuburg, ein biederer, bedächtiger Charakter, ſteht unter den Vorkämpfern des orthodoxen Lutherthums, und erſt die jülichſche Erbſchaft konnte ihn dazu bewegen, mit der calviniſchen Union in ein näheres Verhältniß zu treten; Johann von Zweibrücken, raſcher und feuriger, hatte ſich mit lebhaftem Eifer dem Calvinismus frühe zugewandt, und war in allen kirchlichen Dingen, in den Vorbereitungen zur Union, in den Reichstagshändeln der treue und rührige Gefährte unſeres Kurfürſten geweſen, in

97) Man erinnere ſich, daß Pfalzgraf Stephan († 1459), Beſitzer der vereinigten ſimmerſchen und zweibrückiſchen Lande, eine Theilung unter ſeinen Söhnen Friedrich und Ludwig vornahm; dadurch ward jener Stifter der ſimmerſchen, dieſer der zweibrückiſchen Linie.

deſſen Armen er auch ſtarb (1604) [98]. Sein Sohn, Johann II. [99]), von guten Anlagen und einer ſorgfältigen trefflichen Bildung trat in des Vaters Spuren; bis auf die Namen blieb die zweibrückiſche Politik unverändert.

Es läßt ſich denken, wie groß Friedrichs IV. Verlegenheit war; dem ältern Agnaten, dem lutheriſchen Pfalzgrafen von Neuburg, ſprach Geſetz und Herkommen die Vormundſchaft und Regierung zu, für den jüngern ſprach aber die Neigung und die religiöſe Anſicht des Kurfürſten. Offen und billig wie er war, wandte ſich Friedrich ſchon 1601 geradezu an Philipp Ludwig, erklärte ihm, die Vormundſchaft ſolle an ihn kommen, nur ſolle er ſich verpflichten, weder in der Erziehung, noch in der Regierung kirchliche Veränderungen vornehmen zu wollen. Philipp Ludwig trug Bedenken, ſich darauf einzulaſſen, wiederholte Verhandlungen (Juni 1602) brachten ihn nur zu der Aeußerung, daß ſein gutes Recht ihm die Vormundſchaft unbedingt zuſichere [100]), eine Verbindlichkeit ging er nicht ein [1]). So entſchloß ſich denn Friedrich, um ſeine Schöpfung nicht zu gefährden, den lutheriſchen Vetter auszuſchließen; das Teſtament vom 6. Dez. 1602 beſtimmte dem jungen Pfalzgrafen Johann die Obervormundſchaft und Landesverwaltung.

Friedrich ließ einſtweilen ſeinem Nachfolger huldigen; zugleich bemühten ſich beide Partheien, den Kaiſer für ſich zu ſtimmen; der Verſuch einer gütlichen Vereinbarung war nochmals geſcheitert. Der Kaiſer neigte ſich mehr auf die Seite

---

98) Auf einem Beſuch, den er dem Kurfürſten zu Germersheim machte, am 12. Aug. 1604.

99) Geb. 26. März 1584.

100) S. den kurzen Bericht von Churfürſtlicher Pfalz Teſtamentlicher Vormundſchaft. Amberg 1610. S. 3. Die einzelnen Verhandlungen, namentlich von Juni bis Okt. 1602 findet man bei Meier Londorp Continuatus I. 2. p. 83—90

1) Seine Antwort vom 29. Okt. 1602 (Meier S. 89) beruft ſich ausdrücklich auf die goldne Bulle und die andern Gründe, welche ihm die Vormundſchaft unbedingt zuſicherten.

Neuburgs [2]), erſt als Friedrich (ſeit 1605) wiederholte Anſtrengungen machte und den gewandten Chriſtian von Anhalt nach Prag ſchickte, gab ihm Rudolf eine ſchwankende Verſicherung, die wenigſtens nicht offen feindlich war. Friedrich fand ſich jetzt beruhigt; um ganz ſicher zu ſeyn, ließ er Johann von Zweibrücken zu ſich kommen und übertrug ihm kurz vor ſeinem Ende die Vormundſchaft perſönlich.

So war Johann im Beſitze, als Friedrich ſtarb, und man konnte in Neuburg nichts thun, als proteſtiren und ſich mit Beſchwerden an den Kaiſer wenden. Das Proteſtiren half nichts, da die Pfälzer alle Urſache hatten, mit der Regierung des Vormunds zufrieden zu ſeyn; die Vermittlung befreundeter Fürſten, namentlich des Landgrafen Moriz, war vergeblich; die Beſchwerden beim Kaiſer erhielten eine ausweichende Antwort (8. Nov.), aus der hervorging, daß der neuburgiſche Prätendent der jülichſchen Erblande beim Kaiſer keinen Schutz zu erwarten hatte. Im folgenden Jahre (Juli 1611) ſprach der Kaiſer dem Beſitzer die Vormundſchaft einſtweilen zu, bis Neuburg ein beſſeres Recht beweiſe. Dennoch verſuchte man es nach deutſcher Art mit dem Schreiben und Deduciren; die bedeutendſten Staatsmänner und Juriſten beider Theile erſchöpften ihre Gelehrſamkeit und ihren Scharfſinn, aber Johann blieb im Beſitz. Läugnen ließ ſich nicht, daß Philipp Ludwig die goldne Bulle, eine Verordnung Siegmunds, das alte Herkommen und das Hausgeſetz für ſich hatte; allein die Anwälte des Adminiſtrators beriefen ſich auf das natürliche Recht des Vaters, ſeinem Sohn einen beliebigen Vormund ſetzen zu können, und ſo bewegten ſich beide Theile in dem engen Kreiſe ihres Schluſſes, ohne ſich je einander zu nähern. Es ward eine ganze Literatur zuſammengeſchrieben [3]) und die literariſche Con-

2) S. ſeine Antworten von 1603 bei Meier I. 2. p. 101 f.

3) Bei Lünig Deductionsbibliothek II. 261 ff. ſind über 20 Schriften darüber verzeichnet, wovon ein großer Theil uns vorliegt. Die Argumentation dreht ſich in allen um die angegebenen Punkte. Vgl. auch Pfälz.

troverſe dauerte glücklich fort, bis der junge Kurfürſt mündig ward (1614) und ſo dem Streite ein Ende machte.

Dem Pfalzgrafen Johann blieb indeſſen der Genuß der Vormundſchaft ungeſtört, und auf dem Kurfürſtentag zu Nürnberg (Okt. 1611) führte er die pfälziſche Kurſtimme. Die Lage der Dinge war ſo geworden, daß die Pfalz in ihrer kurfürſtlichen Stellung und in ihrem Verhältniß zur Union einer energiſchen Vertretung bedurfte, und Pfalzgraf Johann blieb hinter dieſer Forderung der Zeit nicht zurück. Die jülichſche Erbfrage war durch die Herbeiziehung Sachſens in ein neues Stadium getreten, Kaiſer Rudolf durch ſeinen eignen Bruder in ſeinen Erblanden bedroht, in Böhmen wüthete ſchon der innere Kampf, der die Anfänge des dreißigjährigen Kriegs vorbereitete, drum konnte in dieſer allgemeinen Zerfallenheit eine Verbindung wie die Union mit ihren militäriſchen Kräften leicht den Ausſchlag geben. Man fühlte das, und auf dem Unionstag zu Rotenburg (Juli 1611), wo Pfalzgraf Johann als Director anweſend war, nahm der Bund eine bedeutendere Stellung ein, als je zuvor. Die entzweiten Fürſten des Hauſes Habsburg, der Kaiſer ſelbſt, die Erzherzoge Matthias, Maximilian und Leopold, ſchickten Geſandte hin, die Republiken Venedig, Schweiz, Holland begrüßten den Bund, und die Unirten verwandten ſich in entſchiedener, beinahe gebieteriſcher, Haltung für die proteſtantiſchen Rechte; Aachen und Cöln wurden aufgefordert, ihre proteſtantiſchen Bürger nicht zu bedrängen, die Aechtung der Stadt Braunſchweig ward nicht anerkannt und in einzelnen Reichsſtädten die Verdrängung der Jeſuiten gefordert [4]).

Mitten in dieſer Spannung, die einen nahen Ausbruch ahnen ließ, ſtarb der bedrängte Kaiſer (Jan. 1612) und Pfalzgraf Johann war dadurch zugleich Reichsverweſer und Führer der Union geworden. Das alte Reichsverweſeramt, das der

---

Archiv zu Carlsruhe („Perſonalien", „Reichsvicariat", „Regentſchaft"), wo ſich die Mehrzahl der Originalakten befindet.

4) Häberlin-Senkenberg XXIII. 414.

pfälziſchen Kurwürde in den weſtlichen, der ſächſiſchen in den öſtlichen Gegenden des Reichs zuſtand, war diesmal die Quelle zu einer Kette von Streitigkeiten; das Kammergericht machte formelle Schwierigkeiten, mehrere Reichsglieder wollten die Führung nicht anerkennen, andere beſchwerten ſich über einſeitige richterliche Entſcheidungen der beiden proteſtantiſchen Reichsverweſer, zumal des reformirten Adminiſtrators der Pfalz. Auch der alte Streit mit Neuburg bekam friſchen Aufſchwung; denn damit die Verwirrung vollſtändig werde, benahm ſich auch Philipp Ludwig als Reichsverweſer; und gleichzeitig erneuerte auch Bayern einen alten Streitpunkt mit der Pfalz. Es hatte nämlich der pfälziſche Publiziſt Freher in einer Deduction gegen Neuburg darauf hingewieſen, daß die Kurwürde an der rheiniſchen Pfalz, nicht an Bayern hafte; dagegen erhob ſich jetzt Gewold in einer Streitſchrift, um das Gegentheil zu beweiſen und der Schriftenwechſel dauerte bis 1621, wo Gewold noch einmal ſeinen **Commentarius de Septemviratu** vermehrt herausgab [5]). Wir haben früher zu erweiſen geſucht, welchen Antheil an der Entſtehung der pfälziſchen Kurwürde einerſeits das rheiniſche Pfalzgrafenamt, andererſeits ſowohl die fränkiſche als die bayriſche Herzogswürde gehabt haben mögen; wir erwähnen deßhalb des Streites nur, weil er zehn Jahre nachher durch die Kataſtrophe Friedrichs V. eine praktiſche Bedeutung bekam.

Dies ganze Treiben mit Formen und Formeln gibt ein trauriges Zeugniß von der Erſtorbenheit des deutſchen Volks- und Nationalgeiſtes; in dem Augenblicke, als ſich die Elemente zu dem furchtbarſten aller Bürgerkriege ſammelten, und die Lebensfrage der deutſchen Zukunft ihrer Löſung entgegen ging, zerſplitterte ſich das Intereſſe und die Thätigkeit an einem kleinlichen Zwiſt um erſtorbenen Formelkram.

---

5) Die ſechs Schriften findet man in der **Repraesentatio reipub. Germ. Norimb. 1657.** Einen Theil davon hat auch **Meier Londorp. Contin. I. 3. p. 67 ff.** Vgl. auch Pfälz. Archiv zu Carlsruhe („Reichsvicariat“).

So nahte die Zeit der Kaiſerwahl heran. Das Beſtreben Frankreichs, dem Herzog von Bayern die Krone zuzuwenden, fand keinen Anklang; auch der Wunſch des Landgrafen von Heſſen, den neuen Kurfürſten von Sachſen gewählt zu ſehen, erhielt keine Fürſprache; man verblieb bei dem Hauſe Habsburg. Nur über die Perſon war man nicht im Reinen; Erzherzog Albert, der Schützling der ſpaniſch-katholiſchen Parthei ward von den Proteſtanten zurückgewieſen, Maximilian, auf den Pfalz und Sachſen anfangs ihre Augen warfen, bezeugte keine Luſt, ſo blieben zuletzt dem älteſten Bruder Rudolfs, dem König Matthias, der ſich auch eifrigſt darum bewarb, die meiſten Chancen des Erfolges. Proteſtanten wie Katholiken betrachteten ihn als einen Lückenbüßer, um zu einer gelegenen Zeit, die bei einem 55jährigen Kaiſer nicht lange ausbleiben konnte, ihre entſchiedenen Wünſche durchzuſetzen. Die Hauptſache auf dem Wahltag zu Frankfurt (Mai 1612), den auch der junge Friedrich V. an der Hand ſeines Vormunds beſuchte, war die Wahlcapitulation; denn die Fürſten der Union hatten längſt ihre Hoffnung darauf geſetzt, hier alles Zweideutige und Schwankende ſichern zu können. Die Anweſenheit von Baden, Würtemberg, Heſſen und Anſpach mit ihrem anſehnlichen Gefolge ward, aber nach altem Herkommen nicht geduldet; ſie mußten Frankfurt verlaſſen und umlagerten in verdächtiger Haltung mit Klagen und Beſchwerden die Stadt der Wahl.

Die Hoffnung auf die Wahlcapitulation erwies ſich als leer; die Privilegien und Rechte der kurfürſtlichen Oligarchie wurden gehörig verbürgt und erweitert; aber der Hauptpunkt für das Reich, die Gleichſtellung beider Confeſſionen im Reichsgericht, wofür ſich Pfalz und Brandenburg dringend verwandten [6]), fiel durch, da Sachſen, anfangs einverſtanden, ſich nachher zu den Katholiken ſchlug. Indeſſen vereinigten ſich alle

6) Die entſchiedenſten Anträge ſtellte Kurpfalz; etwas gemildert trat Brandenburg bei, Sachſens Antrag iſt noch matter. S. die handſchriftl. Nachrichten in Wolfs Maximilian III. 299 ff.

Stimmen auf Matthias (Juni); die Wahl und Krönung fand unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten und mit all dem geiſtlichen Punkte der byzantiniſchen Hofordnung ſtatt, die mit dem allmähligen Ableben des alten Reichs in ſo grellem Contraſte ſtand.

Ernſte Angelegenheiten drängten dieſe Tändeleien der Eitelkeit bald in den Hintergrund. Die Spannung zwiſchen den Partheien war gewachſen; einzelne Bedrückungen, von denen keine Seite freizuſprechen war, dienten als Anlaß zu erneuerten Beſchwerden, und die Lage des neuen Kaiſers war um ſo kritiſcher, als die Proteſtanten mit großen Hoffnungen und Anſprüchen ſich ihm in den Weg drängten, die Katholiken mit ſcheuem Mißtrauen jeden ſeiner Schritte bewachten.

Die Union hatte (März 1612) unter pfälziſcher und würtembergiſcher Vermittlung ein Bündniß mit England geſchloſſen [7]), mit Holland war man in lebhafter Verhandlung, die noch in demſelben Jahre zum Ziele führte [8]) und auch in Deutſchland ſelbſt ſuchte man fortwährend neue Mitglieder zu werben. Auf dem Verſammlungstag zu Rotenburg (März 1613), den der pfälziſche Adminiſtrator berief und leitete, ließ man abermals auffordernde Schreiben an Heſſen-Darmſtadt und Kurſachſen ergehen, aber die frühere Lauheit in ihrer Geſinnung hatte ſich jetzt mit noch größerer Vorſicht umhüllt, und es war keine Hoffnung vorhanden, ſie je für ein energiſches Auftreten zu gewinnen [9]). Verhängnißvoll war es, daß in demſelben Augenblick, wo der neue Kaiſer ſeinen erſten Reichstag ausſchrieb, beide Partheien offen ihre Verſammlungen hielten und die Waffen gegenſeitig ſchmiedeten; denn kurz vor dem Tag zu Rotenburg hatte auch die Liga eine Zuſammenkunft zu Frankfurt gehabt.

So kam man (Aug. 1613) zu Regensburg zum letzten Reichstag, der vor dem dreißigjährigen Bürgerkrieg gehalten

7) England ſollte 4000 Mann ſtellen, im Fall die Union angegriffen würde. Vgl. Rymer T. XVI. 2. p. 179 f.

8) Londorp I. 109 f.

9) Vgl. Häberlin-Senkenberg XXIII 547.

ward, in unglückverheißender Stimmung zuſammen. Die Proteſtanten, wie ſie die Union repräſentirte, wollten jetzt durch ein energiſches Verfahren die noch fehlenden Rechte erſtürmen, die Katholiken, hauptſächlich durch die geiſtlichen Fürſten vertreten, ihren Gegnern auch das was ſie ſchon beſaßen, als unrechtes Gut zum Theil abringen. Pfalzgraf Johann ſelbſt, wie die meiſten weltlichen Fürſten war abweſend, aber ſein Geſandter L. Camerarius, erſetzte ihn ganz ſo, wie ſeine eigne proteſtantiſche Geſinnung es wünſchte. Kaum hatte der Kaiſer die Punkte der Verhandlung, die Reform des Juſtizweſens angekündigt, ſo traten die Unirten (19. Aug.) mit einer Beſchwerde hervor [10]), die Alles erhielt, was der eifrige Proteſtantismus als Kränkung ſeiner Rechte betrachten konnte. Die von den Katholiken ſtillſchweigend anerkannten Mißbräuche an den höchſten Reichsgerichten [11]), die namentlich in allen kirchlichen Dingen antiproteſtantiſch handelten, die Verkürzung einzelner Reichsſtände in ihren politiſchen Rechten, die Kränkung anderer in Ausübung ihres Glaubens, der Druck, der in geiſtlichen Staaten trotz des Religionsfriedens auf den Proteſtanten laſte, wurde an einzelnen Fällen mit aller Entſchiedenheit nachgewieſen; man drohte am Schluſſe, an keiner Berathung Theil zu nehmen, ehe dieſe Beſchwerden erledigt ſeyen. Des Kaiſers ausweichende und vage Antwort beruhigte ſie nicht; bei aller Höflichkeit in den Formen ward die drohende Erklärung am folgenden Tage wiederholt. Zwei Monate lang dauerte die Debatte zwiſchen ihnen und dem Kaiſer; es bewährte ſich, daß ihre Drohung, die Berathungen zu hemmen, ernſtlich gemeint ſey. Der Kaiſer gab endlich (Ende Sept.) die meiſten Punkte der Verhandlung ganz auf und beſchränkte ſich auf die Bewilligung der Türkenſteuer; da erſchienen (3. Okt.)

---

10) Londorp I 1:9 ff.

11) Dieſe Mißbräuche, wogegen ſelbſt die Katholiken keine Einwendung erhoben, waren allein ſchon Grund genug zur Beſchwerde; es bedurfte der donauwörther, cölner, aachner u. a Händel nicht. Es gehört daher eine mehr als deutſche Geduld dazu, ſie wie K. A. Menzel VI. 53 thut, „theils unerheblich, theils wenig dringlich“ zu finden.

die Unirten in der Verhandlung, aber nur um durch das Organ von Kurpfalz zu erklären, daß ſie nichts bewilligen würden, bevor ihr Verlangen erfüllt ſey. Die Majorität der Verſammlung entſchied ſich für die kaiſerliche Forderung, die Unirten verwahrten ſich; die Majorität entwarf einen Reichsabſchied (22. Okt.) im Namen aller Verſammelten, die Unirten proteſtirten dagegen, und man ſchied mit Erbitterung und Zwietracht.

Beide Partheien ſtanden ſich jetzt mit aller Schroffheit entgegen; denn auch die Katholiken regten eine Menge von Beſchwerden an, welche die kirchlichen Rechte betrafen. So wie die Proteſtanten gerechte Klage erhoben über Bedrückung ihrer Glaubensgenoſſen durch geiſtliche und weltliche Fürſten, durch kaiſerliche Richter und ſtädtiſche Regierungen, ſo konnten auch mit Recht die Katholiken klagen, durch Eingriffe proteſtantiſcher Herrn gekränkt zu ſeyn; das unſelige Recht der Landesfürſten, nach Belieben zu reformiren, war die Quelle alles Uebels. So trat jetzt, um eines von Vielem zu erwähnen, der Biſchof von Worms gegen Kurpfalz klagend auf; nicht allein die alten Beſchwerden wegen Neuhauſen und Sinsheim waren da wiederholt, auch neue Uebergriffe, die ſich die Pfalz in Gegenden des gemeinſamen Beſitzes erlaubt habe, Begünſtigung von Proteſtanten, Beeinträchtigung von Katholiken und Aehnliches waren bitter gerügt. Zur Einigkeit und Ausſöhnung der verſchiedenen Anſichten trugen alle dieſe Verhältniſſe gewiß nicht bei; man ſchied mit verhaltenem Ingrimm, und es ſchien als wenn man fortan nicht mehr auf dem Weg friedlicher Debatte ſich verſtändigen würde. Kaiſer Matthias war durch die hartnäckige Oppoſition der unirten Proteſtanten allmählig in die Reihen der katholiſchen Parthei zurückgedrängt worden; Liga und Union ſtanden ſich ſo entgegen, daß es biegen mußte oder brechen; mit dem einzigen Reſultat ſchied man vom regensburger Reichstag.

Um dieſe Zeit (1613) trat Pfalzgraf Johann die Regierung des Innern bereits ſeinem 17jährigen Mündel ab; nur die auswärtige Politik fuhr er fort, bis zur Volljährigkeit des jungen Kurfürſten (Aug. 1614) zu leiten. Er hatte ſich im vergange-

nen Jahre mit der ältern Schweſter Friedrichs V. Luiſe vermählt, und war ſo der Schwager ſeines Mündels geworden. Die dreijährige Regierung Johanns von Zweibrücken hinterließ eine gute Erinnerung zurück; war er nach Außen kraftvoll und rührig, ſo war er im Innern ein ſorgſamer und trefflicher Verwalter. Seine Regierung galt für gerecht und ſittlich; und das Volk ſah es mit Befriedigung, daß er einen ungetreuen Finanzbeamten des verſtorbenen nachſichtigen Kurfürſten Friedrichs IV., einen Herrn von Geiſpolzheim, trotz ſeines hohen Standes öffentlich hinrichten ließ. Die junge Schöpfung ſeines Vorgängers, Mannheim, erhielt einen bedeutenden Zuwachs; den feſten Thurm und Thor am Neckar ließ Johann anlegen [12]). Der Adminiſtrator lebte in Heidelberg, wie er und ſeine Familie im Zweibrückiſchen lebten; bürgerlich einfach und in cordialem Verhältniß zu Bürgern und Beamten. Wir erfahren aus handſchriftlichen Notizen jener Zeit, daß Johann, ſeine Gemahlin und ſeine Kinder ihre Abende abwechſelnd bei dem Amtmann, Schultheiß, Pfarrer oder Apotheker zubrachten, und der Ton, der da herrſchte, war noch ein ſchätzbarer Ueberreſt aus der patriarchaliſch einfachen Sitte der guten alten Zeit [13]).

Am 16. Aug. 1614 hatte Friedrich V. ſein achtzehntes Jahr vollendet; an demſelben Tag übergab ihm Johann feierlich die vollſtändige Regierung.

§. 2.

Friedrichs V. Vermählung mit Eliſabeth Stuart. Züge aus dem innern Leben der Zeit.

Der junge Kurfürſt hatte unter der Leitung ſeiner Mutter die erſte Erziehung erhalten; mit vollendetem neuntem Jahre

12) Tolmidas bei Riesmann S. 177.

13) S. Moſers Patriot. Archiv IV. 484 f. Der Rath Hofmann lädt den Adminiſtrator mit den Prinzeſſinnen zu ſchlichter Hausmannskoſt ein, „um ſich dabei luſtig zu machen“; der Herzog antwortet, er hätte ſich zwar

beſchloß der Vater ihn nach dem Ausland zu ſchicken. Bei der alten Verbindung zwiſchen Kurpfalz und den franzöſiſchen Calviniſten ſchien Frankreich das paſſendſte Land, um dem künftigen Regenten reinen Calvinismus und zugleich die franzöſiſche Weltbildung der Zeit beibringen zu laſſen; die alten ſtrengen Formen einer nüchternen und patriarchaliſchen Lebensweiſe, wie ſie Friedrich III. und Ludwig VI. gehabt, waren ohnedies von der verfeinerten Hofcultur verdrängt worden, und univerſell gebildete Weltleute, glatte und feine Diplomaten, wie Chriſtian von Anhalt, hatten an dem Hofe zu Heidelberg jetzt ſo große Geltung, wie zu Friedrichs III. Zeit ein wohlgerüſteter calviniſcher Theolog. So ward denn Friedrich V. ſeit dem Jahr 1605 bis 1606 und dann wieder 1608 — 1612 an dem Hofe des reformirten Herzogs von Bouillon zu Sedan erzogen; man glaubte dort die Nachtheile großer Höfe zu meiden, und er genoß doch den ſchätzbaren Umgang eines ſo gewandten und ausgezeichneten Mannes, wie der Herzog von Bouillon war [14]); ſelbſt als ſein Vater geſtorben war, ſetzte er ſeine Studien auf der dortigen Academie fort. Seine Umgebung und ſeine eigentlichen Lehrer waren indeſſen Deutſche; der ſpäter als Diplomat oftgenannte Achatius von Dohna und der bekannte heidelberger Theolog Heinrich Alting, ſind darunter die nennenswertheſten. Der letztere namentlich war die ganze Zeit hindurch, auch in dem Zwiſchenaufenthalte zu Heidelberg (1606—1608), ſein Lehrer; ihm verdankte er ſeine kirchlich-reformirte Bildung, die auf ſehr gründlichem Boden beruhte und die dem jungen Fürſten ſein Lebenlang, bis zur einſeitigen dogmatiſchen Befangenheit, eigen blieb [15]). Da der Kurfürſt allmählig heranwuchs, glaubte

---

auf morgen für den Schultheiß geſpart, wolle aber doch zu ihm kommen. „Ich habe niemandts bei Hofe, wie ihr wiſſet, als Einen waſſer Trinker, die wein Trinker könt Ihr beſtellen."

14) Mém. de Loyse Juliane S. 93.

15) Dieſen Unterricht, der ſich in einer Pf. Handſchr. befindet, hat Lewald herausgegeben und erläutert. Heidelberg 1841. Wie gut er dogmatiſch gerüſtet war, ſelbſt in den Controverſen, erzählt Lingelsheim im Briefwechſel mit Bongars S. 300.

der Vormund ihm einen Hofmeiſter geben zu müſſen, und wählte dazu einen Mann, deſſen Charakter und Verdienſte die Wahl in gleichem Maaß rechtfertigten. Es war Hans Meinhard von Schönberg, aus dem rheinpfälziſchen Geſchlecht der Schönberge, die in den höchſten pfälziſchen Staatsämtern wirkten, der Vater des berühmten franzöſiſchen Feldherrn „Schomberg". Seine rühmliche Thätigkeit als Militair, wozu ihm auch ſein anſehnliches Vermögen die äußern Mittel ſchaffte, und ſeine Gewandtheit als Diplomat, die er in den Zeiten von 1609 — 1611 bewährte, hatten die Aufmerkſamkeit des Adminiſtrators erregt, und er machte dem noch ziemlich jungen Manne [16]) den Antrag (1611), die Hofmeiſterſtelle bei dem jungen Kurfürſten zu übernehmen. Schönberg lehnte es anfangs beſcheiden und freimüthig ab; „es ſey nicht ſeine Profeſſion, er habe ſich nie in Gedanken gezogen, ſich dergeſtalt gebrauchen zu laſſen; zudem ſey es auch ein ſehr gefährliches Werk, vielem Tadel unterworfen und wenig Dank dabei zu verdienen"; erſt auf wiederholtes Andingen gab er nach. Er ſollte, hieß es in der Inſtruction [17]), vor allen Dingen darauf halten, daß ſich der junge Fürſt im Gebet gegen Gott, Leſung der heil. Schrift, Wiederholung des Katechismus fleißig übe; für Anhörung der Predigt, Uebung in allen fürſtlichen Tugenden, guten Sitten, Sanftmuth und Freundlichkeit, Vermeidung von Müßiggang mußte der Hofmeiſter wachſame Sorge tragen. Der Unterricht ſolle ſich hauptſächlich auf fremde Sprachen, auf Mathematik und die Hülfsfächer des Kriegsweſens ausdehnen; daneben das in Geographie und Geſchichte Erlernte wiederholt werden. Im Umgang ſolle er beſonders lernen, „mit fremden ausländiſchen Nationen wohl umzugehen und deren Gunſt und Affection zu erlangen". Für alles dies, wozu noch die ſtete Aufſicht über das Gefolge, das Hofweſen, die Ausgaben kam, bezog der wackere Schönberg an Gehalt —

16) Er war 28 Aug 1582 geboren. Seine Biographie hat Kazner geliefert in Moſers Patriot. Archiv VIII. 109 ff.

17) Moſer VIII 194 ff. Sie iſt vom 1. Nov. 1611.

Nichts; er hatte nur den Unterhalt für Gefolge und 9 Pferde anzuſprechen.

Die Erziehung des jungen Kurfürſten war im Ganzen nicht zu tadeln; mit großer Strenge in kirchlichen Dingen verband ſich ein einfacher ſittlicher Sinn und eine ſanfte, gemüthvolle Richtung ſeines Weſens; ein übertriebener Hang zu unſchuldigen aber koſtſpieligen Vergnügungen war eine ſchlimme Frucht des Aufenthalts im Ausland, ſie ward dem Pfalzgrafen doppelt nachtheilig, als er mit ſeiner harmloſen Jugend und der Weichheit ſeines Weſens in eine Zeit gerieth, die eine volle geiſtige Reife und männlichen Ernſt von dem Fürſten verlangte.

Das entſcheidende Ereigniß für Friedrichs Leben im Kleinen wie im Großen war ſeine Vermählung mit der brittiſchen Eliſabeth. Der Plan, die beiden mächtigſten calviniſchen Länder auf dieſe Weiſe zu verknüpfen, ſoll zuerſt vom Herzoge von Bouillon ausgegangen ſeyn; gewiß iſt, daß ſchon im Anfang des Jahres 1612 Chriſtian von Anhalt vorſchlug die einleitenden Unterhandlungen anzuknüpfen, und eben jener Herzog von Bouillon traf mit dem engliſchen Geſandten zu Paris die erſten Verabredungen. Zwei pfälziſchen Unterhändler, der Graf von Hanau und Vollrad von Pleſſen, denen Friedrich ein artiges Schreiben an die Prinzeſſin mitgab [18]), unterhandelten in London (Mai 1612) [19]), während ein Dritter zugleich mit den Holländern die Sache beſprach. Noch im Jahre 1612 war die Verlobung ſo weit geordnet, daß eine pfälziſche Geſandtſchaft hinüberreiste, um auf die Verabredungen vom Mai hin einen förmlichen Vertrag zu ſchließen. Sie beſtand aus Johann Albert Graf von Solms, Meinhard von Schönberg, Vollrad von Pleſſen, Blikker von Helmſtädt, Heinrich Dietrich von

18) Aretin Beiträge VII. 140.

19) Die Prinzeſſin ſollte von ihrem Vater 40000 Pfund Sterling als Mitgift erhalten und bis Bacharach gebracht werden; ihr Verlobter verſprach ihr jährlich 1500 Pfund Sterling und zehntauſend als Witthum. Rymer VI. 2. p. 188.

Schönberg, Blikker Landſchad von Steinach, und ſetzten am 17. Nov. den Ehevertrag feſt[20]). Noch vor Ende des Jahres war der Vertrag von beiden Seiten ratificirt und der fürſtliche Bräutigam eilte ſelbſt nach England.

Friedrich hatte ſich indeſſen bei ſeinem Oheim Moriz von Oranien aufgehalten, um in der Schule dieſes ausgezeichneten Staatsmannes ſich für ſein erſtes öffentliches Auftreten zu üben. Seit März 1612 hatte er mit Eliſabeth Stuart in Correſpondenz geſtanden; die Briefe, in den glatten und leeren Formen der franzöſiſchen Hofſprache geſchrieben, erheben ſich allmählig von den gewöhnlichen Galanterien zu den glühenden und warmen Betheuerungen des begeiſterten Liebhabers[21]). Die Bedeutung der Heirath war zunächſt eine politiſche, es war der Schlußſtein zu dem engen Bunde, den die Unirten mit England geſchloſſen hatten. Die Furcht des engliſchen Puritanismus, ein katholiſches Element in die ſtuartiſche Familie eindringen zu ſehen, ſchien dadurch beſeitigt, namentlich glaubte man die drohende ſpaniſche Vermählung durch den pfälziſchen Einfluß für immer entfernt[22]). Bei der etwas katholiſirenden Richtung Jakobs I. und nach dem jüngſt erfolgten, erſchütternden Tod des von der Nation angebeteten Prinzen von Wales bedurfte die Dynaſtie der Stuarts irgend ein Gegengewicht gegen die ſteigende Impopularität des Königs und ſeiner Familie; man fand es in der pfälziſchen Heirath und das engliſche Volk erblickte darin gern eine entſchiedene Erklärung des Königs, in religiöſen Dingen fortan eine feſte und entſchiedene Stellung einnehmen zu wollen.

Die katholiſche Parthei war der Vermählung um ſo abgeneigter; ſie erhielt eine Stütze an der Königin, einer Dänin,

---

20) Eliſabeth ſollte als Witthum Neuſtadt, Germersheim und Oppenheim erhalten, als Reſidenz die Schlöſſer zu Frankenthal und Fridelsheim; Hofſtaat und deſſen Gehalt ward genau beſtimmt. Rymer VI. p. 184 ff.

21) S. die Briefe bei Aretin VII. 140—147.

22) Hans von Schönberg war auch durch ſeine Inſtruktion angehalten, den Prinzen von Wales von einer ſolchen Heirath abzumahnen. S. Moſer VIII. 160.

und an dem altbrittiſchen Stolze, dem die Würde des Pfalzgrafen nicht hoch genug ſchien. Der pfälziſche Geſandte Schönberg hatte den ausdrücklichen Auftrag, den Engländern darzuthun, daß ein deutſcher Herzog oder Fürſt etwas ganz anderes ſey, als ein engliſcher Vaſall dieſes Titels, und Schönberg zog ſogar eine beleidigende Parallele zwiſchen der Würde eines Königs von Dänemark und der des erſten weltlichen Kurfürſten in Deutſchland. Das engliſche Volk ſah darüber hinweg; es erblickte in dem Pfalzgrafen, deſſen perſönliches Erſcheinen für ihn ſehr vortheilhaft wirkte, einen Erſatz für den Prinzen von Wales, und es gab nur Wenige, die nicht in der Heirath ein glückliches Ereigniß erblickt hätten. Eliſabeth ſelbſt ſtand ihrem verſtorbenen Bruder näher, als ihrem Vater; die ſtrenge Kirchlichkeit, die Energie des Proteſtantismus, die der jugendlichen Schönheit der ſiebzehnjährigen Jungfrau einen ernſten Grundton gab, näherte ſie ſchnell dem Pfalzgrafen, der ſeinerſeits ſich glücklich fühlte, eine ſo liebenswürdige und gleichgeſinnte Braut zu erhalten. Es war in dem Weſen der Verlobten eine merkwürdige Uebereinſtimmung, in beiden die Grundzüge einer noch unfertigen Jugend; ſorgloſer Leichtſinn und Freude an Pracht und Glanz neben calviniſcher Nüchternheit und kirchlicher Strenge; in beiden das offene, zwangloſe ſich Hingeben an das Leben und doch der ernſte Hintergund eines düſtern Verhängniſſes des Hauſes Stuart, das, wie die Tragödie der Alten dichtet, „ohne Unterlaß der rollenden Woge des Meeres ähnlich dem Unglücklichen von Geſchlecht zu Geſchlecht nacheilt“. So ſchloſſen denn die beiden Verlobten ſich eng an einander und das war das einzig Glückliche an dem Ehebund; alle Berechnungen der Politiker ſind fehlgeſchlagen und in arges Unheil ausgegangen; nur das innige Einverſtändniß zwiſchen Friedrich und Eliſabeth, das ſtille Familienglück und eine mit Kindern reich geſegnete Ehe hat beide für ein hartes, thränenvolles Loos entſchädigt.

Was in dieſem Augenblick die Gemüther allein beſchäftigte, waren nach der Sitte der Zeit die Feſte und Vergnügungen. Im Gegenſatz zu der langweiligen und öden Pracht an den

Höfen Spaniens und andrer Länder, oder zu der unfeinen Eß- und Trinkluſt an vielen deutſchen Höfen hatte in England die franzöſiſche Sitte Fuß gefaßt; und es war das die ſchlimmſte Mitgift, die Friedrich V. nach ſeinem pfälziſchen Lande zurückbringen konnte. Was für Feſtlichkeiten waren nicht in den vier Wochen vorgekommen, die der Kurfürſt zu ſeiner Reiſe von Heidelberg (17. Sept.) nach London brauchte, und wie wurden ſie durch die in England noch überboten, wo ſelbſt der Tod des Prinzen von Wales in der Entfaltung des eiteln Glanzes nur einen kurzen Stillſtand machte. Eine Lordmayorswahl in London, die Bekleidung Friedrichs mit dem Hoſenbandorden, Feierlichkeiten an Weihnachten, große Austheilung von Geſchenken am Neujahrstag, Bankette am Hofe und bei den weltlichen und geiſtlichen Vaſallen wechſelten mit einander ab, und doch ſollte das Alles verdunkelt werden durch den Glanz der Feſtlichkeiten, die für die Vermählungsfeier ſelbſt (14. Febr.) beſtimmt waren [23].

Der 11. Februar war durch ein glänzendes Feuerwerk, der Tag vor der Vermählung durch ein Seegefecht auf der Themſe verherrlicht; am Morgen des 14. fand die Einſegnung des Paares ſtatt. Die Kapelle und die Gänge ringsum waren prächtig verziert, eigene Tribünen und Gallerien waren errichtet worden, um den glänzenden Hofſtaat, die hohen Kronbeamten, die fremden Gäſte und Diplomaten aufnehmen zu können. Um 11 Uhr erſchien der Bräutigam, begleitet von Heinrich von Naſſau, von engliſchen und pfälzer Edelleuten; ſein Kleid war von weißem Atlas, mit Silber durchwirkt und mit Hermelin gefüttert; der große Orden mit der Diamantenkette hing ihm um den Hals

23) Vgl. „Beſchreibung der Reiß: Empfahung deß ritterlichen Ordens: Vollbringung des Heyraths ꝛc. des durchleuchtigſten hochgeborenen Fürſten und Herrn Friedrichen deß Fünften Pfalz bei Rhein ꝛc. mit der auch durchleuchtigſten, hochgebornen Fürſtin, und königlichen Prinzeſſin, Eliſabethen ꝛc. Mit ſchönen Kupferſtücken gezieret. Jn Gotthardt Vögelins Verlag. Anno 1613. Vgl. auch die in holländiſcher Sprache erſchienene Schrift: „Warachtich Verhael van de Ceremonien gheſchiet in Engelandt.“ Gravenhaag. 1613

und ſein Hut war mit Federn geſchmückt, die durch eine reiche Agraffe von ſtrahlenden Diamanten zuſammengehalten waren. Die Braut, von ihrem Bruder und dem Grafen von Northampton geführt, erſchien ebenfalls in weißem Atlas, der mit Silber durchwirkt war; ein blendender Perlenſchmuck und eine Diamantenkrone flocht ſich durch ihre reichen Locken. Nach dem Brautpaar folgte der ganze Hofſtaat. Kirchengeſang eröffnete die Feier, der Biſchof von Wales hielt eine Predigt über die Hochzeit zu Canaan, dann erfolgte die feierliche Einſegnung. Der Biſchof hielt noch ein Gebet; die Kirchenmuſik begann von Neuem, dann trat der König herzu und wünſchte den Vermählten Glück; Konfekt und Wein ward den fürſtlichen Perſonen gereicht, und der Herold rief: Glück, Heil und Wohlfahrt über das neuvermählte Ehepaar. Unter lautem Jubelruf des Volks verließ man die Kapelle und alle Geladenen begaben ſich jetzt zur Tafel. Die Zahl der Gäſte war ſehr anſehnlich; ſogar die Königin, ſonſt der Vermählung abhold, war an dieſem Tage prächtig geſchmückt erſchienen; nur die Geſandten von Spanien und des Erzherzogs Ferdinand fanden es im Intereſſe ihrer Herrn, an dieſem Tage krank und verhindert zu ſeyn.

Nach dem Gaſtmahle erſchienen Masken mit allegoriſcher Beziehung und es ward ein Tanz begonnen, der bis mitten in die Nacht hinein währte. Ringelrennen, Maskenzüge und Tänze drängten ſich an den folgenden Tagen, raſch auf einander; das Eigenthümlichſte war eine dramatiſche Darſtellung, wo Tanz und Geſang, Chöre und Ballet mit einander wechſelten. Der Gegenſtand war eine Allegorie; in der Aufführung war manche Eigenthümlichkeit der ſüdlichen Komik und zugleich die große Fertigkeit des engliſchen Dramas der Zeit wiederzufinden.

Nachdem von Feſtlichkeiten alle Arten erſchöpft waren, beſuchte Friedrich die Univerſität Cambridge, wo man ihn mit gelehrten Feierlichkeiten ehrte und in einer lateiniſchen Anrede auch der alten pfälziſchen Univerſität rühmend gedachte; dann ging er nach Oxford, wo er ſich in das Album der Univerſität eigenhändig einzeichnete; überall bot das brittiſche Volk Alles auf,

den erſten proteſtantiſchen Reichsfürſten Deutſchlands gebührend zu ehren.

Doch fing Friedrich an, an die Rückkehr zu denken; denn unter allen den Feierlichkeiten war auch ſo manches Störende und Widrige, daß dem jungen Fürſten der Aufenthalt von Tag zu Tag drückender ward. Der Anblick des Königs, deſſen ſelbſtgefälliges Weſen mit der gränzenloſen Unbedeutſamkeit alles deſſen, was er that, in lächerlichem Gegenſatz ſtand, das Getreibe ſeiner Lieblinge, der abſtoßende Hochmuth der Königin, konnten den Pfalzgrafen an ſeine Schwiegereltern nicht lange feſſeln; das unzarte Benehmen des königlichen Ehepaares war eine trübe Vorbedeutung deſſen, was ſie ihm ſpäter als Stütze und Hoffnung bieten ſollten. Kaum war durch die verſchwenderiſche Pracht der erſten Wochen, die beinahe 100,000 Pfund Sterling verſchlungen hatten, dem monarchiſchen Hochmuth Genüge geleiſtet, ſo trat die ganze Armſeligkeit eines ſtets geldbedürftigen niemals haushälteriſchen Hofes ins rechte Licht; die Beſchränkungen im Hofſtaat des Schwiegerſohnes, der Mißmuth auf den Geſichtern gab mehr als verblümt zu verſtehen, daß man des Beſuches überdrüſſig ſey.

So begab ſich denn (20. Apr.) der Kurfürſt mit ſeiner Gemahlin zur See; ein prachtvolles noch unbenutztes Admiralſchiff, der **Prince Royal**, ein Triumph damaliger Schiffsbaukunſt, brachte ſie nach Vliesſingen hinüber, wo neue Feſtlichkeiten des jungen Ehepaares harrten. Im Haag, in Utrecht, überall wurde Friedrich von ſeinen Verbündeten aufs herrlichſte bewirthet; nachdem er noch einige politiſche Angelegenheiten mit den holländiſchen Staatsmännern und ſeinem Oheim beſprochen, trennte er ſich, um die Vorkehrungen zu treffen, von ſeiner Gemahlin (8. Mai) und eilte nach Heidelberg, wo er am 13. ankam.

Eliſabeth beſuchte indeſſen, von Moriz von Oranien und einem vornehmen Gefolge begleitet die bedeutendſten Städte Hollands, beſonders Harlem, Amſterdam, Utrecht und kam (24. Mai) bei Cöln an, wo ihre holländiſche Begleitung ſie verließ.

Zwiſchen Cöln und Bonn warteten ihrer die pfälziſchen Schiffe, die von Heidelberg den Neckar und Rhein hinab gefahren waren, um die Kurfürſtin zu empfangen; es war darunter namentlich eines, das durch prächtige Verzierung von Außen, und durch Vereinigung von Glanz und Bequemlichkeit im Innern allgemeine Bewunderung erregte. Drei prachtvolle Gemächer, mit glänzenden Tapeten mit rothem und blauem Sammet verziert, eine Silberkammer, eine Rüſtkammer, im Ganzen ſieben Zimmer, enthielt dies Schiff, das die junge Fürſtin aufzunehmen beſtimmt war.

So fuhr ſie den Rhein herauf, allenthalben mit Feſtesſalven begrüßt und von den meiſten benachbarten Fürſten perſönlich empfangen; in St. Goar und Bacharach kamen ihr die erſten pfälziſchen Beamten entgegen, in Bingen erſchien eine kurmainziſche Geſandtſchaft, die Fürſtin nach Mainz einzuladen. Sie nahm die Einladung an, auch ihr Gemahl war ihr bis Bingen entgegengekommen und ſie näherten ſich jetzt dem rheinpfälziſchen Gebiete.

Am 2. Juni zogen ſie in Oppenheim ein, und ſtiegen in dem Hauſe Wolfgangs von Dalberg ab. Der Stadtrath beſchenkte das fürſtliche Ehepaar mit einem goldenen Pocale, 12 vergoldeten Konfektſchalen, 1 Fuder Wein, 25 Säck Haber, 2 Centner Fiſch, der Landſchreiber Dr. Agricola hielt eine Feſtrede und zwei prachtvolle Triumphpforten waren an der Krämergaſſe und am Markte aufgeſtellt. Auf dem einen war in den ſymboliſchen Figuren, der Tugend, Tapferkeit der Hoffnung und des Glückes, das Verdienſt Friedrichs und ſeine gelungene Werbung angedeutet; zierliche lateiniſche Verſe beſangen die Vorzüge der Vermählten; die Treue und Eintracht, als Hüterinnen des Ehebandes, ſtanden in den Niſchen und oben erhob ſich, von einer Kette und verſchlungenen Händen umzogen, das vereinigte Wappen von Kurpfalz und Großbritannien [24]). Die

24) Vgl. Beſchreibung der Reiſe S. 99 ff., wo ſich auch die ſehenswerthen Abbildungen dieſer Triumphpforten befinden.

andere Triumphpforte drückte die Freude aus über die enge Vereinigung des brittiſchen und pfälziſchen Fürſtenhauſes; Britten und Pfälzer begrüßten ſich dort als Freunde, die Wappen beider Staaten erſchienen abermals verbunden und von einer treffenden Inſchrift umgeben; an den Seiten wandten ſich zwei koloſſale Roſengewinde hinauf, die zuletzt in einander verwuchſen, um den endlich verſöhnten Kampf der rothen und weißen Roſe, der Häuſer Lancaſter und York, ſinnreich anzudeuten. Auf der Rückſeite ſtanden die Statuen der vier pfälziſchen Kurfürſten, die den Namen Friedrich führten, und in Inſchriften wie in Symbolen war auf die Geſchichte Oppenheims und ſeiner Verhältniſſe zur Pfalz kurz hingewieſen.

Noch glänzender war das, was ($\frac{4}{14}$ Juni) zu Frankenthal ihrer wartete [25]). Die junge Stadt mit ihrem neu aufblühenden Wohlſtande, die ihre ganze Exiſtenz der gütigen Sorgfalt Friedrichs **III.** und ſeiner Nachfolger verdankte, hing mit außerordentlicher Hingebung an dem reformirten Fürſtenhauſe, und bot jetzt Alles auf, dieſe Geſinnung recht glänzend zu bethätigen; in begeiſtertem Wetteifer ſuchten Alle, auch die Geringſten, zum freudigen Empfang des Fürſtenpaares, ihren Antheil beizutragen. Es bildeten ſich eigene Truppencorps, die Herrſchaften zu empfangen; eine Schaar von 60 Bürgern war in Blau und Goldgelb gekleidet, die Röcke mit weißen Schnüren verbrämt, und von ihren grünen Hüten wogten grüne Federn; andere waren als Mohren, andere als Aſiaten, andere als Indianer gekleidet, es ſollten alle vier Welttheile dargeſtellt ſeyn; vor allen Häuſern der Stadt waren Maien aufgepflanzt, ſie war „lieblich grün wie ein Wäldlein anzuſchauen", und die Straßen waren vom wormſer Thor an mit Roſen und wohlriechenden Blumen dicht beſtreut. An dem Markt erhob ſich

25) Vgl. außer den angeführten Werken die „Kurtze und eigentliche Beſchreibung alles deſſen, was bei dem einritt des durchl. ꝛc. Friedrichs Churf. mit derſelben Königl. Ehegemahl Frau Eliſabeth zu Frankenthal angeſtelt und gehalten worden." Frankenthal 1613. Folio.

eine mit Grün reich geſchmückte Triumphpforte, an der ſich die Epheublätter „wie Fiſchſchuppen" in einander fügten; Pomeranzenbäume mit hängenden Früchten prangten als eine Zierrath des fernen Südens. Zwiſchen den Säulen des Triumphbogens erhoben ſich die Statuen aller Friedriche, die die pfälziſche Geſchichte kannte, und darüber die Bilder ihrer verdienten Handlungen; Friedrich I., wie er die Fürſten gefangen nahm, Friedrich II., wie er das Mönchsweſen verdrängte und das Lutherthum an die Stelle ſetzte, Friedrich III. in dem Augenblick, wo er die Verbannten des Auslandes, die um der Religion willen Verfolgten, in ſeinem Lande herzlich willkommen heißt, Friedrich IV., wie er die Fürſten des Proteſtantismus in der „Union" vereinigt. Und als das junge Fürſtenpaar herankam, zog ihnen eine Schaar von 80 Knaben entgegen, grün gekleidet und bewaffnet, um in einem zierlichen Gedicht aus dem Munde der Nachkommen den Dank der holländiſchen Flüchtlinge auszuſprechen, die einſt vor 50 Jahren durch die Milde eines pfälziſchen Fürſten aufgenommen, dieſe Stadt bevölkert hatten. So dauerten die Feierlichkeiten bis zum 6. Juni fort. Feuerwerke, die Einnahme Trojas und andere militäriſche Schaukämpfe folgten auf einander; und doch ſollte alles das noch überboten werden durch die Feierlichkeiten in der Reſidenz, wohin Friedrich V. (7. Juni) vorangeeilt war.

In Heidelberg war bereits von vornehmen Gäſten ein gewaltiges Gedränge, es waren über 2000 fremde Gäſte dort angekommen. Die meiſten Fürſten und Fürſtinnen der pfälziſchen Linien waren angekommen, die Markgrafen von Brandenburg, von Baden, der Herzog von Würtemberg, die anhaltſchen Fürſten, die Grafen von Mansfeld, Solms, Hohenlohe und eine Menge anderer mit zahlreichem Gefolge. Da zugleich alle Amtsknechte, Förſter, Jägerburſchen unter Anführung ihrer Vorgeſetzten in militäriſcher Kleidung und Waffen erſchienen, war es ein ganzes Kriegsheer, was ſich am 6. Juni aus Heidelberg herausbewegte, um die Kurfürſtin zu empfangen. Sie lagerten ſich an der Bergſtraße und am Neckar, bis am andern

Morgen von der ladenburger Straße her die Erwartete ankam; an militäriſchen Ehrenbezeugungen, Kanonenſalven ließen es die Ritter und Reiſige nicht fehlen, das Gewaltigſte war aber der lange Zug von Fürſten, Grafen, und Bewaffneten, der die Neuvermählte unter dem dröhnenden Schall der Geſchütze, die in den Thälern wiederhallten, gegen Heidelberg hin geleitete.

Auf dem Neckar war ein munteres Treiben; gegen ſchwimmende Häuschen, in denen Geflügel war, und kleine Feſtungen ward von Bürgern ein Kampf ausgeführt, der zum Theil feucht genug abging; denn, wie der Berichterſtatter ſagt, „die waſſerſüchtigen Ritter hatten zuvor aus kurfürſtlicher Begnadigung ziemlich in die Weingläſer geſtochen." An der Brücke war ein Triumphbogen von der Stadt errichtet, an dem Markt wieder einer, die ganze Stadt in Blumen und lachendes Grün gekleidet und auf dem Weg zum Schloſſe ſtanden vier Triumphpforten, an denen alle vier Fakultäten der Univerſität die Fürſtin zur Begrüßung erwarteten, der Prorector hielt eine Anrede, ein Knabe überreichte im Namen der Univerſität einen Korb mit Südfrüchten und begleitete das Geſchenk mit einer zierlichen franzöſiſchen Phraſe. So kam Eliſabeth allmählig auf das Schloß, wo ſie durch neue Triumphbogen und durch die feſtgeſchmückten Reihen der Fürſtinnen und Edelfrauen einzog.

Am $\frac{8}{18}$ Juni ward erſt eine Predigt gehalten, dann ging es zum Bankett, wo die erſten Grafen und Edelleute der Pfalz die Dienſte der Truchſeſſen und Mundſchenke verſahen; Tanz und Turnier beſchloß die Feier des Tages. Man ward jetzt immer erfinderiſcher in Vergnügungen, und ein reicher und koſtſpieliger Genuß verdrängte den andern. Am $\frac{9}{19}$ ward ein großes glänzendes Turnier gefeiert, an dem die fremden Fürſten Theil nahmen, am Abend wurde von dem Neckar ein Feuerwerk losgebrannt, deſſen Zurüſtungen mit Koſten und Mühe getroffen waren. Eigenthümliche Feierlichkeiten brachten die folgenden Tag, eine glänzende Maskerade mit Turnier und Ritterſpiel. Die alte Götterlehre und Hiſtorie war dabei ſo gut zu Hülfe genommen, als die germaniſche Heroengeſchichte

und Beziehungen der Gegenwart; die griechiſchen Gottheiten und die Helden des Argonautenzugs erſchienen neben den Gracchen und neben Arioviſt; die Muſen und Waldgottheiten der Hellenen neben den deutſchen Strömen Rhein, Neckar und Donau. Pantomimiſche Darſtellungen und eigentliche Gefechte waren mit einander verflochten; in dem großen Turnier am Schluſſe, worin große Summen als Preiſe ausgeſetzt waren, waren der Pfalzgraf, der Herzog von Würtemberg und Chriſtian von Anhalt die erſten Sieger. Am $\frac{12}{22}$ ward im Hardwald bei Schwetzingen eine große Jagd, am $\frac{13}{23}$ ein Kübelrennen gehalten, jetzt reisten allmählig die fremden Gäſte ab, doch ward noch am $\frac{19}{29}$ ein Ritterſpiel und Kopfrennen abgehalten. Dazwiſchen fanden ungeheuere Schmauſereien ſtatt, und man berechnete daß täglich über 20 Fuder Wein verbraucht wurden.

Es würde zu weit führen, wollte man alle dieſe Feierlichkeiten, worüber ſich damals eine ganze Literatur von Beſchreibungen geſammelt hat, auch nur mit einiger Genauigkeit des Einzelnen erzählen; es genügt hier zum Theil die Anführung, um den Charakter der Zeit daraus zu beurtheilen. Schon in Friedrichs IV. Geſchichte war ein gewaltiger Abſtand des Tones von der ſoliden Nüchternheit Friedrichs III. wahrzunehmen; und wie weit iſt noch Friedrichs IV. Hofweſen von der raffinirten Erfindungsgabe der eben geſchilderten Jahre entfernt! Den meiſten Antheil hatte daran die brittiſche Vermählung; durch unnütze Verſchwendung und leere Repräſentation den Wohlſtand des Landes zu untergraben, das hatte Friedrich V. ſeinen ſtuartiſchen Verwandten abgelernt. Noch für keine Kurfürſtin von der Pfalz war in dem Ehekontrakt ein ſolcher Hofſtaat feſtgeſetzt worden, wie für Eliſabeth; da war ein Haushofmeiſter, ein Secretär, ein Stallmeiſter, vier Kammerherrn, eine Oberhofmeiſterin, ſechs Hoffräulein, mehrere Pagen, ein Kaplan, ein Leibarzt, zwei Läufer, zwei Kammerdiener, zwei Kammerfrauen, ein Garderobemeiſter, ein Koch, ein Keller und noch 22 andere Hofbediente, im Ganzen ein Hofſtaat von mehr als 50 Perſonen, wofür im Ganzen über 700 Pfund jährlichen Gehalts be-

zahlt werden mußten [26]). Keine Fürſtin zuvor hatte in der Pfalz ein ſolches Nadelgeld bezogen, keine eine eigene Kapelle mit allem was dazu gehörte angeſprochen; kurz es kam mit ihr in alle Verhältniſſe eine königliche Verſchwendung herein, die, wie die Erfahrung zeigte, kaum England, geſchweige denn die kleine Pfalz, ertragen konnte.

Vielen Antheil hatte freilich auch die Mode der Zeit überhaupt, und es wäre ungerecht, der unglücklichen Eliſabeth auch hier alle Schuld beimeſſen zu wollen; die Einfachheit fing an, für unköniglich gehalten zu werden, Beſchränkung in entbehrlichen Bequemlichkeiten galt für unverträglich mit dem Weſen des Monarchen. Wie einfach und ſchnell war noch Friedrichs V. Vater, bei aller Liebhaberei an Jagd und Maskeraden, gereist; mit welch läſtigem Pompe zogen jetzt ſelbſt ärmere Fürſten einher. Als Friedrich V. ſeine Brautreiſe nach England unternahm, waren 191 Perſonen in ſeinem Gefolge, darum war es kein Wunder, wenn er mit dieſem Troß, der ſich überall ſpeiſen und fetiren ließ, von Heidelberg bis London über vier Wochen zur Reiſe gebraucht hat. Wenn der Markgraf von Brandenburg-Anſpach zur Hochzeit nach Heidelberg ein Gefolge von 363 Perſonen und 411 Pferde mitſchleppte [27]), wenn der Herzog von Würtemberg zu dem Wege von Stuttgart nach Heidelberg beinahe die gleiche Zahl brauchte und eine ganze Armee von müßigen Händen und Mäulern mit ſich führte, oder ſelbſt der kleine Fürſt Chriſtian von Anhalt über 70 Perſonen im Gefolge hatte, da war es gewiß nicht zu wundern, daß Eliſabeth Stuart mit ihrem Hofſtaat, Gefolge von engliſchen Geſandten, worunter die Grafen Lenox, Arundell, Harrington und andere, ein kleines Heer von 374 Perſonen bildete [28]).

Dieſe Häufung von Bedürfniſſen war herrſchend geworden, die Zeit, wo die Fürſten reisten um Geld zu ſparen, war vor-

26) Vgl. Rymer VI. b. 1·5.

27) S. den Anhang zur Beſchreibung der Reiß S. 65. 68. 71.

28) Ebendaſ. S. 59.

über. Die Beiſpiele von ſparſamen Fürſten waren ſchon ſehr ſelten; ein Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der ſich einen Beſuch des Erzherzogs Leopold wegen ſolch übertriebener Luſtbarkeiten ernſtlich verbat, der die Hochzeit ſeines Sohnes lieber bei ſich halten wollte als bei dem Vater der Braut, weil er die koſtſpieligen Gegenbeſuche fürchtete, oder der mit detaillirter Sorgfalt die Koſten der Vermählung berechnete und auch am Hofſtaat ſeines Sohnes wohlthätige Verkürzungen vornahm [29]), ein ſolcher Fürſt gehörte ſchon der „guten alten Zeit“ an und war eine Ausnahme. In allen Klaſſen der Geſellſchaft drang jene Genußſucht ein und fing ſelbſt an die Genügſamkeit des Mittelſtandes zu verbittern. Der Adel war ſchon ganz dem Beiſpiele der Höfe gefolgt und ein einzelner Fall kann zeigen, welch ein Umſchwung gerade in dieſen erſten Jahrzehnden des 17. Jahrhunderts vorgegangen iſt [30]). Der Vater des oft angeführten Hans Meinhard von Schönberg, einer der reichſten pfälziſchen Adeligen, hinterließ [31]) an Baarem und an ausſtehenden Forderungen ein Vermögen von einigen 100,000 Gulden; ſein Silbergeräth beſtand in einer Kanne, einer Anzahl Becher, zwei Salzfäſſern und 28 ſilbernen Löffeln. Gold und Juwelen beſaß der ſo reiche Mann ſehr wenig. Bei ſeinem Sohne ſind ſchon Gießkannen, Becher, Schüſſeln, Teller, Leuchter, Schreibzeuge, Ringkragen u. ſ. w. von Silber zu finden, an Juwelen beſaß er ſchon in Ketten, Hutſchnüren, Schnallen mehrere Hundert Diamanten und das Verzeichniß der Perlen füllt allein 3 Folioſeiten; ſo groß war der Umſchwung in einem Zeitraum von kaum zwanzig Jahren. Des Herrn Vaters ganze Garderobe war auf 2 Blättern verzeichnet, die des Sohnes nahm 10 Bogen ein, und während jener ſich mit zwei oder drei Kleidern von Sammt und Seide begnügt hatte, ſo beſaß dieſer zweiundſiebzig vollſtändige Mannsanzüge. Jedes einzelne

29) Wolf Maxim. III. 542.

30) Moſers Archiv VIII. 235 ff.

31) Das Inventarium iſt von 1598, das des Sohnes von 1616.

der Kleidungsſtücke hatte zudem an Pracht und Verzierung außerordentlich zugenommen, Atlas mit Gold und Silber geſtickt verdrängte die einfachen wollenen Kleider, die Barette wurden durch koſtbare Federhüte erſetzt und ſelbſt in der Fußbekleidung kam ein prunkender Luxus auf. Der alte Schönberg hatte ſich mit ſeinen einfachen getäfelten Zimmern, großen maſſiven Bettſtellen und dauerhaften Holzſtühlen begnügt, der Sohn hatte in ſeiner Wohnung zu Heidelberg tapezirte Gemächer, Betten von Sammt und Seide, mit Vorhängen, Schnüren und Franzen; ſtatt der harten Holzſtühle waren bei ihm gepolſterte Seſſel mit Sammt und Stickereien zu finden. Dieſer Gegenſatz erſtreckt ſich auf alle Räume des Hausweſens; auch in der Rüſtkammer und im Stall haben dieſe 20 Jahre eine gewaltige Veränderung hervorgebracht, der Vater hat ſich mit einer Kutſche und 2 Pferden begnügt, der Sohn beſaß einen Marſtall von 15 zum Theil ſehr koſtbaren Pferden mit prachtvollem Rüſtzeug. Am ſchärfſten tritt der Gegenſatz einer einfachen patriarchaliſchen Zeit gegen die neu aufkommende Genußſucht und geiſtige Gourmandiſe in der Bibliothek hervor; des alten biederen Schönberg ganze Bücherſammlung hatte aus 19 Bänden beſtanden, worunter einige Rechtsbücher und Chroniken, eine Bibel, ein deutſcher Livius, ein altes Turnierbuch und Poſtillen von Luther und Melanchthon; bei dem Sohne werden ſchon engliſche und italieniſche Literatur, die Schriften von Montagne, mehrere militäriſche Bücher, Landkarten u. ſ. w. gefunden.

Dieſer eine Fall mag zeigen, welch ein Umſchwung in die Jahre von 1600—1615 hereinfällt; franzöſiſche und italieniſche Sitte brach jetzt raſch herein und die alte Generation, die noch zäh feſt gehalten an der einfachen Patriarchalität deutſcher Sitte, ſtarb mit dem Anfang dieſes Jahrhunderts allmählig aus. Wenn nun ein Mann wie Schönberg, der freilich zu den reichſten Edelleuten gehörte und an den meiſten Höfen Europas geweſen war, die alte Beſchränktheit glaubte mit ſolchem Luxus vertauſchen zu müſſen, wie mußte das erſt bei ſeinem Herrn ſeyn,

dem erſten Kurfürſten des Reichs, dem Schwiegerſohne eines mächtigen Königs!

Dazu kam, daß die franzöſiſche Bildung, die Friedrich zu Sedan erhalten, durch ſeine Vermählung einen neuen Haltpunkt erhielt. Für ihn und ſeine Umgebung, namentlich Chriſtian von Anhalt, war die franzöſiſche Sprache und der feinere Converſationston ſchon frühe das Mittel diplomatiſcher Verhandlungen geweſen [32]); jetzt durch das Herankommen der engliſchen Fürſtin und ihres Gefolges erhielt die franzöſiſche Sprache auch im Hofleben einen Platz. Die Näherſtehenden mußten ſich ohnedies bequemen, ein Idiom, das der fremden Prinzeſſin geläufig war, zu erlernen; aber auch das Volk war gezwungen, die kahlen und glatten Formen der ausländiſchen Converſation gegen ſeine kräftige und ehrliche Sprache umzutauſchen. Als Eliſabeth nach Frankenthal kam, ward ſie mit franzöſiſchen Verſen begrüßt; auch die heidelberger Univerſität legte dem Knaben, der ihr die Früchte überreichte, ein Paar duftende und gezierte franzöſiſche Phraſen in den Mund [33]).

So herrſchte zwar an dem pfälziſchen Hofe gar keine Rohheit und Unſitte, aber die jugendliche Etourderie und der ſorgloſe Leichtſinn franzöſiſchen Weſens war bei den regierenden Perſonen einheimiſch. Das Treiben und Tändeln in den heidelberger Kreiſen bot einen ſeltſamen Gegenſatz zu den Forderungen der Zeit; der Hof verſchlang den Staat und mit ſpielender Unbekümmertheit hüpfte man über die Tiefe hinweg, die das ernſte Verhältniß des Lebens dem jungen Pfalzgrafen bald mit Macht entgegendrängte.

Die erſten Jahre der Ehe waren ganz dem Genuſſe geweiht; die Genüſſe waren unſchuldig aber verſchlangen zum

---

32) So wurde über den Reichstag zu Regensburg eine franzöſiſche Staatsſchrift von der pfälziſchen Diplomatie verbreitet. S. Moſer VIII. 209 ff.

33) Madame, la Déesse Flora et Pomona Vous saluent, et souhaitent toute Bénédiction et Félicité: Et vous présentent cette Corbeille.“ Beſchreibung der Reys. S. 145.

Theil Summen, die man in den ernſten Augenblicken der nächſten Zeit gern zurück gekauft hätte. Die harmloſe Munterkeit des jungen Paares, die herzliche Liebe, womit der Kurfürſt an ſeiner liebenswürdigen Eliſabeth hing, der feine geiſtreiche Ton des Umgangs, in welchem bei aller Hinneigung zu franzöſiſchem Weſen nichts Unedles, Unſittliches aufkam, bilden eine ſchöne Epiſode in der Geſchichte der damaligen Höfe; das Volk von dem Reiz dieſes Lebens gewonnen und überzeugt von der edlen, gemüthlichen Perſönlichkeit des jungen Fürſten, überſah leicht den jugendlichen Leichtſinn, womit man bisweilen den ernſten Pflichten des Lebens aus dem Wege ging. Zum Glück ſtanden dem Kurfürſten tüchtige Beamte zur Seite und er ſelbſt war von frommer, ehrlicher Geſinnung, ſonſt wäre das Treiben des Hofes ſchwerlich ohne argen Druck des Landes vorübergegangen.

Zu den koſtſpieligen Liebhabereien Friedrichs gehörte auch die Luſt zu bauen und das Stammſchloß ſeiner Väter durch Zierrathen, die dem Ausland abgelernt waren, zu verſchönern. So nahm er den Salomon de Caus in ſeine Dienſte, jenen berühmten normänniſchen Techniker, der in ſeinem Werk „les raisons des forces mouvantes“ zuerſt die bewegende und treibende Kraft des Dampfes beſchrieben; der ſollte ihm einen prachtvollen Luſtgarten mit Waſſerkünſten anlegen. Es wurde ein ganzer Berg aus Felſenmaſſen beſtehend abgetragen, um eine Fläche zu gewinnen; es wurden koloſſale Bogen geſprengt und darauf die Terraſſe errichtet, die nun eine Orangerie, brillante Gartenanlagen in dem verſtümmelten franzöſiſchen Stil, und eine Menge der glänzendſten Waſſerwerke enthielt. Das wunderbare Werk war noch nicht vollendet, als der böhmiſche Krieg von 1620 ausbrach [34]).

Andere Luſtbarkeiten kamen auf; es wurden Jagden gefeiert, die oft eine Woche lang dauerten. Seit dem jungen Ehepaar (1. Jan. 1614) ein Prinz geboren war, ſchien zu ihrem Glücke nichts mehr zu fehlen. Der Kurfürſt bat die Rit-

34) S. Salomon de Caus Hortus Palatinus. Francof. 1620. fol.

terſchaft vom Rhein, von Franken und Schwaben zu Gevatter [35]), und dieſe nahm es mit ehrerbietigem Danke an. Die Taufe ward mit großem Pompe (März) gefeiert, Chriſtian von Anhalt vertrat den König von England, der Prinz von Oranien die Generalſtaaten und man weiſſagte dem jungen Prinzen, der wie ſeine Oheime, der von Oranien und der verſtorbene Prinz von Wales, Heinrich Friedrich hieß, eine glänzende und glückliche Zukunft. Die Ritterſchaft vom Rhein, Franken und Schwaben erhielt keine Gelegenheit, ihm die verſprochenen Gevatterdienſte zu leiſten; der junge Pfalzgraf von dem böſen Verhängniſſe ſeines Hauſes erfaßt, ſtarb frühe eines unglücklichen Todes.

§. 3.

Politiſche Lage im Innern und nach Außen bis zum Ausbruch der böhmiſchen Händel (1614—1619).

Angelegenheiten ſehr ernſter Natur wurden gleichzeitig in Deutſchland vorbereitet; die ſchwüle und geſpannte Stimmung, die allmählig den Volksgeiſt in Partheigeiſt umzuwandeln drohte, ſteigerte ſich, und dem jungen Kurfürſten, als dem Haupte der Union, war eine ſchwere Laſt politiſcher Berechnungen, eine Verantwortlichkeit von größtem Gewichte aufgewälzt. Der Kaiſer und die Proteſtanten, feindſelig getrennt, die Fragen im Innern von einer Löſung entfernter als je, die Verhältniſſe in den öſtreichiſchen Erblanden einem Bruche immer näher gerückt — das waren Umſtände der Nothwendigkeit, wofür Friedrich weder in ſeinen Bauten und Jagden, noch in ſeinem kindlich harmloſen Gemüth eine Hülfsquelle finden konnte. Um ſo bedenklicher war es in einem ſolchen Augenblick, wenn neue Verwicklungen hinzukamen; denn ſchon die gegenwärtigen waren der Einſicht und Kraft des Handelnden über den Kopf gewachſen.

35) S. die Einladung bei Moſer Patr. Archiv XI. 456—462.

Abermals war es der jülichſche Erbſtreit, der die Gemüther erhitzte. Die früher verabredete Eintracht zwiſchen Brandenburg und Pfalz-Neuburg war von dem Kurfürſten Johann Siegmund und dem alten Pfalzgrafen Philipp Ludwig erträglich erhalten worden; ſeit der junge Wolfgang Wilhelm ſich ſeines Erbtheils annahm, hatten bald ſeine kecken Anſprüche und mißtrauiſchen Forderungen, bald des brandenburgiſchen Kurfürſten reizbares Temperament das gute Vernehmen geſtört. Die Stimmung war ſchon verbittert, als man noch einmal den Verſuch einer Annäherung machte, aber Wolfgangs kühne Forderung, der Kurfürſt möge ihm ſeine Tochter vermählen und ſeinen ganzen Anſpruch an Jülich abtreten, brachte Johann Siegmund ſo in Aerger, daß er ſich an dem jungen Pfalzgrafen thätlich vergriff und dadurch beide Häuſer für immer entzweite [36]).

Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm [37]), damals etwa 35 Jahre alt, beſaß mehr Weltbildung als Gelehrſamkeit; bei einer glatten Außenſeite fehlte ihm die innere Tiefe, und trotz allem kecken Hervortreten ſeiner Natur war er leicht zu lenken, ſo bald man die rechte Saite anſchlug. So regte denn die Beleidigung des Kurfürſten in ihm frühere Wünſche auf und er ſchloß ſich um ſo enger an ſeine bayriſchen Verwandten an, die ihn trotz der Religionsverſchiedenheit nie beleidigten, ſondern mit kluger Sorgfalt und Freundlichkeit das gute Vernehmen unterhielten. Schon im Jahre 1612 war in ihm der Gedanke aufgetaucht, ſich mit einer Schweſter Maximilians von Bayern zu vermählen, und als man die Religionsverſchiedenheit bedenklich fand, ließ er ſich dazu bewegen, heimlich nach München zu gehen und dort an einer religiöſen Beſprechung über die katholiſche und lutheriſche

36) Die bezweifelte Thatſache beſtätigt Rommel VII. 324. 325 aus Briefen Johann Siegmunds an den Landgrafen. — Für das Folgende hat Wolf Maximilian III. 487—561 die beſten meiſt aus Handſchr. entlehnten Materialien.

37) Geb. Okt 1578.

Lehre Theil zu nehmen (April und Mai 1612). Der gute Pfalzgraf hielt ſich natürlich für hinlänglich gewaffnet; die Jeſuiten erzählten ſogar nachher, er ſey mit der Hoffnung hingegangen, das bayriſche Fürſtenhaus zum Lutherthum bekehren zu können! Es kam aber anders; in ſeiner kirchlichen Ueberzeugung, die auf mangelhafter Bildung beruhte [38]), machte die Dialektik der Gegner bald einen bedenklichen Riß; zweifelnd ging er ſchon weg; ein paar jeſuitiſche Bücher und der eifrige Briefwechſel Maximilians halfen nach. Schon zu Ende des Jahres eröffnete er mit Vorſicht ſeinem ſtreng lutheriſchen Vater den Gedanken einer bayriſchen Vermählung [39]), und dieſer, obwohl bisher einer Annäherung an Brandenburg geneigt, bezeigte ſich dem Plane nicht abhold; er erwog mit gewohnter Vorſicht alle Vortheile des bayriſchen Bündniſſes, ſeine religiöſe Bedenklichkeit minderte ſich bei der eitlen Hoffnung, die bayriſche Prinzeſſin ließe ſich vielleicht zum Lutherthum bekehren. In München verfuhr man mit aller möglichen Ruhe und Klugheit; es geſchah Alles, den wankenden Proteſtantismus Wolfgang Wilhelms zu untergraben. Der Pabſt war ſchon genau unterrichtet, und doch bot man alle Verſchwiegenheit und Discretion auf, den Pfalzgrafen gegenüber der Welt und ſeinem Vater nicht vor der Zeit zu compromittiren.

So ſtand die Sache, als der Bruch mit Brandenburg (Frühjahr 1613) erfolgte, und nun beſchleunigte Wolfgang Wilhelm, was er bisher noch verzögert. Am 19. Juli 1613 trat er zu München, in Gegenwart der bayriſchen Fürſten, zur katholiſchen Kirche über, und ſchon im September unterhandelte der argloſe Vater über die Vermählung mit Prinzeſſin Mag-

---

38) „ha studiato mediocremente" ſchrieb Maximilian über ihn an den Pabſt.

39) In dem Briefe (Wolf III. 512) ſpricht er zwar mit Mißtrauen von Brandenburg, aber doch ſo, daß ein förmlicher Bruch noch nicht erfolgt ſeyn konnte. Auch geht aus dem Briefe hervor, daß eine brandenburgiſche Heirath immer noch im Werke war.

dalena. Gern verwilligte man in München dem alten Pfalzgrafen Philipp Ludwig, der nicht das Geringſte ahnte, die Scheinzugeſtändniſſe, die er für ſein Lutherthum verlangte; war man ja doch der Hauptſache ſicher und die Vermählung ward (Nov. 1613) mit großem Pompe gefeiert.

So kam das junge Ehepaar nach Düſſeldorf; es läßt ſich denken, daß der Mitbeſitzer von Jülich, der brandenburgiſche Kurprinz, ihn nicht freudig empfing. Erſt folgten kleine Chicanen, dann offener Zwiſt, woran beide Theile Schuld trugen, bald eine ſolche Erbitterung, daß ein kriegeriſcher Ausbruch drohte, und der Kurprinz ſeine Reſidenz nach Cleve verlegte. Das Alles drängte den Pfalzgrafen zur offenen Erklärung; ſo drückend ihm das Gefühl war, mit ſeiner Familie und ſeinem greiſen Vater für immer zu brechen, ſo entſchloß er ſich doch, das zweideutige Spiel aufzugeben, und am 25. Mai 1614 trat er zu Düſſeldolf öffentlich zum Katholicismus über. Der alte Philipp Ludwig war außer ſich; erſt wenige Wochen zuvor waren verdächtige Gerüchte zu ihm gedrungen und er hatte dringende Ermahnungen an den Sohn gerichtet; die jetzt plötzlich erfolgte Kataſtrophe nahm ihm alle Faſſung. Er erließ heftige Erklärungen an ſeine Unterthanen und an auswärtige Fürſten, es wurden im Neuburgiſchen Gebete angeſtellt für die Erhaltung des Proteſtantismus [40]), aber ehe noch etwas Entſcheidendes geſchehen, unterlag der alte Mann dem erſchütternden Eindruck; er ſtarb am 12. Aug. 1614.

Das Ereigniß machte gewaltigen Lärm in der proteſtantiſchen Welt; kaum hatten die Lutheraner ſich von dem Schlage erholt, den ihnen der kurz vorher erfolgte Uebertritt Johann Siegmunds von Brandenburg zum Calvinismus verſetzt hatte, ſo kam dieſer zweite viel herbere Stoß. Der jeſuitiſche Hofprediger Wolfgangs, Jakob Reihing, pries es in einer pomphaften Schrift als „einen ſeltenen Vogel, ein herrliches Beiſpiel, das viele nach ſich ziehen ſollte, daß ein ſo trefflicher,

40) Vgl. Struve pfälz. Kirchenhiſt. S. 544.

ausgezeichneter Fürſt, von Jugend auf im Lutherthum erzogen, ſich zur katholiſchen Lehre wende.“ Damit aber der ernſten Sache auch die Ironie des Schickſals nicht fehle, ſah man ſechs Jahre nachher denſelben Jakob Reihing, als bekehrten Lutheraner zu Tübingen lehren und ſein Biograph pries es parodirend „als ein herrliches Beiſpiel, dem Viele folgen ſollten, daß ein Zögling Loyolas ſich zum Lutherthum bekehrt habe!“

Während beide Prätendenten der jülichſchen Erbſchaft in feindſelig lauernder Stellung einander gegenüberſtanden und im Intereſſe des Einen holländiſche, für den Andern ſpaniſche Truppen am Niederrhein eindrangen, war durch den Tod des alten Pfalzgrafen von Neuburg für die proteſtantiſchen Bewohner des Landes der entſcheidende Moment gekommen. Als ſein Vater die Nothgebete für Erhaltung des Proteſtantismus angeordnet, hatte Wolfgang Wilhelm ſeine künftigen Unterthanen öffentlich verſichert, „in ihrem hergebrachten Kirchenexercitio und Predigten“ ſie nicht hemmen zu wollen. Auch war in den erſten Monaten nach Philipp Ludwigs Tode nichts gegen das Lutherthum geſchehen; aber am 21. Febr. 1615 kam der Pfalzgraf in ſein neuburgiſches Land und begann ſelbſt die erſten Schritte zu einer Reaction. Die lutheriſche Hauptkirche ward den Jeſuiten eingeräumt, Bibel und Kirchenordnung dem bisherigen Hofprediger Heilbronner zugeſchickt, und weder die Vorſtellungen der Mutter, noch die Rückſicht auf das noch uneröffnete Teſtament des Vaters hielt den Glaubenseifer Wolfgang Wilhelms zurück. Die kirchliche Polemik und ein unterbrochenes Religionsgeſpräch zu Neuburg, das Heilbronner mit einem münchner Jeſuiten begann, erhitzte die Gemüther noch mehr, und als nun (Dez. 1615) ein Decret erſchien, das den Katholiken ganz die gleiche Stellung mit den Lutheranern einräumte, ſo war das für die beſchränkte Anſicht jener Zeit, die keine Duldung kannte, faſt ſo arg, als eine gewaltſame Bekehrung. Wolfgang Wilhelm geſtattete in jenem Edict allen Katholiken die freie und unbedingte Religionsübung, ſammt Umzügen, Proceſſionen und Wallfahrten, und keine Obrigkeit durfte dieſe Uebung in irgend etwas be-

ſchränken; das alte Glockengeläute, das drei Mal täglich ſtattfand, ward zurückgebracht und der neue gregorianiſche Kalender eingeführt. Alle Polemik auf den Kanzeln ward verboten, Ehen in unerlaubten Graden aufgehoben und an Faſttagen durfte an öffentlichen Tiſchen kein Fleiſch gereicht werden.

Wäre es dabei geblieben, ſo hätte man zufrieden ſeyn können. Aber zuerſt ſuchte Wolfgang Wilhelm auch auf die kleineren Landestheile von Sulzbach und Hipoltſtein, die ſeine Brüder Auguſt und Johann Friedrich beſaßen, ſein landesherrliches Recht des religiöſen Reformirens einzudrängen, dann wurde aus der geduldeten katholiſchen Lehre eine herrſchende; ſpätere Religionsedicte wurden immer ungünſtiger gegen das Lutherthum, und Wolfgang Wilhelm begann allmählig in ſeinen Erblanden, was nachher ſeine beiden Enkel, zur pfälziſchen Kurwürde berufen, in der reformirten Rheinpfalz mit offener Gewalt durchgeführt haben.

Alle dieſe Geſchichten übten auf die pfälziſche Politik ſchon deßhalb mächtige Rückwirkung, weil in ihr die Union ihren Mittelpunkt fand. Der junge Kurfürſt hatte ganz den Weg ſeines Vaters und ſeines Vormundes betreten, und die Männer der bisherigen Regierung fuhren fort, das Vertrauen des jungen Regenten zu genießen. Den größten Einfluß behielt Chriſtian von Anhalt, den Friedrich V. als Vater behandelte und nannte; durch ihn ward die franzöſiſch verfeinerte Hofcultur, die diplomatiſche Weltbildung am pfälziſchen Hofe vollends herrſchend. Einen tüchtigen Staatsmann beſaß man an dem reichen Meinhard von Schönberg, der bis zu ſeinem Tode (1616) in allen diplomatiſchen Geſchäften mit dem Auslande vorzüglich und dabei ganz uneigennützige Dienſte geleiſtet hat; er beſaß zugleich ſchon jene theoretiſche Kriegsbildung, die ſeine Nachkommen berühmt gemacht hat, und die ausgedehnteren Befeſtigungen von Mannheim waren ſein Werk [41]. Andere Staatsmänner aus der alten Regierung und ſolche, die neu hinzugekommen waren,

41) Moſer VIII. 194.

ſtanden den angeführten zur Seite; die beiden Brüder von Dohna, Nusdorf und der unermüdliche Ludwig Camerarius ſind die bedeutendſten und werden uns im Laufe dieſer Geſchichte noch oft begegnen.

Seit die Verhältniſſe im Reich ſich drohender verwickelten, war unter den pfälziſchen Staatsmännern der Gedanke an ausländiſche Verbindungen lebendiger geworden; mit England war man ſchon verbunden und fuhr fort in regem Zuſammenhang zu bleiben; der Bund der Union mit Holland, durch Friedrichs V. perſönliche Anweſenheit beſchleunigt, ward (Mai 1613) ebenfalls abgeſchloſſen [42]); mit andern Staaten, mit der Schweiz, Frankreich, Dänemark, Schweden wurden theils durch die pfälziſche Diplomatie, theils durch den ſtets thätigen Moriz von Heſſen Verhandlungen angeknüpft [43]).

Der Bund beſtand aber aus zu ungleichartigen Elementen und ſeine Leitung in **einem** großen gemeinſamen Intereſſe war zu ſchwer, als daß er für die Zukunft eine dauernde Schutzwehr geboten hätte. Die Einſichtsvolleren unter den Lenkern machten ſich darüber ſelbſt keine Illuſionen; ein kurpfälziſcher

---

42) Der Vertrag (am $\frac{16}{26}$ Mai 1613 abgeſchloſſen und im Sept. 1614 von der Union ratificirt) findet ſich ſammt den Aktenſtücken bei Londorp I. p. 112. 113. 116 ff. Beide Theile unterſtützten ſich im Falle des Angriffs; Holland ſtellte 4000 Mann, die Unirten zahlten jährliche Subſidien von 516,000 brabantiſchen Gulden. Dieſe Gelder waren im Anfang ſo vertheilt, daß

Kurpfalz	105,839
Kurbrandenburg . . .	94,469
Pfalz-Neuburg . . .	39,483
Pfalz-Zweibrücken . .	13,005
Markgraf von Culmbach	26,665
Markgraf von Ansbach	26,665
Würtemberg	94,469
Heſſen-Caſſel	59,689
Baden	33,669
Anhalt	11,175
Oettingen	7,133

brabantiſche Gulden bezahlte.

43) Vgl. Häberlin XXIII. 681. Rommel VII. 330 f.

Diplomat meinte ſchon damals, man müſſe durch Simuliren und Drohung das Schwert der Gegner in der Scheide halten; ſonſt würde die Baufälligkeit der Union gemerkt werden, und den Pfaffenknechten der Muth wachſen [44]. Die Liga war gar in der Auflöſung begriffen, und ſo ward durch das Gefühl der eigenen Schwäche und die Furcht vor dem Gegner der Friede noch erhalten. Beide Bündniſſe mieden abſichtlich jeden Anlaß zu ſchrofferem Hervortreten; der Kaiſer hoffte auf einem Kurfürſtentag, wo ihm die Mehrheit ſicher war, die Beſchwerden der Unirten erledigen zu können, aber das lehnte man von pfälziſcher Seite natürlich ab. Doch begann am Ende des Jahres 1614 der Kurfürſt Friedrich [45]) mit Kurmainz eine weitläufige Correſpondenz, worin jeder Theil ſein Recht zu vertheidigen ſuchte und die ſtreitigen Punkte noch einmal mit aller Breite verhandelt wurden. Da jeder Theil um die eigentlich faulen Stellen ſeiner Sache vorſichtig herumging, kam es zu keinem beſtimmten Abſchluſſe; nur geht aus den wiederholten Verſicherungen der Friedensliebe und aus dem gemäßigten Tone hervor, daß weder der erſte katholiſche noch der erſte proteſtantiſche Reichsfürſt den Zeitpunkt für gelegen hielten, die Spannung noch zu vergrößern.

Auch die Verſammlungen der Unirten waren friedfertiger Natur. Auf einem Congreß der betheiligten Fürſten zu Stuttgart (Anf. 1614) wurden nur die Verbindungen zur Sprache gebracht, die man mit Frankreich, der Schweiz und Schweden angeknüpft hatte; der Unionstag zu Heilbronn (Sept. 1614) berieth wieder darüber, wie man auf friedlichem Wege den jülichſchen Händeln eine günſtige Wendung geben könne. Es blieb aber Alles, wie es war; der dürftige Troſt, einige Reichsſtädte herbeizuziehen und von Schweden aus freundliche Verſicherungen zu erhalten, war der einzige Erſatz dafür, daß alle Angelegenheiten trotz der Bemühungen der Unirten ihren

44) Schreiben bei Londorp I. 111.

45) Bei Häberlin-Senkenberg XXIV. 705—725.

eigenen Gang nahmen. Einem Wunſche von Venedig und von Savoyen, ſich in deren Händel einzulaſſen, war der Bund klug genug nicht zu entſprechen (1616); das Syſtem des friedlichen Widerſtandes ward feſtgehalten. So kam man auch (Apr. 1617) zu Heilbronn zu einem Bundestag zuſammen, um ſich abermals über die Mittel zu verabreden, wodurch man zu ſeinem vorenthaltenen Rechte gelangen könne; eine Aufforderung des Kaiſers, die Union möge ſich auflöſen, die Liga werde ein Gleiches thun, ward unter Hinweiſung auf die friedliche Haltung und die gerechten Anſprüche der Unirten [46]) in ſehr milder Weiſe abgelehnt und beſchloſſen, den Bund, der im Mai des folgenden Jahres abgelaufen war, zu erneuern.

Neben dem politiſchen Partheigeiſt war indeſſen auch die kirchliche Verfolgungsſucht aller Confeſſionen unermüdet thätig, den Riß in dem Leben der Nation zu erweitern. Ein Blick auf die inneren Zuſtände der Pfalz mag dies erläutern.

Das Jahr 1617 brachte die erſte Jubelfeier der Reformation; aber nur in wenig Theilen von Deutſchland begnügte man ſich mit der friedlichen Anerkennung des erlangten Gutes, beinahe überall ward die Feier zum Tummelplatz für die wilde Polemik theologiſcher Zeloten. Wenn Sachſen auch hier den Ruhm hat, im lutheriſchen Fanatismus die Prämie erlangt zu haben, ſo ſuchten die Pfälzer ihrerſeits mit aller calviniſchen Härte und Bitterkeit, ſich der alten Kirche feindſelig zu zeigen; die heidelberger Reformationsfeier vom 31. Oktober bis 4. November macht nur den unerquicklichen Eindruck theologiſcher Klopffechterei. Da ward über das Thema disputirt: Wer da will ſelig werden, muß vor allen Dingen das Pabſtthum meiden; Predigten wurden gehalten über das Elend der alten katholiſchen Kirche, und es entſpann ſich dann noch zum Schluſſe eine wüſte kirchliche Fehde, da die katholiſche Theologie zu jenen Angriffen natürlich nicht ſchwieg [47]). Die refor-

46) Häberlin XXV. 126 f.
47) Struve S. 548 f.

mirte Richtung hatte bisher den Ruhm gehabt, ſich dem Gedanken der Duldung am erſten zu nähern; jetzt ward auch ſie von dem Geiſt der kirchlichen Enge und finſterer Ketzerriecherei ſo ergriffen, daß ſie, mit ihren eigenen Erklärungen im Widerſpruch, eine verfluchende Glaubensinquiſition zu errichten bemüht war. In Holland war die calviniſche Lehre von der Prädeſtination bis zu einer troſtloſen Schroffheit getrieben worden, die viele Gebildeten zu milderen Anſichten hindrängte; politiſche Zwiſte kamen hinzu und bald ſtanden die Partheien der finſteren Gomariſten und der milder denkenden Arminianer (Remonſtranten) in feindſeliger Haltung ſich gegenüber. So wie Prinz Moriz von Oranien die ihm gefährlichen Häupter der arminianiſchen Anſicht politiſch verfolgen ließ, ſo kam jetzt (1618) zu Dortrecht eine kirchliche Verſammlung zu dem Zwecke der Verdammung zuſammen. Unter den calviniſchen Theologen aus Deutſchland, die dort hinkamen, ſtanden die pfälziſchen, Abr. Scultetus, H. Alting und Paul Toſſanus, oben an; während aber die übrigen mit richtigem Takte ſich bei dem Verdammungswerke zurückhielten, ließen ſich die pfälziſchen dazu brauchen, die Verfluchungsacte mit zu unterzeichnen. Daß ſie ſelbſt das Unrecht zum Theil einſahen, das man den Arminianern zufügte, und doch mit ihrer Autorität den Gewaltſtreich unterſtützten, macht ihr Unrecht nur größer; für die Pfalz hatte zwar der Verdammungsſpruch keine wirkende Kraft, aber es laſtete doch auf den pfälziſchen Theologen der Vorwurf, an dem düſterſten Fleck der reformirten Kirche ihren Antheil zu haben. Der kleine Triumph, den heidelberger Katechismus als Symbol der holländiſchen Kirche angenommen zu ſehen, war dafür kein Erſatz.

Sonſt waren die inneren Zuſtände der Pfalz während dieſer letzten Jahre vor dem großen Bürgerkrieg durch keine Störung bezeichnet; die Verwaltung hatte Friedrich V. aus ſeines Vormunds Händen in einem trefflichen Zuſtande erhalten und es kam nichts vor, was dieſen Zuſtand hätte verwirren können. Seinen Nachbarn und den andern Reichsfürſten gegenüber er-

warb ſich Friedrich mehrmals das Verdienſt des Friedensſtifters und Vermittlers; ſo hatte ein langer Streit zwiſchen dem Herzog und der Stadt Braunſchweig durch ſeine Bemühung ein friedliches Ende erhalten; und in einer andern Sache hielt er mit rühmlicher Energie Geſetz und Ordnung aufrecht. Es regte ſich damals in verſchiedenen Städten ein Zwiſt zwiſchen der chriſtlichen Bürgerſchaft und den Juden; in Frankfurt war es (1614) zu einem wilden Aufſtand und zur Plünderung der Juden gekommen, und in Worms hatte nur die Dazwiſchenkunft Friedrichs einen Waffenſtillſtand erreicht, bis die Klagen vor den Reichsgerichten erledigt wären. Dennoch brachen die Bürger ihr Wort und erlaubten ſich (April 1615) Gewaltthaten gegen die jüdiſche Bevölkerung. Friedrich ermahnte ſie erſt, den zugefügten Schaden wieder gut zu machen; als das vergebens war, machte er von ſeinem alten Rechte als Schirmherr von Worms Gebrauch; ſchnell ſchickte er Meinhard von Schönberg und Pleikhard von Helmſtädt mit 4000 Mann und Geſchütz gegen Worms und ſtellte die Ruhe bald wieder her. Verfolgung der Rechtsfrage überließ er dem Kaiſer und den Gerichten.

Die Familiengeſchichte unſeres Kurfürſten ward in dieſer Zeit durch freudige Ereigniſſe bezeichnet; ſeine ältere Schweſter ward ſchon früher mit ſeinem Vormund Johann von Zweibrücken verheirathet (1612); jetzt (1616) ward die jüngere, Eliſabeth Charlotte, die man dem jungen Guſtav Adolf von Schweden zugedacht hatte, mit dem Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg vermählt; man baute darauf große politiſche Hoffnungen, die denn freilich, wie viele andere, dem pfälziſchen Hauſe ſich als eitel erwieſen haben. Von einer Bedeutung, die damals ſchwerlich Jemand ahnte, war ein anderer pfälziſcher Ehebund; er hat dem wittelsbachiſchen Stamm im fernen Norden einen Thron erworben und das alte Geſchick der Mächtigen, Glanz und Verfall, in einem wunderbaren Grade an dem pfälziſchen Fürſtenhauſe erneuert. Des pfälziſchen Adminiſtrators, Johanns von Zweibrücken, dritter Bruder, Johann Caſimir (geb. 1589), hatte nur ein kleines Drittheil von dem an

ſich ſchon kleinen zweibrückiſchen Erblande erhalten; ſeine Reſidenz war ein Dorf in einem Thale der Vogeſen, Kleeburg [48]), von dem Wenige wiſſen, daß es die Wiege eines gewaltigen Königsgeſchlechts geweſen. Johann Caſimir verließ ſein kleines Gut und ging nach Schweden, wohin ihn Briefe des Landgrafen Moriz von Heſſen empfahlen; der junge Pfalzgraf gefiel dem großen Schwedenkönig; bald ſein vertrauter Freund und Begleiter ward er (1615) mit Guſtav Adolfs Halbſchweſter, Catharina, vermählt [49]), und aus dieſer Ehe entſproß ein Sohn, Carl Guſtav, der Erbe von ſeines Oheims Krone und Ruhm, vor deſſen gewaltigem Heldenſchritt der ſcandinaviſche Norden erbebte. Herrlich und groß waren die Thaten der kleeburger Pfalzgrafen auf dem ſchwediſchen Thron; die drei Könige, der zehnte, eilfte und zwölfte Carl, ſetzten Europa in Erſtaunen; aber ihre Heldengröße konnte ſie vor dem blutgierigen Rachegeiſt ſchwediſcher Ariſtokratie nicht ſchützen, und der letzte männliche Sprößling, Carl XII., ſtarb ein Jahrhundert nach ſeines Urgroßvaters Vermählung durch die Hand eines Meuchelmörders.

Solche Ahnungen künftigen Glanzes oder die große Ausſicht, daß eine Tochter Friedrichs V. den Königen Großbritanniens, eine Enkelin den Beherrſchern Frankreichs, eine Urenkelin dem lothringiſchen Kaiſerhauſe in Deutſchland die Stammmutter werden würde [50]), lagen damals in der Zukunft noch

---

48) Jetzt im franzöſiſchen Unterelſaß, eine Stunde von Weißenburg entlegen.

49) An Johann Caſimir ſelbſt hatte Friedrich V. nachher einen warmen und thätigen Freund, wie der Briefwechſel zeigt in Moſers Neuem Patr. Archiv I.

50) Friedrichs jüngſte Tochter, Sophie, war die Mutter des erſten guelfiſchen Königs von Großbritannien, Georgs I.; Friedrichs Enkelin, Eliſabeth Charlotte, iſt die Mutter des Herzogs von Orleans, der die Regentſchaft unter Ludwig XV. führte und von dem die jetzt regierende Königslinie abſtammt. Ihre Tochter ward die Mutter des Franz Stephan von Lothringen, von dem das jetzige öſtreichiſche Kaiſerhaus ſtammt.

ebenſo verhüllt, wie der nahe Sturz des Hauſes; ſorglos wiegte man ſich in den Genüſſen des Augenblicks, und es gab in Europa keinen ſo muntern und harmloſen Hof, wie der pfälziſche zu Heidelberg war.

Eine trübe Zukunft bereitete ſich indeſſen vor. Die Stellung zur Union riß jetzt den Pfalzgrafen in ein anderes Lebensverhältniß hinein und die kirchliche und politiſche Schwüle, die über Deutſchland lag, ſchien ſich allmählig in einem gewaltigen Unwetter entladen zu wollen. Lutheraner und Calviniſten waren noch immer in heftiger Fehde entbrannt, zumal ſeit der Uebertritt Brandenburgs allen Leidenſchaften Nahrung gab; wie heftig der Haß zwiſchen dem jeſuitiſchen Katholicismus und den Proteſtanten geworden war, ſehen wir aus den Pamphleten der Zeit, in denen eine Parthei die andere mit fürchterlichen Schmähungen überhäufte, oder gar den liebreichen Wunſch der Vertilgung ſich gegenſeitig zuſpricht. Die Calviniſten warnten in heftigen Schriften vor den Umtrieben der ſpaniſchen und päbſtlichen Parthei und riethen den Katholiken, ſich von dem römiſch-päbſtlichen Intereſſe zu trennen; die andern ſuchten dafür die Calviniſten mit greulichen Farben zu ſchildern und in gleisneriſcher Rede den Bruch zwiſchen Reformirten und Lutheranern zu erweitern. Nicht immer waren die Warnungen übertrieben; es kamen auch Pamphlete zu Tag, die im Ernſt eine Vernichtung der Ketzer verlangten, und ein wüſter, denuncirender Ton drängte ſich in dieſe ganze Polemik ein [51]. Der kirchliche Zwieſpalt fand zugleich ſo viele äußere Ecken des Anſtoßes, daß ſelbſt eine ſorgfältige Umgehung der Prinzipien nicht die ſtreitigen Thatſachen aus dem Weg räumte; ſehr oft war darin das politiſche mit dem kirchlichen Intereſſe ſo eng verflochten, daß immer von einer Seite her die Quelle des Zerwürfniſſes wirkſam blieb.

So war es in dem Streit wegen Udenheim. Zwiſchen Kurpfalz, dem Biſthum und der Stadt Speyer war ſeit alten

51) Dieſe Schriften im Auszug bei Londorp I. p. 222 ff. 899 ff.

Zeiten ein nur ſelten geſtörtes nachbarliches Verhältniß geweſen; drum war es bedenklich, daß der jetzige Biſchof, Philipp von Sötern, in Udenheim Bauten vornehmen ließ (1617), die mit einer Feſtung die unzweideutigſte Aehnlichkeit hatten. Für das pfälziſche Land war, wie ſich nachher im franzöſiſchen Kriege ſehr bitter ergab, die Lage Udenheims gefährlich, drum hatten ſich die früheren Kurfürſten das ſtete Durchgangsrecht durch den Ort erhalten, und für die ſtädtiſche Freiheit der Stadt Speyer war die Anlage einer Feſtung ſo bedenklich, daß ſie das alte Privilegium hatten, drei Stunden im Umkreis keine Feſtung dulden zu müſſen[52]. Auf die Anfrage des Kurfürſten erklärte der Biſchof, es ſey nur, um vor etwa plötzlich dringender Gefahr ſich ſelbſt und ſeine Kanzlei zu ſchützen, fuhr aber fort, ganz in der Weiſe einer Feſtung weiter zu bauen. Der Kurfürſt, unterſtützt von der Stadt Speyer, wiederholte ſeine Beſchwerde (Frühjahr 1617); Sachverſtändige beſtätigten die Befürchtung, daß es eine Feſtung werden ſolle, aber der Biſchof beharrte auf alle Anfragen und bei verſchiedenen Zuſammenkünften auf ſeiner früheren, etwas unbeſtimmten, Erklärung. Auch die Union nahm jetzt Kenntniß davon, ſie beſorgte, es ſolle ein Waffenplatz für Katholiken und Spanier werden, aber auch ihre Vorſtellungen erhielten die frühere Antwort. Man hatte jetzt ſchon über ein Jahr verhandelt und der Bau ſchritt immer weiter; drum entſchloſſen ſich einige Unirte, namentlich Baden, Pfalz, Würtemberg und Brandenburg durch einen raſchen Handſtreich die Sache zu beendigen. Chriſtian von Anhalt war eben

---

52) S. die „Kurze und gegründete Ausführung, aus was erheblichen Vrſachen, der durchleuchtigſte Pfalzgraf Friedrich ꝛc. bewogen worden, den Newen Veſtungsbaw zu Vdenheim verſinken, abthun und niderlegen zu laſſen.“ 1618. Die beſchwerliche Gegendeduction Justitia causae exstructionis Idumäae. 1625. (bei Londorp I. 383—410) hat durch die Aktenſtücke Werth, verräth aber deutlich, daß ſie nach dem Falle des Gegners geſchrieben iſt.

noch mit dem Biſchof in Unterhandlung geweſen[53]), als dieſer Entſchluß gefaßt und raſch ausgeführt ward. Am $\frac{14}{24}$. Juni rückten pfälziſche und badiſche Truppen gegen Udenheim vor, beſetzten den Ort und zerſtörten die neuen Befeſtigungen. Ein Reichsprozeß, den der Biſchof anfing, hatte erſt Erfolg nach dem Unglück Friedrichs, und es gelang dann doch dem Biſchof, was der Kurfürſt hatte zu verhüten ſuchen.

In den Reichsverhältniſſen war indeſſen eine bedenkliche Kriſis eingetreten; der Kaiſer kränkelte und die Nachfolge war, da er und ſeine Brüder kinderlos waren, für das Haus Habsburg ernſtlich gefährdet. Erzherzog Maximilian kam daher auf den Gedanken, ſeinen Vetter Ferdinand von Steyermark, der eine reiche Nachkommenſchaft verſprach, zum Nachfolger des Kaiſers zu erheben und ihm zugleich den Beſitz der Erblande ſchon jetzt zu verſichern. Das Project ward mit großer Lebhaftigkeit betrieben (1615 und 1616); Maximilian ſelbſt reiste herum, der Sache heimlich Anhänger zu gewinnen; nur der Kaiſer ſelbſt zögerte und ſein Rathgeber, Cleſel, war dem Plane offen abgeneigt. Durch dieſe Verzögerung, vielleicht auch durch Cleſels eignes Zuthun, ward die Sache allmählig bekannt; ein Gutachten Erzherzog Maximilians vom 19. Febr. 1616 kam in die Hände von Kurpfalz und machte bald ſeine Runde durch die proteſtantiſchen Höfe Deutſchlands. Es erregte die größte Bewegung unter den Unirten[54]); man ſprach von gewaltſamer

53) Die erträglichen Bedingungen, zu denen Speyer ſich verſtehen wollte, bei Londorp p. 405 ff.

54) In einer Schrift des Erzherzogs vom Jahr 1616 hieß es auch: „mit Unterſtützung der Höfe von Brüſſel und Madrid müſſe man unter dem Oberbefehle Ferdinands von Steyermark eine wohlgeordnete Heeresmacht auf des Reiches Boden aufſtellen, um die Ungehorſamen zu ſchrecken, die Partheiloſen zu Erweiſung ihrer Schuldigkeit zu bewegen und die Gehorſamen zu ſtärken." (Wolfs Maximilian IV. 56). Die Unirten hatten alſo nicht ganz Unrecht, wenn ſie von einer ſpaniſch-katholiſchen Thätigkeit im Reiche ſprachen. Auch in dem Gutachten vom 19. Febr. 1616 war das Wahlrecht etwas leichtfertig behandelt und offenbar mehr das öſtreichiſche Hausintereſſe als die Sache des Reichs ins Auge gefaßt. S. daſſelbe aus Ms. bei Wolf III. 654.

Beſchränkung des Wahlrechts, und wenn man ohnedies ſchon das Haus Habsburg ungern am Ruder ſah, ſo war man der Wahl eines Mannes doppelt abgeneigt, der nur als Jeſuitenzögling und Verfechter der gewaltſamen religiöſen Reaction bisher genannt worden war. Selbſt die Katholiken wollten davon nichts hören; Maximilian von Bayern war zu ſehr Landesfürſt, um einer ſolchen Gefährdung dieſer nächſten Intereſſen ruhig zuzuſehen. Die pfälziſchen Staatsmänner gaben ſich alle Mühe, die Staatsſchrift in Deutſchland zu verbreiten; Ludwig Camerarius reiste nach Dresden, und obwohl der Erzherzog einen Verſuch machte, das Gutachten zu desavouiren, ſo zweifelte doch Niemand an der Aechtheit; ſelbſt an den lutheriſchen Höfen erregte es bei allem Anſchein der Ruhe bedenkliche Empfindungen. Durch die Veröffentlichung war die projectirte Kaiſerwahl einſtweilen geſcheitert, wenn man gleich im Verborgenen thätig genug blieb; daß Ferdinand (Juni 1617) in Böhmen, bald darauf auch in den übrigen Erblanden als Nachfolger des Kaiſers anerkannt ward, das konnten freilich weder Kurpfalz noch die Unirten hindern.

Aber die Nachfolge im Reich beſchloſſen ſie in ihrem Sinne zu lenken und die pfälziſche Politik war ſeit dem famöſen Gutachten dafür mit großer Lebhaftigkeit wirkſam. Die ehrgeizigen und kühnen Freunde Friedrichs, der Prinz von Anhalt, Oranien, der Herzog von Bouillon hielten den Moment für paſſend, das Haus Habsburg von der Kaiſerkrone wegzudrängen; man hielt Zuſammenkünfte mit der engliſchen und holländiſchen Diplomatie und ſuchte nach einem Candidaten für die Kaiſerwürde. Wie weit man dabei ernſtlich an den König von Frankreich gedacht habe, wagen wir nicht zu beſtimmen; dem Herzog von Lothringen wurden Anträge gemacht, die er ablehnte [55]), ſo richtete denn Friedrich ſeine Gedanken nach Bayern. Der Gedanke eines wittelsbachiſchen Familienbundes, der ſeit drei Jahrhunderten feindſelig geſpalten war, hatte Anziehendes genug, und Friedrichs offene, argloſe Natur gab ſich der Idee

55) Khevenh. VIII. 1151.

gern hin, da er gegen ſeinen klugen Vetter in München eher Achtung und Zuneigung, als feindſelige Empfindungen hegte. Die pfälziſchen Staatsmänner wußten zugleich, daß der Herzog mißſtimmt war über Manches, was von ſeinem Nachbar, dem Erzherzog Maximilian, ausgegangen war; er hatte ſich ſogar von der Liga zurückgezogen, wie nah lag alſo die Hoffnung, ihn zum Haupt der antiöſtreichiſchen Parthei zu machen, die Liga dadurch völlig zu ſprengen und dem Haus Habsburg einen Candidaten zur Kaiſerkrone entgegenzuſtellen, gegen den auch die Katholiken nichts würden einzuwenden haben. Friedrich baute Viel auf dieſen Plan; er machte ſich gegen Ende des Jahres 1617 ſelbſt auf den Weg, um die Höfe zu Berlin und Dresden zu gewinnen, und wenn ſie auch keine beſtimmte Zuſicherung gaben, ſo ward doch einſtweilen der Wahltag zur Wahl Ferdinands in die Ferne gerückt.

Seit dem Jahre 1616 war mit Maximilian unterhandelt worden und die Union trug ihm förmlich die Leitung ihres Bundes [56]) an, da ſie fühlte, daß die Laſt für den jungen Kurfürſten zu groß ſey; man ſuchte nur Bürgſchaften dafür zu erhalten, daß die kirchlichen Angelegenheiten der Proteſtanten unter dem eifrig katholiſchen Herzog keine Beeinträchtigung erhielten. Maximilian hatte weder zugeſagt noch abgelehnt; der diplomatiſche Verkehr zwiſchen den Höfen zu Heidelberg und München dauerte fort, aber ſelbſt des Herzogs Bruder, der Kurfürſt von Cöln, erhielt, als er (Sommer 1617) nach München kam, keine beſtimmte Antwort. Seit Ferdinand von Steiermark in den Erblanden anerkannt war, machte Kurpfalz den offenen Antrag, Bayern möge die Kaiſerkrone annehmen und Maximilian zog die Sache wenigſtens in Ueberlegung. Seine Räthe warnten ihn zwar vor der „calviniſchen Schlinge", und Maximilian ſelbſt hielt vielfache Bedenklichkeiten entgegen, allein er ſetzte die Unterhandlungen, die während des Sommers (1617) durch die pfälziſche Diplomatie, im Herbſt durch eine branden=

56) Das Einzelne bei Wolf IV. 99 ff.

burgiſch-anſpachſche Geſandtſchaft unterhalten wurden, immer noch fort [57]. Seine Bedenken wurzelten hauptſächlich in der Abneigung gegen den proteſtantiſchen Schutz, den man ihm antrug, in der Freundſchaft für Ferdinand von Steiermark und in der Berechnung, als Freund Oeſtreichs mehr kirchlichen und weltlichen Vortheil erringen zu können, als durch den Bund mit der Union. Maximilian war ehrgeizig aber nicht eitel; der leere Pomp der kaiſerlichen Dornenkrone hatte für ihn nicht Reizendes genug, ſeiner Politik eine ganz neue, vielleicht falſche Stellung zu gebeu.

So war ſchon im Nov. 1617 die Hoffnung beinahe aufgegeben; nur der Rath Chriſtians von Anhalt vermochte die pfälziſche Politik, noch einen letzten Schritt zu thun [58]; der junge Kurfürſt von der Pfalz ſollte ſelbſt nach München reiſen. Es geſchah; am 3. Febr. 1618 traf Friedrich in München ein und fand in den fünf Tagen ſeines Aufenthalts bei Maximilian die freundlichſte Aufnahme, aber den Herzog zu einer beſtimmten Erklärung zu vermögen, gelang ihm trotz alles Bemühens nicht [59].

Die Spannung der Verhältniſſe nahte ſich indeſſen dem befürchteten Bruche; es waren Vorfälle raſch auf einander gefolgt, die lange gehegte Beſorgniſſe in eine ſchreckliche Nähe brachten. Die Wahl Ferdinands in Böhmen hatte dort die Proteſtanten mit Furcht erfüllt; zweideutige und ſchadenfrohe Aeußerungen der päbſtlich-katholiſchen Parthei ließen das Aergſte ahnen, und die unruhige Stimmung erhielt an dem beleidigten Haupte der proteſtantiſchen Ariſtokratie, am Grafen Thurn, eine Stütze. Alle die einzelnen Ereigniſſe, die wir hier nur berühren dürfen, die kirchliche Beeinträchtigung des Proteſtantismus,

---

57) Wolf IV. 104 ff.

58) S. Anhalts merkwürdigen Brief bei Wolf IV. S. 119 ff.

59) „Er könnte wegen der Wichtigkeit der Sache ſich nicht erklären, indem dieſe eine weitere und reifere Deliberation erfordere. Wolle demnach Gott und Zeit Alles befehlen.“

der wachſende Zwieſpalt mit dem kaiſerlichen Hofe, das unkluge Verfahren der Regierung, endlich der erſte Ausbruch einer gewaltſamen Empörung, wie er in den Ereigniſſen des 23. Mai 1618 liegt, folgen mit einer Schnelligkeit, die verkündete, daß man ſich im Zuſtande einer Revolution befand.

Die Union glaubte, jetzt ſey ihre glückliche Zeit gekommen; die Führer, namentlich Chriſtian von Anhalt, ſchloſſen ohne Vorwiſſen der Bundesglieder einen Vertrag mit Savoyen, durch den ſich Friedrich V., der den Namen dazu leihen mußte, immer tiefer in dieſe unſeligen Händel verwickelte. Man verabredete ſich wegen einer Theilung der habsburgiſchen Monarchie und entwarf Plane, die im günſtigen Falle zu einem allgemeinen Bruch führen, im ungünſtigen die Pfalz erdrücken mußten. Savoyen und die Union mietheten den nachher vielgenannten Ernſt von Mansfeld, einen Mißvergnügten, der die kaiſerlichen Dienſte verlaſſen hatte und aus dem Kriege ein Handwerk machte.

Indeſſen griff die böhmiſche Revolution mit furchtbarer Raſchheit um ſich; die Rebellen ſetzten ſich auf den Kriegsfuß und beſtellten Mansfeld zu ihrem Feldherrn. Er hatte den Krieg (Nov. 1618) mit der Einnahme von Pilſen bereits begonnen, Alles drängte unaufhaltſam auf einen gewaltſamen Bruch hin, als Kaiſer Matthias (20. März 1619) im Momente der größten Spannung ſtarb. Damit ward die böhmiſche Verwicklung zugleich eine deutſche Angelegenheit.

§. 4.

Friedrich V. bis zur böhmiſchen Königswahl (Aug. 1619).

Es lag eine ſchwüle Stimmung auf der Zeit und man ahnte den Anfang eines verhängnißvollen Umſchwungs. Alte Prophezeihungen wurden hervorgeholt und ein furchtbarer Krieg verkündigt; „ein geringes Land, hieß es, werde mächtige Tha-

ten verrichten und einem großen nordiſchen Löwen Alles gelingen“ [60]).

Die Lage des Hauſes Oeſtreich ſchien die größten Veränderungen zu erleichtern. Böhmen, ſagt Khevenhiller [61]), war außer Budweis von den Rebellen eingenommen, Ungarn überzog Bethlen Gabor, die Ober- und Unteröſtreicher wollten nicht huldigen und zogen mit Hülfe der Böhmen vor Wien, ihren Erbherrn zu belagern. Die Erblande hielten mit den Rebellen zuſammen, in ſeiner Burg war Erzherzog Ferdinand nicht ſicher, ſein Einkommen hatten die Gegner inne und führten damit Krieg, die Neutralen fingen an zu wanken, die Treuen den Muth zu verlieren.

In dieſer Bedrängniß zog Graf Thurn, der Führer der empörten Böhmen, gegen Wien (Ende April), wo eine heftige proteſtantiſche Parthei den Erzherzog hart bedrängte und das Kriegsvolk, wie Khevenhiller ſagt, unwillig, gegen den Feind zu gering und ohne Sold und Eſſen war. Die Größe des Hauſes Habsburg hing an einem Haar, ohne Ferdinands feſten Sinn, ohne das unkluge Zaudern Thurns, das dem Grafen Dampierre noch Zeit ließ, eine kleine Macht in die bedrängte Stadt zu werfen [62]). Auch jetzt war Wien immer noch gefährdet, aber Mansfelds Niederlage bei Cremau zwang den böhmiſchen Grafen, ſich nach Prag zurückzuwenden, und Ferdinand war für den Augenblick gerettet.

Die Wichtigkeit des Momentes gab der bevorſtehenden Kaiſerwahl eine erhöhte Bedeutung. Es ſchien, als ſollte die Krone dem Hauſe Habsburg diesmal wirklich entwunden werden, und die Staatsmänner der Union ſahen die Leitung der Wahl bereits in ihren Händen. Der Reichsvicar, Kurfürſt Friedrich V., erließ eine eigne Proclamation [63]), voll freundlicher Verſiche-

60) Vgl. die woldenkwürdige Weiſſagung von Joh. Capiſtrano. 1619. 4.
61) Annal. Ferdin. IX. 336.
62) S. Khevenh. IX. 336. 398.
63) Londorp I. 573.

rungen und mit ſo unzweideutigem Hinweiſen auf die Verwicklungen der Zeit, daß man das Beſtreben der pfälziſchen Politik, die leitende Rolle jetzt ſelbſt zu übernehmen, nicht mehr bezweifeln konnte. Einen ſolchen Gedanken durchzuführen, dazu ſchienen die Verhältniſſe der Zeit gleichſam aufzufordern; aber Friedrich V. war weder durch ſeine Perſon noch durch ſeine Stellung berufen, den Entſcheidungskampf gegen die hierarchiſchen Formen des alten Reiches auszukämpfen. Es beherrſchte ihn nicht der Ehrgeiz großer Naturen, der die Länge des begonnenen Kampfs und die Stärke der Waffen mit gleich feſtem Maßſtabe ausmißt, ſondern es belebte ihn zum Theil die kleine Ambition, die ſeine diplomatiſchen Mentors in ihm groß gezogen hatten, zum Theil der Glaube, den ſeine kirchliche Erziehung und Umgebung in ihm nährte, er ſey berufen und befähigt, für die proteſtantiſche Sache die entſcheidende Lanze zu brechen. Er hatte bis jetzt im Leben mehr geſpielt und getändelt, als gedacht oder gehandelt; drum war es um ſo ſchlimmer, wenn eine politiſche Intrigue den mit vielen Tugenden eines Privatmannes ausgeſtatteten Fürſten in eine Verwicklung hineindrängte, der er unterliegen mußte.

Ferdinand von Steyermark, dem in dieſer peinlichen Lage die Aufgabe geworden war, den ererbten Beſitz ſeines Hauſes nicht ſinken zu laſſen, hatte eine ernſtere Schule durchgemacht; die angeborne Beſtimmtheit und Energie ſeines Weſens war von ſeinen jeſuitiſchen Erziehern ſo ausgebildet worden, daß die ſchroffe, unduldſame, katholiſche Richtung an ihm den treueſten und unerſchütterlichſten Verfechter gewann. Neben ihm ſtand Maximilian von Bayern, bei ähnlichen Charakteranlagen ähnlich erzogen; ſeiner politiſchen Betrachtung waren die entſcheidenden Verhältniſſe der Zeit nicht entgangen[64]) Sein Einfluß war es, der auf allen Seiten den Beſtrebungen der proteſtantiſchen

64) Schon im April 1619 hatte ſein Geſandter Preyſing mit Ferdinand über die Lage der Dinge verhandelt. S. Aretin Bayerns ausw. Verh. II. 38.

Union entgegenwirkte; der Pabſt, Spanien, die deutſchen Katholiken wurden in Bewegung geſetzt, und es gelang ihm, die Trümmer der Liga zu neuem Leben zu rufen. Während die öſtreichiſche Macht unterzugehen ſchien, die Politiker der Union bereits die Ländertheilung verhandelten, hatte der bayriſche Herzog ſich die Hülfsmittel zu einem politiſchen Einfluſſe geſammelt, der die kaiſerliche und die Unionspolitik in gleichem Grade bewältigen ſollte.

Drum hing jetzt ſo Vieles von dem Wahltage ab; das fühlten alle verſchiedenen Partheien. Die Directoren der böhmiſchen Regierung hatten (1. Juni) an Kurſachſen ein Schreiben erlaſſen[65]), das gegen die Zulaſſung Ferdinands zum Wahlcollegium proteſtirte; ſeine angebliche böhmiſche Kurſtimme ſey uſurpirt, ſein Wahlrecht ungültig. Während Sachſen die Proteſtation an das Kurcollegium verwies, fand die böhmiſche Erklärung natürlich an Kurpfalz einen warmen Fürſprecher. Man ſollte, ſchrieb Friedrich V. ſeinen Collegen, wenigſtens den Wahltag aufſchieben; die kriegeriſchen Verhältniſſe des Augenblicks, die Revolution in Böhmen, das beſtrittene Recht Ferdinands veranlaſſe zu der Betrachtung, ob eine ſo ſchnelle Wahl nicht fürwitzig ſey. Dieſe Vorſtellung hatte keinen größern Erfolg, als die Bemühungen des Landgrafen von Heſſen und eine Eingabe der Böhmen an Kurmainz und an das Kurcollegium hatten; gleichzeitig war auch auf der andern Seite ein Vermittlungsverſuch der Kurfürſten zwiſchen den Böhmen und Ferdinand unglücklich ausgefallen. Einen Augenblick ſcheint Sachſen geſchwankt zu haben, ob die Wahl nicht aufzuſchieben ſey bis zur Beilegung der böhmiſchen Händel; wenigſtens ſchrieb Camerarius an Chriſtian von Anhalt[66]): „Gott gebe, daß ſie bei dieſer Reſolution beharren, ſo würde die Wahl noch wohl ein Weil differirt bleiben.“ Bald war aber die Hoffnung wieder entſchwunden, und man ſchrieb es dem engliſchen Einfluſſe zu,

65) Londorp I. 657.
66) Londorp I. 697.

daß Sachſen ſpäter bei der Kaiſerwahl auf die Bahn der legitimen und monarchiſchen Politik zurückkehrte, ſtatt, wie Pfalz that, die demokratiſche Sache der revolutionären Böhmen zu vertheidigen.

Die pfälziſchen Staatsmänner waren indeſſen nicht müßig geweſen; Chriſtian von Anhalt, Camerarius, Dohna waren die Lenker, der junge Kurfürſt die Figur, welche man vorſchob. Unter allen proteſtantiſchen Fürſten war ein Einziger, der den Gedanken einer großen proteſtantiſchen Schilderhebung, einer Vernichtung der habsburgiſchen und papiſtiſchen Macht in Deutſchland mit Ernſt überdacht hatte; das war Landgraf Moriz von Heſſen. Er allein beſaß auch dazu die geiſtigen Mittel; ſeine Bildung, ſeine ſtaatsmänniſche und diplomatiſche Erfahrung, ſeine Charakterenergie erhoben ihn über die Maſſe hinweg. Mit ihm hatte L. Camerarius ſchon im Frühjahr eine Zuſammenkunft gehabt, und ſeitdem war er bei ſeinen Nachbarn mit aller Rührigkeit und Nachdruck für die gemeinſame Sache thätig [67]). „Die Union reiche nicht hin für die Entſcheidung; man müſſe einen Generalconvent aller Proteſtanten veranlaſſen; die Lauen und Zweideutigen könnten dann nicht umhin beizutreten". Kurpfalz wollte ſoweit nicht gehen; ein Unionstag ſey hinreichend und für die Lage des Augenblicks geeigneter als die längere Verzögerung, die aus einer allgemeinen Verſammlung entſpringen müſſe [68]). Der Vorſchlag des Landgrafen ward ſelbſt nach wiederholter dringender Vorſtellung abgewieſen und man ſchlug den unglückſeligen Weg einer halben Politik ein. Man wollte das Größte und Gefährlichſte erſtreben und fühlte doch nicht den Muth, die großen und gefährlichen Wege dazu zu betreten.

Der Unionstag kam (Juni) zu Heilbronn zuſammen. Wie da eine böhmiſche Geſandtſchaft erſchien, konnte man ſich nicht dazu bringen, ſie abzuweiſen, und fühlte doch auch nicht Muth genug, ſie offen und kraftvoll zu unterſtützen. Man bürgte für

---

67) Vgl. Rommel Geſch. von Heſſen. VII. 351.

68) Londorp I. 695.

ein Geldanlehen, man ſagte den Böhmen „freundliche Correſpondenz“ zu, aber man wagte nicht, ein entſchiedenes Zeichen des Bruches mit Ferdinand zu geben. Doch ſetzte Moriz von Heſſen es durch, daß man ſich zu einem Generalconvente entſchloß; es ſollte derſelbe am 22. Aug. zu Mühlhauſen ſtattfinden, und außer den deutſchen Proteſtanten auch die Böhmen, Schweiz, Holland, England, Dänemark und Schweden eingeladen werden.

Noch Manches hatte der Landgraf mit Friedrich V. zu verhandeln; er hatte deßhalb mit ihm eine Zuſammenkunft zu Mannheim (Juni). Dort drang Moriz abermals auf die Bildung eines großen und kraftvollen Widerſtandes; man müſſe deßhalb auf jede Weiſe den Wahltag verſchieben und den Generalconvent beſchleunigen. Beide Fürſten verſtanden ſich aber nur wenig; Charakter und geiſtige Kräfte waren zu verſchieden, als daß der junge Friedrich ſich mit dem gereiften, männlichen Landgrafen hätte vereinigen können. Man ſchied, eher in Entfremdung, als genähert [69]). Während nun Moriz ſeine Plane eifrigſt verfolgte, war Friedrich V. dem ungewiſſen Schwanken einer Politik ohne Princip und Beſtimmtheit preisgegeben. Bald dachte er daran, dem Herzog von Bayern die deutſche Krone zuzuwenden, bald regte ſich in ihm ſelbſt das Gelüſt nach der böhmiſchen Königskrone; hier ſcheute er ſich, die entſchiedene Bahn des Landgrafen von Heſſen zu betreten, dort that er Schritte, die ihn mehr als alles andre compromittiren mußten. Moriz warb für den großen Generalconvent; Kurpfalz verlangte auf einmal einen Aufſchub und meinte, ein Unionstag ſey wichtiger als Alles (Anf. Aug.) [70]). So verſtrich mit Reden und Schreiben die koſtbare Zeit.

Da der Wahltag nicht mehr ferne war, mußte die pfälziſche Politik ſich eilen, wenn etwas geſchehen ſollte. Es lag ihr vor

---

69) S. die Briefe bei Londorp I. 696. 697, worin ſich Camerarius bitter über den Landgrafen beklagt.

70) Noch am 26. Juli hatte noch Camerarius die hervorragende Wichtigkeit des Generalconvents anerkannt. S. Londorp I. 698.

Allem daran, Ferdinand von Steyermark, den gefürchteten Jeſuitenfreund, den gewaltſamen Bekehrer ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen, um jeden Preis von der Krone ferne zu halten; aber einen Gegencandidaten finden, war ſchwerer als man dachte [71]. Schon früher war man mit Savoyen in Unterhandlung getreten und es ward ein umfaſſender Plan entworfen, wie man Oeſtreich ſtürzen, Carl Emanuel von Savoyen zum deutſchen Kaiſer wählen, die geiſtlichen Kurfürſtenthümer theilen und die böhmiſche Krone an Kurpfalz bringen wolle. Friedrich V. hatte ſich gerade mit Chriſtian von Anhalt und Joachim Ernſt von Brandenburg zu Crailsheim über die Verhandlungen beſprochen, als die Nachricht von des Kaiſers Tod anlangte [72]; man gab die Unterhandlungen nicht auf, aber man näherte ſich mehr Bayern. Friedrich ſelbſt trat mit dem Herzog, Camerarius mit deſſen Diplomaten in Correſpondenz, und im Mai ward ſogar ein pfälziſcher Geſandter, Dietrich von Schönberg, deßwegen nach München geſchickt. Dort zog man zwar die Sache in Ueberlegung, aber nur um den Antrag abzulehnen; war ja doch zu derſelben Zeit Maximilian mit Ferdinand von Steyermark bereits in enger Verbindung [73]) und für die Vereinigung aller katholiſchen Kräfte unermüdlich thätig geweſen.

So mußte man denn an einen andern Ausweg denken. Vom fünften bis achten Juli beriethen ſich die pfälziſchen Staatsmänner, was jetzt zu thun ſey; der Kurfürſt ſelbſt, der Graf Solms, der Kanzler von der Grün, Camerarius und Pleſſen nahmen daran Theil [74]). Man ſchwankte zwiſchen drei Auswegen. Sollte man entweder geradezu den Andern beiſtimmen

71) Für das Folgende ſ. außer den gewöhnlichen Quellen beſonders Wolf Geſch. Maximilians. IV. S. 190 ff.

72) S. Friedrichs Brief bei Londorp I. 909.

73) S. Aretin Bayerns ausw. Verhält. II. 38. Das Tagebuch von Preyſing.

74) S. den geheimen Bericht in Moſers Patriot. Archiv VII 81—99. Aus der in München befindlichen hdſchr. Collect. Camerar. entnommen.

und wenn die Uebrigen Ferdinand wählten, ihm auch die pfälziſche Stimme geben? Oder ſollte man ſich auf die Wahl gar nicht einlaſſen und durch Abweſenheit ſtillſchweigend proteſtiren? Oder endlich zwar der Wahl beiwohnen, aber nur um gegen die Wahl Ferdinands zu proteſtiren? Gegen das Erſte ſprachen die Beſorgniſſe, die man vor Ferdinands Perſönlichkeit hegte; Friedrich meinte: man könne das Gewiſſens- und der Poſterität halber nicht thun. Der zweite Ausweg ſchien eher zu behagen; Friedrich äußerte ſelbſt „er möcht ſich ſchier lieber abſentiren“, aber man fürchtete den ſchlimmen Eindruck, den eine ſolche Trennung auf die öffentliche Meinung machen werde. So entſchloß man ſich denn zum dritten und ſchien zu hoffen, Ferdinand werde bei der Wahl abtreten, um die freie Beſprechung über ihn nicht zu hemmen. Das Votum ſolle dahin gehen: „man wünſche ein Oberhaupt, das die Gerechtigkeit handhabe, den üblen Zuſtand heile und andre Obliegen richtig mache“; man habe ſeine Augen auf Bayern gerichtet, wolle aber den Entſchluß der Majorität nicht hindern.

Die Einwendungen, die man gegen Ferdinand vorbrachte, waren zum Theil ſehr begründet. Außerdem daß man die Erblichkeit der Krone, die Schuldenlaſt des Prätendenten fürchtete, die Verwicklung in die Türkenhändel in Ausſicht ſtellte, legte man namentlich Nachdruck auf die gefährliche Wendung, welche die böhmiſchen Händel für Deutſchland nehmen könnten, und auf Ferdinands Perſönlichkeit, deſſen einſeitig katholiſche unduldſame Richtung in dieſem Augenblicke des überreizten Partheigeiſtes nur unheilbringend wirken konnte. Die Wahl eines Proteſtanten deutete man nur an und ſchien dabei Sachſen oder Dänemark im Auge zu haben.

Inzwiſchen war die Zeit der Wahl herangekommen. Es war eine ſchlimme Vorbedeutung, daß in Böhmen gerade jetzt Alles eine ſehr extreme Wendung nahm und im Reich die beiden Partheien ſchon mit den Waffen an einander gerathen waren. Ein kleines Hülfscorps Ferdinands hatte, ohne das Geleit erhalten zu haben, durch das Gebiet des Markgrafen von Anſpach

durchziehen wollen und war von Truppen der Unirten auseinandergejagt worden; ein Zwiſchenfall, der nicht verfehlte, Aufſehen und Erbitterung zu erregen [75]).

So kam man im Juli 1619 zu Frankfurt zuſammen; Ferdinand kaum dem Angriff der Böhmen entronnen, die pfälziſche Politik durch Anhalt, Solms, Dohna, Camerarius geleitet. Nur die geiſtlichen Kurfürſten waren entſchieden für Ferdinand [76]), Sachſen und Brandenburg ſchienen mit Pfalz ganz einverſtanden, daß man vor Beendigung der böhmiſchen Händel nicht wählen dürfe. Doch war Sachſen andern Eingebungen nicht unzugänglich und Pfalz ſelbſt hatte ja ein Votum beſchloſſen, das im beſten Falle nur als eine papierne Schanze angeſehen werden konnte. Indeſſen drängte ſich in Böhmen Alles auf eine raſche Entſcheidung, zu Frankfurt ſelbſt gaben ſich in der Bürgerſchaft bedenkliche Zeichen der kirchlichen Erbitterung kund [77]), und in der nächſten Umgebung der Stadt weilte Landgraf Moriz, aufs eifrigſte bemüht, die verhängnißvolle Wahl zu hemmen oder aufzuſchieben [78]). Die Lauheit der Einen, die Rathloſigkeit der Andern machte Alles ſcheitern; Moriz gerieth außer ſich; „Schande für Deutſchland, rief er, den flüchtig geweſenen König der Böhmen zum Kaiſer anzunehmen, pfui allen denen, welche Kurfürſten und Ständen zu ſo Unverantwortlichem rathen und helfen". Noch am achten Auguſt ſchrieb er von Rödelheim aus an die Geſandten der weltlichen Kurfürſten und ſtellte ihnen dringend die unwiederbringliche Wichtigkeit des Momentes vor Augen, aber es war zu ſpät, denn bald kamen die Inſtructionen, wornach Sachſen und Brandenburg von der Oppoſition ganz zurücktrat [79]). Jetzt war das ganze ſchwierige Ge-

75) Londorp I. 690 ff. 911.

76) S. Moſer Patr. Archiv VII. 103.

77) Ebendaſ. S. 107.

78) Rommel VII. 363 f.

79) Ueber die Berathungen, die indeſſen zu Dresden ſtattgefunden, vgl. Müller Forſchungen auf dem Gebiet der Geſch. III. 233 ff. Auch Dohna war während der Zeit zu Dresden geweſen.

ſchäft auf die ſchwachen Schultern der pfälziſchen Politiker gewälzt.

Die böhmiſchen Geſandten, welche gegen Ferdinands Wahlſtimme proteſtirt hatten, waren zurückgewieſen worden; Ferdinand dagegen zugelaſſen. So wählte man am $\frac{18}{28}$. Auguſt. Trier und Cöln zuerſt befragt, erklärten ſich für Ferdinand; dann las der pfälziſche Geſandte, Graf Solms, eine Erklärung ſeines Kurfürſten vor, die mit jenem früher gefaßten Beſchluſſe übereinſtimmte [80]). Friedrich V. legte vor Allem Verwahrung für das freie Wahlrecht ein, nannte auch als taugliche Bewerber, Dänemark, Sachſen, die öſtreichiſchen Erzherzoge, Bayern und Savoyen. „Weil ich aber, fuhr er fort, ein Oberhaupt wünſche, unter welchem gleichmäßig Recht und Gerechtigkeit verwaltet, dem gegenwärtigen übeln Zuſtand im Reich abgeholfen und das Reich nicht in fremde Kriege verwickelt werden möge, ſo habe ich meine Gedanken auf den Herzog von Bayern gewandt, als einen erfahrnen, verſtändigen und friedfertigen Fürſten, der ſein Land in friedlichem Zuſtand hat und in keinen Krieg verwickelt iſt“. Doch habe ich, ſchloß die Erklärung, keine „widrige Affection“ gegen Oeſtreich und ſollte die Mehrheit auf Ferdinand fallen, „ſo habe ich keine Urſache es einem zu mißgönnen, ſondern gedenke mich auf ſolchen Fall aller Gebür zu bezeugen“. Hierauf ſtimmten Sachſen und Brandenburg für Ferdinand, und dieſer erklärte, die Wahl mit Dank annehmen zu wollen. Jetzt fügte ſich auch die pfälziſche Stimme der Majorität; das war das ganze Reſultat aller der Verhandlungen und Schreibereien, womit die pfälziſchen Diplomaten ſeit ſechs Monaten die Welt erfüllt hatten.

Das Kurcollegium that mit dieſer Wahl einen entſcheidenden, verhängnißvollen Schritt, deſſen ganzes Gewicht von ihm nicht erwogen worden iſt. Nicht nur, daß der neue König eine gefährliche Revolution in ſeinen Erblanden dem Reich als Mitgift brachte, es lagen auch in ſeiner Perſon Hinderniſſe genug,

---

80) Moſer VII. 99–102.

die aufforderten, bedächtig zu Werke zu gehen. Die frühern Vorgänge, die Erziehung, die kirchliche Geſinnung des neuen Reichsoberhaupts waren ſo beſchaffen, daß es ein ſehr gefährlicher Verſuch war, ihn in einem Augenblick, wo die Erbitterung der Partheien aufs höchſte ſtieg, an die Spitze des Reichs zu ſtellen. Einen Katholiken konnte man wählen; ob aber einen Mann, der treuer Jeſuitenzögling war und als Partheihaupt der katholiſchen Ultras gelten konnte, das war eine ganz andere Frage.

Von wie Wenigem ſcheinen oft die Geſchicke der Menſchen abzuhängen; oft ſind es nur Momente, an die ſich eine welthiſtoriſche Verwicklung mit allen ihren Folgen anknüpft. So war auch die Wahl Ferdinands **II.** kaum geſchehen, als ſich ein Gerücht verbreitete, welches, ein Paar Stunden früher bekannt, die Kaiſerwahl mindeſtens aufgeſchoben hätte. Wie die Wahl geſchehen war, verbreitete ſich das Gerücht, die Böhmen hätten den pfälziſchen Kurfürſten zu ihrem König gewählt.

In der That waren dort indeſſen die Sachen zur Entſcheidung gekommen, und auf die ſchriftlichen Verhandlungen über die gegenſeitigen Rechte, in denen ſich Ferdinand und die böhmiſche Revolution bis jetzt bewegt hatten, waren bedeutungsvolle Ereigniſſe gefolgt. Man hatte die losgeriſſenen Provinzen durch eine Unionsverfaſſung vereinigt [81]), Grundgeſetze für den neuen Staat entworfen und den König Ferdinand förmlich abgeſetzt. Es handelte ſich nun um die Wahl eines Nachfolgers, und zwar in demſelben Augenblicke, wo man zu Frankfurt ſich in ähnlicher Verlegenheit wegen der Wahl eines Reichsoberhauptes befand. Nun war zu Prag von dem Herzog von Savoyen, aber nur vorübergehend, als Candidaten die Rede; auch von dem König von Dänemark ſprach man, kam aber bald wieder von ihm ab, „weil er ein Herr ſey, der nach einem abſoluten imperio ſtrebe"; ſo blieb man denn zuletzt bei den Häuptern der beiden proteſtantiſchen Richtungen in Deutſchland ſtehen, bei Kurſachſen und Kur-

81) Londorp I. 635—643.

pfalz. Für Johann Georg von Sachſen ſprach, weniger ſeiner Perſon, als ſeiner Stellung wegen, manches Günſtige und ein Theil der Ariſtokratie, die Grafen von Schlick, Budowiz, Ruppa, war eifrig für ihn thätig; aber man fürchtete theils ſeine überlegene Macht und ſeine lutheriſche Beſchränktheit, theils war er ſelbſt wenig geneigt, ſich für die böhmiſchen Händel zu intereſſiren. So hatten denn die pfälziſchen Diplomaten freies Spiel. Schon im April war Achatius von Dohna in Prag angekommen, hatte die Stimmung der Einflußreicheren ausgekundſchaftet und war zum Aerger des ſächſiſchen Agenten ziemlich unverblümt mit ſeiner Bewerbung herausgerückt [82]). Dohna gehörte zu der diplomatiſchen Schule, die Anhalt und Camerarius anführten; ſie drängten den Pfalzgrafen zu einem kühnen, entſcheidenden Schritt, vor dem er ſelbſt in ruhigen Momenten zurückbebte. So wandte ſich allmählig die Stimmung ganz zu Günſten des pfälziſchen Kurfürſten; am $\frac{16}{26}$ten Auguſt kam man in der Landſtube zu Prag zur Wahl zuſammen. Von den Directoren gaben vier ihre Stimmen dem Kurfürſten von Sachſen, zwölf fielen auf den Pfalzgrafen; vom Ritterſtand ſtimmten Alle, bis auf zwei, für ihn, die bürgerlichen Deputirten wählten ihn einſtimmig. Die wenigen Stimmen der ſächſiſchen Parthei hatten nochmals ihren Candidaten empfohlen; aber die Andern hoben den Pfalzgrafen hervor, rühmten, „daß er ein ſehr vernünftiger, ſittſamer Herr von großen Qualitäten, auch unterſchiedlicher Sprachen kundig ſey; daß er ein mächtiges, wohl abgerichtetes Volk habe und mit großen Mächten des Auslands, England, Holland und der Schweiz im Bunde ſtehe". So ward Friedrich zum König von Böhmen gewählt; ein feierlicher Gottesdienſt, das Geläute aller Glocken und kriegeriſche Salven verkündigten das bedeutungsvolle Ereigniß.

Das war die große Neuigkeit, die am Abend des Wahltages ſich als Gerücht in Frankfurt verbreitete. Wie ganz an=

82) S. die Berichte in Müllers Forſchungen III. 208 f.

ders war die Sache aber jetzt geworden; Friedrich V., wenn er die Wahl annahm, ſtand im Kampfe um das zweifelhafte Recht der böhmiſchen Krone nicht mehr dem Erzherzog von Oeſtreich als Rival gegenüber, ſondern es war der von ihm ſelbſt gewählte Kaiſer, mit dem er den Streit um den Thron in Böhmen durchzumachen hatte. Ferdinand hatte durch das Wahlreſultat vom 28. Auguſt einen Vorſprung erreicht, der für Friedrichs böhmiſche und pfälziſche Exiſtenz gefährlich werden konnte.

§. 5.

Friedrich V., König von Böhmen, bis zur Schlacht auf dem weißen Berge (8. Nov. 1620).

So raſch hatte die Entſcheidung Niemand erwartet. Noch am 25. Auguſt hatte die katholiſche Parthei unter dem Vorſitze Bayerns einen Bundestag zu Eichſtädt gehalten; es war zwar dort für den Fall, daß die Union ſich für Böhmen erkläre, eine Bewaffnung der katholiſchen Mächte beſchloſſen worden, allein Keiner der Anweſenden hielt es für wahrſcheinlich, daß Ferdinand in Böhmen ſo ſchnell einen Nachfolger erhalten würde [83]. Auch die zu Frankfurt verſammelten Wähler waren überraſcht und erſchreckt; ſie richteten ſogleich an den pfälziſchen Kurfürſten ein abmahnendes Schreiben, worin das Gefährliche der Annahme ernſt und dringend dargeſtellt war [84]. „Was Ew. Liebden", hieß es ahnungsvoll in dieſem Schreiben, „werden zu verhoffen haben, das dürfte der Ausgang vielleicht zu ſpät lehren; ja es iſt zu beſorgen, daß wir den Ausgang dieſes blutigen Kriegs nicht mehr erleben werden, ſondern Ew. Liebden den jungen Herrſchaften einen mächtigeren Feind und ſehr ſchweren Krieg verlaſſen möchten".

Friedrich ſelbſt war durch die Politik ſeiner Rathgeber in eine Verwicklung geſtürzt worden, die er zu entwirren nicht die

---

83) S. Wolf Geſch. Maximilians IV. 233 ff.
84) S. Londorp I. 718.

Kraft beſaß; das begriff er ſelbſt mit beklommenem Gefühl, als die Entſcheidung gekommen war. „Ich hätte nimmermehr gemeint, daß es ſo weit kommen würde“, hatte er bei der Abſetzung Ferdinands gerufen, „Gott! wenn die Böhmen mich erwählten, was wollte ich da thun?“ [85]) Solche Aeußerungen bezeichnen ihn ſelbſt und ſein Schwanken am beſten; er ließ ſeinen Agenten in Prag für die Erwählung thätig ſeyn und war doch über die Kühnheit ſeines eignen Wagniſſes betroffen, als die verhängnißvolle Wahl geſchehen war. Er war zur Zeit der frankfurter Kaiſerwahl nach Amberg gegangen; dorthin kamen die Berichte des pfälziſchen Diplomaten in Prag; ſie ließen den Ausgang, wie er nachher erfolgt iſt, ziemlich ſicher ahnen. Man war in Amberg auf die Entſcheidung gefaßt und Chriſtoph von Dohna war bereits nach England abgegangen, um dort die Stimmung zu ſondiren, aber ſo ſchnell hatte man die Wahl doch nicht erwartet, kaum gewünſcht. Der Markgraf Joachim Ernſt und Chriſtian von Anhalt waren gerade bei Friedrich V., als die Nachricht ankam; es wollte keine rechte Freude auftauchen, die Stimmung war eher gedrückt und beklommen. Ueber ein Glückwünſchungsſchreiben war das Dintenfaß geſchüttet worden; der Kurfürſt zeigte es dem Fürſten von Anhalt mit bedenklichen Mienen; es bedeutet wohl, meinte der, daß das Ganze ohne Trübſal nicht abgehen kann, man kann aber die Schrift noch wohl leſen. Es wollte aber kein rechtes Vertrauen bei dem Kurfürſten einkehren; Anhalt munterte ihn auf; „Ew. Liebden“, ſagte er, „ſetzen ſich nur in den Stuhl; wer wird Dieſelben ſo bald wieder heraustreiben“.

Das erſte, was geſchah, war die Berufung der Unirten. Am $\frac{2}{12}$ September kamen ſie zu Rotenburg a. d. T. zuſammen; aber auch ſie waren überraſcht und in ihren Anſichten ſehr getheilt. Während Baden, Anſpach und Anhalt es für eine Pflicht des proteſtantiſchen Kurfürſten erklärten, ſich der Sache anzunehmen, regten ſich bei Würtemberg eine Menge kirchlicher und

85) Geheimer Bericht bei Moſer VII. 41.

politiſcher Bedenken. Moriz von Heſſen hob mit Recht hervor [86]), daß man durch die Politik der letzten Zeiten ſich ſelbſt gebunden habe; Kurpfalz hatte ja auf dem frankfurter Wahltag Ferdinands böhmiſche Kurſtimme anerkannt, ihn als Kaiſer begrüßt und kam doch jetzt in die Lage, ihm nach der böhmiſchen Krone zu greifen und zugleich gegen den gewählten Kaiſer den Schild zu erheben. Während man berieth, kam eine officielle Botſchaft aus Böhmen, welche die Wahl officiell verkündigte; das ſcheint auf Friedrich Eindruck gemacht zu haben. Er ging nach Heidelberg, um dort mit ſeinen politiſchen Rathgebern, denen er die Sache nach Frankfurt gemeldet hatte, den entſcheidenden Schritt in Erwägung zu ziehen [87]).

In Heidelberg traf er das Gutachten ſeiner Räthe; ſie führten vierzehn Punkte dagegen, nur ſechs für die Annahme an. Als Gegengründe hoben ſie hervor, daß Friedrich ſelbſt den König Ferdinand anerkannt habe; jedenfalls ſei er auch (durch oberpfälziſche Beſitzungen) ein Vaſall Böhmens und könne ſich nicht ohne Felonie den Lehensverbindlichkeiten entziehen. Auch ſei es ohne Beiſpiel und müſſe die Katholiken ernſtlich beſorgt machen, wenn Kurpfalz durch Annahme der böhmiſchen Krone zwei Kurſtimmen vereinige; es würde eine gefährliche Reaction und eine Vereinigung erfolgen, gegen die Friedrich nicht ſtark genug ſei, ſeine Erblande und Böhmen zugleich zu beſchützen. Des Neuburgers Wolfgang Wilhelms Gelüſte nach der Kur (an Bayern dachte man nicht!) könnten dann befriedigt werden. Die Koſten würden ſo bedeutend ſeyn, daß die Pfalz verarmen und Böhmen unfähig ſeyn würde, nach langer Erſchöpfung auch noch dieſen Krieg auszuhalten. Böhmen ſelbſt ſei zudem ein Wahlreich, für Friedrichs Familie alſo ohne ſichere Ausſicht, während er doch ſelbſt die Ruhe ſeines Lebens dafür aufs Spiel ſetze; denn in Böhmen werde man auf die pfälziſche Macht rechnen und die pfälziſche Macht werde an den deutſchen Lutheranern,

86) Rommel VII. 369. 370.
87) Moſer VII. 109 ff.

namentlich Sachſen, wenig guten Willen, geſchweige denn Hülfe und Freundſchaft finden. Auf Frankreich, Lothringen, Savoyen ſei nicht zu rechnen; von der Hülfe der Unirten werde der Kurfürſt ſelber wiſſen, was zu hoffen ſei. Das ſei aber um ſo mehr zu bedenken, als ein allgemeiner Religionskrieg zu beſorgen ſtehe; wenn vier proteſtantiſche Kurſtimmen im Reiche ſeien, würde man meinen, er wolle auch die Kaiſerkrone erringen, und das würde alle Katholiken in Bewegung bringen.

Auf der andern Seite freilich, ſo lauteten ihre Gründe für die Annahme, ſeien die Länder, die zur böhmiſchen Krone gehörten, ein herrlicher Beſitz, den Friedrich nicht ſo ohne weiteres von ſich weiſen dürfe. Mit Englands und Hollands Hülfe ſeien vielleicht die Hinderniſſe zu überwinden; auch Dänemark, Venedig, die Schweiz, Brandenburg, die Proteſtanten in Frankreich dürfe man wohl etwas in Rechnung bringen. Zudem dürfe man die Böhmen in ihrer kirchlichen Gefährdung nicht ohne Hülfe laſſen; könnte eine andere Macht, z. B. Siebenbürgen oder gar die Türkei, ſich der Umſtände bemächtigen und dadurch auf die Pfalz eine ſchwere Verantwortlichkeit gewälzt werden. Nach Allem, ſo ſchließt das Gutachten, könne der Kurfürſt ſich noch nicht beſtimmt für oder gegen entſcheiden, ſondern man müſſe den Rath von England, Holland und anderer befreundeten Mächte abwarten.

Nur einer der Räthe, Meinhard von Schönberg, war für unbedingte Annahme; die Uebrigen, Johann von Naſſau, Albrecht von Solms, von der Grün, Camerarius, Pleſſen, waren, wie das Gutachten zeigt, in der Verlegenheit, dem Kurfürſten nicht geradezu abrathen zu wollen, während ſie doch ihr geſunder Sinn auf das ganze gefährliche Wageſtück, das die Annahme enthielt, hinweiſen mußte. Vollrad von Pleſſen ſchlug vor, die Böhmen ſollten aufgefordert werden, die Verträge mitzutheilen, die zwiſchen ihnen und Oeſterreich beſtänden; Achatius von Dohna, der auch den Auftrag dazu erhielt, ſcheint ſich aber mit der Ausführung nicht beſonders beeilt zu haben. Friedrich ſelbſt war noch immer ſchwankend; noch am erſten Oktober, als die endliche

Entſcheidung ſehr nahe gerückt war, ſchrieb er an den Landgrafen Moritz in der unſichern, zweifelhaften Weiſe, die ihn bei ſeinen wichtigſten Entſchlüſſen begleitete.

An Abmahnungen anderer Art fehlte es nicht; wenn ſelbſt die politiſchen Leiter des bisherigen Syſtems ſo bedenklich, ſo ſcheu ſich äußerten, wie jenes Gutachten that, was mußten erſt die Andern thun, die von Anfang an dem ganzen Treiben mit Beſorgniß und Abneigung zugeſehen hatten. Eine der bedeutſamſten Warnungen, wenn ſie Friedrich zu benutzen verſtand, war die Maximilians von Bayern; mit ihm war der Pfalzgraf fortwährend im Briefwechſel geblieben über die böhmiſchen Händel [88]); Friedrich hatte den Rath des „hochverſtändigen und allenthalben reſpectirten" Regenten gern gehört, und Maximilian hatte ihm zurückhaltend aber freundlich geantwortet. So war auch jetzt (22. Auguſt) der Graf von Solms von Amberg aus nach München geſchickt worden, theils um über die Rüſtungen der Union beruhigende Erklärung zu geben, theils um Maximilians Meinung über die böhmiſche Angelegenheit zu hören. In der Antwort, die Maximilian, von dem pfälziſchen Diplomaten befragt, ſchriftlich eingab [90]), rieth er ſeinem jungen Verwandten offen ab. Er wies ihn auf die Gefahr hin, welche ſeinem eignen Haus dadurch erwachſe, auf die bedenkliche Stimmung, welche durch die revolutionären Schritte Böhmens an allen monarchiſchen Höfen erregt werden müßte, und auf die Rechtsgründe, womit Ferdinand ſeinen Beſitz der böhmiſchen Krone vertheidige. Ferdinand, fügte Maximilian hinzu, werde vielleicht mit mehr Erfolg als Matthias die böhmiſchen Händel beilegen, jedenfalls ſich die Krone nicht ohne Kampf entziehen laſſen.

Friedrichs Antwort, 26. Sept. (6. Okt.), erkennt zwar die Offenheit des bayriſchen Fürſten dankbar an, läßt aber doch den Wunſch nach der Krone durchblicken; wenigſtens glaubte der

---

88) Londorp I. 909 ff.

89) Londorp I. 912.

90) Londorp I. 912—916.

Pfalzgraf in der ganzen Conſtellation „die ſonderbare Vorſehung Gottes“ ſehen zu dürfen. Eine wiederholte Abmahnung Maximilians, die er durch einen eignen Geſandten anbringen ließ [91]), war eben ſo fruchtlos, Friedrich war da ſchon feſt entſchloſſen, ſich ſelbſt, ſein Land und ſein Haus in das ſchwankende ſturmumbrauste Fahrzeug der böhmiſchen Krone einzuſetzen. Sein Brief vom 17. Okt. (n. St.) meldete dem bayriſchen Herzog den feſten Willen, die Krone anzunehmen und bat zugleich um Maximilians Neutralität. Natürlich lehnte das der Führer der Liga ab (26. Okt.), und das letzte ſchwache Band zwiſchen den beiden Linien des Hauſes Wittelsbach war von nun an zerriſſen; ſtatt durch Eintracht ſtark zu ſeyn, machten ſie jetzt durch gegenſeitige Vernichtung Andere groß.

Friedrich V. hatte ſich zu tief eingelaſſen; ſtatt den erſten politiſchen Fehler durch einen vorſichtigen Rückzug gut zu machen, beging er einen zweiten viel größeren; er begann einen Kampf mit den Grundfeſten der alten Reichshierarchie, geſtützt auf das dünne, zerbrechliche Königsſcepter Böhmens, das leider kein Zauberſtab war, unbekannte Kräfte, Geld und Armeen aus der Erde zu entlocken. Den koſtbaren Moment zur Erhebung der proteſtantiſchen Sache — vor der Kaiſerwahl, hatte man verſäumt; was jetzt weiter geſchah, konnte nur tiefer verſtricken, nicht aber das verſchlungene Netz, worin ſich die pfälziſche Politik verfangen, glücklich löſen.

Man hat oft und viel darüber geſtritten, wer den unglücklichen Pfalzgrafen zu dem verhängnißvollen Entſchluß beſtimmt; man ſchien vorauszuſetzen, daß Friedrichs unſicheres, ſcheues Schwanken jedenfalls eines lenkenden Einfluſſes bedurfte. Gewöhnlich hat man ſeine Gemahlin beſchuldigt, vergaß aber, daß ihre Neigung mehr auf harmloſe Tändelei und glänzende Vergnügungen ging, als auf hochfliegende Entwürfe des Ehrgeizes [92]). Als Friedrich mit ihr früher ſich brieflich über die

---

91) Wolf IV. S. 266.

92) Ein gewichtiges Zeugniß gibt Eliſabeths Enkelin, Eliſabeth Charlotte von Orleans; ſie ſagt (Briefe herausg. von Menzel S. 287): Die

Sache beſprach (ſie war in Amberg), ſo antwortete ſie: „weil Gott Alles dirigirt und ſo geſchickt hätte, ſo ſtelle ſie ihm anheim, ob er die Krone anzunehmen für rathſam finde; ſie ſey dann bereit, dem göttlichen Berufe zu folgen und dabei zu leiden, was Gott verordnen würde, ja auch auf den Nothfall ihre Kleinodien und was ſie ſonſt in der Welt hätte, zu verſetzen.“

Entſchieden haben dagegen auf Friedrichs Entſchluß der Prinz Moriz von Oranien und der Herzog von Bouillon eingewirkt; diplomatiſche Abenteurer, wie Chriſtian von Anhalt, Dohna, Schönberg, vielleicht auch Camerarius waren ihre Organe, und auch die theologiſchen Eiferer, wie Scultetus, mögen nicht unthätig geblieben ſeyn [93]). Doch ſchwankte Friedrich lange; noch ganz kurz vor der Entſcheidung (Anf. Okt.) ſchrieb er an Moriz von Heſſen, er ſey noch nicht mit ſich im Reinen, und erſt als die Böhmen in einem dritten Schreiben auf eine entſcheidende Antwort drängten, erklärte er: er halte es für eine Sendung Gottes und in deſſen Namen nehme er die Sache an.

Es ſind wenig Entſchlüſſe in der Geſchichte gefaßt worden, wo der Unklugheit ſo bald und ſchonungslos die Strafe gefolgt iſt. Friedrich V. eröffnete den Kampf gegen eine halbe Welt und ſeine Hülfsmittel waren ſo unbedeutend, daß er ſich kaum gegen einen Prätendenten der böhmiſchen Krone hätte behaupten können. Kurſachſen mahnte ab, Bayern und die Mehrheit der Kurfürſten ebenfalls; Brandenburg gab zwar eine ermunternde Erklärung [94]), aber wer dort die Verhältniſſe kannte, durfte darauf nur wenig Hoffnung bauen. Frankreich hatte die Politik

---

Königin hatt Kein Wordt davon gewußt und nur damahl an commœdien, Baletten undt Roman leßen gedacht. — Ueber die gewöhnliche Erzählung, Eliſabeth habe ihren Gemahl zur Annahme gedrängt, ſ. Senkenberg XXIV. 370. 371.

93) Scultetus ſpäteres Leugnen (ſ. ſeine Autobiographie in Gerdes Miscellan. Groning. VII. 2. 268) ſcheint uns ohne großes Gewicht, wenn man die nachherige unglückliche Wendung der Dinge erwägt.

94) Camerarius bei Londorp I. 862.

Heinrichs IV. verlaſſen, die Schweiz [95]) konnte im beſten Falle nur Durchzüge fremder Truppen hemmen und England, worauf man alle Entſchlüſſe gebaut, gab endlich, nachdem Friedrich V. den entſcheidenden Schritt gethan, eine geſchraubte und matte Erklärung. „Der König", hieß es, „habe noch keinen Entſchluß darüber gefaßt, verlange erſt nähern Bericht über den Stand der Dinge; er ſey zwar nicht gegen die Annahme, wolle aber auch nicht als Rathgeber dafür angeſehen werden."

Friedrich hinterließ den Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken als Regenten in der Pfalz; mit religiöſen Feierlichkeiten und Gebeten brachte er die letzten Stunden in dem Lande ſeiner Väter zu, das er fortan nur als länderloſer Flüchtling wiederſehen ſollte. Sah ihn das Volk mit gepreßten Gefühlen abziehen, ſo war ſeine Mutter, die geiſtreiche Juliane von Oranien, mit den ſchmerzlichſten Ahnungen erfüllt. Die Nachricht, daß er ſich entſchloſſen habe zur Annahme, warf ſie aufs Krankenlager; als er ſein Stammſchloß verließ, brach ſie in die verhängnißvollen Worte aus: Ach! nun zieht die Pfalz nach Böhmen!

Am 4. Oktober war Friedrich in Amberg; theils in krampfhafter Ungeduld ſuchte er die Dinge zu beſchleunigen [96]), theils mit kühnen Hoffnungen ſich ſelbſt zu betäuben. „Pfalz macht ſich die Sache ſehr leicht, ſchrieb Camerarius, und ſetzet Alles auf Gott und gute Hoffnung." Vom 6. und 8. Oktober an erfolgten die officiellen Erklärungen an die befreundeten Höfe [97]); damit war der letzte entſcheidende Wurf gefallen. Gegen Ende des Monats begab er ſich auf den Weg nach Böhmen; in Begleitung ſeiner Gemahlin, ſeines Bruders und ſeines älteſten Sohnes erwartete er zu Waldſaſſen die böhmiſchen Geſandten.

---

95) Die Aktenſtücke, welche die Verbindung mit der Schweiz betreffen, ſind neulich abgedruckt worden in dem Archiv für Schweizer. Geſchichte I. 206 ff.

96) S. den Brief bei Londorp I. 860.

97) S. Londorp I. 720. Archiv für Schweiz. Geſch. I. 216.

Graf Schlick und Wilhelm von Ruppa ſtanden an der Spitze der feierlichen Deputation ($\frac{14}{24}$. Okt.); der König und die Königin beantworteten ihre Huldigungsreden mit freundlicher und gewandter Rede [98]). Nach dem feierlichen Empfang begab man ſich zur Kirche, wo Scultetus über den herrlichen zwanzigſten Pſalm predigte [99]) und am Mittag gelobte Friedrich nochmals feierlich die Erhaltung der ſtändiſchen Privilegien in Böhmen [100]).

Am 31. Okt. zog der neue König in Prag ein; die Directoren, die Landtagsdeputirten und drei Compagnien Reiter, in blau und weiß gekleidet, waren ihm entgegengekommen, eine große Menſchenmenge in freudiger Spannung drängte ſich dem neuen König entgegen und man fand Gefallen an dem freundlichen jungen Fürſten, der ſo leicht und anmuthig und munter ſeinem neuen Berufe zuſchritt. Nachdem er im Luſtgarten, zum Stern genannt, die Mahlzeit eingenommen, bewegte ſich der Zug nach der Stadt [1]). Eine Schaar von vierhundert ausgewählten Böhmen, die ſich Ziskas Vertheidiger nannten, zog in der Kleidung der alten Huſſiten voran; böhmiſche Truppen und pfälziſche, der Hofſtaat, die böhmiſchen Herrn folgten, dann der König, die Fürſten, die mit ihm waren, und die Königin. Drei Stunden lang dauerte der Zug in die alte böhmiſche Königſtadt; Alles war in der freudigſten Bewegung und man deutete die Erſcheinungen des Tages als günſtige Vorbedeutungen. Alle Böhmen hofften auf eine neue Zeit; der berühmte Martin Opitz, damals Student in Heidelberg und als Schleſier Friedrichs Unterthan geworden, ſchrieb eine zierliche Anrede voll der ſtolzeſten Hoffnungen an ſeinen neuen Landesherrn.

Am 4. November fand die feierliche Krönung ſtatt. In der Wenceslauskapelle ward er mit dem königlichen Schmuck

---

98) Bericht eines Augenzeugen bei Londorp I. 722.

99) Sie iſt gedruckt Heid. 1619.

100) Der Revers war ſchon am 20. ausgeſtellt. Londorp I. 717.

1) Vgl. Londorp I. 725 ff. und den Processus in coronando rege Bohemiae Friderico. 1619.

bekleidet, das Läuten aller Glocken, die Speiſung des Volkes, dem man auch Münzen auswarf, verkündete den feſtlichen Moment, wo das Haus Wittelsbach den czechiſchen Thron beſtieg. Selbſt unter dieſen Feſtlichkeiten konnte man den Ernſt der Zeiten nicht ganz aus den Augen verlieren; man mußte Proklamationen und öffentliche Rechtfertigungen verbreiten, denn jetzt galt es erſt, den Beſitz der Krone gegen das Haus Habsburg zu erobern. Die Theilnahme und Liebe der prager Bevölkerung war zwar ſehr groß, aber die Hülfsmittel des Krieges, das ſah man bald ein, konnte man aus Böhmen nicht ſchöpfen [3]). Zudem befand man ſich bei Erörterung der Rechtsfrage in der eigenthümlichen Lage, daß der Mitbewerber um die böhmiſche Krone zugleich Friedrichs Oberhaupt und Kaiſer war, und dieſe ſchiefe Stellung konnte ſelbſt das geſchickte Manifeſt, das Camerarius in dieſen Tagen verfertigte, nicht verdecken. Wie verderblich ſie dem energiſchen Auftreten Friedrichs werden mußte, ſollte ſich alsbald erweiſen.

Im November fand die Verſammlung der Union zu Nürnberg ſtatt. Dort ſollte entſchieden werden, was der Convent zu Mühlhauſen hatte entſcheiden ſollen; darum waren darauf jetzt alle Hoffnungen gerichtet. Ein Aufruf an alle evangeliſchen Stände „zur Berathung über die heiligen Intereſſen, die theuer gewordene Freiheit und Religion“ ward durch die kräftige Thätigkeit des Landgrafen Moriz unterſtützt, aber beides war nicht hinreichend, dem ſchwerfälligen Gebäude der Union Leben und Aufſchwung zu geben. Die Einen machte die Annahme der böhmiſchen Krone bedenklich, Andere waren durch lutheriſche Abneigung gegen die calviniſche Pfalz gefeſſelt, und Manche von dieſen, beſonders Kurſachſen, arbeiteten dem Entwurfe der proteſtantiſchen Vereinigung geradezu entgegen. Es gelang ih-

---

2) Vgl. Oratio ad Seren. ac Potent. Principem Fridericum Regem Bohemiae. Heid. 1619. Außerdem den Triumphus bohemicus und Londorp I. 723. 861.

3) S. Camerarius bei Londorp I. 860. 861.

nen; denn ſtatt eines proteſtantiſchen Convents ſchwand das Ganze zu einem gewöhnlichen Unionstag zuſammen. Die Fürſten von Sachſen-Weimar, Brandenburg-Anſpach, Würtemberg, Heſſen-Caſſel, Baden-Durlach, Braunſchweig, die pfälziſchen Agnaten, die Ritterſchaft und die Reichsſtädte waren es, deren Vertreter gegen Ende November in Nürnberg zuſammenkamen.

Gleich im Anfang (4. Dez.) erſchien ein kaiſerlicher Geſandter, Graf Johann Georg von Zollern, um die Union in freundlich gewinnendem Ton von jeder energiſchen Thätigkeit abzumahnen. Er erſuchte die Verſammlung im Namen des Kaiſers, „die aufrichtigen und milden Erklärungen, Erbieten und den wahrhaften Bericht Seiner Kaiſerl. Maj. in guter Obacht zu halten und Ihren Worten und Verſicherungen mehr Glauben zu ſchenken, als andern widerwärtigen Vermuthungen und Informationen, inſonderheit aber ſollten ſie ſich nicht von den Böhmen oder ſonſt jemand anderem einnehmen und bewegen laſſen.“ Wenn der kaiſerliche Diplomat die Union einſchläfern und den Pfalzgrafen ſeiner Verbündeten berauben wollte, ſo war das Mittel vortrefflich; mit ſchmeichelnden Reden verhüllte er die Feindſeligkeit der Geſinnung und gab den Schläfrigen und Furchtſamen einen Vorwand, ſich in völlige Unthätigkeit zurückzuziehen.

Die Verſammlung wiederholte indeſſen dem Geſandten im Allgemeinen ihre früheren Beſchwerden und bat den Kaiſer in matter Weiſe, „Böhmen nicht weiter durch Kriegsmacht in Ungelegenheit zu ſetzen“; der Beſitz Friedrichs ward alſo anerkannt, aber in ſo demüthiger Haltung, daß das Gefühl der Schwäche ſich jedem Unbefangenen aufdrängte. Noch deutlicher zeigte dies der Abſchied [4]. „Man ſehe mit Beſorgniß, wie die Katholiken immer ſtärker rüſteten, wolle ſich daher auch in ſtarke Kriegsverfaſſung ſetzen. Noch einmal ſolle mit der katholiſchen Liga unterhandelt, auch die lutheriſchen Fürſten bearbeitet werden und den Truppendurchzügen müſſe man ſich widerſetzen;

4) Londorp I. 873 ff.

in Bezug auf Böhmen habe man dafür gehalten, daß dem ganzen evangeliſchen Weſen viel daran gelegen ſey und daſſelbe deßhalb in gute Obacht genommen werden ſolle."

Es iſt zwar ſehr wahrſcheinlich, daß man in geheimen Verabredungen über dieſen ſchwankenden und unklaren Beſchluß hinausging, allein den Gedanken eines offenſiven Verfahrens, den z. B. Badendurlach anregte, lehnte man entſchieden ab. Ein pfälziſcher Diplomat meinte ſogar, nicht einmal die gewöhnliche Unionsbeiſteuer würde zuſammenkommen, und wenn man das viele Schreiben und das unbedeutende Thun miteinander verglich, mochten dergleichen Befürchtungen wohl in Einem aufſteigen. Immer noch hatte man den Gedanken der Unterhandlung nicht aufgegeben, und an Bayern ward (2. Dez.) eine Note übergeben, voll von den friedfertigſten Verſicherungen, die halb entſchuldigend, halb bittend eine Erklärung über die bayriſchen Kriegsrüſtungen verlangte.

Maximilian legte das Schreiben der katholiſchen Liga vor, die ſich gerade um dieſe Zeit (5. Dez.) in Würzburg verſammelte; was man da entſchied, war bedeutender, als alle die Schreibereien, womit die Union ihre Zeit ausfüllte. Die ſchnelle Zurüſtung eines Heeres von 25000 Mann war das Erſte, aber nicht das Einzige; denn es gelang dem bayriſchen Herzog zugleich, alle Einzelrückſichten und Stimmungen, die ein gemeinſames Wirken erſchweren konnten, in den Hintergrund zu drängen und ſich als den Mann der Nothwendigkeit hinzuſtellen, deſſen man als unumſchränkten Führers bedurfte. Was früher unmöglich geſchienen, bot ſich jetzt von ſelbſt; mit einer viel größeren Macht, als der münchner Vertrag früher bot, drang man dem Herzog den Befehl jetzt beinahe auf. Er nahm ihn an, denn man hatte ihm Mittel gegeben, raſch und wirkſam zu handeln [5].

Während ſich ſo die Kräfte beider Partheien maßen, geſchah in Prag Nichts, was die Sache Friedrichs V. verſtärken konnte;

---

5) Wolf IV. 279.

vielmehr war man in dem Moment des entſcheidenden Handelns mit kleinen confeſſionellen Bedenklichkeiten beſchäftigt. Der pfälziſche Calvinismus, der in Friedrichs Umgebung von Einfluß war, begann eine wahre Bilderſtürmerei; die Kirchen wurden geleert, Bilder, Crucifixe, koſtbare Gefäße weggenommen, die Altäre abgebrochen, hochgehaltene Reliquien verächtlich weggeworfen, überhaupt der ganze Cultus mit puritaniſcher Schroffheit vereinfacht. Dem Volke wie der lutheriſchen Geiſtlichkeit gab das Aergerniß genug; man hielt ſich bitter auf über die Art, wie der neue König das Abendmahl feire, und als Friedrich das Kreuz von der Brücke wollte wegnehmen laſſen, mußte man es aus Rückſicht auf die Volksſtimmung unterlaſſen [6]).

Auch ſonſt war Manches anders, als es hätte ſeyn ſollen. Zwar wurde das fürſtliche Paar mit Liebe vom Volke betrachtet; des Königs freundliche Gutmüthigkeit und die liebenswürdige Anmuth der Königin, die ſich mit einer gewiſſen imponirenden Würde verband, gefielen den ernſten Böhmen gleich wohl. Aber ſowohl Friedrich als Eliſabeth fühlten ſich den böhmiſchen Sitten fremd; Manches erſchien als altväteriſch und lächerlich, was von dem czechiſchen Volke mit nationeller Andacht als alte Sitte beibehalten ward. So brachten an dem Namenstag der Königin die prager Bürgerfrauen eine eigene Art von Gebäck als Angebinde, und die guten Leute mußten ſehen, wie der leichtfertige Hofſtaat mit dem Geſchenk unedlen Spott trieb. Die Königin, verſtändiger als ihr Hofſtaat, gab in brittiſcher Weiſe den Leuten die Hand und ließ ihnen in der Landesſprache danken; wie ſie dann bald darauf niederkam, brachten ſie eine prächtige Wiege mit brabantiſchem Linnen und die Bürgerſchaft ein ſilbernes mit Münzen gefülltes Becken. Aber ſolche Züge, in denen ſich der Gegenſatz der fremden und einheimiſchen Sitte ausſprach, blieben dem Volke in unangenehmer Erinnerung.

6) Damals gab auch Scultetus ſeine Schrift gegen die Bilder heraus: Kurzer aber ſchriftmäßiger Bericht von den Götzenbildern. Heid. 1620. Es fehlte natürlich an Entgegnungen der Lutheraner nicht.

Der Prinz, den die Königin in dieſen Tagen gebar (27. Dezember), war Pfalzgraf Ruprecht, deſſen vielbewegtes Leben mit der engliſchen Geſchichte eng verflochten iſt. Sein Großvater Jakob I. that jetzt gewaltige Verſprechungen, aber ſeine begonnenen Rüſtungen ſtellte er auf die Vorſtellungen des ſpaniſchen Geſandten ſehr ſchnell ein. Die Zukunft hat die Verſprechungen Jakobs, die er dem Neugebornen gab, ſeltſam umgewandt; durch eine merkwürdige Verkettung der Umſtände hat derſelbe Prinz, den er jetzt ſtolz zu ſchützen verſprach, als Jüngling und Mann ſeine Kraft anwenden müſſen, den wankenden Thron der Stuarts mit ſeinem Schwerte zu ſchützen.

Die Regierung in Böhmen war mit allen den Schwierigkeiten verknüpft, welche ein revolutionärer Zuſtand von mehreren Jahren hervorruft. Anarchie und Zuchtloſigkeit herrſchten in der Hauptſtadt ſelbſt und im übrigen Lande waren noch alle wüſten Leidenſchaften der Habſucht und Zerſtörungswuth in Thätigkeit. Friedrich ſtand durch Sprache und Sitte den Böhmen fern; die franzöſiſche Erziehung und die Leichtigkeit des Tones, wie er ihn von Heidelberg mitgebracht, ſtand in auffallendem Gegenſatz zu dem ſchwerfälligen Ernſte ihrer altväteriſchen Sitte. Man war gewohnt einen feierlichen, majeſtätiſchen Herrn zu haben; jetzt kam auf einmal ein gutmüthiger, harmloſer Jüngling, der Jedermann freundlich anredete, ohne Gefolge ſpazieren ging, tanzte, ritt und ſich ſogar wie andere Menſchenkinder im offnen Waſſer badete. Den ſparſamen Böhmen fiel auch die Pracht auf, womit der Hof gehalten ward; man ſah mit Mißfallen die leichte, galante Hofſitte und die Freiheit in Tracht und Benehmen, wie es die fremden Frauen führten; die altkirchlichen Huſſiten bemerkten mit Aerger, wie ſelbſt in der Zeit kirchlicher Feſte die Bälle nicht eingeſtellt wurden. Die böhmiſche Ariſtokratie, welche die Revolution gemacht und gehofft hatte, den leitenden Einfluß zu bewahren, ſah ſich durch die fremden Staatsmänner darin verkürzt und mußte den jungen König durch Camerarius, Anhalt und Andere geleitet ſehen.

Was aber ſeine Stellung am meiſten erſchwerte, waren die religiöſen Verhältniſſe und die peinliche Stimmung, welche gerade in Böhmen die einzelnen Confeſſionen feindſelig trennte. Wir haben oben berichtet, welch übeln Eindruck ſchon der formloſe, alles Feierlichen entbehrende Cultus der Reformirten auf die Böhmen gemacht hatte; man war dort immer an den äußern Formen, dem Gepränge der alten Kirche feſtgehangen und ſelbſt das Lutherthum hatte in Böhmen und den angränzenden Ländern dieſe Einflüſſe in ſeine äußere Erſcheinung mit aufgenommen. Jetzt kam auf einmal ein junger Fürſt mit ſeinem muntern, leichtfertigen Hofe und behandelte, ſo ſchien es den Böhmen, das Religiöſe mit derſelben Frivolität, wie das Profane. Es war nicht nur ein Unrecht, daß Friedrich und ſeine ſtreng reformirte Umgebung Bilder und Reliquien, in denen ſie freilich von ihrem Standpunkt nichts als einen inhaltsloſen Götzendienſt ſahen, auf tumultuariſche Weiſe zu entfernen ſuchten, ſondern noch dazu ſehr unpolitiſch, Formen, an denen die Maſſe feſthängt, die ihr ſogar Alles ſind, dem Hohne und der Verachtung preiszugeben. Formen und Nationalitäten in ihrem Rechte laſſen, außer ihrem Kreiſe ſtehen und ſie doch ſorgſam achten, das iſt freilich nur Wenigen ſelbſt in freier entwickelten Zeiten gegeben; wie viel weniger einer Zeit der ſchroffſten Gegenſätze und bittern Partheiſtimmung.

Einen Vorwurf wird man Friedrich und ſeiner Umgebung um ſo mehr daraus machen können, als er in der Conföderationsacte gleiche Duldung aller Confeſſionen verſprochen hatte, ſo ſchwer es war, das zu halten. In einer Zeit, wo Alles Partheiſache war, und in einem Lande, wo die Partheien ſich mit den feindſeligſten Augen anſahen, Toleranz und Cultusfreiheit verſprechen, mußte freilich mißlingen, ſelbſt wenn nicht die bezahlten Diener Gottes aus allen Kräften beigetragen hätten, den Unfrieden des Teufels zu nähren. Das zeigte ſich namentlich in Schleſien [7]). Dort unter den Luthera-

7) K. A. Menzel VI. 380 ff.

nern blieb Friedrich keine Wahl, als ſeine ihm theure religiöſe Ueberzeugung zu verläugnen oder durch Verbreitung deſſen, was er für wahr erkannte, ſich mit ſeinem Volke zu entzweien; er that das letztere. Der Conföderationsacte gemäß nämlich räumte er den breslauer Reformirten ein Local ein und geſtattete ihnen, eine Gemeinde zu bilden (März 1620). Einen Glauben, den ſie verfluchten und verdammten, ſich gleichgeſtellt zu ſehen, mußte die Lutheraner ſchon erbittern; daß aber noch dazu Einkünfte und Gebühren durch die jetzt verlornen Gemeindsglieder ihnen entzogen wurden, das wurde von den auch für das Weltliche recht eifrig beſorgten Dienern des Herrn eben ſo wenig überſehen. Das gute Volk, das für ſeinen Glauben zu kämpfen meinte, ward wie immer im Intereſſe der Prieſterherrſchaft und des Prieſterbeſitzes fanatiſirt; und wie drei Monate zuvor die Reformirten in Prag die lutheriſchen Bilder und Heiligthümer in den Staub gezogen hatten, ſo wußten jetzt die breslauer Lutheraner ſich dadurch zu rächen, daß ſie den Gottesdienſt der reformirten Gemeinde ſtörten und deren Prediger öffentlich beleidigten. Auf wen fiel aber aller Haß zurück? Auf die neue Regierung und den armen Friedrich, dem alle Partheien das Mißlingen ihrer Hoffnungen zuſchrieben.

Denn auch politiſch war Friedrich blos zur Figur beſtimmt von ehrſüchtigen Partheiführern. So namentlich in Schleſien. Dort hatte ſich beim Ausbruch der böhmiſchen Revolution eine Ariſtokratie, aus Städten und Herren beſtehend, der herrſchenden Volksſtimmung bemächtigt, den Fürſtbiſchof von Breslau, Ferdinands II. Bruder, zur Entfernung wenigſtens mittelbar genöthigt, und das Gleichmachungsſyſtem begonnen, das die Gewaltſchritte uſurpirender Corporationen immer begleitet. Man hatte die geiſtlichen und Ordensgüter zum Theil eingezogen, den Beſitz und die Rechte der Krone auf den unbedeutenden Schein einer Gewalt reducirt und die machthabende Oligarchie fand ſich recht wohl im Genuſſe der ſo wohlfeil erlangten Güter. Als Name und Schattenkönig dafür ſollte nun Friedrich dienen. Er kam

(Februar 1620) nach Schleſien und man ließ ihm gern den Prunk äußerer Ehre, huldigte und jubelte ihm entgegen, hoffte auch, der unerfahrene Jüngling werde, von dem Glanze geblendet, leicht das Reelle vergeſſen und mit dem Flitter eines Schattenkönigs ſich begnügen. Friedrich oder ſeine Rathgeber ermangelten aber nicht, wie man glaubte, des richtigen Blicks; der junge König gab ihnen klar zu verſtehen, wie er Werth und Unwerth ſeiner Wahlkrone recht wohl begriffe. Die herrſchende Ariſtokratie der Stände antwortete ausweichend; bald darauf aber, wo der König eine ernſtliche und bedeutende Geldunterſtützung verlangte, war ihre Antwort ſehr klar und bündig (10. März). Eine beſtimmte Steuer, die Friedrich verlangte, ſchlug man ihm ab und ſuchte ihn mit einem Geſchenk von 64000 Thalern abzufinden, das ſelbſt geringer war, als das, was die frühern Könige in gewöhnlichen Zeiten empfangen hatten. Gleichzeitig damit zogen die Stände für ſich Steuern ein, gegen deren Geſammtbetrag das dem König gewährte etwas ganz Unbedeutendes war.

Auch in Böhmen ſelbſt ſah es nicht viel glänzender aus. Die alte Unzufriedenheit über den Hof, ſeine kirchlichen und politiſchen Neuerungen, ſtieg jetzt, da es ans Bezahlen ging und Friedrich die Krone, die man ihm geſchenkt, auch geſchützt haben wollte. Doch muß man den Ständen das Recht widerfahren laſſen, daß ſie mehr guten Willen und thätige Hülfe bewieſen, als ihre ſchleſiſchen Collegen.

Um dieſe Zeit, wo man bereits zuvor (15. Jan. 1620) mit Bethlen Gabor eine Allianz geſchloſſen, ſuchte man auch mit dem türkiſchen Sultan Einverſtändniſſe anzuknüpfen [8]. Solche

8) Das Nähere über dieſe Einverſtändniſſe ſiehe bei Khevenhiller IX. S. 941 ff. Das mit Bethlen Gabor geſchloſſene Bündniß ward Januar 1620 in allen Kirchen unter Dankgebet verkündet. Die Akte ſelbſt findet ſich bei Londorp II. S. 49. Sonſt ſind die Nachrichten über ein türkiſches Bündniß mit Vorſicht zu gebrauchen, da ja Friedrich nachher in der größten Noth jeden Bund, den ihm der Sultan anbot, ablehnte. Auch in Paris wurden damals Verſuche gemacht. Ein anhaltiſcher Edelmann und

Bündniſſe waren, ſowie ſich nachher zeigte, ganz ohne Nutzen; ſchadeten aber der böhmiſchen Sache in der öffentlichen Meinung gewaltig. Die unangenehmſte Erſcheinung dabei iſt aber jedenfalls Scultetus und die Art, wie der reformirte Fanatiker in der Predigt vom 15. April das Bündniß mit dem Erzfeind der Chriſtenheit zu rechtfertigen ſuchte. Was er von Einem gemeinſamen Erlöſer, Einem Glauben an einen Höchſten, und Einer gemeinſamen Grundlage ſprach, war in jedem andern Munde und in jeder andern Zeit eine große, herrliche Wahrheit; von ihm geſprochen, war es ein pfäffiſcher Kniff, die eigne Inconſequenz zu bemänteln und die Stimme der Beſſern zu mißleiten. Auch die Lutheraner ließen es an Zügen eines greulichen Fanatismus nicht fehlen; während die calviniſchen Zeloten bewieſen, daß ein Bund mit dem Türken nichts Gehäſſiges ſey, predigten die lutheriſchen, daß man ſich lieber mit dem Türken, als mit einem Calviniſten vereinigen ſolle. Daher kam es denn, daß die Anhänger der ſächſiſchen und ſchweizeriſchen Reformation jetzt ganz verſchiedene Wege gingen; die Lutheraner hielten die böhmiſche Angelegenheit für eine Sache, die ſie nichts anginge und glaubten der Verſicherung des Kaiſers, daß er den Proteſtanten „kein Härlein krümmen werde“ [9]).

So ſtand es mit Friedrich und ſeinen Hülfsmitteln. Wie ganz anders war man auf katholiſcher Seite thätig, einen compacten Widerſtand zu organiſiren! Dort hatte der Kaiſer ſeine Stellung als Reichsoberhaupt bereits gegen den Pfalzgrafen benützt; ein Decret vom 29. Jan. 1620 caſſirte die Wahl und mahnte die böhmiſchen Vaſallen ab, dem neugewählten Fürſten zu gehorchen. Auch war es Ferdinand gelungen, das Uebelwollen der antiöſtreichiſchen Parthei am ſpaniſchen Hofe zu überwinden

---

Reſident, Börſtel, ſucht dem franzöſiſchen Hof die Vortheile der böhmiſchen Allianz einleuchtend zu machen. (Londorp II. S. 73).

9) Londorp II. 98. Ebendaſ. S. 87 iſt auch eine Probe der wüthenden Polemik, welche die lutheriſchen Terroriſten gegen ihre calviniſchen Collegen losließen.

und den ſiebenbürgiſchen Fürſten in ſeinem Eifer erkalten zu machen. In Italien hatte der Pabſt durch eine eigne Steuer Beiträge wie zu einem Kreuzzug erhoben und in Deutſchland war die Union in Unentſchloſſenheit feſtgehalten, die Liga zu neuer Erhebung gelangt.

Die Theilnahme der lutheriſchen Fürſten an der Sache des calviniſchen Kurfürſten ſchien nicht zu befürchten; namentlich war man Sachſens ziemlich verſichert. Johann Georg war vom Anfang des böhmiſchen Aufſtandes her lau geweſen gegen die Revolution; er hatte mit Beſorgniß, aber ohne jede direkte Theilnahme, den Gang der Ereigniſſe verfolgt, und noch vor der Erhebung des reformirten Pfalzgrafen war er nur Beobachter, keineswegs aber Freund der dortigen Bewegungen geweſen. Jetzt, ſeit er bei der prager Wahl auf etwas empfindliche Art unterlegen war, die Pfälzer an der Spitze der Union und als mächtige Nachbarn ſich näher gerückt ſah, hatte ſich ſeine Politik entſchieden von Friedrich abgewandt. Der fanatiſche Hofprediger Hoe, der an wilder Glaubenswuth wie an politiſchem Einfluſſe ſeine Collegen zu Wien und Prag, Lamormain und Scultetus, möglichſt noch übertraf, konnte daher mit leichter Mühe die religiöſe Verſchiedenheit benützen, das ſtarre Lutherthum in ihm gegen den eindringenden Calvinismus in Bewegung bringen und ſeine orthodoxe Beſorgtheit vor zwingliſchem Irrthume zu einer gefährlichen Flamme des Haſſes anfachen. Bekannt ſind die Worte, die Hoe an den Grafen Schlick ſchrieb: o wie große Schad umb ſo viel edle Länder! daß ſie alle dem Calvinismo ſollen in den Rachen geſteckt werden; vom occidentaliſchen Antichriſt ſich losreißen und den orientaliſchen dafür bekommen [10]), iſt in Wahrheit ein ſchlechter Vortheil! Dieſe Worte

---

10) Die Worte finden ſich bei Londorp I. S. 932. Dazu gehört denn das „wohlmeinend Miſſiv an Herrn Doctor Hoen“ ebendaſ. S. 933, das neben dem bitteren und ſchneidenden Tone, in dem die Pamphlete der Zeit alle gehalten ſind, den rechten Punkt gut hervorhebt: „Das Pfaffenregiment hat in weltlichen Dingen nie guts gebracht“ (S. 934) und zugleich

zeigen, was von dem ſächſiſchen Hierarchen zu erwarten war. Aus der kühlen Antwort, die der Kurfürſt (Febr. 1620) den böhmiſchen Geſandten zu Theil werden ließ, geht die Mißſtimmung ſchon recht deutlich hervor [11]), und das nicht lange vorher erfolgte enge Anſchließen der ſächſiſchen Herzoge erneſtiniſcher Linie an den König von Böhmen mochte in dem gereizten Kurfürſten bereits feindſelige Gedanken aufkeimen machen.

Alles das blieb den katholiſchen Fürſten nicht unbekannt; auf dem würzburger Convent hatte man ausdrücklich beſchloſſen, zu wiederholen, was Bayern ſchon früher durch eine eigne Geſandtſchaft verſucht hatte; man wollte den Kurfürſten für die katholiſche Sache oder wenigſtens zur Neutralität bewegen. Als Unterhändler dazu gebrauchte man den Landgrafen Ludwig von Heſſen, deſſen Habſucht man zum feindſeligen Bunde gegen ſeinen Vetter Moriz hatte zu gewinnen wiſſen; derſelbe machte (Anf. 1620) eine Reiſe nach Dresden, um Johann Georg perſönlich zu überreden. Der Meiſter im Unterhandeln, Herzog Maximilian, kannte die verwundbare Seite des Kurfürſten recht wohl. Es war ihm um die Erniedrigung der pfälziſch-calviniſchen Sache, die Sicherung ſeiner zum Theil gefährdeten Beſitzthümer, die Erwerbung neuer Länderſtriche aus der Beute des böhmiſchen Königreichs zu thun. Wie aber jede politiſche Berechnung ein Prinzip an die Spitze ſtellt, ſo mußte hier der „Gehorſam gegen den Kaiſer“, die „Sache der Religion“, die „Ruhe des Reichs“ der Sache des Ehrgeizes als Palliativ dienen.

Was Johann Georgs Hauptbedenklichkeit war, betraf die eingezogenen Kirchengüter, die man, nach dem Edikt von 1606,

---

der ganzen Clique reformirter, katholiſcher und lutheriſcher Glaubenstyrannen und Privatpäbſte eine Reihe unläugbarer, noch jetzt wohl zu beherzigender, Wahrheiten derb unter die Augen hält.

11) Doch hatte er noch einen Monat vorher gegen Friedrich, der ſich in Mähren huldigen ließ, ſich ziemlich freundlich und wohlmeinend erklärt; vgl. Londorp I. S. 987, wo Camerarius von Brünn aus an von der Gruen ſchreibt. Die Antwort vom Januar findet ſich bei Londorp II. 6.

Gefahr lief, durch eine Reſtitution zu verlieren. Hier mußte ihn alſo der Unterhändler zu faſſen ſuchen [12]. In der That, ſo ungern Ferdinand und die andern, die noch eifrigere Katholiken als Politiker waren, den Kirchengütern entſagten, konnte man ſie doch bewegen, wenigſtens durch eine geſchraubte, ſchwankende Erklärung, die man zur Noth ſpäter anders deuten konnte, Johann Georgs augenblickliche Beſorgniß zu ſtillen. Das Weitere ſollte jetzt auf einer Zuſammenkunft beſprochen werden, die (11. März 1620) nach Mühlhauſen in Thüringen anberaumt ward. Die Erzbiſchöfe von Cöln und Mainz, der Landgraf Ludwig, Kurfürſt Georg erſchienen in Perſon, Herzog Maximilian und der Kaiſer waren durch Bevollmächtigte vertreten. Es waren dem Kurfürſten bereits geheime Verſprechungen von Seiten Ferdinands gemacht worden [13]), die ſeinen Eifer für die kaiſerliche Sache lebhaft anfeuerten und ihn klarer als je von dem Recht derſelben überzeugten. Es war freilich kein erbaulicher Anblick, die Leute, die ſich für Beſchützer des Rechts und der Ordnung erklärten, dem Genuß ergeben und meiſt betrunken ſich dort herumtreiben zu ſehen, und es iſt charakteriſtiſch für Johann Georg und ſeine Politik, daß er und ſeine Umgebung über die wichtigſten Fragen der Nation beinahe im Rauſch beriethen [14]). Der Mann, der auch hier ohne Partheiſucht auftrat, war wieder Landgraf Moriz. Sein Bevollmächtigter, Dietrich von Werder, warnte in ſehr würdigem aber ernſtem und dringenden Tone den Kurfürſten vor dem Verrath der gemeinſamen Sache; er erinnerte ihn an alle ſchlimme Folgen, die aus der Getheiltheit proteſtantiſcher Intereſſen ſich ergeben müßten. Dieſe Abmahnungen, wie die anderer Staaten, z. B. Dänemarks, waren vergeblich; Sachſen entfernte ſich von den proteſtantiſchen Fürſten und ſchloß ſich an die kaiſerlich-ligi-

---

12) Vgl. darüber Wolf IV. S. 322 ff.

13) Bayern ward beinahe darüber eiferſüchtig oder verlangte wenigſtens Aehnliches. S. Wolf IV. S. 330.

14) Vgl. Rommel S. 384. Vgl. 385. Anm. 409

ſiſche Politik an. Es machte ſich verbindlich, mitzuwirken, daß der Kaiſer wieder ſeinen Beſitz erhalte und die Union erſt durch friedliche Bemühungen, dann durch die Waffen zum Schweigen zu bringen. Nur eines lehnte der Kurfürſt noch ab; als Ferdinand II. bei ihm anfragte, was er davon halte, einige Reichsfürſten, die ihn höchlich beleidigt hätten, zu ächten, ſo ließ ſich Sachſen darauf noch nicht ein.

Doch hatte man Aehnliches ſchon auf anderer Seite verſucht; Bayern, der Erzherzog Albert und Kurmainz wurden in demſelben Sinne bearbeitet, wie der Graf von Zollern den Kurfürſten von Sachſen dafür günſtig ſtimmen ſollte. Im Sommer 1620 wurden die Unterhandlungen, die zur Aechtung Friedrichs V. führen ſollten, mit außerordentlicher Rührigkeit betrieben, und es war unwahr, was Ferdinand ſpäter erklärte, „man habe viele Monate gewartet, ehe man zu dieſem Schritte ſeine Zuflucht genommen." Nun war zwar Sachſen gegen eine Achtserklärung (14. Juli), gab aber doch zu, daß man keinen Kurfürſtentag deßwegen halten und erſt nach geſchehenem Urtheil die Veröffentlichung erfolgen ſolle. Für Ferdinand war damit die Hauptſache gewonnen; die geſetzlichen Formen des deutſchen Fürſtenrechts konnte er umgehen und dem Wunſche Sachſens, die Acht noch nicht eintreten zu laſſen, begegnete er durch den Vorwand, die Regierung in den Niederlanden und Spinola drängten ihn, da die Acht zum Gelingen ihrer Unternehmungen nothwendig ſey [15].

Durch dieſen Kunſtgriff erreichte die Politik Ferdinands II. einen mächtigen Vortheil; die Partheiſache der beiden böhmiſchen Prätendenten ward in eine Rechtsfrage des deutſchen Reiches umgewandelt, und Friedrich V. vor ein Gericht gezogen, wo ſein Gegner und Ankläger zugleich Richter war. Man konnte über die gegenſeitige Berechtigung der beiden böhmiſchen Prätendenten jedenfalls ſtreiten, denn Friedrich verdankte ſeine Erhebung dem anerkannten Wahlrecht der böhmiſchen Nation, eine

15) Vgl. Londorp II. 12 ff. 192 194.

offene Verwirrung der Begriffe war es daher, in einem Streit, den der Erzherzog von Oeſtreich mit dem Pfalzgrafen bei Rhein durchzukämpfen hatte, die kaiſerliche Autorität in der Hand einer der beiden Parthien agiren zu laſſen. Schon im Anfang des Jahres 1620 hatte man ſich indeſſen zu Wien und München verſtändigt, auf dieſe Weiſe den Pfalzgrafen zu lähmen; die Acht war bereits ausgemacht, die Kur an Bayern zugeſagt [16]). Das Zögern Kurſachſens verſchob die Ausführung noch, aber man war entſchloſſen, ſich daran auf die Dauer nicht zu binden.

Es geſchahen die vorbereitenden Schritte; die Manifeſte vom 29. Januar und 30. April hatten die Anklage gegen Friedrich V. einſtweilen motivirt und das ganze Syſtem entwickelt, wornach man ihn mit den Waffen des Reichsrechts erdrücken wollte. Ein Gutachten des Reichshofraths (Juni) war natürlich den Wünſchen des Kaiſers entſprechend, und man hatte jetzt nur den günſtigen Moment abzuwarten. Dieſem feingeſchlungenen Netz politiſcher Combinationen ſetzte die Union nichts entgegen, als unermüdliche Schreibereien und fruchtloſe Verhandlungen; ſelbſt die ganz abſchlägige Antwort, welche die Liga (März) ertheilte, konnte ſie nicht von ihrem nutzloſen Treiben zurückbringen. So hatten ſie, ganz im Widerſpruch mit dem nürnberger Beſchluß, den Truppen, die vom Elſaß und Burgund her dem Kaiſer zuzogen, den Durchzug bewilligt und dadurch den Gegnern nur Muth gemacht, ſie durch weitere Unterhandlungen ohne Schwertſtreich zu lähmen. Das Heer der Union ſtand bei Ulm, das der Liga bei Dillingen; erſteres ohne Kampf unſchädlich zu machen, war nun das Hauptbeſtreben der ligiſtiſchen Politik.

Auf dem Unionstag zu Ulm (Mai 1620) erſchien ein franzöſiſcher Unterhändler, der Herzog von Angoulesme, und übernahm das Geſchäft des Vermittlers zwiſchen Liga und Union. Seiner diplomatiſchen Gewandtheit, der Entmuthigung und der Schwäche der Union und den friedlich klingenden Verſicherungen

16) Wolf Geſch. Marim. IV. 382 Note.

der Ligiſten hatte man es zu danken, daß ein Vertrag zu Stande kam (3. Juli) [17]), über den Oeſtreich und Bayern ſelbſt überraſcht waren. Die Liga ſollte mit der Union Friede halten, dieſer Friede ſich aber nicht auf Böhmen erſtrecken; in Deutſchland verließen ſie alſo ihr Oberhaupt, den Kurfürſten von der Pfalz, in Böhmen gaben ſie ihn nachher dem Heere des Herzogs von Bayern preis. Es war nicht dafür geſorgt, daß man die ſpaniſche Hülfe von den Niederlanden aus vom Reiche abhielt, es war keine Bürgſchaft dafür gegeben, daß man den König von Böhmen nicht in ſeinem pfälziſchen Erblande angriff. Die Union hatte ſich die Hände gebunden und den unglücklichen Pfalzgrafen, den die Hoffnung auf ihre Hülfe bethört hatte, verrathen und verkauft. Es war gewiß kein Wunder, wenn man die Häupter der ulmer Verſammlung beſchuldigte, für Geld die gemeinſame Sache preisgegeben zu haben.

Jetzt brach Maximilian von Bayern mit ſeinem bereits ſchlagfertigen Heere auf; Oberöſtreich war ſchnell unterworfen und am 12. Auguſt ſchon ſtand ein Theil ſeiner Truppen an der böhmiſchen Gränze. Seine Aufforderung an Friedrich V., ſich friedlich zu unterwerfen (25. Aug.) ward durch die Berufung auf die rechtmäßige Wahl und durch die Einwendung beantwortet, die böhmiſche Sache habe nichts mit der kaiſerlichen Autorität, ſondern nur mit dem Hauſe Habsburg zu thun. Am 8. Sept. hatte ſich Maximilian mit den kaiſerlichen Truppen unter Bucquoi vereinigt.

In Böhmen fehlte es an Geld, an disciplinirten Truppen und an einem tüchtigen Führer; der junge König ſelbſt war mehr theologiſch als militäriſch gebildet und hatte wenig Kenntniß vom Kriegsweſen [18]). Man war daher entſchloſſen, durch Mangel, Krankheit und Ermüdung die feindliche Armee aufzureiben, ein Plan, der durch die ſchlechte Herbſtwitterung, die Oede des verwüſteten Landes und die Zuchtloſigkeit, die auch

17) Londorp II. 48.

18) Mém. de Loyse Juliane p. 312.

im bayriſch-kaiſerlichen Heere herrſchte, trefflich unterſtützt ſchien. Eben deßhalb lag aber dem Herzog ſo viel daran, ohne Zaudern durch einen kühnen Schlag Alles zu beenden; er zog gegen Pilſen und als die Verhandlungen, die man dort anknüpfte, zu keinem Ziele führten, bewegte er ſich gerade auf Prag zu. Sein ausgehungertes, durch Krankheit und Deſertion geſchwächtes Heer kam am 7. Nov. vor der böhmiſchen Hauptſtadt an.

Keines von beiden Heeren war in einem Zuſtande, der zu Siegeshoffnungen berechtigte. Friedrich V. und ſeine Rathgeber hatten den verzweifelten Zuſtand der Armee von Anfang an richtig gewürdigt, aber die Vorſchläge einer Reform, die ſie an die Stände brachten, blieben meiſtens auf dem Papier. Ein engliſcher Offizier, der den entſcheidenden Kämpfen beigewohnt, berichtet uns [19]), der König habe für mehr als zwei Tonnen Goldes Kriegsvorräthe nach Böhmen bringen laſſen, dann 7000 Mann zu Fuß und zwölfhundert Reiter, die ihn monatlich achtzigtauſend Gulden koſteten, auf ſeine Koſten unterhalten und den böhmiſchen Ständen noch mit Gelde ausgeholfen. Er ſuchte ſelbſt Alles zu überwachen, zeigte ſich auch im Feldlager, wie der Offizier ſagt, ſo mannhaftig und beherzt, daß man ihn oftmals bitten mußte, ſeine Perſon beſſer wahrzunehmen. Den Geiſt der Anarchie zu bändigen, den die Revolutionszeit in dem Heere genährt, reichte aber bei allem guten Willen Friedrichs Kraft nicht aus; es werden merkwürdige Züge von Zuchtloſigkeit erwähnt. Befehle des Königs wurden oft gar nicht ausgeführt und die Vornehmſten gingen darin mit dem Beiſpiele voran; als er eines Morgens um ſieben Uhr einen Kriegsrath angeſagt, erklärten die Herren, ſo früh könnten ſie nicht kommen, der Menſch müſſe auch ruhen, ſolche Strapazen ſeyen gegen ihre Privilegien. Als es nachher zur Schlacht kam, war keiner an ſeinem Platze; Viele ergaben ſich im entſcheidenden Augenblick den Genüſſen der Tafel. Die Bezahlung des

19) Londorp II. 220 ff. Für das Andere vgl. Moſer VII. 118 f., wo über den Heereszuſtand intereſſante Aktenſtücke abgedruckt ſind.

Soldes ward von den Beamten trügeriſch zurückgehalten, ſo daß die Deſertion täglich zunahm; Meuterei und Verdroſſenheit waren ſo einheimiſch, daß jener engliſche Officier ſich wundert, wie Chriſtian von Anhalt das Ganze noch ſo erträglich hat zuſammenhalten können. Im Kampfe ſelbſt dauerte derſelbe Geiſt fort; ein Theil der Reiterei wandte ſich gleich anfangs zur Flucht, ein Regiment ſchoß in die Luft, ein anderes war ohne Offiziere und die wüſten ungriſchen Horden ſteckten die andern mit ihrem böſen Geiſte an.

Da auch im ligiſtiſchen Heere ähnliche Elemente vorhanden waren, blieb den Böhmen nichts übrig, als die Feinde in einem zähen Vertheidigungskrieg durch ſich ſelbſt aufzureiben; ſie konnten dann eher eine günſtige Wendung der Dinge erwarten, als die im Feindesland abgeſchnittenen, durch Witterung, Krankheit und Mangel bedrängten Bayern. Dennoch war Chriſtian von Anhalt zum Kampfe entſchloſſen; er war (5. Nov.) von Rakonitz gen Prag geeilt und noch vor den feindlichen Truppen angelangt. Er nahm ſeine Stellung auf dem weißen Berg; hier hoffte er in günſtiger Lage die überlegene Macht der Ligiſten getroſt erwarten zu können [20]. Das böhmiſche Heer, um ein Drittel ſchwächer als die Feinde, lehnte ſich im Rücken an die Stadt, zur Rechten an den königlichen Park zum Stern; die Linke war ſteil und unzugänglich. Eine Abtheilung Reiter, durch grobes Geſchütz auf beiden Seiten gedeckt, diente als Vorhut; das erſte Treffen beſtand aus 22 Fähnlein Fußvolk und 34 Compagnien Reiter, die mittlere Schlachtordnung war etwas ſchwächer, die Nachhut ward durch die lange Schlachtreihe der Ungarn gebildet.

20) Bei Moſer VII. 140 f. iſt die Zahl der Ligiſten und Kaiſerlichen auf 32400 Mann zu Fuß und 7550 Reiter angegeben, doch mögen da manche Verminderungen ſtattgefunden haben. Das böhmiſche Heer war nur etwa 21000 Mann ſtark. Doch meinte Anhalt: Vnd wann vnſer Volk nur hette Stand gehalten, wehren wir mit Gottes Hilf ſtark genug geweſen, bei denen Vortheilen, die wir inne hatten.

War dieſe Anordnung nicht gerade zu tadeln, ſo fehlte es doch an geübten Offizieren, die den Kampf im Kleinen leiteten; und gerade hier waren die Feinde entſchieden im Vortheil. An der Spitze der einzelnen Abtheilungen ſtanden Führer wie Maradas, Tiefenbach, Colalto, Wallenſtein und andere; Tilly, Marimilian und Bucquoi leiteten das Ganze. In den Soldaten hatte man das religiöſe Intereſſe geſchickt zu beleben gewußt; der Carmelitermönch, Pater Dominicus, trat mit dem Crucifir vor die Reihen hin und entflammte in ihnen wilde Kampfluſt gegen die Ketzer.

Mittags um zwölf Uhr begann der Kampf. Tilly und Tiefenbach ſtürmten mit ihren Leuten den Berg hinan, aber die böhmiſche Artillerie richtete große Verheerungen unter ihnen an. Sie ſtanden feſt, drängten auch das böhmiſche Vordertreffen zurück, da warf ſich der junge Chriſtian von Anhalt an der Spitze der Seinigen mit Ungeſtüm unter ſie herein und ſchlug die Tiefenbacher zurück. Der junge Fürſt nahm einen der bayriſchen Führer gefangen und die Entſcheidung fing an zu ſchwanken, bis durch die feige Flucht einiger böhmiſchen Regimenter die bayriſche Schlachtordnung hergeſtellt ward. Die auserwählten Truppen der Wallonen unter dem Spanier Verdugo hatten wie Mauern geſtanden; an ihrer Feſtigkeit brach ſich auch der tapfere Angriff des jungen Anhalt und die Böhmen fingen an zu weichen. Jetzt ſollten die Ungarn aus der hinterſten Schlachtreihe hervorbrechen, aber ſie flohen und alle Verſuche, das feige Geſindel aufzuhalten, waren vergebens. Die zweitauſend Mähren unter Graf Schlick, fünf Compagnien unter Bechmann hielten feſt, aber ſie erlagen dem Andrang der Maſſe. Viertauſend Böhmen deckten das Schlachtfeld, mehrere der Führer und die ganze große Beute war in den Händen der Feinde; Friedrichs V. Schickſal war in einer Stunde entſchieden.

Die innere Auflöſung des Heeres, wie Augenzeugen ſie uns ſchildern, die Anarchie und der Ungehorſam der Soldaten, die Pflichtvergeſſenheit der Offiziere waren ſo groß, daß nicht nur die Schlacht, ſondern Alles damit verloren war. Wie

ſollte das geſchlagene Heer noch dem ſiegreichen Feind ſtehen, wenn es ſich vor dem Siege hatte ſo ſchmählich einſchüchtern laſſen?

§. 6.

Nächſte Folgen der prager Schlacht bis zur Auflöſung der Union (April 1621).

Friedrich ſelbſt hatte der Schlacht nicht beigewohnt, er hatte ſchon zuvor das Heer, deſſen Strapazen er bisher getheilt, verlaſſen, um in Prag die Bedürfniſſe zur Befriedigung des Heeres aufzutreiben. Partheiſüchtige Verkleinerungsſucht hat ihn an der Tafel ſchwelgen laſſen, während man auf dem weißen Berge um ſein Königreich focht, und die unkritiſche Sorgloſigkeit moderner Geſchichtsforſcher hat das Mährchen ſchadenfroh nacherzählt [21]).

Es iſt keine Frage, daß ſelbſt nach dem Verluſte der entſcheidenden Schlacht ein überlegener Geiſt wohl noch wäre im Stande geweſen, Vieles zu retten; es iſt aber eben ſo gewiß, daß der Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſo viele waren, daß ſie ſelbſt einem mehr als mittelmäßigen Geiſte über den Kopf wachſen mußten. Friedrich V., ſo furchtbar ihn die Nachricht betreffen mußte, hatte nicht alle Faſſung verloren; er hätte ſich auch wohl nach Kräften zu halten geſucht, allein die große Frage war: womit wollte man ſich halten? Bei den vorgeſchriebenen Befeſtigungsarbeiten war „auch nicht eine Schaufel gerührt" worden [22]); weder auf dem Hradſchin noch auf dem Stern hatte man die nöthigen Schanzen oder Redouten aufgeworfen, um den Rückzug zu decken. Es war deßhalb hier an eine kraftvolle Gegenwehr nicht zu denken, noch weniger an

21) Vgl. Menzel VI. 487 und Rommel Geſch. von Heſſen IV. 3. S. 399. Anm. Friedrich, dem es keineswegs an Muth fehlte, hatte alle ſeine Baarſchaft zur monatlichen Bezahlung des Heeres verwandt, wie er auch noch von Breslau aus einen Monatſold an die böhmiſchen Stände ſchickte.

22) Vgl. über dieſes Moſer Patr. Archiv VII. 154 ff.

andern Plätzen der Stadt. Auf der kleinen Seite liefen die Soldaten geradezu davon und die Bürgerſchaft überbot ſie noch durch Kleinmuth und Feigheit. Als man am Abend aus den Trümmern des Heeres 6 Fähnlein zu ſammeln ſuchte, beſtanden die einzelnen Fähnlein aus 15 bis 20 Mann; die Uebrigen erklärten entſchieden, wenn der Feind anrücke, würden ſie die Waffen niederlegen; Einzelne hatten ſogar bereits angefangen, das Gepäck ihrer eignen Armee zu plündern! Und während überall bei den Führern Verzagtheit und Kleinmuth, bei den Gemeinen Feigheit und Verrath jeden Widerſtand erſchwerte, während man z. B. auf der kleinen Seite ſchon ganz offen mit dem Feind um Uebergabe handelte, verlor auch der Reſt der Kampfmuthigen die Luſt, ſich für eine ſo verzweifelte Sache zu ſchlagen. Weigerten ſich doch die Bürger, den Soldaten Quartier zu geben, ſo daß dieſe auf der Straße bleiben mußten; ja die Erbitterung gegen das Heer war ſo groß, daß man einen förmlichen Kampf zwiſchen Bürgerſchaft und Beſatzung beſorgte. Auch war es nicht unwahrſcheinlich, daß die zitternden Unterthanen durch Auslieferung ihres unglücklichen Königs ſich bei dem Sieger Verzeihung für die mißlungene Empörung ſuchen würden.

Es mochte wohl ein Theil der Bürger zum Widerſtand entſchloſſen ſeyn, aber man vertraute nicht darauf, und Männer, wie Chriſtian von Anhalt, denen der König ganz vertraute, riethen unbedingt zur Flucht. So wurden die acht Stunden Stillſtand zu keiner Art von Vertheidigung benützt und man zog nicht in Erwägung, daß Mansfeld noch mit mehr als zwölftauſend Mann in Böhmen ſtand, daß ein Succurs von Ungarn bereits im Anzug war und die feindliche Armee ſich in dieſer Jahrszeit in Böhmen nicht behaupten konnte.

Der junge König, der auf Alle eher als auf ſich ſelbſt vertraute, und den die perſönliche Sicherheit ſeiner hochſchwangern Gemahlin ernſtlich beſorgt machte, verzweifelte an dem Erfolg eines Widerſtandes in Prag. Man berieth ſich in Gegenwart des engliſchen Geſandten und da waren Alle der Meinung, in

Prag ſey nichts mehr zu retten [23]). So entſchloß ſich denn Friedrich, einen gelegenern Ort für ſeine Vertheidigung aufzuſuchen; er hielt ſeine Lage keineswegs für verzweifelt, ſondern nur Prag für unhaltbar.

Während dem hatte Kurfürſt Maximilian am 9. Nov. angefangen, ſich der Stadt zu nähern; die katholiſchen Bewohner (auf der kleinen Seite) ſchickten ihm ſchon Glückwünſche und Freudensbezeigungen entgegen, die Altſtädter und Stände baten vergeblich um drei Tage Waffenſtillſtand; er forderte unbedingte Unterwerfung. Schon am Mittag des 10. verrichtete Maximilian in dem Kapuzinerkloſter auf dem Hradſchin ſeine Andacht; und an demſelben Tag bewog man die ſtändiſchen Truppen, die in die Altſtadt geflohen waren, die Waffen niederzulegen, am 11. huldigten die drei prager Städte dem Kaiſer, ohne daß Maximilian ihnen Beſtätigung ihrer Privilegien oder auch nur eine Amneſtie in Ausſicht geſtellt hätte. Am 12. erſchienen dieſelben Stände, die wenige Monate zuvor in vermeſſenem Uebermuth wähnten, das Haus Habsburg ſelbſt im Beſitz ſeiner Erblande erſchüttern zu können, weinend und demüthig kriechend, ſprachen von ihrer Reue und ſagten unbedingte Unterwerfung zu, die am 13. durch den Huldigungseid förmlich vollzogen ward. Noch an demſelben Tage konnte Maximilian in einem ſalbungsvollen Schreiben dem Pabſt die Niederlage ſeines Vetters und die Unterwerfung der rebelliſchen Ketzer melden und dem Oberhaupt der Kirche über dieſen Sieg der guten Sache jubelnd Glück wünſchen. Am 17. verließ Maximilian Prag, nachdem er ſeinem Freunde Ferdinand den koſtbaren Preis des Siegs, die Unterwerfungsurkunde der Böhmen überſandt hatte.

23) „Weil dann das Schloß und alle drei Städte alſo bewandt geweſen, daß ſie in die Länge zu halten nicht vermöcht, auch uns von den vornehmſten Räthen und Officieren dazu gerathen worden", ſchrieb Friedrich an Thurn. Nach dem Bericht bei Moſer S. 157 ward es in einhelligem Rath für gut befunden und damit ſtimmt auch der Bericht des engliſchen Offiziers bei Londorp II. 223 überein.

Friedrich war jetzt nach Schleſien hingeeilt; Wege und Witterung waren ſo ſchlecht, daß eine Verfolgung durch Bucquoys Truppen nicht zu fürchten war. So langte er am 17. Nov. in Breslau an. Von dort aus erſchien nun ein Manifeſt an die Union, das Friedrichs Sache als die allgemeine den Unirten ans Herz legte. Während die Katholiken, heißt es dort, ihr Aeußerſtes aufgeboten, um ſo verſchiedene Armeen zuſammenzubringen und zu erhalten, ſey auf proteſtantiſcher Seite wenig Einheit; man möge ſich den Eifer und die Energie der Liga zum Muſter nehmen, das gemeinſame Wohl der Unirten als höchſtes Geſetz walten laſſen und Alles aufbieten, um nicht die „ſpaniſche Faction“ die Oberhand gewinnen zu laſſen. Daß Friedrich den Geiſt der Gegner richtig erkannt habe, zeigt die Prophezeihung der gewaltſamen Reaction, die er ebendaſelbſt ausſprach; eine Weiſſagung, an die immer noch viele nicht glauben wollten, die aber in den Ereigniſſen der nächſten und fernern Zukunft nur allzuſehr ihre Beſtätigung fand[24]).

Auch nach andern Seiten hin wurde ermahnt und die Läſſigen angeregt; viele Hoffnung ſetzte auch Friedrich auf Schleſien ſelbſt und die in Breslau verſammelten Stände. Aber ſchon war ein Schreiben des Kurfürſten von Sachſen (20. Nov.) an die Stände ergangen, ihnen die Gefahr der Dinge vorzuſtellen und ſie von energiſchem Widerſtande abzuhalten. Friedrichs Aufforderung an die Verſammlung, auch wenn ſie anfangs bereitwillige Gemüther gefunden hatte, mußte jetzt fruchtlos ſeyn, wo das Beiſpiel des Abfalls auf allen Seiten auch Beſſergeſinnte wankend machte. Friedrich wandte ſich an Sachſen ſelbſt mit der Bitte, zu einer geeigneten Ausgleichung und Wiederherſtellung die Hand zu bieten und die Gründe der deutſchen

---

24) Friedrich ſagt (Khev IX. S. 1119): Daß ſie unſere Cron Böheimb und der conföderirten und incorporirten Länder unter ihr Joch gänzlich zu bringen, ſie ſodann ohne Zweifel victoriosum exercitum ins Reich einführen, armata comitia halten, die Gravamina mit dem Schwert decidiren und den Evangeliſchen ihres Gefallens leges präſcribiren, auch die Reſtitution der geiſtlichen Güter aufbringen u. ſ. w.

Zerwürfniß aus dem Wege zu räumen; aber die Antwort, die Sachſen am 11. Jan. 1621 ertheilte, ſchlug alle Hoffnungen auf Hülfe von dieſer Seite völlig nieder. Sie enthielt einen ſchroffen Tadel aller bisher gethanen Schritte und rieth unbedingte Unterwerfung, ſonſt „dürfte vielleicht dasjenige erfolgen, was Churpfaltzens Churf. Gn. vielleicht nicht vermeynen, und deroſelben Perſon, Land und Leuten hochnachtheilig ſeyn würde."

So war auch hier Alles verloren; die Gränzen waren gegen Einfälle von Böhmen her nicht gedeckt; die Lauſitz von den Sachſen occupirt, die Mähren hatten ſich mit außerordentlicher Eilfertigkeit den Kaiſerlichen unterworfen; Geld war keines da und die Soldaten entbehrten theils der Kriegsvorräthe, theils fehlte ihnen jeder moraliſche Muth. In Breslau ſelbſt war ſeit dem ſächſiſchen Schreiben der Muth auch geſunken, der alte Fanatismus des ſchleſiſchen Lutherthums tauchte wieder auf und regte ſich gegen Friedrichs Calvinismus, ſo daß der unglückliche Fürſt bald zu der Einſicht kam, wie er hier eben ſo wenig ſicher ſey, als er in Prag geweſen war[25]). Er entſchloß ſich, ſeiner Gemahlin nach der Mark Brandenburg zu folgen, und verließ am 3. Jan. Breslau. Bald traten die Schleſier mit dem Kurfürſten ſelbſt in Unterhandlung und ſchon im Februar war die Unterwerfung der empörten Länder, Schleſien und Lauſitz, vollendet. Noch war kein Schwertſtreich geſchehen um die mit ſo großem Pomp angekündigte Erhebung, und ſchon zahlte man Tonnen Goldes, um nur eine friedliche Unterwerfung und Amneſtie zu erhalten. Des Königs, dem man wenige Monate

---

25) Vgl. die einzelnen Verhandlungen mit den Ständen bei Menzel VII. 19. Seine Gemahlin war ihm übrigens ſchon am 27. Nov. vorausgeeilt. Die verzweiflungsvolle Stimmung, womit Friedrich die Schleſier wanken ſah, ſpricht ſich in dem Briefe aus (Ebend. S. 20). An der Wendung der Dinge in Schleſien hatte Sachſen den größten Antheil, wie auch K. A. Müller S. 444 zeigt, und wenn man die Gründe lieſt, wodurch Friedrich ſeinen Wegzug gerechtfertigt hat (ſ. Moſer Patr. Arch. VII. 158), kann man ihn nicht, wie geſchehen iſt, der Feigheit beſchuldigen.

zuvor geſchworen, ward kaum gedacht; höchſtens bemühte man ſich, ein Paar Vorrechte und alte Privilegien der Provinzen und Corporationen aus dem großen Schiffbruch zu retten.

Friedrich war während dieſer Zeit nach Brandenburg gereist und erfuhr auch hier, auf wie viel Freundſchaft der Unglückliche zu rechnen habe. Die Königin Eliſabeth, die vorher gekommen, fand im Lande ihres Schwagers kaum einen Ort zu ihrer nahen Entbindung; erſt nach langem Bitten gab ihr Georg Wilhelm in Küſtrin eine Wohnung und ſpärliche Nahrung, und auch dies Wenige ward durch die unfreundliche Art, in der man es gab, verbittert. So gebar ſie am Weihnachtstage 1620 einen Sohn, Moriz, deſſen Leben und Tod von demſelben Geſtirn beherrſcht ſchien, als der unheilvolle Moment ſeiner Geburt. Bald ward aber auch dieſe Zuflucht dem armen Königspaare verbittert; Furcht vor dem Kaiſer ließ die feigen Seelen ſelbſt die nächſte Pflicht, die ſie als Menſchen und als Verwandte hatten, vergeſſen, und mit ſchmutziger Knauſerei beklagte man ſich in Kurzem über den armſeligen Lebensunterhalt, den man den Bedrängten bot. Friedrichs Ankunft (im Jan.) verſchlimmerte die Sache noch; um dem Mangel und Hunger zu entgehen, mußten ſie von Küſtrin nach Berlin wandern, und auch dort konnte Friedrich nicht ſicher verweilen. Er eilte heimlich nach Wolfenbüttel, auch da waren die Verwandten für ihn nicht zu Hauſe [26]).

Dort erwartete er die Ankunft ſeiner Gemahlin, mit welcher er m 14. April im Haag vom Prinzen Moriz empfangen ward.

So war in wenigen Monaten der ganze drohende Aufſtand erſtickt; Schleſien und Mähren überwältigt und auch in Böhmen ging es mit dem Widerſtand zu Ende. Dort hatte Ernſt von Mansfeld ſchon vor der prager Schlacht den Krieg ganz unabhängig und auf eigne Hand geführt. Er lehnte ſich an feſte

26) C'est une courtoisie extraordinaire, ſchreibt der gutmüthige Pfalzgraf an ſeine Gemahlin. Aretin Beiträge VII. 174.

Plätze wie Pilſen an, hielt bald die Kaiſerlichen durch Unterhandlungen hin, bald ſuchte er um jeden Preis wenigſtens hohe Contributionen zu erzwingen, zog aber dadurch immerhin den Krieg oder vielmehr ſeinen Aufenthalt mit dem Heere 8 bis 9 Monate hinaus. Da der Krieg hier den Krieg ernährte, beſtand dieſer ſogenannte Feldzug mehr in einem wohlberechneten Plünderungsſyſtem; bei der Demoraliſation der Söldner blieb den bedrückten Städten wenigſtens die Hülfe, durch Verrath und Beſtechung ihre Dränger los zu werden[27]. In dieſer troſtloſen Weiſe und ohne das Intereſſe an eine allgemeine Sache auch nur zu erheucheln, trieb es Mansfeld den ganzen Winter 1620 und das Frühjahr 1621 hindurch fort; und es bleibt nur das Eine räthſelhaft, wie er gegen die überlegene ſächſiſche und bayriſche Macht, die ſich freilich ohne alle Energie benahm, ſo lange das Land ausſaugen konnte. Es mußten ohne Zweifel hier politiſche Gründe obwalten, oder ein allgemeiner Kriegsplan durchaus fehlen; in jedem Falle bemühte man ſich nicht allzueifrig, die Mansfeldſche Macht zu vernichten, denn auch als (Juli 1621) es zu einem Treffen kam, ward dies mit einer Lahmheit auf beiden Seiten geliefert, die den würdigen Schluß zu dem ganzen Feldzug bildet. Mansfeld werden wir bald nachher am Rhein finden.

Indeſſen war auch in der Pfalz der Krieg losgebrochen; der Marcheſe Spinola kam mit einem ſpaniſchen Heere die Niederlande herab und fing an, die Verbündeten Friedrichs V. zu bearbeiten. Schon im Auguſt 1620 hatte Erzherzog Albrecht an Moriz von Heſſen geſchrieben und ihm im Fall der Neutralität „im Namen des Kaiſers und der Krone Spanien“ Sicherheit ſeines Landes angeboten; Aehnliches verſuchte Spinola bei dem Markgrafen von Baden-Durlach. Die Unirten, als ſie von dem Heranziehen des ſpaniſchen Marcheſe hörten, richteten in ihrer Unſchuld ein Schreiben an den Kurfürſten von Sachſen und beriefen ſich auf Reichsgeſetze und geſchloſſene Verträge,

27) Müllers Forſch. III. 1. S. 437—443.

welche ſolch fremden Armeen den Eintritt in Deutſchland verböten. Kurſachſen gab eine unbeſtimmte, nichtsſagende Antwort; die Beſchwerde, die der pfälziſche Adminiſtrator, Johann von Zweibrücken, nach Dresden richtete, war nicht glücklicher. Der Kurfürſt verſicherte zwar, zu Mühlhauſen weder über Spinolas Expedition, noch eine projektirte Achtserklärung Friedrichs V. ſein Votum gegeben zu haben, fand es aber doch natürlich, „daß Oeſtreich nicht ſtille ſitze.“ Seine guten Lehren über das Geſchehene, ſein ſalbungsvolles Sichgetröſten, an der ganzen Verwirrung keine Schuld zu haben, war eine ſchlechte Abhülfe für die gerechte Beſchwerde des pfälziſchen Regenten; hatte ja doch ſelbſt Kurmainz Klage erhoben über dieſe Verletzung der Reichsgeſetze und der jüngſten Verträge[28]).

Spinola kam indeſſen (Aug. 1620) von Coblenz den Rhein herauf, während ſich das Unionsheer, den Herzog von Würtemberg, die Markgrafen von Anſpach und Baden-Durlach an der Spitze gegen Frankfurt hinzog und am Main lagerte. Man erfuhr, daß Spinola auf der andern Seite ſich gegen Mainz wende, und die Furcht, man möchte im Rücken bedroht und die Rheinbrücke bei Oppenheim genommen werden, bewog die Unirten (17. Aug.) zum ſchnellen Rückzug gegen Oppenheim. Dorthin folgte ihnen der ſpaniſche Feldherr, nachdem er Mainz beſetzt und Verſchanzungen dort aufgeworfen (26. Aug.). Obwohl zum Kampfe fertig lagen ſich doch beide Theile dort zwei Tage lang unthätig gegenüber, bis Spinola (29. Aug.) aufbrach und, den Unirten ſehr unerwartet, achttauſend Mann gegen Kreuznach ſchickte. Der Platz war ſchwach beſetzt, Rath und Beſatzung ungewiß, ob Entſatz kommen würde; ſo reichten denn ein Dutzend Kanonenſchüſſe, mehr zum Schrecken als zum Schaden, hin, die Stadt zur Uebergabe zu bewegen (31. Aug.). Man entwaffnete die Bürgerſchaft und ließ ſie im Namen des Kaiſers einem Markgrafen von Baden (von der katholiſchen Linie)

28) Londorp II. 172. 174. 177.

huldigen; auf dem flachen Lande hausten die ſpaniſchen Horden ſchonungslos [29]).

Auch Alzei ergab ſich und das Unionsheer gerieth in ſolchen Schrecken, Spinola möchte Worms beſetzen, daß es in lächerlicher Eile ſein Lager im Stich ließ und ſich zurückzog; jetzt und nachher hat nur der pfälziſche Oberſt, Hans Michel Obertraut, mit gewohnter Bravour die pfälziſche Kriegsehre gerettet und den Spaniern in kleinen Streifzügen viel geſchadet. Er konnte aber nicht hindern, daß Oppenheim genommen ward und gegen Beſtätigung ſeiner politiſchen und kirchlichen Rechte dem Kaiſer ſchwören mußte, daß Sobernheim, Simmern und andere Plätze den Spaniern in die Hände fielen. Die Erbitterung über dieſe Kriegführung der Union war ſo groß, daß die Führer eine Vertheidigungsſchrift herausgeben mußten [30]), aus der hervorgeht, daß ſie auf die Ehrlichkeit der kaiſerlichen Politik und auf die Heiligkeit der Verträge mehr bauten, als dies kluge Staatsmänner hätten thun dürfen.

Eine bittere polemiſche Schrift aus jener Zeit „der ſpaniſche Schlaftrunk" deckt in ſchonungsloſer Weiſe die verkehrte und unthätige Politik der Unirten auf [31]); aber beſſer wurde es nicht. Der Abfall und die Deſertion ward immer größer und das Land ward allmälig ſpaniſch. Auch die pfälziſche Regierung hatte daran ihren Antheil. Man baute zu ſehr auf die Union; den brauchbaren Offizieren traute man nicht, den angeworbenen Soldaten gab man keinen Sold oder nur in ſchlechter Münze. Die Mannszucht war verwahrloſt; während die Kriegslaſt das arme Volk drängte, blieb Alles verſchont „was mit der Feder auch nur einen Buchſtaben kritzeln konnte." Alte bewährte Diener ſtieß man vor den Kopf; ſchlug den höher an, „der hinterm Ofen geſeſſen, eine Demoiſelle zu careſſiren weiß, und nichts gelernt, als in einem weichen Bette bis in lichten

29) Theatr. eur. S. 381 f.
30) Theatr. eur. 383.
31) Londorp II. 210 f.

Tag zu ſchlafen, oder vielleicht einen welſchen Hahn vorzulegen.“ Es waren das die ſchlimmen Folgen des leichtfertigen Hof- und Regierungsweſens in den Jahren vor dem Kriege, und die Verſchwendung, die Anarchie, ein egoiſtiſches Schreiberregiment mochten allerdings im Augenblicke der Verwirrung ſo grell hervorſtechen, wie es die Pamphlete der Zeit darſtellen[32]).

Der Prinz von Oranien ſuchte vergeblich den Weg nach dem Rheine zu gewinnen; die Spanier hatten die holländiſchen Gränzen beſetzt, und es erſchien nur Heinrich Friedrich von Oranien mit 2600 Fußgängern und 36 Compagnien Reitern. Er vereinigte ſich zwar bei Worms mit den Unirten (Okt.), aber alle ſtrategiſchen Plane, welche die beiden Moriz von Heſſen und Oranien ausdachten, ſcheiterten an der Muthloſigkeit der Unirten und der pfälziſchen Regierung. Eine Flugſchrift der Zeit ſagt, in Heidelberg ſey ein ſolcher Schrecken in die Leute gefahren, daß die höchſten Häupter vom Hof, aus der Kanzlei und Viele der Vornehmſten davonliefen; gewiß iſt, daß ohne Noth die Kurfürſtin Wittwe, Beamten und Profeſſoren ſich flüchteten, und dadurch die Muthloſigkeit des Volkes vermehrten. Zwar war die Bergſtraße beſetzt, aber noch hielt Frankenthal Stand und es war durch kräftiges Handeln noch Alles zu retten. Allein Landgraf Moriz von Heſſen hatte wohl Recht, wenn er den Unirten vorwarf: Euch ſchmecken die wormsgauer Trauben ſo wohl, daß ihr der ſpaniſchen Pomeranzen vergeſſet; denn Spinola beſetzte (Anf. Nov.) den größten Theil der Rhein-, Nahe-, Moſelgegenden und der Wetterau. Eine Reihe von Plätzen, darunter Caub, Simmern, Trarbach, Meiſenheim, Stromberg, Spanheim, Friedberg, Gelnhauſen, Wetzlar, Braunfels unterlagen ihm, und die Schlauheit des ſpaniſchen Feldherrn ſchadete den Unirten nicht weniger, als ſein militäriſches Uebergewicht[33]). Dies verleidete auch dem Prin-

32) Londorp II. 215.

33) Jetzt ſuchten die Unirten ihm mehrmals ein Treffen anzubieten, doch wußte Spinola es immer zu vermeiden; am 14. Okt. lagen ſie ein-

zen Heinrich Friedrich von Oranien ſchon am Ende Nov. ſein längeres Verweilen; Mißmuth über die Unirten [34]) trug zu ſeinem ſchnellen Abzug eben ſo viel bei, als die Beſorgniß, zuletzt iſolirt und erdrückt zu werden; die öffentliche Meinung hat nur die Furcht als Motiv angenommen und beim Volkswitz ward die Redensart ſprichwörtlich: Er läuft wie ein Holländer. In der That hatte der holländiſche Succurs nirgends Spuren ſeines Daſeyns hinterlaſſen, als durch die barbariſchen Plünderungen, wodurch er ſeinen Rückzug bezeichnete. Solchen Ausgang hatte der Feldzug in der Pfalz und am Rhein, als die Nachricht von der prager Kataſtrophe eintraf.

Wenn ſchon der Verluſt einer einzigen Schlacht auf allen Seiten einen ſo niederſchlagenden Eindruck machte, und nicht nur Mähren, Schleſien und Böhmen, ſondern auch die Fürſten der Union, deren Schickſal eng an das Friedrichs geknüpft war, erzitterten, wenn ſchon bei der erſten trüben Wolke, die des Pfalzgrafen Glücksſtern verdunkelte, ſein Schwager von Brandenburg ihn wie einen Fremdling und Verpeſteten von ſich wies, was mußte erſt geſchehen, wenn die Feinde ihres Uebergewichts ſich zu noch entſchiedeneren Schritten bedienten. Wollte man blos Böhmen dem Pfalzgrafen entreißen, im Nothfall auch die Union auflöſen, es war jetzt bereits erreicht, und ein großmüthiger und weiſer Sieger brauchte jetzt keinen Schritt weiter zu gehen. Es kam jetzt auf die entſcheidende Probe an, ob Ferdinand für Deutſchland und deſſen Frieden, oder für ſich und ſeine habsburgiſch-römiſche Parthei focht; jetzt war es noch die beſte Zeit, durch milde Unterwerfung des gedemüthigten Pfalzgrafen und erträg-

ander bei Alzei ſo gegenüber, daß man eine Schlacht erwartete; Spinola aber, deſſen Soldaten ziemlich muthlos waren, obwohl er eine feſte Stellung eingenommen, machte ſich unter dem Schutze der frühen Dunkelheit davon, während die Unirten immer noch beriethen, wie ſie ihm beikommen ſollten. Vgl. Theatr. eur. p. 385.

34) Khevenh. p. 1160 ſagt wenigſtens: „als Graff Henrich Friedrich von Naſſau ſich mit den andern Fürſten und Häubtern nicht wohl vertragen können“ ꝛc.

liche Bedingungen der Welt zu zeigen, daß man im Intereſſe des gemeinſamen Friedens auch zu Opfern bereit ſey, daß man nur den Friedensſtörer, nicht den Proteſtanten in Friedrich be-kämpfe. Aber man hatte weitergehende Plane, und ſchon die Ereigniſſe des Jahres 1620 laſſen einen tiefen Blick in die politiſchen Berechnungen der habsburgiſch-ſpaniſchen Politik thun. Als (noch vor der prager Schlacht) der engliſche Geſandte Cotniton beim kaiſerlichen Botſchafter, Graf Khevenhiller, zu Madrid die Geſinnungen Ferdinands zu erkunden ſuchte[35]), ward ihm eine Antwort zu Theil, die ſehr unzweideutig zu verſtehen gab, daß man ſich das Benehmen Carls V. in dem ſchmalkaldiſchen Krieg zum Muſter genommen habe, und als ſpäter Jakob I. an Ferdinand II. ſelbſt eine Botſchaft wegen ſeines Schwiegerſohns richtete, erwiederte ihm der Kaiſer, man werde Friedrichs Verfahren „nicht ungeahndet hingehen laſſen“ [36]). Was das hieß, deuteten gleichzeitige Schritte der bayriſchen Politik hinlänglich an; das Auftreten eines bayriſchen Agenten in Madrid, des Dr. Leickhuer, mit einer weitläufigen Deduction über Bayerns Anſprüche an die pfälziſche Kur, ließen wohl ahnen, was man gegen Friedrich V. im Schilde führe. Wem es noch ein Räthſel war, dem mußten Ferdinands II. Maßregeln, die er jetzt (Jan. 1621) gegen den unglücklichen Fürſten vornahm, die Augen öffnen. Am 29. Januar erſchien der Kaiſer, begleitet von ſeinem Hof und dem Marſchall, der das Schwert trug, im Ritterſaal und beſtieg den kaiſerlichen Thron. Der Vicekanzler, Hans Ludwig von Ulm, hielt einen Vortrag und händigte dem Kaiſer die ausgeſprochene Achtserklärung gegen Friedrich V., gegen den Markgraf von Jägerndorf, Chriſtian von Anhalt, und den Grafen von Hohenlohe ein. Die gewöhnlichen Ceremonien folgten; der Kaiſer zerriß die Papiere, trat ſie mit Füßen und Herolde warfen ſie zum Fenſter hinaus; unter Pauken und Trompeten ward das Urtheil in der Stadt

35) Khevenh. IX. p. 472.
36) Khev. p. 1219.

publicirt und eine lange Rechtfertigungsſchrift durchs Reich verſandt [37]). Des Verbrechens der Majeſtätsbeleidigung und des Friedensbruchs war er angeklagt; den Unpartheiiſchen können aber die Beweisführungen der kaiſerlichen Deduction von dem Grunde eines ſolchen Urtheils eben ſo wenig überzeugen, als die feierlichen Ceremonien den Mißbrauch verhüllten, den man hier mit dem Rechte trieb. Daß Bayern nach der Pfalz, der Kaiſer nach Jägerndorf lüſtern war, blieb auch den Gutmüthigen nicht verborgen, und es gab ſehr Wenige, die ſich durch die feudaliſtiſche Comödie im wiener Thronſaal darüber verblenden ließen. Die Execution gegen Friedrich V. ward Bayern übertragen! — Beleidigter, Kläger und Richter in einer Perſon, das war das geringſte, was man ſich bei dieſem Prozeſſe herausnahm; ging man ja ſogar ſo weit, daß man ſtatt den Pfalzgrafen vor ein Reichsgericht, vor die Kurfürſten, zu ſtellen, wie es die goldne Bulle verlangte, ihn durch ſervile Höflinge politiſch todtſchlagen ließ. Von den ſtreitigen Punkten der böhmiſchen Sache war keine Rede; Friedrich vorzuladen und zur Vertheidigung aufzufordern, fiel dem muſterhaften Gerichtshofe nicht ein; man hielt es natürlich auch nicht für nöthig, anzuführen, daß Friedrich mit dem Kaiſer als Kaiſer in gar keiner Fehde war [38]). Es iſt jetzt ohne Intereſſe, die ganze Staats-

---

37) Vgl. namentlich Khev. 1351 f., der ſich viel Mühe gegeben hat, das Crimen laesae majestatis herauszuklauben. Mit Recht ſagt ſchon der alte Senkenberg XXV. S. 2: Wer ein Muſter eines weitſchweifigen, langweiligen, verworrenen Aufſatzes leſen will, der kann ſich an derſelben beluſtigen.

38) Schon damals ward dieſer Prozeßgang beleuchtet, z. B. in der bei Londorp II. p. 363 angeführten Schrift: Ein denkwürdiges Modell der kaiſerlichen Hofprozeſſe ꝛc. Dann Achtsſpiegel. Mannh. 1622. und einige andere. Wie gewöhnlich in Deutſchland half das aber nichts. — Eine recht gute Beleuchtung des kaiſerlichen Verfahrens iſt dadurch gegeben, daß (Londorp II. 363 ff.) die bisherigen Schritte Ferdinands, ſeine Vorſtellungen an Mainz, Sachſen u. ſ. w. abgedruckt und mit ſcharf beurtheilenden Noten verſehen ſind. Die bedeutendſte Apologie des kaiſerlichen Verfahrens, die ſich aber mehr der Breite als der Tiefe nach ausdehnt, findet ſich Lond. II. S. 314—353.

logik, die in der kaiſerlichen Deduction verhüllt liegt, einer Beurtheilung zu unterwerfen; nur das Grellſte mußte hervorgehoben werden, um die greuliche Verwirrung aller Rechtsbegriffe zu zeichnen. Schwerlich waren die Urheber ſelbſt von der Rechtlichkeit und moraliſchen Nothwendigkeit ihres Schrittes überzeugt; aber ſie ſahen den Kleinmuth, den Egoismus aller derer, die ſich Friedrichs Freunde nannten; es bedurfte nur eines eclatanten Bruches, eines tüchtigen Schreckſchuſſes, um das eigentliche Signal zum vollſtändigen Abfall zu geben. Und den Zweck erreichte man vollſtändig.

Zwar hatte die Union noch im Dezember, alſo nach der prager Schlacht, auf einer Verſammlung zu Worms ſich ſehr warm für Friedrich ausgeſprochen, Geſandte an auswärtige Fürſten abgeſandt, auch ſogar den Muth gehabt, auf die Verletzung hinzuweiſen, die ſich der Kaiſer ſelbſt mit den von der Union heilig gehaltenen Verträgen erlaube. Aber es war nicht allzuſchwer, dieſes Feuer zu dämpfen. Jedenfalls kann man der habsburgiſchen Politik das zweideutige Lob nicht verſagen, daß ſie bei dieſer Gelegenheit Alles geleiſtet hat, was durch Einſchüchterung der Feigen, durch Verdrehung oder offne Verletzung geſchriebener Verträge, durch geſchickte Spaltung der verſchiedenen Intereſſen, durch trügliche Verſprechen zu erreichen möglich war. Als (Jan. 1621) die Union ſich zu Heilbronn verſammelte, erſchien als Unterhändler der Landgraf Ludwig von Heſſen-Darmſtadt, als Führer der feindſeligen Schritte gegen ſeinen Verwandten in Caſſel, als diplomatiſcher Abenteurer in der Geſchichte jener Zeit viel benannt. Es galt jetzt zunächſt, den Markgrafen Joachim Friedrich und den Herzog von Würtemberg, von denen namentlich der letztere um Mömpelgard ſtark beſorgt war, von der gemeinſamen Sache abzuziehen. Der Landgraf wiederholte die auch anderwärts von Spinola bis zum Ueberdruß oft ausgeſprochene Verſicherung, gegen die Union habe man nichts Feindſeliges im Sinne, wenn ſie ſich nur ruhig verhalte, ſetzte aber bedauernd hinzu, der Kaiſer werde wohl auch die Unirten in die Acht erklären, wenn ſie die Pfalz

unterſtützten, d. h. das thäten, was ihnen Ehre, Pflicht und geheiligte Verträge vorſchrieben. Das Mittel wirkte; ſchon am 8. Febr. erließ die Mehrzahl der zu Heilbronn Verſammelten ein Schreiben an den Landgrafen mit Friedensanträgen, und der Markgraf Joachim Ernſt erklärte ſchon, lieber in des Kaiſers Dienſt eine Pike tragen zu wollen, als anderwärts Befehlshaber zu ſeyn! Der Entwurf eines Friedensantrags, der ſich einem ähnlichen Projecte des Landgrafen ſelbſt ſehr näherte [39]), verſprach eine Geſandtſchaft nach Wien zu ſchicken, den Pfalzgrafen zur Abtretung der böhmiſchen Krone und zur Unterwerfung zu veranlaſſen, verlangte aber dafür einen Waffenſtillſtand und bis zum Augenblick des Friedens ſollte die Pfalz von zwei unpartheiiſchen Fürſten in Sequeſter genommen werden. Der Landgraf Ludwig betrachtete mit Recht ſchon dies als ein großes Zugeſtändniß von den Unirten, um ſo mehr, da ſie naiv hinzufügten, falls Spinola noch mehr verlange, ſie auch mehr bewilligen würden, und der Markgraf Joachim Friedrich, ſo wie der Herzog von Würtemberg ſogar verſprachen, eine Zeitlang den Kaiſer im Krieg zu unterſtützen. Aber auch dieſer Vertrag ward noch (Anf. März) auf einer Zuſammenkunft zu Weinheim zu Gunſten des Kaiſers modificirt; alles freilich nur unter Mitwirkung Joachim Friedrichs und des Herzogs von Würtemberg; denn die zu Heilbronn anweſenden pfälziſchen Geſandten, der engliſche und holländiſche Botſchafter und die Bevollmächtigten der Städte wollten ſich auf dieſe plumpe Weiſe die Hände nicht binden laſſen. Die beiden Genannten gaben aber ſogar in Weinheim zu, daß die Art des Sequeſters Kurſachſen, dem ganz an die Politik des wiener Hofs geknüpften Sachſen, überlaſſen werden ſolle! So ward Graf Solms nach Wien geſchickt und die Unirten waren gutmüthig genug zu

39) Senkenb. XXV. S. 25. Ebendaſelbſt iſt auch Note n. eine Probe gegeben, wie Ludwig von Heſſen unterhandelte. In dem Entwurf, den er den Unirten vorlegte, war die Oberpfalz für den Lebensunterhalt Friedrichs V. ausbedungen; in dem, was er noch dem Kurfürſten von Mainz zeigte, war es geſtrichen, weil er beſorgte, dadurch in Wien zu mißfallen.

glauben, damit ſey die Sache abgethan. Die kaiſerlichen Unterhändler hatten aber einmal die Schwäche, Rathloſigkeit, den Mangel an Einheit bei den Unirten kennen gelernt; es war zu lockend für Ludwig von Heſſen und den Kurfürſten von Mainz, der Furcht der genannten Fürſten noch ein Weiteres abzuringen. Namentlich verſtand es Spinola meiſterhaft, durch unbeſtimmte, kühle Erklärungen, durch Zögern mit dem verlangten Waffenſtillſtand die geängſteten Herren wahrhaft auf die Folter zu ſpannen, und ſo gelang es Ludwig von Heſſen, ſchon am 23. März in Bensheim den Markgrafen und den Herzog von Würtemberg zu einer oſtenſibeln Erklärung zu vermögen, in der ſie ſich ziemlich deutlich von der pfälziſchen Sache trennten und zu einer Separatunterhandlung ihre Zuſtimmung gaben. Triumphirend ſchickte Ludwig dieſes Document an Spinola, triumphirend ſchrieb er nach Wien: das Unionsweſen fange nun an, allmählig ſich aufzulöſen [40]).

So war es denn ganz natürlich, daß wenige Tage nachher ($\frac{2}{12}$ April) der ſchmähliche Vertrag zu Mainz zu Stande kam, in welchem Ludwigs zweideutige Vermittlungskunſt und Spinolas ſchlaue Zähigkeit über die feige Angſt der beiden genannten Fürſten den vollſtändigſten Triumph feierten. Sie verſprachen für die Union, ihre Truppen nicht gegen Spinola zu gebrauchen, weder mittelbar noch unmittelbar den Kurfürſten von der Pfalz zu unterſtützen, die Pfalz zu räumen, die Union — aufzulöſen. Für Friedrich V., den die wackern Unterhändler, nach des Spaniers Spinolas Willen, nur wegwerfend **Friedricus Palatinus** betitelten, war nichts als das vage Verſprechen eingeſchloſſen, man wolle für ihn Fürbitte einlegen; und doch war ſein Untergang ſchon beſchloſſen, über ſein Land ſchon verfügt! der Kaiſer beeilte ſich natürlich, ſolch einen unſchätzbaren Vertrag recht ſchnell zu beſtätigen. Es geſchah ſchon am 22. April.

40) Vgl. Senkenberg XXV. S. 33, der es aus den Originalien des darmſtädter Archivs geſchöpft hat.

Wenn die Mächtigſten der Union ſich ſo ſehr beeilten, zu Verräthern an der gemeinſamen Sache zu werden, was ſollten die vereinzelten hülfloſen Städte thun? Ihnen war es ſchon jetzt klar geworden, daß ſie zuletzt die Zeche würden bezahlen müſſen, deßhalb hatten auch ſie, Straßburg an der Spitze, ($\frac{14}{24}$ März) ſich gefügt. Mehr Mühe koſtete es mit Landgraf Moriz von Heſſen. Obwohl ihn Spinola am nächſten bedrängte, obwohl ihn ſeines darmſtädter Vetters Ludwig Benehmen ernſtlich beſorgt machen mußte um die Integrität ſeines Landes, und ſeine Stände ihn nicht unterſtützten, ſo erklärte er doch noch ſelbſt nach der Achtserklärung ſeinen entſchiedenen Willen, der gemeinſamen Sache nicht treulos zu werden. Aber die Verhandlungen zu Bingen, wieder von Spinola geleitet und durch die Monate Februar und März hindurchgezogen, brachten ihn, ohne ſeine Schuld, ins Netz; gegen eine ganz vage Friedensverſicherung ſchloſſen dort ſeine Geſandten, (5. April), einen ſchmählichen Unterwerfungsvertrag. Sie hatten aber ihre Vollmachten überſchritten und waren an den ſpaniſchen Meiſtern der Diplomatie zu Schanden geworden; Landgraf Moriz beſtätigte deßhalb den Vertrag nicht, was jedoch die Unterhändler zu Mainz nicht hinderte, dem Markgrafen Joachim Friedrich und dem Herzog von Würtemberg vorzuſtellen, die Sache ſey abgemacht. Freilich ſah ſich nachher Moriz durch die factiſche Auflöſung der Union doch genöthigt, die meiſten Punkte des Vertrags zu erfüllen [41]).

So hatte die kaiſerliche Politik ihren Zweck vollſtändig erreicht; die Unirten waren unter ſich getrennt, den Verbündeten Friedrichs die Arme gebunden und Spinola jetzt ungehindert, die Pfalz in Beſitz zu nehmen. Der letzte Verſammlungstag zu Heilbronn (am 24. April) war der Begräbnißtag der ganzen Union; einer machte dem andern bittere Vorwürfe, und

41) Dieſe ganze Geſchichte hat erſt durch Rommel (VII. S. 401–409) ihre völlige Aufklärung gefunden; Senkenb. XXV. S. 39 ff. war hier über Manches, wovon ihm urkundliche Berichte fehlten, noch im Dunkeln.

die Unterzeichner des mainzer Vertrags wurden von dem Markgrafen von Baden offen der Beſtechlichkeit angeklagt [42]). Man löste ſich förmlich auf, und von allen Seiten regnete es jetzt Spottſchriften und Satiren, theils von erbitterten Proteſtanten, theils von ſchadenfrohen Jeſuiten verfertigt.

Was die Unirten erreicht hatten durch ihre übereilte Feigheit, das konnte ihnen in Kurzem klar werden, als ſie Geſandte in demüthiger Unterwerfung nach Wien ſchickten. Man nahm ihre kriechenden Erklärungen mit gerümpfter Naſe auf, und als man ſehr unterthänig ein Paar Worte über den Pfalzgrafen anbrachte, wurde die Sache vom Kaiſer ſehr weit hinausgeſchoben; er klagte über deſſen Verſuche den Krieg wieder anzufachen, ſprach von Erſtattung der Unkoſten in Böhmen, die man beiläufig auf 100 Millionen anſchlug, und verlangte zuerſt ganz unbedingte Unterwerfung. Einem Charakter, wie der Ferdinands war, ſtandhaft und muthig im Unglück, ſtolz und gewaltſam im Glück, kann man es wohl verzeihen, wenn er in etwas hochtrabendem Tone die Geſandten eines Bundes abfertigte, der vor wenig Jahren noch Habsburg zittern machte und jetzt vor ihm zertrümmert im Staube lag. Welch namenloſes Unheil wäre aber von Deutſchland abgewendet worden, wenn man jetzt, ſtatt Trug und Gewaltthat, den Weg der Verſöhnung aufrichtig eingeſchlagen hätte.

Daß es dem Kaiſer aber darum nicht zu thun war, zeigte ein anderer Vorfall aus jener Zeit noch deutlicher. Chriſtian IV. von Dänemark hatte mit den Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes eine Zuſammenkunft zu Segeberg gehabt (Anf. März) [43]); dort hatte man beſchloſſen, Chriſtian ſolle bei Ferdinand ver-

---

43) Unwahrſcheinlich iſt ſo etwas um ſo weniger, wenn man weiß, daß auch in Kurſachſen bei den leitenden Perſonen des Kaiſers Gold thätig geweſen war. Auch Senkenberg XXV. S. 44 meint, „die einſt ſo helle Sonne der Union ſey vielleicht gar vor dem Glanz einiger ſpaniſchen Dublonen verſchwunden“ und findet das Gerücht einer Beſtechung, namentlich durch die Scene in Bensheim, ſehr begründet.

43) Ihre Vorſtellung an den Kaiſer ſ. Londorp II. 390.

mittelnde Vorſtellungen machen. Jetzt erſchien zu Wien eine däniſche Geſandtſchaft, Heinrich von Ranzau an der Spitze, und erſuchte den Kaiſer um mildere, verſöhnlichere Maßregeln. Das fortwährende Beiſammenhalten großer und zwar ausländiſcher Truppenmaſſen, deren Verfahren nicht nur gegen die Pfalz, ſondern auch gegen neutrale Fürſten, das Beunruhigende, das darin für alle benachbarten Fürſten liege, namentlich aber die auffallende Achtserklärung — dies waren die Hauptpunkte, um deren Abſtellung Dänemark nachſuchte und wozu es die vermittelnde Hand bot. Ferdinand II. theilte die Vorſtellung einigen Kurfürſten mit, und gab dann (7. Juni) eine abſchlägige, ſehr weit ausgedehnte Antwort [43 a]), deren Hauptbeſtreben war, die gemachten Schritte zu rechtfertigen. Was darauf die däniſchen Geſandten geantwortet, war zwar ſchwer zu widerlegen, hatte aber keinen Erfolg und ſie zogen unverrichteter Sache ab.

---

43 a) Man findet die ganze Verhandlung Londorp II. S. 391 — 404, wo des Kaiſers Antwort allein die S. 392—399 füllt. Es wäre Zeit und Mühe verloren, in die Details der Verhandlung einzugehen. Um aber eine Probe zu geben, wie der Kaiſer ſich vertheidigte, heben wir nur ein Paar Punkte hervor: daß die Achtserklärung widerrechtlich ſey, läugnete er, und doch konnte man ihm den Buchſtaben des Reichsgeſetzes entgegenhalten: Spinolas Truppen gab er für burgundiſche Kreistruppen aus, und doch konnten ihm die däniſchen Geſandten aus einem Briefe des Erzherzogs Albrecht darthun, daß dieſelben mit ſpaniſchem Geld bezahlt, von Spaniern angeführt und nur der Krone Spanien eidlich verpflichtet ſeyen; daß Spinolas Leute Exceſſe begangen hätten, leugnete er ebenfalls, und doch konnten ihm abermals die Dänen ganz beſtimmte Fälle zur Widerlegung anführen. Daß irgend ein Fürſt außer den Friedensſtörern etwas zu beſorgen habe, dieſe alte Behauptung wird auch von Ferdinand wiederholt, und doch konnten ihm die Geſandten die Drohmittel entgegenhalten, womit man die Union zum ewigen Schweigen gebracht; von ſeiner friedfertigen und milden Geſinnung gab der Kaiſer wiederholte Verſicherungen, und doch wurde damals gegen Friedrich bereits der Untergang vorbereitet, und in demſelben Moment, als des Kaiſers Mund jene Worte keck ausſprach, ward Prag durch ein Rachegericht der furchtbarſten Art im Blute förmlich gebadet. Was Spinolas Heer betrifft, ſo war es ein Betrug, zu behaupten, es ſeyen burgundiſche Kreistruppen. Die Unirten ſelbſt ſahen

Der Hauptvorwand, warum Ferdinand jede mildere und vermittelnde Maßregel zu Gunſten Friedrichs V. von der Hand wies, war diesmal wie ſonſt der Umſtand, daß Friedrich auch nicht im entfernteſten annähernde Schritte zur demüthigen Unterwerfung thue. Nun hatte aber Friedrich bereits am $\frac{1}{11}$ Mai von Gravenhaag aus ein Circulare nach Deutſchland abgeſchickt, das allen Kurfürſten und vielen andern Fürſten zu Hände kam; das ganze Schreiben hat keinen andern Zweck, als den der Vermittlung und des Friedens [44]). „Wir wollen, heißt es dort, uns Ihrer Majeſtät zu unterthänigen Ehren gern bequemen, ſoviel wir immer ohne Verletzung unſrer Ehren und guten Gewiſſen, welches wir billig höher als unſer Leib und Leben und alle das zeitlich Gut achten, werden thun und eingehn können.“ Dann: „wir getröſten und verſehen uns darauff zu Ihrer Majeſtät ſie werde durch eine Generalamneſtie allem Unheil aus dem Grund abhelfen.“ Dies Schreiben, bei allen Fürſten verbreitet, kann Ferdinand gewiß nicht unbekannt geweſen ſeyn, und doch behauptete er den däniſchen Geſandten gegenüber, Friedrich habe noch nichts gethan zu einer unterwürfigen Annäherung [45])! Dies war der Erfolg, den bei Ferdinand die Schritte zum Frieden hatten; ähnliches, das von anderer Seite für Chriſtian von Anhalt geſchah, war ebenſo vergeblich.

---

es zu ſpät ein. Bei Londorp II. p. 171 ſteht die (d. d. Madrid 28. Juni 1620) Inſtruction Spinolas, woraus ohne allen Zweifel hervorgeht, daß es ein ſpaniſches Heer, in ſpaniſchem Sold und unter ſpaniſchem Oberbefehl war. Selbſt alle einzelnen Bewegungen ſind dort vorgeſchrieben, nebenbei auch anbefohlen, „die calviniſchen Ketzer zu verjagen und auszurotten und an derſelben Statt reine katholiſche Prieſter und inſonderheit die Patres societatis Jesu einzuſetzen.“ Wie falſch ſind dagegen die kaiſerlichen Verſicherungen!

44) Londorp II. p. 444.

45) Wenigſtens fand es Senkenberg (XXV. S. 73) im darmſtädter Archiv, an Landgraf Ludwig, den kaiſerlichen Unterhändler adreſſirt, und Ferdinand ſollte nichts davon gewußt haben? Bei Khev. IX. 1390 ſteht es an den Kurfürſten von Mainz adreſſirt.

Je weniger der Kaiſer zu einem Acte der Amneſtie ſich willfährig zeigte, um ſo thätiger zeigte er ſich nach einer andern Seite hin, im Strafen und in Blutgerichten. Es iſt die traurigſte Seite von Ferdinands Thätigkeit, und ſchließt ſich an das an, was ſeit der Achtserklärung von Wien ausgegangen.

Eine eigene Gerichtscommiſſion für Böhmen war ſchon in den erſten Monaten des Jahres beſtellt worden; ihre Inſtruction [46]) an den Präſidenten Fürſt Karl von Lichtenſtein ſchrieb unter anderen namentlich vor, „mit ſolch anerkannten Rebellen keine Weitläufigkeiten und Exceptionen zu machen," und man muß der Commiſſion bezeugen, daß ſie dieſem Befehle treulichſt nachgekommen iſt. In ſehr kürzer Zeit war der Proceß beendigt und ſchon am $\frac{11}{21}$ Juni [47]) konnte die furchtbare Execution vollzogen werden; es waren dreiundvierzig Verurtheilte, darunter 27 zum zum Tode Verdammte; jede Fürbitte der Hinterlaſſenen, nur um Aufſchub des Urtheils, war bei dem Präſidenten des Blutgerichts erfolglos; hatte man ja ſelbſt gegen das Andenken Verſtorbener und ihre Güter in ganz revolutionärer Weiſe gewüthet [48]). In wenig Stunden, nachdem man die letzten Augenblicke der Verurtheilten noch durch jeſuitiſche Proſelytenmacherei verbittert hatte, waren vierundzwanzig mit dem Schwerte hingerichtet, darunter Graf Schlick, Wenzel von Budowecz, Wilhelm Kinsky und andere, zum Theil ganz alte Leute [49]). Gegen Andere wurde die Strafe mit dem Strange vollzogen; die Meiſten noch verſtümmelt, dem Profeſſor Jeſſenius zuerſt die Zunge aus dem Hals geriſſen, Nikolaus Diebis mit der Zunge angenagelt. Die Leichname wurden geviertheilt, von zwölfen waren die Köpfe und die abgehauenen Hände auf dem Brückenthurm

46) Khevenh. IX. S. 1293 ff., in ganz barbariſchem Kanzleiſtil geſchrieben.

47) Londorp II. S. 428 ff., wo alle Einzelnen genau verzeichnet ſind.

48) S. das Urtheil bei Londorp II. S. 428.

49) Londorp II. p. 432 berechnet, daß 10 zuſammengerechnet ein Alter von 700 Jahren hatten.

aufgeſteckt worden [50]). Trotz dieſes unmenſchlichen Verfahrens ſtarben die Verurtheilten ſtandhaft und in religiöſer Ergebung; Jeſſenius betete zu Gott um Vergebung der Sünde, als man anfing ihm die Zunge abzuſchneiden.

Solch unmenſchliches Verfahren konnte weder in Ferdinands II. Politik noch in ſeinem Charakter liegen. Er war zwar hart, aber nicht grauſam; von Fanatismus nicht frei, aber nicht blutdürſtig. Es iſt gewiß nicht erdichtet, daß er unter Thränen das Urtheil unterſchrieb; im Gegentheil dieſer Zug bezeichnet den Mann und die Einflüſſe unter denen er ſtand, erſchöpfend. Es war die wüthende Rachſucht der Martiniz und Slavata, die ihn dazu reizten; es war der wüſte Fanatismus und die blutgierige Religioſität eines Lamormain und eines Menſchen wie der Kapuziner Sabinus, die in der Beichte und von der Kanzel herab ſolch ein Blutgericht als ein gottgefälliges Werk prieſen [51]), es waren die Jeſuiten, deren Caſuiſtik ſeine Gewiſſensbedenklichkeiten erleichterte. Die gewaltſamen Reactionen, womit Friedrichs V. fanatiſche Rathgeber den katholiſchen Cultus bedrängt hatten, hatten zudem in der katholiſchen Bevölkerung einen tiefen Stachel zurückgelaſſen, und bald mußten die Proteſtanten im Allgemeinen an Freiheit, Gut und zum Theil am Leben büßen, was die Scultetus und Conſorten an Bildern, heiligen Gefäßen, Kirchen und Reliquien in wüſter Zerſtörungswuth geſündigt hatten.

Nicht ganz zu überſehen iſt gewiß der finanzielle Geſichtspunkt; denn mit der blutigen Hinrichtung hatten die Confiscationen gleichen Schritt; man hat den Werth der jetzt confiscirten Güter auf fünf und eine halbe Million böhmiſche Thaler angeſchlagen [52]). Ein um ſo mächtigerer Sporn für den kirchli-

50) Das Einzelne ſ. Londorp II. S. 431 ff. und Khev. IX. p. 1309 f.

51) Vgl. Senkenberg XXV. S. 58 Anm. Die Predigt des Sabinus iſt bei Londorp II. p. 225 ff. abgedruckt. Für das Obige vgl. namentlich S. 229, wo er nach altteſtamentlichen Beiſpielen die Rache empfiehlt.

52) Londorp II. 433.

chen Terrorismus! Schon zwei Monate nach der prager Schlacht hatte man den proteſtantiſchen Geiſtlichen Bedingungen auferlegt, durch deren Erfüllung ſie aufhörten Proteſtanten zu ſeyn; bald nahm man die Kirchen und vertrieb die Calviniſten und Pikarden gewaltſam. Unter dem Vorwand der politiſchen Rebellion ward gegen Reformirte und bald auch gegen Lutheraner ſchonungslos gewüthet; es entſtand eine Reaction, die ſich mit den Proſcriptionen Sullas und der blutigen Sophiſtik der dominicaniſchen Inquiſition oder der jacobiniſchen Schreckenszeit hat meſſen können [53]. Zu wundern war es freilich nicht unter einem Fürſten, der in ſeinem Teſtament die Abweichung vom römiſchen Katholicismus als eine ſtete Quelle von Empörung und Ungehorſam bezeichnete, und der an den König von Spanien ſchrieb: „die Calviniſten ſcheuten für ihren Zweck keine Lüge, kein Verbrechen, keine Heiligkeit des Eides und des guten Rufes gelte bei ihnen [54].“

§. 7.

Friedrich V. bis zum Waffenſtillſtand vom Juli 1622.

Nachdem wir ſo Friedrichs V. tragiſchen Fall und die unglücklichen Folgen der prager Schlacht im Zuſammenhang erzählt haben, wollen wir Friedrichs perſönliche Thätigkeit wieder näher ins Auge faſſen und dann insbeſondere hervorheben, welchen Schutz und welche Hülfe ihm das verwandte England in der äußerſten Noth gewährte.

Seit ſeiner Flucht nach Holland war Friedrich nicht müde geworden in dem Beſtreben, ſich neue Freunde zu erwerben, oder die alten lau gewordenen aufzumuntern. Wie er aber ſchon

53) Da wir darauf nicht eingehen können, verweiſen wir auf das ſehr lehrreiche Buch von Peſchek: Die Gegenreformation in Böhmen 1844. Dort iſt I. 379 genau erzählt, wie die pfälzer Reformirten in den katholiſchen Kirchen zu Prag gehaust haben und zugleich S. 408 ff. eine ausführliche Geſchichte der katholiſchen Reaction gegeben.

54) Senkenberg XXV. 107. Londorp II. 495.

in Berlin und in Braunſchweig bei ſeinen Verwandten geſehen hatte, auf wie viel Freundſchaft der Unglückliche bauen könne, ſo mußte er jetzt in ihren verſchiedenen Stufen erſt Gleichgültigkeit, dann völlige Muthloſigkeit, zuletzt offenen Abfall erfahren. Unglückſeliger Weiſe hegte er ein allzufeſtes Vertrauen auf ſeine Verbindungen, namentlich England, und ſtützte ſich ſo auf Schreibereien, Ermahnungen und Aufmunterungen. Beſſer hätte er ſich, da es ihm an perſönlichem Muthe nicht fehlte, in das Kampfgewühl ſelbſt hineingeſtürzt; die Sachen wären dann wenigſtens nicht ſchlimmer ergangen, als ſie nachher gingen. In der völligen Hülfloſigkeit, die nach der prager Kataſtrophe folgte, hieß es damals, hätte auch der Sultan auf einem Pergament mit goldenen Buchſtaben ihm Hülfe angeboten und, wenn er es verlange, 200,000 Mann ihm zuzuführen verſprochen. Friedrich ſoll es mit einer ihm ſehr rühmlichen Gewiſſensbedenklichkeit abgelehnt haben; wie er denn zu ſeinem Unglück in der Wahl ſeiner Mittel ſcrupulöſer war, als ſeine Gegner. Gewiß iſt dagegen, daß er ſeinen thätigſten Partheigänger, den Grafen Mansfeld, in einem Schreiben vom 2. Februar zu ausdauerndem Handeln ermunterte und gegen ihn die ſichere Hoffnung ausſprach, in kurzer Zeit alles Verlorene wieder errungen zu haben. So ſehr verblendete ihn noch die trügeriſche Hoffnung auf die Union und auf England.

In fortdauernder Berührung ſtand Friedrich auch mit Bethlen Gabor. Seinen Aeußerungen nach zu ſchließen gehörte er zu den wärmſten Freunden der böhmiſchen Sache, und er hatte ja nach dem Abfall der Mähren jenes fulminante Manifeſt an ſie erlaſſen, worin er aufs beißendſte ihnen ihre Feigheit und deren Folgen vorrückte. Er ſchrieb nun auch (23. Apr. 1621) an Friedrich [55]), forderte ihn auf, ſich nicht durch religiöſe Bedenklichkeiten von einem Bunde mit den Türken abhalten zu laſſen, erinnerte ihn daran, daß die Sache zum Aeußerſten gekommen ſey; verſichert ihn aber auch zugleich, alle Gerüchte über ſeine

55) Lond. II. 434.

Unterhandlungen mit dem Kaiſer und eine Annäherung an Oeſtreich ſeyen falſch und fordert ihn auf, wenigſtens einige 1000 Mann nach Schleſien zu ſchicken, um von dort aus einen neuen Haltpunkt zur Führung des Kriegs zu gewinnen. Dies Schreiben kam an Friedrich ſehr zur ungelegenen Zeit. Er hatte zwar noch im Mai von Gravenhaag aus ein militäriſches Beſtallungspatent an den Markgrafen von Jägerndorf erlaſſen, wodurch demſelben die Kriegsführung in den ſchleſiſchen und mähriſchen Ländern übertragen ward; er hatte auch dem Kaiſer die erwünſchte Gelegenheit dadurch gegeben, in einem eigenen Manifeſt gegen Friedrich, als einen unverbeſſerlichen Rebellen, eine ganz rückſichtsloſe Execution anzuordnen [56]), allein jetzt, in dem Augenblick, wo er Bethlen Gabors Brief erhielt, bildete der Eindruck der letzten entmuthigenden Ereigniſſe einen doch zu grellen Gegenſatz mit den Planen und Aufforderungen des ſiebenbürgiſchen Fürſten, als daß ſeine Antwort nicht ziemlich kleinmüthig hätte ausfallen müſſen. Der Verrath von Pilſen, der Krieg in der Oberpfalz, die Verheerung der Unterpfalz, die feige Unterwerfung der Unirten, der Abfall auf allen Seiten, die wohlberechnete Politik des Kaiſers, ihn völlig zu vernichten, das Alles machte einen zu trüben Eindruck auf ihn, als daß er Bethlen Gabors Anforderungen hätte genügen können. Die verlangte Hülfe konnte er ihm nicht ſenden; er konnte nur verſprechen, daß er den einmal eingegangenen Bund treu halten wollte, und daß er, in der Hoffnung auf engliſchen und nordiſchen Beiſtand, noch nicht völlig verzweifle.

Dies führt uns auf die vielberühmte engliſche Hülfe und deren Bedeutung für Friedrich. Von Anfang des Krieges an waren Jacobs Zuſicherungen ſchwankend und zweideutig geweſen; es liegen Briefe vor uns, die er im Juli 1619 an ſeinen Schwiegerſohn und an die Unirten ſchrieb, und aus denen ohne große Scharfſichtigkeit der ganze reelle Werth von Jacobs Un-

---

56) Lond. II. S. 438.

terſtützung zu entnehmen iſt [57]). Hatte er ja doch bei Friedrichs V. Flucht den Kaiſer demüthig gebeten, er möge es dem Kurfürſten von Brandenburg nicht übel nehmen, daß derſelbe die fliehende Fürſtenfamilie aufgenommen [58])! Schon um die Mitte des Jahres 1620 hatte Jacob I., als er damals die Bildung einer böhmiſchen Armee mit Geld unterſtützte, auch auf dem Wege der Vermittlung bei Ferdinand eine Beendigung der Angelegenheit zu Stande zu bringen geſucht [59]); es war erfolglos geweſen. Jetzt wurde in England offen für Friedrich geworben und Jacob ſchien thätigen und zugeſtandenen Antheil an der pfälziſchen Sache nehmen zu wollen. Aber die ſpaniſche Politik verſtand es, ihn bei ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen, der ſpaniſche Geſandte, Graf Gondemar, gebrauchte die nachher ſo glücklich angewandte Vorſpiegelung, „wenn Jacob ſich neutral verhalte, ſolle der Pfalzgraf nur aus Böhmen verdrängt, alles Uebrige ihm gelaſſen werden,“ und in der That ließ Jacob die öffentlichen Rüſtungen einſtellen; des pfälziſchen Agenten Dohna Bemühungen, eine beſſere Stimmung zu bewirken, waren vergeblich. Als er dann freilich zu Ende des Jahres erfuhr, wie die Spanier in der Pfalz hausten, ward er über den Trug erbittert und nahm einen Augenblick thätigen Antheil. Dohna warb Volk, Jacob ſelbſt ermunterte die Union, die Pfalz ausdauernd zu vertheidigen, und jenes Heer, das ſich unter Heinrich Friedrich von Naſſau ein Paar Wochen in der Pfalz gezeigt hat, war zum Theil aus Engländern und mit engliſchem Gelde geworben [60]). Doch gefiel Jacob I. immer noch die Vermittlerrolle, und bald finden wir ihn von Neuem beſchäftigt, in einer Sache diplomatiſch zu helfen, wo in dem

57) Auf der münchner Bibliothek (Cod. bav. 2631) befinden ſich mehrere Folianten mit eigenhändigen Briefen aus dem dreißigjährigen Krieg, die zwiſchen Friedrich V., ſeinen Freunden und Agenten gewechſelt worden ſind. Vorliegendes Vol. III. fol. 5 f.

58) Ebend. III. fol. 12.

59) Khev. IX. p. 1218. 1219.

60) Khev. IX. p. 1224 ggg.

Augenblick nur mit dem Schwerte etwas zu erreichen war. Der engliſche Geſandte in Madrid, der dem kaiſerlichen Botſchafter daſelbſt, Graf Khevenhiller, lange keinen Beſuch gemacht hatte, erſchien plötzlich und fragte wieder an, wie die Sache mit Friedrich auszugleichen ſey. Er ſoll auch hinzugefügt haben [61]), es ſey dem König von England gleichgültig, wenn Friedrich V. aufgegeben würde, nur müſſe Ferdinand dann Eliſabeth heirathen und ſie zur Kaiſerin machen! Mit ſolch plumpen Alfanzereien, die man auch in London beim Grafen Gondemar verſuchte, wollte man ins Innere der habsburgiſchen Politik eindringen und machte dadurch die Diplomatie des londoner Hofs ebenſo lächerlich, als die kriegeriſche Hülfe deſſelben verächtlich geworden war.

Wenn es den Spaniern und Oeſtreichern nicht ſchon jetzt klar geweſen wäre, was Friedrich von ſeinem Schwiegervater für Hülfe zu erwarten habe, dann mußte die officielle Erklärung jeden Zweifel benehmen, die (Okt. 1620) Buckingham an den Grafen von Gondemar erließ [62]). Dort wird des weiteren ausgeführt, warum Jacob nie im Sinne gehabt, das böhmiſche Weſen zu unterſtützen; ſchon ſeine Religion, die ja Gehorſam gegen die Fürſten lehre, verbiete es ihm, noch mehr aber das böſe Beiſpiel, das er als legitimer König durch Unterſtützung einer Revolution geben würde. Auch erlaube es ihm ſeine Ehre nicht, da er dem König von Spanien verſprochen, in der Sache eine vermittelnde Neutralität zu bewahren! Das war Jacobs I. mächtige Hülfe, deren poſitive Leiſtungen ſich auf die matte Verſicherung beſchränkten, es liege ihm viel daran, daß ſeine Tochterſöhne (alſo nicht einmal ſein Tochtermann!) nicht ihrer ererbten Länder beraubt würden. Sein Muth ging nicht einmal ſo weit, den Spaniern ihre eigenen trügeriſchen Verſicherungen in Bezug auf Spinolas Einfall vorzuhalten.

61) Khev. IX. p. 1238.
62) Lond. II 217.

Im Anfang des folgenden Jahres kam das Parlament zuſammen, und es konnte dem König nicht verborgen ſeyn, daß die Vertreter der Nation, gleichwie die Nation ſelbſt, eine kräftige Unterſtützung des königlichen Schwiegerſohnes dringend wünſchten. In ſeiner Thronrede brachte er nun auch die pfälziſche Angelegenheit zur Sprache und erklärte, „wenn nicht gütliche Unterhandlungen ausreichten, ſeinem Schwiegerſohne die Pfalz wieder zu verſchaffen, ſo wolle er Krone und Leben daran ſetzen, auch ſein und ſeines Sohnes Blut nicht ſchonen.“ Das lautete gut, aber — Jacob brauchte Geld, er legte den beiden Häuſern die Noth dringend ans Herz, um auf des armen Friedrichs Namen ſchnell 40,000 Pfund zu erhalten. Das Parlament bewilligte es, aber im Unterhaus trat Eduard Sackfield auf und ſtellte die Noth der Pfalz in lebendigen Farben der Verſammlung vor, mit der dringenden Bitte, die Hülfe ja nicht zu verzögern. Als im Juni das Parlament vertagt ward, erließen die Gemeinen am 4. Juni eine Erklärung, in der es hieß: Nachdem ſie die Lage der königlichen Kinder im Auslande und den Zuſtand der Proteſtanten beherzigt, könnten ſie in ihrem und des ganzen Königreichs Namen nur ihr tiefſtes Herzeleid und Bekümmerniß ausſprechen. Um ſo mehr fühlten ſie ſich gedrungen, falls der König vergeblich unterhandle, ihren Beiſtand mit Gut und Blut zu verſprechen.

Die Unterhandlungen mit dem Kaiſer wurden jetzt angeknüpft. Weiter ging Jacobs Energie nicht. Als man Ferdinand II. fragte, was wohl Jacob zur Achtserklärung Friedrichs V. ſagen werde, erwiederte er ſpöttiſch: „er wird mir einen Geſandten ſchicken [63].“ Daß Jacob ſich ſo eifrig um die

63) Im April 1621 ſchreibt Jakob an ſeinen Schwiegerſohn, der Erzherzog Albrecht habe ihm verſprochen, wenn Friedrich Böhmen entſage und ſich dem Kaiſer unterwerfe, ſolle er ſeine Erblande erhalten. Friedrich antwortet (26. April) in einem ſehr würdigen und feſten Tone, er wolle Böhmen entſagen, nur bitte er um Amneſtie für ſeine Freunde und um freie Religionsübung daſelbſt. Schmähliche und entehrende Bedingungen dagegen werde er nie eingehen. (Handſchr. Correſpondenz III fol. 17 ff.)

Gunſt des madrider Hofs bewarb und dafür das Nächſtliegende opferte, hatte jetzt den einſeitigen Vortheil, daß Spanien durch ſeine Vorſtellungen ſich bewegen ließ, eine vermittelnde Note zu Gunſten des Pfalzgrafen einzureichen [64]) (20. Juni). Auch Albrecht, der ſo eng an Spanien geknüpft war, hatte noch kurz vor ſeinem Tode einen ähnlichen Schritt gethan. Jacob ſelbſt ſchickte aber als außerordentlichen Geſandten den John Digby nach Wien, und dieſer trat nun (Juli) dem Kaiſer mit folgenden Vorſchlägen entgegen: Seine Majeſtät möchte den Pfalzgrafen in die Erblande reſtituiren, die Acht aufheben und ihm wo möglich geſtatten, nach Heidelberg zurückzukehren; einſtweilen ſolle ein Waffenſtillſtand geſchloſſen werden. Dafür verſpreche man ſeinerſeits, den Pfalzgrafen zur Unterwerfung zu bewegen [65]). Darauf antwortete (19. Juli) der Kaiſer in unbeſtimmten, ausweichenden Ausdrücken, voll Artigkeiten und Freundſchaftsverſicherungen gegen Jacob, aber ohne den Punkt, um den es ſich handelte, zu berühren. Als Digby entſchiedener auf eine Beantwortung ſeiner Vorſchläge, namentlich des Waffenſtillſtandes, drang, gab ihm (31. Juli) der Kaiſer die Antwort, er könne eine ſo wichtige Angelegenheit nicht allein entſcheiden; er habe zu dem Ende einen Reichstag nach Regensburg ausgeſchrieben, dort ſollte es zur Sprache kommen. Den Waffenſtillſtand betreffend, ſo ſey ja in der Unterpfalz ſchon einer geſchloſſen, und in der Oberpfalz hätten des Pfalzgrafen Führer, namentlich Mansfeld, den Krieg ohne Anlaß begonnen. Da jedoch Digby auf einen günſtigeren Beſcheid eifrig drang, glaubte Ferdinand, den auswärtigen Höfen gegenüber, denen ſich auch Sachſen mit einer Vermittlung für den Pfalzgrafen angeſchloſſen hatte, ein Opfer bringen zu müſſen und erklärte: ihm ſey der Zuſtand der Dinge in der Pfalz nicht ganz bekannt, er könne daher auch nicht beurtheilen, inwiefern ein Waffenſtillſtand möglich ſey; nur das eine wiſſe er, daß z. B. Horace

64) Lond. II. 485.
65) Londorp II. 485.

de Beer an der Spitze von pfälzer Truppen im ſpeyrer Gebiet immer noch Streifzüge mache. Um dieſe Schwierigkeiten los zu werden, gedenke es der Kaiſer dem Herzog von Bayern zu überlaſſen; an ihn und die Infantin Eugenie in Brüſſel wolle er dem Lord Digby Briefe mitgeben, und dieſelben ermächtigen, „falls keine weſentliche Gefahr dabei ſey, den Waffenſtillſtand abzuſchließen [66].“

Man mag von dieſer Antwort halten, was man will, gewiß iſt, daß Ferdinand dadurch ſeine Abſicht erreichte; den auswärtigen Fürſten gegenüber hatte er den Schein gerettet und den läſtigen Geſandten Englands war er los geworden. Lord Digby ward gewaltig fetirt, der Kaiſer ſchenkte ihm ein goldenes Gießbecken, deſſen Werth man auf 12,000 Gulden ſchätzte, und entließ ihn. Die Briefe an Maximilian, an die Infantin und Spinola wurden abgeſchickt; es konnte dem engliſchen Diplomaten aber nicht mehr lange verborgen bleiben, was auf dem Wege erreicht werden würde. Denn als Digby nach der Oberpfalz gereist war, und dort Maximilian ſeine Vorſchläge machte, erwiederte ihm der unter vielen Umſchweifen und Querzügen (27. Sept.), aus dem Waffenſtillſtand könne nichts werden. Mansfeld den man vergebens hatte zu gewinnen ſuchen [67]) und der Markgraf von Jägerndorf machten eine friedliche Annäherung für jetzt unmöglich. Ob es in der Unterpfalz thunlich ſey, müſſe die Infantin beſtimmen; er für ſeine Perſon ſey nicht dagegen. Er denke in allen Fällen nur an das, was dem gemeinſamen Wohle und dem Kaiſer fromme [68]). Vergebens beſtand Digby auf den zu erfüllenden Zuſagen Ferdinands, vergebens erinnerte er an den verſprochenen Reichstag und Friedrichs Wunſch ſich zu unterwerfen, vergebens

---

66) Londorp II. 487.

67) Handſchr. Briefw. III. fol. 37.

68) Eine Gloſſe bei Londorp II. 489 hat ſchon zu dieſer Phraſe bemerkt: translatione nempe Electoratus Palatini in ipsum Bavarum. Haec cura est reipubl. scilicet!

wandte er ſich mit einer dringenden Vorſtellung nach Wien, (5. Okt.) den Kaiſer an ſeine Verſprechen erinnernd; die Antwort, die von Wien kam, wiederholte, was ihm Maximilian bereits geſchrieben hatte [69]). Später erhielt dann Digby von Maximilians Hand die Erläuterung von dem, was der Kaiſer gemeint hätte, und auch der Kaiſer ließ ſich (27. Okt.) freundlich herab, dem Lord zu ſchreiben, der Herzog von Bayern habe ſeine Meinung vollkommen verſtanden [70]). Es ließ ſich wohl denken, was Digby in Brüſſel bei der Infantin für einen Beſcheid finden würde; auch ſie erwiederte (8. Nov.) mit den Erklärungen Maximilians und Ferdinands übereinſtimmend [71]); ja ſie berief ſich geradezu auf Maximilian, der ſich umgekehrt auf ſie berufen hatte.

Damit war dieſe diplomatiſche Comödie beendet; die wiener Politik hatte koſtbare Zeit gewonnen und konnte nun mit ihren Vernichtungsplanen gegen Friedrich offener hervortreten. Daß in derſelben Zeit, wo man mit dem engliſchen Geſandten dies unwürdige Spiel trieb, die römiſche Curie unbedingt darauf beſtand, jeden Waffenſtillſtand abzuweiſen, und vor Allem die Unterpfalz katholiſch zu machen [72]), kann Keinem, der Roms Politik auch nur wenig kennt, befremdend ſeyn; zur Charakteriſtik des Kaiſers und des Herzogs von Bayern mag für jetzt nur die eine Thatſache hervorgehoben werden, daß in denſelben Tagen [73]) als ſie dem Lord Digby gegenüber verſöhnliche Geſinnungen gegen Friedrich zeigten und vorgaben, nur der Friede Deutſchlands ſey ihr Zweck, von denſelben Leuten Alles verſucht ward, den Pfalzgrafen und ſeine Nachkommen ihres angeſtammten Erbes auf immer zu berauben. Wir kommen auf die Ge-

69) S. Theatr. eur. p. 530 und Londorp II. 507.

70) Maximilians Brief ſ. bei Londorp II. p. 493; Ferdinands II. Schreiben findet ſich daſelbſt zweimal, lateiniſch p. 499 und deutſch p. 508.

71) Londorp II. p. 500.

72) S. das Schreiben des Cardinals Ludoviſius an den Nuntius in Brüſſel, Londorp II. 496.

73) Der Datum beider Briefe fällt ganz nahe zuſammen.

ſchichte dieſer Verhandlungen nun zurück; für jetzt wollen wir die Thätigkeit Englands weiter verfolgen.

Digby war unverrichteter Sache nach England zurückgekehrt und Jacob I. mußte ruhig zuſehen, wie der Krieg in der Ober- und Unter-Pfalz, trotz den kaiſerlichen Friedensverſicherungen, mit Entſchiedenheit fortgeſetzt werde. Deßhalb wandte er ſich ($\frac{12}{22}$ Nov.) perſönlich an Ferdinand, berief ſich auf die früheren Unterhandlungen, bot abermals die Unterwerfung ſeines Tochtermanns an; derſelbe ſolle ſogar fußfällig Abbitte thun und allen weiteren Anſprüchen entſagen, nur ſolle man ihm ſeine ererbten Länder zurückerſtatten [74]). Erfolg hatte es ſo wenig wie alles frühere.

Als aber das vertagte Parlament am Ende des Jahres wieder zuſammen kam und eine thätige Hülfe für die deutſchen Proteſtanten nicht bat ſondern forderte, zugleich auch den Heirathsplan mit Spanien laut tadelte und Repreſſalien gegen die Katholiken in England verlangte, da brach dem König ſelbſt der Faden ſeiner Geduld. Man hatte ſeine königliche Autorität angegriffen, man hatte Dinge getadelt, die ihm ſeit Jahren Lieblingsplane geweſen waren, jetzt mußte die Sache des Pfalzgrafen es mitempfinden, daß die demokratiſchen Repräſentanten Englands es gewagt, die göttliche Macht des Königs anzutaſten. In einer leidenſchaftlich heftigen Erklärung nahm er geradezu Parthei für die habsburgiſche Politik, tadelte ſeinen Schwiegerſohn aufs bitterſte wegen der Annahme der böhmiſchen Krone und verſicherte, die ganze Sache ſtehe mit der Religion auch nicht in entfernter Beziehung [75]).

Der verfolgte Pfalzgraf konnte hier unzweideutig erfahren, was von Weſtminſter für ihn zu hoffen ſey; in England ſelbſt ward aber jene unkluge Erklärung mit Veranlaſſung zu energiſchen Schritten des Parlaments und zu Stürmen, die bald einen welthiſtoriſchen Charakter annahmen.

---

74) Londorp II. 517.
75) Khev. IX. 1563.

In Deutſchland ging der Krieg ſeinen Gang fort; am Rhein war ſchon im Jahr 1620 der größte Theil der pfälziſchen Oberämter verloren gegangen, in der Oberpfalz dagegen war Mansfeld erſchienen, um den Krieg als Handwerk fortzuſetzen. Tilly und eine Abtheilung würzburger Kreistruppen ſtanden ihm gegenüber, als er bei Waidhauſen ſich (Juni 1621) verſchanzte. Die kleinen Gefechte, die in der Nähe von Mansfelds Lager in den nächſten Wochen vorfielen, entſchieden ſich zu ſeinem Vortheil; am $\frac{8}{18}$ Juli verloren die Feinde ein blutiges Scharmützel, in welchem auch der Anführer der würzburger Truppen fiel. Er hatte bei der Einnahme von Prag Friedrichs V. prächtig geſchmücktes Schlachtroß erbeutet; jetzt als er gefallen war, rannte das Thier ohne Reiter ins mansfeldiſche Lager und ward dort alsbald erkannt [76]). Am $\frac{9}{19}$ Juli verſuchte man, unter Vermittlung des oberpfälziſchen Statthalters, des Grafen von Solms, zu unterhandeln, aber ohne Erfolg; der kleine Krieg ſetzte ſich wie wie bisher fort [77]), und die Mansfelder litten nicht nur an Proviant keinen Mangel, ſondern es gelang auch, an feindlichem Transport und Kaufmannsgütern gute Beute zu machen. Schlechtes Wetter brachte aber in beiden Lagern anſteckende Krankheiten hervor, und ſchon Ende Juli ſtarben täglich gegen ein Dutzend, im Anfang Auguſt gar zwiſchen zwanzig und dreißig. Darum wollte auch in dieſer Zeit der Krieg, den man führte, nicht viel heißen; auf keiner Seite geſchah etwas Bedeutendes, und wenn gleich der Kaiſer ſein Achtmanifeſt gegen Ernſt von Mansfeld erneuerte und ſeine Officiere zum Abfall aufforderte, ſo war doch auch hier eine weſentliche Veränderung nicht zu bemerken. Erſt als ſich im Spätjahr der Herzog von Bayern ſelbſt des Krieges annahm, nahm die Sache eine andere Wendung.

---

76) Theatr. cur. p. 532.

77) In dieſe Zeit fällt die etwas myſteriöſe Geſchichte von einem Meuchelmörder, den Tilly gegen Mansfeld beſoldet haben ſoll; die Lehren der Jeſuiten ſollen ihn zu ſolchem Geſchäfte groß gezogen haben. Theatr. p. 533. Tilly leugnete es; nach Khev. IX. p. 1397 handelte der Italiener aus eignem Antrieb.

Maximilian hatte ſchon im Juli den Kampf gegen Mansfeld als eine ſehr ernſte Sache betrachtet und religiöſe Intereſſen damit zu verknüpfen gewußt; es war „alles Saitenſpiel und üppiges Weſen im Lande abgeſtellt“ [78]) ein allgemeiner Bettag eingerichtet worden, und bei Straubing ſammelte ſich eine zahlreiche Armee. Nachdem auch das Geſchütz und die Munition von München aus auf der Iſar und Donau war dahin gebracht worden, erſchien er ſelbſt, und am Anfang September rückte er ſchon in der Oberpfalz ein und nahm nach einem 10tägigen Widerſtand die tapfer vertheidigte Stadt Chamb[79]). Vorher hatte er von Straubing aus (29. Auguſt a. St.) ein langes Manifeſt an die Oberpfälzer erlaſſen, in deſſen Eingang er ſeine bisherigen Schritte zu rechtfertigen ſuchte und ſich als kaiſerlichen Commiſſarius ankündigte. Den Oberpfälzern ward dabei angedeutet, nur Mansfeld hemme den bereits unterhandelten Frieden; ſie ſollten ihn nicht länger unterſtützen, ſie hätten von ihm nur Abwendung größeren Unheils und die kaiſerliche Gnade zu gewärtigen.“ Das wirkte; die Oberpfälzer, die den Grafen von Mansfeld bisher ſehr thätig unterſtützt hatten, wurden geſchreckt und in ihrem Widerſtande lauer. Der Herzog nahm Neuburg und Waldmünchen; die Mehrzahl der Ritterſchaft und viele Städte unterwarfen ſich ohne Widerſtand. So war Mansfeld in eine ernſtliche Gefahr gebracht; eine überlegene Kriegsmacht ſtand ihm entgegen, er mußte den Abfall ſeiner Soldaten fürchten, was blieb ihm übrig, als Unterhandlungen einzugehen? Man kam wirklich überein, daß er in kaiſerliche Dienſte gegen die Türken treten ſolle; für ſein Heer behielt er ſich eine Geldſumme und für den Pfalzgrafen einen billigen Frieden vor. Man hatte ſchon die Geiſeln zum völligen Abſchluß des Friedens ſich gegenſeitig gegeben, als Mansfeld durch einen Brief Friedrichs, dem eine engliſche Geldſendung folgte, gewarnt ward und ein aufgefangenes Schreiben

78) Theatr. p. 531.
79) Londorp II. 503 ff.

Maximilians ihm Aufſchluß gab über die Zweideutigkeit der feindlichen Politik. Jetzt blieb ihm nichts übrig als die Flucht, und mit großer Gewandtheit entrann er nach der Rheinpfalz [80].

Damit hatte Maximilian auch ohne Vertrag ſeinen nächſten Zweck erreicht. Schon am 29. Oktober entließ er von Neumarkt ſeine Commiſſäre, den Kanzler Joachim von Tursperg und den Rath Wilhelm Fugger nach Amberg; ließ die Oberpfälzer ihrer bisherigen Unterthanenpflicht entbinden und ſchwören: dem Herzog von Bayern in Schutz und Gehorſam ſich zu ergeben, und demſelben treu, hold und gewärtig zu ſeyn, auch auf keinerlei Weiſe einem andern (d. h. ihrem rechtmäßigen) Herrn und deſſen Kriegsvolk Schutz und Schirm zu verleihen [81]. Das geſchah beinahe im Angeſicht des engliſchen Geſandten, dem man Frieden und Verſöhnung gelobt hatte. Was ſich an dieſe Unterwerfung noch weiter anſchloß, und wie von dieſem Augenblick an die katholiſche Reaction in der Oberpfalz verfuhr, darüber wird ſich ſpäter noch eine Gelegenheit ergeben, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Auch in der Unterpfalz hatten die Waffen nicht geruht [82]. Spinola hatte zwar einen Stillſtand geſchloſſen und war ſelbſt nach den Niederlanden gezogen, um dort den Krieg zu führen, aber der Stillſtand war abgelaufen (Aug. 1621) und Spinola hatte in Ferdinand Gonſalvo von Cordova einen Nachfolger erhalten. Die Truppen der Pfälzer beſtanden theils aus geworbenen, meiſt engliſchen Schaaren, unter der Führung des Britten Horace de Veer, theils aus den Reſten geborener Pfälzer, an deren Spitze der wackere, ritterliche, auch von den Feinden geachtete Oberſt Obentraut ſtand. Kaum war die Friſt des Waffenſtillſtandes abgelaufen, ſo begann der Krieg, ganz in der barbariſchen Sitte jener Zeit. Die Pfälzer fielen

---

80) Vgl. Aretin Bayerns ausw. Verhältniſſe I. 177. II. 130 f. Söltls Religionskrieg I. 252.

81) S. die Akte bei Londorp II. 510.

82) Ueber das Folgende ſ. Theatr. eur. 538 ff.

über das ſpeyriſche Gebiet her, plünderten Forſt, Ruppertsberg, Deidesheim, Maykamm und eine Menge anderer biſchöflicher Orte am Hartgebirge. Die Spanier dagegen die Kellerei Stein, die Rheintürkheim gegenüber auf einer Inſel lag, und verfuhren gegen die umliegenden Orte mit Brand und Verwüſtung. Die Pfälzer ihrerſeits hausten in dem wohlhabenden Bürſtadt, einem pfälziſchen Orte, wie Barbaren; alles ward geplündert, die Früchte aus den Scheunen, die Pfähle aus den Weinbergen weggeführt, Kühe und Schweine niedergeſchoſſen, und ſie verdienten fürwahr, daß man ſie ſtatt „Landesverwehrer," der „Pfalz Verheerer" nannte. Freilich machten die Spanier es an der Bergſtraße um nichts beſſer; ſie ſcheuten ſich auch nicht, neutrale Orte, wie z. B. Kaiſerslautern, das mit dem Kriege in keiner Beziehung ſtand, anzugreifen und einzunehmen. Don Corduba wandte ſich jetzt gegen Frankenthal, wo Beſatzung und Bürgerſchaft gleich muthig waren, nahm aber vorher Oggersheim. Hier wird uns die artige Anecdote erzählt, daß die Bewohner mit ihren Habſeligkeiten ſich meiſt nach Mannheim geflüchtet und bei dem Andringen der Spanier von Lambsheim her auch die letzten 24 davon gelaufen waren, nur der Schafhirt, Hans Warſch, in der Stadt zurückblieb. Der hätte dann in der Noth den guten Einfall gehabt, mit dem ſpaniſchen Trompeter über die Uebergabe des Platzes zu unterhandeln, und ſich ſeine Religion, ſeinen Beſitz und ſeine perſönliche Sicherheit verſprechen laſſen. Don Corduba hätte dann ſein Wort gehalten und ſey bei dem Hirten nicht nur Gevatter geſtanden, ſondern habe ihn auch an ſeiner Tafel ſpeiſen laſſen.

Nicht ſo leicht ward es den Spaniern zu Frankenthal. Dort hatten die Bewohner, zum Dank für die freundliche Aufnahme ihrer verfolgten Väter, eine Pietät gegen die Pfalz und deren Fürſtenhaus bewahrt, die ſie in dieſer Zeit des Abfalls und der Theilnahmloſigkeit zu einer beinahe einzigen Erfahrung macht. Es lag eine tapfere Beſatzung unter dem Engländer John Borres in der Stadt, die de Veer von Mannheim aus jüngſt noch verſtärkt hatte; aber die Beſatzung ſelbſt, ſo rühmlich ſie ihre

Pflicht that, ward durch den Kampfesmuth und die Munterkeit in dem blutigen Geſchäft, wie die Bürger ſie zeigten, noch überboten. Gleich als am 19. September die Spanier in drei Colonnen ſich der Stadt näherten, ſchlug eine viel geringere Anzahl von Bürgern ſie mit großem Verluſte zurück. Erſt in den letzten Tagen des Septembers konnten die Spanier ihr Belagerungsgeſchäft beginnen, aber ohne großen Erfolg, die Kugeln gingen meiſtens über die Stadt weg. Sie thaten zwar ſeit Anfang Oktober weſentlichen Schaden, doch waren ihre verſtärkten Angriffe ohne Erfolg, und als ſie am 9. Oktober anfingen mit Feuerkugeln in die Stadt zu ſchießen, trafen die Bürger vortreffliche Vorkehrungen und dämpften die Brandkugeln mit friſchen Ochſenhäuten. Regenwetter, das eintraf, machte ſie ohnedies ungefährlich. Es läßt ſich denken, welche Aufnahme die ſpaniſche Aufforderung zur Uebergabe fand, die am 13. erfolgte. Sehr trotzig wies die Beſatzung das Anerbieten freien Abzugs und guten Quartiers ab, „da ſie mit ihrem Quartier wohl zufrieden ſeyen;“ der Punkt wegen Erhaltung der Privilegien und freien Religionsübung ward mit bitteren Bemerkungen über ſpaniſche Treue und Ehrlichkeit beantwortet. Die Spanier ſollten aber noch früher abziehen, als ſie ahnten. Noch in derſelben Nacht brachen ſie aus ihrem Lager in aller Eile auf, ließen noch Kranke und Verwundete zurück, weil ſie vernahmen, daß der Graf Mansfeld heranziehe. Dreitauſend Mann hatte ihnen die dreiwöchentliche Belagerung gekoſtet, der Stadt nur 100 Soldaten und 9 Bürger.

Mansfeld war indeſſen aus der Oberpfalz über Nürnberg, Windsheim, Rotenburg auf den Rhein losgerückt, von den erſchreckten Bewohnern mit Bedürfniſſen hinreichend unterſtützt, und hatte ſich bei Mannheim mit den Truppen de Veers und Obentrauts vereinigt. Es waren gegen 20,000 Mann, die jetzt gegen Frankenthal zogen, die Stadt zu entſetzen; deßhalb der ſchnelle fluchtähnliche Abzug der Spanier. Die Stadt bewies ihre Erkenntlichkeit durch Bezahlung von 12,000 Gulden,

um Mansfelds Reiterei zu befriedigen. An eine geordnete und planmäßige Kriegführung ward indeſſen in dieſem Augenblicke nicht gedacht, vielmehr zog es Mansfeld vor, plündernde Streifzüge zu unternehmen und mit hohen Contributionen Freunde und Feinde zu bedrängen. Zunächſt ward der Biſchof von Speyer auf dieſe Weiſe heimgeſucht; der Bruhrein occupirt und von dort aus verheert und gebrandſchatzt; dann die Gegenden am Hardgebirge bis an die Lauter hin in mansfeldiſcher Weiſe durchzogen.

Während dem kam zur Verſtärkung der kaiſerlichen Sache Tilly mit ſeiner Armee [83]) den Taubergrund und die Bergſtraße herabgezogen, und auch ſeine Truppen hinterließen bei Freunden und Feinden ein gleich trübes Andenken. Von Bensheim, Weinheim aus wandte er ſich gegen den Neckar, nahm Ladenburg, ſchlug daſelbſt eine Brücke und befeſtigte bei Ladenburg das Dorf Neckarhauſen durch einen Brückenkopf oder Schanze, ſchwärmte dann den Neckar aufwärts bis gegen Eberbach und Mosbach, berührte auch Neckarſteinach, Schönau, und ſowohl in dem herrlichen Neckarthal als in dem Odenwald ward ſeine Ankunft durch Plünderung bezeichnet. Noch war aber Mannheim, die Hauptveſte, von de Veer und ſeinen Truppen geſchützt; noch war Heidelberg, die pfalzgräfliche Reſidenz, geſichert.

Der Probe wegen, die ja anderwärts wohl gelungen war, forderte Tilly die Stadt Heidelberg in einem höflichen Schreiben zur Uebergabe auf ($\frac{18}{28}$ Okt) [84]) ſchwerlich in der Hoffnung, dies zu erreichen. Die Regierung antwortete ihm ($\frac{20}{30}$ Okt.) ſehr ruhig, „ein ſolches Verlangen vertrage ſich nicht mit der Pflicht gegen ihren rechtmäßigen Herrn, nur deſſen Befehl könne ſie zu anderen Schritten veranlaſſen." Der Commandant der Beſatzung wies das Begehren des bayriſchen Feldherrn nicht nur rund ab, ſondern erklärte ſich auch bereit, die ihm anvertraute

83) Theatr. eur. 541.

84) Alle dieſe Briefe bei Londorp II. 517. 518.

Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. „Sollte" fügte er trotzig hinzu, „der Herr General Luſt haben, dies zu verſuchen, ſo werde er erfahren, daß die heidelberger Beſatzung der Frankenthaler an Muth nicht nachſtehe."

Der Krieg auf dieſem Schauplatz gehört in ſeiner weiteren Entwicklung erſt der Geſchichte des folgenden Jahres an; in ganz Deutſchland bereitete ſich indeſſen die wüſte Soldatenanarchie im furchtbarſten Grade vor. Gleichzeitig rüſtete in Niederdeutſchland der einundzwanzigjährige Herzog Chriſtian von Braunſchweig eine ähnliche Schaar von Abenteuerern zu Gunſten des Königs Friedrich von Böhmen, wie es Mansfeld gethan hatte. Das Unglück der ſchönen Eliſabeth Stuart ſoll ihn hauptſächlich zu dem Schritte bewogen haben; er trug einen Handſchuh von ihr am Hut und hatte geſchworen, dies Symbol nicht eher abzulegen, als bis er Friedrich V. und ſeine ſchöne Gemahlin wieder in ihre Lande zurückgeführt habe. So zog er jetzt durch Weſtphalen mit ſeinen zuſammengerafften Horden nach dem Heſſiſchen, um wo möglich nach der Pfalz vorzudringen und ſich mit Mansfeld zu vereinigen (Nov.). An Landgraf Moriz fand er natürlich keinen Feind; trotz den dringenden Abmahnungen ſeines Vetters Ludwig, geſtattete ihm dieſer den Durchzug und er gelangte bis in die Wetterau. Dort ward er aber im Bußecker Thal, durch eine bayeriſche Heerabtheilung, mit welcher ſich Darmſtädter, Mainzer und Würzburger vereinigt hatten, (20. Dez.) geſchlagen und mußte ſich nach Weſtphalen zurückwenden.

So wüthete der Krieg in den meiſten Theilen Süddeutſchlands. Am Niederrhein und Mittelrhein, in der Wetterau und am Main, am Neckar und an der Donau, nirgends war man vor den blutigen Horden ſicher, die aus Anarchie und Gewaltthat ein Handwerk machten. Auch im Oſten Deutſchlands ſah es nicht glücklicher aus. In Schleſien war der geächtete Markgraf von Jägerndorf, zum Aeußerſten getrieben, ähnlich aufgetreten, wie Mansfeld und Chriſtian im weſtlichen Deutſchland; er hatte namentlich den Eindruck der prager Blutſcenen zu benutzen ge-

ſucht, um die Maſſe gegen den Kaiſer mit Mißtrauen und Erbitterung zu erfüllen. Aber beruhigende Erklärungen Sachſens und des Kaiſers ſelbſt vereitelten ſeinen Plan, und ſchon im Oktober fand nicht nur die Huldigung der Schleſier gegen den Kaiſer ſtatt, ſondern die Stände brachten auch Geldopfer, womit ſie ihren verfolgten König eilf Monate zuvor hätten vielleicht nach Prag zurückführen können.

Damals ſchrieb noch Bethlen Gabor einen kategoriſchen Brief an die Schleſier, worin er ähnlich wie früher bei den Mährern Entſchiedenheit bei der gemeinſamen Sache forderte [85]); aber auch ſeine Stunde war gekommen. Obwohl ſeine Truppen in Ungarn nicht unglücklich waren, ja ſogar ſeit Bucquoi (Juli) bei Neuhäuſel gefallen war, entſchiedene Fortſchritte machten, ſo ſcheint doch auch ihn der allgemein werdende Mißmuth, eine verzweifelte Sache länger zu vertheidigen, erfaßt zu haben, und auch er zog einen ſicheren Frieden einem unſichern Erfüllen beſchworener Verträge vor. In den letzten Tagen des Jahres 1621 ging er den Frieden von Niclasburg ein, worin er gegen die Abtretung 7 ungriſcher Geſpannſchaften und einiger ſchleſiſcher Beſitzungen den Königstitel in Ungarn und die Sache ſeines unglücklichen Verbündeten aufgab.

So ward das Jahr 1621, an Erfolgen für die habsburgiſche Politik ſo reich, auf die entſprechende Weiſe beendigt, und der Ueberwältigung Böhmens, Schleſiens, Mährens, der Vernichtung der Union, der Einnahme der Oberpfalz, der Beſetzung der rheiniſchen Pfalz, dem Exil des geächteten „Winkelkönigs,“ ſchloß ſich ein Friede an, in dem der hartnäckigſte und älteſte Feind Habsburgs deſſen Suprematie ebenfalls anerkannte.

Nach dem Sturze der Union war natürlich die Frage entſtanden, ob man nicht jetzt dem Wunſche der Gemäßigten entſprechen und durch Wiedereinſetzung des Pfalzgrafen in ſeine

85) Londorp II. 520.

Erblande jeden Anlaß zu weiterer Zwietracht abſchneiden ſolle[86]. Der Kaiſer ſelbſt und Spanien waren dem nicht abgeneigt, aber der Kaiſer war durch die Verpfändung von Oberöſterreich an Bayern verhindert, allein zu handeln, und Bayern hatte ſich im Vatican einen mächtigen Halt zu verſchaffen gewußt. Paul V. namentlich war der eifrigſte Beförderer von Maximilians Planen. Nachdem er (Jan. 1621) geſtorben und ihm Gregor XV. gefolgt war, ſchien die Sache langſamer zu gehen. Maximilian ließ deßhalb um ſo dringender den römiſchen Hof an die gegebenen Verſprechen mahnen, verſprach ſeinerſeits völlige Ausrottung der Proteſtanten in Deutſchland, nur ſolle man thätiger in Erfüllung ſeiner Wünſche ſeyn[87]. Zu dem Ende hatte der Pabſt den Pater Hyacinth nach Wien geſchickt, um eine günſtige Vereinigung mit Friedrich V. aufzuhalten und Herzog Maximilians Intereſſen zu vertreten; der Pater fand aber keine allzuwillige Aufnahme und das ſpaniſche Cabinet, durch England ja vielfach bearbeitet, nahm ſich diesmal der Sache des Pfalzgrafen an. Der ſpaniſche Geſandte in Wien, Graf d'Ognate, ſtellte abſichtlich die großen Schwierigkeiten eines weiteren Krieges dringend vor und meinte, nur wenn Rom ſelbſt mit mächtiger Unterſtützung eingreife, d. h. etwa die 15 Tonnen Goldes bezahle, die Ferdinand an Bayern ſchulde, ließe ſich abhelfen[88]. Der ſpaniſche Diplomat kannte Rom zu gut, als daß es ihm mit dieſem Vorſchlag hätte wirklich Ernſt ſeyn ſollen, wußte aber, daß Rom durch nichts leichter abzuſchrecken war vor weiteren Kriegsabſichten, als durch Entgegen-

86) Alles Folgende iſt nach den diplomatiſchen Aktenſtücken dargeſtellt, die ſich bei Londorp II. c. 67. 68. 69. 71 — 78. 80. 83. 85. 105. 106. finden.

87) Handſchr. Nachricht bei Söltl I. 246.

88) Etwas ſpitzig bemerkt d'Ognate, da ja der Pabſt in der Engelsburg das Geld in Maſſe todt liegen habe, könne er wohl am leichteſten beiſteuern (la assegurara con todo lo demas del Imperio y destar el dinero que V. S. dad tiene en el castello S. Angel, no se le sigue interesse ninguno, ni aora se ofrece cosa que contradigua esta suma amistad y socorso).

haltung *ſolcher* Schwierigkeiten. Die römiſche Politik verſtand ihn auch recht wohl, und ſowohl der Cardinal Ludoviſi als der päbſtliche Nuntius Caraffa ſprechen ſich mit großem Unmuth über dieſe „Träumereien“ des ſpaniſchen Geſandten aus [89]. Wenn Bayern durchaus *Geld* wolle, ſo könne ja Spanien es bezahlen; im Uebrigen, glaubt Cardinal Ludoviſi, werde Bayern mit Ertheilung der Kurwürde und der Pfalz, oder wenigſtens eines Theils derſelben, ſich wohl zufrieden ſtellen laſſen. Um ſo mehr dringt aber die römiſche Politik auf völlige Verjagung des Pfalzgrafen, weil er ein Proteſtant ſey; geſchehe es nicht, ſo ſey die katholiſche Religion, das Reich und das Kaiſerhaus in gleich großer Gefahr [90].

Um Spanien umzuſtimmen, und es für Uebertragung der Kurwürde an Bayern zu gewinnen, mußte Pater Hyacinth nach Madrid reiſen, von Ferdinand **II.** mit Empfehlungsſchreiben an Philipp **IV.** und Balthaſar Zuniga dringend unterſtützt. (Okt.) Eine ausführliche Staatsſchrift mußte die Beweggründe darthun, weßhalb man den Pfalzgrafen ſtürzen wolle. Was ſich Gehäſſiges in religiöſer Beziehung gegen die Calviniſten überhaupt und gegen Friedrich insbeſondere ſagen ließ, ward zuſammengedrängt, ſogar das ward nicht vergeſſen, daß einſt ein Vorfahr Friedrichs V. den empörten Niederländern Hülfe gegen Spanien geſchickt. Allen Bedenklichkeiten ward im Voraus vorgebeugt, die Zuſtimmung des Reichs für ſicher erklärt und den proteſtantiſchen Kurfürſten, namentlich Sachſen, das ehrenvolle Zeugniß ausgeſtellt, daß jene ſich zwar opponiren aber niemals deßhalb zu den Waffen greifen würden. Von ſich ſelbſt geſteht Ferdinand, „daß er ſich längſt durch wiederholte Verſprechungen ſo an Maximilian von Bayern geknüpft habe, daß eine Erfül-

---

89) „In somma, io ho il tutto per Chimere et inventione del solo Conte d'Ognate“, ſchreibt Caraffa am 2. Okt. 1621 (Londorp **II.** p. 492).

90) Quocirca longe consultius esset manere, Palatinum omnimodo oppressum et perditum; et augeri Catholicorum vires, si inimicos minus potentes habeant“, ſchreibt Ludoviſi an Caraffa.

lung jener Zuſage unvermeidlich ſey [91]).“ Freilich hatte ſchon am 22. September der die Kurwürde förmlich an Bayern zu übertragen zugeſagt [92]), und das in demſelben Augenblicke, wo durch Freundſchaftsverſicherungen die Einfalt der engliſchen Politik betrogen und zu dem Wahne gebracht ward, man wolle den Pfalzgrafen retten. Dieſe Unterhandlungen wegen eines Waffenſtillſtandes, die wir oben erzählten, hatte man mit ſo täuſchender Ehrlichkeit betrieben, daß man ſelbſt in Rom zu fürchten anfing, es möchte Ernſt werden, und die päbſtlichen Diplomaten dringende Aufforderungen zur Fortſetzung des Krieges nach Deutſchland ſchleuderten [93]).

Jene ganze Unterhandlung ward aber noch geheim gehalten, und der Kaiſer traute dem Erfolg noch ſo wenig, daß er, um ſich nicht preiszugeben und weil Sachſen noch nicht gehörig bearbeitet war, ſowohl alle die Depeſchen nach Madrid eigenhändig ſchrieb, als auch mit Pater Hyacinth und Caraffa nur perſönliche Conferenzen hatte [94]). Daß Maximilian damals ſo ſchnell die Oberpfalz eroberte, erhöhte noch ſeine Gunſt in Rom und Wien; der ſpaniſche Geſandte blieb aber abgeneigt, wie zuvor. Man glaubte zuletzt, Spanien würde nur dann zuſtimmen, wenn man ihm ſelbſt die für ſeine Kriege in den Niederlanden ſo wichtige Unterpfalz abtrete, wozu die päbſtliche Politik nicht gerade ungeneigt war; „denn beſitze ſie dieſer oder jener, ruft Caraffa aus, wenn es nur ein Katholik iſt [95]).“ In der That ſchien Spanien um ſolchen Preis eher zum Nachgeben bereit; immer noch verſchanzte es ſich aber hinter den zu erwar-

---

91) „Ut nullam viam aut modum reperiam mutandi hoc propositum, *sine offensione nominis divini, et laesione honoris mei*“, ſchreibt Ferdinand (Londorp II. S. 494).

92) Aretin Bayerns ausw. Verh. I. 174.

93) „Ut armorum suspensio modis omnibus excludatur“, räth der Cardinal Ludoviſi dem päbſtlichen Nuntius in Brüſſel, ein Prieſter dem andern! Tantum religio potuit suadere malorum!

94) Nach Caraffas eigner Verſicherung bei Londorp II. 497.

95) Schreiben Caraffas vom 20. Okt. bei Londorp II. p. 498.

tenden Widerſpruch Sachſens, weßhalb der Kaiſer ſeinen Bruder nach Dresden ſchickte. Von dort erwartete man eine günſtige Antwort, und man glaubte über die 4 Hauptpunkte ſchon einig zu ſeyn: 1. Bayern tritt Oberöſterreich ab, 2. erhält dafür die Kur- und die Oberpfalz, 3. Spanien die Unterpfalz, 4. die Liga, der Kaiſer und Spanien ſchließen ein Of- und Defenſivbündniß [96]).

Es iſt nicht ſchwer einzuſehen, worauf das Beſtreben der Coalition ausging; wem ſelbſt die ſpaniſche Diplomatie zu zögernd erſchien, was ließ ſich von einem ſolchen Bunde erwarten? Ein römiſcher Cardinal, ein Kapuziner, ein päbſtlicher Nuntius und ihre Politik ſind die Lenker. Der Proteſtantismus ſollte vernichtet, mit Liſt und Gewalt das feierlich Beſchworene ihm wieder genommen werden. Deßhalb ließ man lieber Fremde in ein deutſches Land, deßhalb ſollte um jeden Preis Friedrich verdrängt werden, deßhalb ſchickte man auch nach andern Ländern jeſuitiſche Miſſionen, um durch Zwietracht, Entzweiung, Bürgerkrieg hindurch auf Tauſenden von Leichen die geträumte Einheit der Kirche wiederherzuſtellen.

Daß dieſe Entwürfe ſchon jetzt im Keime lagen, hat ſich aus unſerer Darſtellung ergeben; auch ſahen die Katholiken bereits die Rückkehr der Ketzer in die alte Kirche als ganz nahe bevorſtehend an, und riethen ihren Freunden wohlmeinend, den Schritt recht bald zu thun [97]). Ferdinands guter Genius bewahrte ihn jetzt noch vor den gewaltſamſten Schritten; aber zuletzt ſiegte jene Politik doch. Als das Reſtitutionsedict erſchien und die Reactionen rückſichtlos betrieben wurden, ſahen die ruhigeren Proteſtanten doch ein, daß die Vorherſagungen der Politiker nicht zu ſchwarzſichtig geweſen ſeyen. In den beiden letzten Manifeſten, die Friedrich aus Gravenhaag nach Deutſchland geſandt hatte [98]) ſprach er den entſchiedenen Willen aus, ſich

96) Schreiben Caraffas bei Londorp II. 489.
97) S. den Brief bei Londorp II. 595
98) Londorp II. 525.

durch trügeriſche Unterhandlungen nicht länger täuſchen zu laſſen, ſondern ſich mit aller Energie der Vertheidigung ſeiner Erblande anzunehmen.

Dort war der Krieg ganz in derſelben Weiſe fortgeſetzt worden, wie wir ihn im vorigen Jahre beginnen ſahen; einzelne Streifzüge, mehr um zu plündern als um beſtimmte ſtrategiſche Plane zu erreichen, Vermeidung von Hauptſchlachten, Berennen feſter Plätze, und im Fall ſie ſich nicht ſchrecken ließen, erfolgloſer Abzug, das war der weſentliche Charakter des Feldzugs im Spätjahr 1621 und in den erſten Monaten von 1622.

Während Cordova ſich bei Alzei, Creuznach, Oppenheim aufhielt, Tilly die Neckarpfalz bedrängte, trieb ſich Mansfeld in den ſpeyerſchen Beſitzungen des Elſaſſes herum, überrumpelte Hagenau und verſuchte daſſelbe mit Elſaßzabern. Dort gelang es ihm nicht, ſelbſt nach einem Beſchießen von zwölf Tagen zeigte ſich die Beſatzung unter Graf Salm feſt entſchloſſen, ſich bis aufs Aeußerſte zu wehren. Mansfeld hielt ſich, nach der ſchauerlichen Kriegsſitte jener Zeit, durch Plünderungen ſchadlos, er zog brandſchatzend und verheerend nach dem Oberelſaß, während auch der oftерwähnte Obertraut den Breisgau in derſelben Weiſe durchſtreifte. Der Zuſtand der armen Bewohner war fürchterlich; viele Meilen weit irrten die Bauern mit ihren Weibern und Kindern in der harten Januarkälte umher, ohne Nahrung und Obdach; das Vieh, das die Feinde verſchont, ſtarb in den Ställen Hungers und die Theuerung aller Lebensbedürfniſſe ſteigerte ſich zu einem immer höhern Grad. Die wiederholte Achtserklärung gegen Mansfeld, den man doch gleich nachher durch die glänzendſten Bedingungen wieder zu gewinnen ſuchte, verſchaffte den jammernden Landleuten weder Kleidung noch Brod.

Als im Elſaß nichts mehr zu holen war, wandte ſich Mansfeld nach dem Hardtgebirge und den ſpeyerſchen Beſitzungen zurück, belagerte die Madenburg, wiewohl ohne Erfolg, überfiel Kaiſerslautern, wo er Einverſtändniſſe hatte, gelangte aber nur

in die Vorſtadt, und zog dann in die Gegend von Landau und Germersheim.

Indeſſen hauste Tilly am Neckar ähnlich, wie von Mansfeld am Oberrhein geſchehen war. Schon im Januar hatte der bayriſche Feldherr die Feſte Otzberg genommen, und ſich in der Umgegend durch Raub, Brand und Verheerung ebenſo unſterblich gemacht, wie Mansfeld im Elſaß; um Heidelberg zu demasquiren, griff er dann zu dem grauſamen Mittel, erſt alle umliegenden Dörfer anzugreifen, zu plündern und wo ihm nöthig ſchien, auch abzubrennen. So ward der Elſenzgau, namentlich Hilspach, verheert, und die ſich wehrten, getödtet; ſo ward (4. Apr.) Neckargemünd mit Sturm genommen, und weil ſich die Beſatzung nicht ergeben, ſondern ihre Pflicht gethan hatte, wurde ſie, ſammt vielen Bürgern, deren Weibern und Kindern meiſtens niedergehauen und ausgeplündert [99]). Eine Stunde von Neckargemünd erhob ſich auf einem ſteilen Bergkegel die pfälziſche Veſte Dilsberg, damals unter dem Befehl des Bartholomäus Schmidt von Sedan. Vor ihr erſchien (6. Apr.) Tilly, wählte in der Nacht die auserleſenſten ſeiner Mannſchaft aus und begann um Mitternacht zu ſtürmen. Fünf Stunden dauerte der furchtbare Angriff, und viermal ließ Tilly friſche Schaaren die Ermatteten ablöſen; es war vergebens, alles was Tilly am Morgen erlangte, war ein Waffenſtillſtand, ſeine Todten zu begraben. Nachdem der abgelaufen, begann man von Neuem, und die Bayern eröffneten ein achtſtündiges Bombardement gegen die Veſte, bis ſie Breſche geſchoſſen hatten. Auf die Aufforderung Tillys, ſich gegen günſtige Bedingungen zu ergeben, bat ſich Schmidt 3 Tage Bedenkzeit aus, die ihm Tilly auch bewilligte. Er ſchickte nun den Feldprediger David Forgeon nach Heidelberg und Mannheim, ob wohl Hoffnung auf Entſatz da wäre. Forgeon kehrte am 14. April nicht nur mit der frohen Botſchaft des Entſatzes zurück, ſondern brachte auch die unerwartete Nachricht, Kurfürſt Friedrich V. ſey wieder im

99) Theatr. eur. 621.

Lande. Das ſteigerte den Muth der Belagerten, und die wiederholte Aufforderung Tillys, ſich zu übergeben, ward nun trotzig abgewieſen; der Kampf fand bald ſein Ende, denn als im bayriſchen Lager die Nachricht von des verbannten Kurfürſten Rückkehr anlangte, ließen ſie Vorräthe und alles Andere im Stich, ſteckten ihr Lager in Brand und zogen ſich eilig gegen Sinsheim zurück.

Friedrich V. hatte ſeine Zuſage erfüllt und war ſehr zur rechten Zeit in ſeinen Erblanden erſchienen. Noch zur Winterszeit hatte er Gravenhaag verlaſſen, war nach Frankreich hinübergeſchifft, und nach Paris geeilt. Seine Bemühungen, Ludwig XIII. für ſeine Sache zu intereſſiren, waren vergeblich, und in den erſten Tagen des April reiste er unerkannt von Paris ab [100]). Nur zwei Vertraute, der böhmiſche Edelmann Michalowitz und ein Kaufmannsdiener, Dulbier, begleiteten ihn. So gelangte er nach Lothringen; in Bitſch gerieth er mitten unter die kaiſerlichen Heerhaufen hinein, ward aber nicht erkannt [1]). Er aß mit ſeinen Feinden und mußte ſogar auf das Gelingen ihrer Sache trinken. Von dort eilte er nach Zweibrücken und dann nach Landau, wo er ſich zuerſt dem Grafen Georg Ludwig von Löwenſtein zu erkennen gab. Er kam gerade recht, um großes Uebel zu verhüten. Mansfeld befand ſich abermals in Unterhandlungen mit den Kaiſerlichen und diesmal hatte man ihm ſo glänzende Verſprechungen gemacht, daß es nur zu wundern iſt, wie der Abentheurer nicht ſchon längſt nachgegeben hatte. Man bot ihm die Landvogtei Hagenau, die Reichsfürſtenwürde und die confiscirten Güter des Prinzen Moriz von Oranien an. Man verſprach ihm ferner, ſehr bedeutende Entſchädigungskoſten für die Anwerbung der Truppen auszuzahlen; dann ſollte er mit 12,000 Kronen monatlichem

---

100) Brief bei Aretin VII. 182.

1) Zwei Franzoſen von Adel waren ihm vorher begegnet; der eine erkannte ihn und rief: Mordieu voyla le Roy de Bohême! Pareus S. 334.

Einkommen in ſpaniſche Dienſte treten und Niemanden untergeordnet ſeyn als Spinola. Ueber dieſe lockenden Punkte war Mansfeld mit einem anweſenden Agenten gerade in Unterhandlung, als Friedrich V. erſchien. Man denke ſich die Freude der Truppen und des wackern Pfälzervolkes, als (12. April) der vertriebene Fürſt plötzlich in Mansfelds Lager ankam. Jetzt wurden die Unterhandlungen abgebrochen, der Pfalzgraf und Mansfeld luden den ſpaniſchen Agenten fröhlich zur Tafel, und auf dem linken wie auf dem rechten Rheinuſer erregte die Nachricht von des Kurfürſten Anweſenheit allgemeine Freude unter den Pfälzern; man kann wohl ſagen, daß ſeine Ankunft allein das Gewicht einer gewonnenen Feldſchlacht hatte.

Am 14. April, alſo an demſelben Tag, wo die Bayern Dilsberg verließen, rückte nun Mansfeld bei Germersheim über den Rhein und fand an einem alten, treuen Freund Friedrichs V. eine tüchtige Unterſtützung. Der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach nämlich, außer Moriz von Heſſen das einzige Mitglied der Union, deſſen Ehrgefühl mächtiger war, als Furcht und Gewinnſucht, hatte ſchon gleich nach dem mainzer Vertrag offen und derb ſeine Mißbilligung darüber geäußert, und wie wir bereits erwähnt haben, die Fürſten die ihn abſchloſſen, gerade zu der Beſtechung beſchuldigt. Er erklärte ganz entſchieden, er hätte nichts mit dem trügeriſchen Vertrage zu thun, er wolle Alles aufbieten, die Sache des Pfalzgrafen zu retten und werde nicht eher ruhen, als bis die calviniſche Religion geſichert, die Spanier aus Deutſchland verjagt ſeyen, und er ſich an den Urhebern der ganzen Verwirrung, Bayern und den geiſtlichen Kurfürſten namentlich, gerächt habe. Durch Friedrichs V. Unglück gewarnt, wollte er aber der kaiſerlichen Politik und ihren Waffen vorbeugen, und damit man nicht ſtatt an ihm wie bei dem Pfalzgrafen ſich an ſeiner Familie ſchadlos halte, übergab er ſeinem Sohn Friedrich die Regierung und führte den Krieg als Privatmann auf ſeine Fauſt. Mit einer beträchtlichen Heeresmacht, die man auf 15,000 Mann angab, ſtieß er nun zu Mansfeld; vereinigt rückten beide gegen

Wiesloch, in deſſen Umgegend Tilly ſeine Standquartiere hatte. Der bayriſche Feldherr lag zwiſchen Mingolsheim und Wiesloch im Wald auf den Höhen ziemlich ſtark verſchanzt, aus dieſer Stellung ſuchte Mansfeld ihn herauszulocken. Es gelang ihm dadurch, daß er den Vortrab bei Mingolsheim angreifen ließ ($\frac{17}{27}$ April), die Bayern durch eine verſtellte Flucht über das Dorf hinausführte und den Ort in Brand ſteckte. Die Feinde geriethen in Verwirrung und das mansfeldſche Geſchütz richtete eine arge Verwüſtung an. Nach einem hartnäckigen Kampf blieb Mansfeld Sieger; man ſchlug den Verluſt der Feinde auf 2000 an, während die Pfälzer nur etwas über 100 einbüßten und mehrere vornehme Officiere der Bayern gefangen nach Mannheim abführten [2]).

Jetzt fielen Sinsheim und Eppingen den Pfälzern wieder in die Hände; Mansfeld rückte gegen Ladenburg, wo der Oberſt Adolf von Einetten mit einer ſpaniſchen Beſatzung lag. Die Aufforderung zur Uebergabe war ohne Erfolg, da begann denn Mansfeld ein tüchtiges Bombardement und ließ von Mannheim grobes Geſchütz und Mauerbrecher kommen, um die Bruſtwehren niederzuwerfen. Auf die wiederholte drohende Aufforderung Mansfelds ward eine Unterhandlung angeknüpft [3]); Mansfeld gewann einen Theil der ſpaniſchen Beſatzung deren Abfall den Oberſten zur Uebergabe zwang.

Gleichzeitig damit gelang es aber den Bayern, ihre Niederlage auf einer andern Seite gut zu machen. Der Markgraf von Baden und Mansfeld hatten ſich nach dem Mingolsheimer Treffen getrennt, ſey es weil ſie ſich einzeln ſtark genug glaubten, ſey es weil ſie ſich nicht gut zuſammen vertrugen, der

2) So das Theatr. eur pag. 625. Vgl. den Brief bei Aretin VII. 192.

3) Mansfeld hatte gedroht, im Fall eines längern Widerſtandes das Kind im Mutterleibe nicht ſchonen zu wollen, worauf ihm Einetten erwiedert: er habe Gottlob kein Kind im Leibe; doch ſey er nicht ungeneigt, zu unterhandeln. Theatr. eur. p. 626.

Markgraf war mit fünf Regimentern Infanterie, zwanzig Cornet Reitern, 20 Stück Geſchütz und nahe an 1800 Wägen gegen den Neckar hin gezogen, und lagerte ſich zwiſchen Wimpfen und Heilbronn (25. April). Indeſſen hatte ſich aber, ohne des Markgrafen Wiſſen, Tilly mit Cordova vereinigt und die bayriſch-ſpaniſche Armee beſetzten den Wald und die Höhen, welche das markgräfliche Lager umkränzten.

Am 26. April (6. Mai), gleich nach Sonnenaufgang, begann der Kampf; das vortrefflich bediente Geſchütz der Feinde richtete in den markgräflichen Reihen eine große Verwüſtung an, ohne jedoch den Kampf zu entſcheiden. Die Reiterei gerieth hart aneinander, auch das Fußvolk kämpfte Mann an Mann und der Markgraf verſuchte Alles, die Feinde aus ihrer Stellung zu verdrängen; es war vergeblich. In ihrem Rücken lag der Wald, wo ſie ſich im Schatten erholen und durch Speiſe erfriſchen konnten, während die Truppen des Markgrafen der Sonne und dem feindlichen Geſchütz ohne Zuflucht preisgegeben in der Ebene ſtanden. Am Mittag machte man eine Pauſe von einigen Stunden, ſchon um zwei Uhr begann der Kampf von Neuem. Ein Angriff auf die Poſition der bayriſch-ſpaniſchen Armee ward zurückgeſchlagen, und die beiden Feldherrn, Tilly und Cordova, rückten nun mit der ganzen Maſſe, mit ſechs Regimenter Infanterie und 80 Cornet Reitern auf das Lager zu, wo ſich Georg Friedrich hinter ſeiner Wagenburg verſchanzt hatte. Er warf die Feinde mit Erfolg zurück; ſie wiederholten ihren Angriff und zwangen den größten Theil der Reiterei zur Flucht. Doch ſtand das Fußvolk wie eine Mauer; drei feindliche Regimenter wurden zurückgeworfen und zerſtreut; in dem beſten feindlichen Corps, dem neapolitaniſchen Regiment, richtete das Geſchütz des Markgrafen eine gewaltige Todesernte an. Zuletzt ſtürzten die Neapolitaner mit verzweiflungsvollem Muth auf das Geſchütz los und es gelang ihnen, daſſelbe zu nehmen. Mitten im heißeſten Treffen waren aber fünf Pulverwägen im markgräflichen Lager angezündet worden und hatten zwei Morgen Feld weit eine ſchreckliche Verwüſtung unter Menſchen und

Vieh angerichtet. Für die Schlacht gab es mit den Ausſchlag; das markgräfliche Heer löste ſich jetzt völlig auf und der Markgraf ſelbſt mit ſeinen zwei Söhnen war in Gefahr gefangen zu werden. Da bildeten um ihn 300 junge Männer, der Bürgermeiſter von Pforzheim, Berthold Deimling, an der Spitze, eine Mauer von heldenmüthigen Vertheidigern; ſie ſchlugen ſich gegen die Uebermacht der Feinde, bis ihr geliebter Fürſt gerettet war. Sie deckten, wie ſpartaniſche Helden, mit ihren Leichen das Schlachtfeld, aber der Markgraf war in Sicherheit.

Die Schlacht hatte bis 8 Uhr Abends gedauert und 5000 Mann deckten das Schlachtfeld; darunter mehrere Fürſten. Achthundert Mann, Fahnen, das ſchöne Geſchütz, Gepäck, Vorräthe und Kriegskaſſe gerieth in feindliche Hände; die Spanier geſtanden aber ſelbſt, wenn man ſich ein Jahr zuvor ſo geſchlagen hätte, wären ſie nicht weit nach Deutſchland vorgedrungen. Markgraf Georg Friedrich floh nach Stuttgart zu ſeinem Nachbar und Verwandten, dem Herzog von Würtemberg, aber es gelang ihm nicht bei ihm thätige Unterſtützung zu finden; derſelbe war ja durch den mainzer Vertrag gebunden.

Mansfeld war während dieſer Zeit auf eine glückliche Weiſe thätig; das von Erzherzog Leopold belagerte Hagenau entſetzte er (Mitte Mai) [4]), ſchlug die Kaiſerlichen mit großem Erfolg zurück und das arme Elſaß mußte den Druck ſeiner und Obentrauts Schaaren zum zweitenmal in dieſem Jahre erdulden. Dann wandte er ſich gegen Mannheim zurück und entſchloß ſich zu einem Angriff auf das darmſtädtiſche Gebiet, deſſen Landgraf, Ludwig, wie wir wiſſen, die ganze Zeit hindurch im Sinne der wiener Politik diplomatiſch gewirkt hatte, und der auch jetzt wieder im gegründeten Verdachte war, einem Bund gegen die pfälziſche Sache beigetreten zu ſeyn [5]). So machten ſich Mansfeld und Friedrich V. in der Nacht des 22. Mai in aller Stille von Mannheim auf den Weg; man

4) Vgl. auch Aretin Beitr. VII. 193.

5) Serarius in Johann. Rer. Mogunt. I. 926.

verſprach den Soldaten, ſie auf eine fette Weide zu führen und ihnen Alles preiszugeben, nur Morden und Brennen ward ihnen ſtreng verboten [6]). So erſchienen ſie den andern Morgen vor Darmſtadt und die erſchreckten Bürger öffneten die Stadt ohne Widerſtand. Es blieb die Stadt ſelbſt zwar von Plünderung verſchont, aber in der Umgegend hausten die Mansfelder fürchterlich, und bis gegen Frankfurt dehnten ſich die Erpreſſungen aus. Am grauſamſten war das Verfahren gegen die armen Bauern, denen man ihr Vieh Heerdenweiſe wegtrieb, und die nachher, wenn ſie es wieder haben wollten, genöthigt waren ihr eigenes Gut mit Geld wieder einzulöſen. Der Hauptfang, auf den man gerechnet hatte, Landgraf Ludwig, war bei der Einnahme ſeiner Reſidenz entflohen, gerieth aber nebſt ſeinem Sohne den badiſchen Vorpoſten bei Büttelborn in die Hände, die ihn dann dem Markgrafen nach Wolfskehlen überlieferten. Die Nachricht, daß die Feinde im Anzug ſeyen, bewog die Pfälzer zum Schutz von Mannheim zurückzukehren, und ſie brachen (30. Mai a. St.) am Himmelfahrtstage aus dem heſſiſchen Gebiete gegen Mannheim auf. Auf dieſem Rückzug erlitt die pfälziſche Nachhut am lorſcher Wald einen ziemlich beträchtlichen Verluſt; von Obentraut gedeckt gelangte ſie indeß glücklich nach Mannheim, und führte mit ſich den gefangenen Landgrafen. Dieſer Letztere ward jedoch ehrenvoll behandelt und in Mannheim täglich an die pfalzgräfliche Tafel gezogen; Friedrich begleitete ihn auch mit gewohnter Gutmüthigkeit einmal nach dem Eſſen in ſeine Wohnung, zu ſehen, wie er dort eingerichtet ſey [7]).

Während alles dies in der Rheinpfalz ſich ereignete, nahmen auch die früher in ihrem Entſtehen erwähnten Unternehmungen des Herzogs von Braunſchweig eine entſcheidende Wendung. Derſelbe hatte ſich von ſeinem Rückzug am Ende des vorigen Jahres erholt, und war mit einem neuen Heere erſchienen,

6) Theatr. eur. p. 628.

7) Vgl. Khev. p. 1726.

ſein wildes, regelloſes Treiben fortzuſetzen. In Zeiten, wo wie damals ſich die Bande aller Ordnung löſen, zeigt ſich der himmelſtürmende Uebermuth gegen das Beſtehende bei einzelnen Naturen beſonders grell, und es arten urſprünglich friſche Kräfte entweder in planloſe Zerſtörungswuth aus, oder ſie ſuchen auf dem Wege der Anarchie und des Verbrechens ſich ſelbſt zu Richtern der geſunkenen Zeit aufzuwerfen. Die moderne Welt, an gewaltſamen Revolutionen des ſocialen und politiſchen Lebens reich genug, hat eine Reihe ſolcher Charaktere aufzuweiſen, die in der wüſten Begriffsverwirrung ihrer Zeit über Leichen und Verwüſtung eine neue Weltordnung glaubten aufbauen zu können. In dieſe Reihe gehört auch Chriſtian von Braunſchweig, und unſere Zeit, die ſo oft ochlokratiſche Horden für „Freiheit", legitime Mordbanden für „Thron und Altar" hat wüthen ſehen, könnte ſich am erſten in den Ideenkreis dieſes wilden Abentheurers hineinverſetzen. Wilde Grauſamkeit und eine gewiſſe Theilnahme für das Höhere, Raub, Zerſtörung, und doch ein ſichtbares Streben, aus dieſem Chaos eine neue Ordnung hervorgehen zu ſehen [8]), wilder Hohn gegen alles Kirchliche, und doch bisweilen Achtung gegen einzelne Vertreter der Kirche [9]), durchkreuzen ſich bei ihm und alle ſeine Handlungen tragen dies Gepräge. So erſchien er zu Anfang dieſes Jahres in Weſtphalen, und das ganze Gebiet von Münſter und Paderborn, die Orte Lippſtadt, Soeſt, Brilon waren durch ſeine Ankunft von der Wuth ſeiner gräulichen Horden bedrängt. Mit Feuer und Schwert ward gehaust, weder Frauen noch Kranke geſchont, Geiſtliche und Juden gebrandſchatzt, und in Paderborn mit frechem Hohn die Kirchen beraubt. Die 80 Pfund ſchwere

---

8) Vgl. ſeinen Brief an den Biſchof von Würzburg bei Khevenh. IX. 1622.

9) So ließ er die in Münſter gefangenen Jeſuiten, die er mit ſich führte, ſehr „ſtattlich und ehrlich" behandeln, ein Benehmen, das in jener Zeit nicht allzuhäufig iſt. Theatr. eur. p. 631.

Bildſäule des h. Liborius aus maſſivem Golde entriß Chriſtian der Kirche auf eine ähnliche Weiſe, wie einſt Dionyſius den Mantel des Zeus, und ſein Wahlſpruch: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind,“ fand wenigſtens in ihrer letzten Hälfte die pünktlichſte Anwendung. In Soeſt allein ſchlug man das geraubte Geld, das Geiſtlichen gehörte, auf mehr als 200,000 Reichsthaler an [10]), der bedeutenden Erpreſſungen nicht zu gedenken, denen der Clerus und die Ritterſchaft ringsum ausgeſetzt war. Er ſelbſt ließ jetzt eine Münze prägen, auf deren einer Seite eine Hand mit einem Schwerte aus den Wolken hervortauchte, mit der Inſchrift: Chriſtian, auf der anderen Seite die bekannte Deviſe: „Gottes Freund und der Pfaffen Feind“. An den Biſchof von Würzburg erließ er einen ſeltſamen Ermahnungsbrief, für Wiederherſtellung der Friedens und der „deutſchen Freiheit“ zu ſorgen und drohte ihm, im andern Falle ihm mit demſelben Maße zu meſſen, wie ſeine Truppen den armen pfälzer Unterthanen gethan. Dies Treiben dauerte mehrere Monate fort; es waren zwar kölniſche Truppen gegen ihn ausgezogen, hatten auch einzelne glückliche Ueberfälle ausgeführt, allein des Herzogs drückende Anweſenheit in Weſtphalen währte bis in den Mai hinein, wo er mit 20,000 Mann endlich bei Hörter über die Weſer ging, und durch das Fuldiſche und die Wetterau ſich gen Frankfurt hinzog [11]). Dort erſchien er (Anf. Juni), nahm Höchſt und hauste in gewohnter Weiſe in der Umgegend von Frankfurt. Der zitternde Erzbiſchof von Mainz wandte ſich an Tilly, bis dieſer, mit Cordua vereinigt, den bedrängten Maingegenden zu Hülfe zog; ſeine Macht war der des Braunſchweigers bedeutend überlegen [12]). Das Klügſte wäre jetzt gewe-

10) Theatr. eur. p. 630.

11) „Iſt dieſer Zeit ein groß Flehnen in die Stadt Frankfurt am Mayn zu Waſſer und Land geweſen.“ Theatr. eur. 629. Man verließ mit allem, was man wegtragen konnte, lieber ſeinen Wohnort, ehe man ſich dieſen Horden preisgeben wollte.

12) Was nach dem Theatr. eur. p. 633 die bayriſchen Offiziere ſelbſt agten, es ſeyen drei Mann gegen einen geſtanden und ſechs Geſchütze ge-

ſen, ſich vor den bei Nidda gelagerten Ligiſten über den Main zurückzuziehen, um ſo mehr da eine bei Höchſt geſchlagene Brücke dies ſehr erleichterte. Chriſtian hätte ſich dann gegen die Bergſtraße hin ziehen und, mit dem herankommenden Mansfeld vereinigt, Tillys und Corduas Heer die Spitze bieten können. Aber ſolch ſtrategiſche Vorſicht dünkte dem ritterlichen Ehrgefühl Chriſtians ſchmachvoll; er blieb ſtehen und erwartete den Andrang der Feinde, die ($\frac{10}{20}$ Juni) [13]) von Rödelheim gegen Höchſt hin zogen. Das braunſchweiger Fußvolk wehrte ſich ausgezeichnet tapfer, aber es gebrach dem Heere an Artillerie; von ihren drei Stücken war nur eines brauchbar, während die feindlichen achtzehn Stücke in trefflicher Stellung die braunſchweiger Reiterei hart bedrängten. Dennoch dauerte die Schlacht ſechs Stunden; dann aber löste ſich das Heer in wilder Flucht auf; ein Theil rettete ſich über die Schiffbrücke bei Höchſt, ein Theil ertrank im Main oder blieb im Moraſt ſtecken, andere, unter ihnen der Herzog ſelbſt, ritten glücklich an einer ſeichten Stelle durch den Fluß. Die Ligiſten verfolgten zwar nicht ſehr eifrig, aber doch war der Verluſt ſehr groß. Das Gepäck war verloren, das Heer zur Hälfte aufgerieben, viele Offiziere, darunter Graf Caſimir von Löwenſtein, geblieben, und die Fiſcher am Main bereicherten ſich damals an den Leichen der Ertrunkenen, die ſie aus dem Main auffiſchten. Der Herzog eilte der Bergſtraße zu und vereinigte ſich mit Mansfeld; als er da den Reſt ſeiner Truppen ſammelte und muſterte, ſoll er noch etwa 13,000 Mann gehabt haben [14]). Die in der Wetterau und am Main zerſtreuten Garniſonen wurden einzeln überfallen und für den Uebermuth, womit ſie bisher ſich benommen, hart geſtraft; freilich die Ligiſten ſelbſt machten es in Freundesland nicht beſſer, als die Braunſchweiger es im Gebiet des Feindes getrieben hatten.

---

gen eins, iſt vielleicht übertrieben; doch waren ſie gewiß Chriſtians Heer ſehr überlegen.

13) Theatr. eur. p. 632.

14) Theatr. eur. p. 633.

Gleich nach der Schlacht ward der gefangene Landgraf Ludwig von Heſſen entlaſſen; man hatte ſich vergeblich bemüht, ihn zur Herausgabe ſeiner Veſtung Rüſſelheim am Main und zur Anerkennung des böhmiſchen Königstitels zu bewegen, die Vorſtellungen der Fürſten für ſeine Befreiung waren ſo dringend, daß Friedrich ihn zuletzt unter milderen Bedingungen entließ. Sie gelobten ſich gegenſeitige Neutralität, Ludwig mußte aber verſprechen, bei dem Kaiſer und bei Abſchluß eines allgemeinen Friedens zur Erhaltung der pfälziſchen Integrität und Wiederherſtellung der Erblande Alles beitragen zu wollen [15].

Trotz der Schlacht bei Höchſt war die pfälziſche Sache nicht überwältigt; Chriſtians Heer, das bisher plündernd umherzog, ohne Nutzen für das Gemeinſame, war nun mit Friedrichs und Mansfelds Truppen vereinigt und das Geſammtheer den Schaaren Tillys und Corduas mindeſtens gewachſen. Auch zog die Armee jetzt (Juli), den Pfalzgrafen, Mansfeld und Chriſtian an der Spitze, nach dem Elſaß, und die Gegenden um Straßburg, die Orte Mutzig, Molsheim, Rosheim, Oberehnheim mußten ihre Anweſenheit bitter empfinden. Mansfeld und Chriſtian waren gerade beſchäftigt, Zabern zu belagern [16], als der Befehl des Pfalzgrafen anlangte, die Belagerung aufzuheben.

Der Pfalzgraf war nämlich der Spielball einer ſchmachvollen diplomatiſchen Cabale geworden, und die Politik des wiener Cabinets hatte endlich durch Unterhandlungen erreicht, was ihr mit den Waffen nicht glücken wollte. Daß Friedrichs V. Sache ſeit ſeiner Anweſenheit in der Pfalz einen feſten Halt gewonnen hatte, geht ſchon daraus hervor, daß ſelbſt die zwei Niederlagen bei Wimpfen und Höchſt keine weſentliche Veränderung hervorbrachten; zu dem concentrirte ſich jetzt das pfäl-

---

15) Theatr. eur. 633. Senkenberg XXV. S. 139

16) Nach dem ganzen Zuſammenhang muß es Elſaßzabern ſeyn und nicht Bergzabern, wie Söltl I. S. 267 ſagt. — Sonſt könnte Khev. IX. p. 1731 nicht ſagen, Mansfeld ſey nach ſeiner Entlaſſung gegen Neuweiler und Lützelſtein gezogen

zer Heer, während das bayriſch-ſpaniſche eher vermindert ward. Zwar fing es an, in den Städten an Proviant, bei dem Heere an Geld zu fehlen [17], aber doch war der Pfalzgraf in ſeinem Stammlande, wo das Volk ihm warm anhing, ſchwer zu beſiegen, und der Kampf konnte ſich lange hinausziehen. Es mußten deßhalb andere Mittel ergriffen werden, um ſeinen Widerſtand zu brechen. Mittelbar bot dazu Friedrich ſelbſt Gelegenheit, indem er fortwährend durch Geſandte und Vermittler um Aufhebung der Acht anhielt und die Hand zum Frieden bot. Darauf hin waren ſchon im Mai, als Ferdinand ſich auf dem Reichstag zu Oedenburg befand, däniſche Geſandte erſchienen und hatten für den Pfalzgrafen um Nachſicht gebeten, auch auf die immer ſteigende Verwirrung aller Zuſtände hingewieſen [18]. Ein ähnlicher Vermittlungsverſuch, wiewohl nur zum Schein erheuchelt [19], ging von Kurſachſen aus, und es ſchien wirklich, als wenn der Kaiſer diesmal minder ſtrengen Sinnes wäre. Er beklagte zwar das Geſchehene, zeigte ſich aber zu Unterhandlungen ſehr bereit; nur ſollten die Feindſeligkeiten in der Pfalz und die Verheerungen eines Braunſchweig und Mansfeld aufhören. In der That ging auch der Graf Schwarzenberg als kaiſerlicher Botſchafter nach London ab, wo Jakob ſchon am Ende des verfloſſenen Jahres erklärt hatte, der Un-

17) Brief Friedrichs bei Aretin VII. 186.

18) Sowohl im Theatr. eur. 634, als bei Londorp II. 599—606.

19) Vgl. bei Lond. II. 605. Schon Senkenberg hat aber bemerkt, daß bei Khev. IX. 1763 der kaiſerliche Geſandte, Graf Hohenzollern, d. d. 18 Juli von Dresden aus ſchreibt: „Alſo ſoll Euer kaiſerl. Maj. ich hiemit in aller unterthänigſter Geheimb zu Dero Nachrichtung nicht verhalten, was dißfalls hochermelter Herrn Churf. zu Sachſen Intention, iſt nemblichen, daß ſie wünſchen und in Herzen gern ſehen wollten, daß der Kayſer Ihre von Gott verliehene ſtattliche Victorias ohne Verſaumbung einiger Zeit mit allem Ernſt proſequiren, ſich durch ſoviel vergebenliche und von dem Gegentheil allein zu ſeinem Vortheil geſuchten tractatus nicht davon ab oder auffhalten ließen, damit der Churf. von Heidelberg noch vor dem angeſtellten Conventu gänzlich aus dem Sattel gehebt würde ꝛc.

terhandlungen müde zu ſeyn. Er hatte damals verſichert, energiſch auftreten zu wollen, und im Zuſammenhang damit ſtand Camerarius diplomatiſche Rundreiſe im proteſtantiſchen Norddeutſchland um einen großen Bund zu veranlaſſen (Jan. 1622). Dennoch verſuchte man jetzt von Neuem, ihn zu fangen [20], man trieb die Comödie ſo weit, in Brüſſel eine Unterhandlung zu beginnen, und der einfältige König Jakob I. war auch diesmal der gutmüthig Betrogene. Die kaiſerliche Politik hatte aber noch das Schwierigſte zu thun; es galt jetzt, den Pfalzgrafen durch trügeriſche Verſprechungen ganz ſicher zu machen und ihn zur gutwilligen Einſtellung der Feindſeligkeiten zu vermögen. Nun ließ ſich Jakob gebrauchen, ſelbſt getäuſcht, auch ſeinen Schwiegerſohn zu täuſchen, und ſchickte Brief über Brief, ſelbſt Drohungen, denſelben zur Niederlegung der Waffen zu vermögen [21]; auch Dänemark war verblendet und ſuchte Friedrich V. zu überzeugen, daß es nur des einen Schrittes bedürfe, um den erwünſchten Frieden zu erlangen. Da war es denn kein Wunder, wenn der in Welt und Menſchen ganz unerfahrene Jüngling ſich bethören ließ und nachgab; wir können es ihm aber ſchwerlich ſo theuer anrechnen, wenn ſein offenes, trugloſes Gemüth ihn hier zum Opfer diplomatiſcher Feinheit machte; was vor den Menſchen unklug und verkehrt ſcheint, iſt vor Gott oft weiſe und richtig.

So ſtanden die Sachen im Sommer 1622, als Friedrich ſeinen Zug ins Elſaß machte; in Brüſſel ſaßen die kaiſerlichen Bevollmächtigten und der engliſche Geſandte Weſton beiſammen, bis der Zweck erreicht war. Friedrich hob nun, wie wir erzählt haben, die Belagerung von Zabern auf, und erklärte zugleich ſeinen Hauptleuten, ſie hätten ihm zwar treu gedient, es

---

20) Handſchr. Correſpondenz (Coll. Camerar.) III. fol. 90. 93. 114.

21) Je suis bien tourmanté par l'ambassadeur de la part de sa Majesté, ſchreibt Friedrich (3/13. Juni) von Mannheim aus an ſeine Gemahlin. Aretin VII. 183. Daß die ſpaniſche Kriegsmacht in großer Noth war, ſchreibt die Infantin ſelbſt. S. Handſchr. Collect. Camerar. III fol. 166.

ſey aber fürder nicht mehr rathſam, dieſe Dienſte fortzuſetzen; er entlaſſe ſie deßhalb, ſie möchten ihr Glück anderswo ſuchen[22]. So war eine zahlreiche Armee mit einem Worte aufgelöſt, der Widerſtand der pfälziſchen Sache ohne Schwertſtreich entwaffnet, und das arme Land dem Feinde preisgegeben. Friedrich aber meinte gutmüthig, aus dieſem Opfer von ſeiner Seite werde als erſte Frucht — der Friede hervorgehen!

Er ſollte nur zu bald enttäuſcht werden. In Brüſſel hatte man erſt durch Förmlichkeiten, durch den Anſtoß, den man an dem Titel „Kurfürſt" nahm, die Sache hinausgezogen[23], bis man ihm erklärte, der Friede könne doch eigentlich nicht in Brüſſel geſchloſſen werden, da er das Reich angehe. Jetzt ward Jakob I. betroffen; er ließ ſehr energiſche und bittere Vorſtellungen darüber abgehen, allein während der Zeit hatte Friedrich ſein Heer entlaſſen, und es half dem entblößteen Lande wenig, daß Se. großbritanniſche Majeſtät es in ſeinen Schutz nahm! Die Eroberung durch Bayern und Spanien konnte nun ohne Hinderniß vollendet werden. Friedrich V. war nach Sedan zu ſeinem Verwandten, dem Herzog von Bouillon, gegangen und ſchrieb, noch ehe die brüſſeler Unterhandlungen ihr Ende gefunden, an ſeine Gemahlin: „er glaube, daß es ein leeres Spiel ſey[23a]."

---

22) Die Urkunde der Entlaſſung ſteht bei Lond. II. p. 626 und iſt vom 13. Juli 1622 datirt. Ebendaſ. das Billet des Grafen Mansfeld an Tilly d. d. 15. Juli.

23) Theatr. eur. 643.

23a) Wie verächtlich Ferdinand II. den einfältigen Jakob I. behandelte, zeigt ein Brief vom 21. Aug. 1622 (Handſchr. Collect. Camerar. III. fol. 148), worin er den Pfalzgrafen beſchuldigt, den Landgrafen Ludwig („quem sub amicitiae velamento visitatum venerat") durch elende Liſt gefangen zu haben, dem Markgrafen von Baden vorwirft, er habe gegen gegebenen Eid ſich mit Mansfeld vereinigt u. dgl. Wie wenig mußte man den achten, dem man ſolche Geſchichten aufbinden durfte?!

§. 8.

Eroberung der Rheinpfalz durch Tilly bis zur Uebertragung der Kurwürde an Bayern (1623).

Der Abſchied, den Friedrich ſeinen Feldherrn gab, war der entſcheidende Schritt zur Auflöſung der pfälziſchen Kriegsmacht; was half ihn die dauernde Anhänglichkeit des treuen Volkes, wenn die gemietheten Vertheidiger die fürſtliche Sache einmal aufgegeben und ihr Glück anderswo geſucht hatten. Am 13. Juli hatte der Pfalzgraf die Verabſchiedung erlaſſen, und ſchon am 15. ſchrieb Mansfeld ein Billet an Tilly, ihm die Abdankung anzuzeigen und ſeine Dienſte der kaiſerlichen Sache anzubieten. Es hatte keinen Erfolg, und ſo wandten ſie ſich denn nach dem Herzogthum Bouillon, wo Mansfeld und Chriſtian den Pfalzgrafen trafen. Dort bot man den beiden wohlbekannten Haudegen von vielen Seiten Dienſte an. Die franzöſiſchen Hugenotten und Ludwig **XIII.**, die ſpaniſche Infantin ſo wie die holländiſchen Rebellen, bewarben ſich um Freundſchaft der beiden Männer, die immer noch 25,000 Mann erprobter Truppen mit ſich führten; zuletzt entſchieden ſie ſich für die Holländer. Auf ihrem Wege nach den Generalſtaaten warfen ſich ihnen, als die Soldaten ermüdet und kampfunluſtig waren, Cordova und Verdugo (29. Auguſt) bei Fleuri entgegen, konnten aber nach einer blutigen, lange unentſchiedenen Schlacht nicht hindern, daß die Tapferkeit der Mansfeld-Braunſchweigiſchen ſich den Weg eröffnete. Chriſtian von Braunſchweig hatte in dieſer Schlacht eine Wunde am Arm erhalten; da er ſie vernachläſſigte, kam der Brand hinzu, und er ließ ſich munter und ohne Klage den Arm abnehmen. „Den Feinden, ſagte er, ſolle der andere noch genug zu ſchaffen machen;“ ein „kunſtreicher Bauer aus dem Maasland“ ſetzte ihm nachher einen künſtlichen an, den er bewegen und rühren konnte. Einer der treueſten Anhänger Friedrichs V., der alte Markgraf Georg Friedrich von Baden, hatte ſich ſchon vier Wochen zuvor genöthigt geſehen, den Kampf aufzugeben und die „heilige Sache in Gottes Hand

zu befehlen.“ Es fehlten ihm die Mittel, ſeine Truppen zu bezahlen; ſein Land hatte er ſeinem Sohne übergeben, und dieſer letztere, nebſt ſeinem Schwager, dem Herzog von Würtemberg, war ernſtlich beſorgt, des Markgrafen Antheil möchte ähnliche kaiſerliche Maßregeln hervorrufen gegen das baden-durlachiſche Haus, wie gegen die Pfalz. Dieſe Noth und Beſorgniß beſtimmte dann den Markgrafen, dem Intereſſe ſeiner Nachkommen ein Opfer zu bringen; er hoffte dadurch, zunächſt in der Erbſchaftsſache des Eduard Fortunatus, ſeiner Linie eine günſtige Entſcheidung zu ſichern, aber noch in demſelben Jahre ſollte er ſo gut enttäuſcht werden, als Friedrich V. durch die brüſſeler Unterhandlungen.

Die Pfalz war aber jetzt enblößt, und Tilly konnte die Eroberung vollenden. Noch waren es aber drei Plätze beſonders, die, bisher unerobert, der pfälziſchen Sache als Stützpunkte gedient hatten. Die Hauptſtadt Heidelberg, wiſſenſchaftlich durch ihre Univerſität und herrliche Bücherſammlung, politiſch als alter hochberühmter Sitz der Pfalzgrafen ſehr wichtig; dann Mannheim, die erſt neulich gegründete Feſtung, am Zuſammenfluſſe zweier bedeutender Ströme gelegen und von der Natur zum Waffenplatze einzig begünſtigt, endlich Frankenthal, der jugendliche Sitz einer tapfern und eifrig reformirten Bürgerſchaft aus hugenottiſchem Blute, an Treue und Ergebenheit jeder andern vergleichbar.

Mansfeld hatte die Pfalz verlaſſen, der Markgraf von Baden war den Neutralen beigetreten, auch Braunſchweig hatte ſich entfernt; außer den Garniſonen in den Städten, fehlte demnach dem Lande jeder kriegeriſche Schutz. So nahm Tilly ohne Schwierigkeit Ladenburg ein, und rückte dann gegen Heidelberg, in deſſen Nähe er am 1. Juli (n. St.) anlangte [24]. Er nahm

24) Für die Belagerung Heidelbergs iſt außer den gewöhnlichen Quellen die Relatio historica postuma obsidionis heidelbergensis. Frankf. 1622. vorzugsweiſe benutzt worden. Die angeführte Schrift iſt von dem Gouverneur von der Merven ausgegangen. Als Ergänzung und Gegenſatz

ſein Hauptquartier zu Handſchuhsheim, und ſuchte von dort aus der Stadt gegenüber feſte Poſitionen zu gewinnen. Auf dem heiligen Berg waren verſchanzte Vorwerke geweſen, die waren aber verfallen und ſeit Monaten verlaſſen, das am Fuße des Berges gelegene Dorf Neuenheim lag bis auf ein paar Mauern in Aſche, ſo daß der bayeriſche Feldherr ohne Widerſtand die Höhe beſetzen und ſich der Stadt gegenüber, nur durch den Neckar getrennt, aufſtellen konnte. Von dort aus begann er nun die Stadt und ihre äußerſten Vorwerke zu beſchießen, machte auch einen Verſuch auf die verſchanzte Neckarbrücke, aber vergebens. Am 4. machte eine auserwählte Schaar der Beſatzung einen glücklichen Ausfall, ſtellte ſich wie bei einem Treibjagen ſichelförmig auf, und jagte dann durch die wohlbekannten Gebüſche und Felder den Feind über den heiligen Berg zurück. Zwar konnte ſich dieſe kleine Schaar nicht gegen die Uebermacht der Bayern außerhalb der Stadt behaupten, allein auch Tilly richtete nichts aus, und am Freitag Morgen (8. Juli) verließ er plötzlich die Stadt, zog ſich nach Ladenburg und dort über den Neckar, um Heidelberg auf dem linken Ufer des Fluſſes anzugreifen. Sein Fußvolk ſtellte er bei Rohrbach und in der Umgegend auf, das Geſchütz und das Hauptquartier war in Leimen; die Linie von Wieblingen über Schwetzingen nach Wiesloch hin war von der Reiterei gedeckt. Das Mangelhafte und Zerſplitterte damaliger Kriegsführung, und dabei die fürchterliche Barbarei und Schutzloſigkeit der Schwachen, tritt hier recht klar hervor; während Tilly von Leimen aus die Stadt angriff und Scharmützel und Ausfälle ſich täglich wiederholten, wurden zugleich alle umliegenden Dörfer grauſam ausgeplündert, die Früchte auf dem Felde in Brand geſteckt, und ſeine Reiterei, die bei Wiesloch ſtand, führte auf ihre Fauſt einen

---

dazu gehört: „Kurze und doch gründliche Verantwortung der Chur- vnnd Reſidenz-Stadt Heidelberg Einwohner wider die in jüngſter Herbſtmeß Anno 1622 ausgangene vermeinte Hiſtor. Relation ꝛc. entgegengeſetzt durch P. P. an den Stadt-Rath zu Heidelberg. (Lond. II. 743—753.)

kleinen Krieg. Freund und Feind wurden dabei gleich wenig geſchont; das würtembergiſche Land, wie das Gebiet des Markgrafen von Baden-Durlach, beide neutral, wurden hart heimgeſucht; ja einzelne Schaaren verloren ſich plündernd und verheerend gegen den Bodenſee und weiter, bis die Schweizer Bauern ſie todtſchlugen. Unter ihnen zeichneten ſich namentlich Croaten und Coſacken durch zweckloſe Zerſtörungwuth aus; ſie trieben nicht nur Vieh und alles Bewegliche plündernd weg, ſie ſchlugen den Fäſſern die Boden ein, riſſen die Betten auf und zerſtreuten die Federn; Kindern ſchnitten ſie die Köpfe ab, Erwachſene wurden grauſam verſtümmelt [25]).

Indeſſen fiel auch die Pfalz auf dem linken Rheinufer wieder in feindliche Hände. Erzherzog Leopold konnte Hagenau und Germersheim wieder beſetzen und die Tillyſchen nahmen Landau, Neuſtadt an d. H., Kirweiler, Deidesheim und andere Plätze am Hardtgebirge weg. Auch dabei bewieſen ſie jede Art von Grauſamkeit. Ohne die gewöhnlichen Verwüſtungen zu erwähnen, heben wir nur einen einzigen Zug hervor; in Germersheim wurde Alles, was an Bürgern und Soldaten, Weibern und Kindern ſich noch vorfand, von den Croaten niedergehauen und erſt ein drohender Befehl Erzherzog Leopolds, jeden Mörder mit dem Tode zu beſtrafen, machte dem Blutbad ein Ende.

Von den Truppen des Erzherzogs hatte ſich ein Theil mit Tilly vereinigt (Don Cordua war dem Mansfeld und Braunſchweig nachgezogen), und ſo konnte der bayeriſche General jetzt an eine ernſtliche Belagerung denken [26]). Heidelberg war weniger durch Befeſtigung der Stadt ſelbſt oder deren Lage gefähr-

25) Theatr. eur. p. 645 und Kayſers hiſtor. Schaupl. S. 364.

26) Nach Khev. p. 1732 war Tillys Heer damals 15000 Mann ſtark. Seine Angaben ſind aber in Namen und Zahlen gerade in dieſem Theil der Arbeit durchaus nachläſſig. So machte er p. 1731 aus dem lothringiſchen Finſtingen (Fenestrange), ein Sunſtingen, aus dem ſpäter zu nennenden, ſonſt oft erwähnten Eichelſtein bei Mannheim ein Eichelberg, und aus der Mühlau daſelbſt einen Ort, Namens Mulavie.

lich, als durch die Vorwerke, die ſie auf allen Seiten bekränzten[27]); das obere Thor, wie die Neckarbrücke waren durch Schanzen gedeckt, das ſpeyrer Thor von 4 tüchtigen Baſteien umgeben, auf dem Berge aber, an den ſich die Stadt anlehnt, war nicht nur das herrliche, weitausgedehnte Reſidenzſchloß mit Thürmen und Redouten verſehen und einzelne Theile, z. B. der Faſanengarten, ganz in Schanzen umgewandelt, ſondern oberhalb des Schloſſes lag ein drohendes Bollwerk an der Stelle, wo das alte Schloß geſtanden hatte, und auch dieſes war wieder durch drei nahe gelegene Redouten geſchützt. Am Geisberg aber dehnten ſich gegen Weſten die bekannten Forts, der Trutzbayer und Trutzkaiſer, aus, und neben ihnen lagen zwei kleinere Schanzen, das Krähenneſt und das Hornwerk. Leider waren aber bei allen dieſen Befeſtigungen die höchſten Punkte, namentlich der Königsſtuhl, frei gelaſſen, und deßhalb die Möglichkeit nur zu nahe gerückt, von den Berghöhen aus die Stadt zu beſchießen und zu erſtürmen.

Auch war in der Stadt das Vernehmen zwiſchen Bürgern und Beſatzung nicht das freundlichſte; die Soldaten waren, wie alle in dieſer Zeit, zügellos, und der Gouverneur ſcheint entweder nicht den feſten Willen oder nicht die Macht gehabt zu haben, dem Unweſen zu ſteuern. Die Soldaten kränkten ihre Hausherrn in Beſitz und perſönlicher Sicherheit; ſie trugen ihnen den Wein in Kübeln aus dem Keller, warfen oft die ihnen vorgeſetzte Koſt weg, nahmen den Kindern die Betten im Winter weg, und ſollen die ehrbaren Bürger gezwungen haben, gemeine Perſonen im Hauſe und am Tiſch zu dulden[27 a]). Die Vorſtellungen beim Gouverneur ſcheinen wenig gefruchtet zu haben; vielmehr beſchuldigte man denſelben, die Anarchie zu fördern und ſich mit offenkundiger Verachtung eines rohen Soldaten

27) Vgl. zu dem Folgenden namentlich (außer der Abbildung im Theatr. eur.) die an die relatio historica etc. angehängte gleichzeitige Zeichnung.

27 a) Londorp II. 745.

gegen Stadt- und Univerſitätsbeamte zu äußern; man ſagte ihm nach, er hätte ſie öffentlich „elende Schreiber“ genannt und ſein militäriſches Uebergewicht gegen die waffenloſen Civilbehörden auf freche Weiſe mißbraucht.

Seit dem 20. Auguſt ward der Kreis der Feinde um die Stadt enger. Tilly nahm ſein Hauptquartier in Wieblingen, ein Theil der Bayern lagerte ſich auf dem Stift Neuburg, auf dem Harlaß, an den Fiſcherhütten zum Hausacker; Andere fingen ſchon an, auf den Bergen hinter dem Schloß Laufgräben aufzuwerfen, und am 25. ſpielten die erſten Falconette und Karthaunen vom Geisberg herab, doch ohne Schaden. Am 26. ſchickte Tilly eine Aufforderung zur Uebergabe, der Commandant wies ihn an den Gouverneur von Mannheim und das war ſo gut als eine Abweiſung. Jetzt fing Tilly an, die Stadt zu beſchießen und zugleich den Angriff auf den Trutzkaiſer zu eröffnen; doch richtete er in den drei Tagen des Bombardements (ſeit dem 28.) keinen weſentlichen Schaden an, als daß die heil. Geiſtkirche von ein paar Karthaunenkugeln getroffen ward, von denen eine durch den Chor drang, die andere das Grabmal Kurfürſt Ludwigs, die andere einen Pfeiler an der Außenſeite zerſchmetterte. Getödtet wurde in dieſer ganzen Zeit, wie eine gleichzeitige Quelle verſichert [28]), niemand, als eine Katze und zwei Hühner. Erſt am 31. wurden ein Paar Soldaten in der Kettengaſſe getödtet, aber entſcheidend wurde der Kampf weder an dieſem noch an den fünf folgenden Tagen. Ihre Angriffe auf den Trutzbayer und Trutzkaiſer wurden abgeſchlagen (5. Sept.), und obſchon ſie bereits von den Höhen des Geisberges und des Kaiſerſtuhls, wo ſie ſich verſchanzt hatten, die Vorwerke der Stadt bedrohten, ſo wollte ſich doch auf keiner Seite ein weſentlicher Vortheil für ſie ergeben. Bis zum Abend des 8. Sept. waren aber ſchon 308 Schüſſe aus grobem Geſchütz auf die Stadt geſchehen. Die kleine Schanze beim Trutzkaiſer, das Krähenneſt, ward (10. Sept.) von den Bayern

---

28) Relat. hist. p. 13.

genommen; der Beſatzung ward bei Strafe des Decimitens vom Gouverneur auferlegt, es wieder zu nehmen; es geſchah, aber wegen Mangel an Munition mußten ſie abermals räumen. Es ſcheint im Ganzen nicht die beſte Ordnung geherrſcht zu haben; wenigſtens warf man dem Gouverneur vor, weder Soldaten noch Offiziere hätten vor ihm Achtung; auch wurden ſeine Befehle, die Soldaten ſollten ſich nicht in der Stadt und den Wirthshäuſern herumtreiben, nicht im Geringſten befolgt[29]).

So ſchwankte der Kampf ohne Entſcheidung, als am Abend des 15. Septembers vom Geisberg herab eine Trompete die Loſung gab zum allgemeinen Sturme. Aber auch diesmal ward nichts gewonnen, außer den zwei kleinen Schanzen die auf dem rechten Neckarufer bei Neuenheim lagen, und ſo ward am 16. (n. St.) der Sturm erneuert. Tilly hatte am Abend zuvor noch Leute und Geſchütz von Wimpfen, Speyer und Landau erhalten, und begann deßhalb mit Tagesanbruch das Bombardement. Man rechnete über 1000 Schüſſe, die an dieſem Tage die Stadt trafen; ſie ſelbſt ſowohl als die feſten Mauern der Außenwerke waren ſtark beſchädigt, und am 5 Uhr Abends begann auf allen Seiten der Sturm. Leitern in Menge wurden herbeigeſchafft, die Soldaten durch immer neue abgelöst, allein auch die Belagerten thaten zum großen Theil ihre Pflicht. Die Holländer und Britten, die den Faſanengarten vertheidigten, ſchlugen dreimal den Sturm ab; ebenſo die Beſatzung des alten Schloſſes, und die Compagnie des Oberſten Pleikard Landſchaden von Steinach leiſtete bei Vertheidigung einer Schanze vor dem ſpeyrer Thor ausgezeichnete Dienſte. Aber die beiden Hauptbollwerke, der Trutzbayer und Trutzkaiſer, fielen den Bayern, die vom Geisberg herab ſtürmten, in die Hände; dadurch war nun die Stadt auf einer Seite dem feindlichen Geſchütz ganz preis gegeben. Auch waren die Belagerten von dem Kampfe ermattet; Ausſicht auf Entſatz war keine vorhanden und eine wirkſame Vertheidigung kaum möglich; denn ſchon drangen die

29) „Kurze Verantwortung" Londorp II. p. 750.

Feinde in die Vorſtadt ein, die Croaten ſetzten bei Neuenheim über den Neckar und nahmen die Neckarſeite der Vorſtadt ein. Dies letztere, das die Bürger einer Nachläſſigkeit des Gouverneurs zuſchrieben [30]), gab den Ausſchlag; der Gouverneur zog ſich jetzt in die Altſtadt zurück und ſuchte die Stadt wenigſtens vor Zerſtörung zu retten. Er ſchickte einige Beamte der Stadt, der Regierung und der Univerſität, von einem Hauptmann und einem Trommelſchläger begleitet, an Tilly, und bot eine Unterhandlung an, der Plünderung und des Mordens wegen. Man antwortete ihm, „warum er denn das nicht früher gethan hätte, jetzt ſeyen die Soldaten nicht mehr zu bändigen!" Und in der That begann ein Blutbad, der barbariſchen Kriegführung dieſer Zeit würdig. Man mordete und quälte ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes; man durchbohrte Hände und Füße mit Nägeln, oder brannte die Fußſohlen mit glühenden Eiſen, ſchändete Jungfrauen und Weiber, und dazwiſchen wüthete ein furchtbarer Brand, der das Predigtkloſter, ein reiches Hoſpital, nebſt 40 Häuſern verzehrte [31]). Drei Tage dauerte dieſer Zuſtand fort und der religiöſe Fanatismus, den man anregte, ſteigerte noch die Qual der armen Einwohner. So ward der gelehrte und eifrig reformirte Theolog, Dr. Alting, nur wie durch ein Wunder gerettet. Ein feindlicher Oberſtlieutenant ſagte zu ihm: „mit dieſem Streitkolben habe ich heute 10 Menſchen getödtet; wenn ich wüßte, wo der Dr. Alting ſteckte, ſollte der der eilfte ſeyn." Auf die Frage, wer er ſey, gab Alting die ausweichende Antwort, er gehöre zum Sapienzcollegium; dies rettete ihn. In dem Tumulte vergaß der wilde Offizier weitere Nachforſchung; zumal da er ſelbſt die Kanzlei räumen und den Jeſuiten, die ſchon am folgenden Tag einzogen, Platz machen

30) Wenigſtens iſt in der „Kurzen Verantwortung" p. 751 behauptet, man hätte den Gouverneur mehrmals vergeblich aufgefordert, die Stadt auf dieſer Seite etwas zu befeſtigen.

31) Vgl. Theatr. eur. 648. Kayſer hiſtor. Schaupl. 370 und Relat. hist. p. 18.

mußte. Auf dem Boden verſteckt, ward Alting durch einen kurfürſtlichen Koch, der Tillys Tafel beſorgte, mit Speiſe verſehen, und kam wenigſtens mit dem Leben davon.

Der Gouverneur von der Merven hatte ſich während dem mit wenigen Bewohnern der Stadt auf das Schloß zurückgezogen, als am 17. der Oberſt Montagne von Tilly anlangte und ihn fragte, was er vorhabe. Sein Vorhaben, erwiederte von der Merven, ſey: das Schloß noch 10 Jahre zu vertheidigen, doch möge er ſich, wenn er unterhandeln wolle, an General de Beer in Mannheim wenden. Es geſchah; Beer's Antwort war aber wenig tröſtlich; Merven hatte nicht nur keine Ausſicht auf Entſatz, ſondern es fehlte auch an Vorräthen und Munition, und die Soldaten waren muthlos [32]); ſo entſchloß ſich der Commandant zu unterhandeln; die Stadt hatte ihn zweimal (am 17. und 19. Aug.) erſuchen laſſen, bei den Unterhandlungen ihrer nicht zu vergeſſen und ſie vor Plünderung zu ſichern; auch möge er dafür ſorgen, daß die Religionsfreiheit gewahrt, Jedem der Abzug aus der Stadt freigelaſſen, die Beamten und Corporationen bei ihren Rechten beſtätigt, die Stadt von Contributionen verſchont, und die Archive und Bibliotheken nicht beraubt werden mögen [33]). Alle dieſe Punkte durchzuſetzen, war, wie jeder einſieht, in der damaligen Lage unmöglich; allein der Gouverneur ſcheint trotz des gegebenen Verſprechens es zu thun, auffallend wenig Notiz davon genommen zu haben, und der Vorwurf der Stadt war nicht unbegründet, daß von der Merven bei der Unterhandlung nur an ſich und ſeine Soldaten gedacht habe.

---

32) „vnd in Summa allerhand mehr Bedenken, die hier nicht zu melden", ſagt die relat. hist. p. 19. In der von den Bürgern herausgegebenen Gegenſchrift „Verantwortung der heidelb. Bewohner" ꝛc. Frankf. 1623. wird von der Merven dagegen angeklagt, die Schuld der ſchnellen Uebergabe liege vorzugsweiſe an ihm.

33) Vgl. „Kurze Verantwortung" S. 752. Der Gouverneur in ſeiner „Relation" ſucht über dieſen delikaten Punkt dadurch hinwegzukommen, daß er gar kein Wort davon ſagt.

Tilly verlangte Abzug aus dem Schloß und dem ganzen Lande, Zurücklaſſung aller Mobilien, Waffen und Vorräthe, und das Verſprechen, nicht gegen den Kaiſer zu dienen. Der Gouverneur dagegen erklärte, bei ſolchen Anträgen ſich lieber bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen[34]), und verlangte wenigſtens Sicherheit und ungehinderte Cultusübung für Alle, die ſich in die Stadt begeben wollten, für ſich aber freien Abzug und ſicheres Geleit nach Mannheim oder Frankenthal, Freilaſſung der Gefangenen und Bewahrung alles deſſen, was der Kurfürſtin Eliſabeth als Eigenthum zuſtände. Ueber dieſe und einige andere minder wichtige Punkte ward hin und her unterhandelt, bis am 19. September die Capitulation noch unter erträglichen Bedingungen zu Stande kam. Das Schloß mit allen Kriegsvorräthen, Mobilien, Urkunden, Documenten und Kleinodien mußte zwar an Tilly ausgeliefert werden, bis auf das, was er zu verabfolgen verwilligte, allein die gefangenen Ausländer wurden ohne Löſegeld ausgeliefert, die Soldaten ſollten mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen ausziehen, auch all ihr Eigenthum mitnehmen dürfen; ſie ſollten ſicheres Geleit haben und einen Paßzettel, wohin ſie ſich jetzt begeben wollten; ein Gleiches ſollte auch den Kranken und Verwundeten nach ihrer Geneſung zu Theil werden.

Die ganze Kriegsmacht in den Mauern Heidelbergs ſoll ſchon am Tage des allgemeinen Sturmes auf 1500 Mann zuſammengeſchmolzen geweſen ſeyn[35]), und die Bayern ſelbſt heißt es, hätten beim Abzug der Beſatzung geäußert, es ſey eine Schande, daß ſie ſich von einem Häuflein Leute ſo lange hätten aufhalten laſſen. Dann war die Capitulation hinlänglich ge-

---

34) Die Geſchichte aller dieſer Unterhandlungen ſ. Relat. histor. p 19 ff.

35) Relat. hist. p. 27. Nach der „kurzen Verantwortung“ p. 749 waren dieſe Angaben übertrieben; wer hier recht hat, iſt ſchwer zu entſcheiden.

rechtfertigt; allein es hätte wenig gefehlt, ſo wäre ſie nicht einmal erfüllt worden. Die abziehenden Truppen waren von Seiten der zügelloſen bayriſchen Soldateska den gröbſten Mißhandlungen ausgeſetzt; der Gouverneur war nicht einmal vor Beraubung ſicher. Erſt als Tilly ſelbſt mit bloßem Schwert ihnen Bahn machte und über die Zügelloſen ſummariſche Juſtiz hielt, konnten ſie ohne Gefahr abziehen, doch mußte er ſie die Bergſtraße hinauf begleiten; ſo wenig half Geleitsbrief und Capitulation bei ſeinen eignen Leuten! Von den Gefangenen wurden nur die Ausländer freigelaſſen; über die andern, als Unterthanen des Reichs, blieb die Verfügung dem Kaiſers vorbehalten.

Ehe wir Heidelbergs weiteres Schickſal erzählen, müſſen wir den raſchen Gang der Eroberung der Pfalz durch Tilly im Einzelnen verfolgen. Es galt jetzt, nach dem Falle Heidelbergs, zunächſt dem jungen aber durch ſeine Lage kräftigen Mannheim. Die Stadt ſelbſt, in der ſpätern Ausdehnung, war zum Theil nur abgeſteckt und der unbedeutendſte Theil ausgebaut, dagegen galt die in der Mitte gelegene Citadelle, die Friedrichsburg, mit Recht für einen ſehr feſten Punkt. Auch war die natürliche Lage der Stadt durch tüchtige Vorwerke noch mehr verbeſſert; am Zuſammenfluß des Neckars mit dem Rhein lag die Sternſchanze, und eine kleine Strecke oberhalb der Stadt ragte beinahe in den Rhein hinein die alte Veſte Eichelſtein, ſeit frühen Zeiten als ſicherer Ort genannt und durch die Gefangenſchaft Pabſt Johanns XXIII. auch weiterhin berühmt. Trotz dieſer vortrefflichen Lage war die Stadt nicht zu halten; es fehlte nicht nur an Geld, Soldaten und Vorräthen, ſondern ein auffallend trockener Sommer hatte auch die meiſten Laufgräben ausgetrocknet. Commandant war der unerſchrockene Britte, Horace de Veer, ſchon von ſeinen Thaten im holländiſchen Kriege her bekannt, ein Mann, der auch jetzt Alles that, den Untergang einer ſchon beinahe verlorenen Sache aufzuhalten [36].

36) Vgl. über alles Dies Theatr. eur. p. 648 ff.

Am 20. September erſchien Tillys Heer und verſchanzte ſich vor der Stadt; die ernſtliche Belagerung ward erſt am 29. mit der Beſchießung des Eichelſtein begonnen. Da es an Truppen zur Vertheidigung fehlte, ließ de Veer das Belagerungsgeräthe ſchnell in die Feſtung ſchaffen, die Truppen ſich zurückziehen und Eichelſtein in Brand ſtecken. Jetzt warfen die Bayern ihre Verſchanzungen am Rhein und am Neckar auf, überfielen (9. Okt.) die Mühlau und drangen am folgenden Tag über die trockenen Laufgräben und den niederſten Theil des Walls, der ihnen verrathen worden war, auf den Stadtkirchhof vor. Da war die eigentliche Stadt nicht mehr zu halten, und als am 18. Okt. das Bombardement heftig begann, ließ de Veer den Theil der Stadt, der unmittelbar an die Citadelle anſtieß, in Brand ſtecken und die Bewohner in die Friedrichsburg flüchten. Am folgenden Tag waren die Feinde in der Stadt und dadurch war auch die Citadelle gefährdet. Von dem neuen Vorwerk am Rhein aus konnten ſie dieſelbe beſtreichen, und von der Stadt aus konnte man den Feſtungsgraben trocken legen [37]. In der Friedrichsburg ſelbſt war aber die Noth ſehr groß; die Soldaten waren muthlos geworden, da auf Entſatz nicht zu hoffen war; auch hatten ſie ſo ſchlechte Nahrung, daß viele krank wurden, und das Ausgehen des Pulvervorraths konnte man ſchon ſicher berechnen; Geld hatten ſie ohnedies ſeit längerer Zeit nicht mehr. Es war aber der ganze enge Raum zu dem noch mit den geflüchteten Bewohnern der Stadt erfüllt; *Kranke* gab es genug, ſchon durch die ſchädliche Ausdünſtung; auch war keine Arznei da, der Winter vor der Thüre und drückender Holzmangel. Deßhalb fing de Veer am 30. Oktober an zu unterhandeln, und ſchloß am 2. November die Capitulation, die der Beſatzung freien, ehrenvollen Abzug und ſicheres Geleit, den

37) Es waren nämlich in den vielen Neubauten Gewölbe zu Kellern angefangen, von dieſen aus gelangte man in den etwas höher gelegenen Feſtungsgraben der Friedrichsburg, aus dem man dann das Waſſer in die Kellergruben ablieſs.

Bewohnern Schutz ihres Eigenthums verbürgte [38]). Am 4. November verließ de Veer die Stadt und Tilly nahm völlig Beſitz. Die Beſatzung fand bei Moriz von Heſſen Wohnung und Unterhalt.

Es war jetzt noch ein feſter Punkt von Bedeutung übrig, das getreue Frankenthal. Dahin zog jetzt Tilly in der Abſicht, es einzunehmen, ward aber ſchnell abgeſchreckt. Die Beſatzung machte ſo furchtbare Ausfälle, daß er es nicht für rathſam hielt, bei der ſchlechten Novemberwitterung eine ernſtliche Belagerung zu beginnen. Er beſchränkte ſich auf Verwüſtung der Umgegend, ließ auch einen Theil der Truppen zurück, während der Reſt in der Wetterau — nicht zur großen Erbauung der Einwohner — ſeine Winterquartiere bezog.

Die Pfalz war aber, Frankenthal ausgenommen, in den Händen der Feinde; die Gewaltſchritte gegen dieſelbe konnten demnach beginnen, und zwar war es zunächſt Heidelberg, das ſchwer heimgeſucht ward. In denſelben Tagen, wo die pfälziſche Hauptſtadt und die bedeutendſte Feſtung unterlegen waren, war auch auf einer andern Seite der matte Glückſtern des böhmiſchen Königs völlig erblichen. Es wurde bereits erwähnt, wie in Böhmen der Widerſtand im Namen Friedrichs V. als erloſchen betrachtet werden konnte; die einzige Feſtung Glatz ward noch von dem jungen Grafen Thurn heldenmüthig vertheidigt; auch ihn zwang jetzt (26. Okt.) Noth und Hunger, ſich zu ergeben, und es war jetzt kein Fleck mehr in Böhmen,

38) Die Bedingungen waren: 1. Die Garniſon ſollte mit Sack und Pack ausziehen, 2. auch 2 Falkonette mit Munition mitnehmen. 3. Dreißig Fuder Wein und 200 Malter Mehl ſollten ſie als Vorräthe mitnehmen dürfen. 4. Tilly ſolle die Truppen mit 1000 Mann ſicher nach Frankfurt geleiten und ſie in der Umgegend 14 Tage liegen laſſen, bis ein engliſcher Commiſſär das Volk weiter führe. 5. Alle in die Feſtung geflüchteten Güter ſollten die Beſitzer behalten dürfen. 6. „Alle Theologen und andere Kirchendiener ſollten unmoleſtiret in Mannheim bleiben“, ſo lang bis ſie ſicher und auf weiter Unterkommen verreiſen möchten. Theatr. eur. p. 650. Vgl. Khev. IX 1736.

der nicht Ferdinand als König anerkannte. Man konnte jetzt von Wien aus kirchlich offener und unverholener verfahren; gleichzeitig mit der Verkündigung einer Amneſtie, ward daher die Univerſität Prag an die Jeſuiten gegeben, der Rath von Proteſtanten ganz geſäubert und die lutheriſchen Prediger und Lehrer mit rückſichtsloſer Härte vertrieben [39]).

So wie Böhmen und ſeine Nebenlande, ſo blieb auch die Pfalz von gewaltſamer Reaction nicht verſchont; es mußte gezeigt werden, wie wahr die Verheißung ſei, man wolle keinen Religionskrieg führen. Die Oberpfalz war in bayeriſchen Händen; Jeſuiten und Mönche kehrten zurück und begannen ihr Bekehrungswerk; in wenigen Jahren war die katholiſche Lehre wieder die herrſchende, und der Reſt von Andersgläubigen ſah ſich entweder genöthigt, das Vaterland zu verlaſſen oder gab allmählig auch das Lutherthum auf. In der rheiniſchen Pfalz war ſeit dem Einrücken der Spanier (1620) die proteſtantiſche Lehre bedrückt und gehemmt worden; in der Umgegend von Kreuznach, Bacharach, Alzei, Oppenheim, war gegenüber einer überlegenen Kriegsmacht die katholiſche Reaction nicht aufzuhalten. Die Lutheraner benahmen ſich auch hier ſo armſelig, wie anderswo; ſchadenfroh ſahen ſie zu, wie die Reformirten gewaltſam verdrängt wurden — bis dann die Reihe auch an ſie kam. In Heidelberg und der Neckarpfalz hatte ſich immer noch der Proteſtantismus erhalten; jetzt, als Tilly hier eindrang, begann die Reaction ohne Hinderniß. Wenige Tage nach Tillys Einrücken in Heidelberg ward ſchon gegen den Proteſtantismus verfahren; die Jeſuiten zogen in die kurfürſtliche Kanzlei ein; die heil. Geiſtkirche ward ihnen eingeräumt und auch in den übrigen Kirchen wurde allmählig der katholiſche Cultus hergeſtellt, die proteſtantiſchen Geiſtlichen mit dem Anfang des folgenden Jahres (Febr. 1623) aus der Stadt vertrieben [39a]).

---

39) Die einzelne Geſchichte dieſer Reaction ſ. in Peſchecks Werk über die Gegenreformation. II.

39a) In den handſchr. Collect. Camerar. III. fol. 174 ſteht die Vorſtellung der heidelberger Bürgerſchaft an Tilly (1. März 1623). Er wiſſe

Das Lutherthum, wo es auf dem Lande vorkam, ward jetzt noch verſchont, aber der Calvinismus um ſo ſchonungsloſer behandelt; die Geiſtlichen, die man wegjagte, wurden in einem Augenblick vertrieben, wo ihre Gehalte fällig waren, und in ihren Beſitz traten katholiſche Prieſter und Mönche ein. Bald war die Pfalz mit fremden Ordensgeiſtlichen überfluthet; Tauſende von reformirten Pfälzern mußten im Ausland Schutz ſuchen; die Bekehrung ward erſt allmählig begonnen, dann mit raſcher Gewalt durchgeführt. Wir werden unten zeigen, wie in einem Zeitraum von ſechs bis ſieben Jahren faſt das ganze Land aus einem proteſtantiſchen in ein katholiſches umgeſchaffen ward.

Das härteſte Loos traf Heidelberg, die Stadt und Hochſchule, die bisher der Mittelpunkt der calviniſchen Wiſſenſchaft geweſen war. Der Zuſtand geiſtiger Blüthe, wie wir ihn oben geſchildert haben, hatte bis in die Kriegszeit fortgedauert; Friedrich V., als er (25. Sept. 1619) von ihr Abſchied nahm, verſprach noch ausdrücklich, ſie mit derſelben Fürſorge, wie es ſeine Vorfahren thaten, zu bedenken, und hatte ihr Wohl dem Adminiſtrator, Pfalzgraf Johann, auf die Seele gebunden [40]. Nach ſeiner Krönung hatte ihm die Hochſchule Glück gewünſcht und mehrmals ihm ihre Zukunft anempfohlen [41]. Auch bewies ſich der Adminiſtrator dafür ſehr thätig; denn noch bis ins Jahr 1620 fuhr man fort, alle Lücken eifrig zu beſetzen, und bis dahin blieb auch die Frequenz auf jenem Höhepunkt, auf den ſie ſeit Johann Caſimir, als Pflanzſchule des europäiſchen Calvinismus, gekommen war. Noch im Jahr 1618 und 1619 waren aus allen Theilen Europas jedes Mal zwiſchen zwei- und dreihundert immatrikulirt worden; erſt 1620 ſchwand

---

ja ſelbſt, heißt es, daß die Gewiſſen nicht zu bezwingen ſeyen, man möge in der Kriegsnoth und dem allgemeinen Elend ihnen doch den einzigen Troſt nicht nehmen.

40) Acta Univ. 1617—1619. fol. 316 ff.

41) Acta fol. 339. 340.

wegen Spinolas Einfall die Zahl der Beſucher auf die Hälfte, im folgenden Jahre auf ein Fünftheil herab [42]).

Die unglücklichen Ereigniſſe im Herbſt 1622 gaben ihm den Todesſtoß; denn ungeachtet des verſprochenen Schutzes ward durch Raub und Gewaltthat, durch Vertreibung der theologiſchen Profeſſoren, die eben noch ſo blühende Anſtalt verödet. Bald waren nur noch ein paar Profeſſoren übrig, die bis 1627 ihren Gehalt fortbezogen. Aber die Anſtalt ſtand ſtill. Schon im Jahre 1626 heißt es im Matrikelbuche: es iſt in dieſem Jahre nur einer eingezeichnet worden.

Unter allen Verluſten der Hochſchule war der größte die Wegführung ihrer glänzenden literariſchen Hülfsmittel, der Bibliothek. Seit der großen Bücherſammlung von Alexandria waren wenige an Gehalt ſo reiche Sammlungen angelegt worden; in Europa galt ſie damals mit Recht für die unerſchöpfte Fundgrube gelehrter Forſchung. Die bedeutendſten Werke des klaſſiſchen Alterthums, die Dichter des deutſchen Mittelalters, die Geſchichtſchreiber der vergangenen Jahrhunderte, waren hier in koſtbaren Handſchriften aufgehäuft, vieler Dokumente zur pfälziſchen Hausgeſchichte [43]) und der Menge gedruckter Bücher aus allen Fächern gar nicht zu erwähnen. Die pfälziſchen Kurfürſten ſeit Ludwig III. hatten, neben ihrer vielfältigen äußern Thätigkeit, mit ſeltener Aufopferung die wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel herbeigeſchafft; in Zeiten beengter Geldverhältniſſe waren mit ungeheuren Opfern die koſtbarſten literariſchen Schätze angekauft worden. Waren nun zwar Alle dafür thätig, ſo können doch die Kurfürſten Philipp, Otto Heinrich und Friedrich IV. als Hauptgründer der großen Bibliothek angeſehen werden. Ganz Europa war der Bibliothek um ſo mehr verpflichtet, als die edle Liberalität der Beamten, unter denen Gruterus auch als Gelehrter hervorragte, die Schätze nicht in Schränken modern ließ, ſondern jedem Wißbegierigen nutzbar zu machen wußte.

---

42) Acta Univ. 1620 Matrikelbuch.

43) Fragment eines Katalogs im Pfälz. Arch. zu Karlsruhe.

Längſt hatte man in Rom die Bibliothek aufmerkſam betrachtet; theils wünſchte man auf wohlfeilem Weg den koſtbarſten Bücherſchatz der damaligen gelehrten Welt an ſich zu bringen, theils wollte man dem Hauptſitz der calviniſchen Ketzerei die geiſtigen Hülfsmittel entziehen. Der gegenwärtige Krieg gab dazu erwünſchte Gelegenheit; der Pabſt hatte ja eine eigne Steuer für die Sache Ferdinands II. und der Liga ausgeſchrieben, und man konnte den Geldzuſchuß, den er den Kriegführenden hatte zukommen laſſen, auf mehrere hunderttauſend Kronen anſchlagen [44]. Das Geld war ſchwer zurückzubekommen; die bequemſte Zahlung für den Kurfürſten war daher gewiß das geraubte Gut eines Dritten, deſſen unſchätzbaren Werth er unbedenklich Deutſchland auf immer entfremdete, um es im Vatican begraben zu laſſen.

Man ſchien auf pfälziſcher Seite etwas der Art zu beſorgen, und der Kurfürſt ſchrieb aus ſeinem Exil zu Gravenhaag (Okt. 1621) an ſeine heidelberger Beamten, ſie möchten doch die Bibliothek in Sicherheit bringen; die hielten es aber wegen der ſpaniſchen Truppen, die ringsum ſchweiften, für bedenklich, und die Menge der Bücher für hemmend. Doch wandte man ſich an den Kaiſer und zwar mit Erfolg; denn Ferdinand II. gab (Dez. 1621) an Spinola Befehl [45], die Bibliothek vor Raub und Verſchleppung zu ſchützen. So war ſie zwar vor Spaniern geſichert, aber nicht vor einem deutſchen Kurfürſten, der dieſen Stolz des Vaterlandes dem Pabſte bereits zugeſagt und gleich nach der Eroberung der Stadt Heidelberg ſein Verſprechen wiederholt hatte.

Noch im Herbſt des Jahres 1622 ging ein päbſtlicher Bevollmächtigter, Leo Alacci, über die Alpen, mit Geld und Empfehlungsbriefen reichlich verſehen; ſeine Inſtruktionen gingen

---

44) „Keinem", ſchließt daraus Theiner in dem angeführten Buche S. 5, „konnte alſo der heidelberger Bücherſchatz mehr und pflichtgemäßer zukommen, als ihm."

45) Archivnachricht bei Mailath III. 96.

auf's Detail ſorgfältig ein, und zeugen von der beinahe ängſtlichen Pünktlichkeit, womit man in Rom jede Verſchleuderung oder Beſchädigung der pfälziſchen Bibliothek zu verhüten ſuchte [46]). Am 13. Dez. langte der Commiſſär in Heidelberg an; die pfälziſche Bevölkeruug erſchwerte ihm ſein Geſchäft ſo viel wie möglich. Obwohl die fremden Truppen ihn ſchützten, konnte er doch kaum für ſich eine Wohnung und für die Verpackung Arbeiter und Handwerker bekommen, alle Bedürfniſſe, Bretter, Packtuch, Nägel und Stricke mußte er mit großer Mühe aus der Ferne beiſchaffen, weil ſie ihm in Heidelberg und der Umgegend Niemand lieferte. Nur durch Tillys unmittelbaren Schutz gelang es ihm, ſein Geſchäft zu vollführen und am 14. Februar verließ er Heidelberg mit fünfzig Frachtwagen voll geraubter Bücher und Handſchriften. Außer der großen **Bibliotheca palatina**, waren auch die Bücher und Handſchriften der Univerſität, des Sapienzcollegiums und die Privatbibliothek des Kurfürſten gebrandſchatzt worden; nur was für Rom ganz überflüſſig oder bereits vorhanden war, ließ Alacci zurück [47]). Alles Andere ward in 184 Kiſten über die Alpen gebracht, um im Vatican als eine Kurioſität aufbewahrt zu werden.

Man könnte es dem Kurfürſten Maximilian vielleicht Dank wiſſen, wenn er die pfälziſche Bibliothek vor den Stürmen der folgenden Kriegszeiten gerettet und nach München gebracht hätte [48]); ſie wäre dann ein Eigenthum Deutſchlands und für die Wiſſenſchaft nutzbar geblieben, was ſie in Rom bis jetzt nicht geweſen iſt. Von den vielen Handſchriften bezog ſich ein guter Theil auf pfälziſche Hausgeſchichte [49]); ſchon Carl Lud-

---

46) Inſtruktionen und Vorſchriften findet man bei Theiner.

47) Einen Theil von dieſen zurückgelaſſenen Büchern ließ er dem Sapienzkollegium zu Theil werden. Theiner S. 34 nennt das in allem Ernſte „eine großmüthige Schenkung"!

48) Wir erwähnen das nur, weil Theiner S. 46 für Maximilian und Gregor XV. den „Dank der ſpäteſten Nachwelt" in Anſpruch nimmt.

49) Auf dem Pfälz. Archiv zu Karlsruhe findet ſich davon ein Verzeichniß.

wig und ſpäter Carl Theodor (1751) ließen ſich einzelne dieſer Handſchriften copiren. Alle andern, die koſtbaren griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften, die zahlreichen Dichter des Mittelalters, wären uns immer verloren geblieben, wenn nicht Bonaparte glücklicherweiſe an den literariſchen Schätzen Roms dasſelbe Freibeuterrecht geübt hätte, wie Rom einſt an der Pfalz. Dadurch ward 1815, wo man den kriegeriſchen Raub dem rechtmäßigen Beſitzer zurückgab, der badiſchen Regierung Gelegenheit das alte Recht Heidelbergs wieder geltend zu machen, und die damalige preußiſche Verwaltung, bei der Männer wie die Brüder Humboldt von Einfluß waren, hat die Forderung mit Wärme unterſtützt; ihre Thätigkeit unterließ nichts, um das vollſtändige Eigenthum der pfälziſchen Univerſität zurückzubekommen[50]. Aber die römiſche Curie gab nur einen kleinen Theil zurück, deſſen Werthvollſtes und Koſtbarſtes für ſie ſelbſt in den Schränken unverſtanden und ungebraucht aufgehoben war. Außer den griechiſchen und römiſchen Handſchriften, den ungedruckten Beiträgen zur pfälziſchen Hausgeſchichte, waren es beſonders die koſtbaren altdeutſchen Handſchriften, die jetzt nach Heidelberg zurückkehrten; der ganze Reſt und der große Schatz an gedruckten Büchern, iſt in Rom geblieben. Das Eigenthum der pfälziſchen Univerſität ward ihr unter der Bedingung zurückgegeben, daß ſie es für das gemeinſame deutſche Vaterland zur freien Benützung aufſchließe, und man iſt dieſer Verpflichtung treulich nachgekommen. Die neuauflebende Erforſchung unſerer alten Nationaldichtung hat die größten Bereicherungen aus den Reſten der alten Palatina erhalten, und ſchon in dieſen dreißig Jahren hat die Wiſſenſchaft ſehr Vieles daraus gezogen, während in den zwei Jahrhunderten ihres Aufenthalts zu Rom man beinahe die Exiſtenz der hochberühmten Bibliothek vergeſſen hatte.

---

50) Wilken Geſch. der heid. Bücherſamml. S. 248 gibt die Note, womit Rom ſeine rechtlichen Anſprüche zu vertheidigen ſuchte, ein eben ſo merkwürdiges Probeſtück ultramontaner Jurisprudenz, als das Büchlein Theiners.

Die letzten Ereigniſſe trugen keinen einſeitig politiſchen Charakter mehr, und die Proteſtanten konnten bei den Reſultaten des Jahres 1622 nicht mehr gleichgültig bleiben. Wenn auch Sachſen zweideutig und falſch, England feig und unklug handelte, die meiſten andern von Furcht wie gebannt waren, ſo ſahen doch Einzelne in und außerhalb Deutſchland wohl ein, welche Bedeutung für den Proteſtantismus im Allgemeinen Friedrichs Sache habe. Von auswärtigen Fürſten zeigte Chriſtian IV. von Dänemark den regſten Antheil für Friedrich; ihn und die Fürſten des niederſächſiſchen Kreiſes günſtig zu ſtimmen, hielt ſich der oftgenannte Diplomat Camerarius in Hamburg und Bremen unterhandelnd auf [51]. So gern nun Chriſtian, ſchon aus Rückſichten des Ehrgeizes und der Vergrößerung, ſich in die deutſchen Angelegenheiten gemiſcht hätte, ſo konnte er doch auf ſeine eigne Hand nichts Feindſeliges unternehmen; er warb zwar Truppen, allein er hoffte erſt auf entſchiedene Maßregeln Englands; und die, wie wir geſehen haben, erfolgten nie. So mußte er ſich beſchränken, durch Geſandtſchaften dem Kaiſer ſeine Willensmeinung kund zu geben; bei dem damaligen Selbſtvertrauen des wiener Hofs blieben aber ſolche Schritte ganz unfruchtbar. Auch der niederſächſiſche Kreis war für Friedrich und erklärte auf ſeinen Verſammlungen entſchieden, eine Zerſtückelung der Pfalz und Uebertragung der Kur nicht zu dulden [52], allein Ferdinand kannte den deutſchen Charakter zu wohl, um nicht zu wiſſen, was man den Proteſtationen gegenüber wagen dürfe.

Wen nicht das Intereſſe für Friedrich V. bewegte, den zwang die eigne Noth. So waren die neutralen Städte nicht nur von Mansfeld ſchwer heimgeſucht worden, ſondern namentlich auch die kaiſerlichen Feldherrn, Spinola und Erzherzog Leo-

---

51) Vgl. die Berichte von Camerarius bei Londorp A. p. II. p. 608 ff. Ein Brief Chriſtians in der Handſchr. Coll. Camerar. III fol. 215.

52) S. den Brief des Camerarius d. d. 20. April 1622 bei Londorp II. 610.

pold, waren mit ihnen durchaus feindſelig verfahren, obſchon ſie dem Vertrage, wodurch ſie der Union entſagt, treu geblieben waren. Dies bewog die Städte Straßburg, Nürnberg und Ulm, ſich mit einer Beſchwerde an Kurſachſen zu wenden [53]), und Kurſachſen zeigte ſich diesmal willfährig, indem es (Ende Okt.) an Mainz und Ludwig von Darmſtadt Vorſtellungen über die Sache machte. Freilich war Kurfürſt Johann Georg in ſeinen eignen Intereſſen gekränkt; denn das Verfahren, womit man die böhmiſchen Lutheraner bedrohte, veranlaßte ihn zu einer Beſchwerde an den öſtreichiſchen Statthalter, den Fürſten Lichtenſtein (10. Okt.), der dieſen Brief ſo ſehr reſpectirte, daß er noch an demſelben Tage die Maßregeln der Vertreibung ins Werk ſetzen ließ [54]). Nun wandte ſich der Kurfürſt mit einer ausführlichen Zuſchrift an den Kaiſer, erinnerte ihn an geheiligte Verträge, ſein eignes politiſches Intereſſe, an die Forderungen der Billigkeit und an die Opfer, die bisher Sachſen dem Frieden gebracht habe (9. Nov.), und der viel erwähnte Dr. Hoe, der ſo laut frohlockte über die Verjagung der Reformirten, den der Kaiſer mit 12000 Gulden erkauft hatte [55]), ſuchte ebenfalls den Fürſten von Lichtenſtein milder zu ſtimmen; Beides war ein ganz vergebliches Bemühen.

Neben dieſen Verſuchen, durch Bitten, Vorſtellungen, Geſandtſchaften und Briefe eine mildere Wendung der Dinge herbeizuführen, müſſen wir aber auch anderer erwähnen, die auf ein unmittelbar thätiges Eingreifen abzweckten, ja die ſogar in ihren Planen weit über die Gränzen der blos deutſchen Politik hinausgriffen. Die Reaction in Böhmen, die Eroberung der Pfalz, die drohende Verleihung der Kurwürde, hatten ernſtlich beſorgt gemacht, und was deutſche Fürſten damals zur Abhülfe erſonnen, ward dann von Fremden in ihrem Intereſſe gehörig ausgebeutet. So faßte Herzog Wilhelm von Weimar den Plan,

53) Vgl. Londorp II. 635.
54) So ſchreibt der Kurfürſt ſelbſt an den Kaiſer. Lond. II. 631.
55) Mailath III. 82.

eine neue proteſtantiſche Union zu ſtiften [56]), ſo tauchte in verſchiedenen Köpfen ein ſeltſamer Plan von einer großen nordiſchen Allianz hervor, die, wie Heinrichs IV. europäiſche Republik, beſtimmt war, das Haus Habsburg zu ſtürzen und eine neue Ordnung der Dinge in Deutſchland an die Stelle zu ſetzen. Dieſes ſeltſame Phantaſiegebäude gehört nur ſeinem kleinſten Theil nach dem Pfalzgrafen an; dem Auszug zufolge [57]), den das wiener Cabinet ſchadenfroh bekannt machte, hatten die pfälziſchen Diplomaten, Rusdorf, Camerarius, Dohna, dann Prinz Moriz, Bethlen Gabor u. A. den weſentlichſten Antheil daran. Man baute auf Mansfelds Beſetzung der Oberpfalz und Bayerns, auf eine große Empörung der ſlaviſchen Länder, Polen, Böhmen, Mähren, Schleſien, auf den Beiſtand der Ungarn und die Hülfe der Türken! Sachſen ſollte durch Heirath an die Pfalz geknüpft werden, Dänemark und die Hanſeſtädte waren ſchon hereingezogen, England, Schweden, Heſſen, Braunſchweig wurden als natürliche Verbündete mitgerechnet. Mansfeld ſollte durch ein Reichsfürſtenthum belohnt, die ſlaviſchen Länder zu einem Reiche vereinigt, Bayern unterdrückt, das Haus Habsburg aus Deutſchland verdrängt und ſtatt deſſen Sachſen und Brandenburg mehr vergrößert werden. Auch die geiſtlichen Güter waren weltlichen Fürſten beſtimmt, und daß Bethlen Gabor und die Türken ihre Liebesdienſte nicht umſonſt thun würden, ließ ſich erwarten. Wir haben dieſen Plan nur kurz ſkizzirt, ſo weit es der wiener einſeitige Auszug erlaubte, und glauben, daß das durchaus genüge. Obwohl man anfing, Unterhandlungen und Cabalen dieſem Ziele gemäß zu leiten, ſo verdient doch dergleichen politiſche Kannegießerei keine genauere Beurtheilung.

---

56) Röſe Benhard I. 98—100. Ebenſo über den andern Bund Röſe S. 53. 54.

57) Vgl. Londorp II. 725 — 730. „Extract des ſchwarzen Regiſters am kaiſerlichen Hoff.“

Während ſich ſo die Verfechter des Proteſtantismus in luftigen und haltloſen Entwürfen erſchöpften, hatten Ferdinand, Maximilian und die päbſtliche Politik ihr Ziel beſtimmter und ſicherer im Auge behalten. Den Pfalzgrafen für immer aus der Reihe der Reichsfürſten zu entfernen, war ſchon längſt beſchloſſene Sache, wir haben ſeiner Zeit die verſchiedenen Unterhandlungen darüber erwähnt; jetzt war die Frucht reif geworden, und was der Kaiſer [58]) am 11. Mai 1622 nach Madrid geſchrieben hatte, die beſtimmte Verleihung der Kurwürde an Bayern, das ſollte ſich noch im Laufe dieſes Jahres ſeiner Erfüllung nähern. Deßhalb ward ein Fürſtentag nach Regensburg ausgeſchrieben (ein Reichstag hätte des Kaiſers Wünſchen mehr Schwierigkeiten gemacht), und zu der Verſammlung, außer den Kurfürſten, die Biſchöfe von Salzburg, Bamberg und Würzburg, die Herzöge von Bayern, Braunſchweig, Pommern und der Landgraf Ludwig von Heſſen eingeladen. Dieſe Perſonen waren gut gewählt; der Schein der Unpartheilichkeit war durch ihre Zuſammenſtellung gewahrt und doch die Mehrheit der Stimmen der kaiſerlichen Sache jedenfalls geſichert. Nur in Einem täuſchte Ferdinands Berechnung; er zählte beſtimmt auf Kurſachſens gewohnte dienſtwillige Ergebenheit und Brandenburgs demüthige Gleichgültigkeit; allein Sachſen war, wie ſchon erwähnt, durch das Verfahren in Böhmen ernſtlich beleidigt, auch durch ſeine Stellung zu der Geſammtheit der deutſchen Lutheraner zum Widerſtand gezwungen, und Brandenburg ließ ſich diesmal, da nichts zu riskiren war, zur Oppoſition mit fortreißen. Es koſtete daher ſchon viele Mühe, nach langem Weigern den Kurfürſten Johann Georg nur dazu zu vermögen, daß er Geſandte auf den Fürſtentag ſchicken wollte; und ſein Beiſpiel wirkte. Perſönlich erſchien kein proteſtantiſcher Fürſt, den Landgrafen von Heſſen ausgenommen, und die andern lie-

---

58) Der Brief gehört zu der aufgefangenen Correſpondenz der „ſpaniſchen Kanzlei.“

ſen ſich, außer Sachſen und Brandenburg, nicht einmal durch Geſandte vertreten.

So zog (24. Nov. 1622) der Kaiſer mit einem glänzenden Gefolge und all dem byzantiſchen Prunke, wodurch ſeit Carl IV. das ſinkende Kaiſerthum ſeine Leerheit zu verhüllen ſuchte, in Regensburg ein, und der Fürſtentag begann, an dem das pfälziſche Kurhaus ſeine Verdammung empfangen ſollte. Ehe man darüber die Conferenzen eröffnete, kam noch ein anderer Punkt zur Sprache, eine erneuerte Friedensunterhandlung mit Friedrich V. Es war nämlich Jakob I. gelungen, im Spätherbſt dieſes Jahres von der Infantin zu Brüſſel wenigſtens die zweideutige Conceſſion zu erlangen, daß ein allgemeiner Waffenſtillſtand auf ein Jahr in Deutſchland ſollte geſchloſſen, Mannheim und Frankenthal den Spaniern in Verwahrung gegeben, dem Pfalzgrafen dagegen ſeine Reſidenz in Heidelberg geſtattet werden. Führe der Waffenſtillſtand zu keinem Ziele, ſo ſollte man Mannheim (es war damals noch nicht von Tilly erobert) und Frankenthal wieder an Friedrich zurückgeben. Dieſe Vorſchläge legte der ſpaniſche Geſandte, Graf d'Ognate, dem Fürſtentage vor; aber man fand Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, und der Kaiſer ließ alsbald der Infantin eine Vorſtellung machen (28. Nov., 8. Dez.) über das Gefährliche eines ſolchen Vertrags. Der ſpaniſche Geſandte beantwortete die Einwände ſehr ſchlagend, und drang mit Entſchiedenheit auf die Erfüllung des unterhandelten Vertrags [59]), aber vergebens; die Verſammlung ſchob ſo viele Bedenklichkeiten ein, ſchlug ſo viele Aenderungen vor, daß der Vertrag eine ganz andere Geſtalt annahm und die Abſicht, Schwierigkeiten und Verzögerungen zu machen, völlig erreicht war. Jetzt trat (7. Jan. n. St.) der Kaiſer mit ſeinen Vor-

59) S. bei Senkenberg S. 201 f., wo das Meiſte aus den Urkunden geſchöpft iſt. Der Graf d'Ognate äußert ſich mit zu viel Wärme und Energie für des Pfalzgrafen Sache, als daß bei ihm, wie Söltl I. 283 von den damaligen ſpaniſchen Unterhandlungen im Allgemeinen glaubt, nur Trug anzunehmen wäre. Auch bei der Uebertragung der Kur machte Ognate dem Kaiſer kräftige Gegenvorſtellungen. S. auch unten Note.

ſchlägen, wegen Uebertragung der Kur an Bayern, hervor[60]); und es begannen die ſechswöchentlichen Unterhandlungen darüber, deren Schluß des Kaiſers und des Pabſtes Plane mit Erfolg krönte[61]). Der Eindruck, den Ferdinands Vorſchlag über die Uebertragung der Kur machte, war natürlich bei den Verſammelten ein ſehr verſchiedener; Sachſen erkannte zwar an[62]), daß des Pfalzgrafen Benehmen ſtrafwürdig ſey, beſtritt aber nicht nur die Abſetzung von der Kur, ſondern auch die Rechtmäßigkeit der Acht, die es früher ſelbſt anerkannt hatte; Brandenburg that daſſelbe, und zwar mit einer an ihm ganz ungewohnten Energie; auch der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, der doch fühlen mochte, welchen Einfluß die veränderte Zuſammenſetzung des Kurcollegiums für alle Proteſtanten haben müſſe, verwandte ſich, freilich ſehr behutſam, für die Pfalz. Kurmainz dagegen trat ſehr entſchieden gegen Friedrich auf, zum Theil deßhalb, weil ihm die Bergſtraße ſo ſehr gefiel, und Salzburg ordnete ſeine Meinungen ſtets aufs unterthänigſte den kaiſerlichen Wünſchen unter. Die bayriſche Politik beſaß zu viel Delicateſſe, um den Verhandlungen beizuwohnen; ſie zog es vor, im Verein mit dem päbſtlichen Nuntius hinter den Couliſſen zu wirken; und dieſer Einwirkung iſt es auch wohl zuzuſchreiben, daß Ferdinand, trotz dem dauernden Widerſtand der Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, ſeine ſelbſtgewählte katholiſche Majorität dazu gebrauchte, ein Reichsgeſetz der wichtigſten Art eigenmächtig umzuändern. Auch von einer andern Seite her

60) Londorp II. 661 Theatr. eur. p. 712.

61) Die einzelnen Verhandlungen findet man vollſtändig bei Londorp II. S. 657—674. Im Texte iſt aus dem Wuſt von Antworten und Gegeneinwänden, Propoſitionen und Gegenpropoſitionen, die vom 7. Januar bis zum 23. Februar erfolgten, nur das Weſentlichſte und Entſcheidende hervorgehoben.

62) Während der ganzen Unterhandlung ging noch am 25. Jan. von Regensburg aus ein kaiſerliches Schreiben nach Dresden, um den Kurfürſten wegen des Verfahrens gegen die prager Lutheraner zu beruhigen. Khev. X. p. 11—19.

war der Widerſtand erfolglos. Mit Recht ward nämlich hervorgehoben, daß Friedrichs Empörung ſicherlich nicht die Rechte ſeiner Agnaten beeinträchtigen könne; daß alſo jedenfalls entweder ſein Bruder oder Pfalz-Neuburg in die Kur eintreten müſſe. Pfalz-Neuburg, dem die Antwartſchaft auf die Kur ſeit Kaiſer Maximilian II. zugeſagt war [63]), machte ſeine Rechte auch in einer eignen Vorſtellung geltend, aber mit eben ſo wenig Erfolg, als Sachſen und Brandenburg die andern Rechtspunkte. Was hinderte hier Recht, Herkommen und verbürgter Anſpruch; was hinderte die Ausſicht auf einen verheerenden Bürgerkrieg, den man nur zu richtig weiſſagte [64]), Bayern mußte die Kur erhalten; ſo wollte es der Kaiſer; und es erhielt ſie. In dieſem Sinne war das kaiſerliche Ultimatum vom 23. Febr. abgefaßt; es eröffnete dem Pfalzgrafen die großmüthige Hoffnung, wenn er ſich demüthig unterwerfe, Begnadigung zu erlangen, — ausgenommen die Kurwürde! — es ſagte dem Herzog von Bayern dieſelbe zu, verſprach aber, auf einem Tage zu Frankfurt, Nürnberg, Augsburg oder Ulm die Anſprüche der Kinder und Agnaten Friedrichs zu regeln. Dies letzte war die einzige Conceſſion, die man dem Widerſtand der Proteſtanten brachte. Dieſe Bedingung mußte auch Maximilian beſchwören, als er zwei Tage nachher aufs feierlichſte mit dem Kurhut belehnt ward.

63) Auch die Pfalzgrafen von Zweibrücken machten ihr Agnatenrecht an die Kur geltend, worüber im pfälziſchen Archiv zu Carlsruhe („Standeserhöhung“) ſich Akten befinden. Der Kurfürſt von Sachſen ließ am 25. Febr. noch ein dringendes Schreiben an Mainz abgeben, aber ohne damit mehr zu erreichen, als durch die bisher gethanen Schritte. Theatr. eur. p. 726.

64) „müſſen bekennen, daß wo nicht bei Zeiten bequeme und nothwendige Mittel zu Fried und Ruhe ergriffen würde, letztlich nicht anders, dann endliche Ruin und Combuſtion erfolgen könnte, dardurch das geliebte Vatterland den Feinden ein Raub und Schauſpiel, den getreuen Ständen aber zu Noth und Jammer gemacht werden dörffte.“ Votum von Sachſen, Brandenburg und Heſſen-Darmſtadt vom 15. Febr. a. St. bei Lond. II. p. 669.

So war erreicht, was man ſeit mehr als 2 Jahren erſtrebt hatte [65]) und alle die Unterhandlungen, deren Wendungen wir zum Theil angedeutet, hatten jetzt ihr Ziel gefunden. Fragt man nach dem eigentlichen Zweck, den Ferdinand bei dieſer ſo eifrig betriebenen Angelegenheit im Auge hatte, ſo war es ein doppelter Impuls, der ihn dazu vermochte. Politiſch konnte er auf keinem bequemen Wege den Herzog von Bayern, dem für die Kriegskoſten von 13 Millionen ein Theil ſeiner Erblande verpfändet war, nicht leichter entſchädigen, als durch die Ertheilung der Kurwürde und oberpfälziſchen Lande; in kirchlicher Hinſicht aber war es ihm ſehr weſentlich, einen proteſtantiſchen Kurfürſten aus dem Kurcollegium zu verdrängen und darin die Majorität von fünf gegen zwei Stimmen für immer zu ſichern [66]). Pabſt und Jeſuiten hatten tüchtig gearbeitet, dieſen Geſichtspunkt und die „Erhöhung des chriſtlichen Glaubens“ im Gemüth des Kaiſers zum Hauptgedanken zu machen, und Ferdinand **II.** ſelbſt glaubte gewiß ſehr ehrlich, an dem frommen Maximilian und ſeinen Nachkommen ſich einen getreuen Schildträger zu erziehen. Daß die Nachkommen deſſelben Maximilian ein Jahrhundert ſpäter zweimal einen wüthenden Kampf anfachen würden, nicht nur gegen den Kaiſer, ſondern namentlich gegen das Haus Habsburg, hatte er gewiß am wenigſten geahnt. Fragt man aber, wer bei dieſer Maßregel, ſo wie bei der Achtserklärung von 1621 und der Reaction von 1627 der revolutionaire Theil war, und wer der conſervative, ſo ruht diesmal auf dem Kaiſer der Vorwurf, das Beſtehende ohne innere Nothwendigkeit gewaltthätig niedergeriſſen und perſönliche oder egoiſtiſche Plane durch die leicht zu lüftende Maske des Rechts und der Religion verdeckt

65) Wenigſtens ſchrieb der Kaiſer ſelbſt (d. d. 14. Okt. 1621), daß er ſchon vor der Schlacht bei Prag den Gedanken gehabt, die Kurwürde an Bayern zu übertragen. S. Senkenb. S. 209. Seit 1621 war man aber namentlich mit Spanien in den lebhafteſten Unterhandlungen begriffen. S. Aretin Bayerns ausw. Verh. I. 180 f.

66) Die Gründe und Motive hat am vollſtändigſten zuſammengeſtellt Senkenb. XXV. S. 209 f.

zu haben. Wer wollte aber in einer Zeit, die ſo fruchtbar an Keimen einer Revolution war, der Maſſe ihre Zerſtörungsſucht verargen, wenn der Kaiſer ſelbſt mit üblem Beiſpiele voranging? —

Daß die römiſche Curie frohlockte und es als ein Ereigniß pries, das die baldige Vernichtung des Proteſtantismus verkündete, iſt ſehr natürlich; Deutſchland weiß auch, wie groß die Sorge Roms für Deutſchlands Friede und Größe von jeher geweſen iſt, und daß Roms Größe ſtets nur durch Deutſchlands Zerriſſenheit bedingt war.

Rom ſelbſt hatte ſeinen warmen Antheil ſchon während der Unterhandlung bewieſen; darum bat Maximilian auch in ſeinem Dankſagungsſchreiben den Pabſt [67]), „nicht nur wie bisher der Schöpfer und Gönner der Sache zu ſein, ſondern auch die weiteren Gegner durch ſeinen Einfluß zu beruhigen.“ Unter den Proteſtanten machte die Sache einen ſehr ſchlimmen Eindruck; das frühere Gefühl der Sicherheit war ſeit den letzten Ereigniſſen von ihnen gewichen. In Böhmen dauerten die gewaltſamen Reactionen fort; man verſagte den Nichtkatholiken ihr ehrliches Begräbniß; man zwang die Lebenden, ihren Glauben abzuſchwören oder hohe Summen zu bezahlen; denn mit Gold war der Eifer der Seligmacher bisweilen zu beſänftigen. An vielen Orten erlaubte man den Auswanderern nur fünf Gulden mitzunehmen; ſie hörten dann lieber die Meſſe, als daß ſie zu heimathloſen Bettlern wurden. Auf einzelnen adeligen Gütern wurde der lutheriſche Gottesdienſt noch im Stillen fortgefeiert; da kam es z. B. in einem Flecken bei Kuttenberg vor, daß die Andächtigen vom Kriegsvolk überfallen wurden, man ihnen den Wein und die Hoſtien auf den Boden ſchüttete, die Leute ſchmählich mißhandelte und die Weiber ſchändete! Dazu paßte denn freilich das vierzigſtündige Gebet, das der Pabſt noch in demſelben Jahre verordnen ließ, und wonach in einer Menge katho-

67) Khevenh. X. 73 f.

liſcher Kirchen die baldige Vertilgung der Proteſtanten von Gott erfleht ward [68]).

Von den katholiſchen Mächten nahm Spanien die Uebertragung der Kur am kälteſten und gleichgültigſten auf; der ſpaniſche Geſandte ignorirte das Geſchehene und wohnte der feierlichen Belehnung nicht einmal bei. Zwar hatten einmal die Bemühungen des Grafen Khevenhiller und des Pater Hyacinth auf die Stimmung des ſpaniſchen Hofes einen ſo günſtigen Einfluß geübt, daß man mit der Uebertragung der Kurwürde ganz einverſtanden ſchien [69]); aber indeſſen waren die Unterhandlungen in Brüſſel wieder angeknüpft und ſogar vorläufig abgeſchloſſen worden. Spanien lief Gefahr, England werde ganz mit ihm brechen, wenn es ſich ſo grob betrogen ſähe; daher die plötzliche Aenderung der Geſinnung. Jetzt erinnerte man an die Schwierigkeiten, an die Abneigung der proteſtantiſchen Kurfürſten, bat den Kaiſer „ſich doch ja nicht zu übereilen“ [70]) und Graf Ognate erhielt den Befehl, zu zögern, was, wie wir geſehen haben, auch geſchah. So war die diplomatiſche Stimmung, als der Fürſtentag eröffnet ward und das lange vorbereitete endlich geſchah. Graf d'Ognate blieb nicht nur theilnahmlos, ſondern erklärte auch ganz offen am kaiſerlichen Hofe, „dieſer Schritt werde über Deutſchland mehr Unheil bringen, als alles Andere, und ſtatt des Friedens werde der Krieg nur von Neuem auflodern.“ Man kann ſich denken, wie der Pabſt und Bayern dies aufnahmen; Rom beſchwerte ſich durch den Nuntius in Madrid aufs bitterſte, ja man drang auf die Abberufung des Grafen d'Ognate [71]). Allein trotz den päbſt-

---

68) Theatr. eur. 761. 764. 777.

69) Khevenh. IX. 1770.

70) Das Einzelne bei Khev. IX. p. 1780—1786.

71) „Dieſe von des Onate Anbringen und andere widerwärtige hierzu gehörige Demonstrationes habe alle Catholiſche alſo geärgert, daß des Pabſts Nepote, der Cardinal Ludoviſio, nachfolgendes Schreiben dem Nuntio Maximo am ſpaniſchen Hofe hiervon geſchrieben“ ꝛc. Khevenh. X. p. 17.

lichen Unterhandlungen, den Schritten des Kaiſers und des neuen Kurfürſten, dauerte es doch noch einige Zeit, bis Spanien das in Regensburg Geſchehene guthieß.

Auch bei Sachſen und Brandenburg war, wenigſtens für jetzt, eine günſtige Aufnahme der neuen Kurwürde nicht zu erreichen; eine Geſandtſchaft und ein eigenhändiges Schreiben des Kaiſers waren erfolglos. Auch den Agnaten, der ſich am Lauteſten regte, den Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, ſuchte man zu befriedigen; es ward ihm (30. März) in jedem Falle, mochte nun die Kur bei Bayern bleiben oder an Friedrichs V. Familie zurückfallen, die nächſte Anwartſchaft beim Ausſterben Beider geſichert. Doch verſuchte Wolfgang noch ſpäter durch Deductionen, die er ausarbeiten ließ, und durch Schritte, die er perſönlich that, eine beſſere Entſcheidung zu erreichen; erſt als er ſah, daß der Kaiſer ihm nicht viel mehr geben könne noch wolle, erkannte er ſeinen Schwager als Kurfürſten an. Am traurigſten ging es den nächſten Anverwandten des unglücklichen Böhmenkönigs, ſeiner Mutter und ſeinen Geſchwiſtern. Beide an dem, was man Friedrich V. vorwarf, durchaus unſchuldig, mußten in der Fremde leben, ohne nur die nöthigen Subſiſtenzmittel zu beſitzen. Die Kurfürſtin zog nach Schorndorf im Würtembergiſchen, da in dem ausgepreßten nnd gedrückten Pfälzerlande für ſie kein Wohnſitz mehr war. Ueberall bereicherte man ſich, Bayern, Pfalzneuburg, Darmſtadt, Mainz, der Erzherzog Leopold, Worms und Speyer riſſen einzelne Stücke von der wehrloſen Pfalz weg; in dem alten Kern des Kurfürſtenthums, den rheinpfälziſchen Gegenden, hausten ſpaniſche und bayeriſche Kriegshorden; wo hätte da Friedrichs Familie einen Aufenthaltsort finden ſollen? König Jakob hatte zwar (1622) verſprochen, an die verwittwete Kurfürſtin, den Pfalzgrafen Johann und verſchiedene pfälziſche Beamte Gehalte auszuzahlen [72]), aber auch das ſcheint blos Verſprechen geblieben zu ſeyn. Sie wandten ſich jetzt an des Kaiſers Gnade, und Ferdinand ver-

72) Vgl. die handſchriftl. Correſpondenz III. fol. 134.

ſprach (27. März), ihre Anſprüche durch Mainz und Darmſtadt prüfen zu laſſen; jedenfalls ſollten aber Louiſe Juliane einſtweilen die Einkünfte von Lautern, Pfalzgraf Philipp Ludwig die von Simmern zu ſeinem Lebensunterhalte bekommen. Zugleich ſollte aber auch die Kurfürſtin Mutter, was ſie noch aus dem Archiv beſaß, herausgeben. Die Unterhandlungen dauerten fort; die Kurfürſtin gab ſich Mühe, in Wien, München und Brüſſel etwas zu erreichen, aber es hatte keinen Erfolg, wie ſpätere Unterhandlungen zeigen werden.

§. 9.

Kriegsbegebenheiten und Unterhandlungen wegen der Pfalz. (1623 — 1626).

Wir haben, um die Unterhandlungen wegen der Kurwürde in ihrem ganzen Zuſammenhang darſtellen zu können, die beiden Abentheurer Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig bisher aus den Augen gelaſſen; es konnte das um ſo eher geſchehen, da ihre Unternehmungen nichts Zuſammenhängendes und Planmäßiges haben, ſondern nach der traurigen Sitte jener Zeit der Krieg von ihnen als ein Handwerk und ein Mittel zum Lebensunterhalt betrachtet ward. So trieb ſich Mansfeld im Oſtfrieſiſchen herum und ſtreifte bis nach Weſtphalen, ſo that es Chriſtian von Braunſchweig im Halberſtädtiſchen und auch die Spanier waren den Gegenden, die ſie ſchützen ſollten, keine freundliche Nachbarſchaft. Niederdeutſchland ſah ſich zuletzt ſo bedroht, daß der niederſächſiſche Kreis keinen andern Ausweg ſah, als den gefürchteten Braunſchweiger mit ſeinen 20,000 Mann in Dienſt zu nehmen; der Kaiſer ſogar ſuchte ihn durch auffallend nachſichtige Anerbieten zur Entwaffnung zu bewegen. Wie er dem niederſächſiſchen Kreiſe denn auch zu drückend geworden und deßwegen entlaſſen war, wandte er ſich mit ſeinem Heere durch das Osnabrückiſche und Münſterſche gegen die holländiſche Gränze zu (Juli), allein Tilly war ſchon herbeigeeilt, hatte ſich in Chriſtians Rücken mit den Spaniern in Anholt

vereinigt und griff (5. Aug. n. St.) des Herzogs Nachhut an einem ungünſtigen Orte, bei Stadtlohn an der Berkel, plötzlich an. Nach einer Reihe von hartnäckigen Angriffen, deren Zahl auf 8 angegeben wird, ward (6. Aug.) die Niederlage der Braunſchweigiſchen entſchieden; viertauſend waren getödtet, noch viel mehr gefangen, unter ihnen die erſten Officiere des Heeres. Herzog Chriſtian ſelbſt rettete ſich mit einem kleinen Reſt ins holländiſche Gebiet, wo er neue Dienſte fand. Auch Mansfeld konnte ſich nicht mehr länger in Oſtfriesland behaupten. Zwar vermochte Tilly ihn nicht zu verdrängen, aber die Oſtfriesländer ſelbſt waren des fürchterlichen Drucks müde und zahlten gern dem gefürchteten Freibeuter 300,000 Gulden für ſeinen Abzug. Er entließ ſein Heer und lebte in Holland eine Zeitlang als Privatmann. So waren die armen Länder die fürchterlichen Horden um große Opfer losgeworden, aber die Tilly'ſchen und Spanier, die jetzt Beſitz nahmen, hausten zum Theil noch gräulicher.

Daß es aber Tilly möglich war, die Rheinpfalz zu verlaſſen und den Krieg in Niederdeutſchland fortzuführen, bedarf einer Erläuterung. Es war nämlich der feinen Politik mit der völligen Unterwerfung der Pfalz ein ähnlicher Meiſterſtreich gelungen, wie früher mit der Entwaffnung des Pfalzgrafen, und wenn auch die brüſſeler Unterhandlungen, von denen auf dem regensburger Fürſtentag die Rede war, zu nichts führten, ſo hatte man andere angeknüpft, die für Friedrich V. noch nachtheiliger waren. Man ſchloß einen Vertrag ab (März 1623) [73], in welchem die letzte Feſtung der Pfalz, bei deren Belagerung die Spanier ſchon mehrmals geſcheitert waren, das treue Frankenthal, ohne Schwertſtreich überliefert ward. Fünfvierteljahr lang ſollte der Waffenſtillſtand dauern und während dem die Angelegenheit des Pfalzgrafen zur Entſcheidung gebracht werden; Frankenthal ſollte 18 Monate lang in ſpaniſchen Händen blei-

---

73) Die angeführten Verträge findet man bei Dumont T. V. P. II. S. 422 und 434.

ben. Wer die bisherige Politik verfolgt hatte, dem konnte es kein Räthſel ſeyn, wohin dieſe Verträge abzweckten; allein dafür war Jakob I. blind. Wie ſinnlos man dabei verfuhr, mag ein einziger Zug beweiſen: nachdem man die Feſtung Frankenthal übergeben hatte und die Beſatzung mit verhaltener Wuth ausgezogen war, verſprach man erſt die Beſtätigung des Vertrags in Madrid nachſuchen zu wollen, ſtellte es alſo dem König frei, ſeine Verbindlichkeiten unerfüllt zu laſſen, nachdem er von dem Gegner den Zweck erreicht hatte! Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, auch nur von mittelmäßiger Einſicht, ſo verkehrt handeln konnte, wenn es nicht bekannt wäre, daß Jakob damals von dem abentheuerlichen Plan einer Vermählung des Prinzen von Wales mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin ganz geblendet war, und dieſer Laune die Achtung der Nation und die Zukunft ſeiner Dynaſtie geopfert hat. Der Vertrag legte zudem dem Pfalzgrafen die Verpflichtung auf, ſich ganz ruhig zu verhalten; in ſeinem Handeln gelähmt, ſeines Landes beraubt, blieb ihm nichts übrig, als auf die Großmuth und Ehrlichkeit ſeiner Feinde zu bauen!

Die Pfalz lag indeſſen unter hartem Drucke. Wie man trotz der gegebenen Zuſicherung des Kurfürſten Mutter und Bruder den Ertrag ihres kleinen Erbtheiles entzog [74]), wie man die Univerſität ihres koſtbarſten Schatzes beraubt hatte, ſo war auch in der Verwaltung des eroberten Landes die Plünderung förmlich organiſirt. Entweder waren die pfälziſchen Orte von wilden Horden bedrückt oder ſie mußten ſich durch ungeheuere Summen von den Gäſten loskaufen. Seit dem brüſſeler Vertrag hausten ſie wie in einem herrenloſen Lande; man zwang den pfälziſchen Unterthanen den Eid gegen Spanien ab, man verjagte die proteſtantiſchen Prediger, confiscirte die Güter der Geflüchteten, man nahm den Beamten die Gelder weg, die ſie für ihren Kurfürſten oder die rechtmäßige Regierung aufbewahr-

---

74) S. Senkenberg S. 279.

ten [75]). Verdugo erpreßte von der Pfalz auf dem rechten Ufer eine monatliche Steuer von 25,000 Reichsthalern [76]), und die Frankenthaler waren ſo bedrängt, daß ſie einen Geſandten nach England ſchickten und bei König Jakob um Verwendung baten; deutſche Bürger mußten in der Fremde Schutz erflehen vor den Bedrückungen, die das Reichsoberhaupt ruhig geſchehen ließ [77])! Daß Jakob I., der Epimetheus in der Fabel, die Sache hinterher wieder merkte, und ſich bei der Infantin beſchwerte (Okt. 1623), war ſo gut, als wenn er es unterlaſſen hätte.

Auch Mainz nahm jetzt die ſeit Friedrich I. verpfändete Bergſtraße wieder in Beſitz und verdrängte die Proteſtanten, Heſſen-Darmſtadt bereicherte ſich im Amt Umſtadt und Otzberg und auf Koſten der pfälziſchen Vaſallen, der Grafen Solms und Löwenſtein. Selbſt Sachſen und Brandenburg nahmen jetzt eine oppoſitionelle Stellung gegen die wiener Politik ein, aber ſie hatten den Moment verſäumt, wo jene Oppoſition von Erfolg ſeyn konnte. Alle Hoffnung der pfälziſchen Sache ruhte jetzt auf dem Schutze Englands.

Dort war Jakob I. immer noch in ſeiner Schwäche für Spanien gefangen. Auf die Ehrlichkeit der ſpaniſchen Politik vertrauend, hatte er den Vertrag unterzeichnet, der die Pfalz den Gegnern vollſtändig in die Hände lieferte. Die Vorſtellungen des pfälziſchen Diplomaten Rusdorf, der die Folgen dieſes unklugen Vertrauens richtig vorausſah, beantwortete der König mit der zuverſichtlichen Erklärung: er ließe ſich nicht täuſchen [78]); und die wiederholten Warnungen des klügeren Rathgebers gleiteten an dem Staatsſecretär Conway erfolglos ab. Rusdorf ſuchte wenigſtens den Kurfürſten vor völliger Entwaffnung zu ſichern indem man ihm das Recht erhielte, ſeine alten Verbin-

75) Theatr. eur. 657. Londorp II. 762.

76) Rusdorf Mémoires I. 73. Die Angabe von S. 86 iſt wohl ein Verſehen.

77) Die Geſandten ſitzen noch im Jahr 1625 in London, ohne etwas erreicht zu haben. S. Rusdorf Mémoires I. 238. 482. 485. 491. 645.

78) Rusdorf Mém. I. 21.

dungen fortzuſetzen; man bedeutete ihm aber: Se. großbritanniſche Majeſtät werde ſo beſtimmt die Wiedereinſetzung des Schwiegerſohnes durchſetzen, als wenn ſie aufs heiligſte verſprochen wäre; der einzige Weg dazu ſey der angegebene, und wenn Friedrich einen anderen wähle, ſo habe er ſich die Folgen ſelbſt zuzuſchreiben [79]). Erſt als die oben geſchilderten Reactionen in der Pfalz erfolgten und Rusdorfs Vorherſagungen ſich ſchon im Augenblicke des Abſchluſſes erfüllten, als zu gleicher Zeit engliſche Agenten aus Deutſchland bedenkliche Dinge berichteten, geſtand man ein, daß man zu weit gegangen war [80]).

Indeſſen war die Unterhandlung über die Heirath ziemlich weit gediehen, als plötzlich der königliche Günſtling Bukingham auf den Gedanken kam, die Sache durch perſönliches Eingreifen zu beſchleunigen. Sich dem Sohne Jakobs, dem Prinzen von Wales, ſo unentbehrlich zu machen, wie er es dem Vater geweſen war, wußte er ihn auf den ſeltſamen Gedanken zu bringen, mit ihm ſelbſt nach Spanien zu reiſen. Im Mai 1623 erſchienen Beide in Madrid, wo man die Heirath jedenfalls nur um hohen Preis zu genehmigen bereit war. England wieder katholiſch zu machen, war einer der Lieblingsgedanken der Staatsmänner zu Rom, Madrid, München und Wien; Herzog Maximilian ſtand mit den zahlreichen Jeſuiten in Verbindung, die ſchon ſeit einiger Zeit unter der Connivenz der Regierung England als Miſſionäre durchreisten. Die perſönliche Hinneigung der Stuarts zu den Ideen des Katholicismus ſchien für eine Reaction hinreichend; denn die drohende Oppoſition der Puritaner und die Abneigung der proteſtantiſchen Nation brachte man nicht in Anſchlag.

Als daher jetzt der engliche Thronfolger zu Madrid erſchien, ſäumte man nicht lange, die Lieblingsideen anzuregen und dem Prinzen den katholiſchen Cultus angenehmer zu machen. Dem kaiſerlichen Geſandten, der ſich beunruhigt fühlte, bedeutete man:

79) Rusd. I. 49.

80) Rusdorf I. 101.

die Vermählung werde nur dann geſchloſſen werden, wenn der Prinz ſelbſt katholiſch würde, oder man den Katholiken in England ſolche Freiheiten bewillige, wie ſie Heinrich IV. den Hugenotten im Edikt von Nantes gab [81]. Auch der Pabſt, in die Sache eingeweiht, ſchrieb an den Prinzen (10. April) einen überaus artigen Brief, mit ziemlich verſtändlichen Hindeutungen auf die gehoffte Bekehrung [82]. Dieſen Brief beantwortete hernach der Prinz eben ſo höflich, ohne jedoch mehr zu verſprechen, als Duldung der andern Kirche und ein eifriges Beſtreben, jede Uneinigkeit um des Glaubens willen vermeiden zu wollen. Am madrider Hof aber hegte man die kühnſten Hoffnungen, und Olivarez äußerte ſich [83] gegen Khevenhiller, der engliſche Prinz ſey nicht nur beſcheiden und verſtändig, ſondern laſſe auch eine ziemliche Neigung für den Katholicismus durchblicken. Schon damals (im April und Mai) glaubten die Engländer in ihrer Einfalt, die Vollziehung der Heirath hänge nur noch an formellen Schwierigkeiten, und ſchon am 26. Mai kam der Kammerherr des Prinzen, Lord Lexington, von Madrid nach London, mit der Nachricht, die Verlobung werde in kürzeſter Friſt abgeſchloſſen werden; während jeder, auch nicht genauer Eingeweihte, dies als Täuſchung erkennen mußte [84]. Die Karoſſen ſtanden in Dover ſchon bereit und die Schiffe hatten ſchon Befehle den Prinzen feierlich abzuholen; im Juni ſah man ſich freilich genöthigt, wieder Gegenbefehle zu geben.

---

81) Khevenh. X. 241. 252.

82) Er nennt ihn: Christiani orbis florem, Magnae Britanniae spem, dann desideratissimum filium, rühmt ſeine regii ingeni indoles und die Britannia illustrium virorum ac virtutum ferax etc.; die Hoffnung der Bekehrung wird an mehreren Stellen ſehr unverhüllt ausgeſprochen; Khev. X. p. 253—255.

83) Khev. X. 258.

84) Rusdorf I. p. 61. 67. Anglois étoient déjà choisis l'un pour porter la nouvelle, quand le jour des épousailles seroit assigné; l'autre quand le Prince seroit marié; le troisième, quand S. A. partiroit de Madrid pour s'en retourner. *On peut bien dire en proverbe: Risum teneatis amici.*"

Je mehr man aber den engliſchen Thronfolger perſönlich gewann und je näher ihm und ſeinem Vater die Erfüllung der Heirath erſchien, deſto größer ward die Verlegenheit am madrider Hof. Die ſpaniſche Politik ſuchte ſich aus ihrem eigenen Netz dadurch herauszuwinden, daß ſie auf der einen Seite die günſtige Gelegenheit, den Katholicismus zu fördern nicht aus der Hand ließ und auf der andern Seite doch der Vermählung mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin entging. Dies ſchien dadurch möglich, daß man bei Ferdinand **II.** anfragte, ob er vielleicht ſeine Tochter Maria Anna dem Prinzen Wales verloben wolle [85]), und Ferdinand war wenigſtens dazu eher geneigt, als zu einer engliſch-ſpaniſchen Vermählung. Sein Beichtvater ſtellte ihm das als ein erfolgreiches Opfer für das Gedeihen der Kirche dar, und er ſchrieb an Olivarez und Philipp IV., er ſey zur Einwilligung bereit. Indeſſen hatte aber der Prinz von Wales nicht nur große Toleranzverſprechen für die engliſchen Katholiken eingegangen, ſondern er hatte auch zum Schrecken der ſpaniſchen Politik [86]) alle von Neuem gemachten Schwierigkeiten durch ſehr gutwillige Beiſtimmung aus dem Wege geräumt; ſo kam endlich die päbſtliche Dispenſation, und man konnte jetzt zu Madrid den förmlichen Abſchluß der Verlobung nicht mehr länger hinausſchieben. Wir werden aber bald ſehen, wie dieſelbe leichtfertige Politik, die die Unterhandlungen ſo eifrig und auffallend betrieb, ſie ebenſo auffallend abbrach.

Was war nun für den Pfalzgrafen die Frucht dieſes engen Verhältniſſes zwiſchen dem madrider und londoner Hofe? Kurz vor des Prinzen Ankunft in Madrid und noch ehe man den Herzog von Bayern als Kurfürſten anerkannt hatte, war von Olivarez der Vorſchlag gemacht worden, den älteſten Sohn Friedrichs V. mit einer kaiſerlichen Prinzeſſin zu vermählen, ihn zu Wien katholiſch zu erziehen und nach Maximilians Tode

85) Vgl. Khev. X. p. 261.

86) Vgl. die Aeußerung von Olivarez bei Khev. 271.

die Kur abwechſelnd an Pfalz und Bayern zu übertragen [87]). Der kaiſerliche Geſandte machte eine ablehnende Vorſtellung, und auf die wiederholte Aufforderung von Olivarez gab Khevenhiller eine Note ein, die theils auf die Schwierigkeiten der Durchführung eines ſolchen Planes hinwies, theils geltend machte, wie wenig es dem Kaiſer paſſe, dem Sohn eines geächteten Vaſallen ſeine Tochter zur Gemahlin zu geben. Die Anweſenheit des Prinzen von Wales ließ aber den Vorgang nicht ruhen, und am 20. Auguſt trat Olivarez [88]) mit einem Vorſchlag hervor, der von der vereinten ſpaniſchen und engliſchen Politik ausging: der Sohn Friedrichs V. ſolle unter den angegebenen Bedingungen die Länder und Würden ſeines Vaters erhalten; dann wolle Jakob I., nebſt den Spaniern, mit Gewalt die Ruhe in Deutſchland herſtellen helfen, Mansfeld, Chriſtian und im Nothfall auch den Pfalzgrafen ſelbſt zur Ordnung bringen; aber auch gegen den Kaiſer eine feindliche Stellung einnehmen, wenn er dieſen Bedingungen ſeine Zuſtimmung verſage. Khevenhiller wies das natürlich von der Hand, ſah ſich aber ſehr verlaſſen, und beklagte ſich bitter bei dem Kaiſer, daß die ſpaniſche Politik ſo an das engliſche Intereſſe ſich auſchließe, während er ſelbſt nur noch den päbſtlichen Nuntius auf ſeiner Seite habe. Auf die entſchiedene Ablehnung traten (Sept.) die Engländer mit einem neuen Projecte hervor; Pfalzgraf Friedrich ſolle völlig wieder eingeſetzt oder Adminiſtrator anſtatt ſeines Sohnes werden; den Prinzen ließe man dann in Wien erziehen und würde ihn mit einer kaiſerlichen Prinzeſſin vermählen. Bayern ſolle durch die achte Kur abgefunden werden [89]). Olivarez war natürlich dieſem Antrag keineswegs günſtig; er verlangte von Khevenhiller zu wiſſen, wie viel wohl der Kaiſer nachgeben würde, und als der es abſchlug, kam der neue Vorſchlag im geheimen Rathe zur Discuſſion. Olivarez ſprach

87) Khev. Ann. X. 78.
88) Khev. X. 90.
89) Khevenh. X. 94.

zwar für die katholiſche Erziehung und die Vermählung, erklärte ſich aber entſchieden gegen die Wiedereinſetzung Friedrichs V. und jede Beeinträchtigung Bayerns; dieſe Anſicht ſiegte auch, obgleich unter neun Stimmen vier im Staatsrathe ſich für eine ſtärkere Conceſſion an England ausſprachen. Das Verlangen des Prinzen von Wales, den Kaiſer durch drohende Schritte zu erweichen, ward von Olivarez rund abgewieſen.

Bald reichten aber die Engländer (Sept.) eine neue Note ein [90]), worin ſie zum Theil früher Vorgetragenes wiederholten; man möge, hieß es, durch allzu ſtarke Forderungen doch nicht den Pfalzgrafen und ſeine Freunde zum Aeußerſten bringen; lieber in Etwas nachgeben und dadurch den Krieg beendigen. Sie beſtanden dabei auf der Wiedereinſetzung Friedrichs V. In den Conferenzen, die Olivarez darüber mit dem päbſtlichen Nuntius und Khevenhiller hielt, wußte der letztere ſo viel Schwierigkeiten und Hinderniſſe entgegenzuhalten, daß der ohnedies nicht ſehr glühende Eifer des Spaniers um ſo leichter erkaltete. Der Kaiſer aber dankte ſehr gnädig ſeinem Geſandten, „daß er ſo dem Pfalzgrafen alle Hoffnung dadurch zur Reſtitution der Kur abgeſchnitten, auch die Wiedereinräumung der Ober- und Unterpfalz in ſo große und zweifelhafte Conſideration geſetzt habe, wie es denn auch in Wahrheit ſey [91]);" auch Kurfürſt Maximilian richtete an den Botſchafter ein dankendes Schreiben. Khevenhiller verdiente es aber auch; denn er ſetzte hauptſächlich durch, daß gegen Ende des Jahres endlich die ſpaniſche Anerkennung des Herzogs als Kurfürſten erfolgte. Zwar war dies den Unterhandlungen mit England entgegen, und Jakob I. beſchwerte ſich auch; allein ſchon aus dem bisher Erzählten muß es ſehr unzweideutig hervorgehen, wohin dieſe Unterhandlungen am Ende führen mußten. Der Kaiſer, auf den es hauptſächlich ankam, wollte nicht; die Spanier ſpielten ohne innere Neigung die Rolle der Vermittler und machten dabei die

---

90) Khevenh. X. 97.
91) Khev. X. p. 102.

kaiſerlichen Botſchafter zu Vertrauten [92]), und die Engländer machten zum Theil Vorſchläge und Verfügungen, ohne auch nur den zu fragen, über deſſen Perſon und Familie man verfügte.

Doch ſcheint die letzte Vorſtellung der Engländer auf den Kaiſer einigen Eindruck gemacht zu haben; er wandte ſich deßhalb an ſeinen jeſuitiſchen Beichtvater, und dieſer gab ihm in einem Bericht die Bedingungen an, unter denen er mit ruhigem Gewiſſen zum Frieden die Hand bieten könnte [93]). Er ſchickte jetzt in wirklich aufrichtiger Abſicht, einen Frieden abzuſchließen, an Kurfürſt Maximilian und ließ ihm ſeine Bedenken behutſam vortragen; er ſicherte ihm natürlich ſeine Rechte, die er beſaß, und verlangte nur ſeinen Rath, wie der Sache abzuhelfen ſey. Die Punkte ſind nicht ganz beſtimmt ausgeſprochen; doch war von der Bewahrung und katholiſchen Erziehung zweier Pfalzgrafen zu Wien, von der ſpäteren Wiedereinſetzung in die pfälziſchen Lande und von einer achten Kur die Rede. Der Geſandte ſolle dem Kurfürſten namentlich vortragen, welch hohe Verdienſte er ſich erwerben würde, wenn er mit Selbſtverläugnung die Hand zu einem allgemeinen Frieden biete und lieber ſelbſt ein Opfer bringen wolle. Maximilian erwiederte [94]): er wiſſe nicht zu rathen, hoffe aber, wenn eine achte Kur errichtet würde, werde ihm für ſeine treuen Dienſte die ſiebente verbleiben.

Auch dieſe Unterhandlung, obſchon ſie die erſte war, wo der Kaiſer ſeine perſönliche Neigung dem allgemeinen Frieden opferte, konnte zu nichts führen, weil ſie auf Bedingungen fußte, die in ihrer Erfüllung unmöglich waren. Man ſetzte dabei voraus, Friedrich V. werde ſeine Söhne im Katholicismus erziehen laſſen, während jeder genauer Unterrichtete wohl wußte, daß der unglückliche Fürſt lieber für immer die Fürſtenwürde opfern und ſein Lebenlang als Verbannter zubringen würde.

92) Khev. X. 106.
93) Khev. X. p. 106.
94) Khev. X. p. 44.

Die Spanier wußten das auch; wenigſtens war es ihnen von kaiſerlicher Seite ſchon am Anfang des Jahres geſagt worden; allein man weiß, mit welcher Ehrlichkeit ſie das Ganze betrieben. Nur das Eine iſt unbegreiflich, daß die Engländer ein ganzes Jahr lang über einen Ausweg verhandelten und ſchrieben, deſſen Vorbedingungen ſchon auf Unmöglichkeiten ſtießen. Erſt am 8. Oktober hatte Jacob ſeinem Schwiegerſohn gemeldet, daß man Hoffnung habe, ihn bald wiedereingeſetzt zu ſehen; auch ſolle ſein Sohn mit einer kaiſerlichen Prinzeſſin vermählt werden, nur müſſe er denſelben, und das war ſehr vorſichtig ausgedrückt, in Wien erziehen laſſen. Der Pfalzgraf dankte in ſeiner Antwort (30. Oktober) dem König für ſeine freundlichen Bemühungen, verlangte aber eine Wiedereinſetzung ohne Nachtheile für ſich und ſein Haus; die Vermählung ſeines Sohnes gebe er zu, wenn er in ſeine Würden wiedereingeſetzt ſey [95]. Daß Friedrich den Unterhandlungen, die hauptſächlich ihn betrafen, ſo ferne ſtand, darf uns nicht wundern; weder ihm noch ſeinem Agenten in London hatte man darüber Eröffnungen gemacht [96]. Rusdorf war zwar unermüdlich geweſen, theils wegen des cölner Vertrags, theils wegen der Mißhandlung der Pfalz, allein er hatte wenig ausgerichtet. Die Indolenz des Königs und ſeine Abneigung gegen ernſte Geſchäfte machten es ſchwer, nur perſönlich mit ihm in eine ernſte Unterredung zu kommen, und die Miniſter, ſo häufige Conferenzen ſie mit Rusdorf hatten, gaben ihm theils leere Verſicherungen,

95) Man hat in dieſem letzten Theil der Antwort Hochmuth und Trotz geſehen; wir halten dies für unrichtig, da es den übrigen Briefen Friedrichs widerſpricht; wir glauben vielmehr, durch dieſe kurze und runde Antwort wollte er einen Vorſchlag, der ſeinem Innerſten zuwider war, für immer abweiſen. Denn mit der „mir und den Meinigen präjudicirlichen Condition“ meinte er wohl nichts Anderes, als die Erziehung ſeines Sohnes in Wien.

96) So ſagt Rusdorf in einem Brief vom 6/16. Okt. (I. S. 131): J'entends qu'on projette certaines ouvertures d'un mariage entre le fils ainé de V. M. et la fille seconde de l'Empereur“ und doch hatte man ſchon Monate lang über dieſen Punkt unterhandelt.

theils waren ſie ſelbſt in den Netzen der ſpaniſchen Allianz zu befangen, um ohne Vorurtheil urtheilen zu können [97]).

In Madrid ward man aber des ewigen Zauderns endlich müde, und ſelbſt der Prinz von Wales fing an zu ahnen, daß man ihn zum Beſten habe. Er hätte indeſſen ſchwerlich einen entſcheidenden Schritt gethan, wenn nicht derſelbe Buckingham, der die ganze Reiſe veranſtaltet hatte, auch jetzt wieder in frivoler Weiſe ſeiner Laune leichtſinnig gefolgt wäre. Er war von Olivarez zurückhaltend ſtolzem Weſen und der Gewandtheit, womit man ihn als Spielwerk gebrauchte, eben ſo in ſeiner Eitelkeit verletzt, als er ſelbſt durch ſein frivoles Weſen, ſeine leichten franzöſiſchen Manieren den ſpaniſchen Ernſt beleidigt hatte. So war ihm allmählig ſeine Stellung in Madrid verhaßt geworden, und ſein Einfluß auf den Prinzen erregte auch in dieſem Mißſtimmung. Politiſche und perſönliche Gründe wirkten zuſammen; Buckingham und Olivarez hatten ſich ſchon perſönlich bittere Worte geſagt, in London fing man an, den cölner Vertrag zu bereuen, die Diſpenſation des neuen Pabſtes erſchien nicht; ſo entſchloß ſich der Prinz — abzureiſen. Es geſchah (7. Sept.), äußerlich in gutem Vernehmen und unter gegenſeitigen Beſchenkungen, aber es war der Anfang zum Bruche, und ein bitteres Schreiben, das er von der Küſte aus an Graf Briſtol ſandte [98]), ließ den Wechſel ſeiner Geſinnung wohl erkennen. In London zwar äußerte die diplomatiſche Welt, die Heirath ſey dem Abſchluſſe näher als je [99]), und es ſeyen nur äußere Gründe, die den Prinzen zur Abreiſe vermocht hätten, und auch als der Prinz ($\frac{6}{16}$ Okt.) zu London angelangt war, benahm er ſich, als wenn die Heirath dem Voll-

97) Das geht aus Rusdorfs Aktenſtücken I. S. 1 — 126 klar hervor; das Einzelne iſt oben berichtet worden.

98) Khevenh. X. 386.

99) So ſagt Simon Digby zu Rusdorf Ende Sept. (I. p. 127): „que si S. A. eût voulu demeurer encore quinze jours ou trois semaines, Elle auroit pu épouser l'Infante.“

zug nahe wäre. Allein Buckingham beeilte ſich, dem König einzelne Aeußerungen von Olivarez zu melden, die allerdings von aufrichtiger Unterhandlung ein ſchlechtes Zeugniß gaben, und durch die Jacob I. veranlaßt ward, von Philipp IV. eine Erklärung zu verlangen [100]. Allein immer noch war er nicht enttäuſcht, und erſt als auch der Prinz von Wales ihm die ganze Unterhandlung als ein ſpaniſches Truggewebe hinſtellte [1], ſah er rathlos den Abgrund, wohin ihn ſeine Leichtgläubigkeit verlockt, und rief unter Thränen: Wollt ihr mich denn in meinen alten Tagen in einen Krieg verwickeln, und verlangen, daß ich mit Spanien breche?

Es brauchte aber nicht gar viel, um bald abermals Vertrauen in ihm zu wecken und den oft Getäuſchten in neue Unterhandlungen zu verwickeln.

Die Ankunft des Prinzen von Wales in England und das offenbare Erkalten in der Freundſchaft für Spanien hatte im engliſchen Volk einen ſehr guten Eindruck gemacht, und wenn Jacob I. es zu benutzen verſtanden hätte, ſo wäre gerade damals die Gelegenheit trefflich geweſen, ſeine geſunkene Popularität bei den ſtarren Puritanern wieder zu heben. In der That ſchienen auch des Königs Schritte, die er in den erſten Monaten des Jahres 1624 that, aus einer ganz andern Geſinnung hervorzugehen [2]. Als am $\frac{19}{29}$ Februar ſich das Parlament verſammelte, trat er mit einer Rede auf, die nicht nur überhaupt mit viel größerer Offenheit und Wärme ſich an die Vertreter der Nation wandte [3], ſondern in der er auch unumwunden

100) Rusd. I. 139.

1) Rusd. I. 147.

2) Khev. X. p. 368.

3) Im Anfang 1624 war man noch ſo wenig von dieſer Sinnesänderung unterrichtet, daß ſelbſt der wohlunterrichtete Rusdorf (24. Jan. a. St.) an Camerarius ſchreibt: Rem stupendam et vix credendam hic subjungam, de qua si mihi illa a viro integerrimo et quidem juramento confirmata non fuisset, ne verbum quidem hiscere auderem: nempe in consilio eo usque processum esse, ut deliberatum sit, quomodo et quo tempore bellum contra Hispanos esset declarandum.

erklärte, in den ſpaniſchen Unterhandlungen getäuſcht worden zu ſeyn. Zugleich ergriff er die Initiative und fragte um Rath, wie ſeinem Schwiegerſohne zu helfen ſey. Das Parlament, hocherfreut, gab die Antwort, „mit Leib und Leben die wahre Religion und das Recht der königlichen Kinder vertheidigen zu wollen.“ Am 7. März erſchien Buckingham, in Gegenwart des Prinzen von Wales, im Parlament und ſtattete Bericht ab über die ſpaniſche Unterhandlung [4]), und das in ſo bitterer, einſeitiger Weiſe und mit ſo greller Hervorhebung des täuſchenden Zögerns, Verſprechens und Hinhaltens, daß auch eine minder ſtolze Nation, als die engliſche, ſich hätte beleidigt fühlen müſſen. Auf die Beſchwerde des ſpaniſchen Geſandten, daß man ſeinen König auf dieſe Weiſe ſchildere, erwiederte das Parlament einmüthig: „der Herzog von Buckingham verdiene für ſeinen Bericht keinerlei Tadel, ſondern eine Belohnung für ſeine getreuen Dienſte.“ Am 17. März erſchien eine Deputation der beiden Häuſer, verlangte die Auflöſung jeder weitern Verhandlung mit Spanien und bot Subſidien zur Führung des Krieges an. Der König nahm das ſehr gnädig auf, und der Jubel war in London ſo groß, daß man mit den Glocken läutete und Freudenfeuer anzündete; feindſelige Schritte gegen die engliſchen Katholiken waren ſchon zuvor gethan worden, und auf eine Supplik des Parlaments, verordnete ein königliches Mandat die Vertreibung der Jeſuiten und katholiſchen Prieſter. Jacob I. ließ ſich ſchon Bericht erſtatten über die Führung des Krieges, und ſagte den Holländern Hülfe zu. Es war das Alles freilich mehr eine Folge des Einfluſſes, den der eitle Buckingham, gegen die Spanier erbittert und vom Prinzen von Wales unterſtützt, auf Jacob ausübte; er ſelbſt erſchrack in unbewachten Momenten vor ſeiner eignen Kühnheit, und ſein Günſtling und Sohn hatten Mühe, ihn von neuer Hinneigung zu Spanien

4) Khev. IX 374. Ebenſo bei Rusdorf I. p. 254—273. Alle Aktenſtücke, die auf die engliſchen Händel ſich beziehen und worauf im Folgenden verwieſen iſt, finden ſich auch Londorp II. 798—814.

abzuhalten. So hatte er (Anf. Mai) wieder eine Zuſammenkunft mit dem ſpaniſchen Geſandten, die nicht ohne Eindruck auf ihn blieb. Buckingham und der Prinz von Wales ſuchten ihn umzuſtimmen, und es gab eine Scene, bei welcher Jacob heiße Thränen vergoß, und die am ganzen Hof als Gerücht circulirte [5]. Zum Glück für ſie war man ſchon zu weit gegangen, Graf Briſtol ward von Madrid abberufen; das Parlament bewilligte Geld, man rüſ ete Landtruppen und Schiffe, und erklärte, die Pfalz unverzüglich wieder erobern zu wollen. Doch war es ganz richtig, was Rusdorf (21. Mai n. St.) ſchrieb: „der Gang der Geſchäfte hier gleicht einem Wechſelfieber oder einem Aprilwetter; der eine Tag gut und ſchön, der andere ſchlecht und regneriſch.“

Mit Schrecken ſahen die Häupter der katholiſchen Parthei zu Rom, Madrid, München und Wien, wie Jacobs I. Phlegma plötzlich von Buckinghams perſönlichem Haß, dem proteſtantiſchen Fanatismus der engliſchen Nation und ſeinem eignen Unmuth fortgetrieben und zum Handeln angeregt ward; ſie mußten auf Mittel denken, dieſes Feuer zu dämpfen. Was ihnen 1621 zu der Entwaffnung der Union geholfen hatte, was 1622 den Pfalzgrafen mitten in einem glücklichen Feldzug zur Entlaſſung ſeines Heeres bewog, was 1623 den Reſt der Pfalz ohne Schwertſtreich in ſpaniſche Hände lieferte — trügeriſche Unterhandlungen, das ſollte auch jetzt die drohend erhobene Hand Englands im Handeln lähmen.

Man kannte Jacobs I. Abneigung gegen den Krieg, und hatte ſeine gutmüthige Leichtgläubigkeit ſeit längerer Zeit zu ſeinem Vortheil erfahren; man knüpfte daher ſchon damals neue Unterhandlungen an, als ein offener Bruch mit Spanien noch nicht zu fürchten war. So erſchien denn ſchon in den letzten Wochen des Jahres 1623 ein neuer Unterhändler. Es war ein kleiner, dicker Mann mit röthlichem Bart, bürgerlich und in der Art eines Kaufmanns gekleidet, dem aber bei aller diplo-

5) Rusdorf I. 293.

matiſchen Beweglichkeit ein geübtes Auge den Kapuziner leicht anſah. Er war Italiener von Geburt, ſprach auch ſeine Mutterſprache vortrefflich, und war unter dem Namen Francesco della Rota als ein Mann bekannt, der auch ſchon in andern Unterhandlungen, z. B. in Frankreich der Kirche weſentliche Dienſte geleiſtet [6]. Seine Anerbietungen waren im Allgemeinen folgende: die Rheinpfalz nebſt der Kurwürde ſollten zurückerſtattet werden; ebenſo die Oberpfalz, aber mit der Verpflichtung, die Kriegskoſten und Schulden, für welche ſie an Bayern verpfändet war, zu bezahlen. Drittens ſollte, um die katholiſchen Fürſten zu beruhigen [7]), ein oder zwei pfälziſche Prinzen am bayeriſchen Hofe erzogen werden, doch mit völliger Freiheit des Glaubens; auch könnten ſich ja beide Linien des Hauſes Wittelspach durch eine Ehe enger verbinden. Sollten dieſe Anträge Sr. britt. Maj. gefallen, ſo ſey der Herzog von Bayern bereit, ſeinen Bevollmächtigten an einen dritten Ort zu ſchicken." Dieſe Bedingungen waren nicht die ſchlimmſten, im Vergleich mit den früher angebotenen; allein der letzte Punkt, die Erziehung der Prinzen in München erregte doch am londoner Hofe tiefen Widerwillen. Der Kapuziner war aber unermüdlich; wo er nur konnte, brachte er ſeine Anträge vor, und es war ſchwer, ſeinen Vorſchlägen ſich zu entziehen [8]. Auffallend war die ganze Erſcheinung jedenfalls; man bot Dinge an, zu deren Bewilligung man ſich früher nur ſehr ſchwer hatte verſtehen wollen; allein es ward minder auffallend, wenn man hörte, daß der Kapuziner ſeine Ankunft ſo viel als möglich heimlich gehalten, und namentlich vor den Spaniern verborgen wiſſen wollte; daß

6) Rusd. I. 161. 177.

7) „en signe d'assurance aux Princes catholiques, qu'on n'entreprendroit plus rien contre eux ni contre leurs états." Rusd. I. p. 158.

8) „Le dit Capucin fait valoir ces propositions partout où il peut, avec la meilleure et la plus fine persuasion du monde; cependant il obtient par là libre accès à la cour, où il observe diligemment les occasions" ſchreibt Rusd. I. 160.

er auf die Frage, ob ihn denn auch der Kurfürſt von Bayern ſelbſt beauftragt habe, ausweichend antwortete: der Kurfürſt von Bayern ſelbſt nicht, aber der Nuntius in Brüſſel, und der handle in Maximilians Auftrag [9]. Auch warnte der Mönch vor allzugroßem Vertrauen auf Spanien, ſo daß die ganze Unterhandlung nur zwei denkbare Fälle vorausſetzen ließ. Entweder war es blos das oft mit Erfolg verſuchte Mittel, den König Jacob von Neuem hinzuhalten und im Handeln zu hemmen, oder der päbſtliche Nuntius — denn von dem ging die Sache aus — fürchtete damals wirklich einen engen Bund zwiſchen Spanien und England, und wollte dieſen dadurch trennen, daß er England anſcheinend mehr bot, als das madrider Cabinet bieten konnte. Die Unterhandlungen für durchaus ehrlich und ernſtlich gemeint zu halten, dazu gehörte jedenfalls der ſtärkſte Glaube. Drum warnten auch ſchon damals einzelne Diplomaten vor neuen Schlingen und die engliſchen Miniſter wollten von dem Kapuziner wenig wiſſen. Auch mit dem pfälziſchen Agenten, Rusdorf, dem wir alle dieſe Aufſchlüſſe verdanken, hatte er einzelne Zuſammenkünfte, in denen er ſich beſtrebte, demſelben die Sache ſo annehmbar zu machen als möglich. Namentlich ſuchte er den Punkt wegen der Erziehung zu mildern. Man wolle ja die Prinzen weder als Geiſeln behandeln, noch ſie katholiſch erziehen laſſen; es ſey nur eine engere Verbindung zwiſchen beiden Familien, und wenn der eine Prinz eine bayriſche Prinzeſſin heirathe, ſo ſey es ja nur ein Aufenthalt, den der Bräutigam bei ſeiner Braut mache [10]. Auch ſuchte er Rusdorf darüber zu beruhigen, daß für ſeinen Herrn eine achte Kur ſollte errichtet werden; allein trotz der augenſcheinli-

9) Rusd. I. 163. Vgl. die Vollmacht ebendaſ. 241, die anfängt: Cum serenissimus Dux Bavariae per literas suo sigillo et manu munitas plenam et absolutam potestatem nobis dederit et concrediderit," vom päbſtlichen Nuntius unterſchrieben.

10) So äußerte er ſich gegen den König I. p. 174; — come „mogliata alla sua sposa," ſetzt er zu. Rusdorf I. 18?.

chen Ueberredungsgabe des Kapuziners, äußerte [11]) Rusdorf ſchon in den letzten Tagen des Dezember, daß ihn zweierlei beſorgt mache; ob man nicht entweder den König wieder hinhalten wolle, oder das Ganze nur Verſprechungen ſeyen, die man ohne Spaniens und des Kaiſers Einwilligung nicht erfüllen könne.

Je dringender der Mönch auf ernſte Unterhandlungen drang, deſto mißtrauiſcher ward man; denn man wußte, daß der Kurfürſt von Bayern zu derſelben Zeit Vermittlungsverſuche Würtembergs kalt abwies [12]), und es war ſehr verdächtig, daß ein Agent des päbſtlichen Nuntius fortwährend vor Spanien warnte, mit dem Rom doch in engſtem Vernehmen ſtand. Deßhalb war nicht blos Rusdorf in Beſorgniß „es laure eine Schlange im Gras [13]),“ ſondern auch die engliſchen Miniſter erklärten ohne Umſchweif die Unterhandlungen für verdächtig, und der venetianiſche Geſandte warnte im Auftrag ſeiner Regierung. Man ſuchte aufmerkſam nach dem verſteckten Motiv der ganzen Unterhandlung; je mehr ſich der Kapuziner mit Schwüren vermaß, es ſey Alles ehrlich gemeint, deſto feſter war die allgemeine Anſicht, es ſey Alles eitel Trug. Er ſprach viel von deutſcher Treue und Großmuth, von dem innigen Wunſche Marimilians, ſeinen geliebten Vetter ſelbſt zu verſöhnen; als ihn aber der pfälziſche Agent rundweg fragte, ob man dem Pfalzgrafen ohne Hinterhalt ſeine Kurwürde und ſeine Länder wiedergeben wolle, da wich er verlegen aus und gab wieder allgemeine und unbeſtimmte Verſicherungen [14]).

So zog ſich die Unterhandlung bis in den Februar 1624 hin, ohne daß man ernſtlich an Conferenzen dachte; die Furcht und das Mißtrauen war auf engliſcher Seite zu groß, um ſich abermals täuſchen zu laſſen. Dabei verlangte der Mönch fort-

11) I. 176.
12) Vgl. Rusd. epist. XI. p. 18.
13) I. 203.
14) Rusd. I. 212. 213.

während, im Namen des Kurfürſten Maximilian, die Auslieferung der pfälziſchen Prinzen, und das war gerade der Punkt, wozu man ſich am wenigſten verſtehen wollte. Er hatte auch fortwährend Zuſammenkünfte; es gelang ihm aber nicht, mehr Vertrauen zu erwecken, ſo artig und zuvorkommend er ſich auch bewies [15]). Schon am 22. Februar a. St. meldet Rusdorf, er glaube daß die ganze Sache in Rauch aufgehen werde, und zwei Tage ſpäter ſchreibt derſelbe an ſeinen Herrn, daß der Kapuziner wirklich Abſchied genommen habe. Er war zwar entſchloſſen, im Haag mit Friedrich V. ſich zu bereden, aber man war allgemein überzeugt, daß aus der Sache nichts erfolgen würde [16]).

Die Enttäuſchung ſollte nur zu bald erfolgen. Der Kapuziner war endlich abgereist, nahm aber ſeinen Weg über Holland, um dort Pfalzgraf Friedrich V. zu begegnen. Er hatte früher mehrmals den Wunſch ausgeſprochen, mit dieſem allein die Unterhandlungen fortzuſetzen, und ſeine Aeußerungen gegen den pfälziſchen Geſandten in London ſtrömten über von den feurigſten Verſicherungen ſeiner Theilnahme und Verehrung gegen den vertriebenen Fürſten. So kam er jetzt nach dem Haag und legte auch ſelbſt dem Kurfürſten ſeine Anträge vor; wie zu erwarten war, wies Friedrich das Project einer münchner Erziehung rund ab, ließ ſich aber im Uebrigen auf Beſprechungen mit della Rota ein. Ja man ging ſo weit, ihn nach Leyden zu führen und ihn mit den dort ſtudierenden Prinzen bekannt zu machen, obſchon die feineren Beobachter immer mehr ins Klare kamen über die Abſichten des Unterhändlers. Es ſtellte die Meinung ſich immer ſicherer heraus, die ſchon vorher der Erzbiſchof von Canterbury geäußert hatte [17]), daß der gewandte

15) So ſagt er zu Rusdorf: „Je suis resolu de passer par la Haye et baiser les mains à votre Prince, auquel je porte une affection particulière." Rusd. I. 250.

16) Rusd. I. 253.

17) Rusdorf Epistolae p. 19. Die Meinung erhält ihre Beſtätigung durch die Worte Khevenhillers X. p. 421, wo es vom Pater Hyacinth

Kapuziner zunächſt nur die Lage der Dinge an Ort und Stelle auskundſchaften, und genau erkunden wolle, welches die wahre Geſinnung Jacobs I. und wie groß die Gefahr ſey, die von ſeinen kriegeriſchen Schritten drohe. Die Unterhandlungen waren von Anfang an nur die Folie für dieſen diplomatiſchen Zweck; höchſtens mag man es mit der münchner Erziehung ernſtlich gemeint haben; deßhalb ſind auch der Pabſt, der Nuntius und Pater della Rota die hervorſtechenden Perſonen bei dieſer Unterhandlung, die, wie ſie ſagten, das pfälziſche Haus wieder erheben ſollte. Als der Kapuziner merkte, daß auch die Auslieferung der Prinzen vergeblich von ihm erſtrebt würde, rückte er mit ſeiner Sprache unverblümter heraus. Er ſchilderte die ganze Hülfloſigkeit der pfälziſchen Sache, wie er ſie jetzt hatte kennen lernen, wies darauf hin, daß König Jacobs Kriegsmuth nicht allzulange anhalten, daß auch Sachſens Widerſtand bald erlahmen würde, und daß in Deutſchland, wie auswärts, alle Hülfsquellen für Friedrich V. verſtopft ſeyen. Was bliebe ihm alſo übrig, ſetzte dann Pater Hyacinth in einem Briefe an Camerarius hinzu, als durch eine beſſere Einſicht und die Rückkehr zum wahren Glauben ſich aufrichtige und mächtige Freunde zu erwerben? Wenn irgend ein leichter Weg zum Frieden und zu Wiedereinſetzung vorhanden ſey, ſo ſey es dieſer [18]).

Man glaubte wohl ſchwerlich, da man Friedrichs und ſeiner Familie religiöſe Geſinnung zu gut kannte, damit etwas auszurichten, allein man wollte nicht zu ſchnell abbrechen und den ganzen Trug enthüllen. Als nachher die bayeriſche Prinzeſſin, die man hatte verheirathen wollen, ſtarb, und Friedrich V. auf die früher projectirte Vermählung mit der kaiſerlichen Prinzeſſin

---

plötzlich heißt, er habe in dem Bemühen, die Kur Bayern für immer zu ſichern, vernommen, in London unterhandle man wegen der Reſtitution des Pfalzgrafen, „da habe er, mit Vorwiſſen des reſidirenden Nuntii zu Brüſſel, einen andern Kapuziner in weltlichen Kleidern unbekannt nach London abgeſandt, deſſen Meinung zu penetriren, was ein und anderer Seiten dort tractiret und geſchloſſen werden möchte."

18) Handſchriftliche Nachrichten bei Söltl I. p. 302 f.

und auf die Ertheilung der achten Kurwürde zurückkam, wies Maximilian es ab; Pater Hyacinth, der mit Rota und dem Nuntius gemeinſam die Unterhandlungen geleitet hat, ward vom Kurfürſten von Bayern, auf den er ſich berufen hatte, förmlich desavouirt, und dem Herzog von Würtemberg, der gutmüthig den Vermittler abgegeben hatte, legte Maximilian ſelbſt die ganze Unterhandlung in ihrem trügeriſchen Weſen vor. Es war beſchloſſen, was Cardinal Kleſel rieth [19]), wegen der Pfalz fortwährend zu unterhandeln und ſie nie zurückzugeben. Die Jeſuiten erwieſen ausführlich, wie nothwendig es ſey, zum Heil des Katholicismus die Pfalz den Proteſtanten für immer zu entreißen, und demgemäß ward von nun an offen gehandelt, nachdem mit Trug alles erreicht war, deſſen man bedurfte.

In derſelben Zeit, als der Kapuziner della Rota nach langem vergeblichem Bemühen in London Abſchied nahm, kam ein anderer Gaſt daſelbſt an, deſſen Aufnahme eine ganz verſchiedene war, nämlich der Graf Ernſt von Mansfeld. Die Stimmung im Volke und Parlament war jetzt gegen Spanien und die Katholiken ſo ſehr geſteigert, daß der Augenblick ſeiner Ankunft ſehr gut berechnet war; ſelbſt der König Jacob ward diesmal von der Bewegung über die Gränze ſeiner zögernden Behutſamkeit fortgeriſſen. Er erklärte dem Grafen gleich in der erſten Audienz (26. April) ſeinen feſten Entſchluß, um jeden Preis ſeinem Schwiegerſohn die Pfalz wieder zu erringen [20]), und der wilde Haudegen wußte ſich als Unterhändler ſo fein und geſchickt zu benehmen, daß er die alten, ergrauten Diplomaten beſchämte. In ſehr kurzer Zeit ſchien der Zweck der Reiſe erreicht, und es war ein ſchriftlicher Vertrag abgeſchloſſen, nach dem auf engliſche Koſten eine Armee von 10,000 Fußgängern, 2000 Reitern und 6 Feldſtücken von Mansfeld geworben

19) In einem Briefe an Bayern, worin er mit ſalbungsvoller Naivetät den vollen Jeſuitismus der damaligen Politik als ſittlich und nachahmungswerth predigt. Bei Khevenh. X. p. 512—518.

20) „Je suis totalement résolu de restituer le Palatinat à quel prix que ce soit“, bei Rusd. I. 285.

werden ſollte [21]. Beſonders auffallend war die glänzende Aufnahme, die man dem Grafen zu Theil werden ließ. Der Prinz von Wales gab ihm die Wohnung, die für die ſpaniſche Infantin beſtimmt geweſen war, und den ganzen Tag ſammelte ſich das neugierige londoner Volk und rief ſein Lebehoch, wenn der vielgenannte Soldat ſich zeigte. Als er abreiſte entließ ihn der König reich beſchenkt, und der wilde Condottiere hatte auf ſeinen deutſchen Zügen gewiß nicht geahnt, daß ihn das fromme engliſche Volk wie einen der größten Herrn oder wie einen Heiligen begrüßen würde [22]. Unter lautem Jubelgeſchrei zog er durch die Straßen, und Manche ſchätzten ſich glücklich, nur den Saum ſeines Mantels berühren zu dürfen; der Graf Carlisle gab ihm bei ſeiner Abreiſe das Geleit, und der Primas der engliſchen Kirche ging ihm entgegen und führte ihn zum Wagen. Man ſprach damals davon, auch Chriſtian von Braunſchweig werde nach England kommen; der König werde ihn dann ebenſo feierlich aufnehmen und ihn zum Ritter des Hoſenbandordens ernennen. Wie aber Mansfeld mit einem Heere nach Holland hinüber zog, waren Elemente und Witterung ſo feindſelig, daß die ganze Unternehmung mißlang.

Auch auf einer andern Seite war das Glück der pfälziſchen Sache entgegen. Friedrich V. hatte in der Hoffnungsloſigkeit, von England, Spanien und dem Kaiſer ſein Land wieder zu erhalten, abermals die verzweifelten Plane einer Verbindung mit Bethlen Gabor wieder aufgegriffen. Er glaubte dann wenigſtens leichter mit Gewalt ſein Recht erringen zu können, wenn der Kaiſer im Rücken angegriffen wäre. Der pfälziſche Agent in London, Rusdorf, baute auf dieſe Allianz große Hoffnungen und bemühte ſich eifrig, den Widerwillen gegen Bethlen Gabors Nationalität und Religion zu überwinden. Die puri-

---

21) Rusd. I. 287.

22) En un mot on lui a fait tant d'honneur et de courtoisie, comme s'il eût été un des plus grands Princes, ou un Saint" ſchreibt Rusdorf I. 289.

taniſchen Engländer trugen ſich mit dem Gerücht, Bethlen ſey beſchnitten und huldige dem Islam [23]), ſo daß es einiger Anſtrengung bedurfte, um in ihren Augen das Gehäſſige einer ſolchen Allianz zu mindern. Friedrich V. war fortwährend in Correſpondenz mit ihm, und es ſchien ziemlich gewiß, daß er im Frühling 1624 über Ungarn hereinbrechen würde. Aber die kaiſerliche Politik ſah zu ſehr die Wichtigkeit eines ſolchen Kampfes ein, und ſtatt des Krieges ſchloß man am 8. Mai einen Frieden ab, bei dem ſich Bethlen ſicherer fühlte, als bei der ungewiſſen und ſchwankenden Hülfe, die England im deutſchen Weſten aufzuſtellen verſprach [24]). So war abermals für Friedrich eine Hoffnung dahin, und er hatte nur den Schaden, daß ein Brief von ihm an Gabor aufgefangen und von den Gegnern ſo geſchickt ausgebeutet ward, daß er es für nöthig fand, in eignen Sendſchreiben ſich bei deutſchen Fürſten wegen ſolcher Allianz zu entſchuldigen.

Noch härter, als die trügeriſche Unterhandlung der katholiſchen Parthei und der Friedensſchluß Bethlen Gabors, traf den unglücklichen Pfalzgrafen gleichzeitig ein anderer Abfall in Deutſchland. Wir haben geſehen, wie noch im vorigen Jahre Kurſachſen hartnäckig bei ſeinem Widerſtand gegen die bayeriſche Kur beharrte und alle kaiſerlichen Anträge ſcheiterten. Jetzt, am Anfang 1624, war Landgraf Ludwig von Heſſen ſelbſt nach Dresden gereist, hatte aber nicht mehr erreicht, als die frühern Geſandtſchaften. Der Kurfürſt beharrte ſtandhaft auf der Forderung, man möge die Truppen, die mit furchtbarem Druck auf den evangeliſchen Reichslanden lagen, wegführen, und das Recht der pfalzgräflichen Kinder wahren, nur dann könne er ſich in

---

23) **Rusdorf epist. X. p. 17.**

24) Noch im Juni ſchrieb Rusdorf beinahe verzweifelnd: **Cum Bethlemio nondum pax est, articuli, quos Viennæ accepi, debent prius ab ipso et Ordinibus regni in Comitiis confirmari.** ***Nullas ad ipsum litteras extorquere possum, quamvis coelum et terram, ut ita dicam, Archimedeo ausu movere aggredior.*** **(Rusd. Epist. p. 45).**

eine weitere Unterhandlung einlaſſen[25]. Der Kurfürſt von Brandenburg war ebenſo beharrlich in ſeinem Widerſpruch; vielleicht daß auf beide die dringenden Schreiben einigen Eindruck gemacht hatten, die Friedrich V. in den erſten Wochen des Jahres an ſie abgeſandt hatte. Den Kurfürſten von Brandenburg, als perſönlich zu unbedeutend, entſchloß ſich nun der Kaiſer, ganz zu ignoriren, dagegen ſollte um ſo eifriger an dem von Sachſen gearbeitet werden, und was den Unterhandlungen der Landgrafen nicht gelungen war, ſollte nun die perſönliche Ueberredungsgabe des Kurfürſten von Mainz durchſetzen. Schon vorher hatte man den aufgefangenen Brief an Bethlen Gabor glücklich benutzt, und den Kurfürſten ſo gegen Friedrich V. mißſtimmt, daß er anfing zu wanken[26]. So kam man überein, eine Zuſammenkunft zu Schleuſingen zu veranſtalten, wo die Kurfürſten von Mainz und Sachſen, Landgraf Ludwig, mehrere andere Fürſten, dann Tilly als bayeriſcher Geſandter, ſich im Juli einfanden. Man wußte, daß Johann Georg auf der Schweinsjagd am leichteſten zu behandeln war, und ſo wechſelten diplomatiſche Unterhandlungen mit Jagd und Gelagen in beliebter deutſcher Weiſe ab. Johann Georg gab endlich ſeine Zuſtimmung; den Abzug der Truppen verſprach man bald durchzuſetzen, und das Recht der pfalzgräflichen Kinder ward durch einen lahmen Revers gewahrt. Beides geſchah nur, um den Schein zu retten, und die bayeriſch-kaiſerliche Politik dachte ſchwerlich daran, Beides zu erfüllen; für jetzt war nur der Hauptzweck erreicht, und Herzog Maximilian ward bald nachher friedlich in Nürnberg von dem Kurfürſtencollegium als College aufgenommen.

Es läßt ſich wohl behaupten, daß ſeit der Achtserklärung kaum etwas den Pfalzgrafen härter getroffen habe, als dieſes. Während er ſich einem vortheilhaften Frieden näher wähnte,

---

25) Die ganze Unterhandlung im Einzelnen ſ. bei Senkenb. XXV. S. 347 ff., meiſt nach darmſtädtiſchen Archivurkunden.

26) Rusd. Mém. I. 235.

als je, hatte man ihn aufs neue mit Unterhandlungen hingehalten und ihn die letzte, wenn gleich ſchwache, Fürſprache ſeines proteſtantiſchen Mitkurfürſten entzogen; man kann es ihm ſchwerlich verdenken, wenn er in einem Briefe an Mainz ſeinen gerechten Unmuth über den Machiavellismus der kaiſerlichen Politik bitter ausſpricht [27]). Dieſer Machiavellismus zeigte ſich noch greller in der verweigerten Auslieferung von Frankenthal, unter dem lächerlichen Vorwande, England habe zuerſt gebrochen, und die Zurückgabe ſey nur dann bedingt geweſen, wenn ein Friede geſchloſſen würde [28]), am empörendſten aber in der unwürdigen Art, wie man die ſchuldloſe Mutter Fridrichs V., die edle Louiſe Juliane, um ihr Beſitzthum betrog. Wir haben erzählt, wie der Kaiſer ihr verſprochen hatte, wenigſtens die Einkünfte ihrer widerrechtlich weggenommenen Güter zu zahlen, wie die Erfüllung des Verſprechens aber gar lange auf ſich warten ließ; auch jetzt wandte ſich die Fürſtin und ihr Sohn Ludwig Philipp vergebens um ihres Eigenthums nach Wien und München; der Eine wies ſie an den Andern und zuletzt gab man ihr gar keine Antwort mehr; ſie mußte fortwährend beim Kurfürſten von Brandenburg das Gnadenbrod eſſen.

In England wurden indeſſen die diplomatiſchen Verhandlungen mit demſelben Erfolge wie früher fortgeſetzt; Rusdorf war unermüdlich, aber erreichte nichts; die frankenthaler Geſandten waren noch immer da und erklärten damals (Sept. 1624) mit deutſcher Geduld, nicht wanken zu wollen, bis ſie wenigſtens etwas erreicht. Man ſchlug damals verſchiedene Mittel vor, die getreue Stadt vor dem völligen Ruine, womit ſpaniſche Militairherrſchaft ſie bedrohte, zu bewahren [29]). Sie erreichten zwar

27) Er ſchrieb ſchon im Anfang des Jahres an Mainz wegen der Wegnehmung der Bergſtraße in ſehr eindringendem und bitterem Tone. Lond. II. 814.

28) S. Khevenh. X. 403.

29) Vgl. Rusd. I. 355. Wir theilen das Einzelne nicht mit, weil es zu keinem Reſultate führte.

das Eine, daß man ſich bei der Infantin um Erfüllung des Vertrags verwandte, allein wir haben oben geſehen, wie die bayeriſche Regierungsſophiſtik dies Verlangen fruchtlos zu machen wußte. So zog man die armen Leute von Termin zu Termin fort, ſie richteten flehende Bittſchriften an den König [30]), allein ſie mußten zuletzt immer nur demüthig erwarten, was ihnen die Gnade ihrer ungroßmüthigen Beſchützer werde zukommen laſſen.

Auch Mansfeld hatte, trotz ſeiner glänzenden Aufnahme, ſeinen Zweck nicht ſo ſchnell erreicht, als man glauben möchte. An Verſprechungen und unreifen Projecten war zwar die londoner Politik unendlich reich, und alle Augenblicke taugte ein neuer, ſcheinbar fertiger, Plan auf, wonach der Krieg geführt werden ſollte. Dabei hatte aber Mansfeld alle Mühe, nur nothdürftig das zu erlangen, was ihm auf dem Papier verſprochen war. Bald machte Frankreich, das man in die neuen Entwürfe als Verbündeten hineinzog, Schwierigkeiten, bald war Jakob ſelbſt bedenklich, und wir finden Mansfeld im Spätherbſt abermals in London, um den Schneckengang der diplomatiſchen Verhandlungen durch perſönliche Anweſenheit zu beſchleunigen. So erhielt er denn, nachdem auch der Pfalzgraf ſich wiederholt verwendete, (am 7. Nov.) ſeine Beſtallung vom König, die ihn zum Oberanführer des Zugs machte, durch den die Pfalz wieder erobert werden ſollte [31]). Allein es war ihm ausdrücklich befohlen, gegen die Länder die der König von Spanien, „Unſer ſehr geliebter Bruder" in Beſitz habe, und gegen die der Infantin nicht zu verfahren; wie wollte er denn aber ſonſt handelnd auftreten? Und doch betrachtete man ſchon das als einen weſentlichen Sieg, der die Sache des thätigen Widerſtandes errungen habe [32]).

Viel eitlen Lärm machte auch das angeblich abgeſchloſſene Bündniß zwiſchen England, Dänemark, Holland, dem auch Frank-

30) Die vom 14. Sept. ſ. bei Rusd. I. 369.
31) Rusd. I. 393.
32) Rusd. I. 400 ff.

reich, Venedig, Savoyen beigetreten ſeyn ſollte [33]), und in großen Deductionen ward den Unkundigen bewieſen, wie gefährlich dies für die katholiſche Kirche werden müſſe, ja wie es auf deren Vernichtung abgeſehen ſey [34]). Es ſtellte ſich bald heraus, daß auch dieſer gewaltige europäiſche Bund, gleich andern Luftgeſpinſten, ſich in Nichts auflöſen werde [35]).

In den erſten Tagen des Januar 1625 kam Chriſtian von Braunſchweig nach London; auch ihm ward eine freundliche Aufnahme zu Theil, und man erwartete große Dinge von den Werbungen, die er in Frankreich vorgenommen hatte [36]). Während er (Februar) ſich nach Calais begab und den Abzug ſeiner franzöſiſchen Söldner vorbereitete, kam es auch mit Mansfelds lange projectirter Unternehmung endlich zur Reiſe. Jakob hatte dem Drängen des Prinzen von Wales, des pfälziſchen Geſandten und dem Gewicht der öffentlichen Meinung ſo weit nachgeben müſſen, daß er die verſprochene Unterſtützung nicht länger verzögerte. Jetzt ging Mansfeld mit 300 Schiffen und der nöthigen Munition auf die See, noch wußte aber Niemand in London ſelbſt, wo er landen ſollte [37]). Alles war aber ſo eingerichtet, daß eine wirkſame Verfolgung des Hauptzweckes, der Eroberung der Pfalz, auch dann kaum möglich war, wenn nicht unvorhergeſehene Unfälle die Expedition vereitelten. Es war ja alles von Spaniern beſetzte Land ausdrücklich von Jakob I. für neutral erklärt worden, und dieſe Erklärung hatte er auch jetzt zur Beruhigung der Spanier ganz beſtimmt wiederholt. Er hatte auf Anfragen des ſpaniſchen Geſandten beſtimmt verſichert, Mansfeld ziehe nach Oberdeutſchland, es ſey ihm genau befohlen, in Holland keinen Antheil am Kampf gegen Spanien zu nehmen, und wenn er nicht gehorche, werde er ihn als

33) Londorp III. p. 711.
34) Vgl. Lond. III. p. 744.
35) Vgl. Senkenb. XXV. S. 343 Note.
36) Khev. X. p. 766.
37) Rusd. Mém. I. 416. 471.

Majeſtätsverbrecher behandeln [38]). Damit waren die Spanier beruhigt. Wie wollte man nun aber die Pfalz erobern, ohne den Durchzug durch der Infantin Länder? Wer Jedermanns Freund ſeyn will, der iſt Niemands Freund, ſo war es auch mit dieſem Heere Mansfelds. Die Spanier freilich waren ſehr zufrieden über Jacobs I. zuvorkommende Gefälligkeit, die Holländer dagegen um ſo erbitterter, daß ihnen von Mansfelds ganzem Zuge nichts zu gute kommen ſollte, als höchſtens ein drückender Durchzug der Truppen. So kam Mansfeld in Holland an und lagerte ſich bei Herzogenbuſch; aber es fing ihm an das Geld auszugehen [39]), die Holländer weigerten ſich, das Heer zu unterhalten und zudem waren durch die feuchte Witterung unter ſeinem Heere anſteckende Krankheiten ausgebrochen, die es furchtbar ſchwächten. So lag er unthätig, während er den Holländern zum Entſatz des bedrängten Breda große Dienſte hätte leiſten können, und ſeine ganze Thätigkeit beſtand darin, bei Bergen op Zoom Vorräthe zu ſammeln, um die erwartete Armee Herzog Chriſtians zu verſorgen. Die war (Anf. März) bei Calais unter Segel gegangen; ein furchtbarer Sturm hatte ſie aber im Augenblick der Abfahrt überraſcht; Schiffe, Menſchen und Vorräthe gingen zu Grunde, und auch ſie kamen nur nach beträchtlichem Verluſt an verſchiedenen Punkten der holländiſchen Küſte an. So war die vielbeſprochene Unternehmung für jetzt in Nichts aufgelöſet; wenigſtens wußte Niemand, was die vereinigten Armeen Mansfelds und Chriſtians jetzt unternehmen ſollten. In dieſem Augenblick ſtarb (26. März / 5. April) König Jakob,

---

38) Rusdorf Epist. p. 59.

39) Daher, wie aus Rusdorf Mémoires hervorgeht, ſein fortwährendes Dringen um Hülfe, um neues Geld oder um die Erlaubniß, gegen die Spanier etwas unternehmen zu dürfen. Bis zu Jakobs Tode waren auch nicht nur er ſelbſt, ſondern der pfälziſche und brandenburgiſche Geſchäftsträger aufs eifrigſte thätig, zu bewirken, daß er zum Entſatz von Breda gelaſſen würde, oder man wenigſtens einen Theil der Armee unter des Pfalzgrafen Führung ſtellte.

und ſein Nachfolger Karl I. hatte in der letzten Zeit, als Prinz von Wales, an allem, was für die pfälziſche Sache geſchah, den thätigſten Antheil gehabt. So hoffte man auf einen vortheilhaften Wechſel der Politik [40]), und die erſten Ereigniſſe der neuen Regierung ſchienen dieſe Hoffnung zu rechtfertigen.

Zwar waren in Holland die Verhältniſſe ſo, daß der neue Statthalter, Prinz Friedrich Heinrich — Moriz war am 23. April geſtorben — Breda nicht entſetzen konnte und die heldenmüthige Stadt ſich nach einer Belagerung von 9 Monaten an Spinola ergeben mußte (Juni); allein König Karl I. trat doch gleich Anfangs energiſcher auf, als ſein Vater jemals gethan hatte. Er näherte ſich Holland ganz entſchieden und es ward (7. Sept.) zwiſchen beiden ein Bund auf 15 Jahre geſchloſſen, deſſen ausdrücklich benannter Zweck Befreiung der Niederlande und Wiedereinſetzung des Pfalzgrafen war [41]). Damit war von ſelbſt der Krieg gegen Spanien erklärt, denn es ſollte dem Vertrag zufolge zu Land und zur See England mit Holland vereint den Spaniern allen Abbruch thun. In der That ging auch (Oktober) eine vereinigte holländiſch-engliſche Flotte unter Segel [42]), die 10,000 Mann mit ſich führte. Aber ſtatt daß ſie, wie man erwartete, nach Deutſchland fahren und die Pfalz befreien ſollte, verſuchte ſie zum Erſtaunen aller Welt eine Landung in Spanien. Der pfälziſche Geſandte hatte nicht nur dringend vorgeſtellt (Septemb.) wie wichtig es ſey, wenn die engliſche Hülfe plötzlich an der deutſchen Nordküſte erſchiene und

---

40) Rusd. epist. p. 63. Derſelbe macht aber auch in demſelben Briefe — 4 Tage nach König Jacobs Tode — die vortreffliche Bemerkung, es ſey bei allem guten Willen nichts zu erreichen, bevor es Carl gelungen ſey, beim Volk und Parlament das verlorene Vertrauen wieder völlig zu gewinnen; dies könne nur geſchehen, wenn er nach dem Rath des Parlaments und den vorhandenen Staatsgeſetzen, ſtatt nach ſeinem monarchiſchen Willen und Winke handle.

41) Das Bündniß ſelbſt bei Lond. III. 798 ff.; der Datum iſt: Southampton 7. Sept.; die Ratification dagegen iſt erſt vom Dezember.

42) Theatr. eur. 892. Khev. X. p. 1030 ff.

die Unternehmungen Chriſtians **IV.** unterſtütze, ſondern er hatte auch nachzuweiſen geſucht, wie wenig die Expedition in Spanien ausrichten könne. Beides war vergeblich; die Winde waren ihr zudem wenig günſtig, und als ſie endlich in Andaluſien landete (November), vertheidigten die Spanier ihr Vaterland ſo vortrefflich, daß die ganze Unternehmung nichts Bedeutendes ausrichtete. Wichtig war die Sache nur, inſofern Karl entſchieden mit Spanien gebrochen hatte und in die Nothwendigkeit verſetzt war, den eingeſchlagenen Weg auch fernerhin energiſch zu verfolgen. Auch war er jetzt zu Frankreich in eine Stellung getreten, die für die pfälziſche Angelegenheit Günſtiges verhieß. Karl war nämlich zu Ende vorigen Jahres mit der Prinzeſſin Henriette von Frankreich vermählt worden, nachdem in dem Heirathsvertrag für die Katholiken ähnliche Vortheile waren ſtipulirt worden, wie früher bei der ſpaniſchen Verlobung, und jetzt (Juni 1625) kam die neue Königin in England an; der Bund zwiſchen beiden Kronen, durch franzöſiſche Furcht vor Spanien noch geſteigert, ſchien eine feſte Stütze erhalten zu haben, und die Verſprechungen, die Frankreich alle bis auf dieſen Termin verſchoben hatte, mußten ſich jetzt erfüllen. Bisher hatte die franzöſiſche Politik geſchwankt zwiſchen einem aufrichtigen Haß gegen den Proteſtantismus und dem innigen Wunſch, den Spaniern eine tüchtige Niederlage beizubringen. So hatte man ſich mit allen Maßregeln gegen Spanien einverſtanden erklärt, ohne deßwegen die Proteſtanten zu unterſtützen. Deßhalb hatte auch (April) Ludwig **XIII.** an die drei geiſtlichen Kurfürſten ein Schreiben abgehen laſſen [43]), worin er im Namen des Königs von England, „ſeines Bruders", ſie aufforderte, zu vermitteln und die friedliche Einſetzung des Pfalzgrafen zu bewirken, wenn ſie nicht Mansfeld von neuem in der Pfalz wollten erſcheinen ſehen. In dieſem Sinne hatte er auch vorher zwar Chriſtian von Braunſchweigs Werbungen geduldet, aber die Landung und den Durchzug der Armee nach der Pfalz

43) Theatr. eur. 887.

gehemmt. Dieſes Schwanken zwiſchen Neutralität und Feindſchaft glaubte man jetzt durch die Heirath beendigt; allein man mußte bald auch dieſe neue Täuſchung ertragen.

Gerade jetzt, wo das Ungenügende und Schwankende jeder andern Hülfe immer ſtärker hervortrat, bot ſich aber dem Pfalzgrafen eine Ausſicht dar, im hohen Norden einen thätigen und kraftvollen Freund zu finden, der auch wirklich zum Wiederherſteller der pfälziſchen Sache berufen war — König Guſtav Adolf von Schweden.

Mit ihm war Friedrich ſchon früher, bei einer kurzen Anweſenheit des Schwedenkönigs in Heidelberg, wohin ihn zum Theil Freiersabſichten geführt hatten, bekannt geworden; ihm hatte er ſich auch freundlich bewieſen, indem er ihn bei ſeiner Bewerbung um die Schweſter des Kurfürſten von Brandenburg unterſtützte; ſeit der prager Schlacht hatten einzelne aus des Pfalzgrafen Umgebung an Guſtav als einen Erretter gedacht. Auch Guſtav hatte die deutſchen Angelegenheiten nicht aus dem Geſichte verloren; denn da ein naher Verwandter Friedrichs der Pfalzgraf Johann Caſimir, mit des Königs Schweſter vermählt war, ward dieſe Aufmerkſamkeit fortwährend rege erhalten. Aber ein langer Krieg mit Polen nahm Guſtav Adolfs ganze Thätigkeit in Anſpruch; man wußte auch auf katholiſcher Seite das wohl zu ſchätzen, und ſo ſehr man nachher eine vornehme Verachtung des Schwedenkönigs affectirte, für jetzt wünſchte man ſehr dringend, durch die Fortdauer des Krieges denſelben beſchäftigt zu ſehen. Seit der Mitte des Jahres 1623, alſo ſeit der Zeit der dringendſten Noth, hatte ſich Ludwig Camerarius [44]) vom Haag aus mit Axel Oxenſtjerna in Verbindung geſetzt, und der ſchwediſche Staatsmann hatte demſelben erklärt, der König betrachte ſeine Sache und die aller Proteſtanten für gleichbedeutend; ja er hatte dem ſchwediſchen Agenten

44) Schon früher ſtand Camerarius in Briefwechſel mit Johann Caſimir von Zweibrücken, dem Schwager Guſtav Adolfs, bei Moſer Neues Patr. Archiv I.

Ruthgers eine anſehnliche Summe mitgegeben, damit der pfälziſche Miniſter zahlreiche Correſpondenzen in den verſchiedenen Ländern unterhalten könne. Jetzt erſchien (Ende Sept.) Camerarius ſelbſt in Schweden, und ſtellte dem König die Lage der Dinge, ſeines Herrn Rechte und Hülfloſigkeit, vor. Ein ſehr freundlicher Brief Guſtav Adolfs, den zwar immer noch der polniſche Krieg beſchäftigte, war die erſte Frucht von Camerarius Sendung [45]); ſeitdem war eine dauernde Verbindung zwiſchen Friedrich und dem ſchwediſchen Hofe eingerichtet. Als dann (Aug. 1624) von engliſcher Seite der Prinz von Wales ſich ſehr eifrig der Sache ſeines Schwagers annahm und durch den Ritter Spens von Wormſton in Stockholm unterhandelt ward, ſchienen die Unterhandlungen einen vielverſprechenden Gang anzunehmen. Guſtav Adolf ſchrieb ſelbſt an Friedrich und verſprach demſelben [46]), ſo viel er vermöge, aufzubieten, um ſeine Wiedereinſetzung zu bewirken; ſein Kanzler Oxenſtjerna ſetzte dem pfälziſchen geh. Rath Camerarius den Stand der Dinge weiter auseinander. Es ſollte ein enger Bund geſchloſſen werden zwiſchen England, Holland und andern proteſtantiſchen Fürſten; Guſtav ſollte zugleich in Schleſien einbrechen und Friedrich ſich dann an die Spitze eines Heeres ſtellen und am Rhein heranziehen, während die niederdeutſchen Fürſten von der Weſer aus vordringen und Bethlen Gaber den Kaiſer im Rücken bedrohen würde [47]). Die Sache ſchien um ſo näher dem Ziele zu ſeyn, als (Sept.) auch von brandenburgiſcher Seite ein Unterhändler, Bellin, in Stockholm erſchien; doch machte die ſchwediſche Politik ihr thätiges Eingreifen noch von zwei Bedingungen abhängig, deren Erfüllung bald näher, bald wieder ferner ſchien: von der Beendigung des polniſchen Kriegs und der völligen Ausſöhnung mit Dänemark. Die letztere zu bewirken, ließen ſich die Proteſtanten eifrig angelegen ſeyn, und ſelbſt

45) d. d. 24. Okt. 1623. Moſer patriot. Arch. V. 35.
46) Brief vom 22. Aug. 1624. Moſer V. S. 41.
47) Rusdorf Epistolae p. 57.

Ludwig XIII. von Frankreich nahm Antheil daran [48]; auch war mit Brandenburg die zu leiſtende Hülfe an Geld und Mannſchaft ſchon beredet worden [49], allein immer ſchoben ſich noch die alten Hinderniſſe dazwiſchen. Als Spens endlich Stockholm verließ, reiſte er über Holland, ſich mit dem Pfalzgrafen zu beſprechen, aber es war nicht ſchwer, das Scheitern der Entwürfe ſchon jetzt zu berechnen. Rusdorf äußerte mit Recht, Guſtav Adolf hätte mit ſeinen Anträgen beſſer gewartet, bis die andern ſchon etwas gethan hätten; denn offenbar wollten England und Frankreich ſich ſelbſt nicht ſehr anſtrengen und das ſchwierige Geſchäft der Wiedereinſetzung Friedrichs V. dem ſchwediſchen König allein überlaſſen [50].

Der ſchwediſche Geſandte ſchlug (Januar 1625) vor, die deutſchen Proteſtanten und Schweden ſelbſt ſollten je ein Drittel der Koſten tragen und dann der Angriff von mehreren Seiten begonnen werden. Die Zahl der Truppen, die Koſten, die Vorräthe, Alles war ganz genau beredet [51], aber die Erklärungen der engliſchen Miniſter hielten ſich ſehr im Allgemeinen. Während Rusdorf ſie vor völligem Einſchlummern durch fortwährendes Drängen und Treiben zu bewahren ſuchte, war Bellin nach Frankreich gereiſt und erlangte dort auch die Zuſage von Subſidien und das Verſprechen, bei Dänemark ſolle vermittelt werden [52].

Je weiter aber die Verhandlungen gingen, deſto ſchwieriger ſchien dem feinen Oxenſtjerna die Ausführung des Unternehmens. Einmal gibt er Camerarius ſchon den Auftrag, Anwerbungen auf ſchwediſche Koſten zu machen, und König Guſtav ſchreibt an Chriſtian IV. in freundſchaftlichem Tone [53], oder

---

48) S. ſeinen Brief an Guſtav, Moſer V. S. 74; ebenſo ſein Geſandter de la Haye. Ib. p. 97.

49) Moſers Archiv V. 63 ff.

50) Epist. S. 56.

51) Rusdorf Mémoires I. 438—449.

52) Ebendaſ. 479. 495.

53) S. den Brief vom 28. März 1625. Moſer V. 153 ff.

man beklagt ſich nur über Jacobs Saumſeligkeit und Friedensliebe, und ganz gleichzeitig [54]) ſtellt Guſtav ſelbſt ſeinem Geſandten in London alle Schwierigkeiten vor Augen, die der Zug haben müſſe, oder weist darauf hin, wie wenig Garantie für die Ruhe und Integrität Schwedens in all den beſprochenen Verträgen liege. Er erklärt es geradezu für unüberlegt, ſo ohne weitere Unterſtützung die Laſt auf Schweden zu wälzen, und erinnert an die habsburgiſch-katholiſche Uebermacht, gegen welche ein Kampf nicht ſo leicht ſey. Es iſt nicht zu zweifeln, und ſchon die ſehr ernſtlich und eifrig betriebenen Rüſtungen beweiſen es, daß Schweden mit ſeiner Hülfe ehrliche Abſichten hatte; allein theils war es in Beſorgniß, es möchte während ſeines Feldzugs in Deutſchland von Dänemark im Rücken angegriffen werden, theils wartete es — und das mit Recht — auf eine wirkſame Unterſtützung Englands, Hollands und der deutſchen Proteſtanten; daß aber mit England nichts anzufangen ſey, konnte dem König ſchwerlich lange verborgen bleiben. Zwar hatten Spens, Bellin und Rusdorf Alles gethan, um das Dringende der großen Unternehmung recht klar zu machen und namentlich den ſchwediſchen Kriegsplan als den beſten erſcheinen zu laſſen; allein nach langen Conferenzen war das Reſultat, daß die engliſche Politik Guſtavs Projekte für zu groß anſah, und noch wenige Tage vor Jacobs Tod (26. März) erklärte der Staatsſecretär Conway [55]), man wolle ſich lieber an Dänemark und deſſen Unternehmungen anſchließen. Guſtav und Oxenſtjerna ſuchten nun zwar das Intereſſe an der Sache ſo rege als möglich zu erhalten, allein ſie hüteten ſich, den ſchweren Auftrag allein zu übernehmen, und hielten den ungeſtümen Drängern die Schwierigkeiten entgegen. Aus dieſem Grunde war aber die Ausführung des großen Angriffsplanes nicht ſo nah, als manchen ſanguiniſchen Gemüthern damals ſcheinen mochte, zumal ſo lang Jacob I. lebte und Dänemark ſich zwei-

54) 13. März 1625 ebendaſ. S. 133 ff.
55) Rusd. Mémoires I. S. 516.

deutig benahm. Sobald freilich Jacob durch ſeinen raſcheren Sohn erſetzt war und es den engliſchen Unterhandlungen auch gelang, Dänemark verträglicher zu ſtimmen, zeigte Guſtav, daß es ihm Ernſt ſey. Die Rüſtungen ſtanden nicht mehr blos auf dem Papier; man wies Summen zur Unterhaltung der Truppen an, und am Anfang Mai erſchienen von däniſcher Seite Thomaſſon und vom Kurfürſten von Brandenburg Sigmund von Götzen als Bevollmächtigte in Stockholm. Es ward der ganze Operationsplan bis ins Einzelne beſprochen und der gemeinſchaftliche Zug der Könige von Dänemark und Schweden genau verabredet; die Art, wie man Alles feſtſetzte, ſich über Einzelnes erkundigte, alle verſchiedenen Chancen einander gegenüberſtellte, zeigt, daß man diesmal handeln wollte [56]). Während alle Anhänger der pfälziſchen Sache freudige Hoffnung ſchöpften und ein geheimer Agent, Straßburger, den Bethlen Gabor in den großen Bund hereinzuziehen bemüht war [57]) (Juli), ergaben ſich aber neue Differenzen. Der König von England wollte die früher verſprochene Unterſtützung nicht leiſten und ſich auf die Aufſtellung von 7000 Mann, die in Deutſchland kämpfen ſollten, beſchränken [58]); und auch über Dänemarks Zweideutigkeit erhob der ſchwediſche Miniſter bittere Klage. Nun gab Schweden zu verſtehen, daß man unter dieſen Umſtänden die Sache allein nicht auf ſich nehmen könne; und die Hoffnung auf baldige Hülfe war wieder in die Ferne gerückt. Mit Frankreich ward das Vernehmen immer geſpannter, ſeit man ſich dem engliſchen Volke zu Gefallen genöthigt ſah, ſtrenge Maßregeln gegen den Katholicismus eintreten zu laſſen. Bald war auch der Waffenſtillſtand in Polen abgelaufen, und kurze Zeit nachher

56) Vgl. die Reſolutionen G. Adolfs an die beiden Geſandten. Moſer V. 199 und 227.

57) Schon Ende 1624 iſt dieſe Unterhandlung im Werk. Graf Thurn hielt ſich in Venedig auf, und von dort aus leitete er, nach des Pfalzgrafen Willen, Straßburgers Miſſion. Rusd. Mém. I. 406. Vgl. Moſer VI. 35 ff.

58) Brief Oxenſtiernas vom 16. Juni. Moſer VI. 21.

nahm der Krieg wieder Schwedens ganze Thätigkeit in Anſpruch. Doch waren die Verhandlungen nur aufgeſchoben, nicht abgebrochen; bald reiste (Dez. 1625) Camerarius ſelbſt nach Schweden, um durch perſönliche Gegenwart etwas zu erreichen; wir werden darüber ſpäter berichten.

Die Anträge Chriſtians IV., der da wähnte, ohne die ſchwediſche Freundſchaft den Pfalzgrafen befreien und gelegentlich auch ſich in Norddeutſchland bereichern zu können, ſchienen den engliſchen Staatsmännern leichter und wohlfeiler; ſo ließ man den koſtbaren Augenblick vorübergehen und die Kräfte zerſplittern. Die Folgen davon werden ſich im nächſten Jahre zeigen. Man unterhandelte jetzt — unter Buckinghams Leitung! — im Haag, und brachte (9. Dez.) einen Vertrag[59]) zu Stande, in dem zwar die Zuziehung der andern Fürſten, die es intereſſiren könnte, ausdrücklich bedungen war, der aber doch zunächſt nur England, Holland und Dänemark umfaßte, damit alſo den ganzen ſchwediſchen Kriegsplan fallen ließ. Der König von Dänemark ſollte 28000 — 30000 Mann zu Fuß und 7000—8000 Reiter ins Feld führen. Der König von England verſprach Subſidien von 300,000 Gulden und eine zweite Flotte auf die See zu ſchicken; die Generalſtaaten verſprachen eine monatliche Unterſtützung von 5000 Gulden und die auszurüſtende engliſche Flotte mit ihrem Contingent zu verſtärken.

Wir haben das Perſönliche über Friedrichs Perſon und Familie unerwähnt gelaſſen und ſind dem allgemeinen Gang der Ereigniſſe gefolgt. Es waren dieſe letztern freilich wenig tröſtlich, und wir hatten kaum etwas Anderes zu berichten, als trügeriſche diplomatiſche Händel, zweckloſe Unterhandlungen, halbe Maßregeln und mißlungene Unternehmen. Daß bei allem dem Friedrich keinen andern Antheil nahm, als den eines unermüdlichen Unterhändlers, daß er fortfuhr, von ſeines Schwiegervaters Gnade zu leben, kann ihm nur Unbilligkeit zum Vorwurf machen; wir wiſſen zu wohl, daß man ihn durch ſchlechte

59) Londorp III p. 802.

Künſte gezwungen hatte, unthätig zu ſeyn, ſeit man geſehen, wie viel mehr ſeine perſönliche Gegenwart vermochte, im Vergleich mit dem egoiſtiſchen Treiben ſeiner bezahlten Miethlinge. Es war unſtreitig eine der beſten Ideen in Guſtav Adolfs Operationsplan, den Pfalzgrafen ſelbſt an der Spitze ſeines Heeres in ſeinem Lande operiren zu laſſen; allein gerade davor hatte ihn die katholiſche Politik, durch Jacobs Vermittlung, bisher zu hüten gewußt. Drum blieb ihm nichts übrig, als durch ſeine Agenten zu wirken; er ſelbſt mußte im Haag ruhig bleiben und die nicht allzu reichen Spenden genießen, womit ſein zäher Schwiegervater ihn bedachte. Friedrich beſaß, ſo ſehr ihm die Herrſchergaben fehlten, alle Tugenden eines liebenswürdigen Privatmanns, und wenn er jetzt im Kreiſe ſeiner Familie auf einem kleinen Orte in der Nähe von Haag mit ſeiner Gattin zufrieden lebt und ſeine Kinder erzieht, erſcheint er uns viel achtbarer, als damals, wo er in jugendlicher Unbeſonnenheit ſich vom Glanz einer Krone blenden ließ und die „Pfalz nach Böhmen trug.“ Seine Familie war immer zahlreicher geworden; am 15. Okt. 1624 gebar ihm Eliſabeth einen Sohn, hernach Eduard genannt [60]), ſo daß er nun mit ſechs Söhnen und zwei Töchtern geſegnet war. Freilich entriß ihm der Tod einen 1½jährigen Knaben, Ludwig, allein dies Familienleben war doch reich genug, ihn für die Ungunſt des Schickſals im Großen zu entſchädigen. Es wäre ihm vielleicht möglich geweſen, dafür, daß er eines ſeiner Kinder in einer Umgebung, die ſeiner religiöſen Ueberzeugung widerſprach, erziehen ließ, den pfälziſchen Kurhut wieder zu erlangen; allein um den Preis ſein Land wieder zu erlangen, hätte er nie über ſich gewinnen können. Seine Gemahlin hing in unverbrüchlicher Treue an ihm und fand, wie er, einen Erſatz für verlorene äußere Größe in dem ſtillen Familienglück; die erſten holländiſchen Großen fanden ſich wohl in dieſer friedlichen, leidenſchaftloſen Umgebung. Aus England und Schottland kamen die eifrigen Proteſtanten und

60) Theatr. eur. 845.

wallfahrteten zu dem anſpruchloſen Wohnſitz ihrer geliebten Kö-nigstochter, und alle fanden ſich angezogen und gefeſſelt von dem Zauberkreiſe eines einfachen und genügſamen Gemüthslebens. Alle die trügeriſchen Unterhandlungen, all' die geſcheiterten Ent-würfe, all' die getäuſchten Erwartungen, die ſeit Jahren Fried-richs Geſchichte bezeichneten, konnten die guten Menſchen auf die Dauer doch nicht bitter ſtimmen; ſie hofften und vertrauten immer wieder, und ſahen ſich in ihren Hoffnungen und ihrem Vertrauen immer wieder getäuſcht.

Auch in Deutſchland war die Stimmung keine friedliche und man rüſtete auf beiden Seiten gewaltig zu dem bevorſtehenden Kampfe, den man als unvermeidlich betrachtete. So hatte ſchon im An-fang des Jahres der niederſächſiſche Kreis große Truppenwer-bungen beſchloſſen und den König von Dänemark zu ſeinem Kreisoberſten ernannt. Obſchon durch dieſe Wahl, ſowie durch Theilnahme eines holländiſchen Geſandten bei dem Kreistag, die Abſicht nicht ſehr im Zweifel ſeyn konnte, ſo ſuchte man doch dem Kaiſer gegenüber vor der Hand noch eine friedliche Stel-lung zu bewahren. Mit Unterhandlungen auf der einen und der andern Seite zog ſich dann der größte Theil des Jahres hin; während man diplomatiſche Erläuterungen forderte und gab, vermehrten ſich die Kreistruppen ſehr bedeutend; der Kai-ſer ließ Wallenſtein eine Armee ſammeln, die ihn nichts ko-ſtete, als den Wohlſtand ſeines Volkes, und verſtärkte Tillys Heer durch die wilden Koſaken, die er in Polen anwerben ließ. So litt man abermals unter dem drückenden Zwitterzuſtande: „Noch kein Krieg und doch kein Friede mehr", und die nieder-deutſchen Provinzen wurden, obſchon noch nichts Feindſeliges geſchehen war, von Tillys Truppen eben ſo furchtbar ausge-ſaugt, als früher die Pfalz, Heſſen und Weſtphalen. Erſt ſeit Auguſt, nachdem Tilly eine weitläufige Correſpondenz geführt hatte [61]), kam es im Hannöverſchen zu ernſtlichen Gefechten,

---

61) Alles dies, freilich wie gewöhnlich ziemlich verwirrt, findet man bei Khev. X. 771. 776—891; außerdem Londorp III. 805 ff.

die jedoch auch zu keinem entſcheidenden Reſultate führten. Indeſſen drang Wallenſtein vor, und Tilly gelang es (25. Okt.), bei Seelze einen Theil des däniſchen Heeres zu ſchlagen. Damals ward der Pfälzer, Michael Obentraut, der eine Reiterſchaar commandirte, tödtlich verwundet und ſtarb gleich nach der Schlacht in Tillys Wagen. Er war als Krieger eben ſo bekannt, wie durch ſeine biedere deutſche Natur; die gewöhnliche Ueberlieferung berichtet, die Dänen hätten ihn, ſeiner männlichen Derbheit wegen, nur den „deutſchen Michel“ genannt; darnach hätten wir alſo in dieſem pfälziſchen Kriegsmann den verkörperten Typus deutſchen Weſens zu erwähnen.

Um dieſe Zeit kamen nun Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig, die, wie oben erzählt iſt, in Holland gelandet waren und die Pfalz erobern ſollten, von Noth gezwungen, auch nach Deutſchland herüber und ſuchten, im Verein mit dem niederſächſiſchen Kreis, im Trüben zu fiſchen. Mansfeld verſuchte erſt ſein Glück bei den Lübeckern, aber ohne Erfolg, bis ihn im nächſten Jahre Chriſtian IV. zu ſeinem Unternehmen als Gehülfen heranzog. Man ſieht, dieſer ganze Zuſtand war ein bewaffneter Friede; die Kaiſerlichen wollten doch nicht geradezu das Signal zum Kampfe geben und der niederſächſiſche Kreis wartete noch auf den Abſchluß alles deſſen, was in London, im Haag und in Stockholm beſprochen worden war; die Ausſicht auf einen großen Bund, der auf ſie als Freunde rechnete, gab ihrem Handeln etwas Zögerndes. Das folgende Jahr ſollte man wirklich die Kriegswuth von Neuem losbrechen ſehen.

Dieſe geſpannte Stimmung zeigte ſich auch in andern Dingen. Der Kaiſer, auf ein Gutachten von Mainz hin, ſprach den Wunſch aus, man möge, um Frankreich keinen Grund zur Beſchwerde zu geben, auf Mittel denken, wie die Pfalz der ausſchließlich ſpaniſchen Verwaltung entzogen und, wenigſtens zum Theil, unter kaiſerliche geſtellt werden könne. Darüber wurden mit dem madrider Hof Depeſchen gewechſelt [62]), und

62) Vgl. Khev. X. p. 758—764.

man ſuchte, da die Berufung eines Reichstags und eines Kurfürſtentags auf Schwierigkeiten ſtoßen mußte, einen Deputationstag zu Stande zu bringen. Allein da zeigte ſich, wie gering das Vertrauen zu ſolchen Friedensmitteln war. Man ſtieß ſich zunächſt an formellen und äußerlichen Schwierigkeiten, aber der wahre Grund war, man glaubte nicht mehr an die Aufrichtigkeit und Zweckmäßigkeit ſolcher Unterhandlungen, man ſcheute ſich in einem Augenblicke, wo auf allen Seiten große Truppenmaſſen die proteſtantiſchen Länder umſtellten und wilde Koſakenhorden Einzelne zu einem förmlichen Aufgebot ihrer waffenfähigen Mannſchaft zwangen, ruhig in Ulm über die Erledigung der pfälziſchen Angelegenheiten zu Rathe zu ſitzen. Der Pfalzgraf ſelbſt hatte nicht Unrecht, wenn er es eine „Verhandlung unter Waffen" nannte [63]).

Wie dieſer Plan mißlang, ſo auch ein anderer. Die Herzoge von Würtemberg und Lothringen hatten abermals verſucht, zwiſchen dem Kaiſer und Friedrich V. zu vermitteln. Zwar mußte der Kaiſer wohl wiſſen, daß dies auf dieſelben Schwierigkeiten wie bisher ſtoßen würde, und auch der Pfalzgraf war gerade damals, wo ihm die Möglichkeit einer großen nordiſchen Allianz zulächelte, gewiß nicht geneigt, demüthigere Bedingungen als früher anzunehmen; trotzdem munterte der Kaiſer die Unterhändler auf, und Friedrich erklärte den Vermittlern [64]), „er ſey allezeit zu einem Frieden und Vertrag geneigt." Erreicht ward aber dabei nichts.

Zugleich ward der Riß immer mehr erweitert und das Mißtrauen, das die katholiſche Reaction bisher ſchon erregt hatte, aufs Höchſte geſteigert. Man fuhr fort, in Böhmen und Oeſtreich, wie bisher, mit Ueberredung und Gewalt den Proteſtantismus auszurotten, und wenn man auch, wie ein wackerer

---

63) In einem Briefe an Würtemberg Khev. X. 773 „Armata Comitia."

64) Lond. III. p. 804. Doch wird dem Kaiſer auch darin vorgerechnet, wie Vieles er ſeit der Achtserklärung gethan, um den Frieden immer unmöglicher zu machen.

deutſcher Geſchichtsforſcher bitter bemerkt[65]), von keinen Dragonnaden zu erzählen hat, ſo wandte man doch jede Art von moraliſchem Zwange an, der ſich denken ließ. Erſt verſagte man ſie aus ihren Aemtern, dann nöthigte man ſie durch Geldſtrafen zum Beſuch der Meſſe, oder man verbot den Ketzern das Heirathen und den Ankauf von Gütern. Zum Glück für die armen Bedrängten liegt im deutſchen Charakter nicht der **blutige** Fanatismus romaniſcher Völker, ſonſt hätte man auch wohl Auto's da fé und Dragonnaden erlebt. Tauſende von braven Böhmen verließen das Land; wo, wie in Oberöſtreich, ein kräftiger Schlag proteſtantiſcher Bauern das Uebergewicht hatte, fing man an, der Gewalt Gewalt entgegenzuſetzen. In einzelnen Gegenden zeigte ſich ſchon gegen die Gutsherrn und ihre Beamten Ungehorſam und Empörung; bald begann ein verheerender Aufſtand, der Oeſtreich mehr Opfer gekoſtet hat, als die paar Tauſend mit Gewalt bekehrten Seelen werth waren.

§. 10.

Lage der Pfalz bis zur Landung Guſtav Adolfs (Juni 1632).

Es wurde erzählt, wie im vergangenen Jahre es mehrmals den Anſchein hatte, als wollte ſich eine große Allianz bilden zu Gunſten der pfälziſch-proteſtantiſchen Sache, und die den Zuſammenhang der Dinge nicht tiefer kannten, glaubten auch jetzt noch an eine günſtige Geſtaltung. Man hoffte auf Frankreich, wiewohl die Eingeweihten über deſſen wahre Geſinnung ganz anders urtheilten; man baute große Ausſichten auf die Vermählung Bethlen Gabors mit Katharina von Brandenburg[66]), obſchon auch dieſe Hoffnung ſich als grundlos erwies; man vertraute immer noch auf Guſtav Adolfs thätige Mitwirkung, allein auch deſſen Eifer hatte aus wohlbegründeten Urſachen ſich Schranken geſetzt. Guſtav ſah zu deutlich das Furchtſame, Engher-

65) Senkenb. XXV. S. 418.

66) Rusd. Mém. I. 653

zige, Alltägliche in dem Streben der engliſch-däniſchen Politik, um ſeine Kraft daran nutzlos zu opfern; er ſah zugleich das Verkehrte in allen Anordnungen, erkannte die Unfähigkeit der Leitenden zu deutlich, um ſich und ſeine Plane in den unvermeidlichen Sturz der Unbedachtſamen zu verwickeln. Deßhalb ſeine zurückhaltende, gemeſſene Politik, ſeit er bemerkt hatte, daß Dänemarks Projecte dem engliſchen Cabinet praktiſcher erſchienen, und daß man ſeinen Kriegsplan nicht einmal zu faſſen im Stande war [67]). Es mußte auch in der That verletzend ſeyn für einen Mann, wie ihn, der ſich all dem Treiben weit überlegen fühlte, ſich nur ſo als „Schwede" obenhin behandelt und ſeine durchaus praktiſchen Anſichten ignorirt zu ſehen. Es kam zu der Ueberzeugung von der politiſchen Verkehrtheit ſeiner Freunde noch verletztes Selbſtgefühl hinzu, und er zog ſich zurück. Schon oben wurde angeführt, wie man in dem haager Tractat ſich ſtolz auf eigne Kräfte verließ, und den ſchwediſchen Kriegsplan gar nicht erwähnte [68]); Friedrich V. mochte das Nachtheilige davon fühlen, und ſchickte noch an demſelben Tage mit einer ausführlichen Inſtruction [69]) ſeinen Rath Camerarius nach Stockholm, um dem König die Lage der Dinge vorzuſtellen, und ihn um ſeine perſönliche Theilnahme zu bitten. Allein Guſtav, bei allen Verſicherungen ſeiner Freundſchaft für den Pfalzgrafen, ward nicht geneigter, ſich jetzt an den von Dänemark geleiteten Kriegsplan gelegentlich mit anknüpfen zu laſſen und ſeine Kräfte nutzlos zu vergeuden.

---

67) „Quelle raison avons-nous de donner de l'argent à ce Roi là, pour faire la guerre ou pour entrer en Silésie, dans un pays qui ne nous touche point", ſagt der Staatsſecretair Conway zu Rusdorf (im Okt.) Mém. I. 634. Da war es denn kein Wunder, wenn Rusdorf einmal im Unmuth ſchrieb — was uns jetzt ſonderbar ſcheinen mag — er halte die Engländer für unfähig zu politiſchen Geſchäften.

68) Es hieß nur Art. 11: Quum autem Serenissimus Sueciae Rex varias oblationes ac declarationes suae erga Foedus hoc voluntatis instituerit, etiam a Majestate sua petetur ut idem ineat, atque ex ordine oblationum eidem succurrat.

69) Moſer VI. S. 69—79.

Der Kampf war um ſo gefährlicher, ſeit der Kaiſer, bisher nur von der Liga und deren Heer und Tilly abhängig, durch Wallenſtein eine eigne Armee erhalten hatte, die auf Koſten Deutſchlands die habsburgiſche Sache verfocht. Gegen Feldherrn, wie Tilly und Wallenſtein, war die zerſplitterte Thätigkeit Mansfelds, Braunſchweigs, Chriſtians IV. und der engliſchen Flotte gewiß ſehr ungenügend.

Die Unterhandlungen zwiſchen dem Kaiſer und dem niederſächſiſchen Kreiſe, von denen wir oben berichtet, zogen ſich noch bis in die erſten Monate des Jahres 1626 hinein; da aber der Kreis eine Entfernung der Truppen, Auflöſung der ligiſtiſchen Heere und ungehinderte Ausübung des Glaubens für alle deutſchen Provinzen verlangte [70]), Tilly im Gegentheil zuerſt die Entwaffnung des Kreiſes forderte, zerſchlugen ſich die Unterhandlungen (Anf. März) und man griff zu den Waffen. Die Feindſeligkeiten hatten auch während des Winters nicht geruht; allein erſt jetzt nahm der Krieg einen umfaſſenden Charakter an. Chriſtian IV. erklärte ſich als einen Verbündeten Hollands und Englands, und ſowohl Mansfeld als Braunſchweig, die bisher auf ihre Fauſt gehandelt, nahm er jetzt als mitwirkend in Anſpruch.

Graf Mansfeld war ſchon im Februar aus dem Lübeckſchen durchs Mecklenburgiſche gegen die Mark Brandenburg gezogen, und erſchien am 1. April vor Deſſau, wo die Elbbrücke, tüchtig verſchanzt, von dem Wallenſteiniſchen Oberſt, Altringer, beſetzt war [71]). Er ſah ein, daß er ſie nicht leicht werde erſtürmen können, und zog deßhalb vom Adminiſtrator von Magdeburg Verſtärkungen an ſich. Aber auch Altringer hatte Wallenſtein davon benachrichtigt, und als Mansfeld (21. April) wieder vor der Schanze erſchien, war das Wallenſteiniſche Heer ſchon auf dem Wege. Am 25. griff Mansfeld heftig aber ohne Erfolg die Außenwerke an, aber während des Feuers warf Wallenſtein eine tüchtige Reiterei ihm in den Rücken und als

70) Theatr. eur. 909—922.

71) Das Folgende ſ. Theatr. eur. 922 f.

gar die Munition in Brand gerieth, konnten die Mansfeldiſchen, zwiſchen zwei Heere eingezwängt, bei allem verzweifelten Widerſtande nichts ausrichten. Sechstauſend Mann deckten das Schlachtfeld [72]), der Gefangenen und Beute nicht zu gedenken. Mansfeld rettete nur die in Zerbſt lagen, zog auch däniſche Verſtärkung an ſich, brachte aber trotzdem kaum 3000 Mann Infanterie zuſammen, und mit der Reiterei ging es noch ſchlimmer. Doch hauste er mit dieſen in der Mark Brandenburg arg genug, bis ſich Herzog Johann Ernſt von Weimar an der Spitze von 5000 Mann mit ihm vereinigte, und beide ſich entſchloſſen, nach Ungarn zu ziehen, um dort mit Bethlen Gabor etwas gegen den Kaiſer zu unternehmen (Anf. Juli). Sie gewannen dadurch das Eine, daß Wallenſtein ihnen nachrückte und ſo 30000 Mann vom deutſchen Kriegsſchauplatze abgezogen wurden; zu dem projektirten Zuge ſelbſt kam es nie. Sie rückten zwar durch Schleſien und Mähren vor, trotz Wallenſteins Verfolgung, und Mansfeld kam (Sept.) auch wirklich in Ungarn an; allein der Herzog von Weimar war wieder nach Schleſien zurückgekehrt und trieb dort in der Weiſe der Zeit das Kriegshandwerk. Mansfeld erhielt zwar von Bethlen Gabor Verſtärkung, hatte auch mit den wallenſteiniſchen Truppen glückliche Gefechte, allein Bethlen Gabor ſah ſich genöthigt, einen Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer einzugehen; ſo blieb Mansfeld nichts übrig, als ſein Heer dem Fürſten von Siebenbürgen zu überlaſſen. Die unruhige Laufbahn des abenteuerlichen Mannes näherte ſich ihrem Ende. Von wenigen ſeiner Offiziere begleitet, reiste er aus Ungarn ab, um nach Venedig zu gehn, wo der alte Graf Thurn war, und dann in Paris und London wo möglich durch Unterhandlungen wieder zu erreichen, was durch das Schwert verloren war. Auf dem Wege ſchon nöthigte ihn

72) Soviel gibt **Gualdo Prior. Storia di Ferd. p. 155** an. Das **Theatrum eur. p. 923** bezieht die Zahl der 3000 Gefallenen offenbar nur auf die im Walde zuſammengehauenen.

ein Unwohlſeyn, liegen zu bleiben; er litt an der Schwindſucht und war ohne Rettung verloren. So blieb er in einem Dorfe in Bosnien, in Urakowitz, liegen; er fühlte die Nähe ſeines Todes und machte noch ſein Teſtament (29. Nov.), worin die Bezahlung ſeiner Schulden verordnet, auch zwei Offiziere noch mit diplomatiſchen Aufträgen beladen, alles übrige Geld aber ſeinen Offizieren und Soldaten vermacht ward [73]). Dann kleidete er ſich in ſeine beſte Uniform und erwartete, von zwei Getreuen unterſtützt, ſtehend den Tod. Trotzig und ſoldatiſch ſtarb er, wie er gelebt hatte, einer der merkwürdigſten Söhne dieſer wilden und zuchtloſen, aber kraftvollen Zeiten.

Ihm folgte bald nachher der Herzog Johann Ernſt, ſein Waffengefährte, der während dieſer Zeit in Schleſien der kaiſerlichen Sache ſo viel Schaden that, daß ihn nur ſein Tod vor der Achtserklärung bewahrte. Auch Mansfelds gleichgeſinnter, gleich wilder Kampfgefährte, Chriſtian von Braunſchweig, hatte während der Zeit die Ruhe gefunden, die er während ſeines Lebens vergebens geſucht hatte. Er hatte ſeines Bruders Land beſetzt und wie gewöhnlich (April) dort übel gehauſt, als ihn plötzlich ein Fieber überfiel und ſeinen Tod beſchleunigte (Juni). Er litt ſeit lange am Bandwurm; daß er ſo ſchnell ſtarb, war Urſache, daß man, wie das immer zu geſchehen pflegt, an Gift dachte.

Chriſtians Tod beſchleunigte den unglücklichen Ausgang des däniſchen Feldzugs. Während nämlich Tilly noch in Weſtphalen lag und Wallenſteins Heer durch Mansfeld beſchäftigt ward, erhielt auch Landgraf Moriz von ſeinen Ständen eine kräftige Unterſtützung [74]); Herzog Chriſtian hatte das Lüneburgiſche beſetzt, und es ſchien, wenn Chriſtian IV. jetzt mit Raſchheit die Vereinigung der heſſiſch-braunſchweig-däniſchen Macht betreiben wollte, eine Beſiegung der vereinzelten ligiſtiſchen Armee mehr

73) Theatr. eur. 973. Gualdo Priorato p. 273 läßt ihn auch als Proſelyten des katholiſchen Glaubens ſterben.

74) Vgl. Rommel VII S 61 ff

als wahrſcheinlich. Da verlor die gemeinſame Sache am Herzog Chriſtian ihren thätigſten und geübteſten Feldherrn, und Chriſtian IV., vielleicht durch ſeinen Sturz im vorigen Sommer, vielleicht auch durch Trinken geſchwächt, ließ die günſtigſten Momente vorübergehen. Tilly, nachdem er ſchon im Mai Heſſen wie Feindesland durchzogen und geplündert hatte, hatte indeſſen Münden angegriffen und (30. Mai a. St.) die Stadt erſtürmt. Bürger und Beſatzung verſchanzten ſich zuletzt auf dem Kirchhof und wurden alle niedergehauen. Von 2500 Bürgern, Soldaten, Bauern und Schiffern, die in der Stadt geweſen, ſind nicht über 20 davon gekommen, ohne die grauſam gemordeten Weiber und Kinder [75]). Da Dänemark unthätig blieb, ſo war mit dieſem Vorwerk das Schickſal Heſſens entſchieden. Tilly ließ ſogleich den Landgrafen zur Unterwerfung auffordern, und Moriz ſah keinen andern Ausweg, als Nachgeben oder eine verzweifelte, wiewohl jetzt nutzloſe Gegenwehr. Selbſt ſeine Freunde riethen ihm jetzt, ſeinen Grundſatz der Nothwendigkeit zu opfern, alle politiſche und militairiſche Ordnung im Lande fing ſich an aufzulöſen, und der Landgraf faßte den Entſchluß, lieber abzudanken, als ſeine perſönliche Ueberzeugung oder das Wohl ſeines Landes preiszugeben [76]). Das lag aber nicht im feindlichen Intereſſe; er mußte einen Vertrag annehmen, der ihn dem Kaiſer unterwarf, zwar ſeine drei Hauptfeſtungen in ſeiner Gewalt ließ, aber ihn zur ſtrengſten Neutralität zwang (Juli). Nur die Furcht vor der däniſchen Armee im Rücken Tillys erſparte ihm noch härtere Bedingungen. So waren ſchnell nach einander der jugendlich kraftvollſte und der männlich entſchloſſenſte und unbeugſamſte Kämpfer für Friedrichs V. Sache demſelben entriſſen worden. Jetzt ward (11. Aug.) Göttingen von Tilly eingenommen; erſt als deſſen Truppen auch Nordheim bedrängten, erſchien König Chriſtian zum Entſatz und warf die Feinde

---

75) Theatr. eur. 926.

76) S. kurz Theatr. eur. p. 927; und ausführlich nach den Akten bei Rommel VII. 630—648.

gegen Göttingen zurück. Statt aber die Fliehenden ernſtlich zu verfolgen und Göttingen, wo Tilly krank lag, zu bedrängen, hielt er ſich vier Tage bei der Befeſtigung von Nordheim auf, und wandte ſich dann nach Thüringen gegen das Eichfeld, um von der Saale aus die ungeſchützten katholiſchen Bisthümer anzugreifen. Allein Tilly machte ſich von Göttingen, durch wallenſteiniſches Volk verſtärkt, auf, und gewann einen Vorſprung, der den König nöthigte, ſeinen Marſch zu verändern. Unter fortwährenden Gefechten zog er ſich eilig gegen Norden zurück bis gegen Seeſen und Langelsheim, wo es auf engem, ſchwierigem Terrain endlich beim Dorfe Lutter ($\frac{1}{2}\frac{7}{7}$. Aug. a. St.) zum Kampf kam [77]). Die Dänen ſtanden in der Nähe des Ortes auf dem Barenberge, und es gelang ihnen auch, die feindlichen Reihen erſt zu durchbrechen; aber Tilly brachte mit dem Degen in der Fauſt die Seinigen zum Stehen. Die Dänen thaten meiſtens ihre Pflicht [78]), und Chriſtian IV. führte ſie mehrmahl ſelbſt von Neuem ins Feuer, aber ſie unterlagen, als eine Verſtärkung von drei wallenſteiniſchen Reiterregimentern ankam. Der Verluſt an Todten und Gefangenen war ſehr groß, die däniſche Artillerie war in Tillys Händen, die beſten Offiziere lagen auf dem Schlachtfelde oder waren gefangen; der hoffnungsvolle Sohn des Landgrafen Moriz, Prinz Philipp, war heldenmüthig gefallen. Der König ſelbſt, mit Mühe der Gefangenſchaft entronnen, ſchlug ſeinen Verluſt auf 4000 Mann an; die Kaiſerlichen, wiewohl etwas übertrieben, den ihrigen nur auf 200. Während der Reſt der däniſchen Armee, 22,000 Mann ſtark [79]), ſich in die Umgegend von Hamburg zurückzog, und von Holland dringend Hülfe erbat, machte ſich Tilly ſeinen

---

77) Theatr. eur. 932. Lond. III. 876—882, wo ſich auch Tillys Bericht findet. Vgl. auch von der Decken Herzog Georg von Braunſchweig und Lüneburg I. 220 ff.

78) Nur die Reiterei ſoll wegen rückſtändigen Soldes ſchlecht gefochten haben; von ihr ging auch das erſte Weichen aus.

79) Theatr. eur. 932.

Sieg tüchtig zu Nutze. Er nahm Hannover, Neuſtadt an der Leine, Werden, Rotenburg und die meiſten andern Städte; der Herzog Friedrich Ulrich von Braunſchweig hatte ſich ſchon gleich nach der Schlacht bei Lutter ihm unterworfen und jede Verbindung mit Dänemark aufzulöſen verſprochen. Chriſtian IV. ſelbſt ſuchte wenigſtens Holſtein zu retten und von den Ständen eine Erhebung gegen Tilly zu erlangen.

Während ſo ein großer Theil des deutſchen Vaterlandes von neuem unter der Laſt eines furchtbaren Krieges litt, war auch der Süden nicht verſchont geblieben und der finſtere Fanatismus mißverſtandener Religioſität rief dort einen Zuſtand hervor, der zwar ſchneller vorüberging, aber nicht minder furchtbare Spuren zurückließ. Seit der Ueberwindung Böhmens hatten Ferdinand und ſeine Rathgeber ohne Hehl das Bekehrungswerk in ganz Oeſterreich begonnen. Auch in Oberöſterreich war ſeit mehreren Jahren nicht nur der proteſtantiſche Gottesdienſt verboten, ſondern ein kaiſerliches Decret vom 4. Oktober 1624 hatte auch die Lehrer und Prediger deſſelben aus dem Lande verjagt. Man ging noch weiter, man fing an, den Einzelnen mit Gewalt katholiſche Prediger aufzudringen, und der bayeriſche Statthalter zu Linz, Graf Herbersdorf, der das Reformationsgeſchäft leitete, erhielt bald eine betrübende Berühmtheit. Als ſich im Sommer 1625 einzelne Gemeinden der Einſetzung katholiſcher Pfarrer mit Gewalt widerſetzten, ließ er die Einwohner auf das Haushammerfeld vorfordern und von ſeinen Soldaten umringen. Den Vorſtehern der ſchuldigen Orte (es waren 38 Männer) ließ er kalt erklären, ſie dürften jetzt zwei und zwei um ihr Leben würfeln; der Gewinnende dürfe leben, der Verlierende würde gehängt werden. Es geſchah, und da es ruhig vorüberging, ſetzte man ungeſcheuter die gewaltſame Bekehrung fort. Man zwang jetzt die Schwankenden oder die erklärten Proteſtanten die katholiſche Kirche zu beſuchen, den Verweigernden ward bedeutet, bis Oſtern 1626 entweder den Glauben abzuſchwören oder ihr Vaterland zu verlaſſen. Vorſtellungen um Erleichterung, beſonders eine dringende Bittſchrift

der Stände an den Kaiſer, wurden mit ſcharfen Worten abgewieſen.

Allein der Erfolg der gewaltſamen Bekehrer war nicht glänzender; die Erbitterung des Volkes ſteigerte ſich nur noch mehr. Die bedrängte Gewiſſensfreiheit, der bayeriſche Militairdruck waren Gründe genug zu einer heftigen Gährung, ſie ward vielleicht durch proteſtantiſche Emiſſäre und deren Verſprechungen noch geſteigert, und ein kleiner Anlaß brachte ſie zum offenen, gewaltſamen Ausbruch. Im Mai 1626 erhoben ſich plötzlich die Bauern in Maſſe; bald ſchloß ſich ihnen die Mehrzahl des oberöſterreichiſchen Volkes an, die überraſchten bayeriſchen Beſatzungen wurden verjagt, die katholiſchen Geiſtlichen verdrängt oder auch arg mißhandelt. „Man habe, hieß es in ihrer Beſchwerdeſchrift, nicht nur den evangeliſchen Glauben zu verdrängen geſucht, ſondern auch mit gewaltſamen Steuern die Proteſtanten bedrängt, ja manche an den Bettelſtab gebracht. Viele ſeyen auch um des Glaubens willen getödtet worden, und der Druck des Militairs und ſeine gewaltſamen Mißhandlungen ſeyen unerträglich geweſen. Sie bäten deßhalb ihren Kaiſer und Landesherrn mit herzlichem Flehen und Seufzen um Erleichterung und um die gnädige Abſchaffung der Laſten. Man möge den evangeliſchen Glauben freigeben, die Soldaten hinausſchaffen und eine allgemeine Amneſtie erlaſſen“ [80]). Der bayeriſche Statthalter, der ihnen von einem Scharfrichter begleitet, ſtolz entgegenzog, ward mit Verluſt zurückgeſchlagen, und es fand ſich für die Maſſe ein Anführer, Stephan Fadinger [81]), ein Hutmacher, deſſen Gewandtheit und Energie den Aufſtand doppelt gefährlich machte; die Klöſter und Schlöſſer fielen in ihre Hände, die Städte Steier, Wels, Lambach konnten ſich gegen ſie nicht halten. Ein Schreiben des Kaiſers, das ſie zur Ruhe mahnte, war ebenſo erfolglos, als die Unterhandlungen, die man zu Wels anknüpfte. Bald belagerten ſie Linz, wo ſich der Statt-

80) Theatr. eur. 936.

81) Vgl. einzelne ſeiner Anordnungen bei Khev. X. p. 1123 f.

halter verſchanzt hatte, allein dort ward Fadinger von einer Kugel getroffen, und ſein Tod war für die rebelliſchen Bauern der unerſetzlichſte Verluſt. Die Belagerung von Linz ſcheiterte, und es gelang den kaiſerlichen Commiſſarien (am 7. Sept.), einen Waffenſtillſtand zu Stande zu bringen, den man als eine Einleitung zur Unterwerfung betrachtete. Es konnte aber den Bauern nicht verborgen bleiben, daß man ihnen die gewünſchte Religionsfreiheit nie ertheilen würde; ſie wurden unruhig, und die Exceſſe, die ſich ein neu anlangendes kaiſerliches Regiment erlaubte, brachten die Empörung abermals zum Ausbruch. Es ſchien drohender zu werden, als zuvor, und erſt als mit den heranziehenden kaiſerlichen Truppen ſich das bayeriſche Heer unter Pappenheim verband, gelang es dem letztern (Nov.), wiewohl nach hartnäckigem Kampfe, zuerſt bei Efferdingen und Gemünd, dann bei Böklabrük und Wolfseck den Bauern entſchiedene Niederlagen beizubringen. Damit war der Aufſtand beendigt; im nächſten Jahre folgte die Strafe. Achtzehn der Schuldigſten wurden, zum Theil auf grauſame Weiſe, hingerichtet, viele zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, und jetzt mit Gewalt und ohne alle Rückſicht und Ausnahme der katholiſche Glaube den Bewohnern Oberöſterreichs aufgezwungen. Wie dies am ſicherſten gelinge und wie man für immer das Land der Ketzerei entreißen könne, darüber gab der Herzog Maximilian dem Kaiſer manchen paſſenden Rath, den er in den beſetzten pfälziſchen Landen als erfolgreich erprobt hatte.

Derſelbe Geiſt zeigte ſich auch in andern Schritten Ferdinands II.; ſelbſt in das Gerichtsweſen drängte ſich der fromme Eifer des unſelbſtſtändigen Mannes ein, und die Urtheile, die der Reichshofrath in Streitigkeiten zwiſchen Proteſtanten und Katholiken gab, trugen oft mehr ein kirchlich einſeitiges, als gerichtlich unpartheiiſches Gepräge [82]). Der Kaiſer beſaß jetzt eine Macht im Reich, wie ſie ſeit Rudolf I. kein Habsburger, überhaupt ſeit vier Jahrhunderten kein deutſcher Kaiſer beſeſſen

82) S. Senkenberg XXV. 491.

hatte; wie wohlthätig hätte Ferdinand für das große, zerriſſene Vaterland werden können, wenn er dieſe Macht mit Weisheit und Mäßigung benützt hätte, Einheit und Friede zurückzuführen, wenn er ſich zum Haupt und Schiedsrichter eines großen Volkes gemacht hätte, ſtatt zum Führer einer fanatiſchen Parthei. Es wäre ihm vielleicht gelungen, die Stellung ſeines Hauſes wieder zu einer deutſchen zu machen, was ſie ſeit Rudolf I. nicht mehr geweſen war; es wäre ihm vielleicht möglich geworden, gegen Sicherung der kirchlichen Unabhängigkeit, die politiſche der Fürſten minder gefährlich zu machen. Aber zum Wohle des gemeinſamen Vaterlandes eine perſönliche Neigung zu opfern, dazu war Ferdinand II. nicht groß genug. Kirchliche Gelüſte waren mächtiger in ihm, als der Wunſch, Deutſchland, gleichviel ob es proteſtantiſch oder katholiſch ſey, Frieden und Einigkeit zurückzugeben.

Die diplomatiſchen Verhältniſſe hatten ſich für Friedrich nicht günſtiger geſtaltet, als die militäriſchen; ja es wäre im Felde gewiß beſſer gegangen, wenn nicht der Gang der Unterhandlungen im Cabinet ſo gar erfolglos geweſen wäre [83]).

In England war von der neuen Regierung wenig Beſſeres zu hoffen, als von Jakob; der junge König war in den Händen des elenden Buckingham, auf dem ganz Englands Haß laſtete, das Parlament ſchwieriger als je; Geld war keines da, die auswärtige Politik wurde ſo ſchlecht geleitet, als die innere, und der König verſtrickte ſich immer tiefer in ein Syſtem, das ihm und dem Hauſe Stuart verderblich werden mußte. Die pfälziſchen Diplomaten zu London und im Haag durchſchauten das Alles, und ihre Depeſchen enthalten treffliche Schilderungen der brittiſchen Zuſtände [84]). Der pfälziſche Agent Rusdorf und der däniſche Geſandte waren unaufhörlich thätig; es kam bisweilen zu heftigen Erörterungen zwiſchen Karl I. und dem Botſchafter

---

83) Ueber das Folgende ſ. die Actenſtücke in Moſers patriot. Archiv VI. 84 ff. Rusdorf Epistolae. Londorp III. Rusdorf Mémoires I. II.

84) Vgl. Moſer VI 108. Rusdorf epist. 72 ff.

Chriſtians IV. [85]), aber der Erfolg blieb derſelbe. So bot ſich der alte Markgraf von Baden an, mit engliſcher Hülfe ein Heer für den Pfalzgrafen zu werben; aber als er nach langen Bemühungen eine Geldbewilligung erlangte (Dez. 1626), ſtand auch die nur auf dem Papier, und der Markgraf mußte ſich ſelbſt zu helfen ſuchen [86]). Der Geſandte Dänemarks drohte mehrmals, die pfälziſche Sache ganz aufgeben zu wollen [87]), und doch erhielt er nach unendlichen Bemühungen nur eine kümmerliche Beihülfe. Freilich war kein Geld vorhanden; ſich deßhalb mit dem Parlamente auszuſöhnen, davor hatte man die bedenkliche Scheu einer abſolut geſinnten Regierung.

Unter ſolchen Umſtänden wirkte die Niederlage bei Lutter wie ein Donnerſchlag. England war jetzt ganz entmuthigt [88]); die Generalſtaaten, durch innere Zerwürfniſſe beunruhigt und bisher mit der Laſt des Kriegs vorzugsweiſe belaſtet, waren ſo erſchreckt, daß Kundige beſorgten, ſie würden ſich vom Kampfplatz zurückziehen [89]). Von Brandenburg war gar nichts zu hoffen; Schweden, wo allein Fähigkeit und Luſt war, ſah ſich noch in zu viele politiſche Verhältniſſe und Kriege verwickelt, als daß es hätte thätig eingreifen können. Doch behielten Guſtav und Oxenſtjerna die Augen fortwährend offen, die pfälziſchen Diplomaten ſtanden mit dem ſchwediſchen Kanzler in enger Berührung und Ludwig Camerarius, der bekannte pfälziſche Staatsmann, ward damals als ſchwediſcher Geſchäftsträger im Haag angeſtellt. Zwiſchen ihm und Oxenſtjerna waltete das engſte Vertrauen ob.

Immer noch war aber keine Hülfe für Friedrich V. zu erwarten; er ſaß ohne Hoffnung im Haag und war ſogar, wegen

---

85) Rusd Mém. I. 746.
86) Rusdorf Mém. I. 764. II. 143. 257. 297.
87) Moſer VI. 107.
88) Rusdorf Mém. II. 238.
89) Moſer VI. 89. 99. 110.

Englands Geldnoth, perſönlich durch Mangel an Geld gedrückt [90]).

Die Unglücksfälle im däniſchen Feldzug waren nicht gut zu machen; denn die Macht des Kaiſers wuchs, während auf Seiten der Gegner der Kreis ihrer Hülfsmittel von Tag zu Tag beſchränkter ward. Der Feldzug des Jahres 1627 ging troß den erneuerten Anſtrengungen Chriſtians IV. ganz unglücklich aus; Tilly allein war im Stande, ihn zurückzudrängen, ehe noch des Kaiſers neugeſchaffene Armee unter Wallenſtein heranzog. Bald war der Krieg aus dem deutſchen Gebiete herausgerückt; die Zweideutigen und Zaghaften, wie Brandenburg, konnten dem Herandrängen Wallenſteins nicht widerſtehen, und als endlich die beiden Feldherrn, der bayriſche und der kaiſerliche, ſich vereinigt hatten, nahm der Krieg eine Wendung, die den König in ſeinen Erblanden bedrohte. Wallenſtein konnte damals daran denken, ſeinen Kaiſer zum König von Dänemark wählen zu laſſen.

War der Krieg ſo unglücklich, ſo ließ ſich auch von den Unterhandlungen nicht viel erwarten. Es lag nicht mehr im Plane der Sieger, den pfälziſchen Kurfürſten oder ſeine Familie wiedereinzuſetzen; auf einem Fürſtencongreß zu Brüſſel (1627) [91]) knüpfte man es an Bedingungen, die ihm unmöglich waren; er ſollte ſeine Kinder katholiſch erziehen laſſen und die Kriegskoſten erſtatten! Spanien verlangte jetzt offen die Abtretung der Rheinpfalz.

Doch mußte man den Schein zu wahren ſuchen; man brach daher die Verhandlungen nie ganz ab. Mehrere Jahre lang hatten Lothringen und Würtemberg einen Vertrag zu vermitteln geſucht; jetzt endlich ward ein Congreß zu Colmar feſtgeſetzt; als aber die pfälzer Diplomaten, Andreas Pawel und Rusdorf, dahin kamen (Juni 1627), trat ihnen der kaiſerliche Rath Eggenberg mit Bedingungen entgegen, die wieder Un-

90) Moſer VI. 109.

91) v. d. Decken I. 243.

möglichkeiten enthielten. Friedrich V. ſollte dem Kaiſer Abbitte thun, die Kurwürde Bayern überlaſſen, die in der Pfalz eingeführte katholiſche Lehre erhalten und die Kriegskoſten bezahlen. Die beiden letzten Punkte waren theils phyſiſch unmöglich, theils ſcheiterten ſie an des Pfalzgrafen kirchlicher Ueberzeugung; nur die Abbitte in milder Form zu leiſten und die Kur an Bayern auf lebenslänglich zu überlaſſen, war er bereit; dem katholiſchen Glauben in ſeinem Lande wollte er einige Freiſtätten einräumen, aber im Weſentlichen ſein Reformationsrecht behaupten. Der Kaiſer lehnte das ab und der Congreß ward aufgelöst; die Bitten des Herzogs von Würtemberg waren ſo fruchtlos bei dem ſiegesſtolzen Kaiſer, als deſſen Warnungen vor der längeren Kriegsbewegung, die Deutſchland bedrohte [92]).

Noch ſetzten die pfälziſchen Unterhändler ihre Hoffnung auf den Kurfürſtentag, der zu Mühlhauſen (Okt. 1627) zuſammenkam. Aber der engliſche Geſandte und Rusdorf, die für Friedrich wirken wollten, mußten in Hamburg bleiben; Wallenſtein gab ihnen kein ſicheres Geleit [93]). Die verſammelten Fürſten waren Jaherrn der kaiſerlichen Politik; Sachſen und Brandenburg hörten ruhig zu, wie man die Reſtitution der katholiſchen Kirchengüter verſuchsweiſe präludirte, und gaben auch ihre Zuſtimmung zu einem Gutachten [94]), das die Wiedereinſetzung Friedrichs V. an die Abbitte, den Verluſt der Kur, die Zahlung der Kriegskoſten, an die Erhaltung des Katholicismus knüpfte, und es dann erſt noch der kaiſerlichen Gnade anheimſtellte, ob Ferdinand dem Kurfürſten verzeihen wolle oder nicht! Feiger war noch nie eine Politik von ihren Verheißungen abgefallen, als hier Brandenburg und Sachſen; thörichter hatte man noch nie das proteſtantiſche Intereſſe aufgegeben, als Sachſen, das

---

92) Vgl. Khev. X. 1521. Londorp III. 996. Rusdorf epist. S. 87. Mém. II. 384. 403 f.

93) Vgl. Rusdorf Mém. II. 436. 443.

94) Vgl. Londorp IV. 711 f.

damals auf den Kanzeln Dankgebete halten ließ für dieſe „Einigkeit des Kurkollegiums.“

Noch war das Reſtitutionsedict nicht reif, aber den Boden hatte man ſondirt. Darum kamen Reactionen ſchon jetzt vor, von denen zu einer völligen Umwälzung im römiſchen Sinne der Weg nicht mehr weit war. Am umfaſſendſten und gewaltſamſten waren die Umwälzungen in den habsburgiſchen Erbſtaaten; in Ober- und Niederöſtreich wurde den Leuten die Wahl gelaſſen, das Vaterland oder ihren Glauben aufzugeben, und die Jeſuiten waren bemüht, die Gewiſſensbedenklichkeiten des bigotten aber nicht grauſamen Kaiſers zu beſchwichtigen. In Böhmen ward die gewaltſame Bekehrung noch raſcher und ſchonungsloſer durchgeführt [95]), und man mußte blind ſeyn oder furchtſam, um nicht zu ſehen, daß die Angelegenheit jetzt zu einer kirchlichen gemacht, die Gefahr eine allgemeine proteſtantiſche geworden war. In Prozeſſen und Rechtsfragen waren die Proteſtanten im Nachtheil, proteſtantiſche Landesfürſten und Reichsſtädte wurden von den jetzt keck gewordenen Prätenſionen ihrer geiſtlichen Nachbarn und Unterthanen bedrängt [96]), der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg durfte es ſogar, unter dem Schutz des Kaiſers und ſeiner Gerichte, wagen, in die Beſitzungen ſeiner Mutter und ſeiner Brüder, in das Sulzbach'ſche und Hippoltſtein'ſche, ſeine gewaltſamen Bekehrungen auszudehnen, und der gedrückten Rheinpfalz half keine Schranke mehr gegen die gewaltigen Seligmacher. Mit friedlichem Zureden, mit Geld, Verſprechungen und, wenn Alles nichts half, mit offener Gewalt, ließ dort Maximilian durch ſeine Beamten den Katholicismus zurückführen; wer ſich weigerte, dem ließ man den Weg in die weite Welt offen. Es war ein hartes Loos, mit Zurücklaſſung einer Nachſteuer die Heimath verlaſſen zu müſſen, drum wählten viele das Bequemere und gingen zur Meſſe [97]).

---

95) Khevenh. X. 1482.

96) Häberl. XXV. 550.

97) Der Nuntius Caraffa (Germania sacra restaurata Colon. 1639

So traf die kurfürſtliche Familie ein herber Schlag nach dem andern; Abfall und Unglück auf allen Seiten. Georg Wilhelm von Brandenburg, der einzige calviniſche Kurfürſt und nahe Verwandte Friedrichs V., erkannte (Mai 1627) die Kurwürde Bayerns an, und begnügte ſich mit einer kraftloſen Clauſel zu Gunſten der pfälziſchen Erben; als Wallenſtein gar im Lande erſchien, nahm er gegen die däniſche Sache offen Parthei und unterſtützte die Gegner des pfälziſchen Kurfürſten [98]). In England ward der Zuſtand täglich heilloſer, ein rathloſer König, der mit ſeinem Parlamente zerfallen war, ein frecher Günſtling, der jetzt wieder England in einen zweckloſen und unrühmlichen Krieg mit Frankreich verwickelte, waren ſchlechte Verbündete; England hatte Mühe, ſich ſelbſt zu erhalten [99]) und ging mit raſchen Schritten einer Revolution entgegen.

Auch Freunde, die lebhaft thätig waren für die pfälziſche Sache, wurden durch die Ungunſt der Umſtände weggedrängt. Rusdorf, der gewandte und wachſame Agent Friedrichs zu London, mußte dem Zorn des elenden Buckingham, deſſen Treiben er durchſchaute, weichen [100]); der Markgraf Georg Friedrich von Baden, der als Flüchtling dem Flüchtling half, bald in England, bald im Haag, bald in Dänemark thätig [1]), war in dem däniſchen Feldzuge ganz unglücklich, und Landgraf Moriz von Heſſen, der hartgeprüfte, tüchtige Verfechter des Proteſtantismus, war jetzt, um ſein Land vor weiterem Druck, ſeine Dynaſtie vor einer Kataſtrophe zu ſchützen, von der Regierung abgetreten.

---

p. 234) gibt die angewandten Mittel bündig an: primo diligenti instructione seductorum, deinde minis, propositione immunitatis, praepositis praemiis, denique obstinatorum ejectione. Wie hart die Lage geweſen ſeyn muß, zeigen auch einzelne Stellen in dem Briefwechſel Johann Caſimirs von Zweibrücken bei Moſer Neues Patr. Archiv I.

98) Londorp III. 984. 985.

99) Bekanntlich verhandelte man damals zu Rom und Madrid wegen einer Eroberung und Theilung Englands. Ranke Geſch. der Päbſte II. 518 ff.

100) Mém. I. 802. II. 324.

1) Ebend. II. 370.

Die Kurfürſtin Wittwe und Friedrichs V. Bruder waren noch immer ihrer Güter beraubt; Friedrich ſelbſt in einer keineswegs glänzenden Lage. In einem fremden Lande mit neun Kindern von der Gnade ſeiner engliſchen Verwandten und dem hochmüthigen Schutze holländiſcher Kaufleute zu leben, war für einen Mann wie Friedrich, deſſen Jugend von allen Genüſſen überſchüttet war, eine herbe Laſt. Nur das Familienleben und das Einverſtändniß mit ſeiner Gemahlin, die ihm eine Reihe von Kindern geboren hatte, war ihm eine Erleichterung; der drückenden Unthätigkeit ſuchte er zu entgehen, indem er an den holländiſchen Feldzügen gegen die Spanier Theil nahm[2]). Ein einfaches, wenig glänzendes, Leben führten ſie ſonſt zuſammen; Jagd und Gartenliebhaberei waren die einzigen Genüſſe, denen der kleine Hof zu Rhenen ſich hingab. Friedrichs heitere Gemüthsart, in einer innern Ruhe begründet, ſchützte ihn vor ſelbſtverzehrendem Grame; in ſeinen Briefen an Eliſabeth ſpricht ſich Schmerz über die troſtloſe Lage, aber kein Mißmuth und Lebensüberdruß aus.

Der Kaiſer ſtand ſchon jetzt auf einer Höhe monarchiſcher Macht, wie ſie außer Karls V. vorübergehendem Sieg, ſeit den glänzenden Zeiten unſerer deutſchen Geſchichte nicht mehr vorgekommen war. Auch in den Ereigniſſen des Jahres 1628 war die Gunſt des Glücks nicht zu verkennen; vergebens war der heldenmüthige Widerſtand der Stadt Stralſund geweſen, vergebens das Uebergewicht der Dänen zur See, ihre Landmacht unterlag, und Chriſtian IV. mußte daran denken, mit ſo wenig Verluſt als möglich dem Kriege ſich zu entziehen. Der Kaiſer ſtützte ſich auf eine eigne Kriegsmacht, deren Schöpfer und Führer, Wallenſtein, geeignet war, auch den ergebenen Anhängern Ferdinands Beſorgniſſe einzuflößen. Denn nicht die Kriegslaſt allein, die mit ihrem furchtbaren Druck auf Freund-

2) In dieſer Zeit ſoll er verkleidet ſich nach der Pfalz begeben haben, um ſeine Heimath wiederzuſehen. Die Nachricht beruht aber nur auf dem zweifelhaften Zeugniß der „Lebensgeſchichte Friedrichs“. Cöln 1703. S. 42

und Feindesland gleich hart drängte, machte die Fürſten ungeduldig; Plane einer monarchiſchen Reaction, eines militäriſch geſchloſſenen Lehensſtaats, gährten in Wallenſteins Seele, und drohten den landesfürſtlichen Intereſſen mit einer verhängnißvollen Kriſe. Ferdinand ſelbſt war in den kleinen Geſichtskreis ſeiner habsburgiſch-katholiſchen Politik eingeengt; ſein Feldherr faßte die deutſche Lebensfrage tiefer und kräftiger auf, und es ſchien einen Augenblick, als gelänge es ihm, den Kaiſer in die kühne Bahn ſeiner monarchiſchen Reſtaurationsplane mit fortzureißen.

Dieſe weiter greifende Berechnung gab auch der pfälziſchen Sache eine raſchere Löſung. Noch immer war das öſtreichiſche Land ob der Ens als Pfandſchaft für die 13 Millionen Kriegskoſten in Maximilians Händen; mehr als je mußte aber Ferdinand jetzt daran gelegen ſeyn, ſein vollſtändiges und geſchloſſenes Erbland wieder einzunehmen. Drum eröffnete man in den erſten Monaten des Jahres 1628 die Unterhandlungen zu München, und fand natürlich das einfachſte Mittel einer Entſchädigung in dem Verkauf der pfälziſchen Erblande. Für die 13 Millionen, die Maximilian berechnete, wurde ihm (22. Febr.) außer der jetzt auch auf ſeine Nachkommen übertragenen Kurwürde, die Oberpfalz [3]) (mit Ausnahme der Aemter Weiden, Pleiſtein und Parkſtein) und der Theil der Unterpfalz für alle Zeiten abgetreten, der auf dem rechten Rheinufer lag. Der Kaiſer verbürgte ſich für den künftigen Beſitz und verſprach, mit Waffengewalt jeden Angriff auf das neue Eigenthum des bayriſchen Kurfürſten abzuwehren. Es geſchah; zwar machte Spanien, das zu der überrheiniſchen Pfalz auch noch die auf dem rechten Ufer gelegenen Stücke in Anſpruch nahm, lange Zeit Schwierigkeiten; das Schloß Stein, das ſie inne hatten, wollten ſie an Bayern nicht abtreten, und es ward viel in Madrid unterhandelt, bis man ſich zufrieden gab [4]).

---

3) Vgl. Lünig Reichsarchiv II. 4. p. 695.

4) Khevenh. XI. 293 ff.

Der Vertrag, der im März 1628 vollzogen ward, iſt in mehr als einer Hinſicht bedeutend. Der Kaiſer erhielt ſeine Erblande vollſtändig zurück und entſchädigte Bayern mit einem ſchlecht arrondirten, aus einzelnen Stücken beſtehenden, Beſitzthum; Maximilian gab jene alte Politik der beiden wittelsbachiſchen Linien, durch Einheit ſtark zu ſeyn, jetzt völlig auf, und ließ ſich mit dem geſchmälerten Beſitzthum ſeiner unglücklichen Verwandten bereichern. Die alten Reichsgeſetze, die dem ältern wittelsbachiſchen Zweig Kur und Kurlande zuſprachen, hörten faktiſch auf, da Beides jetzt an den jüngeren Zweig gefallen war; die Anſprüche der Agnaten, namentlich des neuburgiſchen Hauſes, wurden vom Kaiſer auf eine bedenkliche Weiſe ignorirt. Dem Pfalzgrafen Friedrich war der Weg zur Verſöhnung abgeſchnitten; Oeſtreich mußte Bayern im Beſitz der Pfalz zu halten ſuchen, man konnte alſo den vertriebenen Kurfürſten nicht mehr entſchädigen. So lange Friedrich hülflos und verbannt blieb, hatte das für Deutſchland keine Bedeutung; nahm aber ſein Schickſal eine günſtigere Wendung, ſo lag ein mächtiges Hinderniß jeder Ausgleichung im Wege; der Kaiſer beſaß keine Mittel der Abfindung mehr und der Krieg mußte ohne Ende ſeyn, weil die Proteſtanten nur in der Zurückgabe der Pfalz den Weg der Verſöhnung ſahen, dagegen Ferdinand durch Verträge gebunden, die Pfalz für Bayern behaupten mußte. Der Kampf, der jetzt noch zwanzig Jahre zu Deutſchlands Unglück fortdauerte, gab dazu die betrübende Erläuterung.

Für das pfälziſche Land war der Zuſtand gewaltſamer Reaktion, der bisher nur proviſoriſch geweſen war, beſtätigt worden. Am linken Rheinufer hauſeten die Spanier, von dem Gedanken einer dauernden Occupation erfüllt; ihr Gouverneur, Don Verdugo, der in dieſem Jahre ſtarb, galt zwar für einen verſtändigen und wohlwollenden Mann [5]), allein ſelbſt in den mildeſten Formen war eine ſoldatiſche Fremdherrſchaft hart genug, und der Zuſtand war von der Art, daß der Kaiſer

5) Theatr. eur. I. 1147.

ſelbſt ſich bei dem madrider Hofe für eine Beſſerung verwandte [6]).

Auf dem rechten Ufer, zu Mannheim und Heidelberg, waren die Bayern Herren; Soldaten und Jeſuiten theilten ſich in die Herrſchaft. In einem Augenblick, wo man allenthalben gewaltſam bekehrte und ſelbſt die zaghaften Lutheraner durch ihre gut kaiſerliche Geſinnung nicht vor Kränkung geſchützt waren, mußten die pfälziſchen Reformirten das Härteſte befürchten; in vollem Umfang galt hier das „Wehe den Beſiegten!“ Ein bayriſcher Jeſuit rieth damals [7]): Man dürfe die Wiederherſtellung dieſes Landes nie mehr zugeben, ſondern den Pfälzern und übrigen Proteſtanten ein ſo unerträgliches Joch aufbürden, daß ſie ſich nie wieder erholen könnten.

Erſt hatte man die Städte ausgeplündert und die Vorräthe an Lebensmitteln weggeſchleppt [8]); jetzt fing man an, ſie gewaltſam zu bekehren. Wie das geſchah und mit welchen Mitteln, darüber ſind wir glücklicherweiſe im Stande, aus den Originalakten Aufſchluß zu geben [9]). Schon vor der Abtretung der Pfalz hatte Maximilian (Sept. 1625) an ſeine Statthalter in Heidelberg in Betreff proteſtantiſcher Geiſtlichen und Lehrer geſchrieben: „Wo ihr nur einen wenig ſcheinbaren Vorwand und Gelegenheit zur Entfernung dergleichen Leut haben könnt, ſollt ihr an ihre Statt taugliche katholiſche Pfarrer, Capläne, Schul- und Kirchendiener verordnen und hiebei beſonders darauf Achtung zu geben, daß es nicht einer jählingen durchgehenden

6) Archivnachricht bei Mailáth III. 180.

7) Handſchr. bei Söltl II. 18.

8) In Heidelberg ſchleppte man in den harten Kriegstagen allein über 1400 Malter Korn, in Mannheim 6000 Malter Frucht hinweg, während 5000 Malter Korn und 120 Fuder Wein im Reichenſpital „man khan nit erforſchen wie oder was geſtalt“ zu Grunde gingen. S. Acta des dreißigjährigen Krieges T. LXXXI. auf dem münchner Archiv.

9) Die Originalcorreſpondenz des Kurfürſten Maximilian mit ſeinen Beamten zu Heidelberg findet ſich auf dem pfälziſchen Archiv zu Karlsruhe („Religion“. Convol. 1704).

Reformirung der Unterpfalz gleich ſehe." Noch ward die Sache ſehr verſtohlen betrieben; denn auf dieſem Briefe ſtand zuletzt: „ſonſt habt ihr dieſen Befehl bei Euch in gebührend Geheim zu halten." Indeſſen ward in drei Jahren doch ziemlich viel erreicht, und auf dem Lande, wie in Heidelberg ſelbſt, ging die Bekehrung ihren ſichern Gang; nur die Weiber bewieſen ſich hartnäckig. Drum befahl Kurfürſt Maximilian (24. Febr. 1628), „mehr Ernſt anzuwenden und den Geiſtlichen mit dem weltlichen Arme reichlicher beizuſtehen"; auch ſollten die noch vakanten Stellen mit exemplariſchen Prieſtern beſetzt, kirchliche Zierrathen, Roſenkränze, Gebetbücher den Bauern umſonſt vertheilt werden. Ueber den Erfolg ſchrieb damals (Febr. 1628) ein Jeſuit aus Heidelberg an den Kurfürſten: „Es ſind in der Stadt 400, außen über 1200 von der Ketzerei befreit worden; an den Feſttagen haben wir in der h. Geiſtkirche etwa 700 Communicanten gezählt. Wir beſorgen die Pfarrgeſchäfte allein, beſuchen täglich Kranke und Neubekehrte, halten Katechiſationen innerhalb der Stadt und auswärts, am Sonntag zwei Predigten. Es ſind dieſe Schaaren mit großer Anſtrengung geſammelt worden; denn noch vor ſechs Monaten waren die reicheren Bürger ſo halsſtarrig, daß zwei- bis dreihundert erklärten, ſie würden auswandern, wenn man ſie zum Glauben nöthigte. Zehn Tage vor Pfingſten wurde einzeln geprüft, wer unſerem Glauben angehöre; da erklärten ganze Quartiere (ſie hatten ſich vorher verabredet), ſie würden den Glauben ihrer Vorfahren behalten, den könne man ihnen nicht wie ihre andern Güter rauben. Seit nun die münchner Befehle hierhergelangt ſind, haben ſie unglaubliche Liſt verſucht, um ſie zu umgehen. Auch wollten ſie ſich beim Kaiſer beſchweren, aber die weltliche Regierung, die ſich bei allen Wohlgeſinnten unſterblichen Ruhm erworben hat, wußte es zu verhindern."

Die Bitten des Jeſuiten um noch kräftigere Maßregeln wurden ſämmtlich bewilligt [10]; er klagte beſonders über die

10) Auch er klagt über die Hartnäckigkeit der Weiber, dazu ſchrieb der Kurfürſt an den Rand: „gegen den Weibern ein anderer Ernſt der

katholiſchen Geiſtlichen auf dem Lande, die ſo beſchaffen ſeyen, daß die Pfälzer in ihnen ſchmutzige Ausſchweifung und Trunkenheit perſonifizirt ſähen; zudem wünſchte er an die Univerſität eine größere Anzahl von Jeſuiten, was verſprochen ward. Freilich wanderte eine Anzahl der reichſten Bürger aus, allein ſtatt abgeſchreckt zu werden, erließ die Statthalterſchaft (März) vielmehr einen Befehl, wornach Oſtern als Termin geſetzt ward; gleichzeitig erhielt Profeſſor Jungnitz, für ſeine Bekehrung von Regierung und Jeſuiten warm empfohlen, ſeine Wiederanſtellung.

Im ganzen Lande griff die Reaction um ſich. Schon 1625 hatte man angefangen, die Proteſtanten materiell zu verkürzen und die Beſoldungen der Lehrer auf die Hälfte oder ein Drittel herabzuſetzen [11]). Gewaltſame Mittel jeder Art ſcheute man nicht, wenn ſie mit ehrbaren Vorwänden maskirt werden konnten. In Bretten waren, wie ein Jeſuit im Mai 1625 nach München berichtete, der Amtsſchultheiß und Stadtſchreiber die Hauptgegner der Reaction; es erfolgte dann von München der Beſcheid (4. Juli 1625), „man könne ſie aus dem Weg räumen, nur müſſe man ſehen, wie ihnen mit Fug beizukommen ſey.“ Da nun in einer vom Schultheiß geſtellten Rechnung ein unklarer Punkt, vielleicht ein Betrug, zu finden ſey, könne man ihn dabei faſſen; freilich erwies ſich dieſe Klage als irrig und es erfolgte nur der allgemeine Befehl, ſolche Stellen wo möglich mit Katholiken zu beſetzen. Dem pfälziſchen Adel ward

---

Regierung anzubefehlen.“ Die Bitte um Hebung und Unterſtützung der äußern Cultusmittel iſt am Rande mit der Bemerkung verſehen: „dies ſoll auch verfüegt werden.“

11) Nach einer Tabelle im angeführten Fascikel des pfälz. Archivs erhielt der Schullehrer zu h. Geiſt früher 240, jetzt 70 Gulden, der Neckarſchulmeiſter früher 200, jetzt 70 Gulden, der Schulmeiſter zu St. Peter war von 120 auf fünfzig, die Schulhalterin zu St. Peter von ſechzig auf zwanzig Gulden reducirt worden. Dieſe geringen Anſchläge wurden aber nicht einmal ausbezahlt.

(Juni 1628) befohlen, binnen zwei Monaten entweder katholiſch zu werden, oder auszuwandern; die ſchon Ausgewanderten verloren ihre Güter. Auch die reichsunmittelbare Ritterſchaft in der meckesheimer und ſtüber Cent ward durch reactionäre Maßregeln bedrängt [12]).

Im Sept. 1628 war Allen ein äußerſter Termin geſetzt worden zur Bekehrung; Viele wanderten jetzt aus, da man ſie gegen Erlegung der Nachſteuer ziehen ließ. Denen, die Häuſer in den Städten beſaßen, gebot man binnen kurzer Friſt, ihre Häuſer an Katholiken zu verkaufen; wegen Mangel an Käufern zog ſich aber die Sache bis ins Jahr 1629 hinein, und die Statthalterſchaft berichtete Viel von einem „ſchädlichen Verkehr zwiſchen den Emigrirten und Zurückgebliebenen“; auch ſprach man von „betrüglichen Gerüchten“ über eine Rückkehr Friedrichs V., die unter dem gemeinen Mann circulirten. Maximilian befahl daher (Nov. 1629), binnen zwei Monaten müßten ſie mit dem Verkauf fertig ſeyn, ſonſt würde derſelbe von Amtswegen erfolgen.

Im Ganzen konnte ſelbſt die Statthalterſchaft den betrübenden Zuſtand des Landes nicht verbergen. Der Kurfürſt Maximilian ſuchte, neben größerer Ordnung in der Verwaltung, auch größere Einkünfte aus dem verarmenden Lande zu erzielen [13]), und das war ſchwer, da viel Wohlſtand vor der Reaction geflohen war. Am grellſten empfand dies die Univerſität. Sie ward zwar durch ein Decret vom 16. Juni 1629 wieder hergeſtellt, aber von den ausgezeichneten Gelehrten der frühern Zeit waren die Meiſten verſchwunden, nur Bachovius und Junguitz hatten ſich durch Abſchwörung des Proteſtantismus ihre Ruhe erkauft. Zu ihnen ward jetzt der Mediciner Balth. Neid gerufen, die beiden Jeſuiten, Baumann und Ruguinus Goelgens, bilden die theologiſche und philoſo-

12) Darüber eine Anzahl Briefe im angeführten Faſcikel des pfälz. Archivs.

13) Verordnung vom 23. Juni 1628. Collect. Camerar. XIX. fol. 291. Münchner Staatsbibl.

phiſche Facultät; freilich wurden im Jahr 1629 nur 34, im folgenden Jahre ſechzig immatrikulirt, und die Hochſchule konnte in dieſer ſchnell vorübergehenden Zeit der Ruhe keine wiſſenſchaftliche Bedeutung erlangen.

Die Reaction ſelbſt ging ihren Gang; in Heidelberg, Germersheim, Neuſtadt, Kreuznach, Simmern waren bald zahlreiche Proſelyten gemacht, und nur Frankenthal gab das Beiſpiel ausdauernder Feſtigkeit [14]). Die Franciskaner zogen bekehrend durchs Land, und bald waren in Wolfſtein, Stromberg, Monzingen, Lautern, Hoheneck, Rockenhauſen und vielen Dörfern die Katholiken Sieger. Freilich ward auch allenthalben die Folge des Soldatenregimentes und der Auswanderung wohlhabender Bewohner hart empfunden; der päbſtliche Nuntius, Carafa, der ſeit 1624 für dieſe Bekehrungen gewirkt, hatte daher Unrecht, wenn er den gegenwärtigen Zuſtand als eine glückſelige Wiedergeburt der Pfalz pries [15]).

Auch die obere Pfalz, die jetzt auf lange Zeit dem pfälziſchen Regiment entzogen ward, blieb nicht verſchont; die frühere Verſicherung, nur den Calvinismus wolle man verdrängen, fand bei den lutheriſchen Oberpfälzern keine Anwendung. Außer dem Verluſt ihrer politiſchen Rechte, der Aufhebung der von den calviniſchen Kurfürſten trotz der entſchiedenen Oppoſition geſchützten Landſtände, drangen jetzt Jeſuiten und Mönche in Maſſe ein; das Geſchäft der Bekehrung ward rückſichtslos, oft härter, als es in Marimilians Willen lag, durchgeſetzt. Ein kaiſerliches Decret verordnete die Einführung des Katholicismus, und Carafa rühmte, daß es leichter als in Böhmen und Oeſtreich gelungen ſey [16]). Den Pfarrern hatte man erſt die Wahl gelaſſen, bis Martini 1628 katholiſch zu werden oder auszuwan-

---

14) Carafa Germ. sacra p. 340. 345.

15) S. Legatio apostolica Carafae ed. Ginzel S. 10. 120. Vgl. auch über dieſe Zeit: Der Pfälzer Zehrpfennig durch Philonem Aretaeum, Bergo-Palatinum. 1630.

16) Carafa Germ. sacra S. 318.

dern; ſchon um Frohnleichnam wollte man ſie aber zwingen, die Meſſe zu beſuchen und mit den Proceſſionen zu ziehen; als die Mehrzahl ſich weigerte, wurden ſie (Juli), ſammt Weibern, Kindern und Geſinde, hinausgejagt und ihnen mit dem Staubbeſen, ja mit der Todesſtrafe gedroht, wenn ſie ſich ferner blicken ließen![17]) Die Beamten wurden durch die Drohung, man werde ſie entlaſſen, bekehrt; während man bei Taufe, Abendmahl, Beerdigung jede Art von moraliſcher Tortur anwandte, wurden, wie zum Hohn, die armen Leute gezwungen, zu ſchwören, ſie hätten ſich freiwillig bekehrt[18]). Im Novbr. drohte man, jeder, der ſich weigere, müſſe 100 fl. bezahlen; ehe noch der Termin verfloſſen war, begann man ſie mit Soldaten gewaltſam hinauszutreiben. Die Bitten und Vorſtellungen, welche die Oberpfälzer in München anbrachten, waren natürlich ohne Erfolg. Die Antwort, die Maximilian gab, auch unter pfälziſcher Regierung habe man gewaltſam bekehrt, ward von den Ambergern richtig dahin erwiedert, man habe damals zwar andere Prediger eingeſetzt, niemals aber das Volk zur Annahme des Lutherthums oder Calvinismus in Maſſe gezwungen, oder gar mit Verjagung gedroht[19]); im Jahr 1618 ſey ſogar noch befohlen worden, keinen Katholiken ſeines Glaubens wegen zu vertreiben[20]).

In Amberg ſelbſt und andern bedeutenden Orten ging die Bekehrung dennoch langſam; man ſchärfte das Bekehrungsedict. Wenn „verheirathete Perſonen, Mann und Weib, kategoriſch verweigern, ihre Religion zu ändern, ſo ſollen ſolche bald miteinander ausgeſchafft werden; beharre aber von zwei Eheleuten

17) Struve Pfälz. Kirchenh. S. 561.

18) Ib. S. 563.

19) Wir verweiſen auf die Geſchichte Friedrichs III., Johann Caſimirs und Friedrichs IV. und auf die Thatſache, daß in der Oberpfalz trotz der Bemühungen der calviniſchen Fürſten viele Lutheraner und auch Katholiken übrig blieben; die hiſtoriſch-politiſchen Blätter III. 630. 636 ſind daher im Irrthum, wenn ſie das Verfahren Friedrichs III. und Maximilians zuſammenſtellen.

20) Handſchr. Nachricht bei Söltl II. 16.

blos eines auf ſeiner Weigerung, ſo ſolle dieſen ein Termin von etwa 8 Tagen zur Auswanderung geſetzt werden. Die Kinder ſolle man jedoch im Lande zu behalten ſuchen“[21]. Die Drohung ward zu Ende des Jahres vollzogen, nur dem Adel noch der Termin verlängert, und als die Volksſtimmung durch dieſe Gewaltthaten gereizt ward, nahm man Gelegenheit, dies von der politiſchen Seite aufzufaſſen und das Land mit verſtärkter Soldatenmacht zu drücken[22]. Maximilians Nachbar und Schwager, der bekehrte Wolfgang Wilhelm von Neuburg, folgte dem Beiſpiel; er befahl (17. Juli) allen proteſtantiſchen Geiſtlichen in ſeinen und ſeines Bruders, Auguſt, Beſitzungen, binnen drei Wochen auszuwandern; den Beamten ward ein Termin von ſechs Monaten geſetzt und allen Unterthanen das Beſuchen des katholiſchen Gottesdienſtes anbefohlen[23].

Härter hatte noch nie eine Zeit auf dem pfälziſchen Lande gelaſtet, als die Jahre 1628 und 1629, und damit den Bedrängten jede Hoffnung auf Rettung abgeſchnitten werde, zog ſich jetzt auch der letzte Kämpfer für die proteſtantiſche Sache, Dänemark, vom Schauplatz zurück. Chriſtian IV., nach allen Unglücksfällen des letzten Krieges ſehr herabgeſtimmt, war froh, in dem lübecker Frieden (12. Mai 1629) für ſich ſelbſt erträglich davon zu kommen; ſeiner Verbündeten, namentlich Friedrichs V. ward in dem Vertrage nicht einmal gedacht.

Auch die pfalzgräfliche Familie war noch nie ſo ſchwer heimgeſucht worden. Während die verwittwete Kurfürſtin in gedrängten Verhältniſſen lebte, der 25jährige Pfalzgraf Ludwig Philipp, der Bruder des Kurfürſten, vergebens den Kaiſer perſönlich bat um Rückerſtattung ſeiner ihm ohne Grund entzogenen

---

21) Nachricht in den hiſtoriſch-politiſchen Blättern von Görres und Philipps III. 633.

22) Hiſtoriſch-politiſche Blätter III. 635. 636, wo die Bemerkung beigefügt iſt: „daß es zwiſchen dem Militär und den Einwohnern bei der gereizten Stimmung zu Exceſſen gekommen, geht zwar aus den Akten keineswegs hervor, iſt jedoch nicht unwahrſcheinlich.“

23) Struve S. 562.

Güter [24]), wurden auch die Verbannten im Haag von harten Schlägen getroffen. Für die politiſchen Leiden hatte ſie das Familienglück entſchädigt; jetzt geſchah auch hier ein ſchmerzlicher Riß. Friedrichs älteſter Sohn, der damals 14jährige Kurprinz Heinrich Friedrich, berechtigte durch Anlagen und Erziehung zu den beſten Hoffnungen; er genoß eines trefflichen Unterrichts durch die ausgezeichnetſten Lehrer, und ſeine ſittliche Tüchtigkeit war durch die Fürſorge ſeiner Eltern, wie durch die unglückliche Lage der Familie hinlänglich gewahrt. Nun hatte damals der holländiſche Seeheld Peter Hein einen Theil der ſpaniſchen Silberflotte erbeutet und kehrte damit nach Holland zurück. Viele eilten nach Amſterdam um die glänzende Beute zu ſehen (Jan. 1629), auch Friedrich V. mit ſeinem Kurprinzen und mehreren Begleitern fuhr in einer Jacht nach Amſterdam. Da traf ſie am Abend des 17. Januars bei Harlem ein großes Schiff, das mit aller Gewalt auf ſie losfuhr und ihr Fahrzeug zerſchellte. Pfalzgraf Friedrich und fünf Perſonen wurden durch ein herbeieilendes Schiff gerettet; zehn andere ertranken. Unter ihnen war der Kurprinz, der mit dem Angſtſchrei: Vater, rette mich, in die Wellen ſank und todt wieder hervorgezogen ward. Es ſollte für die unglückliche Familie keine Freude mehr geben; ſtatt ein Siegesfeſt zu ſehen, brachte der bedauernswerthe Kurfürſt ſeiner Gemahlin nur die Leiche ſeines Kindes zurück [25]).

Es ſchien ſich jetzt alles zu verdüſtern. Von England keine Rettung, Dänemark überwunden, Deutſchland verſtummt, auch Bethlen Gabor, von dem Friedrich mit Geld war unterſtützt worden, ſtarb im Oktober; — wie ſchwach mußte damals die Hoffnung ſeyn, welche Friedrich und ſeine Gemahlin auf das Wiederaufleben ihrer glücklichen Tage ſetzen mochten!

Es war ſeit langer Zeit kein bedeutungsvollerer Moment für die deutſche Monarchie geweſen, als die Zeit nach dem Lübecker Frieden; auf Ferdinand II. ruhte jetzt die große Ver-

---

24) Theatr. eur. I. 1096.

25) Khev. VI. 878.

pflichtung, das Unrecht von Jahrhunderten gut zu machen und die deutſche Kraft aus ihrer Zerſplitterung zu erheben. Wenn er, ohne kirchliche Engherzigkeit, auf ſeine und ſeines Feldherrn Macht geſtützt, das Werk der Wiederherſtellung jetzt vornahm, und auf den Trümmern der vernichteten Ariſtokratie geiſtlicher und weltlicher Landesfürſten allmählig den Bau der deutſchen Einheit und Monarchie wieder aufrichtete, ſo konnte man alles Geſchehene leicht vergeſſen, kein Deutſcher wäre berechtigt geweſen, dem Untergang des pfälziſchen oder bayeriſchen, des ſächſiſchen oder brandenburgiſchen Weſens eine Thräne des Bedauerns nachzuweinen. Die Schuld der Auflöſung deutſcher Größe, der innern Spaltung hatte ſich ſeit ſechs Jahrhunderten auf dem Namen des Landesfürſten in reichem Maße gehäuft; ſeit Otto von Nordheim, Rudolf von Rheinfelden, Heinrich dem Löwen hatten die Umtriebe der rebelliſchen Ariſtokratie niemals geruht; doch war es immer noch nicht zu ſpät, wenn der Tag der Abrechnung erſchien. Ging Ferdinands ganzes Streben auf dieſes Ziel hin und erblühte aus der zehnjährigen Verwirrung ein großes, mächtiges Deutſchland unter einem Haupte, ſo verſchwand alles andere vor der Größe und Bedeutung des Reſultates, und der pfälziſche Geſchichtſchreiber ſähe ohne Schmerz die Geſchichte ſeiner Provinz in der allgemeinen deutſchen aufgehen.

Ferdinand II. war aber von ſolchen Beſtrebungen innerlich fern, ſo nah er ihnen auch äußerlich zu ſtehen ſchien; kirchlich befangen und perſönlich von den landesfürſtlichen Tendenzen abhängig, beſaß er die Spannkraft und Kühnheit nicht, Alles auf eine einzige Karte zu ſetzen. Wer bisweilen ſolche Ideen in ihm weckte, war Wallenſtein; in ihm allein hatte jene Idee einer monarchiſchen Revolution feſten Halt gewonnen, er allein beſaß geiſtige und äußere Mittel ſie auszuführen. Er war es, der geſagt hatte: „Man braucht keine Fürſten und Kurfürſten mehr, es iſt Zeit, denſelben das Gaſthütel abzuziehen; wie in Hiſpanien und Frankreich Ein König iſt, alſo ſoll auch in Deutſchland nur Ein Herr allein ſeyn.“

Solche Worte hatte man ihm nicht vergeſſen; die deutſche Ariſtokratie, ſonſt ſtets durch Einzelintereſſen getrennt, war einig, ſo bald jenes Syſtem der vielköpfigen Anarchie, das man „deutſche Freiheit“ nannte, ernſtlich bedroht ſchien, und alle ihre Thätigkeit war jetzt auf den einen Punkt gerichtet, wie der Kaiſer ſeiner Macht beraubt und von Wallenſtein getrennt werden könne. Der Cardinal Richelieu war im Einklang mit Bayern und einem Theil der deutſchen Katholiken; es wurde auf ein Mittel geſonnen, wie man die dichte Reihe der Freunde des Kaiſers lichten und die gefährliche Kraft, die er geſammelt, in fruchtloſen Unternehmungen zerſplittern könne [26]). Was war geeigneter als eine kirchliche Reaction, welche hier die kaiſerlich geſinnten Proteſtanten mit Ferdinand entzweien, dort die bereicherten und geſättigten Katholiken in ihrem Intereſſe für den Kaiſer ermüden mußte? So entſtand, allen beſſern Rathſchlägen zum Trotz, durch die franzöſiſchen Intriguen, durch die Thätigkeit des päbſtlichen Nuntius und ſeiner Trabanten, in Ferdinands II. ängſtlich katholiſchem Gemüth jener monſtröſe Entwurf einer kirchlichen Umwälzung, der am 6. März 1629 als Reſtitutionsedict veröffentlicht ward. Alle katholiſchen Kirchengüter, die ſeit 1552 waren eingezogen worden, ſollten an die Katholiken zurückfallen, auch den Katholiken in ihren Ländern ſollte das Reformationsrecht zuſtehen, und die Zwinglianer und Calviniſten von dem Rechte der kirchlichen Duldung ganz ausgeſchloſſen werden. Die Frage der Berechtigung zu ſolch einem Schritt iſt hier die minder wichtige; ob es aber klug war, einen Beſitzzuſtand von beinahe 80 Jahren, der in tauſend Intereſſen eingriff [27]), mit einem Federſtrich zu vernichten, läßt ſich mit vollem Rechte bezweifeln. Alle Proteſtanten, die auf Ferdinands Seite geſtanden hatten — und wir haben geſehen, daß Sachſen und Brandenburg jedem

---

26) Khev. Ann. Ferd. XI. 427 ff. Vgl. Rusdorfs Berichte aus Paris in den Epist. 89 und den Mém. II. 732 ff.

27) S. die aktenmäßigen Verzeichniſſe bei Mailáth, III. 106, woraus die ungeheure Ausdehnung dieſer Revolution klar wird.

Katholiken darin den Rang abliefen —, waren jetzt für ihren Beſitz zu den Waffen gerufen; die wiederholte Verſicherung, der Kampf ſey ein politiſcher, kein kirchlicher, war jetzt Lügen geſtraft, und die kaiſerliche Macht, die bei jeder großen Unternehmung der nationalen Theilnahme ſicher ſeyn durfte, ward gehäſſig durch eine kirchliche Reaction, die nur mit Härte konnte ausgeführt werden. So entfremdete ſich Ferdinand alle ſeine proteſtantiſchen Anhänger, und die katholiſchen ließen ihn fortan ohne Hülfe, weil ſie ihren Zweck vollſtändig erreicht hatten.

Die landesfürſtlichen Tendenzen, wie Maximilian von Bayern unter Richelieus Schutz ſie vertrat, waren aber damit nicht beruhigt; man hatte erſt des Kaiſers Anhang zerſplittert, es mußte auch ſeine militairiſche Macht gebrochen werden. Wallenſtein war ihr Schöpfer und die Stütze dieſer Macht; gegen ihn ward daher die ganze Thätigkeit jener Parthei gerichtet. Schon 1627 hatte die Liga eine Verſammlung zu Würzburg gehalten, um ſich über die wallenſteiniſche Kriegsmacht zu beſprechen; die verübten Exceſſe waren der Vorwand, die Schwächung Ferdinands und die Entfernung ſeines Feldherrn der eigentliche Zweck. Auch jetzt, zu Anfang des Jahres 1629, kam die Liga zuſammen, und zwar zu Heidelberg, an demſelben Ort, wo noch ein Jahrzehnt zuvor die calviniſche Oppoſition ihren Hauptſitz gehabt hatte. Vieles ward dort beſprochen, bei weitem das Wichtigſte war zuerſt die Verabredung, die ligiſtiſche Armee nicht zu entlaſſen, ſondern ſie fortwährend von dem Gute der eroberten Länder groß zu ziehen, dann die Forderung an den Kaiſer, er möge einen Kurfürſtentag berufen zur allgemeinen Beſtellung des Friedens [28]). Das letzte war gegen Wallenſtein gerichtet, und der Kaiſer mußte, wenn er ſeinen Feldherrn halten wollte, dem Kurfürſtentag um jeden Preis widerſtreben. Das wagte Ferdinand nicht; am Anfang Juni 1630 traf er in Regensburg zum Fürſtentage ein, um dort dem Begräbniß ſeiner Macht beizuwohnen.

---

28) Senkenberg XXVI. 14 ff.

Des Kaiſers Vortrag brachte Fragen zur Erörterung, die den Beſtrebungen der mißvergnügten Ariſtokratie die Bahn ebnen mußten; er verlangte ihren Rath über die Einrichtung des Friedens, die Sicherſtellung vor fernerer Thätigkeit des Pfalzgrafen und ſeiner Verbündeten, die Vermeidung der drohenden Kriege in Italien und mit Schweden, und endlich — die Abſtellung der Beſchwerden, wie ſie das bisherige Kriegsweſen hervorgerufen hätte [29]).

Der letzte Punkt war der gewichtigſte, denn daran hing ſich jetzt die ganze lange Reihe von Beſchwerden. Die andern Fragen wurden nur flüchtig beantwortet, die Angelegenheit des Pfalzgrafen dem Kaiſer überlaſſen. Friedrich V., durch die jüngſten Ereigniſſe ganz gebrochen, war jetzt zum Aeußerſten entſchloſſen, was ſeine Ehre ihm geſtattete; darum waren der engliſche Geſandte und Rusdorf zu Regensburg erſchienen, und ſuchten beim Kaiſer und den Fürſten auf jede auch nur erträgliche Weiſe ein Abkommen zu erhalten. Sie brachten einen Brief von Friedrich mit, worin er die Kurfürſten in der inſtändigſten Weiſe bat, für ihn vermittelnd aufzutreten, und der engliſche Geſandte unterſtützte in ähnlicher Art die Bitte des Pfalzgrafen. Ja, an Ferdinand ſelbſt richtete Friedrich einen Brief, worin er bat: „die gegen ihn gefaßte Ungnade fahren zu laſſen, das Geſchehene der damals mißleiteten Jugend zu Gute zu halten, dem Reich den Frieden zu geben und das Seufzen ſeiner armen unſchuldigen Unterthanen mit den Augen der Barmherzigkeit anzuſehen“ [30]). Aber dem Kaiſer waren die Hände gebunden; womit ſollte er den pfälziſchen Kurfürſten

---

29) Die Verhandlungen bei Londorp IV. p. 45 ff.

30) „Daran verrichten Ew. Kayſ. May. ein Werk Ihrer Kayſerlichen Gütigkeit, erwarten darzu einen unſterblichen Ruhm, verobligiren mich und mein ganzes Haus zu dero Dienſten, und ich will mich die Zeit meines Lebens äußerſten vermögens bearbeiten, ſolches mit würklicher Dankbarkeit unterthänigſt zu beſchulden, auch meine Kinder zu gleichmäßiger ſchuldiger Gebühr anzuweiſen“, lauten die Schlußworte des Schreibens bei Londorp IV. 672. Die andern Briefe ſtehen ebendaſ. IV. 98—100.

entſchädigen? Er beharrte auf ſeiner früheren Forderung, Friedrich müſſe ſich erſt unbedingt unterwerfen und dann erwarten, was des Kaiſers Gnade über ihn beſchließe; darauf wollte aber Friedrich ſich nicht einlaſſen. Man faßte die Sache von einer andern Seite her; geiſtliche Vermittler bearbeiteten in dringenden Briefen den Kurfürſten und ſeine Familie, deuteten an, daß Friedrichs Uebertritt zum Katholicismus Alles gut machen werde, die ganze Hoffnungsloſigkeit ſeiner Lage war ihm in ſolchen Briefen aufgedeckt [31]); allein hier traf man Friedrichs ſtarke Seite; eh er ſeinen Glauben aufgab, wollte er ſich und ſeinem Stamme lieber auf ewig den Rückweg zum Throne verſchließen.

Die andern Angelegenheiten wurden nicht befriedigender gelöſt; weder in der Berathung über die drohenden Kriege, noch in der Wahl eines römiſchen Königs zeigten ſich die verſammelten Fürſten dem Kaiſer geneigt. Ihre ganze Energie, durch geſchickte Intriguen einer franzöſiſchen Geſandtſchaft unterſtützt, richtete ſich auf die Verminderung des kaiſerlichen Heeres und die Entfernung Wallenſteins. Wahrheit und Uebertreibung, gerechte Beſchwerden und feindſelige Anklagen wurden ſo mit einander vermiſcht, daß der Kaiſer die Hoffnung verlor, ſeinen Feldherrn behaupten zu können; das einzige Mittel war Gewalt, aber Ferdinand II. war nicht der Mann, von den Truppen, womit Wallenſtein Regensburg wie mit einem Netz umſchlungen, ernſtlich Gebrauch zu machen [32]). Zwar konnte der Kaiſer den feinen Plan, wonach Kurfürſt Maximilian Oberanführer werden ſolle, noch verhindern, allein zum Sturze ſeines Oberfeldherrn hatte ſich alles verſchworen.

So geſchah das Unvermeidliche; Wallenſtein ward entlaſſen und nahm die Nachricht mit der ruhigen Faſſung eines Mannes auf, der die Gewißheit in ſich hat, daß ſeine Stunde einſt wieder kommen würde. Die Landesfürſten, die bayriſche Politik,

---

31) Söltl II. 82 f.

32) Vgl. darüber Gfrörer Geſchichte Guſtav Adolfs S. 647 ff.

die Mönche, die Höflinge, die Wallenſtein haßten, triumphirten jetzt; „die Thoren!“ möchte man mit Homer ausrufen, denn in denſelben Tagen (4. Juli) war Guſtav Adolf von Schweden an der deutſchen Küſte gelandet.

§. 11.

Umgeſtaltung der Dinge. Guſtavs Siege im Norden; Befreiung der Pfalz.

Ein friſches kräftiges Heer nahte jetzt unter einem großen Führer; eine Armee, die er aus volksthümlichen Elementen gebildet und durch ſtrenge Mannszucht wie durch religiöſen Ernſt veredelt hatte. Die Schweden des Jahres 1630 waren nicht die von 1634; gegenüber den wüſten Horden von Wallenſtein und Tilly, gegenüber ihren eigenen Heeren der Folgezeit, haben dieſe erſten Schaaren etwas gewaltig Imponirendes. An ihrer Spitze aber ſtand Guſtav Adolf, wie geſchaffen, dem bunten Partheikampfe kleiner Intereſſen einen höheren Impuls zu geben; ihn ſchmückten alle Eigenſchaften eines Helden, und er war von der Natur ſo reich ausgeſtattet, ſo harmoniſch gebildet, daß man die Intentionen der Herrſchſucht, das Schlaue und Berechnende des ſtaatsmänniſchen Sinnes über dem gewinnenden Zauber perſönlicher Liebenswürdigkeit ganz überſah. Ein Mann von ſolch gereifter Größe, der ſo hoch ſtand über der kirchlichen Enge ſeiner Zeit, ſchien wie geboren, den Abgrund der letzten Revolutionen zu verſchließen; daß der Zweck ſeines Kommens umfaſſender war, als die Wiedereinſetzung des Pfalzgrafen, war leicht zu begreifen.

Doch empfand die Pfalz alsbald die Wirkungen ſeines Erſcheinens, und auch Friedrich V. ſchien jetzt dem Ende der Verbannungsjahre nahe zu ſeyn. Den wunderbaren Siegeslauf von der pommerſchen Küſte bis zur Rheinpfalz zu ſchildern, liegt unſerm Zwecke fern; wir eilen zu den Ereigniſſen, die unſer gedrücktes Pfälzerland vom Jeſuitismus und dem bayriſch-

ſpaniſchen Druck auf einige Jahre erlöſten. Raſch hatte der König Pommern erobert, Frankreich durch eine Allianz an ſich geknüpft (Jan. 1631) [33]), und ſchon wagte der furchtſame Theil der Lutheraner, deren Zorn über das Reſtitutionsedict theils ſtumm, theils kraftlos geweſen war, ſeine Stimme laut zu erheben. Auf einer Verſammlung zu Leipzig (Febr. 1631) machte man Miene, die calviniſchen und lutheriſchen Intereſſen zu vereinigen, regte die pfälziſche Sache an und erließ an den Kaiſer ein Schreiben, von dem man zweifeln konnte, ob es mehr Bitte oder Drohung war [34]). Bald waren Brandenburg und Sachſen, halb gezwungen, halb gutwillig, aus ihrer neutralen Stellung zu Verbündeten Schwedens geworden, und Guſtav Adolf hatte ſein Ziel, alle Proteſtanten Deutſchlands unter ſeinen Fahnen zu verſammeln, erreicht. Die Schlacht bei Breitenfeld (Sept. 1631) vernichtete die ligiſtiſche Armee, und wenn der Kaiſer anfangs nicht ohne Schadenfreude mochte zugeſehen haben, wie die landesfürſtliche Oppoſition durch die Verluſte der bayriſch-ligiſtiſchen Macht ihre Stärke verlor, ſo erhielt die Sache jetzt ein bedenkliches Anſehen, denn Guſtav Adolf zog unaufhaltſam nach dem Süden; Franken und die Maingegenden nahmen ihn auf und in den erſten Tagen des Dezember 1631 vernahmen die Bewohner der Pfalz, die Oppenheimer und Alzeier, ſchon das Geſchütz des Befreiers, das auf dem rechten Ufer des Rheines angelangt war. Die Erlöſung von 9jährigem Druck ſchien nahe zu ſeyn; das arme Volk war in ſo jammerswerther Lage, daß es ſich ſehnte, ſtatt einer Fremdherrſchaft — eine andere einzutauſchen.

Mit Truppen tüchtig beſetzt waren nur Mannheim und Heidelberg; die Tillyſchen Schaaren, die an der Bergſtraße aufgeſtellt waren, zogen ſich eilig zurück, als die Schweden von Frankfurt und Darmſtadt die Bergſtraße herauf rückten; die ganze Gegend von Bensheim bis Ladenburg vertauſchte die

---

33) Moſer Patr. Archiv VI. 163.

34) Es iſt bei Londorp IV. 136 ff.

bayriſchen Truppen mit ſchwediſchen. Jetzt rückte Guſtav Adolf dem Rheine zu; zwiſchen Stockſtadt und der Sternſchanze, welche die Spanier, Oppenheim gegenüber, aufgeworfen hatten, lagerte er ſein Heer; es war die Gegend, wo die altdeutſche Sage den Nibelungen-Hort in den Rhein verſenken läßt. Am 6. Dezember ſetzte der König, nur von vier Perſonen umgeben, auf einem Nachen über den Rhein, aber die ſpaniſchen Vorpoſten drüben zwangen ihn, unter Lebensgefahr wieder umzukehren [35]). Die Spanier hatten alle Fahrzeuge zerſtört; erſt in der Nacht ſchaffte ein Nierſteiner Schiffer Rath. So wurden dann am folgenden Morgen (7. Dez.) in zwei Schiffen etwa 500 Mann hinübergebracht; von der ſpaniſchen Uebermacht heftig angefallen, hielten ſie ſich tapfer, bis die Fahrzeuge Verſtärkung brachten; die Spanier flohen; der Kern der Armee rückte über den Rhein und ſtimmte das Lied an: „Aus meines Herzens Grunde.“ An der Stelle aber, wo die Schweden zuerſt den Rhein überſchritten, ward eine Säule errichtet mit dem gekrönten ſchwertgerüſteten Löwen Schwedens, die noch jetzt den Namen „Schwedenſäule“ führt [36]).

Jetzt ergab ſich die Sternſchanze auf dem rechten Ufer, auch Oppenheim konnte nicht widerſtehen; denn als die Schweden anſtürmten, erhoben ſich die Bürger gegen die verhaßten ſpaniſchen Dränger, und was von dem lothringiſchen und ſpaniſchen Volke nicht durch die Flucht entronnen war, vermochte nicht, ſich zu retten. In der alten Burg Landscron allein wurden mehrere Hundert niedergemacht; die entflohen, hausten mit Raub und Zerſtörung ganz furchtbar und namentlich Worms ward ſchwer heimgeſucht. Der König war ſeines ſchnellen Siegs wegen in guter Laune; „er komme ſich vor“, ſagte er am erſten Abend zu den Offizieren, deren Viele für die ſchöne Eliſabeth Stuart warm begeiſtert waren, „wie ein irrender Ritter

35) Harte Leben Guſtav Adolfs II. 96.
36) Theatr. eur. II. 492 f.

der alten Zeit; denn er führe ja auch, wie jene, einen Rachekrieg für eine gekränkte Dame."

Während er gegen Mainz zog, brach auf allen Seiten des pfälziſchen Landes das ſpaniſch-ligiſtiſche Regiment zuſammen. Am Niederrhein eroberte der Rheingraf Simmern, Bacharach, Caub und reinigte, ſammt dem heſſiſchen Heer, die Gegend von den Spaniern; am Mittelrhein gingen Speyer, Germersheim, Neuſtadt, Landau, Weißenburg auf ſchwediſche Seite über, und überall mehrte ſich das Heer durch neue zahlreiche Werbungen. Das Glück hatte die ſpaniſchen Waffen verlaſſen; durch einen kühnen Handſtreich verloren ſie jetzt die Hauptfeſtung in der Pfalz. Am Morgen des 29. Dez. (a. St.) ſprengte Herzog Bernhard von Weimar mit 300 Mann auf die Thore von Mannheim los und rief: „Man möge ihn ſchnell einlaſſen, es ſeyen kaiſerliche Truppen, die man verfolge." Man öffnete, aber die überraſchte Beſatzung büßte ihren Mißgriff; was von Spaniern da war, 250 Leute, wurde niedergehauen; die deutſchen Soldaten traten zu Bernhard über. Den ſpaniſchen Capitän, Maraval, ſammt ſeinem Fähndrich, ließ man gegen Löſegeld frei; ſie gingen nach Heidelberg und büßten dort vor dem Gouverneur ihre Sorgloſigkeit mit dem Leben. In den erſten Tagen des neuen Jahres ward Kreuznach genommen; gleichzeitig die Spanier aus dem Schloſſe Staleck verdrängt (9. Jan.), und die Heſſen reinigten Caub, Gutenfels und die Pfalz im Rhein von den Spaniern.

So war bis auf Heidelberg und Frankenthal, wo die Spanier ſich ſtark verſchanzt hatten, die Rheinpfalz befreit. Auf Bitten der Pfälzer erlaubte der König, daß man den Proteſtantismus wieder einführe, und bald zogen Schaaren von Predigern herein, die Kirchen, aus denen man ſie verdrängt, wiederzubeſetzen [37]). Es iſt daher Zeit zu erfahren, was der Kurfürſt und ſeine Familie indeſſen erlebt hatten.

37) Moſer Patr. Archiv VIII 544.

Der regensburger Reichstag hatte ihn abgewieſen, durch die gleichzeitige Ausſöhnung Englands mit Spanien (Nov. 1630) war ihm die letzte Hoffnung auf die Hülfe ſeiner Verwandten abgeſchnitten worden. Die Vermittlung, die Karl I. noch einmal zu Wien verſuchte (Juni 1631), war nicht glücklicher, als die früheren, obwohl Guſtav Adolf bereits im Herzen von Deutſchland ſtand[38]. Friedrichs Mutter, Louiſe Juliane, war indeſſen mit Guſtav Adolf ſchon zuſammengetroffen; ſie lebte am berliner Hofe bei ihrem Tochtermann und ward Vermittlerin in den Unterhandlungen, welche Brandenburg in das ſchwediſche Bündniß zogen[39]. Die reißenden Fortſchritte der ſchwediſchen Waffen, der Siegeszug aus Sachſen an den Rhein, die Befreiung der Pfalz, das Alles weckte plötzlich wie Siegesjubel die Verbannten im Haag. Jetzt machte ſich Friedrich in den erſten Tagen des Jahres 1632 auf den Weg, um ſeinen Erretter zu begrüßen.

Friedrich war auch hier zu arglos, zu wenig Menſchenkenner, um Guſtavs Plane zu ahnen; in ſeiner Unſchuld meinte er, es gäbe für den Schwedenkönig nichts Wichtigeres zu thun, als einen geächteten Pfalzgrafen wieder einzuſetzen. Guſtav ſtrebte weiter, er war bis in den Kern der deutſchen Zuſtände eingedrungen und hatte den kranken Keim erkannt, an dem der große Körper leide. War es ein Wunder, wenn er, von deutſcher Mutter geboren und deutſch gebildet, ſich dem Gedanken mehr und mehr näherte, für dies Deutſchland der ächte Friedensbringer und Wiederherſteller zu werden? Kein Fürſt der Zeit verband ſo glänzend die Eigenſchaften des Feldherrn mit denen des Staatsmannes; keiner ſtand ſo hoch über der kleinen Befangenheit kirchlicher Anſicht; wie ſollte nicht in ihm der Gedanke reifen, auf dieſen alten Stamm des Weltkaiſerthums einen friſchen, kraftvollen Zweig germaniſchen Stammes zu pfropfen? So war vor ſeinem Innern Deutſchland ſchon jetzt ein werthes

---

38) Theatr. eur. II. 408. 410.

39) ém. de Loyse Juliane S. 298.

Eigenthum, deſſen Verkürzung er nicht litt; mit kalter Ruhe wies er die ländergierigen Anſprüche der deutſchen Fürſten, die jetzt wie Raubvögel ſich ſammelten, von ſich ab, und das verſchlungene Gewebe diplomatiſcher Verträge, das Frankreichs trugvolle Eiferſucht und Bayerns Egoismus geflochten, löste er mit Meiſterhand [40]). Es ſollte kein Dorf von Deutſchland losgeriſſen werden, rief er den Franzoſen ſchon mit dem Gefühl des Beſitzers zu; er wolle Deutſchland retten, erklärte er gleichzeitig der Liga, aber aus Dankbarkeit ſolle man ihn zu Ferdinands II. Nachfolger, zum römiſchen König, wählen.

Die pfälziſchen Intereſſen wurden alſo hier von einem tiefer liegenden, gewichtigen Plane durchkreuzt, und es mußte Guſtav ärgern, wenn ihm bei ſolchen Gedanken die alte Unionspolitik mit aller ihrer ſtaatsmänniſchen Befangenheit und landesfürſtlichen Selbſtſucht in den Weg trat. So kam zu ihm nach Mainz der engliſche Geſandte, Anſtruther, der noch einmal in Wien geweſen war, um mit aller Demuth der damaligen engliſchen Politik die Rückgabe der Pfalz zu erflehen [41]); der König gab ihm keinen Beſcheid, denn über Englands Thatloſigkeit und politiſche Steifbettelei war er längſt unwillig geweſen. Bald nachher kam in Friedrichs V. Namen der Böhme Slavata; Guſtav empfing ihn freundlich, ſchickte zur Begrüßung einen Boten nach dem Haag, „der Kurfürſt möge nur ins ſchwediſche Lager kommen; der König ſey entſchloſſen, ihn wiedereinzuſetzen, wenn nur auch England ſich rühre" [42]). Aber

---

40) Die Verhandlungen, die bald Bayern und der Liga die Neutralität verſchaffen, bald Frankreich einſtweilen das Elſaß oder wenigſtens unmittelbare Theilnahme am Krieg erwerben ſollten, wurden von Guſtav mit einer Virtuoſität neutraliſirt, die ſelbſt Richelieu erſtaunen machte. S. Gfrörer S. 941 ff. Wie er mit den Fürſten redete, zeigt das merkwürdige Tiſchgeſpräch bei Moſer IV. 466 ff. Ueber die bayriſchen Verhandlungen mit Frankreich vergl. die treffenden Aktenſtücke bei Mailáth III. 269 f.

41) Harte Leben Guſtav Adolfs II. 105.

42) Harte II. S. 134

England that nichts; während ſeine Geſandten überall in demüthiger Haltung umherreisten, hatte man Guſtav nirgends unterſtützt, vielmehr fortwährend mit deſſen Feinden flehend unterhandelt; jetzt auf einmal kam, zu Anfang des Jahres 1632, ein engliſcher Botſchafter, Vane, zu Guſtav und verlangte ohne Weiteres Friedrichs V. Wiedereinſetzung. So frühreif wollte der König ſeine weiteren Plane nicht geſtört ſehen durch einen läſtigen Vermittler; es iſt zwar wahrſcheinlich, daß er den Pfalzgrafen nicht unentſchädigt laſſen wollte, aber jetzt im Augenblick, auf die bloße Forderung Englands hin, die ſchwierige Frage der pfälziſchen Reſtitution entſcheiden, war zu viel verlangt. Guſtav forderte wenigſtens einen engliſchen Succurs von 11000 Mann; Vane erwiederte, ſein Herr kaufe nichts um höheren Preis, als es werth ſey; ja, der engliſche Diplomat war taktlos genug, den Schwedenkönig zu reizen, indem er ihn an die Einſetzung Friedrichs, wie an eine Pflicht, mahnte! [43])

So lagen die Dinge, als Friedrich V. ſich zum König begab. Die holländiſche Republik hatte ihn mit einem anſehnlichen Geldgeſchenk entlaſſen; unter ehrenvollem Geleit, namentlich von Seiten Heſſens, kam er (10. Febr.) nach Frankfurt, wo er bei ſeinem Einzug mit einem zahlreichen Gefolge und einer langen Reihe von 40 Kutſchen, die ihm zum Theil Guſtav Adolf entgegengeſchickt hatte, wieder einmal die Komödie weltlichen Glanzes und königlicher Pracht durchſpielte. Der König empfing ihn aufs Freundlichſte; je weniger er noch mit ſich im Reinen war, wie er den flüchtigen Fürſten abfinden würde, deſto mehr ſuchte er ihn mit äußeren Auszeichnungen, mit Höflichkeiten in der Etikette, zu befriedigen [44]). Er ward nach Guſtavs ausdrücklichem Befehl als König von Böhmen behandelt; der ſchwediſche Held entfaltete ihm gegenüber ſeine

43) Ib. II. 135.

44) Vgl. den Bericht bei Moſer Patr. Archiv IV. 467, wo Guſtav bei der Tafel nicht dulden will, daß Friedrich das Waſchwaſſer erſt nach ihm empfinge.

ganze perſönliche Liebenswürdigkeit, aber von der Wiedereinſetzung in ſein Land war nur ſo im Allgemeinen die Rede. Der König nahm wohl dem Kurfürſten das Verſprechen ab, in ſeinem Lande künftig auch Lutheraner dulden zu wollen, aber das Land ſelbſt erhielt Friedrich nicht zurück, obwohl er ſogar Subſidiengelder überbracht haben ſoll. Der gutmüthige Friedrich blieb über ſeine Zukunft beruhigt; es ſtieg in ihm über des ſchwediſchen Königs politiſche Plane keinerlei Verdacht auf.

Friedrich hatte zwar gehofft, ein eignes Heer anführen zu können; aber ſelbſt im Fall, daß er eine anſehnliche Militärmacht aufbieten konnte, durfte Guſtav Adolf im gemeinſamen Intereſſe den Oberbefehl nicht Friedrich anvertrauen. Der Pfalzgraf meinte außerdem, ſein Land ohne Weiteres antreten zu können; das durchkreuzte aber die übrigen Plane Guſtavs und die eingeleiteten Unterhandlungen darüber waren ohne Erfolg [45]). Friedrichs gutmüthiger und genügſamer Sinn beruhigte ſich dabei und über ſeiner Angelegenheit vergaß er die allgemeine Sache nicht; „die Zeit wird mir nicht lang beim König, ſchrieb er an ſeine Eliſabeth, nur möchte ich wiſſen, woran ich bin" [46]). Er ließ keinen Groll gegen den König blicken und zog als Freiwilliger mit ihm nach Bayern, nachdem ſein Wunſch, ſelbſt Führer zu ſeyn, geſcheitert war. „Es wird Alles gut gehn", war immer der letzte Gedanke des vielgeprüften Fürſten.

Der Krieg in der Pfalz und für die Pfalz war indeſſen neu losgebrochen; die pfälziſchen Fürſten und das Volk nahmen für den Schwedenkönig Parthei. Außer Kurfürſt Friedrich befand ſich der Pfalzgraf von Veldenz-Lauterecken und Auguſt von Sulzbach, der Bruder des bekehrten Neuburgers, im Gefolge Guſtav Adolfs; und ein Prinz von der zweibrücker Nebenlinie, Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld, führte ein eignes Heer für die ſchwediſche Sache. In der Pfalz waren noch Heidelberg

---

45) Brief bei Aretin VII. 268 f.

46) Ebendaſ. S. 271.

und Frankenthal, in der Nähe auch Philippsburg, von den Feinden beſetzt; die Beſatzungen machten verheerende Ausfälle, deren räuberiſche Folgen das Landvolk beſonders hart trafen. Ein Streifcorps der heidelberger Beſatzung ſchwärmte über den Rhein hinüber gegen Lauterburg und machte, von kaiſerlich geſinnten Bürgern unterſtützt, Angriffe, deren blutigen Ausgang die überfallenen Schweden an jener Gegend hart genug rächten [47]. Auch die Spanier waren indeſſen verheerend wieder in die überrheiniſche Pfalz eingebrochen; Neuſtadt a. d. H. wurde hart gebrandſchatzt; Speyer und ſeine ſchwediſche Beſatzung ergab ſich mit ſchmählicher Eile; erſt als man ihrer in den Niederlanden bedurfte, zogen die ſpaniſchen Schaaren wieder ab, und hinterließen traurige Spuren ihrer Anweſenheit.

Ihr Rückzug in die Moſelgegenden ward ihnen von den Schweden tüchtig erſchwert; Orenſtjerna hatte in Mainz ein Corps aus den ſchwediſchen, birkenfeldiſchen und rheingräflichen Regimentern gebildet und es ihnen nach Alzei entgegengeſchickt. Am 24. Mai kam es bei Standeböhl zum Schlagen; die Spanier wurden zurückgeworfen und erſt die Nacht unterbrach den Kampf. Vergebens ſuchten die Spanier einen Vorſprung zu gewinnen; am 25. erlitten ſie bei Rockenhauſen neue Nachtheile, wurden bis Lauterecken verfolgt und nur durch ſchlechtes Wetter ward ein entſcheidender Sieg der Verfolgenden gehindert. Das Verſäumte ward am 26. Mai bei Ulmeth nachgeholt, und das geſchwächte Heer der Spanier mußte ohne Gepäck ſich zurückziehen [48].

Kaum war von dieſer Seite die Pfalz befreit, ſo zog ſich der Krieg aus dem Badiſchen und dem Elſaß in die Pfalz herein. Bretten ward von den Kaiſerlichen genommen und hart mißhandelt; jetzt glaubte auch der Gouverneur zu Heidelberg, Heinrich von Metternich, unterſtützt von der philippsburger Beſatzung, Wiesloch nehmen zu können, ward aber durch den von

---

47) Khev. Ann. XII. 221 f.
48) Theatr. eur. II. 627 f.

Mannheim heranziehenden Rheingrafen zurückgeſcheucht. Doch hatte er bereits von der kaiſerlichen Armee Succurs verlangt; die Schweden, unter Guſtav Horn, und der Rheingraf erfuhren das und legten ſich mit überlegener Macht bei Wiesloch in Hinterhalt; die ganze kaiſerliche Reiterei, etwa 1000 Mann ſtark, ward zerſprengt und floh in kümmerlichen Reſten bei Philippsburg über den Rhein. Die Schweden konnten jetzt gegen das Elſaß vorrücken und der Anſchlag der Oeſtreicher auf den Oberrhein und das Elſaß war mißglückt [49]).

Heidelberg konnte umzingelt werden, da Mannheim, in ſchwediſchen Händen, den Kaiſerlichen die Zufuhr vom Rhein und Neckar abſchnitt; der Krieg hatte ſich mehr nach dem Elſaß hingezogen. Seit Herbſt war auch Frankenthal eng umſchloſſen, und die bedeutende ſpaniſche Beſatzung zog einen ehrenvollen Abzug dem unſichern Ausgang einer drohenden Belagerung vor. Die Capitulation erfolgte am 3. Nov.; ſie ſollten mit allen militäriſchen Ehren ausziehen und ſammt ihrem Eigenthum ſicher an die Moſel gebracht werden [50]). So war nur noch Heidelberg, ſammt der benachbarten Veſte Dilsberg, in feindlichen Händen. Das pfälzer Volk war aber, mit Ausnahme der Religionsübung, nicht viel beſſer dran, als unter der ſpaniſch-bayriſchen Verwaltung. Ihr Kurfürſt war fern bei dem Hauptheer, und die ſchwediſchen Offiziere bedrängten die Einwohner ſo ſehr, daß der Unterſchied zwiſchen der freundlichen und feindlichen Armee nicht mehr gar groß war.

Die Bewegungen des Hauptheers hatten indeſſen eine entſcheidende Wendung genommen. König Guſtav war nach Franken und Bayern aufgebrochen [51]); die Uebergänge über die Donau und den Lech wurden erkämpft, der einſt unbeſiegte Tilly überwältigt, und die großen Reichsſtädte, Nürnberg und Augs-

49) Ib. II. 665. Khevenh. XII. 224

50) Theatr. eur. II. 764.

51) Am Anfang März, in Begleitung Friedrichs V. Vgl. Khevenh. Ann. XII. 98 f.

burg, ſahen Guſtav Adolf als Sieger einziehen. Bayern lag jetzt ſchutzlos da; die Liga war geſprengt, ihr Verſuch, durch die franzöſiche Diplomatie ſich zu retten, geſcheitert, und am 17. Mai ſtand die ſchwediſche Armee vor München [52]. Mit welchen Empfindungen mochte Pfalzgraf Friedrich in die Reſidenz ſeines Feindes einziehen! denn es waren jetzt gerade zehn Jahre verfloſſen, ſeit ſein eigner Stammſitz von dem bayriſchen Heere war genommen und geplündert worden. Noch vor drei Jahren er ein hülfloſer Flüchtling, Maximilian ein mächtiges Kriegshaupt; jetzt zog er an der Seite eines ſiegreichen Helden in das Schloß ſeines flüchtigen Feindes ein! Guſtav Adolf ſelbſt regte frohe Erwartungen in ihm auf; „es werde wohl nicht lange dauern, ſo werde er auch wieder in ſeinem Heidelberg zu Tiſche ſitzen, wie jetzt in München.“ Friedrich beſah all den Glanz der bayriſchen Hauptſtadt; aber kein Wunſch nach fremdem Beſitze ſtieg in ihm auf; „es ſind hier viele ſchöne Sachen“, ſchrieb er an ſeine Gemahlin, „die man jedoch jetzt nicht leicht fortbringen könnte; wäre aber das auch leichter, ich würde Nichts nehmen“ [53]. Wirklich blieben auch Friedrichs Hände von fremdem Eigenthum rein.

Indeſſen war ein neues Heer auf den Kampfplatz getreten; der Kaiſer hatte ſich zu Bitten und demüthigen Bedingungen vor Wallenſtein herabgelaſſen, und der beleidigte Feldherr ſtellte ein friſches Heer ins Feld, das bald Böhmen gereinigt hatte und mit dem Reſt der bayriſchen Macht in Franken erſchien.

---

52) Ein verzweifelnder Brief (4. Juni) Maximilians an ſeinen Bruder in Cöln ſchilderte die peinliche Lage. S. Collect. Camerar. LIX. fol. 351.

53) S. den Brief bei Söltl II. 167. Khevenhiller Ann. Ferd. XII. 142 und Paganino Gaudenzio berichten, Friedrich habe den Vorſchlag gemacht, das Schloß in die Luft zu ſprengen. Dieſer Angabe ſtehen nicht nur andere Zeugniſſe (ſ. Harte Leben Guſtavs II. 280) und die oben angeführte Aeußerung direkt entgegen, ſondern eine ſolche Anklage widerſpricht auch durchaus dem weichen und ſtillen Weſen Friedrichs, dem heftige Rachegefühle ganz fremd waren.

Guſtav Adolf, in ſeinen Kräften weit ausgedehnt, mußte ſich bei Nürnberg in einem verſchanzten Lager halten, bis er, durch neue Truppen verſtärkt, den Feind angreifen konnte. Die Entſcheidung des Kampfes, durch den Sommer hindurch hingehalten, ſollte jetzt im Herbſt in Sachſen erfolgen, wo Wallenſtein ſich hinzog. Sie erfolgte am $\frac{6}{16}$ Nov.; die ſchwediſche Sache ſiegte, aber ihre edelſte Kraft, der König, ward in der Schlacht getödtet; dem Kampfe der Proteſtanten war ſeine geiſtige und innerliche Haltung jetzt entzogen.

Alle glänzenden Hoffnungen, in denen ſich der Pfalzgraf jüngſt noch gewiegt, waren damit erloſchen. Die Vermittlungen Englands, die der brittiſche Geſandte, Vane, im Juni erneuert hatte, hatten keinen Erfolg gehabt, der engliſche Diplomat hatte die Sache mit gewohnter Zudringlichkeit und ohne Takt betrieben, ſtatt ſeinen Hof zum Beiſtand zu ermuntern, hatte er feindſelige, zum Theil verläumderiſche, Berichte über den Schwedenkönig nach London abgeſchickt [54]). Im Lager zu Nürnberg kam Vane abermals zum König (Aug.); wieder nur mit Forderungen, ohne Gegenleiſtung. Guſtav Adolf verlangte eine Unterſtützung, der Engländer erklärte, wie gewöhnlich, er habe dazu keine Vollmacht, und das Geſchäft zerſchlug ſich abermals an dem armſeligen Egoismus der londoner Politik [55]). Friedrich V. war jetzt, das ſah er wohl ein, allein auf Guſtavs Willkür angewieſen; Guſtav Adolf ſelbſt war nicht in günſtiger Stimmung; die Zweideutigkeit von Sachſen, das Benehmen der Fürſten im nürnberger Lager hatte ihn mit Recht gegen die ganze fürſtliche Ariſtokratie mißtrauiſch gemacht; das Zögern Englands, auch nur das geringſte Opfer zu bringen, der lächerliche Trotz des engliſchen Geſandten und die Gleichgültigkeit Hollands mahnten ihn dringend, was er beſaß, nicht zu früh wegzugeben. Als daher (Sept.) der Pfalzgraf zu Neuſtadt an der Aiſch vor ſeinem Weggehen von Neuem bat, ihn wieder-

54) Harte II. 360. 361.
55) Ib. II. 399 ff.

einzuſetzen, legte er ihm einen Vertrag vor, deſſen Bedingungen Friedrich erſchreckten. Er ſolle zwar von dem kurpfälziſchen Lande das jetzt Eroberte und künftig zu Erobernde beſitzen und regieren [56]), aber zu Mannheim, Bacharach, Caub und Pfalz ſchwediſche Beſatzungen einnehmen und auf ſeine Koſten unterhalten; außerdem mußte er durch Kriegskoſten und Werbungen zu dem Kriege beitragen, den Oberbefehl ganz dem König überlaſſen, und in ſeinem Lande den Lutheranern gleiche Duldung wie den Reformirten einräumen [57]). Friedrich war erſchreckt, das hatte er nicht erwartet. „Es ſcheint mir“, ſchrieb er im September an ſeine Gemahlin, „als wolle man die Bergſtraße behalten [58]) und das Uebrige ſo beſchweren, daß ich nichts davon hätte. Ich hätte nie gedacht, daß Guſtav ſo mit mir verführe; — behandelte er mich, wie er ſollte, ich würde ihn von ganzem Herzen lieben. Ich fange an, von ihm die Hoffnung zu verlieren“ [59]).

Er hatte den König verlaſſen und war nach Frankfurt gegangen; von dort hatte er dem König (22. Sept.) Vorſtellungen gemacht, die Guſtav von Arnſtadt aus beantwortete (28. Okt.) [60]). Er entgegnete ihm in freundlicher Weiſe, was er unter dieſen Umſtänden mit Recht entgegnen konnte, wies darauf hin, wie viele Opfer er ſchon gebracht und wie wenig man ihn unterſtützt habe; für alles das, was er für den Pfalzgrafen

56) Jedoch mit der vagen Verpflichtung „ut necessitate exigente praesentis belli sustinendi ratio non negligatur.

57) Moſer Archiv VI. 179 f.

58) Das ſchloß Friedrich wahrſcheinlich aus den Worten des Vertrags „ea videlicet, quae sine controversio ac lite pertinuerunt ante hosce motus Germanicos ad Electoralem Palatinatum“; die Bergſtraße war aber nicht unbeſtritten.

59) S. den Brief bei Aretin VII. 275, zum Theil in Chiffern geſchrieben; offenbar bedeutet aber 124 den König, 121 den Pfalzgrafen, wie wir im Texte angenommen haben.

60) Beide Briefe bei Moſer VI. 176 ff. 185 ff. Sie ſind aus der Collect. Camerar. XLIX.

gethan, verlange er ja für ſich nichts, als gleiche Duldung beider proteſtantiſchen Confeſſionen. Doch erbot er ſich zu weiterer Verhandlung.

Die Hoffnung darauf hielt Friedrich noch aufrecht, wenige Wochen ſpäter traf ihn der furchtbare Schlag, Guſtav Adolf ſey bei Lützen gefallen. Er war ſchon unwohl geweſen, als die Nachricht kam; unruhig war er umhergeirrt, zu Frankfurt, Alzei, Mainz, und in der letzten Stadt liegen geblieben. Ein heftiges Fieber ergriff den unglücklichen Mann, als ihm die letzte Hoffnung jetzt entrückt war; und am $\frac{19}{29}$. November ſtarb er, gerade 13 Tage nach Guſtav, 36 Jahre alt. „Treu bis zum Grabe," hatte er ahnungsvoll in ſeinem letzten Brief an Eliſabeth Stuart geſchrieben [61]). Die Sorge um ſeine Familie und ſeine Kinder war es, die ihn bei dem Abſchied vom Leben beſonders beſchäftigte [62]).

Es war das vierte Opfer, welches ſeit kurzer Zeit der Tod dem pfälziſchen Hauſe abforderte. Der alte Georg Guſtav von Veldenz-Lautereck hatte ſchon im vorigen Jahre (Juli 1631) ſeinen 22jährigen Sohn, Karl Ludwig, im heldenmüthigen Kampfe neben Guſtav Adolf, der ihn ſchwer betrauerte [63]), verloren; jetzt ſtarb ihm (30. Nov.) auch der älteſte Prinz, Pfalzgraf Johann Friedrich, an einem hitzigen Fieber, im Lager hinweg, erſt 28 Jahre alt. Auguſt von Sulzbach, einer der Lieblinge Guſtav Adolfs, war ihnen wenige Monate früher vorangegangen. —

Auch im Tode noch, wie im Leben, entbehrte Friedrichs Leib der erſehnten Ruhe. Sein Herz ward in der Kirche zu

---

61) Aretin VII. 278. Sein Tod ward ohne Grund einer Vergiftung zugeſchrieben; auch die Nachricht von der Peſt iſt nicht ganz ſicher. Wahrſcheinlich trafen körperliche und Seelenleiden zuſammen. Im Uebrigen hat man bemerkt, daß der November für Friedrich verhängnißvoll war; Krönung, Flucht aus Böhmen und ſein Tod fällt in dieſen Monat.

62) Mémoires de Loyse Juliane S. 319.

63) Gfrörer S. 838.

Oppenheim beigeſetzt; ſein Leichnam ward von Ort zu Ort geflüchtet und zuletzt zu Metz in fremder Erde beigeſetzt [64]).

Friedrichs Beurtheilung, ſo weit es ſeine politiſche Thätigkeit angeht, bedarf keiner Ergänzung; den einen großen Fehltritt ſeines Lebens hat der unglückliche Mann durch ein verfehltes Daſeyn ſchwer genug geſühnt und die Geſchichtſchreibung hat ſeit zwei Jahrhunderten, ſeit der Zeit, wo man ihn ſpottweiſe den Winterkönig nannte, nicht unterlaſſen, ſein Andenken mit Vorwurf und Anklage — billigen und unbilligen — ſchwer zu belaſten. Daß dieſer biegſame und harmloſe Charakter mit aller ſeiner kindlichen Offenheit und unerfahrenen Jugend in eine ernſte und eiſerne Zeit hereinfiel, war ſein Verhängniß; daß er mehr durch andre fortgedrängt, als aus eignem Willen ſich vermaß, in ſolch ernſter blutiger Zeit eine leitende Stellung einzunehmen, war eine Schuld, die er durch zwölfjährige Leiden und Entbehrungen hart genug gebüßt. Die Nachwelt hat es ihn entgelten laſſen, und Friedrichs politiſcher Charakter iſt in die Reihe der Schwachen eingezählt, die mit wächſernem Flügel es unternahmen, zur Sonne empor zu fliegen.

Seine Perſönlichkeit aber, auch wenn er nie mit ihr gebieten und imponiren konnte, ſteht ſelbſt vor ſeinen Gegnern unangetaſtet da. Ein ehrliches, für ſeine trugvolle Zeit nur allzu ehrliches Gemüth, deſſen ganzes Weſen unverdeckt zur Beurtheilung vorliegt, ein freundlicher, leicht zu gewinnender Sinn, eine offene Natur für alles Gute und Tüchtige, ſpricht ſich überall aus; als Privatmann, als Fürſt in einem kleinen friedlichen Kreiſe konnte er ſeine Umgebung beglücken, als Staatsmann auf den krummen Wegen des Lebens zeigte er ſich ſtets untauglich. Sein freundlicher, wohlthätiger Sinn, ſeine religiöſe Feſtigkeit bei vieler Biegſamkeit in Anderem, ſeine Anhänglichkeit an Alle, die ihm nahe ſtanden, machten ihn liebenswerth, und ohne ein großes überlegenes Talent zu beſitzen, fehlte ihm nicht das richtige Verſtändniß für kleines, das eine ſchöne wiſ-

64) Vgl. die Aktenſtücke in Moſers Neuem patriot. Arch. II.

ſenſchaftliche Bildung unterſtützte. Die reinſte und anmuthigſte Parthie ſeines Lebens bildet ſein Familienleben; es iſt wunderbar, mit welch warmer Liebe er an ſeiner Gemahlin hing, und die Briefe, die er an ſie in den verſchiedenſten Lebenslagen ſchrieb, geben Zeugniß, daß des Mannes Liebe noch eben ſo lebendig war, wie die des neunzehnjährigen Bräutigams. In den betrübteſten Verhältniſſen blieb das Intereſſe für Eliſabeth und ihre Kinder ſein einziger Troſt; die zärtlichſte Sorge für Alles, was die Familie angeht, ſpricht ſich in ſeiner Correſpondenz aus, und wenn man die Virtuoſität des Staatsmannes darin vergebens ſuchen mag, ſo wird man doch den Menſchen aus ihnen achten lernen. Seine Zärtlichkeit war ohne Gränzen; auf der heimlichen Reiſe nach der Pfalz (1622) vergaß er nicht, zu Paris kleine Geſchenke für ſeine Gemahlin einzukaufen [65]), und nach ſeinem Zuſammentreffen mit Guſtav Adolf war es ſeine erſte Sorge, ihr eine Ueberraſchung durch Einkäufe zu bereiten [66]).

Eliſabeth Stuart war die Mutter von dreizehn Kindern, die ſie binnen 18 Jahren gebar; es ſchien aber, als ſey auch dieſen Kindern das Schickſal der Stuarts, Glanz und Untergang, von der Wiege an zugetheilt. Der älteſte Prinz, Heinrich Friedrich (geb. 1614), kam, wie oben erzählt ward, auf traurige Weiſe ums Leben (1629); es erſchütterte den Vater ſo tief, daß Viele glaubten, ſein früher Tod ſey durch jenen Schmerz befördert worden. Man hatte auf Heinrich Friedrich große Hoffnungen geſetzt; ſeine Jugendzeit ward unter Umſtänden hingebracht, die ihn mehr auf perſönliche Tüchtigkeit als auf die Vorzüge der Geburt hinwieſen. Friedrich V. ließ allen ſeinen Kindern eine ausgewählte und tüchtige Erziehung geben, je weniger damals Hoffnung war, daß ihre Anſprüche ans Regieren ſich verwirklichen würden.

---

65) Aretin VII. 182.
66) Ib. 270.

Der Studienplan Heinrich Friedrichs, wie er aus den Jahren 1623 und 1624 uns vorliegt [67]), ſchrieb vor, zuerſt jeden Morgen und Abend pünktliches Gebet in ſeiner Mutterſprache, Lectüre der Bibel und Anwendung einzelner Lehren; an Sonn- und Feſttagen mußte er die Predigt beſuchen und zu Hauſe über den Inhalt berichten. Im Katechismus ſollte er nicht blos die Worte, ſondern namentlich den Sinn erfaſſen, auch auf die Unterſcheidungslehren der verſchiedenen Kirchen achten, doch nicht mit allzu weitläufigen Deutungen und Dictaten über den Katechismus beſchwert werden. Ganz beſonders ſey aber auch das Innere des Menſchen mit der Furcht und Liebe Gottes zu erfüllen, und was er in Bibel, Katechismus und Predigt gelernt, ſolle er früh ſich gewöhnen, praktiſch anzuwenden. —

Was den Unterricht in Sprachen betrifft, ſo ſolle er fortfahren, franzöſiſch, engliſch und böhmiſch zu ſprechen; das Lateiniſche durch Grammatik, Lectüre und Sprachübung ſich aneignen. In Geſchichte ſolle man ihm die Idee der Univerſalgeſchichte zu entwickeln ſuchen; der hiſtoriſche Auszug von Sleidanus, die Lehrbücher von Melanchthon und Peucer ſollte dabei gebraucht werden, und namentlich die ſittliche Anwendung bei dem jungen Fürſten nicht überſehen werden. Im Ganzen ſolle er nicht über 4 Stunden Unterricht haben, damit auch für Erholung und körperliche Uebungen Zeit übrig bleibe. Durch Heinrich Friedrichs frühen Tod gingen die Rechte des Vaters auf den zweiten Sohn, Karl Ludwig, über; ſeiner wird die folgende Geſchichte ausführlich gedenken.

Auf ihn folgte, dem Alter nach, die Pfalzgräfin Eliſabeth (geb. 1618), berühmt durch ihre ausgezeichnete Bildung und Gelehrſamkeit, die ihr Descartes Achtung und Freundſchaft erwarb. Die Ausſicht, einen polniſchen Fürſten zu heirathen, zerſchlug ſich, und ſo lebte ſie ganz der Wiſſenſchaft. Die Zeitge-

---

67) Handſchriftlich in der Collectio Camerariana. Cod. bav. 2631. III. fol. 93 ff. (Münchner Bibl.)

noſſen rühmen an ihr, daß ſie bei öffentlichen Diſputationen tüchtigen Gelehrten gegenüber Stand gehalten habe, und ſeit ſie (1667) Aebtiſſin von Herforden geworden war, beſchränkte ſie ſich ganz auf geiſtige Thätigkeit, und ward zu einer freundlichen Beſchützerin der Künſte des Friedens. Sie ſtarb am 11. Febr. 1680, und die Grabſchrift zu Herforden rühmt an ihr „die unbeſiegte Feſtigkeit und Würde in allen Lebenslagen, Klugheit und Gewandtheit in Geſchäften und eine weit ihr Geſchlecht überragende Gelehrſamkeit“ [68]).

Stürmiſch bewegt dagegen war das Leben ihres Bruders Ruprecht. In der gährenden Revolutionszeit Böhmens geboren (Dez. 1619), ward er ſein ganzes Leben lang auf den wildeſten Wogen der Zeit herumgetrieben, ein rechtes Bild des wechſelnden Glückes im ſtuartiſch-pfälziſchen Hauſe. Er war 16 Jahre alt und ſeit drei Jahren vaterlos, als er (Nov. 1635) den friedlichen Aufenthalt im Haag verließ [69]) und zu ſeinem Oheim nach England hinüberging. Von der Zeit rührte das innige Vernehmen her zwiſchen ihm und ſeinem Oheim von England, dem er mit der Treue eines deutſchen Ritters und mit allem Mißgeſchick eines Abkömmlings der Stuarts ſein Leben lang gedient hat. Von ſeinem älteſten Bruder begleitet, kehrte er (1638) nach Deutſchland zurück und nahm an dem Feldzuge Theil, der am Niederrhein und in Weſtphalen geführt ward; aber er wurde in dem Treffen bei Vlothe gefangen (Oktob.). Jetzt lebte er zu Wahrendorf im Münſterſchen in Kriegshaft, doch ohne alle Entbehrung; ſein Bruder unterſtützte ihn, und von den Generalſtaaten ward er ſo anſehnlich beſchenkt, daß er ſeinem fürſtlichen Stande gemäß vor den Kaiſer zu treten vermochte [70]). Man brachte ihn nach Linz, dort blieb er, bis man ihm nach drei Jahren die Freiheit gab, gegen das Verſprechen,

68) Sie verdiente wohl eine Monographie. Notizen dazu findet man in Büttinghauſens Beiträgen II. 47 ff.

69) Khevenh. XII. 1847.

70) Theatr. eur. III. 1066.

nicht mehr wider den Kaiſer zu dienen. So ging er mit ſeinem jüngern Bruder wieder zu ſeinem Oheim nach England, wo ſich die Anfänge der Revolution bereits gezeigt hatten; König und Parlament ſtanden ſich ſchlagfertig gegenüber, und dem bedrängten Monarchen war es erwünſcht, daß ſeine beiden tapfern Neffen, Ruprecht und Moriz, ihm jetzt ihren Arm anboten. Ruprecht ward Führer einer Reiterſchaar, und eröffnete im Herbſt 1642 ſein neues Amt mit aller Raſchheit eines 23jährigen Jünglings. Bei Worceſter warf er mit ſiegreichem Ungeſtüm eine Schaar feindlicher Reiter auseinander; es war die erſte Waffenthat im Kriege, und alle Royaliſten freuten ſich und prieſen den tapfern Pfalzgrafen, daß er den Kampf ſo hoffnungsvoll eröffnet. König Karl machte ihn zum Führer ſeiner Reiterei, und Ruprecht bewährte gleich darauf den Ruhm eines raſchen und entſchloſſenen Reitergenerals. Bei Edgehill ſtanden ſich die Armeen des Königs und des Parlaments gegenüber (23. Okt.); mit einem einzigen gewaltigen Stoß warf Ruprecht den linken Flügel des Parlamentsheeres zurück, aber durch die unkluge Sicherheit der königlichen Reſerve ward die ſchon verlorene Schlacht von dem Parlamentsheer wieder hergeſtellt und blieb unentſchieden.

Ruprecht erhielt ſeinen Ruhm als gewandter und kühner Führer; galt es einen Handſtreich ſchnell auszuführen, oder den Feind durch Ueberraſchung, durch Ungeſtüm auseinander zu werfen, ſo ſchickte der König den Pfalzgrafen Ruprecht, und meiſtens waren die Unternehmungen mit glänzendem Erfolg begleitet. Einmal erfuhr man zu Oxford (Juni 1643), daß in dem feindlichen Heere große Unordnung herrſche; ſchnell ſtreifte Ruprecht bis zu dem Lager der Parlamentstruppen; einzelne Poſten wurden aufgehoben, Vorräthe weggenommen und dann mit Gefangenen und Beute der Rückzug angetreten. Die Verfolgung von Seiten der Feinde war vergeblich, und führte nur zu größerem Unheil, denn die Seele der Parlamentsoppoſition, einer der Väter der revolutionären Bewegung, John Hampden, ward in dem Treffen zum Tode verwundet und ſtarb nach wenigen

Tagen. Die Sache des Königs ſtand jetzt ſo glücklich, daß man wagen konnte, eine der bedeutendſten Städte des Königreichs, Briſtol, anzugreifen; Ruprecht ward damit beauftragt. Er löſte (Juli) die Aufgabe mit Erfolg; ſein raſches Stürmen koſtete zwar Leute, aber die Stadt ward genommen. Bald focht man bei Newbury (20. Sept.), zwar ohne Entſcheidung aber rühmlich für Ruprecht, der hier, wie immer, mit allem Ungeſtüm eines 24jährigen Reitergenerals über die Feinde heranſtürmte.

Aber die Sache des Königs erlitt politiſch ebenſo viel Niederlagen, als ſie militäriſch Vortheile errang, und auch des Pfalzgrafen Siegesglück ſchien jetzt eine Gränze gefunden zu haben. Ein Sieg, den er (21. März 1644) bei Newark erfocht, und der glückliche Entſatz von York machten ihn kühn; er ließ ſich, gegen Newcaſtles erfahrenen Rath, auf die Schlacht ein, die ihm Fairfax und Cromwell bei Marſtonmoor (Juli) anboten. Nach langem blutigen Kampfe, wo Ruprecht alle Pflichten des Soldaten erfüllte, ward die königliche Armee ſo geſchlagen, daß man ſie als aufgelöſt betrachtete.

Die Macht des Parlamentes wuchs, ſeit das ſtarre Element des religiöſen Fanatismus in die Armee eingedrungen war und der düſtere Ernſt des Independenten dem Parlamentsheer eine unbezwingbare innere Stärke verlieh. Das königliche Heer gerieth in Unordnung und die Disciplin verfiel; Ruprecht ſelbſt, nur Soldat und ohne Einſicht in die bürgerlichen Bewegungen, ließ es ruhig geſchehen. Seit die Zeit der Reitergefechte vorüber war und große entſcheidende Schlachten nahten, war Ruprecht mehr nachtheilig, als vortheilhaft; ſeine ungeſtüme Hitze im Andrang warf die Feinde zurück, aber ſelten wußte er den errungenen Vortheil zu nützen. So ward (14. Juni 1645) die Schlacht bei Naſeby für Karl verloren; Ruprecht hatte auch hier die erſten Momente des Kampfes durch einen glücklichen Angriff zu Gunſten ſeines Oheims entſchieden, das Reſultat aber durch zweckloſe Gefechte verdorben. Es war des Königs letzte große Schlacht; alles ging einem blutigen Ende entgegen. Noch ſetzte

Karl I. Hoffnungen auf Briſtol, an das eine neugeworbene Armee ſich anlehnen konnte; Ruprecht warf ſich hinein und verſicherte, ſich vier Monate halten zu können. Im September erſchien Fairfax, und nach wenigen Angriffen ergab ſich Ruprecht; es war für die königliche Parthei ein Todesſtoß. In lautem Unmuth nahm jetzt Karl aus den Händen des unglücklichen Pfalzgrafen den Oberbefehl; er ſolle ſich, ſo lautete des Königs Gebot, aus England entfernen und übers Meer begeben.

Es begann jetzt ein ganz abentheuerliches Leben für Ruprecht. Erſt war er in Irland gegen das Parlament thätig, dann wandte er ſich, von dort verdrängt, nach Portugal [71]), und als er auch da keine Ruhe finden konnte, führte er drei Jahre lang auf der See ein wildes Räuberleben gegen die Schiffe der engliſchen Republik und die Flotten Spaniens; verwildert und krank kam er dann nach Frankreich zurück. Welch eine Fülle von Unglück und Irrthum in dem Leben des dreißigjährigen Mannes! In Deutſchland war indeſſen Friede geworden; ſein Bruder Karl Ludwig war Kurfürſt von der Pfalz und ſein Oheim hatte auf dem Blutgerüſte den Unglückstribut des Hauſes Stuart bezahlt. Er ging nach der Pfalz, von dem Bruder einen Theil des pfälziſchen Landes zu fordern; Karl Ludwig ſchlug es ihm hartherzig ab, freilich zum Glück für die Pfalz, der unter einem Regenten, wie Karl Ludwig, eine ganz andere Zukunft blühte, als ihr der abentheuernde, ſoldatiſche Sinn Ruprechts hätte geben können.

Unmuthig ging der Pfalzgraf nach Wien (1657), dort Dienſte zu ſuchen; er fand ſie erſt in dem ſchwediſchen Kriege von 1660; da kämpfte er gegen den Nachfolger Guſtav Adolfs, ſeinen eigenen Vetter, Karl X. von Schweden. In demſelben Jahr trat ein Ereigniß ein, das ihm endlich Ruhe ſchaffte. Die Stuarts kehrten auf den engliſchen Thron zurück, und Ruprecht hatte bei allen ſeinen Fehlern für ſie genug gelitten, um von

---

71) Vgl. den Brief ſeiner Mutter in den Memoirs of the great civil war in England. Lond. 1842. II. 164.

ſeinem Vetter, Karl II., Dank verlangen zu können. Er ward auch freundlich aufgenommen, zur königlichen Familie gerechnet und mit Titeln und Orden reich geſchmückt. Seine abentheuernde Laufbahn auf dem Meere hatte ihm als Seehelden Ruhm verſchafft; deßhalb ernannte ihn Karl II. zum Vice-Admiral. Seit 1666 nahm er an den Seekriegen Englands Theil; kühn wie immer, oft verwegen, erlangte er ein ähnliches Renommé, wie früher zu Lande. Doch hat er namentlich in dem Kriege von 1673 ſelbſt gegen die großen holländiſchen Seehelden jener Zeit ſich mit Ruhm behauptet. So ſtarb er 29. Nov. 1682; das reifere Alter hatte ſein früheres Ungeſtüm gemäßigt und die herbe Erfahrung ihn mit Einſicht gewaffnet; das unglückliche Syſtem Karls II., das die Stuarts zum zweitenmal vom engliſchen Thron vertrieb, hat er nicht gebilligt. Die rauhen Formen eines Mannes, der in einer Zeit ſchrecklicher Kriege geboren und aufgewachſen war, hatten ihm früher in England den Namen des „rohen Fremden" erworben; gleichwohl war er den Künſten des Friedens nicht abhold. Phyſik und Mechanik waren ſeine Lieblingswiſſenſchaften, und man nennt ihn ſogar als Autor einiger zweckmäßiger Erfindungen. In der Kunſtgeſchichte ſchrieb man ihm lange Zeit die Erfindung des ſog. Mezzotino zu; Erfinder war er nicht, doch brachte er die neue Kunſt nach England und übte ſie mit Geſchick aus [72]). Vermählt war er nie, doch hatte er zwei natürliche Kinder; ein Sohn, den ihm eine irländiſche Gräfin geboren hatte, ſtarb vier Jahre nach dem Vater und war Soldat wie er [73]).

Ein vierter Sohn Friedrichs V., Moriz, den Eliſabeth Stuart auf der Flucht von Prag zu Küſtrin geboren (25. Dez.

---

72) Vgl. Leſſings Collectaneen (Carlsr. Ausg. XXII. 256). Mancherlei Notizen zu einer Biographie Ruprechts findet man im Cod. bav. 2658 auf der münchn. Staatsbibl.

73) Nach den Andeutungen, die ſich in den Briefen der Pfalzgräfin Eliſabeth Charlotte (ed. Menzel. Stuttg. 1843. S. 86. 404) finden, wären es nicht die einzigen geweſen, und der Pfalzgraf ſcheint den Sitten des engliſchen Hofes, wie ſie unter Karl II. waren, ſtark gehuldigt zu haben.

1620), war Ruprechts Schickſalsgefährte. Der junge Pfalzgraf machte alle die Kämpfe mit durch, die dem Fall ſeines Oheims in England vorausgingen. Mit ſeinem Bruder Ruprecht floh er nach Irland, nach Portugal, mit ihm machte er den abentheuernden Zug zur See, wo ein Sturm beide Prinzen nach den karaibiſchen Inſeln verſchlug, und da verlor Ruprecht ſeinen jüngeren Bruder. Die gewöhnliche Ueberlieferung läßt ihn im Schiffbruch untergehen, nach einer andern Nachricht ward er von Seeräubern gefangen und brachte in Algier ſein freudenloſes Leben hin. Im wildeſten Sturme einer unglücklichen Zeit geboren, unter den traurigen Eindrücken eines Bürgerkriegs erzogen, auf namenloſe Weiſe aus dem Leben gewichen — läßt ſich das tragiſche Schickſal des verbannten ſtuartiſch-pfälziſchen Hauſes kürzer zeichnen?

Eine Tochter, Luiſe, war zwei Jahre nach Moriz (1622) in der Verbannung geboren, in denſelben Tagen, wo der Vater, nach der Pfalz zurückgekehrt, die Truppen Tillys zurückdrängte [74]). Luiſe blieb lange unverheirathet bei ihrer Mutter, mit ſchönen Talenten, namentlich zur Malerei ausgeſtattet, ſchien ſie es ſich zur Pflicht zu machen, ihrer verlaſſenen Mutter Leidensgefährtin zu ſeyn. Aber die Proſelytenmacher der Zeit machten ſich an die Prinzeſſin heran, und eines Tages ward die unglückliche Mutter durch wenige Zeilen benachrichtet (1658), ihre Tochter ſey geflohen, um katholiſch zu werden. Erſt in Belgien, dann in Frankreich, fand Luiſe Schutz; die Neubekehrte ward vom franzöſiſchen Hofe aufs freundlichſte empfangen und zur Aebtiſſin von Maubiſſon ernannt; dort lebte ſie, luſtig und frivol, wie die Mehrzahl des franzöſiſchen Clerus jener Tage, und die ſkandalöſe Chronik der vornehmen Welt erzählte von ihr arge Dinge. Sie ſtarb hochbejahrt im Febr. 1709, war zuletzt ſehr andächtig geworden und enthaltſam bis zum Uebermaß; bis in ihr hohes Alter ſprach ſie noch neben dem Franzöſiſchen, Holländiſchen und Engliſchen, das Deutſche recht gut, und ihre treffliche Nichte,

74) Briefe bei Aretin VII. 191. 192.

Eliſabeth Charlotte von Orleans, eine deutſche Kernnatur, war deßhalb recht gern bei ihr [75]). Noch im höchſten Alter malte ſie ein Bild für ihre Schweſter Sophie, blieb auch körperlich wohl und, wie ihre Nichte erzählt, ſah ſie noch im 85ſten Jahre ohne Brille [76]).

Luiſe war nicht das einzige Kind Friedrichs V., das den Glauben aufgab, wofür die Eltern ſo Vieles geopfert. Ein jüngerer Bruder, Eduard (geb. 1624), hatte ſchon früher daſſelbe gethan. Er hatte am Hofe zu Paris die Tochter des Herzogs von Nevers, Anna, kennen gelernt und ſich heimlich mit ihr vermählt (1645). Der franzöſiſche Hof ſchien beleidigt und verſagte ihm den Aufenthalt, ſeine Mutter war troſtlos durch die Beſorgniß, ihr Sohn möchte in ſeiner Liebesthorheit den ſichern Genuß durch Abſchwörung ſeines Glaubens erkaufen. Es geſchah wirklich, und Eduard ſtarb (1663) in Frankreich als Katholik.

Die Schickſale der Familie ſind noch nicht zu Ende; es bedürfte eines eignen Buches, um allen Glückswechſel und Jammer, den wir hier nur kurz berühren können, genau zu ſchildern. Während die dritte Tochter Friedrichs V., Henrietta Maria (geb. 1626), in Siebenbürgen mit dem Fürſten Siegmund Ragozki vermählt, kaum ein halbes Jahr nach ihrer Verheirathung ſtarb (1651), trägt das Leben ihres jüngern Bruders, Philipp (geb. 1627), wieder ein ganz eigenthümliches Gepräge von Mißgeſchick. Mit ſeinem Bruder Eduard erzogen, verließ er ihn nach deſſen Bekehrung; der Kurprinz Karl Ludwig, weltklug und die ſtuartiſchen Mißgriffe in England wohl erkennend, ſuchte ihn im Dienſte des Parlaments unterzubringen, während zwei andere Brüder neben dem König fochten; aber der Plan ſchlug fehl und Philipp blieb bei ſeiner Mutter. Da bekam er Händel mit einem franzöſiſchen Höfling, der zum Aer-

75) S. Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte, herausg. von W. Menzel S. 40. 43.

76) Briefe S. 108. 136.

ger der Kinder auf die Mutter vielen Einfluß ausübte; der Franzoſe überfiel ihn mit andern eines Abends beim Nachhauſegehn (Juni 1646), der Prinz vertheidigte ſich glücklich, begann aber am folgenden Tage einen Streit, wobei der Franzoſe blieb. Jetzt floh Philipp; die Mutter wollte ihn nicht mehr vor ihren Augen ſehen, und der unglückliche Prinz mußte in ſeinem 20ſten Jahre, wie ſeine andern Geſchwiſter, ein unſtetes und wirres Leben beginnen, aus dem er neun Jahre ſpäter (1655) in franzöſiſchen Kriegsdienſten durch einen frühzeitigen Tod hinweggeriſſen ward.

So ſeltſam zeigte ſich das alte Mißgeſchick des ſtuartiſchen Hauſes an den verbannten Kindern Friedrichs V.; man möchte beinahe ſagen, die drei unter dreizehn Kindern, die frühzeitig ſtarben [77]), ſeyen die glücklichſten geweſen. Nur einer unter allen, der jüngſten Tochter, Sophie (geb. 1630), war ein glänzendes Loos vorbehalten. Als die Prinzeſſin ſich (1658) mit Ernſt Auguſt von Hannover vermählte, ahnte der Gemahl nicht, daß durch die Tochter eines flüchtigen Fürſten einſt ſeinen Kindern der Anſpruch auf den engliſchen Thron würde erworben werden. Die engliſche Nation vertrieb zum zweiten Mal die männliche Linie der Stuarts (1688) und berief die Töchter auf den Thron. Aber Maria ſtarb kinderlos (1701) und von Anna, die den Thron beſtieg, ſchien daſſelbe ſicher zu erwarten; ſo wandte ſich das Glück und die jüngſte Tochter Friedrichs V. und der Eliſabeth Stuart, die einzige lebende, die proteſtantiſch war, wurde jetzt zur Nachfolgerin erklärt. Die hochbejahrte Frau ſtarb kurz vor der Königin Anna (1714) im 84. Jahre, aber ihr Sohn Georg führte das welfiſche Haus hinüber auf den Thron Großbritanniens.

Selten haben in einem Fürſtenhauſe Glanz und Unglück ſich ſo wunderbar durchkreuzt; Friedrich V., ſeine Gemahlin

77) Ein Prinz, Ludwig, geb. und geſt. 1623, eine Prinzeſſin, Charlotte, ſtarb zweijährig (1631), ein Prinz, nach Friedrichs Retter Guſtav genannt, (geb. 1632) ward nur neun Jahre alt.

und ſeine Familie wurden ihr Lebenlang von den widerwärtigſten Launen des Schickſals verfolgt, der Fluch des Beſiegten und Verbannten hat ſich ſelten einem Fürſten ſo hartnäckig an die Ferſe gehängt, und doch ſah die nächſte Zukunft drei große Throne von Sprößlingen und Verwandten jenes flüchtigen Pfalzgrafen beſetzt. Eine Tochter gebar den erſten welfiſchen König Englands und die erſte Königin von Preußen, eine Enkelin ward die Stammmutter der heutigen Könige von Frankreich, ein Vetter machte den Thron Schwedens zum Schrecken des europäiſchen Nordens. Jetzt wollen wir erzählen, welch ein Geſchick Friedrichs V. Sohn und Nachfolger traf.

Sechster Abſchnitt.

Kurfürſt Karl Ludwig (1632—1680).

§. 1.

Die vormundſchaftliche Regierung. Wechſelnde Verhältniſſe der Pfalz bis 1636.

Keines von den Kindern Friedrichs V. war alt genug, perſönlich die Rechte des pfälziſchen Hauſes zu verfechten; ſo trat denn, dem Namen nach, Pfalzgraf Ludwig Philipp, der Oheim der Unmündigen, die Vormundſchaft und Verwaltung eines noch unerworbenen Landes an. Der junge Fürſt [78]), gerade 29 Jahre alt und ſeit zwei Jahren mit der brandenburgiſchen Prinzeſſin Marie Eleonore vermählt, hatte an ſeines Bruders, Friedrichs V., Glanz und Unglück einen vollen Antheil erhalten. Mit ihm erzogen und in den Genüſſen der glücklicheren Zeit der Pfalz aufgewachſen, eilte er nach der prager Kataſtrophe an den Rhein zurück, um ſein kleines Erbtheil, Simmern und Lau-

78) Geb. 26. Nov. 1603.

tern, in Beſitz zu nehmen, aber der Schlag traf das ganze pfälziſche Haus, und der beſitzloſe Prinz mußte ſeit 1622 umherirren, ſein rechtmäßiges Erbe von kaiſerlicher und ſpaniſcher Gnade zu erflehen.

Durch die ſchwediſchen Waffen ward indeſſen der größte Theil der Rheinpfalz wieder erobert; am Niederrhein, an der Nahe und in der Umgegend von Mannheim waren die Schweden die Herren, und ſeit auch Frankenthal ſich ergeben hatte, war nur noch Heidelberg und die Bergfeſtung Dilsberg in den Händen der Feinde. Aber da ſich der Schlüſſel vom Rhein und Neckar, Mannheim, in ſchwediſchen Händen befand, war die Zufuhr abgeſchnitten, und auch der Ort Dilsberg ward von den Schweden (22. Jan. 1633 n. St.) ſtürmend genommen; die Capitulation im Schloß folgte ſchon fünf Tage ſpäter nach und räumte gegen freien Abzug (27. Jan.) die wohlgelegene und gut verſehene Feſtung [79].

Die heidelberger Beſatzung war jetzt von allen Seiten iſolirt; wenn es ihr auch gelang, bei einem Ausfall längs der Bergſtraße einige Poſten zu überfallen, ſo ſchlugen doch andere Verſuche in der Umgegend fehl; denn überall, in Mannheim, Schwetzingen, Schriesheim und auf dem Dilsberg lagen ſchon die Schweden. Der Commandant von Heidelberg ſchaffte Gepäck und Vorräthe nach dem Schloß, wohin ſich auch der größte Theil der Truppen zog; die Stadt lag ziemlich unbedeckt da, zumal ſeit eine Schaar von 1000 Mann der kaiſerlichen Truppen im Elſaß zu Hülfe gezogen war. Seit Anfang Mai zogen die Schweden näher heran, und am 5. gelang es dem ſchwediſchen Oberſtlieutenant Abel Moda, in die unvertheidigte Stadt ohne Schwertſtreich einzudringen. Es war gerade Pfingſtfeſt,

---

79) Theatr europ. III. 16. 17. Im pfälziſchen Archiv zu Karlsruhe („Perſonalien") finden ſich Akten, welche die Anſprüche der Kurfürſtin Luiſe Juliane betreffen. Es geht daraus hervor, daß noch 1631, ungeachtet der Vermittlung des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg und des Kaiſers, Bayern nichts leiſten wollte.

und ein paar Geiſtliche und Offiziere vom Schloſſe, die überraſcht worden waren, nahm man in der Stadt gefangen. Das heftige Feuern vom Schloſſe herab kam zu ſpät; Prinz Chriſtian von Birkenfeld rückte mit ſeinen Truppen heran, feſt entſchloſſen, das Stammſchloß ſeiner Ahnen jetzt mit Gewalt zu erſtürmen. Sonntag 19. Mai waren die Truppen zum Angriff aufgeſtellt; in der Nacht hatte man das ſchwere Geſchütz unvermerkt auf dem andern Ufer bei dem Stift Neuburg über den Neckar geſetzt und am Wolfsbrunnen hinaufgebracht. So ſtand jetzt das Geſchütz ober dem Schloß, und am Dinstag Mittag um 1 Uhr begann des Feuer auf die erſte Hauptſchanze. Nach zweiſtündigem Schießen ward plötzlich die Schanze vom Feinde verlaſſen; man fürchtete eine Mine, drum wichen auch die Schweden zurück. Ein muthiger Musquetier und ein Maurer unterſuchten und fanden zwei Zündröhren; das Uebrige war als Mine unbrauchbar und die Schweden rückten in die Schanze ein. Jetzt ward zugleich vom alten Schloßberg, von den Höhen des Neckars das Feuer ſo lebhaft, und die Verſchanzungen der Schweden hinter dem Schloß kamen ſo nahe, daß der Commandant, ein Herr von Hardenberg (der oberſte Statthalter hieß Metternich), einen Stillſtand zu erlangen ſuchte. Es gelang ihm erſt am Donnerſtag (23.), eine Waffenruhe von vier und zwanzig Stunden zu erhalten; während der Zeit konnten die Schweden ihre Arbeiten vollenden. Jetzt zögerten die Kaiſerlichen nicht länger; noch vor Ablauf der Friſt übergaben ſie das Schloß (24. Mai), gegen freien Abzug mit ihrem Gepäck und ihren Waffen. All' ihr Eigenthum ſollten ſie mitnehmen dürfen und ſicher gegen Hagenau gebracht werden; deßgleichen die Geiſtlichen und Mönche. Alles pfälziſche und fürſtliche Beſitzthum, Geſchütze, Vorräthe und Papiere, ſollten aber zurückbleiben. Zwei Tage ſpäter, am Sonntag Morgen, ſahen dann die Heidelberger ihre zehnjährigen Dränger herausziehen; wie man damals meinte, war man auf lange Zeiten hinaus befreit[80]).

---

80) Theatr. eur. III. 69. 70.

Man trug ſich mit der Hoffnung, die Pfalz jetzt reſtituirt zu ſehen; denn ob man einer bayriſch-kaiſerlichen oder einer ſchwediſchen Soldateska untergeben war, machte höchſtens einen Unterſchied in der Ausübung des Cultus. Unter den verſchiedenen Planen, zur Wiedereinſetzung der pfälziſchen Familie, war der, den Rusdorf damals mit großer Energie und Gewandtheit verfolgte, unſtreitig der beſte; ein Verein der proteſtantiſchen Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen, der den jungen Kurprinzen von der Pfalz in ſich aufnehme, ſollte die Leitung der proteſtantiſchen Angelegenheiten, die Wiederherſtellung des Gleichgewichts und des Friedens in Deutſchland befördern; aber es kam zu keinem Reſultate. Auch die weitern Rathſchläge Rusdorfs, England ſolle energiſch auftreten, ſich an Schweden und die proteſtantiſchen Kurfürſten eng anſchließen, fanden ſo wenig Gehör, als ſeine aus richtiger Kenntniß der Perſonen geſchöpften Andeutungen, wie man die beiden Kurfürſten an ſich knüpfen könne; ſtatt deſſen zog ein engliſcher Diplomat in Deutſchland herum und brachte mit weitſchweifiger Gemächlichkeit die Sache nicht über den Punkt hinaus, auf dem ſie ſtand. Ein Anſchlag des Landgrafen Wilhelm von Heſſen, mit den Waffen den Kurprinzen zurückzuführen, fand bei England und Holland nicht die nöthige Unterſtützung [81]). Drum hatte auch Ludwig Philipp ſich nicht länger bedacht, die drückenden Bedingungen, die ſein Bruder, der verſtorbene Kurfürſt, einzugehen ſich nicht entſchließen konnte, jetzt anzunehmen. Auf dem Tag zu Heilbronn war er (14. April 1633) mit Oxenſtjerna übereingekommen über die Rückerſtattung der Pfalz; natürlich war aber der ſchwediſche Diplomat nicht viel großmüthiger, als es Guſtav Adolf geweſen war [82]). Es ſollte zwar die „ganze Kurpfalz, wie ſie vor dem Kriege geweſen, doch ohne Präjudiz für die Rechte Dritter" an die Erben Friedrichs V. zurückfallen und mit allen Hoheitsrechten angehören, aber die Hauptplätze Fran-

81) Vgl. Rommel IV. 4. S. 229 ff.

82) Der Vertrag in Moſers Patriot. Archiv XI. 1205—224.

kenthal, Bacharach, Caub, Pfalz mußten Beſatzungen erhalten, Mannheim ſogar während der Dauer des Kriegs den Schweden überlaſſen bleiben und die dortige Beſatzung mit pfälziſchem Gelde bezahlt werden. Als allgemeinen Kriegsbeitrag ſollte der Pfalzgraf innerhalb ſechs Monaten ſechzigtauſend Thaler beibringen, außerdem wie jeder andere an den Kriegslaſten, an Einquartierungen, Theil nehmen; auch ſollte die Werbung den Schweden im ganzen pfälzer Gebiete erlaubt ſeyn. Beide Confeſſionen des Proteſtantismus ſollten gleiche Toleranz genießen; den Lutheranern da, wo ſie die Mehrzahl bildeten, Kirchengüter und Gefälle eingeräumt werden. Die ganze Leitung des Krieges ſollte Schweden verbleiben und die Pfälzer während der Dauer und nach dem Kriege den ſchwediſchen Intereſſen getreu bleiben. So überließ man das Land, offenbar mehr um der Laſt des Verwaltens und Geldherbeiſchaffens entledigt zu ſeyn, als um die pfälziſche Fürſtenfamilie die Vortheile ungeſchmälert genießen zu laſſen.

Es iſt wahrſcheinlich, daß außer dem Geſandten der Kurfürſtin Eliſabeth, dem Oberſten Kolb, Frankreichs Vermittlung den Abſchluß dieſes Vertrags beſchleunigt hat; dort hatte man ſchon vorher der Wittwe Friedrichs V. ſeine Hülfe angeboten[83]), und war auch ſonſt bedacht, das individuelle Intereſſe zum Nachtheil des allgemeinen zu begünſtigen und den Schweden die Leitung der Dinge aus den Händen zu winden. Gewiß war aber Großmuth nicht der Fehler jenes Vertrags; wie Friedrich einſt geſagt hatte, man nahm den einen Theil hinweg und gab den andern mit ſo drückenden Laſten zurück, daß ein Aufkommen ſehr ſchwer war. Man mochte das wohl fühlen; drum je weniger man eigentlich gab, deſto verſchwenderiſcher war man in der Einleitung zum Vertrag mit ſchwülſtigen Lobeserhebungen der Großmuth und Aufopferung des verſtorbenen Schwedenkönigs.

---

83) Theatr. eur. III. 21.

Der Vertrag hatte Unbeſtimmtes genug, um zu ſtreitiger Deutung Anlaß zu geben; die Einräumung der Kirchengüter an die Lutheraner, wenn ſie die Mehrzahl bildeten, ward von den ſchwediſchen Diplomaten, in deren Händen die Macht war, ſehr freigebig ausgelegt. So ſollten, wie die Schweden meinten, den Lutheranern in Oppenheim, in Mosbach, Kreuznach und in mehreren Dörfern die Gefälle eingeräumt werden, und doch wußte Jedermann, daß an den genannten Orten die Reformirten die Majorität bildeten, ja zum Theil um das Vier- und Fünffache überwogen. Eine Zeitlang ſuchten die Schweden den Lutheranern ſogar das Recht zu erwirken, ihre Geiſtlichen nur nach ihrer Wahl zu beſtellen; doch da rettete Ludwig Philipp der Landesregierung wenigſtens das Recht der Beſtätigung. So ward auch in das politiſche Recht des Regenten vielfach übergegriffen; die alten landesherrlichen Anſprüche auf die Leibeigenen, der Beſitz des Altrheins bei Nurheim, wurden von den Schweden angefochten, die leeren Kaſſen des Regenten für Unterſtützung lutheriſcher Kirchen und Gebäude in Anſpruch genommen und vieles andere dieſer Art. Den Lutheranern in Heidelberg hatte der Adminiſtrator die Kirche neben dem Reichenſpital eingeräumt und auf Staatskoſten herrichten laſſen, ſie waren damit nicht zufrieden und meinten, eine der größern Kirchen in der Stadt erringen zu können. Der Kampf über alle dieſe Fragen, der wenigſtens zu einer lebhaften Correſpondenz zwiſchen Oxenſtjerna und Ludwig Philipp führte, machte die Stellung des Regenten in den erſten Zeiten ſeiner Verwaltung nichts weniger als angenehm [84]).

Indeſſen ſo ſchwer die Laſt des Krieges immer noch auf dem Volk ruhte, ſo mannigfach die Hemmungen waren, die ſich dem alten Wohlſtand entgegenſtellten, eines war nicht zu läugnen: der Anfang der Ordnung und der Ruhe kehrte zurück

---

84) Einen Theil der Correſpondenz ſ. bei Moſer XII. 228 ff. Vgl. Struve Kircheng. S. 573.

und der Segen einer vaterländiſchen Regierung [85]), gegenüber der Fremdherrſchaft, war nicht zu verkennen. Die Natur hat das Land ſo reich ausgeſtattet, daß es ſich nach langem Druck ſtets wieder raſch erholte, und weder die furchtbarſten Kriegsleiden, noch Regierungen, wie die des achtzehnten Jahrhunderts, konnten den Reichthum der Pfalz auf die Dauer erſchöpfen; ſo kehrte denn auch jetzt ein Theil des materiellen Wohlſeyns unter die Bewohner zurück. Wenn auch die ſchwediſchen Soldaten im Lande noch immer genug empfinden ließen, daß die Befreier Fremde und ihre Herrſchaft eine militäriſche war, ſo wirkte doch Ludwig Philipps Fürſorge in vieler Hinſicht mildernd und fördernd ein; das proteſtantiſche Ausland, namentlich die Schotten, brachten reiche Beiſteuer für die reformirten Pfälzer, die jetzt aus der Verbannung in ihr Vaterland zurückzogen, oder dem verpönten Cultus ſich wieder zuwandten. Das Jahr 1634 war an reichem Ertrag des Bodens beinahe einzig, und die Wunden der letzten zwölf Jahre ſchienen ſich jetzt zu ſchließen.

Auch geiſtig ging die Pfalz einer Reſtauration entgegen; der reformirte Kirchenrath, unter dem Vorſitz Karl Friedrichs von Landas, ward (Juli 1633) neu beſtellt und mit Namen von gutem pfälziſchen Klang, wie G. F. Paſtoir und P. Toſſanus beſetzt, die Schulen und Gymnaſien bevölkerten ſich wieder, und Hunderte kehrten zurück, die ſeit 1623 der katholiſchen Reaction hatten weichen müſſen. Auch die Univerſität ward aus ihrer Todtenſtille zum frühern Leben geweckt; alte Lehrer, wie Caspar Schioppius, Spina, Ph. Pareus, traten wieder in ihre alten Stellen ein, andere, wie Chuno, Hemmel, Bernegger, wurden neu berufen; nur einer, R. Bachov, der in der drohenden Zeit der Gefahr den Glauben gewechſelt hatte und jetzt das alte Gewand wieder anzog, ward nicht angenommen. Die alten blühenden Lehranſtalten, das Pädagogium zu Heidelberg, die

---

85) Ludwig Philipp hatte wenigſtens wohlmeinende Rathgeber um ſich; er ſelbſt, wie aus Rusdorfs epist. 130 hervorgeht, wohnte ſelten den Sitzungen bei.

Gymnaſien zu Kreuznach, Oppenheim und Neuſtadt, entſtanden wieder, und der pfälziſche Proteſtantismus ſchien ſeine Jahre des Exils überſtanden zu haben.

So bot die Pfalz im Anfang des Jahres 1634, bei einzelnen Mängeln, einen vielfach befriedigenden Anblick. Der vielgeprüfte pfälziſche Staatsmann, Joachim von Rusdorf, machte damals (Frühj. 1634), um die Anweſenheit des Kurprinzen bei der ſchwediſchen Armee und die Auslieferung des Wittwenguts der Kurfürſtin Eliſabeth zu vermitteln, eine diplomatiſche Reiſe in die Pfalz; ſeine Berichte geben uns ein treues Bild von den Zuſtänden der Zeit [86].

Er verbirgt nicht die bittern Folgen des kriegeriſchen Druckes. Soldaten und Offiziere wetteiferten in frechem Uebermuth, obwohl die Verbündeten auf ihrer letzten Zuſammenkunft zu Heidelberg gegen jede Soldatenwillkür ſtrenge Gebote erlaſſen hatten [87]; ſo wurden in Ladenburg und Weinheim von ihnen Erpreſſungen und Gewaltthaten verübt, aber am härteſten litt das treue, vielfach erprobte Frankenthal. Ein übermüthiger Commandant, Winsheimer, lag dort mit 150 Mann, ein noch ſtärkerer Troß von Weibern und Kindern hing ihnen an, Gemeine und Offiziere thaten es in Gewaltthat einander zuvor. Gern wollten die Frankenthaler ſich ſelbſt ſchützen, aber es koſtete ſchon Mühe genug, durch die Bitten, die Eliſabeth und Rusdorf für die treue Stadt anbrachten, ſie vor den gröbſten Exceſſen zu ſichern. Die heidelberger Regierung beſaß nicht immer Energie genug, ihrer Untergebenen ſich anzunehmen, denn die hohen Verwaltungsbeamten waren nur zum Theil in ihren Aemtern anweſend; ſo waren denn die Unterthanen ſchutzlos, wie ſie ſelbſt ſagten, eine Heerde ohne Hirten [88]. Die äußeren

86) Handſchrift in der Camerar. Sammlung LXXIV. einem Copialbuch, das ſich Rusdorf zu eignem Gebrauch gemacht und wo ſich gleich vorn 89 Briefe an Eliſabeth befinden.

87) Theatr. eur. III. 81.

88) Rusd. a. a. O. im 6. Brief: „Ils disent qu'ils sont comme des brebis qui n'ont point de pasteur.“

Lebensbedürfniſſe waren vor der reichen Ernte von 1634 noch ſehr beſchränkt; es fehlte an Credit und Niemand gab Geld auf Grundſtücke[89]. Doch war Alles wenigſtens im Aufblühen; ſelbſt durch die Ungunſt der Verhältniſſe fing ſich an ein friſches, behagliches Leben wieder neu zu entfalten. Rusdorf, als er in die überrheiniſche Pfalz ging, um in Germersheim, Neuſtadt, Frankenthal ſeiner Kurfürſtin huldigen zu laſſen, fand zwar in Germersheim die öffentlichen Gebäude im Verfall und nicht im Stande, Jemanden aufzunehmen, aber die Menſchenleere hatte doch aufgehört, und über den zertretenen Boden ging jetzt wieder der Pflug. In Neuſtadt a. d. H. namentlich waren die Bewohner wieder eingezogen, die drei Geiſtlichen der früheren Zeit reſtituirt, das Land ringsum trefflich angebaut, die Schulen wieder in freudigem Aufſchwung. Eine kurze Friſt der Ruhe und ungeſtörten Pflege hätte hier und im ganzen Lande das alte Glück und Behagen des pfälziſchen Lebens bald zurückgeführt[90].

Aber die kaum aufkeimende Blüthe ward ſchnell zerknickt. Ein ſchwerer Unfall des ſchwediſchen Kriegsglücks brachte alle Greuel des Zerſtörungskrieges zurück, und die Pfalz ſah bald eine Zeit, neben der die Leiden der Jahre 1622 — 1632 als leicht und unbedeutend erſcheinen mochten. Am 6. Sept. 1634 (n. St.) war die ſchwediſche Armee bei Nördlingen völlig geſchlagen worden, und in unaufhaltſamer Flucht eilten die Trümmer des Heeres jetzt dem Rheine zu. War der politiſche Nachtheil für die Sache der Verbündetrn unendlich groß, da Guſtav Adolfs ganze Errungenſchaft an einem Tage verloren, die Macht der Schweden gebrochen, der Bund der Proteſtanten geſprengt war und die ganze Leitung der Dinge jetzt der lauernden Tücke franzöſiſcher Politik ins Netz fiel, ſo empfand doch Niemand die unmittelbaren Folgen der Niederlage härter, als die Pfalz. Schon der Schrecken, den Johann von Werths Streifzüge in

89) Rusd. 9. Brief.
90) Rusd. Brief 7. 8.

Franken vor der nördlinger Schlacht am Rhein verbreiteten, hatte die Ordnung gelöst; Verwirrung, Willkühr der Soldaten, Bettelei hatten mit unglaublicher Raſchheit um ſich gegriffen[91]). So war es ſeit der Mitte des Auguſt; jetzt mit den erſten Tagen des September kam die Schreckensbotſchaft von Nördlingen und zugleich die zügelloſen, wilden Schaaren der geſchlagenen Schweden. Die Auflöſung alles Geſetzes, die Mißhandlungen an Perſon und Eigenthum, die Verwüſtung des kaum wieder angebauten Landes, überſtiegen alle Begriffe, die Cavallerie von Horn und Bernhard von Weimar hinterließ namentlich in Schwaben und der Pfalz von Plünderung, Zerſtörung und Mord die greulichſten Spuren. Dieſe Verbündeten, ſchreibt der Augenzeuge Rusdorf an Eliſabeth Stuart, richten mehr Unheil im Lande an, als jemals irgend ein Feind angerichtet[92]). Der Adminiſtrator ſelbſt zog ſich (19. Sept.) nach Frankenthal zurück und bot Alles auf, das Land vor dem verheerenden Schwarm der Fliehenden zu beſchützen. Elend und Jammer erreichte ſchon jetzt auf dem rechten Ufer des Rheines eine furchtbare Höhe; an der Bergſtraße allein hausten die flüchtigen, zuchtloſen Reſte von ſiebzehn Regimentern; ſie gaben, wie Rusdorf ſchrieb, der Pfalz die letzte Oelung[93]). Die Angſt vor den Verbündeten war ſo groß, daß man in Speyer und Worms ihnen die Thore verſchloß; Ludwig Philipp ſelbſt ſuchte vor ihnen wenigſtens die Pfalz auf dem linken Ufer rein zu halten. Darüber entſpann ſich ein bitterer Briefwechſel zwiſchen ihm und dem ſchwediſchen Kanzler; der Adminiſtrator weigerte ſich (4. Okt.) geradezu, in Kreuznach ein Regiment aufzunehmen, er erinnerte an Wallenſteins Abſetzung, die ihn für ſeine Bedrückungen getroffen, und Oxenſtjerna blieb dem Pfalzgrafen die Antwort nicht ſchuldig[94]). Es fielen harte Reden, aber

91) Rusd. Brief 21. Ms.

92) Rusdorfs 25. Brief vom 16. Sept. Ms.

93) Handſchr. Brief 26. 27.

94) Der Briefwechſel in der Coll. Camerar. XLIX. fol. 24 f. und Moſer XII. 237 ff.

dem pfälziſchen Volke ward die Geißel des Kriegs deßhalb nicht erſpart; viele Treffliche wurden damals an Leben und Gut gefährdet, unter ihnen auch Julius Wilhelm Zinkgref, der Landſchreiber zu Alzei, der damals den zügelloſen Mißhandlungen der ſtreifenden „Verbündeten" preisgegeben ward. Bedrängniß, Elend und Hungersnoth herrſchte allenthalben in furchtbarer Weiſe [95]).

So war es, ehe noch ein Feind ſich hatte blicken laſſen! Jetzt als die erſten Schreckensboten kamen vom Heranrücken der Sieger, zogen ſich die Beſchützer ſcheu aus dem verödeten Lande zurück; „unſre wackren Kämpen, ſchrieb Rusdorf bitter [96]), weichen raſch zurück, um aus der Schußweite zu kommen." Der Adminiſtrator, ohne Schutz und voll Angſt vor den ſchwediſchen und weimariſchen Freunden, ſuchte nach Hülfe; Mannheim hoffte er wie Rusdorf rein halten zu können, ſo daß kein Fremder die Pfote darauf ſetze [97]); den Reſt ſollten die Franzoſen ſchützen. Schon gleich nach der Schlacht von Nördlingen hatte man bei Feuquieres angeklopft und eine freundliche aber unbeſtimmte Zuſage erhalten [98]); jetzt reiſte, was bei den Schweden und am Hofe der verwittweten Kurfürſtin ungern geſehen ward [99]), der pfälziſche Rath Blarer ins franzöſiſche Lager; die franzöſiſchen Feldherrn näherten ſich auch, aber nur um ſich in Mannheim einzudrängen [100]).

95) Brief Rusdorfs 28—32. In einem andern Briefe (Consilia polit. p. 491) ſchreibt Rusdorf: **De subsister par nous mesmes sans l'Aide de nos Amis, c'est purement impossible; tout le pays estant tellement ruiné et mangé; et se ruine sans cesse encore journellement, que nécessairement une grande partie des habitans mourra de Faim.**

96) Brief 28.

97) Rusdorfs Worte im 34. Brief.

98) Rusd. cons. polit. 495.

99) Daß dort Abneigung gegen ein ſolches Bündniß herrſchte, zeigt der lange Brief in Rusd. cons. p. 494 ff.

100) Rusdorf consil. politica S. 497.

Die Feinde kamen indeſſen heran; der Kurfürſt von Bayern, eifrig bedacht, den Krieg wach zu erhalten, ſchickte ein Streifcorps unter Johann von Werth, das in den erſten Tagen des November die Pfalz bedrohte. Am frühen Morgen des 16. Nov. (n. St.) brachen die Feinde von Rohrbach her in der Vorſtadt von Heidelberg ein, beſchoſſen die Stadt und drangen auch ein, nachdem die Mehrzahl der Bevölkerung ſich in das feſte Schloß zurückgezogen [1]). Nur etwa 150 Mann fielen in die Hände der Feinde, die Stadt ward ein paar Stunden geplündert, wenig Leute getödtet [2]). Die Beſchießung des Schloſſes und der Stadt dauerte nun bis zum 25.; der Gouverneur des Schloſſes, Abel Moda, unter Drohungen zur Uebergabe aufgefordert, wies die Belagerer ab, aber die Noth nahm doch zu. Ein Theil der im Schloß verweilenden Bürgerſchaft wollte deßhalb (30. Nov.) trotz dem Abmahnen des Commandanten, mit Weibern und Kindern in die Stadt herabziehen, wurde aber von den Kugeln der Feinde übel empfangen und mit Verluſt von fünf Perſonen in das Schloß zurückgedrängt.

Hülfe kam weder von den Schweden, die das Land preisgegeben, noch von den Franzoſen, die damals durch den Schandvertrag vom 1. November ſich des Elſaſſes um einen Spottpreis verſichert hatten; zwar hatten ſich anfangs la Force und de Brezé auf Ludwig Philipps Bitten entſchloſſen (Mitte Nov.) heranzuziehen [3]); aber diplomatiſche Bedenklichkeiten, wegen des noch nicht erklärten Krieges, hinderten den Rheinübergang. Die Schweden, namentlich Bernhard von Weimar, zögerten mit der Hülfe, weil die letzten Schritte des Adminiſtrators ſie verſtimmt hatten; Abneigung und Mißtrauen waren bei Bernhard und

1) Vgl. Theatr. eur. III. 382 und die, wie es ſcheint, von einem Augenzeugen herrührenden „briefve description du siège tant du château que de la ville de Heidelberg“ in der Coll. Camerar. LXXIV fol. 117.

2) So verſichert der Verf. der briefve description, im Widerſpruch mit dem Theatrum europaeum.

3) Die hülfloſe Lage in dieſer Zeit ſchildert Rusdorf cons. pol. 492.

Oxenſtjerna gleich wirkſam, und erſt nach vielem Verhandeln hatte man ſich in den letzten Tagen des November wenigſtens einigermaßen verſtändigt [4]). Das heidelberger Schloß ward indeſſen tüchtig beſchoſſen, am 3. Dezember brach im Glockenthurm, ganz nahe beim Pulverthurm, Feuer aus, aber zugleich verbreitete ſich das Gerücht, die Verbündeten zögen zum Entſatze heran; die Belagerer zogen ſich daher (4. Dez.) vor der gefürchteten Vereinigung der Feinde aus der Stadt zurück [5]).

Damit war aber die Gefahr nur verſchoben; denn ſobald kund geworden war, daß die Franzoſen den Rhein nicht überſchritten hätten, faßten die Feinde wieder Muth; am 13. Dez. erſchien von Neuem eine bayriſch-kaiſerliche Heerſchaar in der pfälziſchen Hauptſtadt und beſchoß das Schloß, deſſen Commandant, Abel Moda, abweſend war. Heidelberg war jetzt der Mittelpunkt geworden, um welches ſich die Fäden des feinſten diplomatiſchen Netzes ſpannen. Ueberſchritten die Franzoſen den Rhein, um Heidelberg zu entſetzen, ſo war die lang verzögerte Kriegserklärung gegen den Kaiſer erfolgt; ſie dazu zu bringen, ſpielten Oxenſtjerna und namentlich Bernhard von Weimar ihre diplomatiſche Rolle meiſterhaft. Zweideutig in ſeinen Aeußerungen, ſchwankend in ſeinem Benehmen hielt der ſächſiſche Fürſt ſeine Verbündeten zwiſchen Furcht und Hoffnung ſo lange zögernd hin, bis er hoffen konnte, ſich ſo theuer als möglich zu verkaufen und die Franzoſen zu dem erwünſchten Ueberſchreiten des Rheins zu vermögen. Es ward wenigſtens das Letztere erreicht und der Entſatz von Heidelberg war der Anfang des offenen Bruchs zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich.

Am 23. Dezember zog Bernhard von Mainz nach Mannheim und langte den folgenden Tag an der Bergſtraße an; da war aber, wie er erwartete, der entſcheidende Streich ſchon geſchehen. Bereits am 22. war der Vortrab der Franzoſen unter Puyſegur über den Rhein gerückt und hatte den Weg nach

4) S. Röſe Bernhard von Weimar II. S. 20. 21.

5) Die briefve description.

Heidelberg eingeſchlagen. Von dem Commandanten des Schloſſes geführt, näherten ſie ſich unvermerkt dem Heere der Belagerer; ſie erſchienen auf den Höhen, wo das feindliche Geſchütz ſtand, ehe die erſchrockenen Bayern ihre Nähe geahnt hatten. Die Verſchanzungen ober der Stadt und dem Schloſſe waren im Nu genommen, ein paniſcher Schreck ſcheuchte die Bayern in die Stadt und die ganze Armee der Belagerern war jetzt zwiſchen dem Schloß und den Franzoſen eingeengt. Im Schloſſe ſelbſt war man auf einen ſo nahen Entſatz nicht gefaßt; es heißt: man hätte anfangs auf die fremden Erretter geſchoſſen und ihr welſches Feldgeſchrei ſich nicht zu deuten gewußt.

Die ſechstauſend Belagerer waren verloren, wenn man die Ankunft des ganzen franzöſiſchen Heeres und Bernhards erwartete; in der Uebereilung beging man die Thorheit, ihnen freien Abzug zu geſtatten. Für die Pfälzer war damit nicht viel gewonnen; das Land litt unter dem argen Druck einer anſehnlichen Armee, und ſchwerlich hat das Volk ſehr freudig an den Dankgebeten Theil genommen, die man damals zu Worms für die Befreiung der pfälziſchen Hauptſtadt anſtellte. „Das Elend, ſchreibt Rusdorf an die Kurfürſtin [6]), ſteigt in dieſem Lande von Tag zu Tag; die Franzoſen verlieren auch ihren Ruf einer beſſern Ordnung und Zucht.“

Der Kelch des Leidens war aber noch nicht geleert für die unglücklichen Pfälzer. Das Jahr 1635 brachte als verhängnißvolle Gabe den prager Frieden zwiſchen Sachſen und dem Kaiſer; ein köſtliches Gut, wenn er alle Deutſchen umſchloß, dagegen eine Quelle des Unheils, wenn er, wie jetzt geſchah, die deutſchen Proteſtanten in zwei Partheien theilte. Den Intriguen fremder Politik war jetzt völlig Thür und Thor geöffnet, der Kampf verlor höhere Motive, und der ſchreckliche Bürgerkrieg im deutſchen Volke, der zum Theil mit religiöſen Beweggründen war b e g o n n e n worden, artete jetzt in ſchmutzigen Länderwucher aus, den das gleißneriſche Ausland und die ver-

6) Brief 51 vom 6. Januar 1635. Ms.

rätheriſchen Landesfürſten mit deutſchem Gute trieben. Der Fluch dieſer unreinen Quelle ſchleppt ſich durch die folgende Geſchichte des Krieges fort und drückt ſeinem Character ein blutiges Kainszeichen auf; die Folgen hat aber kaum eine deutſche Provinz ſo bitter empfunden, als die rheiniſche Pfalz.

Die unmittelbarſte Einwirkung der Verhandlungen über jenen Frieden [7]) zeigte ſich in der Wendung des Krieges; im Norden ward der ſchwediſche Einfluß gebrochen, Herzog Bernhard von ſeinem Zuge nach dem Main zurückgedrängt und Philippsburg von den kaiſerlichen Truppen überraſcht und weggenommen. Der kühne Johann von Werth erſchien plötzlich wieder an dem zugefrorenen Rheinſtrom, nahm das durch die Verbündeten bisher bedrückte, aber jetzt nicht geſchützte, Speyer (2. Febr.) und zog mit ſeinen 5000 Mann ungehemmt durch die überrheiniſche Pfalz, bis ihn der Wechſel der Witterung bewog, mit ſeiner kleinen Schaar nach dem rechten Ufer zurückzuziehen. Die Franzoſen, mit ihrer durch Krankheit und Entmuthigung geſchwächten Armee, ſahen ſich, noch bevor der Febr. zu Ende ging, genöthigt, nach dem linken Rheinufer zurückzuziehen; auch Herzog Bernhard hatte (2—4. März) mit ſeinem Heere bei Mannheim den Rhein überſchritten. Die Franzoſen hatten Alles aufgeboten, ihn jenſeits zum Schutz der Pfalz feſtzuhalten, aber der Zuſtand ſeiner Truppen machte es unmöglich; durch Krankheit und Entbehrung geſchwächt, bedurfte das Fußvolk der Ruhe, die Reiterei war ohnehin ruinirt; Unordnung, Streit, Plünderungen waren herrſchend, von Bernhards ganzer Armee waren kaum 2000 kampffähig, zwei Drittel konnten kaum marſchiren und waren in Gefahr, auf dem Wege zu ſterben; denn zum Unglück war auch in dieſen Tagen noch eine ſehr heftige Kälte eingefallen [8]). So kam Bernhard über den Rhein; der Plan, durch ſeine Truppen die Pfalz auf dem rechten Ufer

---

7) Vgl. Barthold Geſch. des großen Krieges I. S. 221 ff.
8) Brief Hebrons bei Röſe II. 357.

zu ſchützen, war natürlich eitel, und bis auf ein Paar kleine Beſatzungen war die dieſſeitige Pfalz jetzt ungedeckt.

Die Einnahme von Speyer (22. März), wo ſich die Beſatzung von 1500 Mann gefangen gab, war ein dürftiger Erſatz für alle dieſe Verluſte; Herzog Bernhard von den zurückziehenden Franzoſen ſchmählich verlaſſen, hatte nun allein die ſchwierige Aufgabe, den Rhein zu beſchützen. Durch den Landgrafen Johann Philipp von Heſſen-Darmſtadt ließ er das linke Ufer von Frankenthal bis Bingen decken; ſtromaufwärts lehnte ſich an ihn Taupadel, rheinabwärts der Rheingraf Johann Philipp an. Bernhard ſelbſt bot alles auf zu einer entſcheidenden gemeinſamen Unternehmung, aber die Thorheiten der Franzoſen im Elſaß, der Fall von Trier, ebenfalls durch ſie verſchuldet, lähmten ſeine Kraft [9]), und während er am Niederrhein und Main kleine Erfolge erfocht, hatten die Kaiſerlichen ſich gegen den Rhein hin in Bewegung geſetzt.

Der prager Friede, der das reichbelohnte Kurſachſen und eine Reihe anderer Reichsſtände dem Kaiſer zuführte oder in ihrer Theilnahme am Kriege erkalten machte, war indeſſen (30. Mai 1635) vollendet worden; unter denen, die in der Acht verblieben und von der Amneſtie ausgeſchloſſen waren, ſtand Kurpfalz oben an; das Land ſollte zu Vertheilung an die Sieger dienen. Jetzt lag es jedem Angriffe blosgeſtellt, zerrüttet und verheert; die wenigen Regimenter, die unter Oberſt Schmidtberg in Mannheim lagen, die kleinen Beſatzungen auf den Schlöſſern zu Heidelberg und Dilsberg, waren gegen eine heranziehende kaiſerliche Armee keine Schutzwehr.

Gallas näherte ſich jetzt mit 20,000 Mann, beſetzte Heidelberg und dehnte ſich gegen Ladenburg und Mannheim hin aus, um die Feinde über den Ort zu täuſchen, wo er den Rhein überſchreiten wollte. In der Stille wurden die Vorbereitungen getroffen und am 11. Juni plötzlich zwiſchen Speyer und Philipps-

9) Das Einzelne ſ. Röſe II. 55 ff. Barthold I. 240 ff.

burg, bei Rheinhauſen, von einer kleinen Schaar der Strom überſchritten. Taupadel machte von Speyer aus fruchtloſe Verſuche, die Gelandeten aus ihrer Stellung zu verdrängen; Herzog Bernhard ſelbſt, gezwungen ſeinen Mainzug aufzugeben, ſtand jetzt ohne Ausſicht auf Unterſtützung mit geſchwächter Macht bei Speyer. Ein feſtes Lager zwiſchen Worms und Frankenthal ſollte ihn ſchützen, aber am Niederrhein drohte Piccolomini, bei Philippsburg Gallas herüberzudrängen; den geſchwächten Truppen fingen die Vorräthe an zu fehlen, und der Herzog, von Frankreich ohne Hülfe gelaſſen, mußte befürchten, abgeſchnitten zu werden. Er entſchloß ſich zum Rückzug. Die feſten Punkte in der Pfalz und die Schlöſſer, von Landau gegen Zweibrücken und Kreuznach hin, auch Frankenthal, Worms und Mainz, verſah er mit Beſatzungen und wandte ſich dann (Ende Juni) gegen die Saar und den Weſtrich zurück, wo er vor der Uebermacht der Feinde ſich gedeckt glaubte. Mit ihm zogen der Adminiſtrator und die pfälziſchen Räthe, die bis jetzt noch in Frankenthal eine Art Landesregierung vorgeſtellt hatten, in großer Eile und Verwirrung hinweg, woran des Pfalzgrafen zögerndes unentſchloſſenes Benehmen und die Uneinigkeit der Räthe gleich große Schuld hatte. Erſt das Drängen der Noth und die Nähe des Feindes trieb ſie heraus, doch ward den Angeſehenſten noch Muße genug, ihr Koſtbarſtes mitzunehmen; das Werthvollſte für die pfälziſche Fürſtenfamilie war die Leiche Friedrichs V. Sie ſtand noch unbeerdigt in Frankenthal, ſammt den Kleinodien und dem letzten Beſitz des unglücklichen Mannes, die jetzt Rusdorf mit edler Pietät der Wittwe und den Kindern des Verſtorbenen überbrachte; über die Leiche war lange Uneinigkeit geweſen, und der Wunſch der Wittwe, die Reſte ihres Gemahls vor Mißhandlung geſchützt zu ſehen, war Urſache, daß man immer noch an eine Beerdigung im calviniſchen Ausland, in der Schweiz oder in Sedan, dachte. Dieſen Wunſch zu erfüllen entſchloſſen ſich jetzt die pfälziſchen Beamten, geängſtigt durch die Beſorgniß, der Feind würde auch die Gräber nicht ſchonen, den Leichnam des Kurfürſten mit ſich zu führen. Her-

zog Bernhard rieth entſchieden ab [10]). Wohl hatte er recht, der ſächſiſche Kriegsheld, wenn er damals ausrief: der gute Fürſt hat in ſeinem Leben Unruhe und Laſt genug gehabt, iſt genug herumgeworfen worden, hat überall, ohne ein Obdach zu finden von einem Ort zum andern wandern müſſen, ſoll er nicht einmal im Tode, welcher allen Menſchen Ruhe gewährt, eine bleibende Stätte finden? Die Pfälzer, aus erklärlicher Beſorgniß vor dem Feinde, willfahrten dem Wunſche Eliſabeths und die Leiche ward mitgeſchleppt. Noch unglücklicher als der mit dem Bannfluch belaſtete Heinrich IV., ward jetzt die Leiche in der Verwirrung eines militäriſchen Rückzugs erſt nach Saarbrück, dann nach Metz gebracht, wo ſeine Spur verloren ging; wahrſcheinlich fand der Leichnam des unglücklichen Fürſten in fremdem Lande, nicht einmal an geweihter Stätte, ſeine letzte Ruhe.

In gewaltigem Strome waren indeſſen die Kaiſerlichen auf das linke Rheinufer vorgedrungen; Worms, Oppenheim, Bingen, Bacharach und Caub wurden beſetzt, Mainz und Frankenthal eingeſchloſſen, und von Philippsburg aus drang Gallas auf das andere Ufer des Fluſſes vor. So war die Pfalz preisgegeben; denn auch auf dem rechten Ufer war an ein längeres Behaupten nicht zu denken. Die Beſatzungen auf dem Schloſſe Dilsberg und Heidelberg waren iſolirt, die Vorräthe mangelten in dem mit Menſchen unnütz überfüllten Schloſſe, Pferde z. B. waren in der ganzen Neckarpfalz keine mehr aufzutreiben, und zudem hauſten unter den blockirten Garniſonen anſteckende Krankheiten. So entſchloß ſich Abel Moda, für die Beſatzungen Heidelberg und Dilsberg ein günſtiges Abkommen zu finden, und es gelang ihm (24. Juli) mit dem kaiſerlichen Oberſt Breuner eine Capitulation zu ſchließen, die wenigſtens ſeinen und den Kolbiſchen Regimentern einen ehrenvollen Abzug verhieß; die vom Züllart'ſchen Regiment blieben freilich ausgeſchloſſen, Pferde

---

10) Vgl. den Brief in Rusdorf epist. S. 131 — 135, woraus man ſieht, wie viel Mühe und Verwirrung ſchon dieſe eine Angelegenheit dem Pfalzgrafen und ſeiner Umgebung gemacht hat.

zum Fortſchaffen konnte man nicht geben, und für Proviant ſollten die Abziehenden ſelber ſorgen; daß er für die Unterthanen keine Sorge getroffen und die proteſtantiſchen Geiſtlichen der Gewalt der Sieger preisgab, ward ihm von den pfälziſchen Staatsmännern ſehr zum Vorwurf gemacht [11]). Am 27. Juli zogen dann die beiden Beſatzungen mit allen militäriſchen Ehren aus; die Pfalz war damit, mit Ausnahme von Frankenthal und weniger Punkte auf dem linken Ufer, in kaiſerliche Hände übergegangen [12]).

Das Glück ſchien den franzöſiſchen Waffen den Rücken gewandt zu haben, denn ſtatt der Pfalz Hülſe zu bringen, entfernten ſich die Verbündeten immer weiter. Zehn Tage vor der Uebergabe des heidelberger Schloſſes (17. Juli) war auch Kaiſerslautern von den Kaiſerlichen erſtürmt worden; eine dreitägige Plünderung und ein furchtbares Blutbad unter den Vertheidigern war die Folge; das Schloß Landſtuhl ward um dieſelbe Zeit genommen [13]). Vorübergehend war die Hoffnung auf Entſatz, als die franzöſiſche Armee im Auguſt wieder vordrang und ſich plötzlich an der Nahe und am Rhein zeigte, denn ſie konnte nicht bis nach Frankenthal und Mannheim, wo noch Truppen lagen, vordringen, und ein eiliger Rückzug beendigte ſchon nach ſechs Wochen die ganze prahlende Unternehmung. Da war die ausgehungerte Beſatzung von Frankenthal ſehr froh (Okt.) ſich durch einen Vergleich wenigſtens freien Abzug zu erringen [14]); von ihrem neuen Gouverneur, einem Spanier, hatte ſie freilich alle Ausſchweifungen ſoldatiſcher roher Willkühr zu erleiden [15]). Jetzt verließ auch die Garniſon von Mannheim die Stadt, weil ſie die Unmöglichkeit eines längern Verweilens

---

11) Rusdorf epist. p. 138.
12) Theatr. eur. III. 511. Khev. XII. 1759.
13) Theatr. eur. III. 510.
14) Ib. III 570.
15) Rusd. epist. 161. 165.

einſah, und überließ die Feſtung dem Feinde, der die Mauerwerke ſchleifte.

Die kaiſerliche Herrſchaft über die Pfalz war damit auf Jahre hin befeſtigt; der Kriegsſchauplatz ward jetzt nach einer andern Seite hingedrängt und das pfälziſche Land auf den Schutz angewieſen, den ihm die zuchtloſen Kriegshorden eines erbitterten Feindes geben konnten; daß ein Decret vom 14. November 1635 „alle calviniſchen und lutheriſchen Prädicanten ſammt ihren Weibern, Kindern und Geſinde“ aus dem Land zu ſchaffen befahl [16]), mochte noch bei der Abſtumpfung jedes höhern Intereſſes für das geringere Uebel gelten; das Aufhören jeder geordneten Regierung, der völlige Verfall der Univerſität und aller blühenden Lehranſtalten ward weniger beachtet, als der namenloſe Druck tauſendfacher Leiden, die auf das phyſiſche Leben den unmittelbarſten Einfluß übten.

Schon die Zeit vor der Ankunft der Kaiſerlichen war ſchrecklich genug. Man mordet, ſchrieb damals ein glaubwürdiger Augenzeuge [17]), aus Genuß und zum Zeitvertreib, man ſucht alle Arten ſchrecklicher und bis jetzt unerhörter Martern hervor, um das arme Volk zu quälen. Schändungen der Frauen jeden Alters, ſelbſt kleiner Kinder, ſind nur Spiele; von Plünderungen braucht man nicht zu reden, denn der wird für gemein geachtet, der nicht plündert. Selbſt der Regent des Landes, Pfalzgraf Ludwig Philipp, ſeine Umgebung, ſeine Räthe, konnten ohne Bedeckung ſich nicht eine halbe Stunde von der Stadt entfernen, wenn ſie vor den Mißhandlungen ihrer Schützer wollten ſicher ſeyn. Das Land, ſchreibt Rusdorf in einem ſeiner klagenden Briefe [18]), iſt völlig ruinirt, alle Lebensmittel aufgezehrt, und was man nicht verzehren konnte, unbrauchbar gemacht; die Unterthanen ſind troſtlos und in Verzweiflung, das pfälziſche Land gleicht einer arabiſchen Wüſte. Alle Liebe der Untertha-

---

16) Struve Kircheng. 573.

17) Rusdorf an Eliſabeth ſ. Rusd. Cons. pol. S. 490.

18) Consilia pol. 502. Vgl. 507.

nen gegen ihren Fürſten, aller Gehorſam iſt dahin, weil ſie ſehen, daß man ſie vor Mord, Druck, Peinigung und barbariſcher Gewaltthat nicht ſchützen kann. Wir ſelbſt hören nichts als täglich Jammern und Wehklagen; die armen Leute rufen unſre Hülfe bei Gott und allen Heiligen an, aber wir können nichts, als mit Thränen und Seufzen ihnen Troſt zuſprechen.“

Das waren die Verbündeten und Freunde, die ſolchen Jammer übers Land brachten; wenn die Feinde es um nichts ärger getrieben hätten, ſo war das Elend ſchon unausſprechlich genug. Aber es kam noch ſchlimmer; die Jahre von 1635 und 1636 an ſind ganz eigentlich die Zeiten der wilden, herrenloſen Soldatentyrannei, der blinden, planloſen Zerſtörung und des unnennbaren Elends, das die Phantaſie ſich nicht malen könnte, wenn nicht ſchlichte Zeugniſſe von furchtbarem Gewicht uns die Farben dazu gäben. Ihnen hat der Verfaſſer des Simpliciſſimus mit mehr hiſtoriſchem als poetiſchem Verdienſt ſeine unerquicklichen Lebensbilder treu abgelauſcht; die völlige Auflöſung aller ſittlichen und häuslichen Bande, die innere Verwahrloſung der ganzen Generation, die ſchreckliche Rohheit und wüſte Genußſucht, die raffinirte Grauſamkeit und alle Greuel eines räuberiſchen, abenteuernden Soldatenlebens, wie ſie jener Roman mit ſchneidender Ruhe zeichnet, ſind ächte Züge dieſer Zeit [19].

---

19) Als Beiſpiel heben wir nur die gewiß wahrheitsgetreue Beſchreibung einer Soldatenplünderung hervor, die der Simplicissimus im 4. Cap. des erſten Buchs enthält. Nachdem er geſchildert, wie ſie das ganze Haus ausgeplündert, fährt er fort: „Was ſie aber nicht mitzunehmen gedachten, ward zerſchlagen und zu Grunde gerichtet, etliche durchſtachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob ſie nicht Schweine genug zu ſtechen gehabt hätten, etliche ſchütteten die Federn aus den Betten, und füllten hingegen Speck, andere Dürrfleiſch und ſonſt Geräth hinein, als ob alsdann beſſer darauff zu ſchlaffen wäre; andere ſchlugen Ofen und Fenſter ein, gleichſam als hätten ſie einen ewigen Sommer zu verkündigen, Kupffer- und Zinngeſchirr ſchlugen ſie zuſammen, und packten die gebogene und verderbte Stücken ein, Bettladen, Tiſche, Stüle und Bänke verbranten ſie, da doch viel Claffter dürr Holtz im Hoff lag, Häfen und Schüſſeln muſten endlich alles entzwey, entweder weil ſie lieber Gebraten aſſen, oder weil ſie bedacht waren, nur eine einzige Malzeit allda zu hal-

An dem Elend, woran das ganze deutſche Vaterland litt, hatte die Pfalz einen vollen Antheil erhalten; Mißhandlung und Plünderung, wie ſie nur die erfinderiſche Grauſamkeit dieſer Zeit kennt, phyſiſche Leiden, wie die Hungersnoth und furchtbare Peſt in den Jahren 1636 — 1638, und ſittliche Verwilderung waren hier mindeſtens ſo arg als irgendwo. Was im Elſaß am 3. März 1636 vorkam, daß eine Jungfrau den Todtengräber zu Ruffach bat, er möchte ſie, da dem Schinder das Pferdefleiſch ausgegangen, doch mit einer unbegrabenen Leiche verſorgen [20]), war nicht das einzige Beiſpiel dieſer Art; auch in der Pfalz und in der Umgegend von Worms ſtillte das Volk mit Wurzeln, Gras und Baumblättern ſeinen Hunger, und wenn dies nicht mehr reichte, waren gefallene Thiere vom Schindanger ihre Nahrung; ja, man mußte Galgen und Kirchhof bewachen, um ſie vor dem ſchrecklichen Diebſtahl der Hungernden zu ſchützen. Nicht nur verlaufene Soldatenhorden trie-

ten, unſre Magd ward im Stall dermaßen tractirt, daß ſie nicht mehr daraus gehen konte, welches zwar eine Schande iſt zu melden! Den Knecht legten ſie gebunden auff die Erde, ſteckten ihm ein Sperrholtz ins Maul und ſchütteten ihm einen Melkkübel voll garſtig Miſtlachenwaſſer in Leib, das nanten ſie einen Schwediſchen Trunk, der ihm aber gar nicht ſchmeckte, ſondern in ſeinem Geſicht ſehr wunderliche Minen verurſachte — — — Dann fieng man erſt an, die Steine von den Piſtolen, und hingegen anſtatt deren der Bauren Daumen aufzuſchrauben, und die arme Schelmen ſo zu foltern, als wenn man hätte Hexen bannen wollen, weſſen ſie auch einen von den gefangenen Bauren bereits in Backofen ſteckten und mit Feuer hinter ihm her waren, unangeſehen er noch nichts bekannt hatte, einem andern machten ſie ein Sail um den Kopff, und raitelten es mit einem Bengel zuſammen, daß ihm das Blut zu Mund, Naſſ und Ohren herausſprang. In Summa, es hatte jeder ſeine eigne Invention, die Bauren zu peinigen und alſo auch jeder Bauer ſeine ſonderbare Marter: allein mein Knän war meinem damaligen Bedünken nach der glücklichſte, weil er mit lachendem Munde bekannte, was andere mit Schmerzen und jämmerlicher Wehklage ſagen muſten, — — denn ſie ſetzten ihn zu einem Feuer, banden ihn, daß er weder Hände noch Füße regen konte, und rieben ſeine Fußſolen mit angefeuchtem Salz, welches ihm unſere alte Geis wieder ablecken, und dadurch alſo kützeln muste, daß er vor Lachen hätte zerberſten mögen."

20) Theatr. eur. III. 618.

ben Räuberei auf den Straßen, nicht nur die Merodebrüder machten aus Wegelagerei und Mord ein Geſchäft, auch von dem verwilderten Volk mordete der Bekannte den Bekannten, um ihn gierig aufzuſpeiſen! [21]) In thieriſcher Verſunkenheit trotzten ſie den Forderungen der Natur; Leichen der Kinder waren vor der Gefräßigkeit ihrer Eltern nicht ſicher, junge Mädchen ſpeisten auf freiem Felde die Leiche einer Geſpielin auf. In der Pfalz und im Elſaß, ſonſt zwei blühenden Gärten, voll von überſtrömender Fruchtbarkeit, kam es ſo weit, daß die Wölfe heerdenweiſe durch das Land zogen, und noch zwanzig Jahre nachher ſetzte Kurfürſt Karl Ludwig Geldpreiſe auf die im Winter beinahe wöchentlich erſchlagenen Beſtien. Ein Zeitgenoſſe behauptet, es ſeyen mehr Wölfe durch das Land gezogen, als Bauern auf dem platten Lande geweſen [22]), und wenn auch nicht, wie berichtet wird, die ganze Zahl der in der Pfalz noch übrigen Landleute kaum 200 belief, ſo war doch durch Morden, Flüchten, Peſt und Hungerstod die Bevölkerung ſo furchtbar gemindert, daß das lachende Paradies des pfälziſchen Landes einem verödeten Kirchhofe gleich ſah.

Ein Augenzeuge, der ſpäter Pfarrer an verſchiedenen pfälziſchen Gemeinden war [23]), ſah, wie ſich an einem gefallenen Pferde zugleich Menſchen, Hunde und Raben ſättigten, an vielen Orten in der Pfalz mußten die Kirchhöfe bewacht werden, und die verheerenden Krankheiten, die durch den Mangel und die Verwilderung hereindrangen, verwüſteten das Land ſo, daß im Jahr 1636 kaum 200 Bauern in der Pfalz geweſen ſeyn ſollen. Es iſt das nicht unglaublich, wenn man bedenkt, mit welcher Barbarei die Soldaten hausten. Ein kaiſerlicher Kriegscommiſſär, Walmerode, erklärte: es ſey beſſer, alle Bürger verhungerten, als daß des Kaiſers Dienſt zurückbliebe; in ein-

---

21) Theatr. a. a.

22) S. den handſchrift. Bericht in Wundts Geſchichte Karl Ludwigs Zuſätze und Beil. I.

23) S. Kayſer hiſt. Schaupl. S. 428.

zelnen Städten ſperrte man den Magiſtrat in heiße Räume ein, ohne Brod und ohne Waſſer, bis ſie enorme Contributionen zugeſagt hatten. Die Zuſagen zu erfüllen, war oft unmöglich, da die Soldaten den Grundſatz aufſtellten, alles auf dem Felde, Weinleſe, Ernte und Vieh gehöre ohnedies ihnen. Das Menſchenfreſſen war in der Pfalz zu einem mehr als thieriſchen Grade gekommen; denn wenn auch von den Fällen, die von Alzei, Otterberg, Bergzabern, Zweibrücken und andern Orten erzählt werden, nur zur Hälfte wahr wären, würde es hinreichen, um das Maß des Schauders zu füllen. Die einzelnen Züge dieſer Beſtialität und die kalte Kunſtfertigkeit, womit Verwandte aus Verwandten Gerichte zubereiten, das Fleiſch ihrer Kinder einſalzen, oder ganze Garküchen aus den Leichnamen von Ermordeten verſehen werden, ſind ſo ſchauderhaft und ekelerregend, daß wir ſie gern übergehen [24]).

§. 2.

Karl Ludwigs Bemühungen um den Beſitz der Pfalz bis zum weſtphäliſchen Frieden (1632—1648).

Wir wenden uns zur Geſchichte der pfälziſchen Fürſtenfamilie zurück, deren Oberhaupt, Eliſabeth Stuart, in Holland freudloſe Tage der Verbannung zubrachte. An den großen Bewegungen des Kriegs hatte ſie den lebhafteſten Antheil genommen, und mit einer Rührigkeit, die man den Männern der ſtuartiſchen Familie hätte wünſchen mögen, ſuchte ſie das Intereſſe für die Sache ihrer Kinder anzuregen. Sie hatte nach Friedrichs V. Tod, im Einverſtändniß mit Wilhelm von Heſſen, dem thätigſten Freund ihres Hauſes, ſogar ein kleines Heer geworben (Juli 1633), um die Pfalz zu beſetzen, ſie war auch in London fortwährend thätig, und wenn ihr Bruder die freilich fruchtloſe Sendung Anſtruthers nach Deutſchland beſchloß, ſo war es auf ihre Anregung geſchehen. Als endlich die Pfalz

24) Kayſer hiſt. Schaupl. S. 435—438.

in die Hand des Adminiſtrators übergegangen war, ſandte ſie (Frühj. 1634) den getreuen Rusdorf dahin, theils ihrer eignen Angelegenheiten wegen, theils um das allgemeine Intereſſe der Pfälzer zu fördern. Dem unentſchloſſenen, ſchwankenden Pfalzgrafen Ludwig Philipp ſollte ein kräftigerer Anſtoß gegeben, die Einrichtung einer tüchtigen und ſorgſamen Regierung gefördert werden; ſie warf die Frage auf, ob es rathſam ſey, den jungen Kurprinzen in die Pfalz kommen zu laſſen, und empfahl zugleich den Wohlſtand der Unterthanen, namentlich der treuen, vielgeprüften Frankenthaler, der Fürſorge des Regenten. Wie Rusdorf ſeiner Sendung Genüge geleiſtet, davon war oben die Rede; es wurde auch berichtet, wie furchtbar durch die Kataſtrophe von Nördlingen alle die jungen Plane zur Reorganiſation der Pfalz geſtört worden ſind. Eliſabeth Stuart ſuchte von Neuem bei den Verwandten Hülfe, aber der Bruder, Karl von England, beſaß weder Mittel, noch energiſchen Willen [25]); der Schwager, Georg Wilhelm von Brandenburg, gab ihr ſtatt ernſter Hülfe, kalte Worte eines eitlen Troſtes und unerfüllte Verſprechen. So ſah ſie den prager Frieden ſchließen, der ihren Kindern das väterliche Erbe abſprach, die Prinzen des pfälziſchen Hauſes, Johann von Zweibrücken und Ludwig Philipp, ihres Beſitzes und ihrer Rechte beraubte, worin der Kurfürſtin ſelbſt nicht einmal Erwähnung geſchah und den Nachkommen Friedrichs V. die einzige Ausſicht blieb [26]), „wenn ſie

25) Doch hatte er nach Friedrichs V. Tod an Karl Ludwig geſchrieben: „Vous n'avez que changé un Père, puisque je suis venu en la place du deffunt.“ Collect. Camerar. XLIX. fol. 31.

26) Im 12. Art. (Londorp IV. 462) hieß es: „Doch ſoll weyland Churfürſt Friedrichs IV. hinterlaſſenen Frauen Wittiben, Ihr Leibgeding, ſo viel ſie deſſen richtig liquidiren wird, paſſirt, und deß proſcribirten Kindern, wann ſie ſich von J. Kayſ. Maj. gebürlichen humiliren, ein fürſtl. Unterhalt auß kayſerl. Gnaden, und nicht aus Schuldigkeit, gemachet werden.“ Sonſt werden in demſelben Artikel alle früheren Verfügungen gegen die pfälziſche Familie und ihre Anhänger beſtätigt; das Verſprechen einer Entſchädigung für Luiſe Juliane blieb natürlich nur Verſprechen. S. Mém. p. 330.

ſich vor des Kaiſers Majeſtät erniedrigten, einen fürſtlichen Unterhalt aus Gnade zu bekommen.“ Dieſen Frieden nahmen die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg ſammt den meiſten Reichsſtänden in Norddeutſchland an.

Düſterer hatte ſich der Hintergrund von Eliſabeths und ihrer Kinder Schickſal nie geſtaltet, als in dieſem Augenblicke, wo jede Hülfe von deutſcher Hand verloren, die Pfalz vom Kaiſer erobert war, Friedrichs V. ruheloſer Leichnam in fremden Landen herumgeſchleppt ward, und Rusdorf, als er zu ihr kam, von allen ſtolzen Siegeshoffnungen nichts zurückbrachte, als die Kleider und den letzten Beſitz des verſtorbenen Gatten. Eliſabeth verzagte nicht; jetzt ſollte ihr Erſtgeborner[27]), zeigen, daß er der Abſtammung von zwei großen Fürſtengeſchlechtern nicht unwerth war.

An der ſorgfältigen Erziehung, die der verbannte unglückliche Friedrich nicht verſäumte, ſeinen Kindern zu geben, hatte auch Karl Ludwig ſeinen Antheil erhalten. Die trockenen Schulſtudien trieb er ſchon früh auf der Univerſität zu Leyden mit aller Gründlichkeit eines holländiſchen Gelehrten; er galt ſelbſt unter ſeinen Zeitgenoſſen für ſo bewandert in theologiſcher und juriſtiſcher Scholaſtik, daß ſie ihm einen ehrenvollen Antheil an Pufendorfs Werken zuſchrieben[28]). Die Vorbildung eines künftigen Regenten, Geſchichte und Staatswiſſenſchaft, verband er mit den ſeinem durchdringenden und ſtrebenden Kopf zuſagenden Studien in Mathematik und Geometrie; und daß ihm auch die praktiſche Befähigung zum Ritter und Cavalier nicht fehle, trieb er mit Eifer alle Leibesübungen und machte früh unter ſeinem Großoheim, Heinrich Friedrich von Oranien, den Dienſt im Lager durch. Dieſe Bildung wurzelte in einer vielverſprechenden, kraftvollen Perſönlichkeit; geiſtig ſtrebſam, voll Selbſtgefühl bis zum Stolz und Eigenſinn, für große Ideen eben ſo

27) Geb. am 22. Dez. 1617.

28) Wundt Geſch. Karl Ludwigs S. 14. Von ſeinen lateiniſchen Schulexercitien findet ſich ein Heft auf der battiſchen Bibliothek.

empfänglich wie für ſinnliche Neigungen und Verirrungen, mußte der junge Prinz noch eine herbe Schule des Lebens durchwandern, bis aus ihm der Wiederherſteller der Pfalz und der Vater ſeines Volkes ward.

Der Tod ſeines Vaters und der frühe Untergang des älteren Bruders berief ihn auf den politiſchen Schauplatz; die Freunde ſeines Hauſes, England, Heſſen, ſogar Brandenburg, erkannten ihn als Kurfürſten an, ſein Oheim Karl I., der nach Friedrichs V. Tode erklärt hatte, Vaterſtelle an Karl Ludwig vertreten zu wollen, ehrte ihn durch den Orden vom blauen Hoſenbande, aber es blieb ſeiner eignen Kraft überlaſſen, zu den Titeln und Anſprüchen ſich auch den Beſitz zu erwerben. Seine Mutter war fortwährend um ihn bemüht; ſie machte auch den Plan, ihn gleich in der Pfalz handelnd auftreten zu laſſen, allein ehe Rusdorf die Unterhandlungen darüber zu Ende geführt, warf die Niederlage von Nördlingen die pfälziſche Sache in die vorige Hülfloſigkeit zurück. Gegen die überlegene Macht der Kaiſerlichen konnte Karl Ludwig in ſeinem Erblande jetzt nicht auftreten; nach dem Rathe der Mutter nahm er wieder ſeine Zuflucht zu des Oheims Unterſtützung. Die beiden Prinzen, Karl Ludwig und Ruprecht, reiſten (Okt. 1635) nach London, um ihren unſchlüſſigen, in ſeinem eignen Lande vielbedrängten, Oheim zu einer kräftigen Theilnahme an den Händeln des Continents zu vermögen. Der König empfing die Neffen freundlich, aber erreicht ward nichts. Karl I. gab Zuſagen, Eliſabeth drängte auf ihre Erfüllung, aber ſie ſcheiterte an der Unentſchloſſenheit des Gebers und an dem jugendlichen Leichtſinn der Unterhändler. Beide Prinzen, Carl Ludwig und ſein Bruder, hörten ſo wenig auf die klugen Rathſchläge des entfernten Camerarius, als auf die Warnungen ihres Begleiters Rusdorf; ſtatt einer ernſten politiſchen Miſſion ward ihre Reiſe zu einem luſtigen und lüderlichen Cavalierzug. Ein Troß frivoler Hofleute, eben ſo zierlich und fein gebildet, als moraliſch nichtswürdig, trieb ſich um ſie herum; ſie und ihre Ge-

nüſſe ſammt der dienſtfertigen Bereitwilligkeit feiler Seelen waren dem achtzehnjährigen, eigenſinnigen Prinzen angenehmer, als der ſtrenge Ernſt eines läſtigen Mahners, wie Rusdorf. Wenn die Mutter aus Holland drängende Briefe ſchrieb, nahm ſich wohl Karl der Sache vorübergehend wieder an, mehr um der Pietät, als ſeinem eignen innern Antrieb zu folgen. Während die treuen Freunde des jungen Fürſten ihre ſchmerzlichen Beſorgniſſe über ſeine Zukunft gegen einander ausſprachen [29]), lebte Karl Ludwig den Feſtlichkeiten, Hetzjagden, ſinnlichen Genüſſen und frivolen Galanterien, womit man ſich den Ruf eines Cavaliers, aber nicht ein verlornes Fürſtenthum erkämpft. So dauerte es fort bis ins Jahr 1636; Karl I. blieb unthätig, der junge Pfalzgraf hing ſeinen Genüſſen und höfiſchen Vergnügungen nach [30]); Rusdorf klagte im Stillen und ſchrieb an einer gelehrten Deduction für die Rechte des kurfürſtlichen Hauſes und Eliſabeth Stuart ſuchte mit den Waffen ihres Geſchlechts, mit dringenden Bitten, der Sache ihrer Kinder Freunde zu ſchaffen. Sie wandte ſich an ihren Bruder, an die deutſchen Freunde ihres Hauſes, an Orenſtjerna, aber der ſchwediſche Staatsmann ſetzte ihr (März 1636) trocken auseinander [31]), daß die Lage der Dinge nicht mehr durch Bitten, ſondern nur mit dem Schwert in der Hand zu beſſern ſey; „ſie ſolle", ſchrieb er, „Se. Maj. von England, ihren vielgeliebten Herrn Bruder, dahin zu bringen ſuchen, daß er nicht nur mit Botſchaften und Sendungen, ſondern auch mit wirkſameren Mitteln ihr und ihrer Kinder Wohl zu fördern ſuche."

Aber Karl I. war in derſelben falſchen Politik befangen, wie zwölf Jahre zuvor ſein Vater; die tauſendfachen bittern Erfahrungen hielten ihn nicht ab, noch einmal den fruchtloſen Weg

---

29) S. Rusd. epist. 203. 206.

30) Uebrigens klagt er auch, daß man ihn in ſeinen eignen Angelegenheiten nicht mit Vertrauen und Offenheit behandle. Bromley original royal letters. Lond. 1787. S. 79.

31) Moſer Patriot. Archiv VI. 205.

der friedlichen Unterhandlung zu betreten. Schon zu Ende des Jahres 1635 hatte er ſich entſchloſſen, durch eine Geſandtſchaft den Kaiſer anzugehen; natürlich hatte das keinen Erfolg gehabt, und der wiener Hof benutzte nur dieſe Gelegenheit, Karls Freundſchaftsverſicherungen als Anerbieten zu einem habsburgiſch-ſtuartiſchen Schutz- und Trutzbündniß auszulegen [32]). Das Mißlingen ſchreckte den König nicht ab; denn als im Sommer des Jahres 1636 ein Kurfürſtentag in Regensburg ſich verſammelte, ſandte er wieder einen Unterhändler, Graf Arundel, den auch Rusdorf begleitete, an den Kaiſer, um wegen ſeiner Neffen zu verhandeln. Die Unterhandlungen zogen ſich vom Juni bis November hinaus, aber man kam dem Ziel auch nicht um einen Schritt näher; der engliſche Diplomat vertrat zwar mit vieler Entſchiedenheit die pfälziſchen Rechte, allein die Wege der habsburgiſchen Verhandlung waren ſo unklar, daß man nie wiſſen konnte, ob Alles oder gar nichts erreicht ſey. Monate lang ſtritt man ſich über die Deutung der früher gegebenen Erklärungen; bald ſchien der Kaiſer bereit, dem Sohne Friedrichs V. wenigſtens einen Theil des väterlichen Erbes wieder einzuräumen, bald ward wieder die Einſetzung des jungen Pfalzgrafen in weite Ferne geſchoben und nur von der kaiſerlichen Gnade abhängig gemacht [33]). Man wollte nämlich den König von

---

32) Die diplomatiſchen Verhandlungen über dieſes und das Folgende ſ. Rusdorf Consilia 432—472; und Khevenh. XII. 2096 ff. Vgl. auch die Briefe Rusdorfs an Karl Ludwig und ſeine Rathgeber, S. 146 ff.

33) Am 30. Juni erklärt der Kaiſer (Rusd. p. 445): Si dictus Comes Palatinus Carolus Ludovicus conditiones in dicto decreto contentas impleverit, eundem Banno Imperiali ex delicto paterno in eundem derivato eatenus et ad eum effectum, ut ipse in ordinem et gradum S. Rom. Imperii Principum recipiatur, clementer absolvere *simulque in partem haud contemnendam ditionum avitarum restituere*, juxtaque ac conventum fuerit, eidem investituram impertiri, demum, ubi ad tractatus ventum erit, quo ad dignitatem electoralem et reliqua petita tum proposita eum modum servare vellet, ut *in iis quae aequis conditionibus concedi poterunt*, habeat cum Serenissimus Magnae Britanniae Rex, unde studium et Benevolentiam in se dictus Saer

England noch in guter Laune halten; bei der damaligen Lage des Kriegs, dem Verhältniß zum Kurfürſten von Bayern, der gerade damals Ausſicht hatte, durch einen männlichen Sprößling ſein Erbe vermehrt zu ſehen, und deſſen Hülfe man bedurfte zur Wahl Ferdinands III., war man aber keineswegs geneigt, den pfälziſchen Prinzen zu befriedigen. Man trieb daher mit ihm, wie früher mit ſeinem Vater, eine unwürdige diplomatiſche Komödie, die in ihren Unwahrheiten zu beleuchten, Ferdinands II. moderne Bewunderer weislich unterlaſſen haben.

Der Kaiſer und ſeine Kurfürſten waren durch ihr Gelingen geblendet; ſie hielten es nicht einmal der Mühe werth, dem Frieden Deutſchlands zu Liebe nur zu thun, als wollten ſie ein Opfer bringen. Wenn der Kaiſer noch bis Januar 1637 die Unterhandlungen nicht abbrach, ſo geſchah es, um Karls I. Schwert noch in der Scheide zu halten; war ja doch Ferdinands Sohn (Dez. 1636) zum römiſchen König gewählt und ihm die Nothwendigkeit eines politiſchen Opfers, wie es ſchien, erſpart.

Karl Ludwig ſelbſt hatte in einem kurzen aber eindringlichen Schreiben (Apr. 1636), das er dem Geſandten mitgab [34]), dem Kaiſer ſein und ſeiner Brüder Angelegenheit ans Herz gelegt; er hatte auch an die Kurfürſten geſchrieben (Sept.) [35]),

---

Caes. Maj. tum saepedictus quoque Comes Palatinus *propensam in se gratiam ejusdem possit cognoscere.* Dieſer unbeſtimmten, geſchraubten, aber doch günſtig lautenden Erklärung folgt im Juli die Beſchränkung (Rusd. p. 453), „was für den Pfalzgrafen geſchehe, geſchehe nur aus kaiſerlicher Gnade, und zuletzt erklärt der Kaiſer offen (Rusd. p. 465), „die Kurwürde ſey dem bayriſchen Hauſe erblich gegeben, und ſo lange dieſe Linie vorhanden ſey, könne von einer Uebertragung keine Rede ſeyn; die Unterpfalz ſey theils im Beſitz von Spanien, theils von Bayern, wenn Karl I. beiden die Kriegskoſten erſtatten und mit Habsburg ein enges Bündniß eingehen wolle, dann werde der Kaiſer aus purer Gnade (ex mera gratia) den Pfalzgrafen von der Acht löſen und jene von Bayern und Spanien beſetzte Unterpfalz zurückgeben." Verglichen mit der Erklärung vom 30. Juni lautet das wie Hohn, was der engliſche Botſchafter auch ſorgfältig hervorhebt.

34) Khev. XII. 2096.

35) Londorp IV. 640 f. Wie die Kurfürſten von Sachſen, Brandenburg und Mainz, ſonſt der pfälziſchen Sache nicht feindſelig, gegenüber

und ihnen die Begründung ſeines Anſpruches an die Kurwürde aus Reichs- und Hausgeſetzen nachgewieſen, aber man wies die Vermittlung ſtillſchweigend von ſich; Schweden und Franzoſen ſollten darüber ſpäter entſcheiden.

So war auch dieſe Hoffnung, wie die früheren, geſcheitert und Karl Ludwig blieb nichts, als ſein Anſpruch an ein gutes Recht, das in der alten Reichsverfaſſung wurzelte, was kaiſerliche Ordonanzen und partheiiſche unberufene Richter nicht zerſtören konnten; er ſuchte dieſes Recht wenigſtens mit papiernen Waffen, zu ſchützen. Zuerſt proteſtirte er gegen die Wahl Ferdinands III., weil die pfälziſche Kurſtimme dabei nicht vertreten geweſen ſey; dann erſchien (Jan. 1637) ein umfaſſendes Manifeſt, ein gründliches und gut geſchriebenes Werk des unermüdlichen Rusdorf. Darin war Alles zuſammengeſtellt, was ſich nach Satzung und Herkommen für die Rechtmäßigkeit der Kurwürde ſagen ließ, es waren alle Unterhandlungen und Vermittlungsverſuche die ſeit 1621 vergeblich am kaiſerlichen Hofe waren angeknüpft worden, berichtet und nachgewieſen, daß Friedrichs V. Schuld, ſelbſt wenn man ſie zugab, nimmermehr dem unſchuldigen Nachkommen könne verderblich werden [36]). Eine Proclamation an das deutſche Volk (27. Jan. 1637), und ein Schreiben an die europäiſchen Fürſten (2. Febr.) drängte jene Gründe in Kürze zuſammen [37]), und wenn die Rechtmäßigkeit der Anſprüche allein hinreichend wäre zum Beſitz, ſo hätte Karl Ludwig durch jene Berufungen auf die Reichsgeſetze allerdings Recht behalten müſſen.

Die papiernen Schanzen reichten freilich nicht aus; er mußte für jetzt entweder auf ſein Erbe verzichten oder es mit dem

---

dem Kaiſer und Bayern nicht mehr laut zu reden wagten, erfuhr von einem ihrer Diplomaten Rusdorf ſelbſt. S. ſeine Briefe p. 150.

36) Londorp IV. 642—676. Die Proclamation erſchien nicht nur deutſch, ſondern lateiniſch, franzöſiſch und engliſch. Für elegante Ausſtattung, in der Elzeviriſchen Buchhandlung, ſorgte ebenfalls Rusdorf, dem für alle dieſe Bemühungen wenig Dank ward. S. ſeine Briefe p. 198.

37) Lond. IV. 676—684

Schwert in der Hand zu erkämpfen ſuchen. Der Tod Ferdinands II. (Febr. 1637) ſchien dazu zu ermuntern; die deutſchen Freunde des pfälziſchen Hauſes forderten den jungen Fürſten auch dringend auf, aus ſeiner paſſiven Stellung jetzt herauszutreten. Namentlich drängte Landgraf Wilhelm von Heſſen (Apr. 1637) auf eine kraftvolle gemeinſame Unternehmung; würde die Pfalz von einer pfälziſch-heſſiſchen Armee erobert, ſo könne ſich der neue Kaiſer der Behauptung des jungen Kurfürſten nicht mehr widerſetzen. In England ward aber wieder gezögert; Karls I. Bedenklichkeiten und des jungen Pfalzgrafen übel angebrachter Ehrgeiz, die Sache auf eigene Fauſt zu unternehmen, zogen den Plan bis in den Spätſommer hin, indeß Landgraf Wilhelm vergeblich auf den unwiederbringlichen Werth des einzigen ſchnell verſtreichenden Augenblicks hinwies [38].

So ging die Zeit mit Nichtigkeiten hin. Beide Prinzen ſchienen nichts Gutes für die Zukunft zu verſprechen; der ältere meinte einen Augenblick, Gemahl der Königin von Schweden werden zu können, der jüngere, Ruprecht, zum Soldaten geboren, aber von einer abentheuernden Phantaſie ſchon früh beherrſcht, ließ ſich damals von dem Gedanken einer Expedition nach Madagaskar anlocken und ward eine Zeitlang Tagesgeſpräch der londoner Kannengießer, bis es Rusdorf mit Mühe gelang, ihm die Donquixoterie für den Augenblick aus dem Kopf zu bringen [39]. Der ältere Bruder, Karl Ludwig, auf dem jetzt die ganze Verantwortlichkeit der Zukunft lag, war den offenen, biedern Warnungen ergebener Freunde, wie Rusdorf, unzugänglich geworden; die tolerante Lebensphiloſophie der Cavaliere und Hofſchranzen ſagte ihm mehr zu. So blieben ſeine großen Talente unbenutzt; um Staatsgeſchäfte wenig bekümmert, ging er allen Genüſſen eines weichlichen und frivolen Hofes nach; ſein Sinn hing, wie Rusdorf an Alting ſchreibt, an Eitlem und an Genuß [40]; gewöhnt an dieſes entnervende Leben konnte

38) Rommel IV. 4. 448.
39) Rusd. ep. 193. 194.
40) Rusdorf ep. 193. 198. 199.

er ſich kaum entſchließen, den ernſten, mühevollen Pfad des Lebens zu betreten. Auch was er für ſeine Sache that, zeugte mehr von einem leichtfertigen Cavalier, als einem Fürſten, den der Ernſt des Unglücks groß gezogen, denn in dem Augenblick, wo alles auf eine ernſte Entſcheidung drängte, mußte Rusdorf in ſeinem Auftrag mit Rudolf Weckherlin über Embleme und Inſchriften correſpondiren, womit der junge Kämpfer ſeine Feldzeigen und Flaggen ſinnreich ſchmücken wollte [41]).

Endlich entſchloß man ſich zu einer Unternehmung; ſie ward aber ſo vorbereitet, daß man ſie als todtgeboren betrachten konnte. Wenn König Karl ſeinen Neffen unterſtützen wollte, ſo war es das Natürlichſte, ihn mit den Schweden oder Herzog Bernhard zu vereinigen; dagegen ſträubte ſich aber theils König Karl, durch die eigenſinnigen Bedingungen ſchwediſcher und franzöſiſcher Verbündeten abgeſchreckt, theils der eitle Wunſch des pfälziſchen Prinzen, als Kurfürſt von der Pfalz ſich auf eigene Hand Lorbeeren zu ſammeln. So zog er dann im Frühjahr 1638 nach Holland hinüber; mit dem Gelde ſeines Oheims und ergebener engliſcher Großen, hatte er von den Erben von Kniphauſen den hannöveriſchen Ort Meppen gekauft; von dort aus wollte er nun mit den Truppen, die er ſich geworben, einen Eroberungszug ins Innere von Deutſchland, wo möglich in ſeine Erbſtaaten, verſuchen. Meppen als Schlüſſel zu Friesland von militäriſcher Bedeutung, ward der Sammelplatz für ſeine Vorräthe und Munition; es bedurfte daher einer ſichern Macht, um dieſe Schutzwehr des projectirten Feldzugs zu decken. Aber Karl Ludwig ſollte ſich nach ſeines Oheims Willen nur mit dem heſſiſchen General Melander verbinden und dieſer war noch fern; die näher ſtehenden Corps der Schweden hielt die engliſche und ſchwediſche Diplomatie von einer Vereinigung ab [42]). So gelang es dem kaiſerlichen General Hatzfeld, einen Ueberfall auf die Vorrathskammer des pfälziſchen Feldherrn auszu-

---

41) Rusd. ep. p. 207.

42) Pufendorf rer. Suec. lib. I. §. 36.

führen; nachdem man Alles genau recognoscirt, überfiel Oberſt Ketler, von verrätheriſcher Hand geführt, die Stadt bei Nacht ($\frac{1}{11}$ Mai), und die Beſatzung, Vorräthe, Munition und Geld ward eine Beute der Kaiſerlichen [43]).

Karl Ludwig fühlte ſelbſt, daß er nach dieſem Unfalle ohne fremde Unterſtützung nichts wagen könne, aber einem Bunde mit den Andern ſtanden die alten Hemmungen im Wege. Im Haag unterhandelten die Pfälzer mit den Schweden, aber Karl Ludwig wollte ſeine kurfürſtliche Autorität den Generalen der ſchwediſchen Krone nicht ganz unterordnen, und die Schweden meinten, jede Unterſtützung müſſe von dem hülfloſen Prinzen ſchon mit beiden Armen aufgegriffen werden. Darum brach der Pfalzgraf die Verhandlungen ab (18. Mai), und ſuchte durch Ramming in Schweden ſelbſt ſeine Sache zu betreiben, aber dort betrachtete man einen Bund mit dem Pfälzer als eine ausgepreßte Citrone, der kein Saft mehr abzuſtehlen war; nur, weil man berechnete, daß die Unterſtützung des pfälziſchen Prinzen der Hauptvorwand ſei, in die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands einzugreifen, gab man (Sept.) eine Antwort, die beſſer lautete, als die Geſinnung der Schweden war [44]).

Auch der Bund mit den Heſſen ſcheiterte, weil Karl Ludwig auf ſeinem kurfürſtlichen Oberbefehl beharrte [45]), die Holländer waren zähe geworden, und die verſuchten Werbungen von Soldaten hatten keinen glänzenden Erfolg. So verſtand ſich der Prinz, der mit ſeinem engliſchen Gefolge zu Arnheim kurfürſtlichen Hof hielt, dazu, mit etwa ſiebzehnhundert Mann, die ihm blieben, ſich mit dem etwas iſolirten ſchwediſchen Corps unter King zu vereinigen; und am 9. September ſchloß er von

---

43) Pufendorf X. §. 37 und Theatr. eur. III. 943. 944. Reigers ausgelöſchte Simmer'ſche Linie S. 125.

44) Pufend. X. §. 38. 39. 40. Legatis Lubecam ituris injunctum iri commoda Palatinae domus pro virili observare. Salvio quoque mandatum, ut foedus pro utriusque partis conditione adornet: tum ut de tuto Electoris accessu laboret.

45) S. Rommel IV. 4. S. 535.

ſeinem Bruder Ruprecht und den engliſchen Großen, die mit ihm den Feldzug machten, begleitet, bei Stadtlo ſich dem ſchwediſchen Heerhauſen an [46]). Um einen feſten Halt zu gewinnen, wandte man ſich erſt gegen Meppen, deſſen Zugang von den Kaiſerlichen aber ſchon verlegt war, dann zog man, das münſterſche Gebiet verheerend gegen Lemgo; dort ſollten die Holländer, die das pfälziſche Heer bildeten, untergebracht werden; ſtatt 1700 waren es noch 900, ſo viele waren auf dem Wege ſchon deſertirt. Man belagerte Lemgo (Anf. Okt.), wo indeſſen das Herannahen der Kaiſerlichen der ohnehin läſſig betriebenen Belagerung bald ein Ende machte. Der Pfalzgraf und die Schweden zogen ſich jetzt gegen Blotho um Minden zu erreichen; da hemmte aber die von den Kaiſerlichen abgebrochene Brücke bei Gohfeld den Rückzug. So ſtanden ſie an der Weſer feſtgehalten, als Hatzfeld ihnen nachfolgte; nach einem Kampfe von wenig Stunden, ſchlug er (17. Okt.) die Ueberraſchten dermaßen, daß nur King einen Theil ſeines Heeres rettete, die „pfälziſche Armee," die nach dem Rhein hatte erobernd ausziehen wollen, theils aufgelöſt ward, theils ſich auf wenige Reſte vermindert in den ſchwediſchen Regimentern verlor. Die perſönliche Bravour, die beide Pfalzgrafen hier ſo glänzend bewieſen, als in einem Gefecht am 14. September, erſetzte den Mangel kriegeriſcher Erfahrung nicht; der anfangs Sieg verkündende Kampf ward zur vollſtändigen Niederlage. Alle Vorräthe, alles Gepäck, über 30,000 Thaler Geld ward verloren; Pfalzgraf Ruprecht nebſt mehreren vom engliſchen Adel gefangen, nur Karl Ludwig rettete ſich mit Verluſt ſeines Gepäckes und ſeiner Orden in einem ſechsſpännigen Wagen durch die Weſer, ſprang aus dem verſinkenden Geſpann an das hohe buſchige Ufer und eilte zu Fuß, ohne Mittel, nach Minden, wo die Gaſtfreundſchaft eines Rathsherrn, Schwechhauſen, den verfolgten

---

46) Die Bedingungen waren: si Elector apud exercitum ipse non adsit, Kingius summum imperium militare gerat, praesenti Electori proximus habeatur. Pufend. X. §. 41.

Prinzen zwei Monate lang heimlich bewirthete [47]. Von da begab er ſich nach Hamburg, wo der getreue Rusdorf die Schweden zu einem Bunde mit dem pfälziſchen Hauſe zu bereden ſuchte; der Plan wäre ohnedies an dem ſchwankenden Benehmen Englands geſcheitert, auch wenn nicht der flüchtige Karl Ludwig durch ſein ſtolzes Benehmen, das er als deutſcher Reichsfürſt den fremden Diplomaten und Schreibern gegenüber bewies, die einflußreichſten Leute von ſich abgeſtoßen hätte [48].

Es ſchien ein unglückliches Verhängniß auf den Angehörigen Friedrichs V. zu laſten, von einer nothdürftigen Hoffnung in die andere geſcheucht, verloren ſie mit jeder neuen Unternehmung eine neue Stütze, an die ſich ihr verkümmertes Lebensglück angeklammert hatte. Man denke ſich den Schmerz der Mutter, als jetzt ihr älteſter Sohn flüchtig und ganz hülflos nach Holland zurück kam (Febr.), der jüngere Bruder gefangen nach Wien geführt ward, um dort vielleicht — und das war das bitterſte für Eliſabeth — ſeine Freiheit durch einen Glaubenswechſel einzukaufen. Noch einmal tauchte in dieſem Momente der Hülfloſigkeit eine matte Hoffnung auf; die armen Verbannten ſetzten mit friſchem Muth ihr Lebensglück darauf. Herzog Bernhard von Weimar nämlich hatte während der letzten Unfälle ſeine bewunderten Kriegszüge am Oberrhein gemacht und ſtand nun dort, wie einſt der Schwedenkönig, in einer gebietenden Stellung; eiferſüchtig bewacht von Frankreich, als Proteſtant durch den katholiſchen Alliirten heimlich gehaßt und vielfach beengt, ſuchte er ſich andere Stützen, als die falſchen Fremden; er hoffte, mit England und den deutſchen Proteſtanten im Bunde, die läſtigen Eingriffe der richelieuſchen Politik abſchütteln zu können. Darum ſuchte er England und Heſſen an ſich zu ziehen und Karl I. wie Karl Ludwig waren jetzt (Frühj. 1639) gern bereit, in ihrer hülfloſen Lage ſich der Leitung eines Feld-

47) Pufend. X. §. 41. Theatr. eur. III. 986. 987.

48) Bougeants Hiſtorie des dreißigjährigen Kriegs, überſetzt von Rambach I. 369. 370.

herrn, wie Bernhard war, unterzuordnen [49]). Aber ehe es noch zur Entſcheidung kam, ſtarb der ſächſiſche Herzog (Juli 1639) eines ſehr ſchnellen Todes, und damit war den verſchiedenſten Intriguen jeder Art ein weiter Spielraum geöffnet. In Karl Ludwig erwachte jetzt der Gedanke, ſich an die Spitze der Armee des verſtorbenen Helden zu ſtellen, und wenn es gelang, leiſtete er damit nicht nur ſich, ſondern ganz Deutſchland einen weſentlichen Dienſt; ein deutſcher Fürſt, nicht franzöſiſche Marſchälle und Diplomaten, hätten dann den Frieden erkämpft. Von dem Prinzen von Oranien angeregt, that Karl Ludwig die vorbereitenden Schritte mit dringender Eile; eine Geſandtſchaft aus Peblis und Ramming beſtehend, ward zu Bernhards Armee geſchickt, um ſich mit Führern und Soldaten zu verſtändigen, den Markgrafen von Baden und die Schweizerkantone ins Intereſſe zu ziehen [50]); der Pfalzgraf ſelbſt ging nach England (2. Aug.), um Geld zu holen, und die Sache ſchien durch Oraniens und ſeines königlichen Oheims Fürſprache, durch die Zuneigung des weimarſchen Heeres einen unfehlbaren Ausgang zu verkündigen. Rusdorf war im Auftrag der Mutter Karl Ludwigs zu Salvius geeilt, ihm die Sache zu empfehlen; das eigene Intereſſe der Schweden, ſtellte er ihm vor, die Wünſche der Armee, das Begehren von Holland, Heſſen und England würde dadurch befriedigt, Frankreichs Einfluß erhielte ein Gegengewicht und König Karl von England wurde am ſicherſten ſo zur Theilnahme am Kriege veranlaßt. Salvius ſchien es günſtig aufzunehmen. Aber Richelieu bot Alles auf, die Armee für Frankreich zu gewinnen; ein ſolches Anſinnen des pfälziſchen Prinzen mußte ſeine wichtigſten Plane durchkreuzen. Darum war es ſehr unklug von Karl Ludwig, daß er unverborgen vor dem franzöſiſchen Geſandten [51]) mit fürſtlichem Pompe England verließ und

---

49) Rommel IV. 4. 536 und Röſe II. 313.

50) Die Inſtruction vom 22. Juli 1639, ſiehe in den Beil. zu Karl Ludwigs Leben S. 7—17. Vgl. Pufend. XI. §. 48.

51) Der franzöſiſche Geſandte hatte mit Karl I. ſich darüber beſpro-

den Weg durch Frankreich nahm; ein kleiner Unfall konnte ihn mit ſeinen reichen Geldmitteln -- er hatte 25,000 Pfund Sterling bei ſich — ſcheitern machen. So geſchah es denn auch; zwar landete der Prinz in Boulogne als Ludwig Stuart, aber ſtatt die Etikette einer fürſtlichen Reiſe zu meiden und ſo ſchnell, als der Augenblick erforderte, zu reiſen, ging er nach Paris, und lebte dort zwar incognito, aber doch ſo, daß ſeine Anweſenheit bei dem Hofe nur ein öffentliches Geheimniß war. So kam er nach Moulins; hier ließ Richelieu, um Völkerrecht in dieſem Augenblick der dringendſten Noth wenig bedacht, den gefährlichen Bewerber um Herzog Bernhards Erbſchaft anhalten, und ungeachtet aller freundlichen Verſicherungen als Gefangenen wegführen (24. Okt. 1639). Auf einem Miethkarren, von einem einzigen Diener begleitet, von jedem Umgang, jedem brieflichen Verkehr abgehalten, ward der unglückliche Prinz, der ſich eben noch im Beſitze ſeines Erbes und an der Spitze einer großen Armee geträumt hatte, als Gefangener nach Vincennes gebracht; indeſſen Richelieu die weimarſche Armee, des verſtorbenen Feldherrn Lebensſchöpfung, gerechteren Anſprüchen der übrigen Bewerber wegſtahl [52]).

So ſchwer das Schickſal auf der pfälziſchen Fürſtenfamilie laſtete, der Gewaltſtreich Richelieus erregte doch laute Theilnahme und Unwillen über den Urheber; es lag die Erinnerung noch zu nahe, welche Dienſte Karl Ludwigs nächſte Vorfahren, Friedrich **IV.** und Johann Caſimir, dem Vater Ludwigs **XIII.**, zur Gründung des bourboniſchen Thrones, geleiſtet hatten. Beſchwerden kamen in Menge ein; ihre Haltung war freilich nach dem Intereſſe der einzelnen Mächte verſchieden. England, in der Illuſion befangen, Bernhards Heer werde Niemanden als den Pfalzgrafen zum Feldherrn nehmen, ergriff wie gewöhnlich falſche Mittel; Schweden, dem an der Freiheit des Pfalzgrafen

---

chen und ziemlich deutlich erklärt, daß des Pfalzgrafen Reiſe auf Schwierigkeiten ſtoßen würde. **Pufendorf XI. 59.**

52) **Pufend XI. 59. Bougeant I. 415. Röſe II. 343.**

nicht gar zu viel lag, that es in höflicher, zahmer Weiſe; nur Dänemark und die Landgräfin von Heſſen, gerade die kleinſten Mächte, an welche Eliſabeth Stuart ſich gewendet, ſprachen in drohendem und wirkſamem Tone[53]). Richelieu entſchuldigte ſich erſt mit dem nichtigen Grunde, eine ſo hohe Perſon dürfte nicht ohne königliche Erlaubniß durchs Land reiſen, als aber, zugleich mit des Königs von Dänemark drohenden Aeußerungen gegen den franzöſiſchen Geſandten in Hamburg, die Landgräfin Amalia (ſeit Dez. 1639) geradezu drohte, die Verbindung mit Frankreich abzubrechen, gab man (März 1640) dem Pfalzgrafen die Erlaubniß, nach Paris zu gehen, doch unter der Bedingung, ſich nicht aus der Stadt zu entfernen. Erſt am 4. Auguſt, als Richelieu ſeinen Zweck erreicht hatte, gab er ihm die Freiheit[54]); äußere Auszeichnungen und Ehren, die der Hof dem Pfalzgrafen erwies, die ſplendiden Ausgaben für ihn, die ſich täglich auf 1500 Livres beliefen, entſchädigten ihn aber nicht für den wichtigen Verluſt, der ihm durch jenen Arreſt geworden war.

Dem pfälziſchen Lande war die Hoffnung, durch ſeinen rechtmäßigen Fürſten die Ruhe wieder zu ſehen, auf lange Zeit entrückt; das Kriegselend dauerte fort und ward wo möglich noch geſteigert, da das Land in dieſem Jahre wieder zum Schauplatz des Kampfes ward. Gleich nach Herzog Bernhards Tode war eine Abtheilung ſeines Heeres vom Elſaß über Weißenburg, Landau in die Rheinpfalz eingedrungen (Ende Juli 1639), hatte die ſpaniſchen Garniſonen aus Neuſtadt, Alzei, Germersheim

---

53) Vgl. Pufend. XI. §. 60. Bougeant I. 417. Rommel IV. 4. S. 557. 558. Auch die ſechs Schweizerkantone richteten eine Schrift an Ludwig XIII. S. Londorp contin. IV. 172—175.

54) Mit der Bedingung, er dürfe nichts gegen Frankreichs Intereſſe unternehmen. Pufend. XII. 52. Mit welcher Unverſchämtheit man den wahren Standpunkt der Sache verrückte, zeigt ein Brief Chavigni's vom Jan. 1640 (Bibl. roy. Mss. franç. 741), worin er nach Holland ſchreibt, der König werde, wie bisher, fortfahren, für Karl Ludwigs Intereſſe zu wirken, „mais il est juste cependant qu'elle assure ses affaires et celle *de la cause commune* sur le Rhin par une solide et mutuelle intelligence entre le chef et les membres de son armée.“

verjagt und hätte in dem unglücklichen Lande Winterquartiere bezogen, ohne das Heranziehen der ſtarken bayeriſchen Armee, die im Herbſt über den Rhein gerückt war und die Weimarſchen aus dem kurzen Beſitz der pfälziſchen Orte Neuſtadt, Alzei, Oppenheim wieder wegdrängte [55]). Kaum hatte ſich aber der größte Theil der Feinde wieder rückwärts gewandt, ſo drängten die weimariſch-franzöſiſchen Horden ſich von Neuem herein, und die Orte Neuſtadt, Alzei, Oppenheim wechſelten zum drittenmal ſeit vier Monaten die Beſitzer. Von weiterem Vordringen hielt ſie das Vorrücken eines bayeriſchen Corps ab; ſo lagen ſie denn, mißvergnügt und gegen ihre Führer erbittert, in den Gegenden der rheiniſchen Pfalz, von Alzei gegen Kreuznach und Bacharach hin zerſtreut, und alle Ausſchweifungen einer zuchtloſen Horde wurden da geübt. Die Führer ſelbſt hielten zuletzt einen längern Aufenthalt in dem ausgeſaugten, verödeten Lande nicht mehr für rathſam, und in den erſten Tagen des Jahres 1640 ſahen die Pfälzer ihre ſchrecklichen Befreier ſcheiden.

Karl Ludwig war dreimal in ſeinem Verſuche, mit den Waffen ſich Recht zu verſchaffen, geſcheitert; darum gab er ſich jetzt wieder dem Gedanken hin, mit Unterhandlungen könne er vielleicht eher zum Ziele gelangen. Das Verhältniß zu Schweden bot wenig Reizendes; Generale und Diplomaten ließen den pfälziſchen Prinzen trotzig ihre Uebermacht fühlen, und dieſer verlor auch im Unglück die ſtolze Haltung nicht, die ſpäter in günſtigeren Zeiten Karl Ludwigs Erſcheinung zu einer impoſanten machte, jetzt aber das herablaſſende Mitleid hochmüthiger Beſchützer von ihm abwandte. Er war im Frühjahr 1639 aus Hamburg raſch weggegangen, und ſie warfen ihm nicht mit Unrecht vor, er wolle lieber beim Kaiſer als bei den Schweden ſeine Hülfe ſuchen [56]). Seit dem letzten Mißlingen war dieſer Gedanke in Karl Ludwig ernſthaft rege geworden; er reiſte (Sept. 1639) aus ſeiner franzöſiſchen Gefangenſchaft mit dem

55) Pufend. XI. 46. 55.
56) Pufend. XI. §. 57.

Entſchluſſe fort, bei Kaiſer und Reich ſich um eine friedliche Ausgleichung zu bemühen. Nach kurzem Aufenthalt bei ſeiner Mutter in Rhenen, begab er ſich von Neuem auf die Reiſe, und während ſein Bruder Moriz damals zu Banners Heer ging (Okt.), reiſte er ſelbſt nach Dänemark, den König um eine Vermittlung beim Kaiſer anzugehen [57]).

Die Reiſe war nicht fruchtlos; auf dem Verſammlungstag den die Kurfürſten im Mai des Jahres 1640 zu Nürnberg hielten, erſchien ein däniſcher Geſandter, dem neben andern Angelegenheiten auch die Beilegung der pfälziſchen Streitfrage übertragen war; ein Schreiben des Königs ſelbſt empfahl die pfälziſche Sache noch beſonders dem (im Herbſt 1640) zu Regensburg verſammelten Reichstage [58]). Die Kurfürſten und der Kaiſer verſchoben zwar die Ordnung dieſer Angelegenheit auf ſpecielle Verhandlungen, gegen die man nach trauriger Erfahrung allen Grund hatte, mißtrauiſch zu ſeyn, aber es zeigte ſich im Benehmen der kaiſerlichen und ſpaniſchen Diplomatie eine Bereitwilligkeit und ein Zuvorkommen, das die beſten Hoffnungen gab [59]). Karl Ludwig berichtete dies nach Paris und Stockholm; als er (Dez. 1640) abermals nach Dänemark reiſte, um Chriſtian IV. zu danken und ſeine Sache nochmals zu empfehlen, warnte freilich Salvius den oft Getäuſchten vor neuen diplomatiſchen Ränken, und meinte, es werde nicht viel dabei herauskommen.

Mochte es nun mit der Ehrlichkeit jener Zuſage ſich verhalten, wie es wollte, ein unerwartetes Ereigniß gab den pfälziſchen Hoffnungen eine neue Stütze. Der Schwede Banner war mit ſeiner Armee kühn bis nach Bayern und gen Regensburg vorgedrungen, und die Kugeln der Feinde beſchoſſen, mehr zum Hohne als zum Schaden, die Stadt ſelbſt, in der ſich der Kai-

---

57) Theatr. eur. IV. 176. 251.

58) Häberl. XXVII. 410. 429.

59) Die ſpaniſchen Geſandten in London gaben dem Pfalzgrafen damals den Kurfürſtentitel.

ſer und der Reichstag befand. Jetzt erſchien, unter dem Donner der ſchwediſchen Geſchütze, ein kaiſerlicher Geleitsbrief für die Glieder des kurpfälziſchen Hauſes, und was man in der Noth verſprochen, konnte man nicht wohl den Augenblick nachher, als die Gefahr vorüber war, wieder verweigern. Karl Ludwig ſah dem Reichstag mit großen Hoffnungen entgegen; die Schrift der bayeriſchen Publiciſten, die man ſeinen Manifeſten von 1637 entgegengeſtellt hatte, ließ er (1640) durch eine ausführliche Deduction widerlegen [60]); auch ſchien die Stimmung in England bei König und Volk das Beſte zu verheißen. Das Volk in ganz Großbritannien befand ſich in einer kirchlichen Aufregung, die der pfälziſchen Sache höchſt günſtig war, dieſe Stimmung ward noch gehoben, als der König ſelbſt in einer öffentlichen Erklärung ſich der Geſinnung des Volkes anſchloß. Die Reden und Vorſchläge, die man im Parlamente hörte, gaben der Regierung alle moraliſche Macht, für die pfälziſche Familie energiſch zu handeln, denn in den Häuſern der beiden Königreiche England und Schottland war eine militairiſche Unterſtützung Karl Ludwigs förmlich zugeſagt worden [61]). Der engliſche Geſandte, Thomas Rowe, der mit den pfälziſchen Räthen, Peblis und Conrad Spina, nach Regensburg ging, äußerte trotzig, es ſey das die letzte gütliche Verhandlung Englands; er werde nur die Alternative ſtellen, ob ſie die Pfalz zurückgeben oder mit England Krieg führen wollten [62])? Und in Wahrheit war damals Karl feſt entſchloſſen, mit den Waffen aufzutreten, die Parlamente unterſtützten ihn und das ganze engliſche Volk ſchien ein ſolches Unternehmen mit Sehnſucht zu erwarten.

Die engliſchen Zuſtände befanden ſich aber am Abgrunde einer Revolution; die kaiſerliche Politik handelte daher ſehr fein, wenn ſie, wie früher, den Eifer der engliſchen Diplomatie ſo lange hinhielt, bis er verraucht war, und die Verhältniſſe ſich

60) Beide in Londorps Acta publ. IV. 711—784.
61) Theatr. eur. IV. 418—422. 501. 502. 510.
62) Pufend. XIII. §. 96.

änderten. So hielt man auch jetzt den engliſchen Diplomaten durch freundliche Erklärungen von unbeſtimmtem Character in guter Laune, in einem Augenblick, wo vom Reichstag ein die Pfälzer ausſchließendes Amneſtiedecret ausging, wo auf das pfälziſche Verlangen einer unbedingten Reſtitution Bayern, um ſeine Anſicht befragt, eine Antwort gab, die ſehr wenig Hoffnung auf eine Verſtändigung geſtattete. So ging der Sommer des Jahres 1641 hin, der Reichstag nahte ſeinem Ende und noch war nichts Allgemeines geſchehen, zur Ausgleichung der pfälziſchen Streitſache. Jetzt lud der Kaiſer die Partheien nach Wien ein; die Freilaſſung des Pfalzgrafen Ruprecht, die damals geſchah, ſollte zugleich von ſeinen friedlichen und verſöhnlichen Geſinnungen Zeugniß geben. So kamen denn (Nov.) außer den bayeriſchen, däniſchen Geſandten auch die Unterhändler von England und Pfalz, Rowe, Peblis, Spina, in Wien zuſammen, aber die Ausſicht auf eine Ausgleichung war nicht größer als früher. Der Reſt des Jahres ging hin, und man blieb von dem Ziele ſo fern, wie auf dem Reichstag; die engliſch-pfälziſche Diplomatie forderte eine unbedingte Einſetzung der pfälziſchen Familie in den Beſitz von 1618; die bayriſchen Unterhändler dagegen wollten erſt gar nichts herausgeben, dann ließen ſie ſich mit Mühe dazu bereden, die Unterpfalz unter Bedingungen auszuliefern (von der Kurwürde und der Oberpfalz wollten ſie ohnedies nichts hören); der ſpaniſche Geſandte endlich, deſſen König die Unterpfalz beſetzt hielt, erklärte zwar, man werde dieſe Provinz zurückgeben, aber nur wenn es der allgemeine Friede verlange und Spanien dafür entſchädigt werde [63]).

Es wäre Zeit und Mühe verloren, wollte man alle einzelnen Momente einer Verhandlung durchgehen, die offenbar nur dazu gemacht ſchien, Zeit zu gewinnen. Bald zögerte man, weil der Kurfürſt von Mainz nicht Theil nehmen könne, bald

63) Londorp V. 784. Pufend. XIII. §. 98.

erklärte der ſpaniſche Geſandte, er habe für dieſen Fall keine Inſtruktionen, bald verlangte der Kaiſer Gegendienſte von England, ehe er ſelbſt noch etwas gegeben hatte. So kam der Frühling des folgenden Jahres heran (1642), ohne daß man einer Entſcheidung näher geweſen wäre; der engliſche Geſandte drohte abzureiſen und das Parlament ſchien ſeiner frühern Geſinnung treu zu bleiben, jetzt endlich gab der Kaiſer (6. Mai) eine offene Erklärung, die wenigſtens jeden Zweifel beſeitigte [64]). Die Unterpfalz ſolle als Lehen an die Erben Friedrichs V. zurückkehren, mit Ausnahme des Amts Germersheim, wofür man den Pfandſchilling entrichten werde; die Oberpfalz (mit Ausnahme der Grafſchaft Chamb, die Bayern verbleibe) ſolle dann ausgeliefert werden, wenn die Pfalz 13 Millionen Kriegskoſten bezahle; die Kurwürde werde bei Maximilian und den drei männlichen Nachkommen Herzog Wilhelms V. verbleiben, nach deren Abſterben an das pfälziſche Haus übergehen, und von da an zwiſchen der ältern und jüngern Linie der wittelsbachiſchen Familie abwechſeln. In allen reſtituirten Landen müſſe die katholiſche Religion geduldet, die Stiftungen, Klöſter und Jeſuitenanſtalten, die man errichtet, in ihrem Beſitze gelaſſen werden; auch alle ſonſtige Belehnungen und Schenkungen des Kaiſers ſollten unangetaſtet bleiben. Entſchädigungen endlich für Verluſte und Beraubungen in den letzten 20 Jahren, dürfe die wiedereingeſetzte Familie in keiner Weiſe fordern.

Die engliſch-pfälziſchen Unterhändler waren wie aus den Wolken gefallen; Thomas Rowe gab eine ernſte Erwiederung ab (10. Mai), worin er offen ſagte: Da ich nach zehnmonatlichem Warten Erklärungen erhalte, die in Wahrheit und Wirklichkeit nichtig ſind, ſo appellire ich an eure eigene Ehrlichkeit und frage euch, wie ſoll man ein ſolches Benehmen würdigen? Die pfälziſchen Geſandten gaben (12. Mai) eine Note ein, die in bewegender Weiſe hervorhob, wie unrecht das Verfahren gegen

64) S. Londorp V. 785. Vgl. Pufend. XIV. §. 71. Theatr. eur. IV. 629 ff.

die ſchuldloſen Erben Friedrichs V. ſey, wie unbillig die Geldbelaſtungen ſeyen für ein ſeit 20 Jahren vom Kriege bedrängtes Land, und wie unmöglich es ſey, daß der verbannte und verarmte Sohn Friedrichs 13 Millionen bezahle und dann die Regierung über ein völlig ausgepreßtes, verkleinertes Beſitzthum antrete [65]); aber die Gegner hatten die Gewalt in Händen, vor welcher die Stimme der Billigkeit und klugen Mäßigung verſtummte. Noch machte Dänemark den Verſuch einer Annäherung, um den drohenden Bruch aufzuhalten, aber ſchon über den Geldpunkt kam es auch nicht entfernt zu einer Art von Einigung; die Pfälzer erboten ſich zuletzt (2. Juni) zu einer Zahlung von 600,000 Thalern, die Bayern beharrten auf ihrer Forderung von dreizehn Millionen, wofür ihnen Ferdinand II. erſt die Lande ob der Ens, dann die Oberpfalz verpfändet habe.

Als die kaiſerliche Erklärung in England bekannt geworden war, erhielten die Geſandten den Befehl, von Wien abzureiſen; es geſchah (20. Juli), ohne daß irgend etwas erreicht worden wäre, denn auch das Geſuch der Kurfürſtin für ihr Witthum, und die Bitten, die Pfalzgraf Ludwig Philipp für die Reſtitution ſeines väterlichen Erbes früher an den Kurfürſtentag, dann an den Reichstag, zuletzt nach Wien gerichtet hatte, waren erfolglos geblieben [66]).

Doch mieden die Sieger gern den Schein; die Welt ſollte nicht glauben, daß an den unmäßigen Forderungen des Kaiſers und Bayerns der Friede geſcheitert war. Darum entließ Ferdinand III. den engliſchen Botſchafter äußerſt gnädig, machte ihm neue Zuſagen, lud ihn auf Januar 1643 zu neuen Verhandlungen ein [67]); und Bayern erließ eine Deduction, die ſeine Politik vor der öffentlichen Meinung rechtfertigen ſollte [68]).

---

65) Londorp V. 786—788.

66) Theatr. eur. IV. 316. 660. 661.

67) Pufend. XIII. §. 71.

68) Sie findet ſich, nebſt der pfälziſchen Erwiederung, bei Londorp V. 791—812.

Die Hoffnung des Kaiſers und Bayerns, es werde trotz allen drohenden Erklärungen Englands nur bei Worten bleiben, hatte ſich als gegründet erwieſen; man hatte die Verhandlungen zu Wien glücklich ſo lange hinausgezogen, bis in Großbritannien die warme Theilnahme für die pfälziſche Sache vor dem Einfluß gewichtigerer Ereigniſſe verſchwunden war. Der frühere Zwieſpalt zwiſchen dem Hauſe Stuart und dem Geiſte der öffentlichen Freiheit in Großbritannien war zum wilden Kampfe aufgelodert, und als jetzt Karl Ludwig, abermals mit geſcheiterten Hoffnungen, nach dem Lande ſeines Oheims zurückkehrte, fand er Strafford durch Karls I. Schwäche gefallen, den König ſelbſt in ſeiner Sicherheit bedroht und die ſtuartſche Monarchie von der Gewalt der wildeſten demokratiſchen Bewegung erſchüttert. Bald brach der Bürgerkrieg auf allen Seiten los; Karl Ludwig ohne Parthei zu nehmen, hielt ſich aus innerer Ueberzeugung oder weltkluger Berechnung von jeder Theilnahme fern. Er lebte in Windſor und Whitehall, bezog ſogar vom Parlamente noch ein Jahrgehalt und ſchien, zum tiefen Schmerze ſeiner Mutter, zwiſchen der Sache des Hauſes Stuart und ſeinen demokratiſchen Gegnern eine ſelbſtſtändige, vermittelnde Stellung einnehmen zu wollen [69]), während ſeine Brüder, beſonders der raſche Ruprecht, als Paladine des legitimen Königthums im Kampf und Mißlingen bewieſen, daß ſtuartiſches Blut in ihren Adern floß.

Das pfälziſche Land blieb auch fortan allen Gräueln des Krieges preisgegeben; ſelbſt wo die Natur mit reicher Hand zu ſpenden ſchien, trat das Schickſal dieſer verhängnißvollen Zeit ſtörend dazwiſchen. Der reiche Ertrag der Ernte von 1641 hatte in dem menſchenleeren Lande Ueberfluß und Wohlfeilheit

---

69) Der Pfalzgraf erhielt vom Parlament 8000 Pfund jährlich „for his good affection to the popular cause." Briefe von ihm und ſeinen Brüdern, Ruprecht und Moriz, an das Parlament ſ. Memoirs of the great civil war in England. Lond. 1842. I. 114. 119. 120 f. 276. 383. II. 119.

der Lebensmittel herbeigeführt, aber das lothringiſche Volk und die flüchtigen Horden des lamboyſchen Corps ſorgten zerſtörend dafür, daß vom Gefühl des Wohlſtandes auch jeder Schatten verſchwinde. Die ſpaniſche Verwaltung verfuhr, wie noch heute das Sprüchwort im Munde des Volks es bezeichnet — ſpaniſch; religiöſe Quälereien blieben nicht aus, und es wurde damals (Sept. 1641) der Beſuch der katholiſchen Kirchen bei Geld- und Gefängnißſtrafe geboten. Am rückſichtsloſeſten verfuhr die bayriſche Verwaltung; ſie ſetzte ihr Bekehrungsſyſtem im Geiſt der frühern Politik von 1628 und 1629 fort. Doch rieth der heidelberger Statthalter ſelbſt dem Kurfürſten Maximilian: man möge nicht mit Gewalt verfahren, da Kurmainz an der Bergſtraße und die Spanier in Frankenthal den Proteſtantismus beſtehen ließen. Auch die Jeſuiten, Franziscaner, Kapuziner und Dominicaner in Heidelberg ſeyen der Anſicht, „bei dem **dubio belli statu** ſey ein mehreres zu thun nicht räthlich." Wie man verfuhr, zeigt ein Fall: das an Kurpfalz verpfändete badiſche Pforzheim war auch von bayriſchen Truppen beſetzt worden, es hatte ſich aber bei der Uebergabe (1635) die Religionsduldung verſprechen laſſen. Nun feierte man dort den Sieg, den Torſtenſohn (Okt. 1642) bei Breitenfeld erfocht, durch einen Gottesdienſt, ſogleich verordnete Maximilian „die Abſchaffung alles proteſtantiſchen Religionsweſens." Als man ihm die Capitulation entgegenhielt, fragte er, auf weſſen Geheiß das geſchehen ſey und es kam zu einer langen diplomatiſchen Verhandlung, da ſich die lutheriſchen Fürſten der pforzheimer Sache annahmen. Später kam es vor, daß die noch übrigen Proteſtanten in der Pfalz an Feſttagen maſſeweiſe nach den benachbarten proteſtantiſchen Orten zogen, um das Abendmahl zu nehmen, aber ein Decret von München verbot das „bei unnachläßlicher ſcharfer Strafe" [70]. Die Ausſicht in die Zukunft ward ſtets trüber; das Volk wollte damals Blutregen geſehen und Weherufe ge-

70) S. über alles dieſes die Originalakten im pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Religion" Conv. 1704).

hört haben, die noch lange dauerndes Elend über die Pfalz zu verhängen d. ohten. In der That ſchien auch die Hoffnung auf beſſere Zeiten immer mehr zu ſchwinden; von England war nichts mehr zu hoffen, und Karl Ludwig ſelbſt fand es rathſamer, aus dem Pallaſt zu Whitehall, der bald Zeuge blutiger Ereigniſſe werden ſollte, ſich in die ſtille Wohnung des Dechanten Wren zu Windſor zurückzuziehen, wo er, von Wenigen umgeben, mehr der Ruhe eines wiſſenſchaftlichen Lebens, als politiſchen Geſchäften ſich hingab [71].

Aber in Deutſchland war über die Kriegführenden ſelbſt ein Gefühl der Erſchöpfung gekommen, und während die Waffen ſich aufs neue zur Entſcheidung rüſteten, hatte der Kaiſer bereits ſeine Zuſtimmung gegeben zu den Präliminarien, welche die Verhandlungen über den Frieden feſtſetzten (Juli 1642). Zwar mußte noch härteres kommen, bis alle egoiſtiſchen Rückſichten durch die allgemeine Ueberzeugung, der Friede ſey allen nothwendig, überwältigt war; und der Verſuch, auf dem frankfurter Deputationstage, die pfälziſche Sache einer Entſcheidung näher zu bringen (1643), war ſo erfolglos als die früheren [72].

Erſt 1644 ſah man die Unterhändler der großen Mächte ſich in Münſter und Osnabrück verſammeln, aber die Ausſichten zu einer raſchen Ausgleichung waren nicht glänzend. Perſönliche und kleine Intereſſen erſtickten hier jede allgemeinere Betrachtung der Dinge; nicht einmal politiſch ſtanden die Unterhändler auf einer beſonderen Stufe, denn die Diplomaten, die damals in Weſtphalen zuſammenkamen, machen nur den armſeligen Eindruck kleiner und eitler Seelen, in denen nicht einmal ein großer Egoismus aufkam, geſchweige denn eine große patriotiſche oder politiſche Idee. Um Formen und Formeln zankten ſich die Herren in der unerquicklichſten Weiſe, da doch der Moment eines völligen Aufbaues aus politiſchen Ruinen jetzt ſo ungeſtüm drängte; in Etikette, leerer Repräſentation und in anmaßendem

---

71) S. Büttinghauſen pfälz. hiſtor. Nachrichten S. 102 f.

72) Pufend. XV. §. 70.

Hochmuth eines elenden Hofſchranzenthums ſuchten ſie zu wetteifern, während die politiſchen Lebensfragen Europas auf dem Spiele ſtanden. In dieſem wirren Getreibe der mannigfaltigſten Intriguen, dieſem gegenſeitigen Wettlauf kleiner diplomatiſcher Routine, wozu ſich die Vertreter der erſten Mächte Europas herablieſsen, war kein Boden für erfolgreiche Bemühungen der verbannten Familie Friedrichs V.; ſie mußte froh ſeyn, wenn ihr jetzt als Gnade durch die fremden Vermittler verſchafft ward, was der Kaiſer ihr als ein Recht zu geben, ſich mit unkluger Conſequenz immer noch weigerte. Mochte wohl kein Gefühl der Reue in Ferdinand III. und ſeinen Rathgebern aufſteigen, wenn ihm jetzt von franzöſiſcher Frechheit und ſchwediſchem Uebermuth Friedensanträge aufgetrotzt wurden, durch die er, wenn er nur ein Drittheil davon großmüthig bewilligte, ein deutſches Fürſtenhaus noch kurz zuvor zu dankbarer Ergebenheit hätte verpflichten können?

Unter ſolchen Auſpicien begann das Friedenswerk, und es läßt ſich denken, daß die verbannte Pfalzgrafen-Familie von dem erſten Segen der Friedenshoffnungen wenig empfunden hat. Die greiſe Mutter Friedrichs V., die ganz ſchuldlos an der Verirrung des Sohnes, ſogar mit caſſandriſcher Weiſſagung ihm (1619) den nahen Sturz vorausgeſagt, und trotzdem 25 freudloſe Jahre in der Verbannung lebte, ſie, die Tochter des großen Oraniers, die zuletzt bei ihrem berühmten Enkel, dem brandenburgiſchen Friedrich Wilhelm, das Gnadenbrod aß, ward jetzt endlich aus dem Leben weggenommen (März 1644), und ſtarb, zwar nicht hoffnungslos, doch ohne ſichere Ausſicht auf die Zukunft ihrer verfolgten Enkel. Die Wittwe Friedrichs, Eliſabeth Stuart, die den vollen Leidenskelch des Hauſes Stuart faſt zur Neige geleert, war von Nahrungsſorgen bedrängt; ſie, die Tochter und Mutter von Königen, die ſelbſt einſt eine Krone getragen, mußte jetzt vor holländiſchen Krämern flehentlich um ein Anlehen an Geld bitten, deſſen ſie für ihren Lebensunterhalt bedurfte. Karl Ludwig, der Kurprinz, lebte dem Schauplatz nah, wo eben eine Revolution den Thron ſeiner mütterlichen Ahnen

zu unterwühlen anfing, und war auf fremde Gaſtfreundſchaft angewieſen, um ſein Daſeyn zu friſten; die jüngern Brüder fochten mit jugendlichem Ungeſtüm unter den Fahnen ihres Oheims für Erhaltung der ſtuartiſchen Krone.

So lebte die pfälziſche Fürſtenfamilie, während man zu Münſter und Osnabrück Miene machte, den Frieden vorzubereiten. In grellem Gegenſatze dazu ſtand der Waffenlärm, der Deutſchland von einem Ende zum andern durchdrang. Auch die Pfalz blieb nicht verſchont; im September des Jahres 1644 ſtürmte d'Enghien am Mittelrhein herauf, und Worms, Oppenheim Mannheim ſahen wieder franzöſiſche Beſitzer, freilich um ſchon wenige Wochen nachher größtentheils bayeriſche Schaaren als Schützer und Zerſtörer aufzunehmen; auch das folgende Jahr ſahen die Pfälzer am Neckar und Rhein ihr ausgeſogenes Land wieder zum Kriegsſchauplatz gemacht, ohne daß Noth oder Mitleid die weſtphäliſchen Unterhändler in ihrem Geſchäft zur Eile angeſpornt hätte.

Alle Zänkereien eines kleinen Etiketteſtreites wurden erſchöpft, ehe man zur Sache ſelbſt gelangte, und hätten nicht die kriegeriſchen Ereigniſſe des Jahres 1645 dem Kaiſer Furcht eingejagt und die Gegner in ihrer Hoffnung erhoben, jetzt Vieles ertrotzen zu können, ſo würde man noch lange darüber gekriegt haben, ob der oder jener den Vortritt haben, ob man dieſen oder jenen Titel austheilen ſolle. Für die pfälziſche Sache war die Verwicklung der Umſtände ſehr ungünſtig; der Kaiſer war ihr nicht geneigt, Frankreich und Schweden hauptſächlich nur um ihren Länderwucher thätig bemüht, und Bayern ſpannte alle Kräfte an, die Wiedereinſetzung der verfolgten Stammesvettern zu verhindern. Die pfälziſchen Bevollmächtigten, die 1645 anlangten, Joachim Camerarius, Jonas Meiſterlin und Philipp Streuf [73]), konnten deßhalb auch nur eine ſehr unbedeutende Thätigkeit entfalten, und Schweden, wie Heſſen-Caſſel, hatten

73) Bis Mai 1645 war nur ein pfälziſcher Agent, Gernand, da geweſen. Pufend. XVII. 60.

genug in ihrem Intereſſe zu thun, als daß ſie das pfälziſche nachdrücklich hätten vertreten können.

Bayern hatte noch bis zuletzt Alles aufgeboten, um die pfälziſche Frage von dem gemeinſamen Friedenscongreß abzuhalten und auf eine jener Specialconferenzen zu verweiſen, mit denen man ſeit 1623 die armen Pfalzgrafen ſo oft gefoppt hatte, und als dies nicht gelang, ſchlug Kurfürſt Maximilian einen andern Weg ein, um zum Ziele zu gelangen.

Daß er der Reſtitution ſeiner pfälziſchen Verwandten entgegenarbeitete, und bei den weltlichen Geſandten, wie bei dem päbſtlichen Nuntius, die Gefahren hervorheben ließ, die daraus der katholiſchen Kirche erwachſen müßten, mochte er im Sinne ſeines perſönlichen Vortheils oder ſeines kirchlichen Eifers verantworten können; wie ließ ſich aber die Rolle, die er jetzt dem falſchen Ausland gegenüber einnahm, mit dem Lobe vereinigen, das neuerlich von Unwiſſenden oder von Sophiſten ſeinem Patriotismus gezollt worden iſt? Schon im Frühjahr 1644 that er annähernde Schritte gegen Frankreich; der Sinn dieſer Annäherung war nicht ſowohl die Harmonie des kirchlichen Bekenntniſſes, als der Wunſch, die egoiſtiſchen Anſprüche gegenſeitig unterſtützt zu ſehen; Bayern wollte von Frankreich Schutz, um das geraubte Gut ſeiner pfälziſchen Verwandten behaupten zu können; dafür war Bayern dann wohl geneigt, den franzöſiſchen Eigennutz auf deutſche Koſten zu unterſtützen [74]).

Der Anfang eines ſolchen Einverſtändniſſes der Mazarinſchen Politik mit der des münchener Hofes übte bald ſeine Rückwirkung auf die pfälziſche Angelegenheit; Karl Ludwigs billiges

74) Daß dies die Tendenz der bayriſchen Politik war, mußte ſchon jedem aufmerkſamen Leſer der Negociations secrètes unzweifelhaft ſeyn; neuerlich hat nun Söltl (Geſch. des Relig. III. 378 ff.) mit Auszügen aus Geſandtſchaftsberichten und Inſtructionen die Sache noch klarer gemacht. Die Richtigkeit derſelben iſt bis jetzt noch nicht widerlegt worden; daß laut und vielfach geſchimpft ward, hat nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, wie ſehr Thatſachen dieſer Art die Lügeninduſtrie der modernen Vergötterer Maximilians durchkreuzen mußten.

Verlangen, ihm die Rheinpfalz, die in franzöſiſcher Gewalt war, einzuräumen, ward von dem „großmüthigen" Alliirten abgelehnt, ja man behandelte ihn nicht einmal als Kurfürſten, und das was die Unterhändler in Münſter nach Paris ſchrieben, machte zu einer Wiedereinſetzung des pfälziſchen Hauſes nicht ſehr viel Hoffnung. Seit März 1645 waren die bayriſchen und franzöſiſchen Diplomaten in ſehr lebhaften Verhandlungen, und Maximilian bot Alles auf, um das geringe Intereſſe, das Frankreich für die Pfälzer officiell an den Tag legen mußte, durch Bedenklichkeiten jeder Art zu ſchwächen. Bald ſtellte man vor, wie der Katholicismus in Gefahr ſey, bald erinnerte man an die Unterſtützung, die ſechzig Jahre früher das pfälziſche Haus den franzöſiſchen Hugenotten geleiſtet habe, bald machte man den Franzoſen Angſt, der junge Kurfürſt werde ſich für ſeine widerrechtliche Gefangennehmung, ſobald er könne, an Frankreich rächen [75]). Man brachte es auch wirklich ſo weit, daß die Franzoſen erklärten, Bayern ſolle nichts abtreten müſſen, außer gegen Erſtattung der verlangten Geldſumme; den Pfalzgrafen werde man höchſtens für die verlorene Kurwürde mit einer neugeſchaffenen achten Kur abfinden, dafür verlangten denn die großmüthigen Vermittler nichts als — das Elſaß und Philippsburg, „um den Pfalzgrafen im Zaum zu halten"; Bayern aber, wenn gleich ſeine Diplomaten das Begehren anfangs „als ein ſchweres und ſtarkes" bezeichneten, auch der Kurfürſt die unmittelbare Vermittlung in der Sache klüglich ablehnte, erklärte doch, in ſeinem eignen Beſitze geſichert — „das franzöſiſche Vorhaben beſtens begünſtigen zu wollen." [76]) Bald war man über die Hauptfragen einig; Bayern ging mit ſo liebenswürdiger Zuvorkommenheit auf die Gelüſte Frankreichs ein, daß der Franzoſe, d'Avaux, ſchon im Mai verſichern konnte, er wolle nicht nur den Bayern in ihren Forderungen treu beiſtehen, ſondern auch die Schweden für eine geringere Abfindung

75) Söltl III. 393. 394.
76) Söltl S. 401. 403.

der Pfälzer umzuſtimmen ſuchen. Kurze Zeit nachher ward die Frage über eine franzöſiſch-bayriſche Allianz genau in Berathung gezogen [77]), und man fand, daß die Intereſſen Beider ohne Kränkung des gegenſeitigen Egoismus wohl konnten befriedigt werden.

Die Pfälzer waren nicht in der Lage, etwas Entſcheidendes zu thun; äußerten ſie den Franzoſen ihre Beſorgniß wegen ihres Einverſtändniſſes mit Bayern, ſo erklärten die falſchen Diplomaten mit affectirter Zutraulichkeit, man werde in der unbeſchränkten Reſtitution des pfälziſchen Gebietes keinen Fußbreit nachgeben; das erfordere ja ſchon die Ehre und Sicherheit ihres eigenen Monarchen; wollten aber die pfälziſchen Staatsmänner eine ernſte, entſchiedene Erklärung über die Kurwürde, ſo zuckte man bedenklich die Achſeln und meinte, „das ſey eine ſehr ſchwierige Sache [78]). So waren ſie überall hülflos; eine proteſtirende Erklärung Karl Ludwigs blieb von dem Congreſſe unbeachtet (Okt. 1645) [79]), und alle die Mächte, auf deren Schutz man vertraute, gingen aufs eifrigſte der Verfolgung ihrer perſönlichen Zwecke nach.

Wäre ein großes deutſches Intereſſe das letzte Ziel geweſen, ſo konnte man auch die Verkürzung des pfälziſchen Gebietes ohne Bedauern ſehen; aber während die Fremden wie gierige Harpyen nach dem deutſchen Gute die Arme ausſtreckten, entſprang Alles, was von Deutſchen geſchah, zumal die bayriſchen Intriguen mit Frankreich, nur aus der ſchmählich entarteten Geſinnung jenes landesfürſtlichen Egoismus, der — vom eilften bis zum neunzehnten Jahrhundert — den Fluch deutſcher Zerſplitterung als ſeine Schuld mit fortgeſchleppt hat. So hatte denn auch der Kaiſer, deſſen unzeitigen Trotz im Sieg jetzt Deutſchland büßen mußte, zum Nachgeben ſich entſchloſſen; eine

77) Ebendaſ. S. 416. Als Ergänzung das, was Bougeant, herausg. von Rambach II. 367—381 aus den geheimen Unterhandlungen hervorhebt.

78) Pufendorf XVII. §. 88.

79) Ib. XVII. 96.

Erklärung vom 14. April 1646, worin er die wichtigſten Forderungen den dreiſten Franzoſen vorläufig zugeſtand, enthielt das politiſche Todesurtheil des alten deutſchen Reichs.

Frankreichs Habgier — auch wenn die Diplomaten das Gegentheil vorgaben — war damit mehr als befriedigt; für Schweden war eine ähnliche Abfindung zu erwarten, und Bayern war in ſeinem Beſitze durch die franzöſiſche Freundſchaft geſichert. Nur die pfälziſche Angelegenheit war immer noch im Schwanken; nicht einmal die kirchliche Frage von der Berechtigung lutheriſchen und reformirten Bekenntniſſes war entſchieden. Die Lutheraner äußerten ſich darüber mit unbeſtimmten, zweideutigen Worten, die Pfälzer drohten unklug, wenn man dem Calvinismus ſein Recht nicht gönne, würden ſie am Lutherthum Repreſſalien nehmen; ſo ward die Stimmung durch die alten Kirchenhändel wieder aufgeregt und die lutheriſchen Schweden ärgerten ſich über den ungeſtümen Glaubenseifer ihrer reformirten Schützlinge von der Pfalz [80]). Zugleich intriguirte Bayern und der Kaiſer für eine völlige Beſeitigung der pfälziſchen Frage; man ſollte ſie doch auf einer beſondern Verſammlung erledigen, d. h. auf einen Reichstag im Monde verſchieben! Als das mißlang, trat endlich der kaiſerliche Geſandte, Trautmannsdorf, den pfälziſchen Diplomaten mit freundlichen Erklärungen näher und deutete ihnen an (Febr. 1646), die Herausgabe der vollſtändigen Pfalz werde wohl nicht möglich ſeyn; aber, wenn auch die obere Pfalz verpfändet bleibe, könne man doch die Beſitzungen am Rhein zurückgeben. Wegen der Kurwürde gäbe es drei Wege, entweder würde man die böhmiſche an Pfalz übertragen, oder Pfalz mit Bayern darin abwechſeln, oder für Karl Ludwig eine achte Kur ſchaffen, die dann freilich in dem Range der bayriſchen nachſtehen müſſe. Damit waren alle katholiſchen Fürſten höchlich zufrieden; Bayern machte drohende Miene für den Fall, daß man mehr von ihm verlange; die Katholiken äußerten, das ſey vollſtändig genug

80) Pufend. XVIII. §. 47.

für den vertriebenen und beſitzloſen Karl Ludwig; nur die Schweden fanden es ihrem Intereſſe gemäß, mit Ernſt oder ſcheinbar mehr für den Pfalzgrafen zu verlangen, allein der franzöſiſchen Diplomaten zweideutiges, achſelzuckendes Benehmen, die Folge ihres Einverſtändniſſes mit Bayern, hemmte den Erfolg der ſchwediſchen Bemühungen [81]).

So kam denn (April 1646) ein Friedensentwurf hervor, der außer dem Verluſt der Oberpfalz und der Vertauſchung der erſten weltlichen Kurwürde gegen die letzte, den Pfälzern noch andere drückende Bedingungen auflegte; die Bergſtraße ſollte an Mainz, Germersheim an die Erben des Erzherzogs Leopold, die von Heſſen-Darmſtadt angeſprochenen Beſitzungen [82]) an den Landgrafen, der Ort Neuenhayn an die Erben des Grafen von Schönberg, der Ort Gaulsheim an den Ritter Brömſer übergeben werden; worüber ſonſt verfügt ſey vom Kaiſer, ſollte ſo verbleiben [83]) und der Katholicismus alle Rechte und Einkünfte genießen. Was blieb nach dieſen Abtretungen dem Erben des pfälziſchen Hauſes, als ein leerer Schatten einer jetzt wirkungsloſen Reichswürde, und der beſchränkte, verkümmerte Beſitz eines auf ein ausgeſogenes Drittheil reducirten Fürſtenthumes?

Das ſtellten auch die Pfälzer in einer ausführlichen Entgegnung dem Congreſſe vor. Ihr fürſtlicher Gebieter, Karl Ludwig, ſey an der Acht des Vaters ohne Schuld und Antheil, der Beſitz der Pfalz werde nach den Reichsgeſetzen zufolge der Erſtgeburt vererbt, und jene Anſprüche an pfälziſche Güter ruhten auf ſehr ſchwachem Grunde. Sie wieſen nach, wie weit

---

81) Pufend. XVIII. §. 82.

82) Umſtadt, Otzberg, Caub und der dortige Rheinzoll waren, wie die andern Beſitzungen, die Mainz, Erzherzog Leopold u. ſ. w. anſprachen, in der Hülfloſigkeit des letzten Krieges beſetzt worden.

83) So waren vom Kaiſer der Schenck von Waldenburg, Georg Reigersberg, Heinrich Brömſer von Rüdesheim, und vom Herzog von Bayern Johann Adolf Wolf von Metternich mit pfälziſchen Gütern belehnt worden.

hergeholt der Anſpruch an Germersheim war, wie die von Heſſen, von Brömſer, von Schönberg verlangten Beſitzungen nur auf dem Wege der Gewalt dem pfälziſchen Gebiete entriſſen worden ſeyen, und wie die Bergſtraße durch beinahe zweihundertjährige Verträge an die Pfalz abgetreten war [84]). Aber auch der Punkt, der die Kurwürde betraf, war nicht ohne Anfechtung, die proteſtantiſchen Reichsſtände, unterſtützt von den Schweden, widerſprachen einer achten Kur und wünſchten einen Wechſel zwiſchen Bayern und Pfalz; dem widerſetzten ſich dann wieder der Kaiſer, Bayern [85]) und Frankreich, und um die Sache noch mehr zu verwirren, trat zugleich Pfalz-Neuburg mit ſeinen Prätenſionen an die rheiniſche Kurwürde hervor [86]). Doch neigte man ſich mehr und mehr zur Einrichtung einer achten Kur hin, auch die Proteſtanten ließen ſich dafür gewinnen, wenn nur der bayriſche Bund mit dem Kaiſer von ſeiner früheren Stärke verlor und Kurfürſt Maximilian noch einen Theil der Oberpfalz an Karl Ludwig überließ. So ſtand auch im Okt. 1646 die allgemeine Anſicht feſt; ein Theil der Oberpfalz ſollte den Erben Friedrichs V. zurückfallen und Bayern mit ſeiner Schuldforderung von 13 Millionen ſich mäßigen; denn, meinte Salvius, wenn die proteſtantiſchen Stände berechnen wollten, was ihnen Bayern geſchadet hat, ſo dürfte zur Gegenrechnung kaum das bayriſche Herzogthum ausreichen [87]).

Doch blieben die Bayern bei der härteren Forderung und betonten noch beſonders ſtark die Erhaltung der Klöſter und

---

84) Pufend. XVIII. 97. 107. Vgl. auch Meiern Acta pac. Westph. III. S. 501 die gleichgeſinnten Erklärungen der Schweden, ſammt dem Brief der Königin ſ. ebendaſ. 503—506.

85) Maximilian gab 27. Juni 1646 eine Proteſtation dagegen ein. Meiern Acta pac. Westph. III. 587. 588.

86) Pufend. XVIII. §. 124. Vgl. 138.

87) Pufend. XVIII. §. 155. Dazwiſchen ward von bayriſchen und pfälziſchen Diplomaten der Rechtsſtreit fortgeführt; ſ. die Vorſtellung der Pfälzer vom April bei Meiern III. 501. Die Antwort von Bayern vom Juli ib. 617, die Erwiederung der Pfälzer vom Sept. ib. 656.

Orden in dem ſeit 1622 ihnen eingeräumten Beſitz [88]), aber die Schweden in ihrer Antwort (18. Febr. 1647) waren nur mit der achten Kur einverſtanden; die Rheinpfalz verlangten ſie für Karl Ludwig ungeſchmälert, von der oberen Pfalz wollten ſie nur die Grafſchaft Chamb an Bayern überlaſſen [89]). Darüber ward nun verhandelt, ohne gegenſeitige Verſtändigung; die Bayern blieben auf der Schmälerung der rheiniſchen und auf der vollen Abtretung der oberen Pfalz; höchſtens ſchienen ſie einem franzöſiſchen Vorſchlage, für die Oberpfalz eine Summe von einer Million zu bezahlen, geneigt zu ſeyn.

Wer den ſchleppenden Gang politiſcher Verhandlungen im alten deutſchen Reich kennt, mag ſich leicht erklären, welche Mühe ſchon die Frage wegen der achten Kur verurſachte; denn je haltloſer das Weſen wurde, deſto pedantiſcher ſuchte man die todten Formen feſtzuhalten. Als daher der kaiſerliche Geſandte ein Reichsgutachten verlangte, ſo ergingen ſich die Reichsſtände in beliebter Breite [90]) über den Rechtszuſtand des alten Reichs, über die ſächſiſchen, fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſerzeiten, über goldne Bulle und Herkommen, aber der Schlußrefrain der gelehrten Abhandlungen war doch meiſt, wenn der Reichsfriede davon abhänge, müſſe man der Nothwendigkeit nachgeben. Auch im Uebrigen ging es denſelben Gang; die Beiſtimmung des Reiches und die langen Berathungen darüber waren eine leere Form, da die Entſcheidung der Sache meiſtens bei den tonangebenden Mächten, Frankreich, Schweden, Bayern, und dem Kaiſer lag. So trat (27. März 1647) der ſchwediſche Geſandte noch einmal mit der Forderung einer unbedingten Reſtitution der untern und der halben obern Pfalz hervor; aber weder die matte Erklärung der evangeliſchen Stände, „daß das allerdings wünſchenswerth ſey“, noch die Erklärung von Pfalz-Neuburg, „man dürfe überhaupt nicht wegen Friedrichs V.

---

88) S. die bayr. Erklärung in Meiern Acta IV. 354 f.

89) Acta pac. IV. 356. 357.

90) Vgl. Acta pac. IV. 367—386.

Schuld die ganze ältere Linie des Hauſes Wittelsbach verkürzen" [91]), ſcheinen großen Eindruck gemacht zu haben. Das Reichsgutachten, das am 31. März übergeben ward, erklärte ſich mit den kaiſerlichen Vorſchlägen einverſtanden, nur Brandenburg reichte am 9. April ein Separatvotum ein [92]), das zwar die achte Kur für Bayern zugab, aber die erſte weltliche für die Pfalz forderte; auch über die Abtretung des Landes und die verlangte Reſtitution verſchiedener Kirchengüter [93]) ſtellte Brandenburg Anträge, die den pfälziſchen Intereſſen günſtiger waren.

Es war aber für die pfälziſche Dynaſtie nicht mehr zu hoffen, als Bayern bewilligte. Denn wenn auch der Kaiſer, über die franzöſiſche Geſinnung Bayerns erbittert, innerlich wünſchen mochte, die Pfalz ganz reſtituirt zu ſehen, ſo machte doch das falſche Benehmen der franzöſiſchen Diplomatie, die aus politiſchen und kirchlichen Gründen mehr für Bayern, als Kurpfalz geſtimmt, die Kette des europäiſchen Calvinismus zu ſprengen wünſchte, die den franz. Hugenotten als Stütze diente [94]), jede weitere Verwendung für das pfälziſche Intereſſe erfolglos; die proteſtantiſchen Reichsſtände — ohnedies meiſt Lutheraner und auf ihr eignes Intereſſe bedacht — unterſtützten nur ſehr lau die Sache der reformirten Fürſtenfamilie, Schweden hatte mehr den Schein zu retten ſuchen, war aber getröſtet, als es ſich ſelbſt auf deutſche Koſten reichlich bedacht ſah. Ohnedies wurde die Bereicherung der Fremden durch die langwierigen Verhandlungen über die Pfalz nur hinausgeſchoben; den Schweden wurde die Zeit lang, und die franzöſiſch-bayriſche Diplomatie verſäumte nicht, bei den ermüdeten Schweden für ihr

---

91) Acta pacis IV. 386—394.

92) Meiern Acta IV. 399 ff.

93) Dagegen reichten auch die pfälz. Geſandten eine Gegenſchrift ein, ſowie auch Pfalzgraf Ludwig Philipps Agent gegen die Reſtitution der Klöſter Hornbach und Sponheim proteſtirte. S. Acta pac. Westph. VI. 405—409.

94) Pufend. XIX. §. 105.

Intereſſe rührig zu wirken [95]). Als man daher im Juli 1647 die Verhandlungen neu aufnahm, waren die Entwürfe von Schweden und Frankreich im Weſen nicht mehr verſchieden; erſteres bedingte für die Lutheraner, letzteres für die Katholiken in der Pfalz freie Religionsübung; im Uebrigen war man nur noch über die Faſſung nicht ganz einverſtanden [96]).

Karl Ludwig kam allmählig zur Einſicht, daß nichts Weiteres für ihn geſchehen werde, und da er von der Fruchtloſigkeit ſeiner eignen Thätigkeit am Congreſſe überzeugt war, rief er ſeine Geſandten ab und ließ nur noch einen Secretär zurück, der ſich zu Münſter aufhielt [97]). Was hätten auch die pfälziſchen Diplomaten ausrichten können in dieſem Intriguenſpiel der mannigfaltigſten Selbſtſucht? Bis auf den letzten Augenblick war es noch zweifelhaft, ob man mit dem Vertrag zum Ziele kommen würde; der Krieg ſchien noch einmal neu losbrechen zu wollen, alle früheren Händel wegen Sache und Form tauchten noch einmal auf, und ganz zuletzt erregten die Franzoſen noch großen Lärm, weil man die Duldung der rheinpfälziſchen Katholiken nicht ausdrücklich aufgenommen hätte [98]). Doch fühlte man die Nothwendigkeit, die zum Ziele drängte, und am 24. Oktober 1648 ward der verhängnißvolle Vertrag unterzeichnet, der für Deutſchland unglücklich war, wie der Kampf, aus dem er hervorging.

Das koſtbare Gut des Friedens, der allgemeinen Amneſtie und der kirchlichen Gleichheit aller drei chriſtlichen Confeſſionen, auch der Reformirten [99]), die freilich erſt auf dem Papiere ſtand, war theuer erkauft durch die Auflöſung des alten Reichs-

---

95) Pufend. XIX. §. 124.

96) Acta pac. Westph. IV. 409—417. Die Schweden hatten ſchon im Juni ihre Oppoſition gegen die bayriſch-franzöſiſchen Anträge aufgegeben. Ib. 616.

97) Pufend. XX. §. 214.

98) Ein Gleiches war mit den oberpfälziſchen Lutheranern geſchehen.

99) Instrum. Pacis Osnabrug. V. §. 35. VII.

verbands, durch die rechtliche Anerkennung landesfürſtlicher Souverainetät, durch das Losreißen deutſcher Reichslande im Norden und im Weſten, und der politiſche Werth der weſtphäliſchen Friedensſchlüſſe hat durch die Geſchichte der hundert und ſechzig Jahre, die folgten, ſeine genügende Würdigung gefunden. Was für die Pfalz darin feſtgeſetzt war, ſchloß ſich an die Grundlagen der Unterhandlungen an, von denen wir zuletzt berichtet. Die alte rheiniſche Kurwürde, die erſte unter den weltlichen, verblieb Bayern, ſowie auch der Beſitz der ganzen Oberpfalz [100]); für Karl Ludwig dagegen ward eine achte Kur geſchaffen, die nur dann aufhören ſollte, wenn mit dem Ausſterben der bayriſchen Linie die alte Kurwürde an die Pfalz zurückfiel. Von den rheinpfälziſchen Beſitzungen ward Alles, wie es ums Jahr 1618 war, an ihn zurückgegeben, mit Ausnahme der Aemter an der Bergſtraße, die Mainz 1463 an Friedrich I. verpfändet, und der Rechte, die Worms und Trier rechtlich anſprechen [1]) konnten. Mit Karl Ludwig und allen ſeinen geächteten Anhängern ward auch ſein Oheim Ludwig Philipp in ſein ſimmeriſches Erbe wieder eingeſetzt; die vier Brüder des Kurfürſten ſollten binnen vier Jahren eine Abfindungsſumme von 400,000 Thalern erhalten, der Mutter Karl Ludwigs verſprach der Kaiſer 20000 Thaler als Witthum, jeder der Schweſtern 10000 Thaler zur Ausſteuer. Die Grafen von Leiningen, der reichsunmittelbare Adel, die vom Kaiſer Belehnten hatten natürlich die günſtige Gelegenheit nicht verſäumt, ſich in ihren zweideutigen Rechten beſtätigen zu laſſen [2]). Ein Hauptpunkt

---

100) In der Urkunde hieß es: „der Wilhelminiſchen Linie“, während es logiſch ſtreng, als Gegenſatz zur „rudolfiniſchen“, die von Ludwig dem Bayern ſtammende hätte ſeyn müſſen; aber, wie Senkenberg (Reichsg. XXVIII. Anhang S. 24. 25) nachweiſt, lag hinter der abſichtlich gewählten Benennung eine ſchlaue Finte verſteckt.

1) „coram competenti Judice“ ſollten ſie ihre Anſprüche verfolgen dürfen. Dieſe zweideutige Unbeſtimmtheit war nicht ohne Abſicht gewählt.

2) S. das Ganze in dem Instrum. Pac. Osnab. IV. §. 2—22 und Pac. Monaster. §. 10—28.

blieb die Kirchenfrage; auch ſie ward für die Pfälzer ungünſtig genug entſchieden. Das allgemeine Geſetz kirchlicher Duldung hatte in dem Frieden eine bedenkliche Ausnahme dadurch erhalten, daß alle die, welche nicht in dem Normaljahr 1624 kirchliche Toleranz gehabt hatten, oder ſpäter ihren Glauben wechſelten, gewiſſermaßen ausgeſchloſſen blieben und keines andern Rechtes ſich erfreuten, als der traurigen Erlaubniß des Auswanderns [3]). Von dieſer allgemeinen Feſtſtellung des Normaljahres ſchien die Pfalz ausgenommen; denn ſie ward [4]) ſo reſtituirt, wie ſie „vor den böhmiſchen Unruhen“, alſo 1618, ſich befunden hatte. Mithin ward auf der einen Seite das den Proteſtanten ungünſtige Normaljahr 1624 als allgemeine Regel aufgeſtellt und auf der andern für die Pfalz die ſcheinbar günſtige Ausnahme gemacht, Alles zu laſſen, wie es im Jahr 1618 war, d. h. den Reformirten das Recht der kirchlichen Duldung allein eingeräumt. Schwerlich war dieſer Widerſpruch ein zufälliger; es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß man dieſe Zweideutigkeit hat beſtehen laſſen, um ſpäter zu behaupten, es gelte in der Pfalz gar kein Normaljahr; und die katholiſchen Kurfürſten von der neuburgiſchen Linie haben ſich in der That nicht geſchämt, von dieſer ächt jeſuitiſchen Sophiſtik ſpäter gegen den pfälziſchen Proteſtantismus gewaltſamen Gebrauch zu machen [5]). Jedenfalls blieb für die Pfalz die Duldung der drei chriſtlichen Confeſſionen lange ein Zankapfel, den ſchlechte Regierungen und kirchlicher Fanatismus rührig ausbeuteten; es dauerte anderthalb Jahrhunderte, bis jene Gleichſtellung zur That ward, und nicht dem alten pfälziſchen Fürſtenhauſe iſt der Ruhm zu Theil geworden, die erbitterten Glieder dreier

3) Instrum. Pac. Osnabr. V. §. 36.

4) Ib. IV. §. 6.

5) Vgl. Senkenb. Reichsgeſch. XXVIII. Anhang S. 27—30. Anfangs hatten Bayern, Frankreich und der Kaiſer den Gedanken gehabt, den Katholiken in der Pfalz eine Art Gleichheit zu erkämpfen; ſie gaben den Plan auf, weil ſie beſorgten, man möge für die Proteſtanten in den bayriſchen und öſtreichiſchen Ländern ein Gleiches fordern.

Bekenntniſſe zu einem Ganzen chriſtlicher Eintracht und Duldung umgeſchaffen zu haben.

Der Friede war geſchloſſen und ein Einzelner, wenn ihn auch herber Nachtheil traf, konnte ſich dem Ganzen nicht mehr widerſetzen. Doch fürchtete man in Münſter und Osnabrück wirklich, Karl Ludwig möchte den Vertrag nicht annehmen und lange debattirte man über die wichtige Frage, wie man es ihm notificiren ſolle. Denn titulirte man ihn Kurfürſt [6]), ſo war ja nach der Anſicht jener Juriſten damit ein Präjudiz ausgeſprochen, die im Fall der Nichtannahme bedenklich war; titulirte man ihn aber nicht ſo, dann war zu fürchten, der auf ſeine Würde ſehr eiferſüchtige Prinz möchte den ohnedies nachtheiligen Vertrag von der Hand weiſen. Endlich ſchrieben die Reichsſtände (8. Nov.) an ihn als „Kurfürſten," vergaßen aber nicht die ausdrückliche Verwahrung; Schweden ſchrieb ebenfalls entſchuldigend an ihn [7]), und Karl Ludwig, hülflos gelaſſen von der engliſchen Nation und von dem unglücklichen Oheim, der ſchon an den Stufen des Schaffottes ſtand, erklärte „des Friedens wegen" ſich bei dem Vertrag einſtweilen beruhigen zu wollen. Wie ihm aber dabei zu Muthe war, bezeugte eine Münze, die er damals prägen ließ: er ſelbſt ſtand geharniſcht da, und der pfälziſche Löwe lag ermüdet zu Boden, aber mit dem trotzigen Gefühl der Rache und der drohenden Inſchrift: **Sedendo non cedo.** —

§. 3.

Karl Ludwigs Rückkehr in die Pfalz. Erſte Maßregeln der Reſtauration. Vermählung des Kurfürſten und Reiſe auf den Reichstag (1649—1653).

Als Karl Ludwig in London den Frieden angenommen, der ihn in das Land ſeiner Väter zurückrief, war ſein erſtes,

6) Die Anerkennung der kurfürſtlichen Würde Karl Ludwigs hing allerdings erſt von ſeiner Unterwerfung vor dem Kaiſer ab.

7) Pufend. XX. §. 214.

eine Vollmacht zu erlaſſen, die ſeinen Oheim Ludwig Philipp und vier pfälziſche Beamte ermächtigte, von dem rheiniſchen Erblande Beſitz zu nehmen [8]). Sie ſollten dabei nicht nur die gewöhnlichen Formen der Beſitznahme erfüllen, ſondern ganz beſonders auf den Zuſtand des Landes achten, das alte Herkommen, wie es vorher geweſen, zurückführen, die alten pfälziſchen Beamten wieder einſetzen, die Beſoldungen auf dem alten Fuße laſſen, Gefälle und Beſitz einer genauen Beachtung unterwerfen, überhaupt alles vorbereiten, was zu einer Reſtauration des pfälziſchen Staatsweſens nöthig war.

Gern entſchlug ſich der Kurfürſt dieſer trockenen und mühevollen Geſchäfte, in einer Stunde, wo er ſeiner erſchütternden Kataſtrophe entgegenſah. In dem Augenblick, wo er nach dreißigjährigem Exil die erſehnte Nachricht der Rückkehr erhielt, ſtand ſein Oheim Karl vor den Schranken eines fanatiſchen Blutgerichtes ſeiner empörten Unterthanen; ſo nahe berührten ſich auch hier Glück und Unheil im Hauſe Stuart. Karl Ludwig verweilte gern noch in London, um dem bedrängten Oheim zu helfen; ſeine partheiloſe Stellung in dem Bürgerkriege hatte ihm bei den Gemäßigten ein gewiſſes Vertrauen erworben, aber den König jetzt von ſeinen Mördern zu retten, waren ſeine Bemühungen fruchtlos. Am 30. Januar 1649 fiel Karl Stuart, und der junge Kurfürſt eilte mit der friſchen Wunde im Herzen nach Holland hinüber, ſeiner Mutter die Schmerzensbotſchaft zu bringen, und ſich ſelbſt ſein väterliches Erbe, das lange entbehrte, zu ſichern [9]). Er nahm ſeinen Weg über Kaſſel, um die Landgräfin Amalie zu begrüßen, die ſich in den Zeiten der Noth am uneigennützigſten ſeiner Sache angenommen und auch neulich wieder bei den münſterſchen Verhandlungen das Recht der Reformirten am eifrigſten vertreten hatte. Die gleichen

8) Die Inſtruction vom 29. Dez. 1648 iſt in dem Anhang zu Wundts Geſchichte Karl Ludwigs (Docum. V.) mitgetheilt.

9) Am 14. Febr. bat er das Parlament um Paß und freies Geleit, was ihm auch bewilligt ward. Memoirs of civil war II. 119.

Intereſſen und der gleiche Glaube, die ſeit Friedrichs IV. und des trefflichen Landgrafen Moriz Zeiten beide Häuſer zu enger vielerprobter Freundſchaft verbanden, beſtimmten Karl Ludwig, eine der Töchter Amaliens ſich zur Gemahlin auszuwählen. Gern war die Landgräfin bereit, ihre einundzwanzigjährige Tochter Eliſabeth dem reformirten Kurfürſten aus dem ihr vielfach theuern pfälziſchen Hauſe zu verloben; eine geheime Zuneigung, welche die ſtolze und verſchloſſene Prinzeſſin zu dem Herzog Friedrich von Würtemberg hegen mochte, mußte vor dem Familienintereſſe verſtummen und man verabredete jene unglückſelige Verbindung, die Karl Ludwigs eignes Leben ſo ſchwer verbitterte und ſeinen Stamm ſchon fünf Jahre nach ſeinem Tode verdorren machte.

Von Kaſſel begab ſich Karl Ludwig nach Nürnberg; dorthin rief ihn die wichtige Angelegenheit der Friedensvollſtreckung. Noch waren kleinere Streitigkeiten zu ſchlichten, Entſchädigungskoſten zu bezahlen, und — was das wichtigſte war — die Rheinpfalz ſelbſt von der drückenden Laſt der feindlichen Truppen zu befreien. Eine tüchtige Stütze fand da der Kurfürſt an ſeinem zweibrückiſchen Vetter Karl Guſtav — dem zehnten Karl unter den Königen Schwedens und dem Ahnen der beiden Heldenkönige, die ihm folgten —, der ſprach zu Nürnberg mit dem trotzigen Nachdruck eines ſchwediſchen Generaliſſimus, vermittelte die ſtörenden Händel, bewirkte einen Nachlaß der von den Schweden geforderten Entſchädigungsſumme, und ſorgte dafür, daß das feindliche Occupationsheer bald die Pfalz räumte [10]. Im September 1649 war das alles ſo ziemlich geordnet und der Sohn Friedrichs V. konnte (2. Okt.) ſeiner lange entbehrten Heimath zueilen [11]).

Er hatte ſie als Kind verlaſſen, damals wie „die Pfalz nach Böhmen gezogen war," jetzt kehrte er zurück, 32 Jahre alt, und welche überwältigende Laſt von Leiden, Entbehrungen,

---

10) Reigers ausgel. Simmerſche Linie S. 141. 142.

11) Acta Exec. Pac. Westph. I. 379.

Unfällen und ſchmerzlichen Erinnerungen lag zwiſchen dieſen beiden Momenten. Seines Sieges beinahe ſicher, war damals (1619) der unglückliche Vater mit knabenhaftem Leichtſinn ſeinem Verhängniſſe zugeeilt, hinter ſich ein blühendes, reiches Land, und eine Bevölkerung, die ſeit ſechszig Jahren, ſeit dem Erheben der ſimmeriſchen Linie, wenig Urſache gehabt, über ihre Fürſten zu klagen. Und jetzt kam der Sohn zurück, beinahe um ein Jahrzehnt älter, als der Vater damals die Stammburg verlaſſen, arm in ein verarmtes Land; aus dem prangenden Garten war eine Wüſte geworden; die Bevölkerung war auf ein Fünfzigtheil herabgeſunken, und aus den Mienen der Zurückgebliebenen ſprach Hunger und Elend einer dreißigjährigen Kriegszeit. Es war ein Moment ſchmerzlicher Freude, als der angeſtammte Fürſt, der Friedensbringer, den pfälziſchen Boden wieder betrat, ſelbſt aus dem Kummer und dem Druck der Vergangenheit trug ſich aber in den Herzen der Unterthanen noch ein reiches Pfund treuer Anhänglichkeit und froher Hoffnung ihm entgegen, auf dem die große Verantwortlichkeit lag, dies edle Capital nicht zu vergeuden. Wie mußte beiden zu Muthe ſeyn, dem Fürſten und dem Volke, als Karl Ludwig in die erſte pfälziſche Stadt, Mosbach, einzog und den erſten Gottesdienſt wieder auf heimiſchem Boden feierte, den er in der Wiege verlaſſen hatte. Die ganze Bürgerſchaft empfing den Fürſten mit Jubel; es war ein ächtes Volksfeſt. Eine Anzahl Knäblein von ſechs bis zwölf Jahren zogen mit der Bürgerſchaft ihm entgegen und es „preßte manche Thräne aus," wie die junge Generation dem Bringer des Glückes und Friedens in harmloſer Freude entgegenjubelte [12]).

Am 7. Oktober zog Karl Ludwig in Heidelberg wieder ein, nachdem zwei Tage zuvor die bayriſchen Soldaten die Unterpfalz geräumt und den heſſiſchen Executionstruppen Platz gemacht hatten [13]); am 14. cedirte Bayern förmlich ſeine bisherige

---

12) Kayſer hiſt. Schaupl. 461.
13) Theatr. eur. VI. 884.

Beſitznahme, und die vom Kaiſer beauftragten Commiſſarien übertrugen dem Kurfürſten das ganze unterpfälziſche Land mit „allen geiſtlichen und weltlichen Gütern, Rechten und Zubehör, welche vor der böhmiſchen Unruhe die Kurfürſten von der Pfalz im Beſitze gehabt" [14]). Aber in welchem Zuſtande fand er das Erbtheil ſeiner Vorfahren! Der blühende Landſtrich, der ſich im Neckarthal und an den beiden Rheinufern, von Boxberg, Mosbach an ſtromabwärts bis gegen Oppenheim, Alzei und Bacharach hin ausdehnte, der von der Bergſtraße und dem Hartgebirge eingeſchloſſen, jene üppige Ebene umfaßt, die ſelbſt im fruchtbarſten Süden Deutſchlands wie ein prangender Garten hervorſtrahlt, war eine Einöde; die Felder waren mit Dorngeſtrüpp umzogen, die Weinberge lagen wüſt da, und ſtatt reicher dichtgeſäeter Ortſchaften ſtieß man nur auf ärmliche Hütten, in denen Armuth und Elend, oft Raub und Verbrechen, ſeine Zuflucht fand. Vor dem unſeligen Kriege hatten die Städte mächtiger geblüht, als jemals in der pfälziſchen Zeit; Frankenthal hatte 1800 Bürger, Oppenheim 800, Kreuznach 2000 Familien gezählt; Mannheim, Heidelberg, Neuſtadt und die andern Amtsſtädte fanden ſich in gleich blühendem Zuſtand; jetzt rechnete man, daß noch der fünfzigſte Theil der ganzen Bevölkerung übrig war, und auch der war durch Krieg, Raub, Anarchie und mehrfache Confeſſionswechſel ſo verwildert, daß er das Gedeihen des Ganzen mehr hemmte, als förderte. Heidelberg lag zum Theil in Trümmern; das alte Stammſchloß der pfälziſchen Wittelsbacher, das vor Friedrichs V. Wegzug mit ſeinen Prachtgebäuden, zierlichen Gärten, Waſſerkünſten und Statuen als bewunderter Luſtort mit allen Höfen Europas rivaliſirte, war jetzt in ſo traurigem Zuſtande, daß Karl Ludwig nicht einmal eine anſtändige Wohnung für ſich dort finden konnte.

---

14) Die beiden Patente finden ſich in dem Cod. bav. 1656 (Münchn. Bibl.), der verſchiedenes Pfälziſche enthält. Nach einem Heft im pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Geſchichte") betrug die Zahl der Städte, Flecken und Dörfer noch zwiſchen ſechs- und ſiebenhundert.

Hier galt es zu handeln; der Unterſchied zwiſchen dem traurigen Anblick, den die Gegenwart bot, und den reizenden Schilderungen, welche die alten pfälziſchen Beamten entwarfen, war zu grell, als daß nicht Karl Ludwig angeſpornt worden wäre, hier ein Wiederherſteller zu werden. Der Eindruck ſo ſchmerzlicher Zuſtände konnte auch ein ganz leichtfertiges Gemüth ernſter ſtimmen; Karl Ludwig aber hatte in dem ſchweren Druck der letzten zehn Jahre die Wüſtlingsfreuden ſeines Jünglingslebens wohl vergeſſen, und das Unglück hatte ihn raſch zum Manne groß gezogen. Mit allem Ernſt und Eifer nahm er ſich jetzt ſeines unglücklichen Landes an.

Was mit Geſetzen und fürſtlichen Befehlen für Zurückführung der Ordnung geſchehen konnte, geſchah; der Reſt der Bevölkerung ward allmählig wieder an Gehorſam und Ordnung gewöhnt; Sicherheit und ein behagliches Gefühl des Schutzes von oben, das man in den letzten drei Jahrzehnten nicht mehr gekannt hatte, kehrten zurück. Um den armen Bewohnern aufzuhelfen ward die Steuer ſo weit verringert, als es die Deckung der nothwendigſten Bedürfniſſe erlaubte, und der Kurfürſt ſelbſt, ſo genußſüchtig er ſonſt war, verſagte ſich jede unnütze Ausgabe zum Wohle ſeiner bedrängten Unterthanen. Sie vor Erpreſſung zu ſchützen,, wurde den Beamten ſtreng unterſagt (Juli 1651), irgend eine außerordentliche Geldumlage, heiße ſie auch wie ſie wolle, ohne kurfürſtlichen Specialbefehl zu erlaſſen, oder auch nur einige Urſache und Anlaß dazu zu geben. Das menſchenleere Land mit neuen Bewohnern zu beleben und den wüſten Boden zu cultiviren, wurden die ausgewanderten Pfälzer zur Rückkehr in die Heimath eingeladen; und nicht etwa nur unbebautes, ödes Beſitzthum wies er ihnen an, ſondern die Bedingungen waren ſo günſtig, daß bei einem ſo reich geſegneten Boden, wie der pfälziſche war, bald die traurigen Spuren der dreißigjährigen Verwüſtung ſchwinden mußten. Wer alte Häuſer reparire, heißt es in einer Verordnung vom 7. Mai 1650, ſolle auf 2 Jahre, und wer neue baue, auf drei Jahre von jeder Häuſerſteuer frei ſeyn; wüſte Felder anzubauen, machte ein Jahr

frei von Abgaben; wer ganz verwilderte Plätze anbaute, war auf drei Jahre, wer Weinberge wieder anbaute, auf ſechs Jahre von jeder Auflage durchaus entbunden [15]).

Nicht nur die verjagten Pfälzer kamen wieder, auch Coloniſten aus fremden Ländern, aus der Schweiz, aus Holland, Frankreich, England ſammelten ſich; eine kleine Schaar von friedlichen Bewohnern des Lucernerthals in Piemont (1665) ſiedelte ſich noch ſpät im Amt Germersheim an, und erhielt außer der Steuer-, Gewerb- und Abzugsfreiheit ihre eigene Gemeindeverwaltung und ihre ſelbſtgewählten Geiſtlichen. Den Städten wurden ihre municipalen Freiheiten neu beſtätigt, oder ſie mit neuen bereichert und in wenigen Jahren waren die Ruinen wieder in Sitze bürgerlichen Fleißes umgewandelt. Der Kurfürſt ſelbſt munterte auf, wo er konnte, unterſtützte auch mit Geld, obwohl ſeine eignen Mittel ſo beſchränkt waren, daß er zur Reiſe auf den Reichstag (1652) von einzelnen Städten als Vorſchuß auf die Steuern ſich 50 Thaler borgen mußte.

So lebendig man bemüht war, das materielle Wohl zu heben, und ſo glücklichen Erfolg die Gunſt der Natur jenen Bemühungen zu Theil werden ließ, ſo hatte doch an dem neu aufkeimenden Wohlſtand des Landes jener edle und freie Sinn einen großen Antheil, womit religiöſe Formen jeder Art geduldet und geſchützt wurden. Karl Ludwig, in der Welt und im Leben viel herumgetrieben und mit einer reichen Bildung ausgeſtattet, dachte über die kirchlichen Formen viel freier, als ſeine calviniſch ſtrengen Vorfahren jemals ſich geſtattet hätten; von jener naiven Glaubenseinfalt ſeines Ahnen Friedrich III., dem calviniſch warmen Eifer ſeiner Vorfahren, Johann Caſimir und Friedrich IV., oder der ängſtlich kirchlichen Befangenheit ſeines Vaters, war in dem mehr nach Außen gerichteten, weltmänniſch gebildeten Karl Ludwig, der an Spinoza Gefallen fand, nichts zu finden. In jenem Augenblick ein großes Glück für Land und Unterthanen! Es wurde nicht nach der Form des Bekenntniſſes

15) S. die Geſchichte Karl Ludwigs. Beil. VII. VIII.

und den kirchlichen Ceremonien gefragt, wenn man fleißige und brauchbare Bürger ſuchte, und Karl Ludwig ward einer der erſten deutſchen Fürſten, der durch die That jenes unſelige Vorurtheil widerlegte, man müſſe, um gut regieren zu können, Unterthanen einerlei Bekenntniſſes haben. Die friedlichen Wiedertäufer, die ſeit einem Jahrhundert in der Pfalz lebten, deren Bekehrung Friedrich III. vergeblich verſucht hatte, waren ſeit der Zeit Ludwigs VI. und ſeiner eifrig lutheriſchen Rathgeber ſehr bedrängt worden; ein eigner Satz in der pfälziſchen Landesordnung erklärte ſie für rechtlos. Karl Ludwig hob dies Geſetz des lutheriſchen Fanatismus ſtillſchweigend auf; die Wiedertäuſer durften in das entvölkerte Mannheim ziehen und dort, wenn ſie ſich jeder Proſelytenmacherei enthielten, ihrem Cultus und ihren bürgerlichen Geſchäften ungeſtört leben. So geſchah es auch; in anſpruchsloſer Stille bildeten ſie eine kleine, von ihren Aelteſten geleitete Corporation, deren Leben und bürgerliche Thätigkeit der wiederauflebenden Stadt nicht zum Nachtheil gereicht hat; ihre Spuren haben ſich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Schutz und Duldung fand auch eine andere Secte, die als einen der vielen krankhaften Auswüchſe die Verirrung des engliſchen Puritanismus hervorgerufen hatte. In ihrem Dogma chriſtlich, in vielen ihrer Ceremonien jüdiſch, bildeten dieſe Leute unter dem Namen Juden-Chriſten (**Sabbatarii**) eine kirchliche Geſellſchaft, die ſich von allen übrigen ſtreng abſchied; ihr Führer, der ſie erſt aus England nach Holland brachte und in ihrem Unſinn lebendig zu halten ſuchte, war höchſt wahrſcheinlich ein liſtiger Gauner, und nahm den armen Fanatikern gegenüber eine ähnliche Stellung ein, wie jüngſt Pfarrer Stephan unter den Altlutheranern. Ihnen erlaubte jetzt Karl Ludwig, ſich in der Pfalz anzuſiedeln; er wies ihnen das Kloſter Lobenfeld an und hoffte, durch Arbeit und Berührung mit Andern ſie von ihrer Krankheit zu heilen. Aber die Entlarvung ihres Propheten brachte die Gemeinde in Unordnung, ſie verlor ſich bis auf

wenige Reſte, welche in den franzöſiſchen Zerſtörungskriegen des ſiebzehnten Jahrhunderts untergingen [16].

Auch in andern Anläſſen bewährte Karl Ludwig ſeine freiere Anſicht und den ächtfürſtlichen Sinn, der die Bürger jedes Bekenntniſſes als ſeinem Schutze befohlen anſah; er dachte einen Augenblick daran, die in den ſlaviſchen Ländern hart bedrängten Unitarier in ſein Land zu ziehen, aber die Warnungen von achtbarer Seite und die Beſorgniß, mit den Reichsgeſetzen in Conflict zu kommen, brachten ihn von dem Gedanken zurück. Für die Pfalz hatte dieſe Toleranz des Kurfürſten den großen Gewinn, daß die herben Spuren religiöſen Verfolgungsgeiſtes, woran die calviniſche Enge der frühern und die katholiſche Reaction der letzten Zeit großen Antheil hatten, aus einem Volkscharakter verſchwanden, der dem kirchlichen Sektengeiſte unzugänglicher iſt, als jeder andere; der Pfälzer ward gewöhnt, Andersgläubige zu achten und neben ihnen zu leben — ein Vorzug, den ihm ſelbſt Regierungen, wie die von Johann Wilhelm bis auf Karl Theodor, und vereinzelte Verſuche modernen pfäffiſchen Geiſtes nicht haben entreißen können.

So blühte das pfälziſche Land in Kurzem wieder raſch empor; Städte und Dörfer erſtanden neu, und der reiche Segen der Natur kam dem Fleiß der Menſchenhände aufs Glücklichſte zu Hülfe. Wie überraſchend der Gegenſatz war, erzählt uns der franzöſiſche Feldmarſchall Grammont, der 1646 mit ſeinem Heer durch das verwüſtete und verwilderte Land gekommen war und es 12 Jahre ſpäter auf einer diplomatiſchen Reiſe wieder berührte [17]. Wie war der Franzoſe erſtaunt, als er das Land wieder in aufkeimendem Wohlſtand ſah, die Dörfer neu aufgebaut, das kurfürſtliche Schloß hergeſtellt und innen ſchön geſchmückt, Heidelberg und das ganze Land ſo bevölkert, „als wenn niemals Krieg geführt worden wäre.“

---

16) Vgl. Reiger S. 271 ff.

17) Mémoires de Grammont II. 29.

Nachdem Karl Ludwig begonnen hatte, die ſchmerzlichſten Wunden der Kriegszeit zu heilen, dachte er an ſeine Heirath; ſo wenig Günſtiges ihm die zurückhaltende Kälte ſeiner Braut zu verheißen ſchien, eilte er doch mit friſchem Muthe im Winter nach Caſſel zur Feier ſeiner Vermählung. Am 12. Febr. 1650 ward in Gegenwart vieler Fürſten und vornehmer Herren das Beilager gefeiert; die Beſchreibung der Pracht, in welcher die Herrſchaften erſchienen, die Tänze, Ringelrennen, Ballette, Jagden, Feuerwerke, ſowie die glänzende Aufnahme, welche die Neuvermählten (28.—30. März) in Frankfurt fanden, und wie man ihnen dort mit militäriſchen Feſtlichkeiten und „mit einer kurzweiligen Comödie der ſich der Meß halber dort aufhaltenden engliſchen Komödianten" die Zeit vertrieb, das alles einzeln zu erzählen, müſſen wir uns verſagen. Das Elend des dreißigjährigen Kriegs auf der einen, die unſeligen Folgen dieſer Ehe auf der andern Seite, bilden zu officiellen Feſtbeſchreibungen höfiſcher Genüſſe eine ſehr düſtre Folie [18]).

Die auswärtigen Verhältniſſe hatten indeſſen den Kurfürſten viel beſchäftigt, namentlich die vollſtändige Durchführung des weſtphäliſchen Friedens. Noch wurden der Pfalz verſchiedene Hoheitsrechte im Speyerſchen vorenthalten; Leiningen und die Grafſchaft Sayn ſuchte man der Lehensverbindlichkeit zu entziehen; die fleckenſteiniſchen Orte ſuchte Kurtrier, die Orte Hemsbach, Sulzbach, Laudenbach das Stift Worms zurückzubehalten, im Amt Umſtadt hatte Heſſen die Reſtitution gehemmt, die oberpfälziſchen Aemter Parkſtein und Beylſtein [19]), die Bayern nicht anſprechen konnte, waren ebenfalls dem Kurfür-

---

18) Die Beſchreibung im Theatr. eur. IV. 1198—1200. Am 3. April langte das fürſtliche Ehepaar in Heidelberg an; von pfälziſchen Verwandten war Ludwig Philipp anweſend. Auf der münchner Bibl. Cod. bav. 1648. befindet ſich ein damals abgefaßtes Feſtgedicht, das im Geſchmack der ſpätern Hofpoeten und mit den Metaphern der lohenſteiniſchen Schule das fürſtliche Ehepaar lobhudelt.

19) Die Stadt Weyden war 27. Juli 1650 beſetzt worden. Acta Execut. II. 666.

ſten noch vorenthalten, und die Entſchädigungsgelder für Karl Ludwigs Mutter und Geſchwiſter waren noch nicht ausbezahlt (1651)[20]. Was aber den Kurfürſten am meiſten beſchäftigte, war das Schickſal des getreuen Frankenthal, das die ſpaniſche Beſatzung nicht mehr räumen zu wollen ſchien. Die Truppen der Spanier, Schweden und Franzoſen hausten, trotz des Friedens, wo ſie noch als Beſatzung lagen, wie in der Kriegszeit; in Alzei ward, während ſich der Kurfürſt huldigen ließ, von der franzöſiſchen Beſatzung aus der Feſte geſchoſſen, die Spanier in Frankenthal trieben am Rhein offen das Raubſyſtem, und das ſpeyriſche Bruchſal ward von den Franzoſen noch vor dem Abzug (1651) geplündert. In dem nürnberger Executionsreceß, wo Karl Guſtav die pfälziſche Sache kräftig vertrat, hatte man nach vielen vergeblichen Bemühungen, Frankenthal frei zu machen (es war ſogar von einer Belagerung durch Reichstruppen geſprochen worden), endlich ſich dahin verglichen (Juni 1650)[21], der Kurfürſt ſolle monatlich 3000 Thaler Entſchädigung und als Pfand die Reichsſtadt Heilbronn erhalten, wo eine ihm allein verpflichtete Beſatzung mit 8000 Thalern monatlich auf Reichskoſten ſollte bezahlt werden. Frankenthal ſelbſt ſollte in ſeinen ſtädtiſchen Verhältniſſen ungeſtört, die pfälziſche Bevölkerung von jedem Beitrag zum Unterhalt der dortigen Beſatzung befreit ſeyn. Zu ſolchen Mitteln mußte man greifen, weil Reich und Kaiſer zu ohnmächtig waren, ihre eignen Verpflichtungen zu erfüllen.

So blieb denn auch Frankenthal, das ſchwergeprüfte, in ſpaniſchen Händen; denn dieſen war es zu bequem, ſich auf Reichskoſten im Beſitz der beſten pfälziſchen Feſtung behaupten zu können. Karl Ludwig bot aber Alles auf und ſeine Vorſtellungen beim Kaiſer, bei der kurrheiniſchen Verſammlung zu Frankfurt (1651), ſeine Erklärung, auch ſeinerſeits die noch

20) Londorp VI. 620.

21) Vgl. Bougeant IV. 577—579. Die vorhergehenden Verhandlungen ſ. Acta Exec. pac. Westph. I. p. 48. 67. 351. 352. 376. II. 314.

übrigen Verpflichtungen nicht erfüllen zu wollen, wenn man das ihm Verſprochene länger vorenthalte, bewirkten wenigſtens, daß die Sache nicht einſchlief. Der Kaiſer ſelbſt ſuchte durch ſeinen Geſandten, Volmar, den Kurfürſten zu vertröſten. Derſelbe erklärte aber dem kaiſerlichen Diplomaten, der ihn in Heidelberg aufſuchte, mit aller Entſchiedenheit (2. Dez. 1651), er werde bei ſeinem früheren Entſchluſſe beharren [22]).

Es ließ ſich nicht verkennen, welche Mühe ſich der Kaiſer gab, ſeine Verpflichtung zu erfüllen; aber er war über die Truppen ſeiner eignen Verbündeten nicht Herr. Als endlich, nach vielen mühſeligen Verhandlungen zwiſchen den Höfen zu Wien und Heidelberg, der Auszug auf den 26. April 1652 feſtgeſetzt war, und der Kurfürſt Karl Ludwig mit ſeinem ganzen Hofſtaat und einem Heerhaufen von 1800 Mann vor der Feſtung erſchien, wußte der ſpaniſche Commandant, Frangipani, abermals mit Vorwänden den erwarteten Abzug zu verzögern; wirklich war auch Troß und Gepäck ſo maſſenhaft, daß es einiger Vorbereitung bedurfte zu einem vollſtändigen Abzug. Bis zum erſten Mai ward der Kurfürſt zu Worms hingehalten, dann verſprach man ihm, der Auszug werde beſtimmt am andern Tage ſtattfinden; er kam mit ſeinen Truppen nach Frankenthal und — abermals bat der Gouverneur um Friſt; die Truppen, hieß es, hätten heute ihren Sold empfangen, ſeyen jetzt in trunkenem Zuſtande und bei einem Auszug müſſe man Exceſſe beſorgen. Nun beſtimmte Karl Ludwig den Auszug auf den folgenden Morgen (3. Mai), da zog denn die Beſatzung von 1000 Mann hinaus und, obwohl die Hälfte zu Land ihren Marſch antrat, bedurfte man doch 28 Schiffe, um den Reſt, ſammt dem Troſſe und den Vorräthen, fortzubringen.

Wie dieſe „Verbündeten" des Kaiſers in dem zum Schutz ihm befohlenen Reiche ſeit den 30 Jahren ihrer Anweſenheit gehaust haben mochten, läßt dieſer Auszug einigermaßen vermuthen. Hundert und fünfzig Wagen mußten zwei Mal den

22) Theatr. eur. VII. 10.

Weg von Frankenthal an den Rhein machen, um die Beute fortzuſchleppen; an Vorräthen allein waren es 300 Achtel Haber, 400 Malter Mehl, 300 Malter Korn und über 70 Fäſſer Wein! Kein Wunder, daß die ſpaniſchen Hungerleider mit Wehmuth eine Stadt verließen, die ſie ſeit 30 Jahren in ſolch ungeheurem Maße ausgebeutet hatten; kein Wunder, daß der Commandant beim Herausziehen die liebe Erde küßte und ſegnete, die ſo ergiebig ein ganzes Menſchenalter die Taſchen der Fremden gefüllt hatte! Wie er aber den Frankenthalern noch unter bitterſüßem Abſchied und glatten, entſchuldigenden Verſicherungen das freche Witzwort hinwarf: ſie glaubten doch an kein Fegfeuer, drum hätte Gott ihn zur Strafe geſchickt, und die Bürger ihm nachriefen: ja, eine Zuchtruthe ſey er für ihre Sünden geworden, aber ſie hofften auch, Gott werde einſt die Ruthe ins Feuer werfen, damit ihrer keine Erwähnung mehr geſchehe; — da ritt der ſpaniſche Hidalgo ſeiner Wege, ohne Erwiederung. Der Kurfürſt war erſt jetzt ſeines vollen Beſitzes recht froh; er beſchenkte die fremden Offiziere noch reichlich, erfreut genug, daß ſie dem Lande endlich den Rücken wandten[23]).

Indeß kam die Zeit des Reichstages heran, wo Karl Ludwig zum erſten Mal perſönlich vor dem Kaiſer ſich zeigen ſollte; eine intereſſante Begegnung, denn ſeit mehr als einem Menſchenalter war kein Kurfürſt von der Pfalz mehr auf einem deutſchen Reichstage erſchienen. Die wichtigſten Fragen der Friedensvollziehung waren jetzt ausgeglichen, drum konnte man hoffen, daß als Zeichen des innern Friedens die beiden Fürſtenhäuſer von der Pfalz und Oeſtreich ſich freundlich begegnen würden. Schon am 5. Okt. 1652 war Karl Ludwig in Prag erſchienen, ward vom Kaiſer, der ihm entgegenzog, mit aller Auszeichnung empfangen, und wohnte eine Zeitlang den vielen Feſtlichkeiten bei, die an byzantiniſchem Pomp und ſpaniſcher Etikette jetzt die fehlende innere Würde des Reiches erſetzen ſollten. Als dann Ferdinand III. in Regensburg eingezogen

23) Theatr. eur. VII. 159. 161.

war (Dez.), folgte ihm Karl Ludwig dahin; von ſeiner Gemahlin, ſeiner Schweſter und einem Gefolge von 250 Pferden umgeben, hielt er (8. Jan. 1653) ſeinen ſtattlichen Einzug [24]).

Wichtiger für die Pfalz, als alle die Feſtlichkeiten, Comödien und geldverſchlingenden Beluſtigungen, womit man die Länge dieſes anderthalbjährigen Reichstags zu kürzen ſuchte, wichtiger als der Antheil, den Karl Ludwig an der Königswahl zu Augsburg und an der Krönung zu Regensburg (Mai und Juni 1653) nahm, waren die Zeichen einer aufrichtigen Ausſöhnung zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſten, wodurch die Störung des Verhältniſſes, wie ſie ſeit Rudolf II. und Friedrich IV. geweſen, beendigt ward. Karl Ludwig beſaß Selbſtverläugnung und Klugheit genug, in keinem Zuge ein bitteres Gefühl über die Vergangenheit durchblicken zu laſſen; dem Kaiſer mit zuvorkommender Freundlichkeit begegnend, fand er dann eine ähnlich erfreuliche Aufnahme. Der Ort Weyden und das Amt Parkſtein wurden (Jan. 1653) geräumt [25]), Karl Ludwig entſagte förmlich der mit der pfälziſchen Kur einſt verbundenen Reichswürde eines Erztruchſeſſen [26]) und erhielt dafür vom Kaiſer die feierliche Belehnung mit der Würde eines Erzſchatzmeiſters [27]). Karl Ludwig nahm dafür, was ſeine beiden Vorfahren meiſt abſichtlich unterlaſſen, an den Reichsverhandlungen lebhaften Antheil, blieb lange Zeit in Regensburg und reiste, kurz vor des Kaiſers Weggehn, noch einmal hin (April 1654), nur um von Ferdinand III. Abſchied zu nehmen [28]). Der

24) Theatr. eur. VII. 287. 339.

25) Theatr. eur. VII. 457.

26) Die Verhandlungen darüber ſ. Acta Exec. pac. Westph. I. 232. 272. II. 107. 723 und Theatr. eur. VII. 9. 10.

27) Karl Ludwig belehnte dann die Grafen von Sinzendorf mit dem Erbſchatzmeiſteramte; bei der Kaiſerkrönung (18. Juni 1653), wo er zum erſten Mal fungirte und die Grafen die Schaumünzen austheilten, warf ihn das Pferd ab, doch nahm er keinen Schaden. Sehr ausführlich erzählt von Johannis in Reigers Stammlinie S. 166. 167

28) Theatr. eur. VII. 503.

Kaiſer war dafür erkenntlich; er wußte, in welcher Geldnoth der neue Kurfürſt war, drum ließ er ihm nicht nur 62 Römermonate nach, ſondern ſchenkte ihm noch 36000 Gulden dazu. Karl Ludwigs zuvorkommendes und gewinnendes Weſen, das von der vieljährigen Verfolgung nicht die leiſeſte Spur verrieth, gefiel ihm ſo wohl, daß er ihn nur „ſeinen politiſchen Kurfürſten" zu nennen pflegte.

Fruchtbar war der Reichstag auch durch Beilegung zweier Streitfragen, die bis jetzt noch den Umfang des pfälziſchen Gebietes unbeſtimmt gelaſſen hatten. Durch den Frieden war nämlich auch Karl Ludwigs Oheim, der Adminiſtrator Ludwig Philipp, in ſein pfälziſches Erbe, Lautern und Simmern, eingetreten, das er vor dem Kriege Friedrich V. für den noch unmündigen Bruder verwaltete, aber Karl Ludwig war ſchwer dazu zu bewegen, durch dieſe Abtretung das ohnedies ſtark verkürzte pfälziſche Gebiet noch mehr zu ſchwächen. Ein Schiedsgericht auf dem Reichstag ſchlug einen wünſchenswerthen Mittelweg ein (2. Dez. 1653); man ließ dem Pfalzgrafen Ludwig Philipp das Amt Lautern auf lebenslänglich, die Unterämter Wolfſtein und Rockenhauſen, nebſt Otterberg und Diemerſtein, für ſich und ſeine Erben, und übergab an Kurpfalz ein Fünftel vom Amt Kreuznach und zwei Drittel vom Amt Stromberg, nebſt einigen kirchlichen Stiftungen [29]); die ſimmerſchen und lauterſchen Stimmen ſollten auf dem Reichstag mit einander wechſeln.

Auch mit Mainz nahm die noch unerledigte Frage wegen der Bergſtraße einen erträglichen Ausgang und der Hauptreceß von 1650 kam zum Vollzug [30]). Kurmainz erhielt noch das Dorf Virnheim, das Amt Neuenhayn und die Fauthei Sulz-

29) Das Stift Lautern, die Probſtei Enkenbach, die Schäferei zu Bockenheim, die Kellerei Kalſtadt Ein Nebenreceß regelte verſchiedene kleinere Hoheits- und Beſitzrechte. Ms. des Receſſes.

30) Bergſträßiſcher Hauptreceß. Ms. Für die Pfandſumme von 100,000 Gulden fiel dagegen Schloß und Stadt Starkenburg, Heppenheim, Bensheim und Mörlebach nebſt der Vogtei über das Kloſter Lorſch an Kurmainz zurück. Vgl. auf der münchner Bibliothek Cod. bav. 1656.

bach, trat aber dafür das Amt Schauenburg, Handſchuhsheim, Doſſenheim und Seckenheim ab, die für die Pfälzer jedenfalls beſſer gelegen waren, als die abgetretenen Güter. In beiden Beſitzungen ward die Religionsfreiheit verbürgt; die neuenhayner Reformirten unter mainziſcher Herrſchaft und die Katholiken in Doſſenheim, Handſchuhsheim, Seckenheim unter pfälziſcher Regierung, ſollten ihre früheren Rechte genießen [31]).

So ſchnell war aus dem jammervollen Zuſtand der Pfalz ein behaglicher, aus der ſoldatiſchen Anarchie wieder ein geſetzmäßiges Verhältniß geworden; die lange geſtörten Beziehungen zu den Nachbarn waren wieder angeknüpft, der Kaiſer verſöhnt und die Pfalz wieder in den Kreis der geregelten Entwicklung zurückgekehrt. Karl Ludwig — denn ſeiner Fürſorge gebührt der weſentlichſte Ruhm — hatte angefangen, die Schuld ſeines Vaters an dem ererbten Lande wohlthuend abzutragen.

§. 4.

Reſtauration der Kirche, der Schulen und der Univerſität (1652).

Auch Kirche und Schule, die ſchönſten Schöpfungen ſeiner Ahnen, fanden an Karl Ludwig einen Wiederherſteller. Es war nach ſeiner Rückkehr eine der erſten Maßregeln geweſen, den Kirchenrath neu zu beſtellen (12. Dez. 1649) und zur Wiederbeſetzung der Pfarreien die einleitenden Schritte zu thun [32]).

Nahe an 350 reformirte Prediger konnte man vor der Zeit der Anarchie und Verfolgung in der Pfalz aufzählen; davon waren jetzt noch ein Zehnttheil übrig, nämlich auf dem rechten

---

31) Außerdem hieß es wegen der Kirchen: „daß das Chor den Catholiſchen allein, die andere Kirche aber den reformirten verbleiben, jedoch einem oder anderm Theil freyſtehen ſolle, eine abſonderliche Kirche auf Seine Koſten, dem andern Theil an ſeinem Kirchen Theil und rechten ohnnachtheilig zu bauen.“

32) Im Jahr 1659 ward die Kirchenrathsordnung neu publicirt.

Rheinufer 15, auf dem linken 22, und auch dieſe konnten ſich nur in den Orten behaupten, wo ſie eine ſchwediſche Beſatzung geſchützt hatte. Alle andern waren vertrieben, und man rechnete, daß noch 54 der Verfolgten im Auslande lebten. Für alle dieſe kam jetzt ein glücklicher Tag der Wiederherſtellung; die ſich erhalten hatten, durften jetzt dem reformirten Glauben wieder frei leben, die geflohen waren, kehrten größtentheils in ihre Stellung zurück. Binnen wenigen Jahren war der pfälziſche Calvinismus wieder in ſeinem frühern Verhältniß befeſtigt und die Kirchenordnung Friedrichs III. neu publicirt (1652).

Die Lage der übrigen Confeſſionen war eine erträgliche. Zwar wurde, dem Frieden gemäß, den katholiſchen Corporationen, die nach dem Jahr 1618 den Proteſtantismus aus Rechten oder Beſitz verdrängt hatten, dieſes angemaßte Eigenthum jetzt entzogen; ſo wurden aus dem Kloſter Hördt bei Germersheim und aus der Aegidikirche bei Speyer mit kaiſerlicher Genehmigung gleich anfangs die Eindringlinge weggewieſen (Okt. und Nov. 1649), und nähere Unterſuchungen wieſen nach [33]), daß man nach der Norm des Jahres 1618 noch manches kirchliche Recht zurückzufordern habe. Aber Karl Ludwig war weit entfernt, ſich gegen die Katholiken ſeiner fürſtlichen Gewalt ſo zu bedienen, wie das in Bayern und Oeſtreich gegen die Proteſtanten geſchah; er hatte nicht allein in den eingetauſchten mainziſchen Dörfern vertragsmäßig einen Simultangottesdienſt in die Kirchen eingeführt, ſondern auch in andern Orten, wo ſich kleine katholiſche Gemeinden befanden, war ihnen zwar nicht der öffentliche Cultus, aber doch die freie Religionsübung in ihrem kleinen Kreiſe geſtattet.

Auch den Lutheranern war mit dem weſtphäliſchen Frieden eine freiere Duldung erworben worden. „Den Bekennern der augsburgiſchen Confeſſion", hieß es in dem osnabrücker Vertrag [34]), „welche im Beſitz von Kirchen waren, und darunter

33) Struve Pf. Kirchenh. 581. 582.

34) Instr. pac. IV. §. 19.

die Stadt Oppenheim, ſoll der Kirchenzuſtand von 1624 erhalten werden, und den übrigen, die es begehren, ſoll die Ausübung ihrer Confeſſion freiſtehen, ſowohl in den Kirchen zu den feſtgeſetzten Stunden, als zu Hauſe in Privatgebäuden." Wohin die unbeſtimmte und zweideutige Haltung dieſes Artikels ſpäter führte [35]), wird die pfälziſche Geſchichte im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nachweiſen; für jetzt ward, nach dem einfachen Wortlaut, das Lutherthum da erhalten, wo es 1624 beſtanden hatte, und an andern Orten auf Verlangen geſetzlich geduldet. Der Kurfürſt ſelbſt gab das gute Beiſpiel, daß er (Dez. 1650) in ſeiner Reſidenz Heidelberg in der Spitalkirche den Lutheranern die Religionsübung einräumte, und in einem Decret alle ihre Rechte und Pflichten ſo genau und pünktlich feſtſetzte, daß eine ſchiefe Deutung nicht leicht möglich war [36]). Die Erwähnung der Stadt Oppenheim hatte eine beſondere Bewandtniß. Dort war im ſechzehnten Jahrhundert der Proteſtantismus nur langſam eingedrungen, und der Verſuch Friedrichs III., durch ſeine fürſtliche Gewalt die Stadt calviniſch zu machen, war erſt nach langem Widerſtand gelungen. Nach mannigfaltigen Veränderungen, wie ſie jene unſelige Zeit confeſſioneller Bekehrungsſucht mit ſich brachte, nachdem ſie unter Ludwig VI. lutheriſche und Johann Caſimir wieder reformirte Prediger erhalten hatten, war es (1624) einigen darmſtädtiſchen Geiſtlichen gelungen, das Lutherthum wieder zur Ausübung zu bringen, bis die ſpaniſche Regierung dem Ding ein Ende machte. Guſtav Adolf hatte dann, ohne die Reformirten zu verdrängen, lutheriſchen Gottesdienſt in einer Kirche halten laſſen, und darauf, wie auf jenen Vorfall des Jahres 1624 geſtützt, ſetzten es die Oppenheimer mit ſchwediſcher Un-

35) Die Worte in possessione templorum und ad status horas ſind es namentlich, die eine verſchiedene Deutung begünſtigten.

36) S. Struve Pf. Kirchenh. S. 598. Der Lutheraner Schloſſer in der bekannten Partheiſchrift Warheit Unſchuld und Ehrenrettung 1699 S. 86 findet die damals nothwendige Verordnung mit Unrecht zu hart.

terſtützung in Münſter und Osnabrück durch, daß ihnen das Normaljahr 1624 erlaubt ward. In friedlicher Uebereinkunft ward ihnen die Sebaſtianskirche mit allen Gefällen eingeräumt; das Katharinenſtift verblieb den Reformirten [37]).

So war zu einem friedlichen und toleranten Zuſammenleben aller drei chriſtlichen Confeſſionen die geſetzliche Grundlage vorhanden; man würde aber irren, wenn man glauben wollte, es ſey auch überall ſo geweſen, wie es auf dem Papier verheißen war. Intoleranz und Zelotismus trieben vielfach ihr Spiel, und es iſt kein Zweifel, daß die nach Zahl und Macht jetzt wieder überlegenen Reformirten von dieſem Uebergewicht, wo ſie es konnten, auch Gebrauch machten. Bedenkt man, daß die Beamten Reformirte waren, ſo kann man kaum erwarten, daß die Lage Derer ſehr angenehm geweſen ſey, die auf den Schutz der öffentlichen Meinung und der freien Rede angewieſen waren, in einer Zeit, wo der letzte Reſt eines freien Volkslebens dem hereindringenden Hof- und Beamtendespotismus unterlag [38]).

Der Kurfürſt ſelbſt iſt hier von jedem Vorwurf freizuſprechen. Der Aufenthalt in England hatte ihm jede Neigung zu puritaniſcher Glaubenswuth und kirchlicher Enge verdorben; die Bemühungen ſeiner hochkirchlichen Freunde, auf die pfälziſchen Zuſtände die todte Larve einer Hoch- und Staatskirche zu pfropfen, war an ſeinem geſunden Sinne geſcheitert. Er ſuchte vor allem die Prediger gut zu bilden, ging ſelbſt in die Kirche und verwies es ihnen, wenn ſie ihren „wohlmeinenden Gallimathias" am unrechten Orte vorbrachten; er ſtellte ſelbſt ſolchen, die ſein Vertrauen genoſſen, die Religion frei [39]), nur durften ſie weder „Hypokrit noch Profan" ſeyn; ja er trug ſich, im Gegenſatze

37) Struve Kirchenh. 589—595.

38) Die von Schloſſer S. 117 ff. angeführten Fälle wagen wir nicht als Thatſachen aufzunehmen, da die Heftigkeit dieſes Partheiſchriftſtellers meiſtens ſtark übertreibt. Doch war wohl etwas Wahres daran.

39) Die Beilagen XXV. XXVI. zum Leben Karl Ludwigs.

zu der zelotiſchen Geiſtlichkeit, ſtets mit dem Gedanken, eine Vereinigung der verſchiedenen Confeſſionen zu Stande zu bringen. Es konnte aber dabei doch Manches vorkommen, das ſeinem Scharfblick entging; in einem uns bekannten Fall, wo er (1659) ſeinen lutheriſchen Unterthanen vielleicht Unrecht that[40]), iſt er offenbar bei aller Vorſicht und Toleranz von ſeinen Beamten falſch berichtet worden. Hie und da mochte er auch eine Bildung von neuen lutheriſchen Gemeinden deßhalb nicht gerne ſehen, weil er dadurch nur die Confeſſionsſpaltung vergrößert und die Hoffnung auf eine Ausſöhnung in die Ferne gerückt ſah. In ſeiner eignen Umgebung waren, die Luiſe von Degenfeld mit eingerechnet, Lutheriſche genug.

Mit den Kirchen waren auch die zahlreichen Volksſchulen und die trefflichen Gymnaſien wieder neu erſtanden; aber freilich fehlte noch Manches zu der alten Blüthe, die ſie unter Friedrich III., Johann Caſimir und Friedrich IV. geſehen hatten. Es fehlte theils an Leuten, um die Stellen zu beſetzen, theils an Geld; Karl Ludwig brauchte daher lange Zeit, bis ſie in einem ſolchen Zuſtande waren, daß ſie ſeinem regen Eifer für Schule und Wiſſenſchaft einigermaßen genügten. Nur eine Anſtalt, die Hochſchule, ſah er ſo emporblühen, daß er die ſtrengſte Vergleichung mit der Vergangenheit nicht zu ſcheuen brauchte.

Die Univerſität Heidelberg war ſeit drei Jahrhunderten ſo eng mit der pfälziſchen Geſchichte verwachſen, daß nicht leicht ein bedeutendes Ereigniß, ein glückliches oder ein unglückliches, vorkam, ohne auf ihre Entwicklung einen mächtigen Einfluß zu üben. Die Kataſtrophe des dreißigjährigen Krieges hatte ſie in ihren ſchrecklichſten Folgen mitempfunden, und der kurze Reſtaurationsverſuch von 1634 war ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Ohne Lehrer und ohne Schüler, im Genuſſe ihres Ver-

40) Schloſſer und Debus Warheit, Unſchuld und Ehrenrettung S. 80 bis 84. Doch wird Jeder ſehen, daß es ſchwer iſt, aus den vom Partheigeiſt entſtellten Akten einen ſichern Schluß zu ziehen.

mögens gehemmt, ihres unvergleichlichen Bücherſchatzes bis auf kümmerliche Reſte beraubt — ſo fand ſie Karl Ludwig, und er mußte ſich ſelbſt ſagen, hier war keine alte Schöpfung zu reſtauriren, ſondern eine neue zu begründen.

So geſchah es auch. Schon im Juli 1651, wo ein alter Lehrer der frühern heidelberger Hochſchule, Peter von Spina, der in Frankfurt als Arzt ein Aſyl gefunden, und im Augenblick der Noth einſt das Archiv der heidelberger Univerſität dahin gerettet hatte, vor dem Kurfürſten mit dem treu bewahrten Beſitzthum der Hochſchule erſchienen war, konnte man die Reſtauration der Hochſchule als feſt beſchloſſen anſehen. Karl Ludwig zögerte nicht; ein kurfürſtliches Patent vom 1. Sept. 1652 verkündete ſeinen Entſchluß, „aus Vorſorg und Eifer für das gemeine Beſte, ſonderlich aber für Kirche und Schule“ wolle er den zerfallenen Sitz der Wiſſenſchaft wieder aufrichten, und Alles, „was zur Reſtauration, Aufnahm und Wachsthum dieſer uralten, hochprivilegirten Univerſität gereichen mag, neu ins Werk ſtellen.“ [41]) Am 1. Nov. fand die Eröffnungsfeierlichkeit ſtatt. Am Morgen verſammelten ſich die neuernannten Profeſſoren und gelehrte Gäſte aus der Fremde im philoſophiſchen Hörſaal; ein Zug, angeführt von zwei Pedellen mit den Sceptern und acht Studirenden mit den Privilegien, Schlüſſeln, Siegeln, denen die Profeſſoren, die Geiſtlichkeit und die akademiſche Jugend folgte, begab ſich nach der kurfürſtlichen Kanzlei. Da war eine Menge von Beamten verſammelt, und auch der Kurfürſt, von ſeinem Hofſtaat und der Leibgarde umgeben, kam vom Schloſſe herab in das Kanzleigebäude. Unter großem Gedränge bewegte ſich der ganze Zug nach der h. Geiſtkirche, dort einem feierlichen Gottesdienſt und Predigt beizuwohnen [42]); von da nach dem juridiſchen Hörſaal, wo der kur-

41) Theatr. eur. VII. S. 0. 311.

42) Der Text war: Dies iſt der Tag, den der Herr gemacht hat; laſſet uns freuen und fröhlich darin ſeyn. O Herr hilf, o Herr laß wohl gelingen.

fürſtliche Kanzler eine Feſtrede hielt und die Ernennung der Häupter der neuen Hochſchule bekannt machte. Der neuernannte Prorector, Chuno, hielt dann ebenfalls eine Feſtrede, der Syndicus las die Geſetze vor, und mit Feſtlichkeiten aller Art, einem glänzenden Gaſtmahle auf dem Schloß endigte dieſer denkwürdige Tag. Die folgenden Tage brachte man dann mit akademiſchen Feierlichkeiten anderer Art hin; Reden, Disputationen und Promotionen ließ jede Fakultät wie zum Schaugepränge aufführen, und der Kurfürſt ſparte ſich die Mühe nicht, allen dieſen gelehrten Feſtlichkeiten bis zu Ende beizuwohnen.

Nur ſieben Profeſſoren waren bei der Eröffnung anweſend; der Theologe Daniel Toſſanus, ein Sprößling der vielerwähnten Familie, der noch ſelbſt die Jahre des Verfalls mit durchlitten hatte; der marburger Juriſt, Heinrich David Chuno, der als junger Mann, gerade beim Ausbruch der Kataſtrophe von 1622, war nach Heidelberg gerufen worden; dann der Mediciner Jakob Israel aus Düſſeldorf und Caspar Fauſius, des Kurfürſten Leibarzt; endlich in der philoſophiſchen Fakultät der im Ausland viel herumgewanderte, zuletzt in Schweden angeſtellte Johann Freinsheim, als Philologe bekannt; Seobald Fabricius, der Profeſſor der Logik und griechiſchen Sprache und Johann von Lüneſchloß, der faſt alle Akademien des Auslands, von Utrecht und Leyden an bis nach Padua, beſucht hatte, und jetzt den Lehrſtuhl der Philoſophie übernahm [43]).

Binnen weniger Jahre war es aber Karl Ludwig gelungen, eine Reihe von bedeutenden Männern für Heidelberg zu gewinnen; ſo beſchränkt noch die Mittel waren, ſo blühte doch bald ein wiſſenſchaftliches Leben, das ſich mit den glänzenden Zeiten vor dem Kriege wohl meſſen konnte. Das Verdienſt gebührt theils dem an allen geiſtigen Beſtrebungen lebhaft theilnehmenden Fürſten ſelbſt, theils ſeinen trefflichen Rathgebern, von denen noch ein Theil ihm vererbt war aus jener reichen

---

43) Ueber alle dieſe vgl. die kurzen Lebensnachrichten in Tannebergs Parnassus Heidelbergensis. 1660.

Menge allſeitig gebildeter und geiſtreicher Staatsmänner Friedrichs IV. und V.; einzelne neu Hinzugekommene, wie der Kanzler Johann Ludwig Mieg und Joh. von Rochow, konnten als wahre geiſtige Patrone der neuen Hochſchule genannt werden. So zählte die theologiſche Fakultät nacheinander Männer wie Hottinger, Friedrich Spanheim, J. F. Mieg [44]) und den mit dem Kurfürſten eng befreundeten Joh. Ludwig Fabricius; unter den Juriſten waren außer Godfried von Jena, Dankelmann, J. von Spina und Heinrich Cocceji, dem berühmten Vater eines noch berühmteren Sohnes, beſonders zwei Männer durch eine rühmliche und ausgebreitete Thätigkeit hervorragend. Der eine war Friedrich Bökelmann (ſeit 1659), der neben ſeiner Thätigkeit als Profeſſor des römiſchen Rechts durch ſeinen mächtigen Einfluß auf den Kurfürſten und durch ſeine publiciſtiſche Schriftſtellerei für die politiſchen Rechte des pfälziſchen Hauſes ſich eine ſehr bedeutende Stellung erworben hatte; neben ihm ſtand (ſeit 1661) der erſte Lehrer des Naturrechts, der berühmte Samuel Pufendorf, ein charakteriſtiſcher Ausdruck dieſer unermeßlich gelehrten, aber in ihrer patriotiſchen Geſinnung ſo ganz farb- und lebloſen Bücherzeit. Die mediciniſche und philoſophiſche Fakultät hatten zuerſt ihre Beſetzung gefunden; aber auch außer ihrem Kreiſe waren in Heidelberg Manche thätig, die mehr durch wiſſenſchaftliche Anregung, als vom Katheder herab, der neuerblühten Hochſchule einen lebendigen Aufſchwung gaben. So war der Numismatiker, Lorenz Beger, in Heidelberg angeſtellt, und der berühmte Ezechiel Spanheim, der Lehrer des Kurfürſten, ward abwechſelnd in diplomatiſchen und wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten von Karl Ludwig benützt.

Mit gleicher Sorgfalt wie die Lehrſtühle wurden die literariſchen Hülfsmittel der Univerſität bedacht, und der Kurfürſt, der aus Noth zur Sparſamkeit gedrängt, ſonſt ſich und Andern jede Ausgabe knapp beſchränkte, bewies ſich freigebig, wo es

44) Nachrichten über die Thätigkeit dieſes ausgezeichneten Mannes ſ. in Büttingh. Ergötzlichk. III. 39 ff.

galt, das neuerblühende Werk geiſtigen Strebens zu fördern. Aus den Bücherſammlungen von Pareus und Freher ward die Grundlage einer neuen Bibliothek gebildet; eine ſpätere Beſtimmung des Kurfürſten ſetzte feſt, daß jede Fakultät jährlich wenigſtens 10—20 fl. für Herbeiſchaffung neuer Bücher verwenden müſſe, und ſo nahm langſam und allmählig die Bücherſammlung wieder zu. Die Bemühung Karl Ludwigs, durch Ez. Spanheim mit Rom wegen der geraubten Palatina in Verhandlung zu treten, war vergebens, aber wir verdanken dem wenigſtens eine und die andere Abſchrift von Manuſcripten, die ſich auf die pfälziſche Hausgeſchichte bezogen. Eine große Liebhaberei des Kurfürſten war die Numismatik; Beger und Ez. Spanheim wurden dazu gebraucht, letzterer ſogar auf Reiſen geſchickt, um den bald reichlich ſich vermehrenden Schatz der heidelberger Münzſammlung zuſammenzukaufen.

Große Mühe koſtete es anfangs, die ganz verwirrten Beſitzverhältniſſe der Univerſität wieder ins Klare zu bringen. Klöſter und Stifter, Pfarreien, Zollgefälle waren während der dreißigjährigen Revolution ſo vielfachen Anfechtungen ausgeſetzt, daß es aller Rührigkeit der Univerſität und aller Unterſtützung des Kurfürſten bedurfte, um den beinahe verjährten Rechten der Hochſchule Nachdruck zu verſchaffen. Die erſten Jahre der Thätigkeit von Senat und Prorector ſind ganz erfüllt mit Verhandlungen über die Einkünfte; doch war es ſchon 1654 gelungen, einen ziemlich anſehnlichen Theil der alten Einkünfte wieder genießbar zu machen [45]).

Unter dieſen Umſtänden konnte es der reſtaurirten Anſtalt an Zöglingen nicht fehlen; ſchon im Jahre 1652 ließen ſich hundert und neunzehn einſchreiben, und in den folgenden Jahren blieb die Zahl der neuen Ankömmlinge auf ziemlich ſtetiger Höhe [46]).

---

45) Vgl. die Annales Univers. von 1652—1656. Ms. Dort iſt fol. 209 ein Verzeichniß der Einkünfte von 1654 gegeben.

46) Das Geringſte waren 40—50 Neuimmatrikulirte, das Höchſte hundert und auch wohl darüber. S. das Matrikelbuch.

Das Benehmen der Studirenden war im Ganzen lobenswerth; kleinere Störungen abgerechnet, fiel nichts vor, was an die früheren Raufſcenen des vierzehnten bis ſechzehnten Jahrhunderts erinnerte; nur gegen jene mittelalterlichen Lehendienſte der Neuangekommenen gegen die Aeltern, welche man Pennalismus nannte, hatte man, wie damals überhaupt in Deutſchland, ſo auch in Heidelberg, viel zu kämpfen [47]). Die Jagdluſt der ſtudirenden Jugend in geſetzlichen Schranken zu halten, gab Karl Ludwig (27. Dez. 1655) ihnen das Recht, auf einer beſtimmten Strecke längs der Bergſtraße dem „kleinen Waidwerk" nachzugehen — ein Privilegium, das ſich ſeltſamer Weiſe von den alten Einrichtungen der pfälziſchen Hochſchule allein erhalten hat [48]).

Mehr als jede äußere und äußerliche Fürſorge Karl Ludwigs konnte d e r G e i ſ t fördernd und veredelnd wirken, aus welchem der Kurfürſt das Ideal einer Universitas litterarum betrachtete. Freie, ungehemmte Entfaltung aller Kräfte, im Sinne des ächten Proteſtantismus, war Karl Ludwigs höchſtes Ziel; keine Hofliteratur, kein akademiſches Schaugepränge, ſondern eine ernſte, innerliche Rührigkeit in allen Gebieten des Wiſſens wollte er entwickelt ſehen, frei von dem theologiſchen Sectengeiſt ſeiner Zeit und der vorhergegangenen. Ein ſolches Ziel zu erreichen, war keine Zeit der pfälziſchen Univerſität ſo berufen, wie die damalige; denn neben allen gelehrten Einflüſſen bedeutender Perſönlichkeiten wirkte der Zauber der politiſchen und geiſtigen Freiheit, der, ſo weit es in dem Weſen jener Zeit lag, an dem geprüften Sohne des Lebens, an Karl Ludwig, einen regſamen Schützer fand. Heidelberg und die Pfalz konnte

47) Annal. mscr. fol. 383—385.

48) Annal. mscr. fol. 498: „Dieſſeit Neckars von Rhorbach und der daſelbſtigen Linden ahn die Landtſtraß hinauff bis nacher Nußloch zu derſelbigen Linden in die Länge, und in die Breitte von dem zwiſchen Rhorbach und Leimen geſetzten Haſenſtock bis ahn den Waldt hinauff. Jenſeit Neckars aber von Handſchuchsheim bis nach Schriesheim in die Länge, und von der Landtſtraße ahn bis an den Waldtgraben in die Breitte" ꝛc.

damals für den deutſchen Süden Das werden, was eine Zeitlang Preußen für den Norden geworden iſt, aber es lag nicht im Willen der Weltgeſchicke, daß das alte pfälziſche Heidelberg fortan noch der freien deutſchen Wiſſenſchaft ein Aſyl werden ſolle, und Karl Ludwigs Zeit iſt das letzte helle Auffladern geweſen von einer langen, drückenden Geiſtesnacht.

Die gelehrte Schmeichelei war dem verſtändigen Sinne Karl Ludwigs innerlich zuwider. Wie man ſeinen Sohn, den zehnjährigen Raugrafen Karl Eduard, der Schüler des Sapienzcollegiums war, zum Rector der Univerſität wählte (1677), deutete er der loyalen Corporation ſehr fein an, wie unpaſſend ſolche Wohldienerei ſey. „Da er erſt vor Kurzem", ſchrieb er, „in das Album Universitatis eingetragen worden, auch ſeine profectus zur Zeit noch etwas gering, würde es Uns zu gnädigem Gefallen gereichen, wenn Ihm dieſe Ehre bis übers Jahr, geliebts Gott, verſpart werden möge" [49]). Wie ſehr ſich der Kurfürſt frei fühlte von jeder theologiſchen Enge, zeigt namentlich eine Berufung, die von ihm ausging, die von Spinoza. Der bekannte Chevreau ſprach dem Kurfürſten von dem holländiſchen Philoſophen und einer ſeiner Schriften; Karl Ludwig las darin und entſchloß ſich, den großen Denker nach Heidelberg zu berufen. Der tolerante Freund des Kurfürſten, der Theologe Fabricius, erhielt den Auftrag, mit Spinoza zu unterhandeln; es geſchah im Febr. 1673, alſo zu einer Zeit, wo Spinozas Philoſophie ihrem Weſen nach bekannt, er ſelbſt ſchon verfolgt und verketzert war. In ſehr ehrenvoller Weiſe lud Fabricius ihn ein, den Lehrſtuhl der Philoſophie einzunehmen; „es ſey ihm völlige Freiheit des Forſchens geſtattet, doch nicht zur Erſchütterung der beſtehenden Religion." Spinoza erwiederte nach einigem Bedenken in ſehr anerkennender Weiſe (30. März), er habe auf den Wunſch, öffentlich zu

49) Kazner, der dies erzählt (II. 102), ſetzt hinzu: „Wahrlich es liegt nicht am Gelehrtenſtande, daß der Pantoffelkuß nicht ins deutſche Fürſten-Ceremoniel aufgenommen worden!"

lehren, verzichtet, auch ſey es ſchwer zu beſtimmen, wie eng jene Gränze der freien Lehre gezogen ſey. Hierin handelte er um ſo kluger, da auch zu Heidelberg die Büchercenſur war eingeführt worden [50]). Doch ſey, fügte er hinzu, keine Berufung ihm erfreulicher geweſen, als die, unter der Regierung eines Fürſten zu leben, deſſen Weisheit Alle bewundern [51]). Gerade ein Jahrhundert nach dieſer Berufung Spinozas ward durch einen pfälziſchen Kurfürſten dem Lazariſtenorden Beſitz und Einfluß in der Pfalz geöffnet; Kapuziner, Franciscaner und Jeſuiten hatten ſchon zuvor den Weg dahin gefunden.

Wir beſchließen dieſen Bericht mit einer Darſtellung des letzten Werkes, wodurch Karl Ludwig ſich um die Univerſität verdient gemacht hat; des Statuts vom 1. Sept. 1672 [52]). Die Beſtimmungen der mittelalterlich ſcholaſtiſchen Zeit und ihrer Wiſſenſchaft hatten zum großen Theil Sinn und Geltung verloren; drum erließ der Kurfürſt ein neues Geſetz, in deſſen Form und Inhalt ſich der klare, praktiſche Geiſt des Geſetzgebers ſehr gut gezeichnet hat.

Der enge kirchliche Zwang, dem ſich die beſten unter Karl Ludwigs Vorfahren nicht entzogen, ward hier zum Wohle der Wiſſenſchaft aufgehoben; nur die theologiſche Fakultät mußte einer der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen [53]) angehören, für alle übrigen behielt ſich der Kurfürſt vor, auch „mit andern qualificirten Subjectis“ die Stellen zu beſetzen. Die Leitung

---

50) Decret von 1660 (Pfälz. Archiv zu Karlsruhe „Bücher“). Doch melden die Akten nur von einem Preßprozeß unter Karl Ludwig, wo Prof. Thulemeyer die kitzliche Angelegenheit von der pfälziſchen Kur in einer dem Kurfürſten mißfälligen Weiſe behandelt hatte.

51) Die beiden Briefe, von denen namentlich der des Philoſophen ſehr intereſſant iſt, ſ. in Spinozae Opera ed. Paulus I. 637—641.

52) In einer Handſchr. auf der heidelb. Bibl. vorhanden.

53) „Der Augsburg. Confeſſion nach ſchriftmäßigem Verſtandt“ heißt es unter anderm, S. 3 des Statuts. Noch im Jahr 1653 hatte die Univerſität beim Kurfürſten förmlich angeſucht, nur reformirte Profeſſoren anzuſtellen. S. Annal. macr. 196.

der akademiſchen Corporation blieb bei dem Rectorat und dem Senat; Rector und Prorector wurden am 20. Dez. jährlich gewählt, und der Senat, der wöchentlich am Mittwoch ſeine Sitzungen hielt [54]), wurde aus allen Ordinarien der drei erſten und aus drei Profeſſoren der philoſophiſchen Fakultät gebildet. Außerdem hatte die Univerſität ihren **Procurator fisci**, ihren Collector, der die ausſtändigen Summen eintrieb, und ihren Syndicus, wozu man gewöhnlich einen Candidaten oder Licentiaten des Rechts zu wählen pflegte. Die Matrikelgelder, die „zum wenigſten zehn Kreuzer betrugen", wenn nicht Armuth davon ganz befreite, oder fürſtliche Abkunft ſie bis zu einem Gulden und mehr ſteigerte, ward zwiſchen Rector, Pedell und Fiskus vertheilt; letzterer erhielt am wenigſten.

In allen amtlichen Verrichtungen ſollten die Lehrer in ihrer Amtstracht, „langen ſchwarzen Röcken" erſcheinen, die alle ſieben Jahre einmal auf Koſten des Fiskus erneuert wurden; auch den Studirenden ward „ehrbare Kleidung" empfohlen.

So wie die ganze Corporation, ſo hatten auch die einzelnen Fakultäten wieder ihre beſondere Verfaſſung, und der Dekan nahm in dem engern Kreiſe der einzelnen Studien ganz die ordnende, überwachende und controlirende Stellung ein, wie der Rector gegenüber der ganzen Hochſchule. War eine Profeſſur erledigt, ſo ſchlug die Fakultät dem Kurfürſten zwei Candidaten vor, aus denen er einen wählte; ſonſt war es Karl Ludwigs „ernſter ſtrenger Befehl und Meinung, daß alle **Successiones, adjunctiones, administrationes aetatis** und andere Prärogativen, wes Namen auch dieſelben haben mögen, abgeſtellt ſeyen." [55])

So wurden alle innern und äußern Verhältniſſe der Univerſität genau geregelt, und auch hier ſprach ſich der praktiſche

54) Außer Sonntag, Mittwoch und Samſtag waren alle Feſttage und die Charwoche frei; Ferien waren vom 13. Juli bis 10. Aug., dann zur Zeit der Weinleſe und vom 20. Dez. bis 2. Januar.

55) Handſchr. Statut S. 35.

Sinn aus, der Karl Ludwigs ganze Regententhätigkeit charakteriſirt. So wie über die Disputationen und Lehrübungen aller einzelnen Fakultäten genaue Beſtimmungen entworfen waren[56]), ſo ward auch den Profeſſoren fleißige Beſorgung ihrer Vorträge vorgeſchrieben, und denen, die keine Zuhörer fanden, ein „Alumnus zugewieſen, dem dann der Profeſſor, käme auch gleich Niemand mehr dazu, eben ſo wohl und ſo lang, als wenn Viele da wären, leſen und ſich dadurch in ſtetiger Uebung erhalten ſolle.“

Alle Anſtalten waren in ihrer Benützung geordnet; für die Studirenden war auch ein Krankenhaus eingerichtet; alte und kränkliche Profeſſoren wurden nicht, wie es wohl früher vorkam, undankbar bei Seite geſchoben; ihren Wittwen und Kindern „zur Ergötzlichkeit und Erquickung noch ein Vierteljahr nach dem Tode der Gehalt des Mannes fortbezahlt.“

So viel über die Reſtauration der alten pfälziſchen Univerſität; es war eine Epoche des Wiederauflebens, der ein langer Schlummer folgte. Die furchtbaren Kriege am Schluſſe des Jahrhunderts, die Regierungen des folgenden, das wüſte Weſen einer geiſtloſen und lüderlichen Hofwirthſchaft, wie gewöhnlich mit Bigotterie und Pfäfferei eng verbunden, lag lange wie ein drückender Alp auf dem Aufſtreben der alten Univerſität.

§. 5.

Eheſtreit Karl Ludwigs und Vermählung mit Luiſe von Degenfeld (1658). Streitigkeiten mit benachbarten Fürſten und franzöſiſche Kriege (bis 1680).

Land und Leute fingen unter Karl Ludwigs väterlicher Regierung wieder an zu gedeihen; Kirche und Univerſität blühten auf, aber der Kurfürſt ſelbſt verlebte indeſſen ſehr bittere Stunden.

---

56) Ebendaſ. S. 62 ff.

Der Unſegen einer Ehe, die ohne gegenſeitige Neigung geſchloſſen war, trug jetzt ſeine ſchlimmen Früchte. Karl Ludwig hatte ſeine Neuvermählte mit allen Hoffnungen eines verliebten Ehemannes heimgeführt; er meinte, die ſtolze Zurückhaltung der jungen Prinzeſſin könne durch Zärtlichkeit und durch Eigenſchaften, wie er ſie beſaß, überwunden werden, aber es zeigte ſich bald, daß dieſe Hoffnung bei Charlotte grundlos ſey. Alle Tugenden des Kurfürſten machten keinen Eindruck auf die kalte Schönheit der Gemahlin; es fehlte ihr der zarte weibliche Sinn und an der Wiege der reichbegabten Fürſtin waren die Grazien ausgeblieben. Eine kräftige Amazone, liebte ſie Jagd und Pferde, war nie gewohnt, ihren bizarren Neigungen und Launen eine Schranke zu ſetzen, ihre Diener wie ihre ganze Umgebung hatte die unſchönen Ausbrüche ihres leidenſchaftlichen Humors zu tragen, und ſelten gingen die Stunden der Toilette ohne ſehr lebhafte Auftritte vorüber. Die Prinzeſſin hatte Freude an glänzenden und rauſchenden Vergnügungen; an dem Hofe zu Heidelberg ging es aber damals ziemlich ſtill her, da der Kurfürſt mit ſehr lobenswerther Sparſamkeit jede unnütze Ausgabe vermied. So fühlte ſie ſich unbehaglich und war zu ſtolz, zu wenig biegſam, als daß ſie es hätte verbergen ſollen; ſtatt ſich einander näher zu kommen, lebte Charlotte in ihrer zurückgezogenen Weiſe fort, und der Kurfürſt, an Frauenumgang gewöhnt und auch ſehr geeignet, ein Weib zu beglücken, fühlte ſich nichts weniger als glücklich. Auf dem Reichstag von 1652, wo beide anweſend waren, zeigte ſich das Mißverſtändniß ſchon unverkennbar; die Kurfürſtin, die ihrer zweiten Entbindung entgegenſah, ging dem Waidwerk nach oder wohnte zu Pferd den Jagden bei, und da ſie während der Königswahl zu Augsburg mit einem Prinzen niederkam, der ſogleich wieder ſtarb (12. Mai 1653) [57]), ward das Verſtändniß nicht ſonderlich gebeſſert.

57) Joannis zu Reiger S. 147 ſagt, das Kind habe von dem Kanonendonner bei der Wahl die Gichter bekommen und ſey daran geſtorben.

Charlotte zog ſich vom ehlichen Umgang ganz zurück, vermittelnde Schritte der Verwandten, namentlich ihres Bruders, des Landgrafen Wilhelm, machten die Sache nicht beſſer, und wenn auch die Meldung zweifelhaft iſt, es ſey ſchon damals bei öffentlicher Tafel ſo weit gekommen, daß der heißblütige Kurfürſt ſeine unartige Gemahlin beohrfeigt habe, ſo war doch bereits alle innere Gemeinſchaft beider Gatten völlig aufgelöst [58]).

In einem ſolchen Augenblick der Spannung war es ſehr gefährlich, wenn der Kurfürſt mit ſeiner warmen, leidenſchaftlichen Natur und ſeiner Gewohnheit weiblichen Umgangs, ein Weſen fand, das mit ihm und ſeiner Lage ſympathiſirte. Unter den Hofdamen der Kurfürſtin befand ſich nun (ſeit 1650) ein Fräulein Luiſe von Degenfeld; ſie war mit Schönheit und allen Reizen jugendlich naiver Unbefangenheit geſchmückt, hatte längſt das Mißbehagen der beiden fürſtlichen Gatten gekannt, und ſchien durch Geiſt und Anmuth wohl geeignet, dem Kurfürſten das Bild ſeiner unliebenswürdigen Gemahlin zu verdunkeln. Beide nahmen längſt Theil an den gegenſeitigen Leiden; denn auch Luiſe war den Launen ihrer Herrin ſchonungslos preisgegeben, und ſah zugleich, ſchwerlich ohne Theilnahme, wie ſich der Kurfürſt unglücklich fühlen mußte. Als dann das Fräulein im Anfang des Jahres 1657 von neuem mißhandelt, ihre Entlaſſung forderte, ohne ſie zu erhalten, nahm ſie Karl Ludwig öffentlich unter ſeine fürſtliche Protection, und zwar in einer Weiſe, welche unzweideutig verrieth, daß ſein Intereſſe für das anmuthige Mädchen bereits ein ſehr lebhaftes war. Indem er ſich brieflich bei ihr entſchuldigte, verſchlimmerte er die Sache; in ſeinem Schreiben lag ſo viel Theilnahme, ſo viel mühſam

58) Reiger S. 151 ff. Levinus von Ambeer u. A. haben dergleichen Geſchichtchen genug; wir nehmen abſichtlich nichts außer ganz Beſtätigtes in die Erzählung auf, weil hier die Klatſchſucht und Lüge ſich thätiger als irgendwo bewies. Wir verweiſen ein für allemal auf Kazners Louiſe Raugräfin zu Pfalz. Leipz. 1798. (Vgl. Wundt Beil. XI.), wodurch der größte Theil der kecken Unwahrheiten oder gewagten Vermuthungen, die man als hiſtoriſche Wahrheit erzählte, ſeine Erledigung gefunden hat.

verſteckte Neigung, daß Luiſe keine 22jährige Jungfrau hätte ſeyn müſſen, wenn ſie nicht — auch ohne ſein Geſtändniß — des Kurfürſten aufkeimende Leidenſchaft erkannt hätte. [59]) Karl Ludwig war nicht der Mann, der auf halbem Wege ſtehen blieb, ihn ermuthigte des Fräuleins Benehmen; ſie gab ihm zwar keine Zuſage, aber ſie that auch nichts, ſeine Hoffnungen zu zerſtören. Bald äußerte er in vertrautem Kreiſe, was ihm ſeine Neigung längſt eingeredet, ſeine Gattin habe durch ihr Betragen ſich ſelbſt die Rechte des Ehebundes geraubt; er werde ſich von ihr trennen und Luiſe von Degenfeld heirathen; Theologen, die er um Rath fragte, gaben zuſtimmende Gutachten. So ſtellte er am 5. März eine förmliche Erklärung aus, die „Freyin Luiſe von Degenfeld, ſo lang dieſelbe oder er lebe beſtändig und getreulich über alles zu lieben, zu ehren, und zu halten, wie ein Mann ſeine Frau zu thun ſchuldig," und am folgenden Tage motivirte er in ausführlicher Weiſe die Gründe ſeiner beſchloſſenen Eheſcheidung. [60]) Luiſe ſcheint bei allen dieſen Schritten nur einen leidenden Antheil gehabt zu haben; anders ward die Sache, als die Kurfürſtin (21. März) im Zimmer ihrer Hofdame ein verſiegeltes Käſtchen fand, in welchem außer Ringen und Kleinodien auch die kurfürſtlichen Erklärungen aufbewahrt wurden. Möglich iſt, daß der Kurfürſt ſelbſt, um den Bruch zu beſchleunigen, das verhängnißvolle Käſtchen ſeiner Gemahlin zu Geſichte ſtellte; gewiß erreichte er ſeinen Zweck; der längere Aufenthalt Luiſens war jetzt unmöglich geworden, aber ſtatt ihr die erbetene Entlaſſung zu geben, ließ er ſie nach Schwetzingen führen.

Ein doppelter Kampf ſtand dem Kurfürſten jetzt bevor; mit dem Hauſe ſeiner Gemahlin, und mit den Verwandten Luiſens, deren ehrenwerther Bruder, ein wahrer Edelmann von altem Schrot und Korn, ein ſchwäbiſches Original, wie ſie in

---

59) Der Brief bei Kazner I. 109 ff.
60) S. ebendaſ. I. 117 ff.

jener Zeit ſchon anfingen ſelten zu werden,[61]) durch zweideutige, vergrößernde Gerüchte von dem Verhältniß ſeiner Schweſter war unterrichtet worden. Es war ſchwer, ihm das Rechtliche der Eheſcheidung einleuchtend zu machen, und der Kurfürſt mußte, halb bittend halb drohend, den auf die makelloſe Ehre ſeines Hauſes eiferſüchtigen Mann zu begütigen ſuchen. Luiſe ſelbſt ward, um ſicher zu ſeyn, von Schwetzingen nach Frankenthal gebracht; ein lebhafter Briefwechſel und Beſuche unterhielten die Verbindung zwiſchen den Liebenden. Karl Ludwig, wie man das von ſeiner Natur erwarten konnte, war feſt entſchloſſen, das Begonnene durchzuführen; die Bemühungen ſeiner Gemahlin, ſich ihm wieder zu nähern, ſcheiterten jetzt alle an ſeinem unbeugſamen Willen, und am 6. Jan. 1658 ward durch den lutheriſchen Pfarrer Heyland aus Heidelberg,[62]) die Vermählung Karl Ludwigs mit Luiſen zu Frankenthal vollzogen.

Die Kurfürſtin blieb zu Heidelberg, die zweite Gemahlin Karl Ludwigs lebte zu Schwetzingen, wo ſie im zehnten Monat nach ihrer Vermählung dem Kurfürſten den erſten Sohn gebar. Erſt 1662, als die Vermittlungsverſuche geſcheitert waren, und Charlotte auch mit ihren an Unwahrheiten und Uebertreibungen reichen Beſchwerden an den Kaiſer nichts ausgerichtet, begab ſie ſich nach Kaſſel zurück, und für den hartgeprüften Kurfürſten begann jetzt ein inniges Familienleben, deſſen Glück und Segen ihn für die ſieben bittern Jahre ſeiner Ehe reich entſchädigte. Wir werden auf dieſe ſchöne und wohlthuende Seite in Karl Ludwigs vielbewegtem Leben unten noch ausführlich zurückkommen, wenn wir ſeine Familiengeſchichte erzählen.

Welch bewegtes Schickſal Karl Ludwigs Geſchwiſter gehabt haben, wurde oben berichtet; auch ſeiner Mutter Eliſabeth Stuart wurde bis zu dem Augenblick erwähnt, wo die Pfalz an ihren Sohn zurückgegeben ward. Seitdem lebte ſie in Holland, von den dortigen Kaufleuten wenig unterſtützt und auch von

---

61) S. die intereſſante Biogaprhie im 3. Theil des Kaznerſchen Buches.
62) Luiſe gehörte dem Lutherthum an.

ihrem Sohne, dem Kurfürſten, nur knapp verſorgt. Es lag eine Kargheit in Karl Ludwigs Weſen, die er an Allen eher als an der Mutter zeigen durfte; denn es macht einen bitteren Eindruck, ihn markten und zaudern zu ſehen, wenn die verlaſſene und bedrängte Fürſtin in kläglichen Briefen den Sohn um Unterſtützung angeht, weil ihre holländiſchen Gläubiger ſie bedrängen.[63]) Freilich darf man nicht vergeſſen, daß Karl Ludwig auch an ſich darbte; die Einkünfte ſeines verarmten Landes reichten kaum für die nöthigſten Bedürfniſſe hin, er unterhielt ſeine Schweſtern, Eliſabeth und Sophia, bis zu ihrer Verſorgung, und hatte ſeit ſeinem Ehezwiſt und der Scheidung, zwei Gemahlinnen zu verſorgen. Gleichwohl lag etwas Unedles in der Kargheit ſeiner Spenden an die Mutter, wenn man auch den Fürſten milder beurtheilen wird, der auf Koſten ſeiner Familie und ſeiner eignen Bedürfniſſe den Wohlſtand des Landes hob.

Eliſabeth wünſchte nach der Pfalz zurückzukommen; Karl Ludwig ſchien bald geneigt, bald hielt er ihr begründete Schwierigkeiten, namentlich die Geldnoth, entgegen; am meiſten ſcheint ihn ſein Eheverhältniß beſtimmt zu haben, die Anweſenheit der Mutter nicht zu wünſchen. Im Jahr 1660 endlich kehrten die Stuarts auf den engliſchen Thron zurück; ſehnſüchtig begab ſich jetzt Eliſabeth nach manchem unfreundlichen Zögern der Verwandten in das Land ihrer Geburt hinüber, und landete dort am 17. Mai 1661. Es war der ſchwer geprüften Frau keine frohe Stunde mehr beſchieden; ihrer alten Freunde waren nur noch Wenige, die junge Generation, ſelbſt ihr königlicher Neffe, behandelten ſie mit Kälte. So ſtarb ſie, faſt unbemerkt, am 13. Febr. 1662.

63) Davon rühren wohl hauptſächlich die bittern Vorwürfe, womit Miß Benger (Memoirs of Elizabeth Stuart. II.) den Kurfürſten reichlich überſchüttet; da es mit weiblicher Leidenſchaft und Unkenntniß der Thatſachen geſchieht, hätten deutſche Hiſtoriker ihr nicht nachſchreiben ſollen. Uebrigens erſehen wir aus handſchr. Rechnungen, daß in dieſen Zeiten Eliſabeth jährlich 6000 Rthlr. vom Sohne erhielt, während er ſich ſelbſt nur etwa viertauſend „zu Handen“ zahlen ließ. Dazu kam eine Apanage für Pfalzgraf Eduard und eine Ausſteuer von 32000 fl. für Prinzeſſin Sophie.

Dieſe Zeit der häuslichen Leiden Karl Ludwigs war auch von politiſchen Störungen nicht frei; eine Menge kleiner Verwicklungen zogen die Pfalz in drohende Feindſeligkeiten herein. So waren in der Oberpfalz Weyden und Parkſtein nicht an Bayern gefallen, ſondern gemeinſamer Beſitz der kurfürſtlichen und ſulzbachiſchen Linien geworden [64]. Pfalzgraf Chriſtian Auguſt von Sulzbach, der Enkel jenes eifrig lutheriſchen Philipp Ludwig von Neuburg, war nun dem Beiſpiele ſeines Oheims Wolfgang Wilhelm gefolgt und hatte ſich (Dez. 1655) zum Katholicismus zurückgewandt [65]. Sogleich ließ er in der Stadt Weyden katholiſche Obrigkeiten einführen und dem katholiſchen Cultus Rechte einräumen, die er im Normaljahr 1624 nicht gehabt hatte. Karl Ludwig ſammelte Truppen und ließ (18. Apr. 1656) Weyden militäriſch beſetzen; auf die Beſchwerde des ſulzbachiſchen Pfalzgrafen gebot der Kaiſer, die Stadt zu räumen, aber da auch die übrigen proteſtantiſchen Kurfürſten ſich für Aufrechterhaltung des weſtphäliſchen Friedens eifrig verwandten, verſprach Ferdinand **III.**, es ſolle nach Abzug der Truppen nichts Gewaltſames geſchehen. [66] Es begannen Unterhandlungen; ehe die aber zum Ziele führten, ſtarb der Kaiſer und die kleinere Streitigkeit ward von einer größeren und heftigeren verſchlungen.

Diesmal betraf es das Reichsvicariat. Dieſes alte, einſt gewichtige jetzt zu einem ziemlich inhaltsloſen Titel herabgeſunkene Recht, ſchien mit der rheiniſchen Kurwürde jüngſt auf Bayern übergegangen zu ſeyn, doch hatten Verträge darüber nichts beſtimmt. Jedenfalls war Karl Ludwig feſt entſchloſſen, um jeden Preis wenigſtens dieſes Ehrenamt ſeinem Hauſe zu retten, und wenn man von dem Gedanken ausgeht, daß das Vicariatsrecht

---

64) Für ſeine Anſprüche an die Aemter Pleyſtein, Parkſtein, Weyden waren dem Kurfürſten in dem prager Vergleich vom 17. Juli 1652 vom Kaiſer zweimalhunderttauſend Gulden verſprochen worden; indeſſen behielt er als Pfand die Hälfte von Weyden und Parkſtein.

65) Sein Nachkomme Karl Theodor erbte ſpäter die pfälz. Kurwürde.

66) Vgl. Struve pfälz. Kirchenh. 628–644.

auf dem fränkiſchen Herzogthum, alſo dem pfälziſchen Lande ruhte [67]), ſo war ſein Anſpruch allerdings ſehr wohl begründet. Jetzt nach Ferdinands III. Tode (1657) trat der erſte Fall ein, wo dieſe ſtaatsrechtliche Streitfrage praktiſch ward; denn Bayern hatte ſogleich von dem Vicariat Beſitz ergriffen, ſeine Patente ausgehen laſſen (12. April), und der Kurfürſt von der Pfalz hatte auch nicht unterlaſſen, durch offene Proclamationen (vom 16. April und 12. Mai) theils ſein Recht zu behaupten, theils gegen jeden Akt Bayerns zu proteſtiren [68]). Man antwortete von der andern Seite; die Heftigkeit wuchs, als ſich Bayern auch in den ſulzbachſchen Streit wegen Weyden einmiſchte, und Kurfürſt Karl Ludwig ließ Vicariatsthaler prägen, wo nebſt ſeiner Deviſe „Dominus providebit“ er als Reichsverweſer genannt war.

Man wird an jenen Sterbenden, um den ſich zwei Aerzte reißen, bis er verſcheidet, ſehr lebhaft erinnert, wenn man ſieht, wie hier zwei Fürſten das todtkranke Reich noch einmal um ein glänzendes Nichts ohne Bedeutung in Fieberhitze verſetzten, und nichts kann dieſe elende Zeit beſſer bezeichnen, als der Kriegszuſtand, in den ein Theil von Deutſchland durch dieſen Vicariatsſtreit verſetzt ward. Man fing ſich die Gerichtsboten auf, Kurpfalz ließ deren einige gefangen ſetzen und proteſtirte gegen die ohnedies ohnmächtigen Rechtsdecrete des oberſten Reichsgerichts, die in dieſen Vicariatsſtreit hereinfielen. Man ſchimpfte ſich gegenſeitig in juriſtiſchen Deductionen, man ſprach von „unverſchämten Scharteken“ und es ſchien ſich jetzt alle Erbitterung zwiſchen den beiden Linien des wittelsbachiſchen Hauſes in dieſem Streit entladen zu wollen. Sehr bedenklich ward die Sache durch einen Vorfall, den Karl Ludwigs hitziges Temperament verurſachte. Als man zur Wahl des Kaiſers in Frankfurt (1658) verſammelt war, hielt der bayriſche Bevollmächtigte, Oexel, einen Vortrag über das Vicariat, in Gegen-

67) Wir verweiſen auf die im erſten Band gegebene Darſtellung.
68) Vgl. Kurzer und Summariſcher Bericht ꝛc. ꝛc. Heid. 1657. 4.

wart des Kurfürſten; manche Aeußerung über Friedrich V. hatte ſchon Karl Ludwigs Blut in Aufregung gebracht, wie aber der bayriſche Diplomat von einer „verwirkten Kurwürde" ſprach, hielt ſich der Kurfürſt nicht mehr länger und warf dem Sprecher das Dintenfaß an den Kopf. Man kann ſich denken, was dies undiplomatiſche Benehmen für einen Lärm erregte; Bayern that ſehr empfindlich, der hitzige Kurfürſt ließ die ſüdöſtliche Gränze ſeines Landes mit Truppen beſetzen, und hätte nicht das Kurkollegium bei Bayern vermittelt, daß es eine Ehrenerklärung Karl Ludwigs annahm, ſo hätte das heil. römiſche Reich noch eine tragikomiſche Fehde um eines Dintenfaſſes willen erlebt. [69]) Die Streitfrage über das Vicariat ward aber nicht erledigt; jetzt und ſpäter (1670) unterhandelte man ohne Erfolg, erſt im folgenden Jahrhundert fand die Sache ihre Erledigung, indem man ſich erſt zu einer gemeinſamen, dann zu einer abwechſelnden Führung der Verweſerwürde verſtand.

Auf dem Wahltage zu Frankfurt war zuerſt jenes Uebergewicht recht fühlbar, das die conſolidirte Königsgewalt der Franzoſen jetzt gegenüber von Deutſchland ausübte; franzöſiſche Agenten, Grammont und Lionne, durften davon reden, den jungen Ludwig XIV. zum deutſchen Kaiſer zu wählen. Bayern, Köln, Trier und Mainz ſchienen bereit, die deutſche Sache zu verkaufen, auch Karl Ludwig, um deſſen Haus ſich Habsburg freilich wenig Dank erworben, trat in einen Bund ein, der um ſchmähliches Geld an den Erbfeind deutſchen Weſens die deutſche Krone übergeben wollte. Aber der zähe Widerſtand der gut deutſch geſinnten Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen machte den Plan ſcheitern; Ferdinand von Bayern lehnte die angebotene Ehre ab, andere Namen fanden keinen Anklang, und ſo ward denn zuletzt doch, nach einem Interregnum von beinahe anderthalb Jahren, von den proteſtantiſchen Kurfürſten die Wahl des freilich ſehr unbedeutenden öſtreichiſchen Erzherzogs Leopold durchgeſetzt.

---

69) Reiger ausgel Simmerſche Linie S. 170 ff. 179.

Neben dieſen wichtigeren Händeln waren es viele kleine Quälereien, die unſern Kurfürſten beſchäftigten; ſie haben zwar jetzt alle praktiſche Bedeutung verloren, aber wir können ſie nicht übergehen, weil ſich in ihnen, wie in dem Vicariatsſtreit, das Weſen der ganzen Zeit charakteriſtiſch genug ausſpricht. Das große deutſche Land war von ſo vielen Souveränen und ſtreitigen Souveränetätsrechten durchſchnitten, daß die Entſcheidung darüber jeden Augenblick die Waffen hätte in Bewegung bringen müſſen, wenn nicht die Kraft dazu gefehlt hätte. So hatte auch Kurpfalz ſchon 1656 einen Streit mit Mainz wegen dem Geleitsrecht an der Rheinfahrt zu Worms gehabt, und man rüſtete ſchon die Truppen, bis man den vernünftigeren Weg des Vergleichs einſchlug. So wäre es (1662) wegen Beſetzung der Umſtadter Pfarrei zwiſchen Heſſen und Pfalz zu einer Fehde gekommen [70]), ohne die vermittelnde Dazwiſchenkunft anderer Fürſten; ſo war mit dem Stift Worms ein Streit losgebrochen, der ſich bis über die Regierungszeit Karl Ludwigs hinauszog. Der Biſchof von Worms, ſchon früher (1656), um die Zurückgabe des Stifts Neuhauſen eifrig bemüht [71]), hatte 1661 auch verlangt, Kurpfalz ſolle ſeine Hälfte an Ladenburg und der Veſte Stein ſich ablöſen laſſen. Karl Ludwig weigerte ſich; die Sache zog ſich hinaus bis unter Biſchof Johann Philipp von Schönborn, der auch Kurfürſt von Mainz war, und ſeit 1665 war man mit Wort und That in offenem Kampfe.

Johann Philipp, von ſeinem pfälziſchen Collegen nur der „Oberprieſter“ genannt, der ihm in Allem zuwider handle, war, wie man aus Erfahrung wußte, zu raſcher That ſtets entſchloſſen; drum fand das Gerücht wohl Glauben, er wolle mit geworbenen Truppen Ladenburg beſetzen und als alleinigen Beſitz an ſich reißen. Dem zuvorzukommen ließ nun Karl Ludwig (Anf. 1665) einen Theil der Mauer gegen den Neckar zu abbrechen

70) S. Gründlicher Bericht des fürſtlichen Sambthauſſes Heſſen ꝛc. 1662. 4.

71) Struve Pfälz. Kirchenh. S. 644 ff.

und eine kleine Abtheilung Soldaten in die Stadt legen, damit Ladenburg nicht ein Stützpunkt würde für die feindſeligen Einfälle der Gegner. Aber bald fielen die Mainzer, von Truppen ihrer Verbündeten unterſtützt (Mai), mit überlegener Macht in die Stadt ein und jagten die Pfälzer hinaus. Es läßt ſich denken, daß es da an Gewaltthätigkeiten nicht fehlte; die benachbarten pfälziſchen Orte litten viel, der Gang der Regierung ward durch die Truppen vielfach geſtört und die pfälziſchen Gerechtſame in Zoll und Geleit beeinträchtigt. Dieſe Neckerei ward aber bedeutend, ſeit ein anderer Punkt des Streites die verſchiedenſten Intereſſen gegen den pfälziſchen Kurfürſten vereinigte.

Wie ſich Karl Ludwig in allen dieſen Händeln als ein Fürſt bewährte, der ebenſo eiferſüchtig auf die Anſprüche ſeiner Stellung war, als eifrig bemüht, Verlorenes wieder zu erringen, ſo gab auch ein andrer Zank mit ſeinen Nachbarn den ſprechenden Beweis, mit wie viel Rührigkeit und Erfolg der Kurfürſt die empfangenen Nachtheile der vorhergegangenen Zeit durch neue Erwerbungen auszugleichen ſuchte. Es war ein altes Recht der rheiniſchen Pfalzgrafen, die Heimathloſen und Unehlichen als ihre Leibeigenen betrachten und von ihnen eine Abgabe erheben zu dürfen; der Gedanke entſprang aus den altgermaniſchen Anſichten von Fremden-Bann und Heimathrecht[72]), und Spuren davon finden ſich in allen Staaten, die auf den Grundlagen des germaniſchen Lehensthums ſich entwickelt haben. So hatte auch in Deutſchland der Kaiſer früh ein Herrenrecht ausgeübt über alle „Wilde" d. h. Fremde, und ſchon früh war dieß Recht als Privilegium an den richtenden und verwaltenden Stellvertreter der königlichen Macht, an den Pfalzgrafen bei Rhein, übergegangen. Das alte Herkommen hatten ſpätere Kaiſer rechtlich beſtätigt, und im ſechzehnten Jahrhundert hatten die pfälziſchen Fürſten ohne Hemmung ihre „eigenen Leute" beſteuert. Während der Kriegszeiten war auch dieß in Vergeſſen-

72) Vgl. Grimm Rechtsalterthümer S. 327.

heit gerathen und die benachbarten Fürſten ſchienen ſogar die rechtliche Begründung anfechten zu wollen [73]). Karl Ludwig, der des Geldes eben ſo nöthig bedurfte, als ſein Land einer zahlreicheren Bevölkerung, ſtrebte gleich anfangs das vergeſſene Recht wieder aufzufriſchen; „Wilde" und Uneheliche wurden als kurfürſtliche Leibeigene beſteuert oder als Bewohner in das entvölkerte Land hereingezogen, um dort — bei ſehr milden Bedingniſſen — als Unterthanen zu leben.

Schon im Jahr 1576 waren in den umliegenden Dörfern von Mainz fünfhundert und ſechszig Perſonen dem pfälziſchen Kurfürſten auf dieſe Weiſe verpflichtet; eben ſo in andern Gegenden, wie man urkundlich nachweiſen konnte [74]). Im Anfang von Karl Ludwigs Regierung (1653) rechnete man in den Ortſchaften Bodenheim, Nackheim, Zornheim u. ſ. w. je 16 bis 24 Familien als pfälziſche Wildfänge; in den mainziſchen Orten Mommenheim, Herrheim, Lorzweiler, Niederſaulheim, Partenheim, Weſthoven, Bornheim und noch einigen andern wurden 155 Perſonen als Leibeigene gerechnet und auch in den mainziſchen Orten bei Borberg waren gegen 50 Perſonen der Pfalz verpflichtet. Aehnlich war es in den am Rhein gelegenen Dörfern bei Worms. Der Streit darüber hatte ſich ſeit Kurfürſt Friedrich II. durch alle Regierungen hindurch gezogen, aber trotz einzelner gerichtlicher Urtheile war nicht zu hindern geweſen, daß Kurpfalz ſeine Rechte faktiſch ausübte [75]).

---

73) Wenigſtens verlangten ſie urkundliche Beweiſe darüber, die bei einem ſolchen Gewohnheitsrecht ſchwer zu geben waren. Vgl. übrigens die pfälziſche Staatsſchrift: **Justitia causae Palatinae fol.**, worin theils die kaiſerliche Beſtätigung bis auf Wenzels Zeiten, theils der unbeſtrittene Gebrauch nachgewieſen wird. Beſonders wichtig dafür ſind S. 98 ff. die archivaliſchen Nachrichten, aus denen hervorgeht, daß ſich ſchon ſeit Ende des ſechzehnten Jahrhunderts jenes pfälziſche Privilegium ſehr weit ausdehnte.

74) Die Belege dazu findet man mit großer Genauigkeit aufgeſtellt im pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Anſprüche").

75) Pfälz. Regierungsarchiv („Anſprüche").

Nun war natürlich bei einem Rechte, das weſentlich auf Herkommen beruhte und noch dazu in einzelnen Fällen beſtritten ward, der Kreis der Ausübung nur unvollkommen beſtimmt; es erregte daher vielfache Beſchwerden, als Karl Ludwig jetzt hervortrat ſeine faſt verjährten Gerechtſame wieder geltend zu machen. Indem er ſich auf den weſtphäliſchen Frieden berief, der ihm ſeine Privilegien ungeſchmälert zurückgab, übte er das Wildfangsrecht auch in benachbarten Bezirken aus, die nicht unmittelbar unter ſeiner Botmäßigkeit waren [76]). Da waren denn ſchon 1653 und 1654 Klagen gehört worden, aber der Kurfürſt ließ ſich nicht abſchrecken [77]). Er zog auf ſeinem Gebiete und auf einzelnen benachbarten Strichen den Leibzins und das Beſthaupt ein [78]), ſetzte auch wohl da und dort einen Fauth hin, um ſeine Leibeigenen zu überwachen und zu ſchützen; aber in die Landeshoheit und die Territorialrechte der Nachbarn ward nicht eingegriffen, noch weniger der Verſuch gemacht, die Nachbarländer calviniſch zu bekehren. Doch war jenes Hervorholen halb vergeſſener Rechte den angränzenden Fürſten immer unangenehm genug; es bedurfte nur eines Führers, um ihre Unzufriedenheit darüber kund zu geben. Dieſe Rolle übernahm Johann Philipp von Schönborn, als Kurfürſt von Mainz und Biſchof von Worms bei der Sache nicht nur ſehr betheiligt, ſondern auch wegen Ladenburg mit dem Pfalzgrafen bereits entzweit. Unter ſeiner Führung vereinigten ſich (1664) die meiſten Nachbarn Karl Ludwigs, um ihm das Wildfangsrecht zu beſchränken; es waren theils ſolche, in deren Gebiet der Kurfürſt ſeine Gerechtſame ausgedehnt hatte, wie die Stifter Worms, Speyer, Mainz, Trier, Straßburg, der Herzog von Lothringen [79]),

---

76) Dies war, wie aus der Justitia causae palat. hervorgeht, auch früher unbeſtritten geſchehen.

77) Ueber das Folgende ſind beſonders die Streitſchriften der Zeit benutzt worden, deren ſich in der Battiſchen Bibliothek vierzig Piecen befinden, welche mit wenigen Ausnahmen die Wildfangſache betreffen.

78) Ueber dieſe Steuer ſ. Grimms Rechtsalterth. S. 364 ff.

79) Der Streit betraf oft nur ein einziges Dorf. So war Karl Lud-

theils auch andere, die es nur befürchteten, wie Kurköln und die Ritterſchaft in Schwaben, Franken und am Rhein. Mit einer Beſchwerde an den Kaiſer und einer Reihe von Klagſchriften und Entgegnungen ward der Kampf eröffnet; die Verbundenen glaubten das Intereſſe aller Fürſten in der Nähe, ja des Kaiſers ſelbſt, rege zu machen, indem ſie ſchlau vorgaben, Karl Ludwig greife die Landeshoheit ſeiner Nachbarn an und wolle die Unterthanen reformirt machen. Der pfälziſche Kurfürſt lehnte ſolche Beſchuldigungen als unwahr ab und berief ſich theils auf das alte deutſche Herkommen, theils auf das pfälziſche Recht, wie es kaiſerliche Privilegien verbürgt und die pfälziſche Landesordnung von 1582 bereits angenommen hatte [80]. So dauerte der Federſtreit eine Zeit lang fort, bis ſich Mainz entſchloß, den Weg der Gewalt zu betreten; es nahm dabei die noch unerledigte ladenburger Streitſache zum Anlaß und ließ, wie erwähnt ward, (Mai 1665) Ladenburg plötzlich mit Truppen beſetzen [81]), nachdem die pfälziſchen Wachen verjagt waren. Dem durfte Karl Ludwig nicht zuſehen; denn nicht allein war jetzt in der Nähe ſeiner Reſidenzen, Heidelberg und Friedrichsburg (Mannheim), ein feindliches Heer, das Schanzen aufwarf und ſich kampffertig hielt, ſondern ſeine Unterthanen wurden auch mit Durchzügen, Einquartierungen und ſoldatiſchen Gewaltthaten hart gepeinigt; er rüſtete daher ſeine Truppen, that aber auch in öffentlichen Schriften das Benehmen von Mainz kund. Die Gewaltthaten dauerten aber fort; der Herzog von Lothringen erlaubte ſich Aehnliches und die mainziſchen Truppen hemmten die Ausübung des Wildfangrechts, des Geleitsrechts, raubten und plünderten,

---

wig mit Trier wegen des Dorfs Partenheim, mit Straßburg wegen des Dorfs Gerolzheim, mit Lothringen wegen des Wildfangsrechtes in der Grafſchaft Falkenſtein entzweit. S. Copia Chur Maintz vnd den Conſorten an Churpfaltz den 17. Mart. 1665 gethanen Schreibens. S. 21 ff.

80) S. die „Gründliche Ablehnung." 1665. S. 11. 13.

81) S. Churmaintz Schreiben an Kurpfalz; nebſt „Churpfalz Antwort" und des „Pfalzgrafen Churf. Durchl. Anzeig und Erklärung", alle vom Mai 1665.

ja es kam vor, daß ſie ſich an pfälziſchen Zollſtätten vergriffen und die pfälziſchen Wappen herunterriſſen. Ein Verſuch des Kaiſers, durch den Grafen von Königsegg vermitteln zu laſſen, war erfolglos (Juli) [82]), und auch die Beſchwerde der proteſtantiſchen Reichsſtände über das dem pfälziſchen Lande zugefügte Unrecht machte nichts beſſer [83]). Zwar verſtanden ſich Mainz und Pfalz dazu, die beſtrittene Stadt Ladenburg einſtweilen dem Kaiſer in Verwahrung zu geben [84]), aber die Hoffnung, auf einem Congreß zu Speyer (Sept.) zu einer vollſtändigen Ausſöhnung zu gelangen, erwies ſich als eitel [85]). Eine neue Verſammlung zu Oppenheim (Okt. 1665) brachte es wenigſtens zu einem Vergleich, der die Feindſeligkeiten abzuſtellen und auf einen dauernden Frieden hinzuwirken verſprach [86]), allein ſchon wenige Wochen nachher erhob Karl Ludwig von Neuem Klage, daß man den Vertrag nicht erfülle und neue Bedingungen und Difficultäten auf die Bahn bringe [87]). Weil die Bedingungen von den Andern nicht erfüllet wurden, zögerte auch der Pfalzgraf, nach ſeiner Zuſage das Schloß Hoheneck zu räumen, und mit neuen, verſtärkten Beſchwerden zog ſich die Sache ins Jahr 1666 hinein [88]).

---

82) S. Abtruck der ſchriftlichen Handlungen ꝛc. 1665.

83) S. Copia Schreibens an die Römiſch Kaiſerl. Majeſtät. 12. Juli 1665.

84) Verträge vom 9. und 11. Sept. S. Vergleich zwiſchen Chur-Mayntz und Chur-Pfaltz, wegen Evacuation und Sequestration der gemeinſchaftlichen Stadt Ladenburg.

85) S. Copia Chur-Pfaltz Schreibens an Ihre Kayſ. Majeſtät d. d. Friedrichsburg 26. Sep. 1665.

86) S. Abtruck des Praeliminar- vnd Nebenreceſſes d. d. $\frac{2}{1}$. Okt. 1665.

87) S. Chur-Pfaltz Antwortſchreiben an den Neub. Obercantzler von Gieſen d. d. $\frac{6}{16}$. Nov. 1665.

88) S. Kurtzer Bericht, auß was Vrſachen daß Pfalzgr. Churf. Durchl. das Schloß Hoheneck annoch beſetzt hatten. 1666. In der Beilage dazu gibt Karl Ludwig nicht weniger als 20 Punkte der Beſchwerde an, wodurch der oppenheimer Vertrag verletzt war.

Man griff endlich zur Vermittlung durch auswärtige Mächte, denn da ſich Frankreich und Schweden als Bürgen des weſtphäliſchen Friedens aufgeworfen hatten, konnte ja ohnedies keine wichtige Angelegenheit mehr ohne ihr Zuthun entſchieden werden. Schon im Sommer 1665 war deßhalb Karl Ludwig mit ſeinem Vetter, dem Könige von Schweden, in Verbindung getreten [89]; jetzt — gerade ein Jahr nachher — geſchah daſſelbe mit Frankreich, dem ſich Karl Ludwig damals politiſch ſehr genähert hatte [90]; und wirklich ward man einig, die beiden fremden Kronen als vermittelnde Schiedsrichter zu gebrauchen. So ward denn endlich ($\frac{7}{17}$. Febr. 1667) zu Heilbronn, unter Leitung eines franzöſiſchen und eines ſchwediſchen Diplomaten die Streitfrage ſo entſchieden, wie es der Kurfürſt von der Pfalz im Ganzen wünſchen konnte [91]. Alle fremde Perſonen, „welche keinen nachfolgenden Leibsherrn haben", ſollen ſowohl in der Pfalz, als in den beiliegenden Gebieten nach altem Herkommen als pfälziſche Leibeigene betrachtet werden; dagegen dürften natürlich dieſe Rechte auf Perſonen nicht in Territorialrechte ausgedehnt oder die Souverainetät der angränzenden Landesherrn beeinträchtigt werden. Die Beſchwerden, die vorgekommen waren, ſchrieb man „nicht den Gerechtſamen und deren gebührender Uebung, ſondern den Exceſſen der Beamten" zu; das angefochtene Recht des pfälziſchen Kurfürſten ward in ſeinem ganzen Umfang anerkannt.

Aber nur der Wildfangsſtreit war damit geſchlichtet, manche andere Spaltung, welche die Gegner der Pfalz an das Intereſſe von Mainz geknüpft hatte, blieb unentſchieden und veranlaßte

---

89) S. Copia literarum regis Sueciae ad Electorem palatinum.

90) S. die fünf im Jahr 1666 deßwegen publicirten Schriften, worunter auch eine Courte information de la Justice de la cause palatine.

91) S. Laudum oder Compromißlicher Ausſpruch ꝛc. $\frac{7}{17}$. Febr. 1667. S. 5 ff. Es ſind darin zugleich einige Zoll- und Geleitſtreitigkeiten erledigt. Die einzelnen Verhandlungen betreffen ganz ſpecielle locale und rechtliche Verhältniſſe; man findet ſie in den Actis Compromissi in causa Wildfangiatus. 1667. fol.

bald neue Händel. Zunächſt mit Lothringen. Einige pfälziſche Schlöſſer, Homburg, Hoheneck und Landſtuhl, welche der Herzog von Lothringen, ſtatt ſie an Kurpfalz zurückzugeben, ſelbſt nach dem Frieden von 1648 behielt [92]), wurden zu argem Druck der pfälziſchen Unterthanen mißbraucht; Karl Ludwig, nach ſeiner Art ſchnell entſchloſſen, warb (1668) die Soldaten, die damals in Frankreich waren entlaſſen worden, überfiel die Orte, beſetzte Hoheneck und ſprengte Landſtuhl in die Luft. Einem kurzen Federkrieg folgte eine ernſtliche Fehde; 4000 Lothringer drangen an der Nahe herab und es kam (26. Sept.), nicht weit von Bingen, zu einem Treffen, wo Karl Ludwigs hitzige und übereilte Kampfluſt Urſache war, daß die überlegenen Lothringer den Pfälzern eine völlige Niederlage beibrachten. Selbſt Alzei ward bedroht, und es wäre zu einem längeren Krieg gekommen, wenn nicht diesmal des Kaiſers Einſchreiten und Ludwigs XIV. Unwille über das Vordringen der Lothringer den Weg der Vermittlung gefördert hätte. Es ward lange unterhandelt, ohne daß die Sache durch einen Tauſch, wie Karl Ludwig wünſchte, oder einen förmlichen Vertrag wäre beſeitigt worden.

Auch mit Mainz gab es vielfache Spannung [93]). Die Ausgleichung wegen Ladenburg ſchleppte ſich vor den Reichsgerichten hin, und erſt 1673 im Juni erfolgte ein Beſchluß vom Reichshofrath, der den pfälziſchen Kurfürſten verdammte, den Pfandſchilling anzunehmen; die Reichsdecrete waren aber ſo wenig allmächtig, als der Kaiſer. In der lothringiſchen Fehde erhob Kurmainz ebenfalls Klage wegen Beeinträchtigung ſeiner landesherrlichen Rechte, und zum Ueberfluß ward noch durch einen Todesfall im pfälziſchen Hauſe neuer Anlaß zu langwierigem Streit geboten. Pfalzgraf Moriz Ludwig Heinrich,

92) S. die Summariſche Relation mit einer Reihe von Beilagen. 1668. S. 69 ff.

93) Ueber den Streit wegen Neuen-Baimberg (1668) vgl. die damals erſchienenen Streitſchriften beider Theile. Batt. Bibl.

der Sohn jenes Ludwig Philipp († 1654), der im dreißigjährigen Kriege die Regentſchaft über die Pfalz geführt und nach dem Frieden Simmern erhalten hatte, ſtarb am 24. Dez. 1673 (alt. Stils), und nach Verträgen und Hausgeſetzen fielen die ſimmerſchen Güter des kinderloſen Prinzen an Kurpfalz zurück. Aber der Pfalzgraf hatte ſich von Kurmainz (1664) beſchwatzen laſſen, das Amt Böckelnheim, das ſeit zwei Jahrhunderten an pfälziſche Fürſten verpfändet und in ihrem unbeſtrittenen Beſitz war, zurückzugeben. Der Vertrag war von den betheiligten Agnaten, namentlich dem Kurfürſten, nicht anerkannt worden; allein der Nachfolger des rührigen Johann Philipp hatte nicht verſäumt, gleich den Tag nach des Prinzen Tode das Amt Böckelnheim beſetzen zu laſſen. Es folgten nun Auftritte (1674), die bei der Ohnmacht der centralen Reichsgewalt nicht zu hemmen waren; die beiden erſten Kurfürſten des Reichs befehdeten ſich ſchonungslos, Mainz zwang pfälziſche Unterthanen zum Dienſteid, und Kurpfalz ließ die mainziſchen Inſignien im Amt Böckelnheim herunterreißen. So dauerte es fort, bis man ſich (Mai 1676) dazu verſtand, das ſtreitige Gut in kaiſerliche Sequeſtration zu geben; erſt 1715 ward dann ein Vertrag geſchloſſen, durch den das beſtrittene Amt Böckelnheim an Pfalz überging und Mainz mit der Hälfte des Ertrags entſchädigt ward.

In allen dieſen Händeln that Karl Ludwig nicht mehr, als was ſeine Stellung und die Umſtände forderten; ließ er ſich auch manchmal von perſönlicher Heftigkeit oder übertriebener Eiferſucht zu weit fortreißen, ſo war doch in der Hauptſache ſein Beſtreben nur darauf gerichtet, Verlorenes wieder zu gewinnen, Schwankendes zu befeſtigen. Dieſer Gedanke mochte ihn auch leiten, als er 1671 ſo ſchnell der franzöſiſchen Werbung nachgab und ſeine einzige Tochter Eliſabeth Charlotte mit dem Bruder Ludwigs XIV., dem Herzoge von Orleans, verlobte. Mit Widerſtreben hatte die kräftige und geiſtreiche Prinzeſſin, in Vielem das Ebenbild des Vaters, ſich gefügt; ſie be-

trachtete ſich als „das politiſche Lamm, das dem Staate geopfert ward“, und die nächſte Zukunft hat ihre Beſorgniß beſtätigt. Der Kurfürſt ließ es geſchehen, daß die junge Fürſtin bei ihrem Eintritt ins franzöſiſche Gebiet die Religion der Väter, worum ſie ſo viel erlitten, abſchwor; er mußte den Sturm der eiftigen Proteſtanten und die Angriffe der holländiſchen uncenſirten Preſſe über ſich ergehen laſſen; denn ihn tröſtete die Hoffnung, an Frankreich auch einen ſchützenden Verbündeten und freundlichen Nachbar zu erhalten. Bald ſollte ſich zeigen, wie weit dieſe Hoffnung begründet war.

Der drohende Krieg zwiſchen Ludwig XIV. und dem Kaiſer war losgebrochen, noch ehe (1674) Leopold einen der drei Brüder Fürſtenberg, welche den Verrath an der deutſchen Sache mit der keckſten Stirne trieben, hatte aufheben und in wohlverdiente Gefangenſchaft bringen laſſen. Der Ausbruch des Krieges brachte aber kaum einen deutſchen Fürſten in größere Verlegenheit, als den Kurfürſten von der Pfalz; ſeine geographiſche Lage an der Gränze des meiſt ſchutzloſen Reiches und ſeine Verwandtſchaft mit Ludwig XIV. ließen indeſſen vermuthen, daß er ſich auf franzöſiſche Seite wenden werde. Ohnedies war ſolch eine Politik, die an den heiligſten Intereſſen zur Verrätherin ward, nichts Neues mehr; viele deutſche Fürſten, unter ihnen auch der Sohn und Nachfolger jenes Kurfürſten von Bayern, der in den weſtphäliſchen Friedensverhandlungen hatte Deutſchland an Frankreich verkaufen helfen, waren entweder für Geld an die franzöſiſche Dienſtbarkeit geknüpft, oder thaten den Dienſt der Niederträchtigkeit umſonſt. Auch Kurfürſt Karl Ludwig, den die aus Noth entſtandene Gewohnheit zum Geldgierigen gemacht hatte, war (1658) für franzöſiſche Subſidien, wie man den Judaslohn nannte, nicht unzugänglich geblieben [94]), und die neuliche Vermählung ſeiner Tochter bewies, daß er auch jetzt den Gedanken einer Verbindung mit Frankreich noch nicht

94) Er hatte kurze Zeit lang 3000 Thaler monatlich erhalten. Neiger S. 213.

aufgegeben habe. Ludwig XIV. kannte den Ehrgeiz, die ſchwache Seite ſeines Nachbarn, vortrefflich; dabei ſuchte er ihn jetzt zu faſſen. In die Liſte der Univerſalmonarchie, die der neue Karl der Große gründen zu wollen ſchien, ward auch ein Königreich Auſtraſien, als Stütze des franzöſiſchen Einfluſſes in Deutſchland, aufgenommen, und Karl Ludwig, deutete man an, ſolle die Krone dieſes Königreichs im Monde tragen dürfen. Der kluge, feine Kurfürſt ſchien ſich wirklich bethören zu laſſen; er correſpondirte darüber mit ſeinem zukünftigen Lehensherrn in Verſailles, ließ eine Münze ſchlagen, die auf die gehoffte Königskrone hindeutete [95]) und das Geſuch der Kaiſerlichen, einen Durchzug zu geſtatten, wies er unter dem Vorwande völliger Neutralität ab. „Er begriffe nicht, wie man um der Holländer willen Krieg anfangen möge, und werde auch nicht dulden, daß ſein Land zum Kriegsſchauplatz werde" — das waren die Aeußerungen, die er in Gegenwart des franzöſiſchen Agenten dem brandenburgiſchen Geſandten (1672) zur Antwort gab [96]). Nur die ernſtlichen Vorſtellungen verſtändiger Rathgeber, die patriotiſch und freimüthig dachten, riſſen ihn aus ſeinem Taumel für Frankreich zu einer ruhigeren Betrachtung der Dinge zurück. Er faßte einen Entſchluß, der patriotiſch etwas beſſer, aber politiſch nicht klüger war; er wollte ganz neutral bleiben.

Wie nun der Krieg auszubrechen drohte, kam ein Geſandter Ludwigs XIV. zu dem Kurfürſten (1673) mit der ſcheinbar ganz unſchuldigen Bitte, einer Schaar franzöſiſcher Truppen von 3000 Mann doch das Beſatzungsrecht in Oppenheim einzuräumen; aber Karl Ludwig, zu klug, um die arge Schlinge nicht zu ſehen, und auf nichts eiferſüchtiger, als auf die Herrſchaft in ſeinem Lande, ſchlug das Geſuch rund ab. Ludwig XIV. war durch dieſe Weigerung eines „ſo kleinen" Fürſten viel empfindlicher beleidigt, als durch das Fehlſchlagen ſeines Planes ſelbſt; und der große König bedachte ſich keinen Augenblick, durch

95) Beil. zu Wundts Geſch. Karl Ludwigs S. 104 f.
96) S. Wagner Historia Leopoldi Magni Caesaris I. 299. 300.

abſichtliche Quälereien den ſchwächeren Nachbar die abgewieſene Allianz entgelten zu laſſen. Durchzüge und Erpreſſungen bedrängten das Volk, als Türenne (1673) vom Weſterwald an den Main heraufzog, die pfälziſchen Bauern wurden zu Schanzarbeiten gezwungen, oder, wenn ſie ſich weigerten, ausgeplündert, und wie dann Karl Ludwig einen Boten ins Elſaß ſchickte [97]), um ſich bei dem König ſelbſt zu beſchweren, ward ihm bedeutet: das ſey die verdiente Strafe für die Neutralität der pfälziſchen Politik. Das Land ſollte dieſe Neutralität aber noch härter büßen; als Türenne im Herbſt an den Neckar zurückzog, kam Vaubrun mit 4000 Mann aus dem Elſaß, mit dem Vorgeben, den Rückzug des franzöſiſchen Marſchalls decken zu wollen; Karl Ludwig, froh, ſie los zu werden, half ihnen noch ſelbſt die Brücke bei Ladenburg ſchlagen, aber troz dieſer und anderer Artigkeiten des deutſchen Kurfürſten beeilten ſich die drückenden Gäſte nicht, abzuziehen; mehrere Tage lang hauste die anſehnliche Armee auf kleinem Raum zwiſchen dem Neckar und der Bergſtraße zum großen Nachtheil der Bevölkerung. Endlich zogen ſie ſich zurück, aber nur um jenſeits des Rheines ſchonungsloſer fortzuſetzen, was dieſſeits begonnen war. Neun Wochen lagen die franzöſiſchen Horden plündernd und zerſtörend an der Nahe, bei Kreuznach und Wolfſtein; mit Raub, Brand, Schändung, ſagt ein tüchtiger Geſchichtſchreiber dieſer Zeit [98]), ward der ſchönſte Theil Deutſchlands ſchmählich verwüſtet, Land und Menſchen wurden mehr als feindſelig behandelt, die Bewohner zu militäriſchen Zwangsarbeiten genöthigt und Kriegsſteuern ſchonungslos erpreßt. Türenne, der dies alles mit ſclaviſchem Sinne geſchehen ließ, handelte im Willen ſeines Herrn; denn als der Kurfürſt ſich nochmals beim König beſchwerte, gab ihm der übermüthige Deſpot, deſſen Enkel 120 Jahre ſpäter als politiſche Steifbettler herumgezogen ſind, die grobe Antwort:

---

97) Seine kräftigen Beſchwerden findet man im Theatr. eur. XI. 344 ff.

98) Wagner Historia Leop. I 325.

was denn ein Kurfürſt von der Pfalz gegenüber einem König von Frankreich vermöge? Gegen Ende des Jahres zogen die Truppen zwar weg, aber indem ſie ihre Winterquartiere zum Theil in der Grafſchaft Sponheim bezogen, ward dem pfälziſchen Lande eine neue drückende Laſt aufgelegt.

Die Folgen der Neutralität hatte Karl Ludwig jetzt ſchwer genug empfunden, um geſundere Rathſchläge anzunehmen und den Weg zu befolgen, den ihm die angeborne Pflicht des deutſchen Fürſten anwies. Er trat entſchiedener auf die Seite des Reiches und der pfälziſche Rath Seiler begab ſich nach Wien, um mit dem Kaiſer eine Allianz zu ſchließen. Es war davon die Rede, Germersheim zu einem kaiſerlichen Waffenplatz zu machen, Philippsburg, die militäriſche Stütze franzöſiſcher Gewaltthaten in der Pfalz, für den Kaiſer wieder zu erobern, die Landvogtei Hagenau an die Pfalzgrafen zurückzugeben, und die habsburgiſche Politik war zum erſten Mal ſeit langer Zeit wieder mit der pfälziſchen in Einklang gekommen.

Nöthig war die gemeinſame Hülfe beſonders hier, weil die Pfalz ganz offen und ſchutzlos da lag; Karl Ludwig, mehr Regent und Verwalter, als Kriegsmann, hatte die zwanzig Jahre ſeiner Regierung dazu verwandt, mit ſparſamem Haushalt die Wunden des dreißigjährigen Krieges zu heilen; auf ſtehende Heere oder eine bedeutende Militärkraft hatte er weniger Rückſicht nehmen können, als auf eine fleißige, ackerbauende Bewohnerſchaft, die ſein entleertes Land wieder bevölkerte. Um ſo wichtiger war es, daß der Bund zwiſchen dem wiener und heidelberger Hof verborgen blieb, bis die Gränze ganz gedeckt war; wie war das aber zu erwarten von einer Zeit, wo in Wien ſelbſt der Verrath ſo zu Hauſe war, daß Montecuculi zu ſagen pflegte: es ſey einerlei, ob man die Depeſchen an ihn oder gleich nach Paris ſchicke![99]) So waren denn auch, wahrſcheinlich über Brüſſel und durch die Gefälligkeit der ſpaniſchen Regierung, die wiener Unterhandlungen an Frankreich viel frü-

99) Wagner Hist. Leop. I. 325.

her verrathen worden, als man den Bund abſchließen und ihm einen militäriſchen Nachdruck hatte geben können. Der franzöſiſche Botſchafter Bethune bot in ſüßen Worten Entſchädigung und Schutz von Frankreich an, nur müſſe der Kurfürſt ſich nicht an den Kaiſer, ſondern an Ludwig XIV. anſchließen, und als Karl Ludwig das ablehnte, brachen Rocheſort und Vaubrun an der Spitze von 5000 Mann, vom Elſaß her, ſchon in die Pfalz ein (Febr.). Mit dem frechen Uebermuth, den das franzöſiſche Weſen der Zeit überall zur Schau trug und als römiſche Größe auszugeben ſich gefiel, nahmen die franzöſiſchen Befehlshaber des Kurfürſten Beſchwerden auf; Bethune dagegen, klüger und falſcher, ſtellte ſich unwiſſend, entſchuldigte ſich, erſchien nochmals vor Karl Ludwig und hielt ihm den Entwurf des Vertrags vor, den der pfälziſche Unterhändler in Wien mit dem Kaiſer verabredet habe. Aber der Kurfürſt blieb unerſchüttert. Während Bethune den Argloſen und den freundlichen Rathgeber ſpielte, ja noch bis zuletzt den hülfloſen Fürſten hinzuhalten und an Frankreich zu knüpfen ſuchte, äußerte ein anderer franzöſiſcher Diplomat, Courtin, ſich ganz offen über den Plan Ludwigs XIV., und die mordbrenneriſchen Raubhorden des „allerchriſtlichſten“ Königs hausten bereits in ihrer Weiſe [100]. Germersheim wurde genommen (21. Febr.) und geſchleift (April), Hagenbach und Selz beſetzt, das ſelzer Schloß in die Luft geſprengt; in wenigen Tagen ſah man das Oberamt Germersheim in eine rauchende Brandſtätte, die Bewohner, an deren Wohlſtand Karl Ludwig ſeit zwanzig Jahren mühſam gearbeitet, in Bettler umgewandelt.

Des Kurfürſten Schmerz war gränzenlos; ein unbewährtes Gerücht, er hätte damals abdanken wollen, bezeichnet wenigſtens richtig, wie heftig ihn dieſe Unglücksfälle erſchütterten. Noch war das Aergſte aber nicht geſchehen. Es kamen zwar (April) aus dem Weſterwald kaiſerliche Truppen unter Caprara, die ſich an Frankenthal anlehnten und ein franzöſiſches Regi-

100) Theatr. eur. XI. 498 ff.

ment bei Rheingönheim tüchtig ſchlugen [1]); und der Vertrag zwiſchen dem Kaiſer und Kurpfalz ward am 18. Mai ausgewechſelt; auch ward Heidelberg von den fränkiſchen Kreistruppen beſetzt und lothringiſche Hülfsſchaaren (Mai) näherten ſich von Weſten her der Pfalz, allein die neuen Beſchützer, von Karl Ludwig vergebens gewarnt, ließen ſich bei Sinsheim in ein Treffen gegen Türenne ein (Juni), das mit einer Niederlage für ſie endigte. Türenne wandte ſich freilich über den Rhein zurück und die geſchlagenen Schaaren, immer noch ein anſehnliches Heer, ſchienen ſich zwiſchen Neckar und Rhein verſchanzen zu wollen; wie aber Türenne bei Philippsburg den Fluß wieder überſchritt, da brach der Heldenmuth des kaiſerlichen Feldmarſchalls, und er trat, trotz des heftigen Unwillens, den der Kurfürſt offen ausſprach, mit ſeiner anſehnlichen Armee den ſchmählichen Rückzug an. Jetzt war die Neckarpfalz den Türenne'ſchen Schaaren ganz preisgegeben; der franzöſiſche Marſchall, deſſen Vater als Flüchtling einſt am pfälziſchen Hofe gaſtliche Zuflucht fand, hatte, wie ſpäter Melac, aus dem Serail zu Verſailles den Befehl erhalten, die Pfalz zu verwüſten [2]), und der große Feldherr war entſchloſſen, dieſen Befehl mit der verächtlichen Nachgiebigkeit eines Höflings auszuführen. Einzelne Gewaltthaten von Freibeutern, und verzweifelte Repreſſalien der mißhandelten pfälzer Bauern ſollten dazu dienen, die Grauſamkeit des franzöſiſchen Marſchalls und ſeiner wüſten Horden zu beſchönigen.

Seit Ende Juni ſammelte ſich das franzöſiſche Heer an der Bergſtraße, und Weinheim, das ſich erſt durch 600 Gulden losgekauft hatte und mit ſchriftlichen Verſicherungen des franzöſiſchen Marſchalls ſich hatte täuſchen laſſen, war der Mittelpunkt, von wo aus ſich das Plünderungsweſen über die pfälziſchen Neckargegenden verbreitete. Türenne ſelbſt rückte in Wein-

1) Die andern kleineren Streifzüge auf beiden Seiten erwähnt das Theatr. eur. XI. 500.

2) S. Basnage Hist. des Prov. unies II. 519.

heim ein, und wie der Wolf in der Fabel dem Lamm zu beweiſen ſucht, daß es ihm das Waſſer getrübt habe, ſo mußten die Weinheimer alle ihre Waffen ausliefern, „weil ſie neulich viel Franzoſen erſchoſſen hätten!“ Schonungslos wurden die Felder ausgeplündert, erſt die herrſchaftlichen Güter, dann die der Bürger. Alle Keller in Weinheim wurden verzeichnet, der beſte Wein für die Generalität herausgeſucht, das Uebrige den Soldaten preisgegeben. Aus manchem Keller ſind vierzig, fünfzig bis achtzig Fuder weggeholet worden; ja einem Bürger, Namens Rabenhaupt, wurden allein 130 Fuder geſtohlen [3]). Ebenſo wurden die Pferde weggeführt; man zwang die Bauern, ſie an ihre Wagen anzuſpannen, und nahm ſo Pferde und Wagen mit. Auch das Zugvieh wurde geſtohlen. Dann erſt ging es an die Plünderung der Häuſer; den Leuten wurden die Kleider vom Leib geriſſen, alles, was man nicht mitnehmen konnte, Thüren und Fenſter zerſchlagen. Man grub die Brunnen ab, riß das Pflaſter auf, um Geld zu finden, und da ſich in einem Storchneſt Geld verborgen gefunden hatte, ſah man zuletzt auch die Helden Türennes die Storchneſter der Stadt Weinheim einer gründlichen Prüfung unterwerfen. Oeffentliche Gebäude, heilige und profane, waren eben ſo wenig ſicher; die Truppen des „allerchriſtlichſten Königs“ führten die Glocken und Orgeln ſogar mit ſich weg. Eine Ueberlieferung der Zeit berichtet, es hätten zu gleicher Zeit ſieben pfälziſche Städtchen und neunzehn Dörfer in Brand geſtanden. So trieb man es zehn Tage lang in der Stadt und Umgegend; die ſchutzloſen Bauern flüchteten ſich hungernd nach der Stadt, wo die Maſſe der Menſchen in demſelben Verhältniß wuchs, als der Vorrath an Lebensmitteln abnahm. Die Bedrängten, die zuſehen mußten, wie man ihr Getreide wegführte, wurden zuletzt in ſolche Noth gebracht, daß ſelbſt der franzöſiſche Feldherr für nöthig hielt, etwas zu thun, ehe die Verzweiflung des Hungers zum Ausbruch kam. Der ehrenwerthe Edelmann meinte ſehr menſchlich zu handeln, als

3) Theatr. eur. XI. 506.

er ihnen fünf Wagen mit verdorbenem Brode zuſchickte und an demſelben Tage die Unverſchämtheit hatte, den letzten Vorrath von brauchbarem Getreide von Weinheim wegführen zu laſſen.

Wenn Türenne glaubte, durch ſolche Barbarei den Kurfürſten zu einem Alliirten Frankreichs zu machen, ſo irrte er ſich; denn ſo tief der Schmerz war, womit Karl Ludwig von den Thürmen ſeiner Friedrichsburg das Werk ſeines Lebens, den Wohlſtand der Pfalz, in Rauch und Trümmer aufgehen ſah, ſo ward doch ſein feſter, männlicher Charakter durch dieſe Mißhandlungen nur noch mehr als zuvor gegen Frankreich erbittert. Er werde ſeine Pflicht gegen das Reich nicht opfern, auch wenn er nur ein Stück trockenes Brod übrig habe, äußerte er gegen ſeine Umgebung; es gebe wieder Steine und Holz, um neue Häuſer aufzubauen, antwortete er mit verbiſſenem Schmerze, auf die Aufforderung Türennes, ſich dem grauſamen Dränger in die Arme zu werfen. Wie aber die Verwüſtungen fortdauerten, ſchickte er (Juli) an den franzöſiſchen Marſchall ein bitteres, vorwurfsvolles Schreiben, in welchem die Herausforderung zu einem Zweikampfe lag. Er warf ihm in der Erbitterung vor, wie er die Religion ſeiner Väter abgeſchworen und jetzt in dem Lande, worin ſein verbannter Vater eine Zuflucht gefunden, unſchuldige Unterthanen ruinire und mordbrenneriſch hauſen laſſe, und fügte die Worte hinzu: nicht aus einer romanhaften Laune, noch aus eitelm Stolze, eine abſchlägige Antwort zu erhalten, fordere ich Euch heraus, ſondern aus einem Gefühl der Rache, weil ich jetzt nicht an der Spitze einer Armee erſcheinen kann, die Euch gewachſen und deßhalb keine andere Genugthuung vor Augen ſehe, als die durch meine eigne Hand. Türenne ſchrieb eine höfliche, entſchuldigende Antwort, verfuhr aber ſeitdem etwas ſchonender [4]).

---

4) Colini in ſeiner Abhandlung: **Dissertation historique et critique sur le prétendu cartel ou lettre de défi envoyé par Charles-Louis Electeur Palatin au Vicomte de Turenne. Mannh. 1767.** hat die Geſchichte von dieſem Duel mit Scharfſinn angegriffen; doch ſcheinen uns die

Vielleicht geſchah es nur, weil an der Bergſtraße nichts mehr zu verwüſten war. Denn als Türenne von Weinheim, wo er noch dreitauſend Mann zurückließ, am 8. Juli abzog, kam er wie ein Würgengel in die noch unzerſtörten Gegenden; die Truppen, die er vom Ueberrhein an ſich zog, verbrannten Germersheim, Dürkheim, Wachenheim, Herxheim, und auch das Hardtgebirge, wie die Bergſtraße, ward zur Brandſtätte gemacht. Karl Ludwig machte dies himmelſchreiende Verfahren den auswärtigen Höfen bekannt [4a]), ſo daß Ludwig XIV. nicht mehr ſchweigen konnte. Er erließ eine Erklärung, die zur rohen Gewalt noch ſchnöden Uebermuth häufte: „obwohl er im Beſitze der Pfalz ſey, wolle er doch großmüthig das Land räumen, wenn ihm der Kurfürſt Neutralität verſpreche!" [5]).

Jetzt endlich, nachdem Karl Ludwig bei Kaiſer, Reich und den antifranzöſiſch geſinnten Fürſten, namentlich Brandenburg, die dringende Noth ſeines Landes hatte vorſtellen laſſen, zogen die Kaiſerlichen, ſammt den braunſchweigiſchen und münſterſchen Contingenten heran, und es folgte ihnen das brandenburgiſche Heer. Auch Karl Ludwig zog jetzt ſeine kleine Armee, die in den Feſtungen lag, zuſammen, und die anſehnlichen Heeres-

---

wichtigſten ſeiner Einwände durch Wundt (Leben Karl Ludwigs Beil. XIX.) widerlegt. Colini hat des Kurfürſten heftiges Weſen nicht genug beachtet; wer dem bayriſchen Geſandten zu Frankfurt das Dintenfaß an den Kopf warf, konnte auch beim Anblick dieſer greulichen Verheerungen eine Wuth empfinden, die er, weil ihm zur Schlacht die Mittel fehlten, perſönlich zu kühlen ſuchte. Bei der Theilnahme, die Karl Ludwig am Wohlſtand des Landes nahm, iſt ſolch eine Hitze ein menſchlich edler Zug, auch wenn man ihn ſpäter der Etikette wegen hat verbergen wollen. Turenne ſchrieb ſehr wahr an Louvois: je suis assuré que M. V. El. Pal. en aura été faché une heure après, drum iſt auch in den pfälziſchen Archiven nichts zu finden geweſen, und der nach Oben ſehr gefällige Reiger leugnete die Sache ab, worauf Colini zu viel Werth gelegt hat.

4a) An England, Brandenburg und den Kaiſer. Auch bei dem Herzog von Orleans beſchwerte er ſich. S. den Brief bei Colini S. 128 f.

5) Theatr. eur. XI. 507. Wie man es im Zweibrückiſchen trieb, bezeugen die Berichte der pfälziſchen Geſandten auf dem Reichstag. (Bayr. Reichsarchiv.)

maſſen bewegten ſich (Sept.) gegen das Elſaß, um Türenne anzugreifen. Aber der rechte Augenblick ward verſäumt, bis die Jahrszeit ungünſtig geworden und der franzöſiſche Feldherr verſtärkt war; ſo litt niemand durch das große Heer, als die Bewohner des Elſaſſes, und Karl Ludwig kehrte mit dem Kurprinzen unmuthig nach Heidelberg zurück (Dez.), ohne etwas ausgerichtet zu haben. Das pfälziſche Land war durch die Durchmärſche nur neu bedrängt worden, geſchützt war es nicht, denn während die Deutſchen im Elſaß lagen, war Philippsburg noch in franzöſiſchen Händen und blieb die Raubhöhle, aus der die fremden Horden plündernd und mordend durchs Land zogen. Von ihnen ward (Okt.) bis in die Umgegend von Heidelberg geſtreift, die Dörfer Leimen, Kirchheim, Eppelheim wurden geplündert und zum Theil in Brand geſteckt; ja noch im November zog eine ſolche Horde in die Umgegend von Alzei, um die nahgelegenen Dörfer zu brandſchatzen.

Der Kurfürſt, dem in dieſer Kriegsnoth Steuern und Kammergefälle ausblieben, konnte keine große Kriegsmacht ins Feld ſtellen; da bot er wenigſtens Alles auf, unter die, bei denen die Macht war, Leben und Eifer zu bringen. Sein Geſandter in Regensburg gab eine kräftige Vorſtellung ein (1675), die zunächſt im Allgemeinen die Mängel und Lücken der Kriegführung treffend hervorhob, dann nachwies, wie ſchutzlos und jeder Willkühr preisgegeben man die Pfalz hatte liegen laſſen. Als dann die Einfälle von Philippsburg aus fortdauerten, und die Orte im Brurein von den Franzoſen beſetzt wurden, legte der kurpfälziſche Geſandte dem Reichstag eine neue Schrift vor, die klar und praktiſch die Nachtheile hervorhob, die ein Vernachläſſigen der Pfalz jeder künftigen Kriegsoperation bringen müßte; namentlich ſollte Bretten als Waffenplatz benützt werden, um Philippsburg im Schach zu halten [6]. Karl Ludwig blieb auch perſönlich nicht unthätig, ſo weit ſeine kleine Truppenmacht es erlaubte; er beſetzte Gernsheim am Rhein und ſchleifte es, um

6) Theatr. eur. XI. 662. 163.

den Franzoſen einen Anhaltspunkt auf dem rechten Ufer zu nehmen; er beſetzte Hirſchhorn am Neckar, um auch von dieſer Seite gegen franzöſiſche Einfälle das Land zu ſichern. Nichts bezeichnet das Elend der Zeit mehr, als daß der Kurfürſt von Mainz die Naivetät hatte, in einem Augenblicke der drohendſten Gefahr ſich beim Reichstag über ſolch einen „Eingriff“ von Kurpfalz in ſeine Souverainetätsrechte — freilich erfolglos — zu beſchweren [7]).

Den Vorſichtsmaßregeln des Kurfürſten, deren Werth der Kaiſer lobend anerkannte [8]), hatte man es zu danken, daß keine Streifzüge die Pfalz jetzt beunruhigten; die Führung Montecuculis und der Fall Türennes waren aber Urſache, daß die Feinde diesmal am Oberrhein zurückgedrängt wurden und im ganzen Jahr 1675 kein Franzoſe den Rhein herab in die Pfalz eindrang. Noch war aber Philippsburg in feindlichen Händen, und ſie trieben ihr Raubhandwerk ſo keck, daß der Kurfürſt ſich vertragsmäßig mit ihnen abfinden und ihnen eine Entſchädigungsſumme entrichten mußte. Seit Anfang des Jahres 1676 ſchien auch das nicht mehr zu fruchten; wahrſcheinlich ermuthigt durch einen Streifzug der Franzoſen in den Weſtrich, von wo aus Zweybrücken, Lautern und Bergzabern ganz ſchrecklich mißhandelt ward [9]), machten ſie (Febr. 1676) exorbitante Forderungen und

---

7) Karlsr. Archiv („Anſprüche“). Vgl. die Abgenötigte wohlgegründete Wiederlegung des Churmayntziſchen Berichts. Heid. 1675.

8) In einem kaiſerlichen Schreiben (Wundt Beil. XVIII.) heißt es: Und gebühret Ew. Liebden vorderiſt der immerwährende Ruhm, daß Sie ſich zur Beſchützung des Heil. Röm. Reichs, zur Erhaltung teutſcher Freiheit und dem geſamten gemeinen Weßen zum beſten ſo beſtändig, treu, eifrig und ſorgfältig erwießen.

9) Theatr. eur. XI. 852. In Zweibrücken wurden außer der Plünderung Bürger und Beamte „wie Hundsjungen“ tractirt, in Bergzabern „alle Einwohner, keinen einigen ausgenommen, bis aufs Hemd geplündert, und ſonſt erbärmlich tractirt, darauf erſtlich ins Schloß und Amthaus, folgends aber auch in alle Privat Häuſer Feuer gelegt“, im Amt Lautern ward verkündigt, „wenn nicht unverzüglich die Contribution entrichtet würde, man alle Unterthanen mit Feuer und Schwert verfolgen wolle.“

erhoben Contributionen, wie wenn ſie Landesherrn wären. Oſt- und Weſthofen wurden damals eingeäſchert, die Dörfer im Amt Neuſtadt theils geplündert, theils in Brand geſteckt. Solche Exceſſe machten denn doch die Nothwendigkeit einleuchtend, Philippsburg, das zu einer Geiſel des Landes geworden war, den Franzoſen wegzunehmen; ſeit Ende Juni ſchien man das auch ernſtlich betreiben zu wollen. Aber es war in Führung der Belagerung ſo Vieles auszuſetzen, daß Karl Ludwig darin nur eine verfehlte Unternehmung ſah und ſich bedachte, Soldaten und Munition dazu herzugeben. Der ſchlimme Erfolg war, daß man nach der Uebergabe, die endlich am 7. Sept. geſchah, ſich bedachte, den Wunſch Karl Ludwigs, der die Feſtung geſchleift ſehen wollte, zu erfüllen [10]; ſo blieb denn die gegründete Beſorgniß, die Franzoſen möchten in einem glücklicheren Momente Philippsburg wieder zu einer Raubhöhle für das pfälziſche Land benutzen.

Ohne entſcheidende kriegeriſche Ereigniſſe dauerten die verheerenden Plünderungen wie bisher fort; wenn auch die kurpfälziſchen Beſitzungen in der nächſten Zeit verſchont blieben, ſo war doch nicht zu hindern, daß die Franzoſen raubend und brennend in die Länder der pfälziſchen Agnaten, namentlich ins Zweibrückiſche, einfielen. Ein drückendes Jahr ward für dieſe Gegend das Jahr 1677; was bisher an Gewaltthat, Grauſamkeit und Zerſtörungswuth vorkam, drängte ſich da auf die eine Stadt Zweibrücken zuſammen; und ſelbſt als Karl Ludwig eine Abtheilung Truppen an die Lauter und den Glan ſchickte (Febr.), die nicht ohne Glück focht, konnte er doch nicht hindern, daß Schloß und Stadt Zweibrücken rein ausgeplündert, die fürſtlichen Mobilien ſammt der Bibliothek mit fortgeführt wurden, und die Mordbrenner zuletzt noch das Schloß ſammt allen Mauern und Thürmen in die Luft ſprengten [11].

---

10) Reiger S. 242. Vgl. über dieſe Angelegenheit Theatr. eur. XI. 1014. 1165. Kurpfalz berief ſich namentlich auf die rechtlich beſtrittene Erbauung durch Biſchof Philipp von Speyer.

11) Theatr. eur. XI. 1024 f.

Wie endlich der Friede geſchloſſen ward (1679), begann für die Pfalz eine neue Zeit des Drängens; Ludwig XIV. hatte zu gut geſehen, welcher Mangel an Gemeinſinn, welche Schlaffheit zu allen großen Intereſſen auf dem deutſchen Weſen laſte; warum hätte er der Verſuchung widerſtehen ſollen, die wehrloſe Weſtgränze des Reiches zu ſeinem Vortheil auszubeuten? Niemand litt aber darunter empfindlicher, als die unglückliche Pfalz.

Erſt forderte man, von der Kriegszeit her, noch einen Nachtrag zu einer Contribution, welche die pfälziſchen Unterthanen an die Garniſonen zu Lützelſtein und Diedenhofen entrichten ſollten; Karl Ludwig ſchickte ſelbſt nach Nancy und erhielt dort von dem franzöſiſchen Commiſſär de la Goupilière die Verſicherung, „damit ſeyen dann alle Forderungen getilgt.“ Der Kurfürſt entſchloß ſich daher, für ſeine geplünderten Unterthanen die Summe von 46677 Gulden und 46 Kreuzer aus ſeiner Kaſſe vorzuſchießen. Kaum war das Geld bezahlt, ſo trat man mit ſchamloſer Keckheit, gegen die gegebene Zuſage, dennoch mit einer Forderung für die philippsburger Garniſon auf, und drohte, gegen die dem Elſaß nahgelegenen überrheiniſchen Gegenden der Pfalz militäriſch zu verfahren. Der Kurfürſt ſuchte zu unterhandeln, ja, um ſein Land von den böſen Drängern frei zu halten, bot er an, auch dieſe Summe von 94145 Gulden 30 Kreuzer binnen Jahresfriſt zu entrichten, und glaubte nun jeder weiteren Verpflichtung um ſo mehr ledig zu ſeyn, als man bei den Unterhandlungen keine weitere Forderung erwähnt hatte.

Er täuſchte ſich; denn alsbald trat der franzöſiſche Intendant Charruel mit neuen Kriegsgeldern hervor, die pfälziſche Unterthanen an die Garniſonen zu Zweibrücken, Trier und Naumburg bei Kreuznach ſchuldig ſeyn ſollten, und abermals ward mit militäriſcher Execution gedroht, wenn nicht binnen 14 Tagen das Geld entrichtet ſey [12]).

---

12) Theatr. eur. XII. 132.

Es war das nur der Anfang der beiſpielloſen Schändlichkeiten, die mit der Verbrennung der Pfalz (1689) ihre Höhe erreichten, und es ſchien, als wollte Ludwig XIV. allmählig das Maß der Gewaltthat und brutalen Rechtsverletzung füllen, wofür die gerechte Nemeſis der Zeiten ſein Geſchlecht und deren Kronen zertreten hat. Die Gewaltthätigkeiten waren ſo gigantiſch und neu, daß auch ein neues und beiſpielloſes Recht erſonnen werden mußte; und wie man ein Jahrhundert ſpäter mit dem Enkel Ludwigs XIV. alle Stadien ſophiſtiſcher Lüge und rechtverdrehender Dialektik durchgeſpielt hat, ſo ging jetzt der allerchriſtlichſte König den Mördern Ludwigs XVI. mit ſeinem halbjacobiniſchen, halbjeſuitiſchen Völkerrecht voran. Darauf beruhte jetzt auch der monſtröſe Anſpruch an alle die Beſitzungen, die einſt mit den an Frankreich abgetretenen Provinzen und Orten näher oder entfernter verknüpft waren, und wie in unſerem Jahrhundert der gewaltige Corſe ſein Gelüſte nach der Schweiz an die uralte keltiſche Vetterſchaft zwiſchen Galliern und Helvetiern knüpfte und die Gier nach Nordſpanien mit der cataloniſchen Mark Karls des Großen zu rechtfertigen ſuchte, ſo ward jetzt von Ludwig XIV. ein antidiluvianiſches Beſitzrecht an die Lehensdependenzen der franzöſiſchen Erwerbungen ſtatuiret. Man glaubte erſt fabeln zu hören, als ein halbverrückter Parlamentsrath zu Metz mit ſeinem unbekannten Recht der „Reunionen" hervortrat; man fand es lächerlich, daß die Grafſchaft Zweibrücken, als eine Dependenz des Biſthums Metz, an Frankreich gefordert ward, wie aber Truppen vom Elſaß herrückten und fünf pfälziſche Dörfer bei Weißenburg in Beſitz nahmen, wie am 3. April 1680 ein franzöſiſches Reiterregiment ins Oberamt Germersheim eindrang, erhielt die Sache eine ſehr ernſte Seite. Der franzöſiſche Beamte aus Weißenburg blieb nicht dabei ſtehen, unter den Bauern zu Pleißweiler, Sondernheim, Knittelsheim und andern Contributionen auszuſchreiben, ſondern es war unverkennbar auf eine gewaltthätige Erwerbung größerer Landſtriche abgeſehen. Am 4. Mai erſchien der franzöſiſche Beamte im kurpfälziſchen Unteramt Billikheim,

ließ die franzöſiſchen Wappen anſchlagen, die Bewohner von dem Eid der Treue gegen Kurpfalz entbinden, und die Widerſpenſtigen von Haus und Hof treiben. Ein Gleiches geſchah am 13. zu Selz; unter Anpreiſung des gränzenloſen Glücks und der Ehre, deren ein franzöſiſcher Unterthan Ludwigs XIV. theilhaftig ſey, wurden die guten Leute gezwungen, den Unterthaneneid gegen Frankreich zu leiſten, und ihr Pfarrer, der mit edler Feſtigkeit ſich weigerte, das heilige Band des Eides in frevelndem Leichtſinn zu zerreißen, ward verjagt. Am 16. Mai ließ man unter denſelben Formen zu Hagenbach, am 19. zu Billikheim die pfälziſchen Unterthanen dem König von Frankreich huldigen; überall fügte ſich das Volk furchtſam und mit dem unklaren Gefühl, daß hier ein großes Unrecht geſchehe; nur die Geiſtlichen hatten mitunter die Einſicht und den Muth, laut zu erklären, wie frevelhaft man natürliche und beſtehende Rechte verletze.

Die Gewaltthaten gegen Land und Leute dauerten aber fort; denn der Vorwand des Raubes war jetzt ein doppelter: die angeblichen Kriegsſchulden und die Reunionen. So wurden von franzöſiſchen Truppen einige adelige Schlöſſer theils angegriffen, theils beſetzt, ſo ward Falkenburg, wo Kurpfalz das Oeffnungsrecht beſaß und deßhalb eine Beſatzung lag, von Ende Mai an ernſtlich blokirt, ja der franzöſiſche Generallieutenant Montclas hatte die Frechheit, den Kurfürſten ohne Weiteres zur Räumung der Burg auffordern zu laſſen. Bald drangen Schwärme franzöſiſcher Soldaten auch ins Oberamt Neuſtadt ein; ſie nahmen nach einiger Gegenwehr das ſchwach beſetzte Oggersheim, nur eine kleine Meile von Mannheim entfernt, und zogen vor Wachenheim (13. Juni), wo ſich der pfälziſche Dragonerlieutenant Bitſch gegen die Uebermacht ein Paar Tage lang rühmlich vertheidigte. Erſt als ſie Verſtärkung an ſich gezogen, konnten ſie die ſchwachen Mauern überſteigen und hauſten dann gegen Garniſon und Bewohner wie Barbaren; wie ſie vorher aus ohnmächtiger Wuth eine außer der Stadt ſtehende Kirche in Brand geſteckt hatten, ſo war jetzt nach dem Siege nichts heilig

vor ihren tempelſchändenden Armen. Indeſſen hatte man auch angefangen, das Schloß Falkenburg, wo ein Lieutenant mit 40 Mann lag, ernſtlich zu beſchießen (20. Juni); der Lieutenant ließ ſich ſchrecken und übergab nach 24 Stunden die Burg gegen freien Abzug. Zum Lohn für ſolche Pflichtvergeſſenheit ließ der Kurfürſt ihn nachher zu Mannheim enthaupten.

Noch war kaum ein Jahr vergangen, daß man den Friedensſchluß gefeiert, und ſchon häuften ſich ſolch freche Gewaltthaten! Was half es, wenn Karl Ludwig eine lange urkundliche Darlegung ſeines Rechtes an Falkenburg bekannt machte [13]) und das Benehmen Frankreichs ſtaatsrechtlich beleuchtete —, gegenüber einer ſo ganz ſchamloſen Politik, wie ſie Ludwig XIV. jetzt angenommen, halfen keine Gründe als das Schwert. Das bewies der Erfolg, den des Kurfürſten diplomatiſche Verwendungen für ſein gutes Recht gehabt hatten. Nachdem die Vorſtellung bei den Vollſtreckern des königlichen Willens fruchtlos geweſen, ſchickte Karl Ludwig (April) den Freiherrn von Eck nach Paris; aber erſt nachdem man ihn zu Pontio und Pilato gewieſen, ohne klare Antwort, erhielt er eine Audienz bei dem Despoten ſelber (26. Mai) und übergab ihm ſchriftlich die ausführlichen Darlegungen; er ward an einen Miniſter [14]) gewieſen. Des Miniſters Erklärungen waren dann voll von jener Perfidie und naiven Unverſchämtheit, mit der Diplomaten verfahren, wenn ſie die brutale Gewalt in Händen haben. „Der König, hieß es, begehre nichts, als was die Friedensverträge ihm einräumten; die Deutung des Münſter'ſchen Friedens ſey in Nimwegen anerkannt worden [15]); wenn der Kaiſer etwas habe geſchehen laſſen zum Nachtheil der Reichsfürſten, ſo müſſe

13) Theatr. eur. XII 134.

14) Gewöhnlich wird von deutſchen Quellen Colbert genannt, ſollte es nicht eher Louvois geweſen ſeyn?

15) Dieſes Verſehen war allerdings von der kaiſerlichen Diplomatie begangen worden, indem man ſchwieg; es rechtfertigte aber immer noch nichts von dem, was geſchah.

man es in Geduld ertragen.“ Die Nachweiſung des ſonnenklaren Rechts, die der pfälziſche Abgeſandte ihm entgegenſetzte, war machtlos, wenn ſie nicht mit Bayonnetten unterſtützt war, und Colbert wies ihn an die Reunionskammern! Daß die franzöſiſchen Beamten die pfälziſchen Unterthanen gewaltthätig ihrem rechtmäßigen Fürſten entzogen und ſich auch dabei andere unläugbare Exceſſe erlaubt hätten, davon wollte der franzöſiſche Miniſter nichts wiſſen. Eine Miſſion des Kurprinzen Karl an den nahen Anverwandten, König Karl II. von England, war eben ſo fruchtlos; denn der vorletzte Stuart war leer und eitel wie ein franzöſiſcher Cavalier, und blieb durch Geld und Maitreſſen von Ludwig XIV. abhängig.

Auch der Kaiſer und das Reich ſchickten Botſchafter nach Frankreich; das Reich entwickelte in wohlmeinender Breite ausführlich und gründlich das Recht der gekränkten Fürſten, aber erſt ein Vierteljahr nachher gab Ludwig XIV. eine glatte, vage und ausweichende Antwort.[16] Die gewaltthätigen Beſchränkungen, welche die ſouveraine Gewalt der betheiligten Fürſten erlitt, hatte indeſſen fortgedauert und Karl Ludwig hatte das Ende nicht mehr erlebt; er war aus der Reihe der Lebenden geſchieden, mit noch trüberen Ausſichten, als er damals aus der Verbannung in ſein ödes, verarmtes Fürſtenthum zurückgekommen war.

§. 6.

Innere Angelegenheiten der letzten Zeit Karl Ludwigs.

Beim Anblick dieſer unglücklichen Wendung der Dinge mochte man ſich oft eines geheimnißvollen Vorfalles erinnern, den der Aberglaube der Zeit im Sinne ſchlimmer Ahnung ausgebeutet hat. Im Jahre 1658 nämlich, als der Kurfürſt nach Frankfurt zur Kaiſerwahl abgereiſt war, hinterließ er einen Verwandten aus einer zweibrückiſchen Seitenlinie, den Pfalzgrafen Friedrich

16) Theatr. eur. XII. 137—142.

Ludwig, als Statthalter. Wie der ſeine Reſidenz auf dem Schloſſe genommen und eines Tages allein in ſeinem Zimmer beim Eſſen ſaß, hörte er plötzlich und wiederholt die Warnungsſtimme im Ottoheinrichsbau ertönen: O wehe dir, Pfalz! Er ſprang auf, es war Niemand zu ſehen; er erkundigte ſich bei dem Hofgeſinde, Niemand wußte etwas. Dem Statthalter war der Vorfall ſo bedenklich, daß er ihn dem kurfürſtlichen Geheimen Rath mittheilte, und auch im Volke gab es viel davon zu reden.

Jetzt nach den Verheerungen des franzöſiſchen Krieges ward man an die Warnungsſtimme erinnert; ſie erhielt durch den betrübenden Tod der Degenfeld neue Beſtätigung und zugleich ſah man mit trüber Ahnung den Kurfürſten altern und die ganze Hoffnung der Dynaſtie auf ein einziges Haupt, den kränkelnden Kurprinzen Karl, zurückgeführt. Daß das ſimmerſche Haus und die Familie Friedrichs V., die aus acht Söhnen beſtanden hatte, ſo geſchwunden war, kam von jenem böſen Verhängniß, das die Nachkommen des Böhmenkönigs verfolgte; nicht ohne Schuld war auch Karl Ludwig. Sein Bruder Ruprecht nämlich, der abentheuernde und ritterliche Verfechter des ſtuart'ſchen Königthums, kam nach vielen fehlgeſchlagenen Hoffnungen und ohne beſtimmte Ausſicht, in England wieder eine Zuflucht zu finden, im J. 1657 nach Heidelberg, um von ſeinem Bruder einen Theil der Pfalz, etwa das Amt Lautern, zur Verwaltung zu erhalten. Nun war freilich das Land ſo verkürzt, daß eine neue Theilung nur ſchädlich werden mußte; auch war der ritterliche und ungeſtüme Ruprecht nie ein guter Haushalter geweſen, darum mochte es den Kurfürſten mit gerechter Beſorgniß erfüllen, die mühſamen Früchte ſeines muſterhaften Staatshaushaltes durch den leichtſinnigen Bruder zerſtört zu ſehen, aber trotz dem war ſein Benehmen gegen den hülfloſen Prinzen unedel und unklug. Erſt nahm er den Pfalzgrafen ſo kalt auf, ſetzte ſich auf ſo beſchränkten Fuß in dem kleinen Schloß zu Alzei, daß Ruprecht es fühlen mußte, wie läſtig er ſei. Er entfernte ſich und ritt nach Heidelberg, in das alte Stammſchloß ſeines Hauſes; an

den Thoren der Burg angelangt ward er — abgewieſen, abgewieſen „auf Befehl“ ſeines kurfürſtlichen Bruders! An ſo kleinen Urſachen hängen große Folgen. Der kräftige und ſtolze Ruprecht that einen lauten Schwur, nie die Pfalz wieder betreten zu wollen, und hat ihn zum Unheil des Landes gehalten. Denn wie nachher Karl Ludwig, auf einen einzigen rechtmäßigen Erben beſchränkt, mit Angſt das Ausſterben ſeiner Dynaſtie näher kommen ſah, und den Bruder freundlich bat, doch nach der Pfalz zu kommen und dort, ſtandesgemäß verheirathet, zu leben, blieb Ruprecht bei ſeinem Eid, und der ſimmer'ſche Stamm war fünf Jahre nach Karl Ludwigs Tode verdorrt.

Wenden wir uns zu den innern Verhältniſſen in Karl Ludwigs ſpäterer Zeit, ſo werden wir mit mancher Härte in ſeinem übrigen Auftreten verſöhnt; denn auch während der bittern Kriegsjahre war in ihm die lebendige und warme Theilnahme an des Landes Wohlfahrt und Gedeihen nicht einen Augenblick lau geweſen. Mit lauernden Blicken verfolgte er jede mögliche Wendung der Dinge, um ſeinem Lande aufzuhelfen, und die Nachbarn waren nicht immer mit dieſer landesväterlichen Politik ſehr einverſtanden. So hatte er (1659) einen trefflichen Gedanken gefaßt, deſſen Ausführung am ſchnellſten die materielle Blüthe der pfälziſchen Rheinlande hätte fördern können. Die alte Reichsſtadt Worms war durch den Krieg furchtbar herabgekommen; von Schulden und Nahrungsloſigkeit bedrängt, lief ſie jeden Augenblick Gefahr, der Gewalt der Executoren anheim zu fallen. Karl Ludwig, dem dies nicht entging, ſchickte eine freundliche Botſchaft an die Wormſer, bot ihnen an, Alles zu thun, um der Stadt aufzuhelfen und ihren Handel zu heben, ja er wollte Reſidenz und Univerſität nach dem alten Nibelungenſitze verlegen und eine Citadelle am Rhein, zum Schutze der Stadt, auf eigne Koſten erbauen.[17]) Das hieß nun freilich die Stadt pfälziſch machen; aber unklug war es doch von den Bürgern, das Phantom einer ſtädtiſchen Freiheit, die zum leeren Klang

17) Wund ts Karl Ludwig, Beil. S. 39 ff.

geworden war, der ſichern und behaglichen Exiſtenz unter dem milden Scepter der pfälziſchen Fürſten vorzuziehen. Sie lehnten das Anerbieten ab und ſanken, nach der grauſamen Zerſtörung von 1689, nur um ſo ſchneller zur armen, unbedeutenden Landſtadt herab.

Mit richtigem Blick erkannte der Kurfürſt die bedeutende Lage von Mannheim; was Worms zu werden ſich weigerte, eine feſte und mächtige Schutzwehr der dieſſeitigen Pfalz, konnte Mannheim am leichteſten werden. Weit entfernt von dem Gedanken, die Stadt, wie es ſpäter geſchah, zum öden Sitz einer prunkenden Serailregierung zu machen, hielt der Kurfürſt auch hier nur den praktiſchen Geſichtspunkt feſt, der ihn aufforderte, dieſen militäriſch und merkantiliſch gleich glücklich gelegenen Punkt zu benützen. Wie Karl Ludwig in das Land ſeiner Väter zurückkehrte, war Mannheim öd, menſchenleer und zum Theil in Ruinen; die von Friedrich IV. erbaute Citadelle war unbrauchbar geworden. Mit der regen Sorgfalt für das Gedeihen des Landes, die Karl Ludwig bei allen perſönlichen Neigungen, Launen und Schwächen ſtets vorzugsweiſe leitete, wurden in die öden Mauern neue Bewohner hereingezogen, die verdrängten Wallonen kehrten zurück, und gegen Ende ſeiner Regierung ſah der Kurfürſt die Stadt auf eine Bevölkerung von zwölftauſend Menſchen gehoben. [18]) Die kleine Citadelle, die Friedrichsburg, die ſein Großvater angelegt, ſchuf Karl Ludwig mit großen Koſten in eine anſehnliche Feſtung um, erweiterte ſie zugleich durch den Anbau eines kurfürſtlichen Schloſſes, und ſtrebte durch glänzende Privilegien wieder Neubauten in der Nähe hervorzurufen. So waren in der neuen Feſtung, die ihrer Lage nach die obere gegen den Rhein hin gelegene Hälfte der heutigen Stadt einnahm, die Bewohner nur unter den Kurfürſten ge-

18) In einem 1663 erſchienenen Plane der Stadt, welcher vor uns liegt, ſind die Hausbeſitzer angegeben; es geht daraus hervor, wie viel Fremde, namentlich Wallonen, unter der damaligen Bevölkerung ſich befanden.

ſtellt, jedoch von allen Lehensdienſten und Laſten der Leibeigenſchaft befreit; alle neuen Ankömmlinge durften mit Hab und Gut von Zöllen und Abgaben frei paſſiren, ſowie ſie auch beim Wegziehen von der Nachſteuer frei ſeyn ſollten. Zunft- und Gewerbszwang war aufgehoben, von Laſten der Einquartirung und Aehnlichem waren die Einwohner ebenfalls frei; denen, die ſich neu anbauten, wurden je nach der Größe des zum Bau verwandten Capitals auf Jahre hinaus die Grundſteuer erlaſſen, und auch in vielen andern Rückſichten den Ankömmlingen ihr Unternehmen erleichtert. [19])

Neben dieſen umfaſſenden Schöpfungen verlor Karl Ludwig mit ſeiner unermüdlichen Thätigkeit auch Kleineres nicht aus den Augen, und während er Städte und Feſtungen neu erſtehen ließ, blühten auch Schulen und Kirchen mächtig auf. Wenn der Kurfürſt von der Umgebung ſeines alten Stammſitzes das lachende Neckarthal hinaufblickte, ſo mußten ihm die Reſte des Kloſters Neuburg ins Auge fallen, das einſt der erſte rheiniſche Pfalzgraf, der hohenſtaufiſche Konrad, für vornehme Jungfrauen als Aſyl und Erziehungsanſtalt begründet hatte. Seit Otto Heinrich lagen die Kloſtermauern öde, ein Pächter lebte jetzt an dem Orte, wo man früher die Pfalzgräfinnen erzogen hatte. Karl Ludwig, der gern dem Gedanken nachhing, in allen Dingen ein Reſtaurator der frühern, geweſenen Pfalz zu werden, faßte nun den Entſchluß, an der Stelle des alten Stifts ein neues proteſtantiſches Kloſter zu dem Zwecke der Erziehung errichten zu laſſen. [20]) Die „Geſellſchaft von tugendhaften Frauenzimmern“, wie ſie 1671 errichtet werden ſollte, glich ganz den klöſterlichen Convicten der katholiſchen Kirche; zwölf Fräulein unter drei Vorſteherinnen, die zwiſchen 25 und 50 Jahre alt

---

19) S. Privilegien den Inwohnern in der Veſtung Friedrichsburg ertheilt im Jahr 1663. Und: Chur Pfaltz gnädigſte Erweiterung des achten Articuls der Veſtung Friedrichsburg in Anno 1663 ertheilter Privilegien. de dato 23. May 1679.

20) Vgl. die Handſchr. aus dem Degenfeldſchen Archiv bei Wundt Beil. XVI. Vgl. die Frauenzimmerordnung bei Kazner III. S. 121 ff.

ſeyn mußten, ſollten zur Ehre Gottes in Einfalt und ohne Ueppigkeit dort leben; ihre Mitgabe mußte tauſend Reichsthaler betragen, und nach dem Probejahre ſollten ſie ein Cölibatsgelübde ablegen. Stiftspfarrer und Arzt ſollten bejahrte, geſetzte Leute ſeyn; Mannsperſonen über 12 Jahre ſollten nicht zugelaſſen werden, und die Zucht im Einzelnen, der Grad des Gehorſams, war nach dem Muſter eines ſtrengen Nonnenkloſters geordnet.

Was den Kurfürſten dazu bewog, den klöſterlichen Zwang bei Erziehung fürſtlicher und adeliger Jungfrauen zu Hülfe zu nehmen, das hat er ſelbſt in ſeiner kräftigen und markirten Weiſe ausgeſprochen; der lobenswerthe Wunſch, dem hereinbrechenden Ton der Frivolität eine feſte Schranke altväterlicher Sitte entgegenzuſetzen, war ſein weſentliches Motiv. „Die im Stift aufgenommenen Jungfrauen ſollen nicht auſſer der Welt ſeyn, ſagte er, ſondern ſoviel möglich unter ſich ſelbſt eine eingezogene ordentliche Welt machen; ihre Nothdurft ſollte ſo eng und eingeſchränkt ſeyn, daß ſie ihr Herz nicht an ſolche Luſtbarkeiten hingen. — — Vor allen Dingen ſoll dahin getrachtet werden, daß ihnen die heutzutage bei mehrentheils Weibsperſonen ohne Scheu und etlichemal ohne Scham theils offentlich theils heimlich erweiſende Mannſüchtigkeit aus ihren Herzen und Gemüth, theils gehalten theils vertilget werden möge.“

Ob zu dieſem Zwecke der von ihm betretene Weg der richtige war, mochte Karl Ludwig ſpäter ſelbſt bezweifeln; denn als einmal die Anſtalt errichtet war (1673), ließ er von den einſeitig klöſterlichen Beſtimmungen manche fallen. Das Cölibatsgelübde ward bald aufgehoben, das Abſchließen der Stiftsfräulein vor jeder männlichen Perſon ward verändert, und wie ſich die Mädchen beklagten über das frühe Aufſtehen, ſo milderte er in ſeiner jovialen Weiſe „dieſes draconiſche Geſetz“, weil ſie vermeinten, „das Individuum könne damit nicht beſtehen in der fleiſchlichen Conſiſtenz oder Embonpoint“. Die Anſtalt lag ihm um ſo mehr am Herzen, als ſeine eignen Töchter von der Raugräfin darin einen Ruheſitz finden ſollten, und

auch in den bewegteſten Zeiten des franzöſiſchen Krieges verlor er ſie nicht aus dem Auge. In der drohenden Gefahr nahm er das ganze Inſtitut in einem Flügel ſeines Schloſſes auf; um den Geiſt chriſtlicher Duldung, der ihn erfüllte, auch in der Anſtalt wach zu erhalten, nahm er auch lutheriſche Zöglinge auf, doch nur gegen das Verſprechen, die reformirte Religion „nicht als eine verdammte anſehen zu wollen“.

Seit dem Jahre 1677 arbeitete der Kurfürſt mit ſeinen Kirchenräthen an einer neuen Ordnung des Fräuleinſtifts, das jetzt zum Hochſtift erhoben ward, und zwei Jahre ſpäter ward dieſe neue Conſtitution eingeführt. Sie beſtimmte genau die Verpflichtungen der Regentin und Viceregentin (die aus dem pfälziſchen Hauſe ſelbſt oder aus benachbarten Familien gewählt werden ſollten), ſie ordnete Beſchäftigung, Verwaltung und Oekonomie der Anſtalt. Dem Geiſtlichen war die treffliche Vorſchrift gegeben, „ſeine Predigten kurz und nervos zu halten, nicht mit unnützen Speculationen, auch keine ſchmutzige, natürliche und fleiſchliche Sachen auf die Kanzel bringen, wenn der Text es auch veranlaſſen ſollte; viel weniger buhleriſche, quäckeriſche und komödiantiſche Geſtus machen, noch auch mit Schelten und Schmähen die Zeit zubringen.“ Die Disciplin war im Vergleich mit dem erſten Plane gemildert, doch immer noch eine Schranke gezogen gegen den frivolen Ton des herrſchenden Hoflebens; ſo wie die Stiftsfräulein ſich zwar, wenn ſie am Hof erſchienen, nach Willen kleiden durften, doch „ohne Schminke, Mouches und Augenbraunen-malen“, ſo war auch der Beſuch männlicher Perſonen zwar erlaubt, aber nur in Gegenwart einer Aufſeherin, die jeden „Winkeldiscurs, leichtfertigen Scherz und Inſolentien“ verhüten mußte. Auch hier bewies ſich Karl Ludwig wieder als ächt deutſchen Fürſten, der von der lüderlichen Galanterie und frivolen Glätte des franzöſiſchen Hofweſens nichts hielt; nur für Deutſche galt jene Zulaſſung, Fremde, beſonders Franzoſen waren noch ſtrenger zurückgehalten. Denn, ſagt der Kurfürſt in ſeiner Manier, ſie „ſind mehrentheils **Ribaux**, **Goinfres**, **Coquets** oder **pro-**

phan, und reden dem Frauenzimmer von nichts anders, als **Coquetterie, Goinfrerie** oder **Prophanitaeten**, oder ſuchen ſonſt Intriguen zu machen, wie man deſſen gar viele Exempel hat, welche Vorſicht auch gegen diejenigen Teutſche, welche von demſelbigen Humor ſind, auch gerne nachäffen, zu gebrauchen iſt.“

In Allem, was die übrigen Einrichtungen anging, bewährte Karl Ludwig den praktiſchen und geſunden Sinn, der ihn nie verließ; ſo wollte die Regentin gern die Kloſteräbtiſſin ſpielen, und verkürzte ſelbſt die Eltern in ihren Rechten über die Töchter; der Kurfürſt hörte das, und ein halb launig, halb ernſt gehaltener Verweis deutete der Frau Oberin ſehr beſtimmt an, daß „weder der Despotismus einer lykurgiſchen Erziehung noch der Zwang der Jeſuiten“ in der Anſtalt herrſchen ſolle.

Schade war es, daß auch dieſe Schöpfung, wie viele andere, von der folgenden Unglücksperiode verſchlungen worden iſt; erſt zu einer Armenanſtalt umgeſchaffen, dann ganz verlaſſen, fiel das Stift Neuburg im folgenden Jahrhundert den Propheten der Verdummung und des Pfaffengeiſtes — den Jeſuiten (1709) und ſpäter den Lazariſten anheim, über deren geiſtige Thätigkeit in der Pfalz die letzte Parthie unſeres Buches mancherlei Erbauliches enthalten wird.

Die Duldſamkeit ſeiner religiöſen Geſinnung, die ihn vermocht hatte, (1659) ſelbſt den Grundſtein zu legen zu der neuen lutheriſchen Providenz-Kirche in Heidelberg [21]), hatte Karl Ludwig von Neuem bewährt, indem er bei Errichtung dieſer Anſtalt die gehäſſige Schranke zwiſchen Calvinismus und Lutherthum aufzuheben ſuchte; ja er ſcheute ſich nicht vor Verdächtigung ſeiner Glaubensgenoſſen, indem er ſelbſt das Weſen katholiſcher Kloſtereinrichtung adoptirte, wo es ihm nützlich ſchien. In Wahrheit mochte ſich auch kein Fürſt dieſer Zeit ſo frei

---

21) S. das Einzelne in Pfarrer Heylandts Gründlicher Relation deß ganzen **Actus**, ſo den 18. Aprilis 1659 gehalten worden.

fühlen von den Befangenheiten einer ſich alleinſelig wähnenden Dogmatik, als er; ſo blieb es immer noch einer ſeiner liebſten Gedanken, eine Vereinigung der verſchiedenen Confeſſionen erwirken zu können. Deßhalb hatte er an der Univerſität Lutheraner angeſtellt, hie und da waren auch die zahlreicheren lutheriſchen Gemeinden zur öffentlichen Ausübung ihres Gottesdienſtes gelangt, in ſeiner Umgebung fragte er nicht darnach, ob der heidelberger oder der lutheriſche Catechismus Autorität ſey, und ſelbſt Confeſſionen, die früher ganz rechtlos waren, wie die Mennoniten, fanden in der Pfalz eine Zuflucht. Die Kirchenräthe waren ſelbſt in ſeinen Plan eingegangen, und ſeit 1656 berieth eine Commiſſion zu Heidelberg über die mögliche Einigung der Religionspartheien; Karl Ludwig ſelbſt nahm Antheil und ſcheute keine Schwierigkeit, in einer ſo delikaten Sache die Aengſtlichkeit und den befangenen Sinn ſeiner Räthe zu überwinden [22]). Es wurde im Auslande unterhandelt; von Lutheranern gab Herzog Eberhard III. von Würtemberg dem Vermittlungsplane Gehör, unter den Reformirten waren es die Gemäßigteren, nicht fanatiſch Calviniſchen, namentlich der berühmte Franzoſe Amyraldus, mit deſſen Anhängern Karl Ludwig eine Ausgleichung für möglich hielt. Es ward eine Bekenntnißſchrift der Heidelberger ausgearbeitet, die in den weſentlichen Streitpunkten, dem Abendmahl, der Lehre von der Perſon Chriſti und von der Gnadenwahl ſehr bedeutende Conceſſionen machte [23]),

22) Die ganze Berathung, die für die ſpecielle Kirchengeſchichte Intereſſe hat, theilt Wundt mit, Beil. S. 42—82.

23) Ohne in das ſpeciell Theologiſche einzugehn, heben wir (ſ. Struve S. 650—655) nur die Aeußerung über das Abendmahl hervor: „Was die Gegenwart des Leibes und Blutes unſers Herrn Chriſti im heil. Abendmahl betrifft, ſo geſtehen wir, das im H. Abendmahl nicht nur die äußerlichen Elementa oder bloße Zeichen des Brodts und Weins, auch nicht nur die Krafft und Wirkung des Leibs und Bluts, ſondern daß der wahre weſentliche Leib — — warhaftig, weſentlich, ja verissime, realissime, efficacissime gegenwärtig ſey.“ — Nicht durch Verwandlung erfolge dieſe Gegenwart, „ſondern aus Krafft und vermöge des Worts, dadurch wie Auguſtinus redet: aus dem Element wirdt ein Sakrament.“ — In den

und mit dieſer Schrift ging (Nov. 1657) ein heidelberger Profeſſor, Stephan Gerlach, auf den Wahltag zu Frankfurt, um die lutheriſchen Fürſten zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen. Natürlich ward die Sache an die Theologen gewieſen, und wie ſie einmal in ihren Händen war, konnte man den Concordienplan als geſcheitert betrachten. Sehr kalt nahmen die Sachſen den lobenswerthen, freilich ſehr verfrühten, Vorſchlag auf, und mit gewohntem feinem Geruch witterten ſie ſelbſt in allen Zugeſtändniſſen nur verdeckten Calvinismus [24]). All das freundliche Entgegenkommen ward mit der pfäffiſchen Zumuthung erwiedert, man ſolle lutheriſch werden; alles Uebrige bezwecke nichts.

Karl Ludwig, der an ſeinem Lieblingstheologen, Ludwig Fabriz, einen Gleichgeſinnten beſaß, hatte den Muth aber nicht verloren; viele Jahre nachher, wie der Biſchof von Tina, ein Graf von Spinola, incognito nach Heidelberg kam, um im Auftrag des Kaiſers wegen einer Ausgleichung der katholiſchen und proteſtantiſchen Lehrſätze zu unterhandeln [25]), gab ſich der Kurfürſt dem Gedanken mit vieler Lebhaftigkeit hin, und gab ihn erſt auf, als er den Unterhändler auf zweideutigen Wegen ertappt hatte.

War der Gedanke einer Vereinigung in umfaſſendem Sinne an dem Sectengeiſt der Zeit geſcheitert, ſo durfte Karl Ludwig doch hoffen, im Kreiſe ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen einerlei Kirchenform durchzuführen. Er erließ daher (Mai 1677) ein Rundſchreiben an reformirte und lutheriſche Geiſtliche [26]), deſſen Ton und Geiſt den klaren und hohen Sinn dieſes ächten Fürſten im ſchönſten Lichte zeigt. „Es ſolle, heißt es, kein

---

beiden andern Punkten geben ſie ausführliche Erklärungen, ſind aber der ſehr verſtändigen Anſicht: „das Beſte wäre, man könnte einfältig bei denen **Phrasibus Scripturae** ſtehen bleiben, und das **Examen Scholasticarum Controversiarum** bei Seite ſetzen." Das hieß aber, den andern die Nahrung abſchneiden.

24) Ihre Antwort Struve S. 656.

25) Büttingh. Beiträge II. 165 ff.

26) S. Wundt Beil. XX.

Synkretismus der Lehrſätze, keine vermengte Religion eingeführt werden, ſondern darauf richte der Kurfürſt ſeine Aufmerkſamkeit, wie die Erbitterung aufgehoben werden könne, die weniger aus der Verſchiedenheit der Lehrpunkte, als aus der Menſchen eigenem Weſen, aus dem Starrſinn der Theologen, aus Eigenliebe, Stolz und Gewinnſucht entſpränge. Da in der Kirche wie im Staat der gemeine Mann den größten Haufen ausmache, der gewiß mehr auf die äußere Form als auf den Unterſchied ſubtiler Dogmen achte, ſo halte man es für zweckmäßig, zunächſt eine gemeinſame Agende für das Land einzuführen; doch wolle man nichts entſcheiden, ehe man die Gutachten der Geiſtlichen ſelbſt gehört habe.“ Die Gutachten fielen meiſtens nach Wunſch aus, und bald war eine gemiſchte Commiſſion thätig, die neue Liturgie auszuarbeiten; der oftgenannte Fabriz war auch hier des Kurfürſten rechte Hand. Aber Karl Ludwig hatte gleichwohl von dem kirchlichen Geiſte ſeiner Zeit Beſſeres erwartet, als er durfte; zwar hatte er den Triumph, die Liturgie eingeführt zu ſehen, aber nur auf kurze Zeit. Denn die Zionswächter des ſtrengen Lutherthums ſchürten und lärmten, bis auch die duldſameren Lutheraner in der Pfalz mißtrauiſch wurden, und jene Liturgie von ſelbſt in Abnahme kam.

Wie lebhaft den Kurfürſten der Plan einer Confeſſionseinigkeit beſchäftigte, deutete er auch in dem Bau der neuen Kirche an, womit er ſeine Lieblingsſchöpfung Friedrichsburg ſchmückte; er ſelbſt wollte darin ſeine Ruheſtätte finden, wie ſeine geliebte Raugräfin und deren Tochter ſie gefunden hatten. Die Kirche war in ihrem Aeußeren minder ſchlicht, als die calviniſchen Bethäuſer zu ſeyn pflegten; auf ihrem Thurm befanden ſich drei Kreuze, die auf den gemeinſamen Urſprung der chriſtlichen Confeſſionen hinwieſen. Bei ihrer Einweihung, der der Kurfürſt über den Tod ſeiner Luiſe noch immer tief erſchüttert beiwohnte (1679), beſtiegen nach einander ein reformirter, ein lutheriſcher und ein katholiſcher Geiſtlicher die Kanzel, um das neue Gotteshaus einzuweihen, das nach Karl Ludwigs

Willen alle chriſtlichen Confeſſionen in ſich aufnehmen ſollte, und das er deßhalb der „heiligen Eintracht" (Sanctae Concordiae) widmete [27]). Die Zeitgenoſſen nahmen zum Theil großes Aergerniß an dieſer Feier; von ſeinen proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen wurde der tolerante Fürſt verketzert, und die ſchönen Plane einer Eintracht der Confeſſionen wurden für lange Zeit vertagt, als ein Jahrzehnt nach jener Weihe die mordbrenneriſchen Flammen über der Concordienkirche zuſammenſchlugen, und ſtatt des Friedens die Zeit gewaltſamer Reactionen ſich daran anreihte.

§. 7.

Verwaltung. Karl Ludwig als Regent des Landes.

Wir haben die äuſſeren Ereigniſſe aus Karl Ludwigs Regierung im Zuſammenhang vorübergeführt; drum mag es hier der paſſendſte Ort ſeyn, die Geſchichte der Regierung und Verwaltung — des Kurfürſten glänzendſte und verdienſtvollſte Schöpfung — in einem überſichtlichen Gemälde zu vereinigen.

Wie er die Pfalz gefunden hatte, als ihn der weſtphäliſche Friede zurückführte, ward früher geſchildert; was er aus den Ruinen des Wohlſtandes, aus einem wüſt liegenden, menſchenleeren Lande, trotz der furchtbaren Kriegszeiten von 1674 — 1677, gemacht hat, bezeugt ſchon die eine Thatſache, daß er ein aufblühendes, zwanzig Jahre lang ſehr mäßig beſteuertes, bevölkertes und ſchuldenfreies Land hinterließ. Es war nicht genug, durch Oeffnung eines Aſyls der Pfalz neue Bewohner zuzuführen, die zerſtörten Orte wieder aufzubauen, Colonien in dem wüſt liegenden, aber fruchtbaren Lande anzulegen, es mußte vielmehr eine ganz neue Verwaltung und Staatskunſt zu Hülfe

---

27) Ueber die Gründung und Einweihung, woran Karl Ludwig ſelbſt den regſten Antheil nahm, finden ſich handſchr. Aktenſtücke in der Batt. Bibl. 83, wo auch Einzelnes zur Geſchichte der lutheriſchen Gemeinde in Mannheim geſammelt iſt.

genommen werden, um aus dem chaotiſchen Gemiſch von Armuth, Anarchie und Zerrüttung das annähernde Bild eines geordneten Staates wiederherzuſtellen. Die Erinnerungen der früheren Verwaltung Friedrichs V., die zudem kein Muſter war, hatte man völlig verloren; in der dreißigjährigen Revolutionszeit waren alle Fäden zerriſſen worden, welche die einzelnen Theile des Staatswesens mit dem leitenden Mittelpunkt verknüpften. Nur Wenige aus der alten Zeit hatten dieſe Epoche der Zerrüttung überlebt; die Mehrzahl und der Kurfürſt ſelbſt mit ihnen hatten keine Anſchauung, wie es früher geweſen war; ſie wußten weder, wie man regiert, noch wie viel man eingenommen und ausgegeben hatte; ſie kamen als Fremde in ein zerrüttetes Land, deſſen Umfang und Hülfsquellen um die Hälfte kleiner geworden waren, die Anſprüche an äußere Mittel, wie ſie ein Kurfürſt des Reiches bedurfte, waren dieſelben geblieben, materielle und geiſtige Schöpfungen waren an der leeren Stätte, wie die Pfalz ſie bot, in Menge hervorzurufen; ſo war denn dem Kurfürſten die ſchwierige Aufgabe geworden, zu dem Namen und der Erdſcholle auch den Staat und die Hülfsquellen zu ſchaffen, ohne die ſein kurfürſtlicher Titel und ſein ödes Land ein eitler Klang waren.

Wenn es die wichtigſte, aber auch ſchwerſte Pflicht des Fürſten iſt, ſich tüchtige Rathgeber zu wählen, ſo war Karl Ludwig gleich in der erſten Lebensfrage ſeiner neuen Regierung von ſich ſelbſt gut berathen; die meiſten der Männer, die er als Rathgeber ſich zur Seite ſtellte, waren in ihren Geſchäften eben ſo tüchtig, wie in ihrem Leben achtungswerth, und alle Zweige der Regierung waren in geübte Hände gelegt. Der treffliche Oberhofmarſchall von Landas [28]), ein wahrer Ehrenmann, der berühmte Johann Ludwig Mieg, deſſen Name, wie der ſeiner Nachkommen, überall in der pfälziſchen Geſchichte genannt wird, wo es unbeſtechliche Biederkeit und kraftvolle Vertretung der pfälziſchen Rechte in Staat und Kirche anging, der

28) S. die Memoria Landasiana. Heid 1676. fol.

Vicekanzler Paſtoir, der geſchickte Finanzmann Blum, der Kanzleidirector von Wollzogen, „das Auge des Kurfürſten", eine Reihe ausgezeichneter Staatsmänner und Richter [29]), verdienen um ſo rühmlichere Erwähnung, als weder die pfälziſche Geſchichte noch die der übrigen deutſchen Provinzen im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert an guten und verdienten Staatsmännern beſonders ergiebig iſt. Gebildete Gelehrte, wie der tolerante, freiſinnige und feine J. L. Fabriz, genoſſen das perſönliche Vertrauen des Kurfürſten, und ſo beſtimmt und ſcharf ausgeſprochen des Regenten Anſichten waren, es ließ ſich nicht leicht ein ſo kluger und ſo eigenſinniger Mann von beſſerem Rathe ſo ſchnell belehren wie er. Karl Ludwig hatte ſeine Neigungen, Leidenſchaften und Launen; ein Widerſpruch konnte ihn oft erbittern, ja er brauſte wohl oft ſehr ungnädig gegen den freimüthigen Ehrenmann auf, der die harte Wahrheit ſeiner Lieblingsmeinung entgegenhielt, aber in dem Kampf zwiſchen herrſchſüchtigem Eigenſinn oder Leidenſchaft und zwiſchen dem Wohle des Landes behielt das letzte ſtets den Sieg. Er mochte keine Bedientenſeelen um ſich, und wollte nicht mit den Fürſten in eine Klaſſe geworfen ſeyn, die ſich „vom Kanzler oder Oberjägermeiſter ohne Raiſonnement" regieren laſſen. Er war wohl im Stande, in augenblicklicher Aufwallung freimüthigen Widerſpruchs wegen, den trefflichen Mieg vom Hofe zu verbannen, aber bald ſchämte er ſich, und der Ehrenmann ward mit glänzender Genugthuung zurückgerufen.

So kam es denn, daß in ſeiner Umgebung Alles Leben und ſelbſtſtändigen Trieb gewann; die Rathgeber waren wirklich, was ſie hießen, ſo ſehr im Weſentlichen der Kurfürſt Alles überwachte und an Allem, was geſchah, unmittelbaren Antheil hatte. Alle bedeutenden Reformen und Aenderungen ſind ſein Werk; von ihm angeſpornt bereiten die Rathgeber die ganze Schöpfung des neuen Staates vor [30]); die ganze Regie-

29) Ihre einzelnen Namen bei Wundt S. 272.

30) Seine Zeitgenoſſen, die ihn loben wollten, haben ſich gern darin gefallen, ſeine geiſtige Bildung nach verſchiedenen Rubriken zu preiſen

rung, Finanzverwaltung, alle geiſtigen und materiellen Intereſſen werden von ſeinem wachſamen Blicke überſchaut, und wir ſehen aus dem reichen Actenſchatz, der über ſeine Regierung vor uns liegt, wie ungeachtet der Geſchicklichkeit der Beamten in den einzelnen Zweigen doch alles einigermaßen Bedeutende — ſelbſt Techniſche — durch ſeine Hand ging.

Für manche Theile der Verwaltung, namentlich die Finanzen, iſt er der erſte und wahre Begründer geworden; kein Hausvater konnte mit mehr Pünktlichkeit alles aufzeichnen laſſen, vergleichen und Unnützes entfernen, als er in dem großen Staatshaushalt that. Von keiner pfälziſchen Regierung haben wir ſo vollſtändige Einſicht in ihre Finanzordnung; keine unſrer Fürſten war ſo unermüdet thätig, Tabellen und Vergleichungen mit früheren Verwaltungen entwerfen zu laſſen, als Karl Ludwig. Das Kleinſte war dabei nicht ausgeſchloſſeu; traf er einen Mißbrauch, ſo wurde ein laconiſcher Befehl, von ihm ſelbſt geſchrieben, an die betreffende Behörde abgeſchickt und mit kurzen Worten, die Abſtellung des Uebels befohlen [31]. Seine Beamten kannte er alle genau; wenn es ſich um Beförderung oder Verſetzung handelte, ſo trafen ſeine eigenhändigen, kurz an den Rand geſchriebenen Reſolutionen gewöhnlich den rechten Punkt. Bei dem einen heißt es: „iſt treu und ein fleißiger **perscrutator**, wann er nur nicht verdorben wird;“ bei einem andern, der zur Quiescirung vorgeſchlagen ward, notirte er an den Rand: „freilich! Und er ſo lang ruh', bis er das Nachmittag Vollſaufen und was dran hängt müßig gehen zu können darthut [32].“

Das Nothwendigſte in dem neuen Staat, wie ihn Karl Ludwig gründen mußte, war ein Gleichgewicht zwiſchen Ein-

---

oder ihn als **Non plus ultra** in allen vier Fakultäten darzuſtellen. So das **Monumentum postumum** und ſelbſt die ſonſt gut geſchriebene **Laudatio funebris** von J. F. Mieg. Mannh. 1680.

31) Karlsr. Arch.

32) Pfälz. Akten (Diener) im Karlsr. Archiv.

nahmen und Ausgaben. Die Vergangenheit hatte dem Kurfürſten nichts hinterlaſſen, als ſchlechte Finanzmuſter in mehreren Vorfahren und ein durch den Krieg verkleinertes und ausgeſogenes Land. Wenn auch die Ruhe einigen Wohlſtand zurückbrachte, ſo hatte doch der 30jährige Zuſtand ſo nachhaltig den Reichthum der bedrängten Gegenden untergraben, daß die Städte am Rhein, die es beſonders hart traf, bis auf den heutigen Tag nicht wieder zu ihrer alten Blüthe und ihrem überſtrömenden Reichthum gelangt ſind. Drum war es keine kleine Aufgabe, mit den verkümmerten Hülfsquellen nicht nur ein anſtändiges, dem kurfürſtlichen Range entſprechendes Leben zu führen, ſondern auch die Reihe von ſchönen und denkwürdigen Schöpfungen zu begründen, die Karl Ludwigs Namen ehren. Es gehörte dazu freilich jener ſparſame, bisweilen karge Sinn, womit der Kurfürſt alle Zweige des Staats- und Hoflebens überwachte und ſelbſt ſeinen Nächſtſtehenden die Bedürfniſſe knapp zumaß; aber wer wollte ihn deßwegen, wie oft geſchehen iſt, hart tadeln, namentlich wenn man eine Parallele zieht zwiſchen ihm und der Verwaltung, wie ſie von ſeinem Nachfolger an von allen pfälziſchen Kurfürſten bis zum letzten geduldet worden iſt?

Es mußten neue Hülfsquellen geöffnet werden, denn Steuern konnte er, wenigſtens in den erſten 10 Jahren nach dem Frieden, von dem pfälziſchen Lande nicht viel verlangen. Drum wurde auf eine ſorgfältige Verwaltung der Kammergüter und ein Vermeiden jedes überflüſſigen Aufwandes die erſte Thätigkeit verwandt; die alten Wildfangsrechte wurden hervorgeſucht und zu einer reichen finanziellen Hülfsquelle gemacht, von erledigten Lehen 141 allmählig eingezogen und zu den Landeseinkünften benützt. Wie ſich das Land dann wieder einigermaßen erholt hatte, traf der Kurfürſt eine neue, für ihn und die Unterthanen gleich zweckmäßige Steuereinrichtung. In der Pfalz waren alle Grundſtücke und das Gewerbe zu einem beſtimmten Capital angeſchlagen, das in den einzelnen Gegenden zu dem höhern oder

niedern Ertrag in Verhältniß ſtand; davon zahlte man als Abgabe zwei Procent. Der Anſchlag war aber ſehr unter dem wahren Werth; ſtatt eine neue höhere Schätzung des Werthes vorzunehmen, entſchloß ſich daher Karl Ludwig, ſtatt zwei Procent in Zukunft fünf zu verlangen [33]). Die neue Einrichtung fand anfangs Widerſpruch; wie ſie aber einmal eingeführt war, wurde es den Unterthanen leicht, bei ſteigendem Wohlſtand von ihren ſehr gering angeſchlagenen Capitalien 5 Procent zu zahlen, und ſie waren ſehr unzufrieden, als man in ſpäterer Zeit nur 2 Procent verlangte, aber die Güter höher anſchlug.

Bei jeder Gelegenheit war der Kurfürſt mit ſparſamem, haushälteriſchem Sinne bemüht, ſeine finanziellen Kenntniſſe mit praktiſchen Erfahrungen zu bereichern. Was ſich von der Finanzverwaltung ſeiner Vorgänger auffinden ließ, ward geprüft und verglichen; wenn ein diplomatiſcher Agent ins Ausland ging, ſo mußte er ſich namentlich auch Erfahrungen über Regierung und Verwaltung aus eignem Anſchauen zu erwerben ſuchen. Ein Hofbeamter des Kurfürſten, Benj. von Münchingen, der 1669 nach Holland und Frankreich geſchickt ward [34]), hatte neben ſeinen diplomatiſchen Aufträgen theils auf wohlfeile Einkäufe zu achten, theils über die Verwaltung in einzelnen Branchen Erkundigung einzuziehen. In Holland ſollte er ſich über Kriegsgerichte, über die Bezahlung der Feldärzte und Apotheker in Friedenszeit erkundigen, in Frankreich theils über des Prinzen Condé Hofhaltung, Einkommen, Kriegsverfaſſung Nachrichten einziehen, theils mit den Beamten von Colbert und Louvois Bekanntſchaft anknüpfen, um von ihrer Finanzverwaltung etwas zu lernen.

Bald nach der ruhigen Antretung des Landesbeſitzes, ließ ſich Karl Ludwig von ſeiner Rechenkammer Bericht abſtatten (1651), wie viel früher die Ausgaben betragen haben möchten, und wie

33) Wundt Beilagen S. 38.

34) S. ſeine Inſtruktion in den Rhein. Beiträgen zur Gelehrſamkeit 1778. III. 81 ff.

die verkürzten Einkünfte und Gefälle in Aufnahme könnten gebracht werden [35]). Die Vorſchläge, die man dem Kurfürſten machte, lauteten alle auf Einſchränkung der frühern Bedürfniſſe und keiner Forderung iſt Karl Ludwig pünktlicher nachgekommen als dieſer. Von Zeit zu Zeit wurden Reviſionen vorgenommen, die Koſten von Neuem beſchränkt, und neben die wirklichen Ausgaben immer der „ungefähre Ueberſchlag" geſetzt, um mögliche Reductionen auszufinden [36]); überzählige Beamten wurden geſtrichen, im Staats- und Hofleben durch eigenhändige Mahnzettel die Sparſamkeit eingeſchärft.

In wenigen Jahren war Alles in trefflicher Ordnung; Einnahme und Ausgabe der Zeit vor dem dreißigjährigen Krieg und der Regierung Karl Ludwigs waren überſichtlich neben einander geſtellt nach Aemtern und Verwaltungsſtellen. [37]). Aus einer ſolchen Ueberſicht, welche die Jahre vor 1618 mit dem Finanzſtand von 1653 vergleicht, ergibt ſich am beſten der ungeheure Unterſchied zwiſchen der ſorgloſen Verwaltung Friedrichs V. und der muſterhaften Fürſorge Karl Ludwigs. Die Einkünfte der frühern Zeit (1616 — 1618) betrugen an Geld, Wein, Korn und andern Früchten mehr als das Doppelte von Dem, was Karl Ludwig einnahm; damals hatte man an Geld 336,000 Gulden auf dem Einnahmebudget, jetzt (1653) etwa 134,000. Dagegen ſtanden die Ausgaben vor dem Krieg zu denen Karl Ludwigs in einem drei- bis vierfachen Verhältniß, und bei der mehr als doppelten Einnahme, hatte Friedrich doch noch dreimal ſo viel Schulden und Deficit, als ſein Nachfolger wenige Jahre nach dem Ende des Krieges [38]). Die Hülfs-

35) Pfälz. Kammerarchiv (Dienſte Conv. 2).

36) Ein Blatt in dem angef. Archiv-Convolut.

37) Pfälz. Kammerarchiv („Gefälle") befindet ſich ein ſehr ſchön geſchriebenes Manuſcript: der Untern Churf. Pfalz Einkommen, Vermögen und Beſchwerden im Jahr 1657.

38) Deficit vor dem Krieg: im Jahr 1653:
An Geld 43449 Gulden. 11068 Gulden.
Wein 1307 Fuder. 945 Fuder.

quellen wurden glücklicher ausgebeutet, und doch das Volk weniger gedrückt; Schöpfungen aller Art entſtanden, und doch hinterließ, ſelbſt nach dem furchtbaren Kriege von 1674, Karl Ludwig ſeinem Nachfolger ein ſchuldenfreies Land und baares Geld. Aber freilich mußte man dann auch, wie er that, das ganze Räderwerk der Verwaltung genau überwachen und mit den Erſparniſſen an ſich ſelbſt anfangen; wenn z. B. unter Friedrich V. für Silbergeſchirr und Einkäufe auf der frankfurter Meſſe eine Summe von 94,528 Gulden verwandt wurde, ſo finden wir bei Karl Ludwig für denſelben Poſten 6553 Gulden verrechnet; damals hatte man ſiebzehntauſend, jetzt eilfhundert Gulden verbaut; unter Friedrich hatte das Brennholz nahe an ſechstauſend, jetzt nur neunzehnhundert Gulden betragen. So wußte Karl Ludwig bis ins Kleinſte Ordnung und Sparſamkeit herzuſtellen.

In den Friedensjahren bis zu den Verheerungen des franzöſiſchen Krieges ſteigerte Karl Ludwig ſeine Einnahmen, ohne jeden Druck der Steuerpflichtigen, zu einer beträchtlichen Höhe; ſo ſind für das Jahr 1667 die ordentlichen Einnahmen auf 205,321 Gulden geſtiegen, für 1671 ſogar auf 234,834 Gulden, und in beiden Jahren wurde dieſe Einnahme nicht nur nicht überſchritten, ſondern es blieb ſogar noch ein kleiner Ueberſchuß. Alle Rechnungsbelege waren mit der größten Sorgfalt zuſammengeſtellt, und Karl Ludwig hielt an ſeinem Hofe nicht ſorgfältiger die Ordnung aufrecht, als in dem ganzen Lande. Wie dann die Kriegsjahre kamen, floſſen die Hülfsquellen des Landes nur ſpärlich; im Jahr 1675 konnten an Steuern nur 161,519 Gul-

---

	Deficit vor dem Krieg:		im Jahr 1653:	
An Korn	30416	Malter	10868	Malter.
Gerſte	4887	„	1975	„
Kern	190	„	63	„
Spelz	16448	„	8281	„
Gemiſcht	515	„	118	„
Hafer	23124	„	5554	„

In dem angef. Convolut des Kammerarchivs.

den erhoben werden, da ein Theil des Landes vom Feinde beſetzt oder ganz ausgeplündert war; der Reſt mußte durch Kriegskontributionen von hundertfünfzigtauſend Gulden gedeckt werden [39]).

In ſolchen Zeiten der Kriegsnoth ſuchte der Kurfürſt die außerordentlichen Laſten wo möglich auf die Wohlhabenden, nicht auf die bedrängte Maſſe zu wälzen; da wurden die katholiſchen Geiſtlichen um einen Beitrag an Naturalien erſucht, der benachbarte Reichsadel und die Städte um freiwillige Zuſchüſſe angegangen; die Zollbefreiungen wurden dann aufgehoben, Canzleitaxe und Ohmgeld verdoppelt, und ſowohl von den Bürgermeiſtern und Stadträthen in der Pfalz außerordentliche Zahlungen verlangt, als auch die Gemeinde in den benachbarten Bisthümern „mit Höflichkeit" um Unterſtützung in Naturalien erſucht [40]).

Nach dem Kriege waren die Einkünfte ſehr bedeutend herabgekommen, und im Jahr 1677 betrugen ſie nach officiellen Angaben [41]) nur noch ein Drittel im Verhältniß zur früheren Zeit. Der Kurfürſt ſah kein anderes Auskommen, als eine Verringerung des ganzen Beamtenſtatus; obwohl er alle paar Jahre denſelben revidirt hatte [42]) und ſich immer Vorſchläge machen ließ über Reductionen, ſo glaubte er doch im Fall dringender Noth noch manchen Beamten entbehren zu können. Mehrere Verwaltungszweige wurden zuſammengeſchmolzen; die Beamten wurden oft auf einer Kanzlei von 36 auf 20 verringert, ja bisweilen mehr entlaſſen als zurückbehalten. Allen wurde jedoch im Namen des Kurfürſten eröffnet, daß ſie aus keiner andern Urſache in Gnaden entlaſſen würden, als weil es des Landes jetztmaliger Zuſtand ſo erfordere, und wenn die Zeiten ſich beſſern und Kurpfalz Geſchäfte und Lande wieder in Frieden und

---

39) Ueber alles dieſes Pf. Kammerarchiv a. a. O.

40) Pf. Archiv (Acciswesen Conv. I.)

41) Pf. Kammerarchiv (Diener).

42) Protokolle im Kammerarchiv a. a. O.

gutem Zuſtande ſich befinden, ſollten ihre Meldungen um Wiederanſtellung berückſichtigt werden.

Auch in den beſten Zeiten waren die hohen Beamten Karl Ludwigs nicht allzureichlich beſoldet, und in Vergleich mit der Zeit Karl Philipps und Karl Theodors mag ihre Bezahlung als karg erſcheinen [43]. Der erſte Geh. Rath, Graf von Sayn, hatte „der erſten Charge halber keine abſonderliche Beſoldung"; der Geh. Rath von Degenfeld 300 Gulden, ſein College von Landas erhielt 216 Gulden, der Kanzler Mieg nahe an 700, der Geh. Rath Peil 450 Gulden. Von den auswärtigen Geſandten erhielt nur der zu Paris, Paul von Ramingen, 1371 Gulden, die übrigen oft nur den vierten Theil, ſo daß das ganze Regierungscollegium und die Diplomatie das Land im Jahr 1669 an baarem Geld nur etwa achtzehntauſend Gulden koſtete [44].

Mit großer Vorſicht und Schonung ging Karl Ludwig zu Werke, wenn er eine neue Steuer einführte; am meiſten zeigt ſich dieß bei Einführung der Acciſe (1664). Man ſchwankte lange, ob man nicht lieber ſtatt der Conſumtionsſteuer, die auf Lebensbedürfniſſe gelegt ward, die Grundſteuer vergrößern ſolle, und der Kurfürſt ſelbſt äußerte das Bedenken, eine ſolche Auflage möchte beſchwerlich ſeyn, „weil die Deutſchen dergleichen nicht gewohnt ſeyen und deren humores ſich gar nicht nach den holländiſchen reguliren laſſen, auch vermuthlich lieber das Jahr viermal mehr nach dem Schatzungsfuß beitragen, als in ſolchen täglichen Ausgaben von Mehl- und Fleiſch-Accis ſich einlaſſen

43) Vgl. Pf. Archiv (Diener).

44) Dazu kamen denn an Naturalien:

74 Fuder Wein,
929 Malter Korn,
10 „ Spelz,
560 „ Hafer,
14 Wagen Heu,
247 Karren Holz.

Nach den geſegneten Jahren von 1660 und 1667 waren dieſe nicht in ſehr hohem Geldwerth.

werden, indem ſie auf jene Weiſe des Jahrs nur viermal gehudelt, auf dieſe aber täglich tribulirt werden.“

Die Räthe waren anderer Meinung und der Kurfürſt fügte ſich ihrem Vorſchlag. Es ward eine Acciſe auf fremde Weine, Früchte, Fleiſch und Stempelpapier gelegt, die, wie der Kurfürſt vorausſah, anfangs vielfachen Widerſpruch fand, dann aber doch beibehalten ward. Am ſtärkſten war die Stempeltaxe, ſie betrug nach der Größe des Papiers oder Pergaments von vier bis zu zwanzig Kreuzer, vom Fuder fremden Weines ward 3 Gulden entrichtet, die Abgabe für Früchte und Fleiſch war ziemlich gering [45]). Die ganze Steuer ertrug im erſten halben Jahr (1665) nahe an ſechstauſend ſechshundert Gulden, und man ging mit dem Gedanken um, auch Tabak, Branntwein und dergleichen ähnlich zu beſteuern. Auch darin bewies ſich Karl Ludwig als gerechten und verſtändigen Haushalter, daß er den Geſuchen um Befreiung, die gleich anfangs von geiſtlichen und weltlichen Beamten, von Profeſſoren und Andern ſehr zahlreich einliefen, feſt widerſtand und nicht die ganze Laſt der Conſumtionsſteuer auf den Bürger- und Bauernſtand wälzte. Schon unter ihm ward der heilſame Grundſatz der Gleichheit aber verlaſſen, und unter den Nachfolgern ſteigerten ſich die Ausnahmen zu einem ſo ungeheuren Grad, daß ein Jahrhundert nach Karl Ludwig beinahe jeder Beamte, Geiſtliche, Lehrer u. ſ. w. von der Auflage befreit war.

Die Verwaltung im Allgemeinen hatte ſeit den blühenden Zeiten Johann Caſimirs und Friedrichs IV. keinen ſo geordneten Gang gehabt, wie jetzt; manch neues Gebiet, durch die Zeit nothwendig geworden, ward erſt durch das lebendige Organi-

---

45) S. Pfälz. Archiv (Accis). Von Früchten, die gemahlen oder geſchrotet wurden, zahlte man:

Für Korn, Gerſte u. ſ. w. per Malter 1 kr.
Spelz, Hafer, Haidekorn 1 kr.

Von Fleiſch zahlte man für den Ochs 1 fl. 40 kr., Stier 1 fl., Kuh 40 kr., Milchkalb 8 kr., Hammel, Maſtſchwein 6 kr., Bock oder Geis 12 kr., Lamm 2 kr.

ſationstalent Karl Ludwigs geſchaffen. So entſtand unter ihm eine eigentliche Kriegsverwaltung; da er, nach dem Muſter der Zeit eine ſtehende Armee unterhielt, die ſich in Kriegszeiten auf 8000—9000 Mann vermehrte, errichtete er einen Kriegsrath, der das Detail der Militärverwaltung unter des Kurfürſten Augen verwaltete; die Sorge für das Wohl der gedrückten Unterthanen in Zeiten der Noth, und die eifrige Abhülfe von Beſchwerden tritt auch hier als bezeichnender Zug der wahrhaft landesväterlichen Regierung hervor [46]).

Jagd- und Forſtweſen war noch nicht zur Landplage für die Unterthanen geworden, wie wir dies im achtzehnten Jahrhundert erleben; vielmehr war auch hier der ökonomiſche Sinn des Kurfürſten aufmerkſam bedacht, eine Quelle ſpäterer Hofbeluſtigung zum Wohl des Landes auszubeuten. Man brauchte damals das Wild nicht künſtlich zu hegen; denn die Kriegsjahre hatten dafür geſorgt, daß noch lange nach 1649 außer dem gewöhnlichen Wild ſich Wölfe in Maſſe in dem Lande herumtrieben, und der Kurfürſt noch mehrere Jahre lang Preiſe auf die Erlegung der Raubthiere ſetzen mußte. Von dem geſchoſſenen Wildpret ward ein Theil immer an die Beamten ausgetheilt, ein Theil verkauft; die ganze Ausgabe für das kurfürſtliche Jagdweſen an Beſoldungen u. ſ. w. betrug in Karl Ludwigs letzten Jahren zwiſchen ſechs und ſiebenhundert Gulden [47]), vierzig Jahre ſpäter koſtete allein die niederrheiniſche Jagd Karl Philipps über zwölftauſend Gulden.

Das ganze Beamtenweſen und deſſen Wirkungskreis ward durch die Inſtruction von 1678 geregelt; auch die Polizei, die Straßenordnung erhielten ihre eigenen Geſetze (1661), bei der großen Epidemie von 1666 ward das Land nur durch die weiſen Vorſichtsmaßregeln der Regierung vor völliger Verwüſtung bewahrt, und bei der Theuerung von 1663 wußte der Kurfürſt durch eine weiſe Verordnung die Noth von ſeinem Volke abzu-

46) S. im pfälz. Archiv die „Kriegsrathprotokolle.“

47) Pf. Archiv (Forſtweſen Conv. I., Jagdweſen Conv. I. II.)

wehren [48]). Das bürgerliche Gewerbe zu heben war Karl Ludwig durch perſönliche Unterſtützung fortwährend thätig; die durch den langen Krieg in Abnahme gekommenen Märkte und der Verkehr wurden wieder belebt. Neben dem Nützlichen und Nothwendigen machte bisweilen auch die Thorheit der Zeit des Kurfürſten Eingreifen nöthig; z. B. war der Beamtenhochmuth ſo rege geworden, daß im Jahr 1669 unter ihnen und ihren Weibern ein förmlicher Aufruhr entſtand wegen des Vortritts; die Profeſſoren der Theologie und die Kirchenräthe waren darüber tödtlich entzweit. Karl Ludwig mußte einſchreiten; er befahl die alten Leichenordnungen und Hoffurierzettel nachzuſehen und darnach die Rangordnung, wie ſie früher geweſen war, zu entwerfen [49]).

Läßt man das Kleine und Unbedeutende fallen, ſo bleibt Großes genug, um an Karl Ludwigs Namen den ehrenden Titel eines Wiederherſtellers der Pfalz zu knüpfen; die Geſchichte thut dies um ſo lieber, als nach ihm kein Kurfürſt von der Pfalz mehr auf den bleibenden Ruhm eines landesväterlichen Regenten hat Anſpruch machen können. Karl Ludwigs Schwächen, ſeine Leidenſchaft, ſein Eigenſinn, ſeine oft übertriebene Sparſamkeit, traten nicht zum Nachtheil des Landes hervor, weil ſie durch einen ächt fürſtlichen Sinn und durchdringend geiſtige Schärfe geleitet waren; in den Conflicten zwiſchen perſönlicher Neigung und dem Landesintereſſe hat das letzte geſiegt. Drum konnte auch, nach dreißigjährigem namenloſem Elend, die Pfalz wieder aufathmen und die dankbare Erinnerung im Volke, zumal bei Denen, die vor Karl Ludwig, die unter ihm und nach ihm gelebt haben, iſt ihm ein ſchöneres Denkmal geworden, als es ſich die armſeligen Serailregenten der folgenden Zeit mit allem todten Prunke erſchaffen konnten. Die wohlmeinende aber oft taktloſe Schmeichelei der Zeit hat den Kurfürſten mit dem

48) Pfälz. Verordn. Fasc. I. im bayr. Reichsarchiv.

49) S. die handſchr. Sammlung des Camerar. T. LIX. Münchner Bibliothek.

Namen des „deutſchen Salomo“ zu ehren gemeint; uns ſcheint, nur in ſeinen Weibergeſchichten hat der ſonſt vortreffliche Karl Ludwig mit dem Sohne Davids einige Aehnlichkeit; als Regent hat er wohl eine beſſere Parallele verdient, als die mit dem eiteln orientaliſchen Despoten.

§. 8.

Der Hof Karl Ludwigs. Perſönliche Verhältniſſe und Charakter.

In ſeinem Hofweſen war Karl Ludwig, wie er in ſeinem Regentenleben war; während die Kurfürſten vor ihm und nach ihm den Staat haben durch den Hof verſchlingen laſſen, bot er in ſeinem eignen Haushalt ein Muſter, wornach er das ganze Land verwaltet wünſchte. Pünktlich ward von ihm jeder Zweig der Hofökonomie überwacht; er ſelbſt prüfte die Liſten der Leute, die auf dem Schloſſe beköſtigt wurden, alle Rechnungen der Handwerksleute wurden ihm zur Prüfung vorgelegt, für ſeinen eigenen Sohn, den Raugrafen Karl Eduard, der kein großer Eſſer war, zahlte er deßhalb im Sapienzcollegium ein geringeres Koſtgeld, und die Vorräthe an Naturalien wurden, wie in einer ſparſamen Haushaltung, überwacht [50]. Es ward jährlich ein „Kellerſturz„ gehalten, um zu ſehen, ob die vorhandenen Weine mit den Liſten, in denen die Vorräthe verzeichnet waren, in Einklang ſtänden; aus den Tabellen darüber ſehen wir, daß der kurfürſtliche Keller, ſo wohlgefüllt er war, von fremden Weinen und koſtſpieligen Genüſſen des Auslands gar nichts enthielt [51]. Schlemmer und Säufer fanden in Heidelberg keine

50) Zahlreiche Belege im karlsr. Archiv Rubr. „Hofökonomie.“

51) Unter 412 Fuder (im Jahr 1664) ſind 340 leichter Rhein- und Neckarwein, 46 Fuder Bacharacher und Cauber, 2 Fuder Moſelwein, 1 Ohm Strohwein; ausländiſche keine. Erſt wie ſein Page Benj. von Münchingen ohnehin nach Frankreich geſchickt ward, erhielt er den Auftrag, ſich nach gutem Frontignan umzuſehen.

Zuflucht mehr, und während man früher mit der ungeheuern Menge Wein, welchen die Pfalz produzirte, kaum ausgereicht war, hatte man jetzt Ueberfluß. Auch Alles, was ſonſt am Hofe aufbewahrt ward, verſäumte man nicht, genau aufzuzeichnen, und die Verordnung gegen Verſchleppung aus Küche und Keller (1661) ward nicht etwa nur gegeben, ſondern auch gehandhabt.

In den eignen Ausgaben war der Kurfürſt ſehr mäßig; im Jahr 1653 brauchte er zu ſeinen Handausgaben 2887 Gulden, ſeine Gemahlin ſelbſt brauchte etwas mehr, ſeine verwittwete Mutter erhielt zum Unterhalt 6000 bis 7500 Gulden. Die fürſtlichen Kinder des Hauſes wurden in ähnlicher Sparſamkeit gehalten; die Pfalzgräfin Eliſabeth Charlotte erhielt ſelbſt während ihrer Erziehung zu Hannover (1663) nur neunhundert Gulden Nadelgeld, und ihre dienende Umgebung kaum fünfhundert [52]). Wie ſich der Kurprinz ſpäter verheirathete, wurden ganz ins Kleine gehende Ueberſchläge gemacht, um die Koſten der neuen Hofhaltung bemeſſen zu können [53]); ſelbſt die Küchenbedürfniſſe wurden bis zu den unbedeutenden Ausgaben herab berechnet, um ſich die Frage zu beantworten, ob eine getrennte oder vereinigte Hofhaltung vortheilhafter ſey? Daß man dieß auf alle Verhältniſſe ausdehnte [54]), zeigen die Ausgaben der Kammermeiſterei; verglichen mit der Hofhaltung der folgenden Regierung läßt dieſe Rechnung den völligen Gegenſatz Karl Ludwigs und aller ſeiner Nachfolger ins Auge ſpringen. Für Kleidung waren jährlich 4719 Gulden ausgegeben, für Gold- und Silbergeſchirr 5447 Gulden, für Kunſtſachen und Raritä-

52) Karlsr. Archiv „Diener."

53) Ebendaſ. heißt es unter andern:

Holz für Zimmer, Küche, Backhaus	600
Schmidtkohlen	204
Lichter	192
Gewürz, Zucker, Butter u. a. .	500
	1496

54) Karlsr. Archiv.

ten 763, zu Geſchenken 4723 Gulden; in allen dieſen Punkten hat ſchon die folgende Regierung mehr als das Doppelte gebraucht; nur für Bücher hatte Karl Ludwig 227 Gulden mehr ausgegeben, als ſein Nachfolger, und während Kurfürſt Karl für Reiſen im Land über 5000 Gulden jährlich brauchte, hatte der ſparſame Vater mit 54 ausgereicht!

In welcher Weiſe Karl Ludwig ſeine kleinen Ausgaben vertheilte, darüber haben wir eine pünktliche Nachweiſung in den Papieren ſeines Pagen Benjamin von Münchingen, durch den er mit gewohnter Genauigkeit dieſe Geldſachen aufzeichnen ließ [55]. Es iſt das derſelbe Münchingen, den der Kurfürſt (1669) mit den mannigfaltigſten Aufträgen verſehen nach den Niederlanden und nach Frankreich ſchickte. Da ſollte er diplomatiſch thätig ſeyn, dort ſich nach Finanzweſen und Verwaltung erkundigen, in den holländiſchen Städten das Intereſſanteſte an neuen Büchern und Landkarten erfragen, in Amſterdam ſich um neue Sendungen aus Indien erkundigen, und in Frankreich darauf achten, auf welche Weiſe und in welcher Geſellſchaft der Kurprinz lebe. Bei allen dieſen Geſchäften erhielt der Page als Erſatz für die Reiſe von vierzehn Wochen etwa vierhundert Reichsthaler.

Derſelbe hat denn auch über ſeines Herrn kleine Ausgaben Buch geführt; und wir wüßten das Schlichte des kurfürſtlichen Treibens nicht beſſer zu charakteriſiren, als mit dieſen authentiſchen Fragmenten aus ſeinem Privathaushalt. So ſind im October 1667 kleine Geſchenke von einem bis drei Gulden verzeichnet, die er Landleuten gab, wenn ſie ihm den Weg gewieſen oder ihm bei der lothringiſchen Fehde Kundſchaft gebracht hatten; einem verwundeten Soldaten hatte er drei Gulden geſchenkt, und dreimal in wenig Wochen hatte er Prämien ausgetheilt für erlegte Wölfe in der Umgegend von Heidelberg — eine bezeichnende Folge der Kriegsnoth und Verwilderung. Spanheims Bedienter, der dem Kurfürſten „etliche Mal die

55) Abgedruckt in den Rhein. Beiträgen 1778 f. III. 81 ff.

Perruque zurecht gemacht und ausgekämmt", erhielt drei Gulden, und „einem Kerl von Nürnberg, welcher Kurpfalz Carmina präſentirte", erhielt ebenſoviel. Den patriarchaliſchen Landesherrn im Sinne der alten Zeit erkennt man an den kleinen Gaben, wodurch er Arme unterſtützte, kleine Dienſte belohnte oder die bürgerlichen Vergnügungen aufmunterte. Bei den bürgerlichen Schießen verfehlte er ſelten, eine kleine Einlage zu geben; die beiden Kinder eines armen Comödianten erhielten zwei Ducaten, Kinder, die in der Kirche gut geſungen hatten, auch wohl Juden „die in der Judenſchule geſungen", wurden ebenfalls beſchenkt, ein Mann, der die Feuersbrunſt zuerſt geſehen, bekam drei Gulden, ein andrer, der den erſten Eimer Waſſer gebracht, die Hälfte; die Frau Oberamtmännin zu Borberg, welche die Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte zu Gevatter gebeten, bekam zwölf, und dem Conrector zu Mannheim gab der Kurfürſt ſelbſt als Hochzeitgabe 22 Gulden. Einem Seidenfärber, deſſen Frau Drillinge geboren hatte, ſchenkte er 9 Gulden und im März 1669 heißt es ſogar: „eine Hure zu Billikheim ſo Zwillinge gehabt drei Gulden." Für eigentliches Almoſen ſind außerdem in jedem Monat ſechs bis acht, oft auch zehn oder zwölf Ducaten aufgezeichnet — was bei Karl Ludwigs ſparſamem Sinn nicht unbeträchtlich war. Denn in dieſen Zeiten, wo der Fürſt ſich noch wenig vom Volke abſchloß, war er auch manchen Zudringlichkeiten ausgeſetzt, die freilich gering anzuſchlagen waren im Vergleich mit dem unſchätzbaren Vortheil, der ganzen Bevölkerung, ihren Wünſchen und ihren Geſinnungen auch näher zu ſtehn. Bei Karl Ludwig erfüllte ſich das im ſchönſten Maaße; trotz aller Strenge, Sparſamkeit und dem gebietenden Charakter ſeines Weſens war er wahrhaft populär und das pfälziſche Volk näherte ſich ihm, wie einem gütigen, freigebigen Herrn. Bald brachte ihm „ein Kerl" einen Biber, oder die Jäger fingen einen Luchs, ſchwarze Störche, wilde Katzen, bald kam ein ſeckenheimer Fiſcher und brachte ihm den erſten Maifiſch; ein andermal präſentirten ihm einige Landmädchen friſche Blumen, oder eine Bauersfrau in Handſchuhs-

heim friſche Erdbeeren, oder eine andere die erſten Kirſchen, oder ein Paar Bäuerinnen zu Leimen ſchon im Juli friſche Trauben, und keine ging ohne ein Geſchenk von einem Thaler oder mehr hinweg. Eine alte Volksſitte, die ſich noch jetzt unter der Jugend erhalten hat, beſtand in dem Anſingen des Sommers; auch der Genuß blieb dem Kurfürſten nicht erſpart, und der gütige Herr ſchenkte den zwei Buben, die ihn angeſungen hatten, einen Thaler. Auf Jahrmärkten und Kirchweihen verſäumte Karl Ludwig nicht, mit dem Volke vergnügt zu ſeyn; ſo ſehr ihm Verſchwendung oder Trunk verhaßt war, ſo gern ergab er ſich der muntern und zwangloſen Jovialität im Kreiſe ſeiner Bürger und Bauern. Im April 1668 kamen Polen, welche Tanzbären mit ſich führten; ſie wurden anſehnlich belohnt, und im Monat drauf beſuchte Karl Ludwig den mannheimer Markt, und nicht nur die Marktſchreier, Spielleute und Gaukler wurden beſchenkt, ſondern der Kurfürſt kaufte ſich auch beim Ringreiten ſelber mit ſechs Gulden ein [56]). Sein eigner Hofnarr erhielt bisweilen ein Douceur; bei Volksfeſten wurden ein paar Gulden in kleiner Münze ausgeworfen, und wenn beim Feſtſchießen der Kurfürſt den Preis gewann, wurde das dienende Perſonal nicht vergeſſen. Im Juni 1668 ging er auf die Kirchweihe nach Neuenheim und ließ die Muſik auf ſeine Koſten ſpielen; es gab alte Volkstänze, die noch z. B. jetzt in ähnlicher Weiſe in manchen Gegenden des Elſaßes fortleben, wo auf dem Erlöſchen eines Lichts oder dem Losgehn eines Schuſſes ein Preis ſtand; ſo bot denn auch der Kurfürſt dem jungen Paar eine Ausſteuer von 20 Thalern, das beim gegebenen Signal gewann und „ſich behalten wollte".

So bürgerlich und knapp waren alle die Genüſſe, die er ſich im Kreis des Volkes erlaubte, nur ſelten überſtieg eine

56) Bald darauf hieß es wieder (Juli 1668):
Einem Kerl von dem Marktſchreyer, welcher Gift eingenommen 3 fl.
Dem Marktſchreyer, welcher bei Anweſenheit des Markgrafen auf dem Seil geſpielt 6 fl.
Dem Marktſchreyer, weil er ein Ballet auf dem Markte getanzt 9 fl.

Ausgabe das Maaß ſeines gewöhnlichen Budgets. So hatte er eine große Liebhaberei für ſchöne Achaten, und manches Hundert gab er dafür hin; auch koſtete ihn die Mode des Spiels mehr, als er ſonſt zu depenſiren pflegte. Es waren zwar unſchuldige Spiele, das Gansſpiel und ähnliche, die ihn höchſtens ein paar Gulden koſteten; aber es kam doch auch einmal vor, daß er würfelte und 96 Gulden verlor. Sonſt ſparte er an ſich am meiſten; ſeine pariſer Modeartikel koſteten nur wenige Thaler, und in denſelben Tagen, wo er ſeiner Tochter Eliſabeth Charlotte ein Neujahrsgeſchenk von mehr als 200 Gulden machte, ließ er ſich — für acht Kreuzer ſeine Stiefel repariren. In den Zeiten des lothringiſchen Kriegs, wo militäriſche Ausgaben ſich häuften, finden ſich wenige Poſten für Vergnügungen; Kundſchafter wurden da beſchenkt, Soldaten, die gute Schüſſe gethan oder Gefangene machten, belohnt und — was auch bezeichnend für ihn war — der Schwanenwirth zu Mannheim, Bertaud, zu einer Miſſion nach Paris mit zweihundert Gulden bezahlt. Nach dem Ende des Kriegs wurden dann die Offiziere mit goldnen Ketten und Pretioſen beſchenkt, und man konnte da über die Kargheit Karl Ludwigs nicht klagen.

Der Charakter des kurfürſtlichen Hofes konnte ſich dem Einfluß der Zeit zwar nicht entziehen und mancher Zug ſteifer Etikette oder Repräſentation, wie ſie damals von Verſailles aus über alle Höfe Europas ſich verbreitete, fand auch in Heidelberg Eingang; doch hielt Karl Ludwigs Sparſamkeit und geſunder Sinn auch hier noch die richtige Mitte feſt. Von koſtſpieligen Feſten finden ſich unter ihm wenig Spuren, dagegen manch eigenhändiges Billet, worin er der Hofhaltung Sparſamkeit einſchärft; große Bauten hat er nicht vorgenommen, ſondern, wie aus ſeinen Hofrechnungen zu erſehen, ſich auf das Nothwendigſte beſchränkt. Merkwürdig iſt nur ein Bauwerk von ihm — das große Faß; doppelt merkwürdig deßhalb, weil Karl Ludwig als ein Feind aller Weinzecher bekannt und in ſeiner Umgebung gefürchtet war. Schwerlich hat er durch dieß hölzerne Kunſtwerk Heidelberg eine ſeltſame Unſterblichkeit des

Namens erwerben wollen, ſondern es mochte auch hier eine ernſtere Betrachtung zu Grunde liegen. Das ältere Faß Johann Caſimirs war in Trümmer gegangen, gleichwie der Wohlſtand der Pfalz; ſo ließ denn Karl Ludwig nach den erſten geſegneten Jahren des Friedens (1664) ein neues größeres erbauen, das 204 Fuder, 3 Ohm und 4 Viertel enthielt [57]; gefiel er ſich ſonſt in dem Gedanken, ein Wiederherſteller der Pfalz zu ſeyn, ſo ſollte auch hier das Symbol des überſtrömenden Segens der pfälziſchen Fruchtbarkeit neu aufgerichtet werden. Die Reime der Inſchrift

Was Feindeshand, was Schwert verheert,
Was Kriegesfeuer hat verzehrt,
In dieſem Lande, Schloß und Stadt,
Der fromme Fürſt erneuret hat;

und

Gott ſegne dieſe Pfalz bey Rhein,
Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein,
Daß dieſes Faß und andere mehr
Nicht, wie das alte, werden leer;

ſprechen dieſen Gedanken auch offen aus.

Sonſt waren die Genüſſe am Hofe Karl Ludwigs feiner und geiſtiger, als ſich dieß nach einem ſolchen Faſſe erwarten ließe. Es ging da ſehr nüchtern zu, und wenn man die muntern Späſſe abrechnet, die der Kurfürſt im Kreiſe ſeines Volkes mitgenoß, ſo war für Schlemmer und hungernde Höflinge nirgends weniger Fortüne zu machen, als an den Hofhaltungen zu Heidelberg und Friedrichsburg. Dagegen liebte es Karl Ludwig, einen geiſtreichen und feinen Mann um ſich zu haben, deſſen Converſation über Gegenſtände der Welt und Literatur ihn anregen und befriedigen konnte; und dieſe Stelle verſah lange Zeit der Franzoſe Chevreau, unter den wandernden Schöngeiſtern jener Zeit einer der beſſeren. Wie dieſer dann in ſein Vaterland zurückkehrte, gab der Kurfürſt ſeinem Sohn, Karl Ludwig von Degenfeld, und ſeiner Tochter, der Herzogin von

57) Vgl. Einzelnes in Kayſers hiſtor. Schauplatz S. 27 f.

Orleans, Auftrag, einen Stellvertreter zu ſuchen; derſelbe, hieß es in der Inſtruction [58]), ſolle von mittlerem Alter ſeyn, wohl in der römiſchen und griechiſchen Antiquität, wie auch alten und neuen Hiſtorien auch Sprachen verſirt; dürfe nicht kränklich ſeyn, ſondern müſſe ſo viel Strapazen ertragen können, als der Kurfürſt; auch dürfe er ſich in keine Intriguen, betreffe es Politik, Religion oder Familie, einlaſſen, ſolle kein Goinfre, kein Chymiſt noch Cagot, noch Hypocrite noch Profan ſeyn, ſondern nur Pfalz mit ſeiner guten Converſation und mit dem Vorleſen zu divertiren ſich befleißigen. Sonſten, heißt es am Schluß, iſt Pfalz indifferent, von was Religion er ſeye, von denen, die im Reich erlaubt; er ſoll aber auch kein Geiſtlicher ſeyn.

Daß Karl Ludwig zu einer Stelle des Vertrauens einen Franzoſen wählte, darf uns nicht wundern, bei dem Grad der Weltbildung, den die deutſche Gelehrſamkeit in jener Zeit beſaß; Vorliebe für das fremde Volk war es gewiß nicht; denn ſeine Abneigung gegen die Sitten der „großen Nation“ hat er in ſeiner Inſtruction für das Kloſter Neuburg ebenſo klar ausgeſprochen, wie ſeine ganze Regierung in Ordnung und Sparſamkeit zu dem Land und Leute verderbenden Regime Ludwigs XIV. einen Gegenſatz bildet. Neben der franzöſiſchen Converſation war der Kurfürſt recht nachdrücklich bemüht, den ehrbaren und ſchlichten Ton des Lebens, wie er früher geweſen war, feſtzuhalten, und auch die deutſche Literatur fand an ihm einen Freund und Schützer, ſo weit ſie den Forderungen ſeines Geſchmackes entſprach. Eine ſeiner Hauptliebhabereien war das Theater; wir finden unter ſeinen Rechnungen viele Poſten für „Komödianten“, Decorationsmaler, ſogar die Wormſer Jeſuiten beſchenkte er mit einem Douceur von neun Gulden, als ſie vor ihm „eine Comödie agirt“, und die Studirenden, ſelbſt Theologen, wurden bisweilen als Schauſpieler gebraucht. Seine Lieblingsſtücke waren die engliſchen mit ihrer urſprünglichen

58) Wundt Beil. S. 139.

Natur und Fülle; doch ließ er auch wohl Stücke des franzöſiſchen und engliſchen Geſchmackes aufführen, und Eliſabeth Charlotte, ſeine Tochter, erinnerte ſich noch im ſiebzigſten Jahre der vergnügten Stunden, die ihr dieſe Art Unterhaltung verſchafft hatte [59]). Der Kurfürſt ließ auch Stücke von Gryphius aufführen; namentlich ſcheint der Peter Squenz ihn ſehr beluſtigt zu haben [60]).

Jene nüchterne und ſparſame Haltung verließ Karl Ludwig nur dann, wenn eine beſondere Veranlaſſung ihn zu Glanz und höfiſcher Pracht aufforderte; da war er denn doch zu ſehr von dem Ehrgeize erfüllt, der erſte Kurfürſt des Reichs zu ſeyn, als daß er der Verſuchung, glänzend zu repräſentiren, hätte widerſtehen können. So hat ihn ſeine erſte freilich lange Reiſe auf den regensburger Reichstag die für ihn enorme Summe von 66000 Gulden gekoſtet [61]), und bei der Vermählung ſeines Kurprinzen (Sept. 1671) ſchien er all die Pracht entfalten zu wollen, die er ſonſt ſein Leben lang von ſeinem Hofe fern gehalten hat. [62]) Der Zug der künftigen Kurprinzeſſin, Wilhelmine Erneſtine von Dänemark, bildete von Harburg bis nach Heidelberg einen Troß von vierhundert dreiundſechszig Perſonen mit 528 Pferden, und von Heidelberg aus bewegte ſich eine vollſtändige Armee gegen Ladenburg, um die Braut zu empfangen (19. Sept.). Militär, die kurfürſtlichen Leibgarden, uniformirte Bürger und Studenten, der ganze Hof, der ganze pfälziſche Adel, der ganze Beamtenſtaat mußte ſich hier in prächtigem Putze zeigen; man

---

59) Briefe an die Raugräfin S. 19. 334.

60) Ueberhaupt war Karl Ludwig trotz ſeiner Launen ein großer Freund muntern Scherzes. S. die angef. Briefe S. 55. Wie bürgerlich einfach die muſikaliſchen Genüſſe des Hofes waren, davon findet ſich ein aktenmäßiger Beleg in Schlözers Staatsanz. VI. 256.

61) Karlsr. Archiv (Gefälle).

62) Vgl. die 1672 zu Heidelberg erſchienene: „Kurze und eygentliche Beſchreibung deßjenigen, ſo bey der Verlöbnis, Heimführ- und Vermählung ꝛc. vorgangen.“ fol.

zählte an Grafen mit ihrem Gefolge 182 Perſonen, an gewöhnlichen Vaſallen 142 und von Beamten 166, welche herangekommen waren, die Kurprinzeſſin zu empfangen. Ein Zug von tauſend Perſonen bewegte ſich über die Brücke in die Stadt durch prächtige Triumphpforten, die von der Univerſität und der Bürgerſchaft errichtet worden waren. Die Feſtlichkeiten im Schloſſe ſelbſt, die eigentliche Vermählung, die Gaſtmähler, Fackeltänze, die Ausflüge nach Mannheim und Frankenthal waren ſo prächtig, wie einſt Friedrichs V. berühmte Hochzeitsfeier; an ſchwülſtigen Glückwünſchreden, die von Ladenburg an bis ins kurfürſtliche Schloß und in die akademiſche Aula ohne Unterlaß fortdauerten, an pomphaften Reimen in lateiniſcher und deutſcher Sprache war ſo wenig Mangel, als bei der verhängnißvollen Vermählung mit Eliſabeth Stuart. Aber den ſinkenden Glücksſtern des Hauſes hat die poſaunende Hofdichtung ebenſowenig aufhalten können, als damals.

Wir wenden uns zu Karl Ludwig zurück, deſſen Weſen und Charakter ſich in dieſen Zügen des Hof- und Regentenlebens unmittelbarer zeichnen läßt, als in einer allgemeinen Schilderung ſeiner Individualität. Daß er aus einem lockeren jungen Herrn zu einem ernſten Manne, aus einem londoner Cavalier zu einem väterlichen Regenten geworden iſt, ſcheint uns die größte Seite ſeines Weſens; zudem ſind ſo viele ſchöne Züge eines hervorragenden ächt fürſtlichen Charakters in ihm, daß man einzelne Schwächen darüber wohl milder beurtheilen kann. Zu den gewöhnlichen Naturen gehörte Karl Ludwig nicht; ſeine ganze Individualität hatte ein kräftiges, markirtes Gepräge. Seine treffenden Antworten waren bekannt. Auf dem regensburger Reichstage fragte man ihn, warum ſein Kanzler hinke; der vorige, ſagte er, hat mir die Oberpfalz verſcherzt, dieſer ſoll mir ſie wieder herbeihinken. Bei einem Etikettenſtreit zwiſchen zwei Diplomaten entſchied er: der größte Narr geht obenan, und bei einer Injurienklage zweier Frauen, die ſie ihm in weitſchweifiger, plaudernder Weiſe vortrugen, ſetzte er unten hin:

Ich ſage, du ſageſt, er ſaget, wir ſagen, ihr ſaget, ſie ſagen; Summa lauter ſagen. [63])

In Staatsſachen ging er ſeinen eignen beſtimmten Weg; die gelehrte Bildung, die ihm wie allen Kindern Friedrichs V. in hohem Maße zu Theil geworden war, leitete ein durchdringender, geſunder Verſtand und jene Menſchenkenntniß, wie ſie eine Jugendzeit, in der Fremde zugebracht, reich an Unglück und Irrthümern, wohl verſchaffen kann. Daher er in weltlichen und kirchlichen Angelegenheiten der Andern Urtheil mehr hörte als befolgte [64]); auf der Rathgeber Weisheit baute er viel weniger, als auf ſeinen eignen Takt, obwohl er nie unterließ, ihre Meinungen allſeitig zu prüfen. Aber er ſah zu oft, wie ſie des Stachels bedurften und der Anleitung von Oben, als daß er — ſelbſt in Verwaltungsſachen — auf den morſchen Krücken fremder Staatsweisheit hätte gehen wollen. Während er nachläſſige Beamte ſchnell entließ, konnte ihn der erbetene Abſchied eines tüchtigen Beamten wahrhaft erbittern; in ſeiner leidenſchaftlichen Hitze war er wohl im Stande, wie er 1675 mit Seiler that, einen gewaltſam zurückzuhalten und feſtzuſetzen [65]). Ueberhaupt war er nirgends ſo despotiſch, als gegen ſeine Beamten; die Guten lobte er wenig, die Nachläſſigen hatten an ihm einen unerbittlichen Dränger. Es ging bis ins Kleinliche; oft ſah man ihn früh Morgens auf die Kanzlei gehen und abwarten, ob alle pünktlich kämen, und wenn er ſich gern den Beinamen »**Patiens**« gefallen ließ, ſo ſetzte er wohl hinzu:

---

63) S. **Carolus Ludovicus. Monumentum posthumum. 1767.** S. 4. Moſer Herr und Diener S. 306.

64) Das ging bis ins Techniſche. Als man einen ſeiner jüngern Söhne mit mediciniſchen Aengſtlichkeiten präſerviren wollte, ſchrieb er unter ein kräftig abmahnendes Decret eigenhändig die Worte: „Um Gotteswillen wolle man zum wenigſten Pfalz Geſchlecht mit den Charlatanerien in dieſer wie in allen Fakultäten verſchonen.“ Dann ließ er aber doch dieſe Worte abſchneiden, „damit es den Aeskulavium nicht erzürne“

65) Daß er freilich Grund genug hatte, den zweideutigen Mann zurückzuhalten, geht aus den Briefen Eliſabeth Charlottens hervor (ed. Menzel S. 163. 436.)

„aber impatiens wenn man nicht fleißig arbeitet.“ So war er als Herr gefürchtet, denn argwöhniſch wachte er über Verſchwiegenheit und Unbeſtechlichkeit der Beamten; aber er hatte zu wenig offenes Vertrauen und war Zwiſchenträgereien zu ſehr zugänglich. Doch wählte er ſeine Räthe mit bedächtiger Prüfung, die ſich ſelbſt auf das Aeußere ausdehnte; charakterfeſte und freimüthige behandelte er mit mehr Achtung als die Jaherren. Seine Reſolutionen und Befehle tragen das Gepräge ſeines kräftigen und eigenthümlichen Weſens; einzelne Sätze in ſprudelnder Fülle und Unbekümmertheit hingeworfen, mit ſelbſtgebildeten Worten durchflochten, das Ganze mit origineller Lebendigkeit und Friſche aufgefaßt, vielfach durchgeſtrichen und verändert — ſo liegen uns eine Menge von einzelnen Blättern vor, in denen er Beamten oder Collegien Anleitungen gab. Oft waren es nur Verſehen und Mißverſtändniſſe, die er rügen mußte; dann geſchah es mit jenem muntern Humor und in der bilderreichen, plaſtiſchen Sprache, die wir in vielen ſeiner hinterlaſſenen Aeußerungen finden. Eins der merkwürdigſten Actenſtücke in dieſer Art iſt ſein Reſcript vom 24. Dec. 1673, worin er ſeinen Beamten eine Bußpredigt und Abſolution ertheilt. [66]) „Er hätte empfunden“, heißt es, „daß neben denen, die vielleicht aus Corruption, Untreu, Falſchheit, Bosheit und Verachtung geſündigt hätten, noch andre geweſen ſeyen, die aus Unwiſſenheit, Kleinmuth, Einfalt, Lüderlichkeit, Uebereilung, Dummheit, Blumſigkeit und böſer Auferzucht, committendo oder omittendo gegen Kurpfalz und derſelbigen gethanen Pflicht gefehlet hätten; er wolle beiden chriſtlich und gnädig verzeihen, der Zuverſicht, daß ſie bei dieſem neuen Jahre ſich beſſern, hinführo ihre Pflicht und Schuldigkeit beſſer in Acht nähmen.“

Es wurde ſchon erwähnt, daß Karl Ludwig die gründliche gelehrte Bildung beſaß, wie man ſie nur immer auf holländiſchen Lehranſtalten ſich erwerben konnte; drum leitete ihn auch in Fragen der Wiſſenſchaft und Kirche ſtets ſeine eigene

---

66) Moſer Patriot. Archiv IV. 501 f.

Anſicht. In Glaubensſachen dachte er frei und tolerant, und es ſind Beiſpiele genug angeführt worden, wie er weder an der Univerſität noch am Hofe auf die kirchliche Form großen Nachdruck legte; nur blieb er dem Grundſatze getreu, es ſolle einer „weder Heuchler noch profan ſeyn.“ Jeder kirchlichen Eitelkeit und dem hochkirchlichen Prunk einer Episkopalkirche abgeneigt, legte er auf das Praktiſche des Gottesdienſtes deſto mehr Werth und ſchlechte Prediger waren nirgends vor ihm ſicher. Die Lehre, die er dem Stiftsprediger auf Neuburg gab: „ſeine Predigten kurz und nervos zu halten, nicht mit unnützen Speculationen, auch keine ſchmutzige, natürliche und fleiſchliche Sachen auf die Kanzel zu bringen, vielweniger buhleriſche, quäckeriſche, noch komödiantiſche Geſtus zu machen“, enthielt alle Grundzüge einer praktiſchen Homiletik. So beſuchte er (Juli 1677) die Kirche zu Oberingelheim; der Pfarrer, durch die Gegenwart des ſtrengen Richters etwas conſternirt, hielt eine confuſe Predigt, und in der wohlmeinenden Abſicht, den anweſenden Landesherrn recht ſalbungsvoll zu begrüßen, brachte er ſelbſt die herkömmlichen Gebete durch einander. Karl Ludwig ließ ihn nach der Kirche kommen und gab ihm einen Verweis; und um Aehnliches zu verhüten, beauftragte er zugleich den Kirchenrath, zu verordnen: „in den Aemtern drauf zu halten, daß eine Conformität im Gottesdienſt obſerviret werde und nicht ein jeder Pfarrer ſeinen obwohl wohlmeinenden Galimathias in die Gebete hineinflicke.“

Dieſer patriarchaliſche Despotismus zeigte ſich manchmal auch von der nachtheiligen Seite; denn ein ſo eigenwilliger, auf ſeine Macht ſo ſtolzer und auch aufbrauſender Charakter, wie der Karl Ludwigs, war nicht immer in den Schranken der Gemeſſenheit zu halten, und ohne die Schule des Unglücks, ohne die unermüdliche Sorge für das wahrhafte Aufblühen des Landes, hätte der Kurfürſt ein drückender Herr werden können. Ein Verſäumen der Etikette konnte ihn oft ſehr erbittern, und wenige ſeiner Vorfahren hatten über die gewiſſenhafte Anerkennung des kurpfälziſchen Fürſtenrangs ſo ſorgſam gewacht, wie er.

Der Kanzler Mieg war wegen ſeiner Oppoſition gegen eine neue Steuer vom Hofe verbannt, aber doch ehrenvoll zurückgerufen worden; Pufendorf, der über die neue Einrichtung ſich ſpottend äußerte, ward entlaſſen. Eine Wirthsfrau, zum Bock in Weinheim, hatte (1669) geäußert, ſie wolle dem Kurfürſten wegen ſeiner unblutigen Fehde lieber eine Heerde Gänſe halten, um der Federn willen; da erſchien ein kurfürſtliches eigenhändiges Decret, worin es hieß, man habe das Anerbieten in Gnaden angenommen, und es ſey der gnädigſte Befehl, daß gedachte Wirthsfrau alljährlich auf Martini die kurfürſtliche Kanzlei mit dem Bedarf an Schreibfedern verſehen ſolle.

Zu der Pedanterie ſeiner kirchlichen und ſchulmäßig gebildeten Vorfahren bildete er einen geſunden Gegenſatz, wir können dies aus dem Erziehungsplane ſehen, den er für ſeinen Sohn Karl Eduard entworfen hat. Er ſolle die wahre Gottesfurcht erlernen, während die Vorgänger ſtets auf das Symbol der oder jener Kirche den Hauptnachdruck gelegt hatten, er ſolle einfach und nüchtern leben, ſeine Sachen in Ordnung halten, auf ſeiner Diener Ordnungsliebe wachen, die wöchentliche Zeitung leſen — alles Dinge, in denen die praktiſche Richtung des lebensgewandten Vaters wiederzufinden iſt. Die Methode des Erlernens ſoll nach Umſtänden und der individuellen Entwicklung des Knaben wechſeln; bei Lectüre der Alten ſolle man bei Kleinigkeiten ſich nicht aufhalten, die wohl ein Schulmann wiſſen müſſe, die aber ein Staats- und Weltmann wieder vergeſſen würde, z. B. wie dieſer oder jener atheniенſiſche Unterofſizier geheißen, wie weit Eleuſis vom Hafen zu Athen gelegen ſey und dergleichen. Bei der Grammatik müſſe man die Wurzeln und Stämme l e r n e n, bei dem übrigen „Vernunft und Raiſonnement“ des Schülers combiniren laſſen, die wechſelnden Bedeutungen der Wörter ſollten logiſch aus der Grundbedeutung entwickelt, nicht zum »objectum brutae memoriae« gemacht werden. Das wird durch alle Wiſſenſchaften durchgeführt, dabei aber dem Zögling eine Menge ſehr gründlicher Quellenſtudien auferlegt; in der Philoſophie die alte Scholaſtik verworfen und

theils Plato theils Descartes empfohlen; überhaupt ſpricht aus Allem der geſunde praktiſche Geiſt des Kurfürſten. [67])

Die Schwächen Karl Ludwigs treten mehr im Privatleben als in ſeiner Regententhätigkeit hervor; was man ihm mit Grund vorwarf [68]), wechſelnde Launen und Eigenſinn, eine bis zum Geize getriebene Sparſamkeit, die ihn oft veranlaßte, unzuverläſſig und zweideutig zu handeln, endlich ſeine übermäßige Neigung zu den Frauen, haben zwar auf die Regierung des Landes wenig Einfluß ausgeübt, ſind aber für ſeine perſönlichen Verhältniſſe und ſeine Umgebung oft recht drückend geworden.

Seine Kargheit iſt nach einer furchtbaren Epoche des Elends für das Land ſehr wohlthätig geworden, und das Jahrhundert der pfälziſchen Geſchichte, das auf ihn folgte, kann dem Ruhme ſeiner geordneten Regierung ſehr gut als Folie dienen. Unverzeihlich war aber die früher berichtete Härte, womit er ſeinen Bruder Ruprecht zwang, ſein Leben im Ausland zuzubringen; denn dieſe ſchlecht angebrachte Sparſamkeit hat das Ausſterben der ſimmerſchen Linie beſchleunigt und über die Pfalz die Zeit einer Regierung hereingebracht, durch deren Druck den Spätergebornen jene Kargheit Karl Ludwigs doppelt ſchmerzlich geworden iſt. Eine unbewährte Ueberlieferung [69]) ließ auch den verſchollenen Bruder des Kurfürſten, den Pfalzgrafen Moriz, in der Fremde und im Elend ſterben, ohne daß der harte Bruder einen Schritt gethan haben ſoll, ihn aus der Gefangenſchaft

---

67) Die beiden Aktenſtücke hat Kayner III. 135 ff. bekannt gemacht. Das letztere iſt von Karl Ludwigs vertrautem Freunde Fabricius aufgeſetzt.

68) In Moſers patriot. Archiv XI. 209—231 ſind vier Urtheile über Karl Ludwig zuſammengeſtellt; das von Rusdorf und Reiger, die ihn genau kannten, iſt wahr und treffend; die Bemerkungen von Grammont zeugen von dem Aerger darüber, daß ein deutſcher Fürſt ſo ſchlau war, als die franzöſiſche Diplomatie, und aus dem Tadel von Henniges ſpricht die proteſtantiſche Erbitterung über die Reactionen der ſpätern Zeit, die man Karl Ludwig zuſchob.

69) S. Reiger S. 286 f.

von Corſaren zu löſen; möglich freilich iſt, da nach einer andern Nachricht Moriz auf einer Fahrt nach Weſtindien umkam, daß jenes Benehmen gegen Ruprecht zu der andern noch ſchlimmern Nachrede von Karl Ludwigs unbrüderlichem Sinn Anlaß gegeben hat.

Der wahre Grund des Ausſterbens ſeiner Dynaſtie lag freilich in ſeiner unglücklichen Ehe, und daran hat er gewiß die geringere Schuld gehabt. Dies Unheil zog ſich durch ſein Leben hin und vergällte ihm durch den Blick auf die Zukunft ſeiner Dynaſtie ſelbſt das ſonſt glückliche Zuſammenleben mit Luiſe von Degenfeld. Sie beſaß alle Gaben eines ſanften Gemüths und eines lebhaften Geiſtes, die ihn feſſeln konnten [70]), ſie ertrug die Launen und den Eigenſinn ihres Gemahls und den Hochmuth der Kurprinzeſſin, die mit dem eiteln Stolze ihrer königlichen Geburt über ſie wegſah. Nachdem ſie für ihre Nachkommen auf alle Erbanſprüche an die Pfalz verzichtet hatte (31. Dez. 1667), ertheilte Karl Ludwig ihr und ihren Kindern einen eigenthümlichen Titel. Das altdeutſche Amt der Ru- oder Raugrafen, das ſeit mehreren Jahrhunderten erloſchen und deren Beſitz an Kurpfalz übergegangen war, erneuerte er jetzt und ertheilte den Sprößlingen dieſer morganatiſchen Ehe Würde und ehemalige Lehen der Raugrafſchaft [71]). Trotz der trüben Betrachtungen, die ſich oft aufdrängten, und mancher Mißſtimmung, die mehr aus den Verhältniſſen, als aus den Perſonen erwuchs, war die Ehe eine glückliche und mit Kindern reich geſegnete; denn in den 20 Jahren ihrer Verbindung hatte ihm Luiſe 14 Kinder geboren, deren jüngſtes freilich ihr ſelbſt (18. März 1677) das Leben koſtete. Die Trauer des ſechzigjährigen Kurfürſten bewies, wie ſehr er ſie geliebt hatte; denn mehr als durch die äußere Auszeichnung, die er ihrer Leiche bei dem

---

70) Die treffliche Eliſabeth Charlotte mußte bisweilen ausgleichen zwiſchen dem Vater und der Stiefmutter. Karl Ludwig war „abſcheulich jalous“; davon erzählt ſie in ihrer originellen Manier ein treffendes Beiſpiel. Briefe an die Raugräfin S. 324.

71) Die Urk. bei Kazner I. 131 ff.

feierlichen Begräbniß zu Friedrichsburg erwies, hat er ihr Andenken durch den tiefen und heftigen Schmerz geehrt. Seine Aeußerungen über ihre Vorzüge, wie er ſie gegen die Vertrauteſten kundgab, legen ein ſchönes Zeugniß für ihn ſelbſt ab [72]), und es war Wahrheit, wenn er an Sophia von Hannover ſchrieb: ſeine Thränen würden nie vertrocknen, als in dem Sande zu Mannheim, wo er ſelbſt neben ſeiner Raugräfin in der Concordienkirche die leibliche Ruhe zu finden hoffte. Ueber ſein Eheverhältniß hat er uns ſelbſt Aufſchluß gegeben auf einem Blatt, wo er die guten und ſchlimmen Seiten ſeiner Gemahlin zuſammenſtellte, er nannte das Eheſtandsabrechnung [73]). Es gefiel ihm während ihrer Lebzeiten, „Ihre Schönheit, Sauberkeit, Anmuth, wann ſie gewollt, ihre Devotion, ehrbare Sitten Sorg und Mühe für ihre Kinder.“ Ihre Ordnungsliebe, Demuth, Geduld und Muth in ſchwieriger Lage, pries er eben ſo ſehr, als ihre Reue bei Fehlern und ihre Nachgiebigkeit. „Gegrämt habe ihn oft, ſetzt er hinzu, daß ſie ihm nicht immer gefolgt, auch manche böſe Gewohnheit gehabt habe, im Anfang der Ehe oft kalt, nachher bisweilen mißtrauiſch und melancholiſch geweſen ſey; was mich aber nach ihrem Tode tröſtet, beſchließt er die merkwürdige Aufzeichnung, iſt, daß ich kein Müh, Wartung, leibliche und geiſtliche Medicin und Mittel geſpahrt; daß Sie Ihre Lieb und Vertrauen gegen mich während dieſer Krankheit, ſonderlich als ſie mir, auf Befragen, ob ſie etwas auf dem Herzen hätte, ſo ſie grämte und darin ich ihr helfen konnte, geſagt: Es grämte Sie nichts, als daß Sie mir nicht genugſam hätte gefallen können, und daß ſie feſtes Vertrauen hätte, ich würde als ein getreuer Vater bei Ihren Kindern thun. Und nachdem ich ſie verſichert, daß ich ſowohl jenes als alles, womit ſie mich etwa in Lebzeiten betrübt, jederzeit wieder vergeſſen und aus dem Sinn geſchlagen, auch der Kinder als ein getreuer Vater mich annehmen würde, und daß ſie oft verſpüret,

72) Vgl. namentlich den Brief an ſeine Schweſter bei Kazner I. 151 ff.
73) S. Ebendaſ. I. 138 ff.

daß ihre Commiſeration bei mir alle andere Empfindlichkeit über-treffe, daß ſie, ſage ich, mit dieſer meiner Gegenbezeugung und Verſicherung zufrieden zu ſeyn, theils mit Worten, theils mit Zeichen bis auf Ihren letzten Athem bezeuget hat.“ Ein Troſt war dem Kurfürſten auch, daß ſie ſo andächtig und getroſt mit den geiſtlichen Heilmitteln ihre letzten Schmerzensſtunden zuge-bracht und daß ſie ihm „ſo wohlgeſtalte und wohlgeartete Kin-der hinterlaſſen.“ Bittere Sorge macht es dem Wittwer, daß er nicht früher das Gefährliche der Krankheit geahnt und viel-leicht vorgebaut hatte; auch machte er ſich Vorwürfe, ſie nicht durch die Verſorgung der „mutterverlaſſenen“ Kinder beruhigt und ſie noch für Alles, was er ihr etwa zuwider gethan, um Verzeihung gebeten habe. Wie viel der Todesfall den Kurfür-ſten beſchäftigte, bewieſen theils dieſe Aufzeichnungen, theils der Auftrag, den er an Fabricius ertheilte, „ſich um der Verſtor-benen letzte Reden, Thun und Weſen zu erkundigen“ und für ihn ſelbſt nach Troſtmitteln zu ſuchen, da ihm ſonſt „Luft, Eſſen, Trinken, Schlaf und alle Geſchäfte und Pflege des Lebens nur zuwider ſeyen.“

Die Liebe zu der verſtorbenen Gemahlin übertrug der Kur-fürſt auf die hinterlaſſenen acht Kinder, fünf Söhne und drei Töchter, deren Wohl und Erziehung er mit aller Sorgfalt eines väterlichen Sinnes überwachte. Ihre äußere Exiſtenz wollte er durch einen ſichern Grundbeſitz feſtſtellen, und die letzten Stun-den ſeines Lebens war er damit beſchäftigt, aber was er auf-geſetzt hatte, blieb Entwurf, deſſen Ausführung durch ſeinen Tod gehemmt ward. Die nachfolgende Regierung handelte auch hier dem Geiſte Karl Ludwigs entgegen, und der ſchwache, kränkelnde Kurfürſt Karl, ſammt ſeiner hochmüthigen Gemahlin, handelte gegen die kräftigeren Brüder weder mit fürſtlichem, noch mit brüderlichem Sinne. Die Söhne Karl Ludwigs hätten darben müſſen, ohne die liebevolle Theilnahme edler Frauen des pfälziſchen Hauſes; die treffliche Tochter Eliſabeth Charlotte, die vom Vater alle guten Eigenſchaften ohne die ſchlimmen ge-erbt hatte, die Schweſter Karl Ludwigs, Sophie von Hanno-

ver, die Stammmutter der großbritanniſchen Könige ward, und deren Tochter, Sophie Charlotte, die erſte Königin von Preuſſen, übernahmen die heilige Schuld des raſch Verſtorbenen, und nahmen ſich wie liebende Verwandte der Hinterlaſſenen an [74]). Alle Kinder, welche die Degenfeld dem Kurfürſten geboren hatte, waren talentvoll und kräftig, wie der Vater; ihre Erziehung war, ſo lange dieſer lebte, ſehr ſorgfältig, und es fehlte ihnen nur die Berechtigung, die Rolle zu ſpielen, welche der ebenbürtige Sprößling Karl Ludwigs ſchwach und kränkelnd ausgefüllt hat. So aber mußten ſie, auf ihr Schwert und ihren unbefleckten Namen geſtützt, in fremden Kriegen Dienſte ſuchen, oder ſind vor der Zeit unglücklich umgekommen. Der älteſte, Karl Ludwig (geb. 1658), dem Vater ähnlich und deßhalb von ihm vielfach vorgezogen, ſtarb nach einem bewegten Leben und in ehrenvollen Kriegsdienſten als Generalmajor (1688), der zweite, Raugraf Karl Eduard, ſtarb als zweiundzwanzigjähriger Jüngling (Jan. 1690) im Türkenkrieg den Soldatentod, und auch einer der jüngern, Karl Auguſt, fiel (Sept. 1691) als neunzehnjähriger Jüngling im franzöſiſchen Kriege. Raugraf Karl Moriz, der dritte von den überlebenden Söhnen Karl Ludwigs (geb. Dez. 1670), war durch Geiſt, Kenntniſſe und Lebensſitte ausgezeichnet, aber eine ſchlimme Leidenſchaft des Trunks zerſtörte ſchon im 32ſten Jahre das Leben des kräftigen Mannes. Der jüngſte endlich der fünf Söhne, Karl Caſimir (geb. 1675), kam auf der Ritterakademie zu Wolfenbüttel in einem unglücklichen Zweikampf um, ehe er das ſechzehnte Jahr vollendet hatte. Von den überlebenden Töchtern wird Karoline (geb. Dez. 1659), ſpäter die Gemahlin des Grafen Meinhard von Schönburg, als eine treffliche und liebenswürdige Frau gerühmt; auch ſie ſtarb ſchon ſehr früh, in ihrem 37ſten Lebensjahre. Ihre Schweſter, Raugräfin Luiſe (1661—1733), in welcher ſich die geiſtigen Fähigkeiten des Vaters mit der ſchönen Weiblichkeit der

74) Ueber das Schickſal der Kinder faſſen wir uns kurz und verweiſen auf Kazners (Th. II.) ausführliche Darſtellung.

Mutter verſchmolzen haben, hat durch Leitung und Anregung ſo ſegensreich gewirkt, als es in ihrem kleinen Kreiſe möglich war; die hochſtehenden Verwandten des Vaters haben auf den Thronen von Hannover und Preußen dem geiſtreichen und beſcheidenen Mädchen ehrende Huldigungen dargebracht, ihre Halbſchweſter, Eliſabeth Charlotte von Orleans, ſtand mit ihr in einem regen und innigen Verkehr, deſſen Früchte, der köſtliche Briefwechſel, neuerlich in weiteren Kreiſen Intereſſe und Beifall gefunden haben; ja ſelbſt die grollende Charlotte von Heſſen, die erſte Gemahlin Karl Ludwigs, hat ihren Zorn über die Mutter vergeſſen und der trefflichen, liebenswerthen Tochter Zeugniſſe einer mütterlichen Geſinnung gegeben, die beide in gleichem Maße ehren. — Die jüngſte der Raugräfinnen, Amalie Eliſabeth (geb. 1663), war Luiſens unzertrennliche, muntere Gefährtin; ſie ſtarb im Juli 1709.

Es war in dieſen Kindern Karl Ludwigs ſo viel Tüchtigkeit an Geiſt und Herz vereinigt, daß der Vater ſich wohl tröſten konnte, wenn er von der Leiche der Mutter auf die „wohlgeſtalteten und wohlgearteten" Sprößlinge der Ehe hinblickte; Schade nur, daß es ihm nicht mehr vergönnt war, ſie aus einer beengenden und kleinen Exiſtenz zu der Bedeutung zu heben, die ſie nach Talent und Beruf wohl hätten erlangen müſſen. Karl Ludwigs letzte Zeit ging ſtill vorüber; der Tod der Degenfeld ließ eine leere Stelle in ſeinem Leben. Doch dachte er an eine neue Verheirathung; ihn beängſtigte die kinderloſe Ehe des Kurprinzen und die drohende Beſorgniß, ſein Haus möchte ausſterben. Man knüpfte Unterhandlungen an mit der Kurfürſtin Charlotte, aber weder des Kurprinzen Vorſtellungen noch die Schweſter Karl Ludwigs konnte die grollende Frau zu einer förmlichen Eheſcheidung bewegen [75]). Die Hoffnung auf eine ebenbürtige Ehe blieb in die Ferne gerückt; das Ausſterben der ſimmer'ſchen Linie mit allen ſchrecklichen Folgen, dem Kriege

75) Einzelnes bei Reiger S. 247 ff.

von 1688 und 1689, war damit über die unglückliche Pfalz verhängt.

Ein bezeichnender Zug von Karl Ludwigs ſinnlichem Hang und ſeiner Gewohnheit an weiblichen Umgang liegt darin, daß er noch nach dem Tode der Degenfeld ſich eine Fräulein von Berau als Maitreſſe nahm. Er fühlte freilich das Aergerliche, das für das Volk in dem Verhältniß liegen mußte, und die Geliebte ward zu Friedrichsburg, obwohl mit einem kleinen Hofſtaat verſehen, wie eine Gefangene gehalten; ſie mußte ſogar die Kirche in einem benachbarten Dorfe, Neckarau, beſuchen, damit die neugierigen Mannheimer ſie nicht ſähen. Die Perſon behauptete nach dem Tode des Kurfürſten, durch ihn ſchwanger zu ſeyn, fand aber beim Nachfolger keine ſehr freundliche Aufnahme [76]).

Karl Ludwigs Zeit war indeſſen auch gekommen. Bei einer Reiſe von Friedrichsburg nach Heidelberg (20. Aug.) hatte er ſich nach einem friſchen Trunke unwohl und matt gefühlt und war deßhalb am andern Tag nach ſeinem gewohnten Aufenthalt Friedrichsburg zurückgekehrt. Bald warf ihn ein hitziges Fieber ſo heftig nieder, daß er, zum erſten Male, alle Regierungsgeſchäfte mußte liegen laſſen. Der mannheimer Judendoctor Heyem und der Apotheker Zimmermann behandelten ihn, aber das Fieber dauerte fort. Am 28. Aug. entſchloß man ſich, vielleicht auf ſeinen Wunſch, ihn in einem Seſſel nach Heidelberg zu bringen. Der Hof, die drei Raugräfinnen, nebſt der ſogenannten **Madame de Berau** begleiteten ihn; er ſelbſt ahnte, daß es ſein letzter Tag ſey, denn unter dem Thor ſagte er dem Regierungsrath Schreiber, der ihm begegnete: Es iſt nun auch an mich gekommen. Schon in Edingen wurden die Anfälle und Ohnmachten des Kranken ſo ſtark, daß man die Hoffnung aufgab, ihn bei der Hitze noch bis Heidelberg bringen zu können [77]). Unter

76) Ein anderes Gerücht derſelben Art wird in Eliſabeth Charlottens Briefen S. 10 erwähnt.

77) Reiger S. 259 ff.

einem Nußbaum und einer Rebenlaube ſaß er in ſeinem Seſſel und verſchied um 4 Uhr Nachmittags, 63 Jahre alt; wie er im Leben nie Ruhe gehabt, ſo fand er auch die Sterbeſtunde nicht auf dem Krankenlager, ſondern unter freiem Himmel im Angeſicht ſeines Stammſchloſſes, über dem bald die mordbrenneriſchen Flammen zuſammenſchlagen ſollten. Der Leichnam ward in der h. Geiſtkirche beigeſetzt.

Weſen und Eigenthümlichkeit dieſes unter allen pfälziſchen Fürſten hervorragenden Mannes haben wir mit Thatſachen ausführlich zu zeichnen geſucht; ſein Aeußeres wird als imponirend und anmuthig geſchildert. Von ſchlanker Geſtalt, mit regelmäßiger Geſichtsbildung und einem geiſtreichen, ſchönen Auge wußte er auch äußerlich als Fürſt zu erſcheinen, wie er es ſeine Regierung hindurch in Wahrheit geweſen war.

Von ſeiner Nachkommenſchaft aus der morganatiſchen Ehe iſt oben die Rede geweſen. Während ſeines Aufenthalts in England hatte ihm eine vornehme Dame einen Sohn geboren, der nachher unter dem Namen Ludwig von Rothſchild nach Heidelberg kam; dort ward er vom Kurfürſten zum Freiherrn von Selz ernannt und mit den Gefällen des gleichnamigen Städtchens dotirt. Ein früher Tod riß auch dieſen talentvollen Jüngling, wie alle Söhne Karl Ludwigs, in der Blüthe der Jahre (1680) weg.

Ebenbürtige Kinder des Kurfürſten von ſeiner erſten Gemahlin waren nur zwei vorhanden; der Kurprinz und die Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, an Geiſt und Charakter das Ebenbild ihres Vaters, wenn gleich alle herben Seiten des väterlichen Weſens durch eine ſchöne Weiblichkeit gemildert waren. Von beiden wird im folgenden Abſchnitt ausführlich die Rede ſeyn.

Siebenter Abſchnitt.

Kurfürſt Karl (1680—1685).

§. 1.

Karls Jugend bis zum Antritt ſeiner Regierung (Okt. 1680).

Ein eignes Verhängniß hatte auf der Jugend des neuen Kurfürſten gelaſtet; das Unglück in der Ehe Karl Ludwigs mit Charlotte von Heſſen empfand Niemand bitterer, als der verwaiste einzige Sohn, den die geſchiedene Kurfürſtin ihrem Gemahle geboren hatte. Karl beſaß nicht die eiſerne und körnige Natur des Vaters, der aus den furchtbaren Kämpfen des Lebens nur geübter und fertiger hervortrat; er war körperlich kränkelnd, ſeine Seele weich und von ſo reizbarer Empfindlichkeit, daß nur die zarte Fürſorge einer weiblichen Erziehung hier wohlthätig einwirken konnte.

Nun ward er (geb. 31. März 1651) als ſiebenjähriger Knabe mutterlos; Charlotte ging nach Kaſſel und der weiche, ſchwächliche Knabe war mit dem Ernſte des ſtrengen Vaters allein gelaſſen. Der Mißton, der durch die erſte Ehe Karl Ludwigs durchging, übte ſeinen ſchlimmen Nachklang auf das verſchüchterte Gemüth des Sohnes; er ſah, wie der Vater einer andern Gemahlin ſeine Liebe zuwandte und wie deren Kinder, voll Geſundheit und Talent, dem Vater näher ſtanden, als der kränkliche Sohn Charlottens. Am Hofe Karl Ludwigs ging es ſtreng und herriſch zu; der junge Kurprinz ertrug das Joch des unbedingten Gehorſams mit Widerſtreben und klagte ſpäter: „Das Brandmal des Zwanges hängt mir an; meine jungen Jahre ſind bei mir vermodert und ich habe wenig Freude in dieſem Leben gehabt.“ Die Erziehung, die man dem jungen Fürſten gab, ging von vortrefflicher Abſicht aus, brachte aber die Individualität des Zöglings nicht in Anſchlag; gelehrte

Celebritäten, wie Pufendorf und Ez. Spanheim, waren ſeine Lehrer, aber der Erfolg war ein anderer, als ihn ſich der Kurfürſt verſprach. Karl ward mit gelehrtem Wiſſen und pedantiſchem Wortkram erdrückt, und ſein mäßiges Talent beſaß nicht die Kraft, über den Formen Herr zu bleiben. Man pries an ihm, daß er elegant Latein ſchreiben konnte, daß er Freund und Kenner war von allen gelehrten Studien und zum Ueberfluſſe iſt er auch ſelbſt noch (1672) als theologiſcher Schriftſteller aufgetreten [78]), aber ſeine Bildung zum Berufe ſeiner Zukunft gewann dadurch nicht viel.

Es war unter ſolchen Verhältniſſen eine Erleichterung für den armen Prinzen, daß nach Pufendorfs Entlaſſung (1664) ihm ein Erzieher gegeben ward, der wenigſtens das Vertrauen ſeines Zöglings beſſer zu wecken verſtand. Paul Hachenberg, unter den Gelehrten der Zeit mit Auszeichnung genannt und auch als Schriftſteller thätig, war zwar nicht berufen, einen Prinzen, wie Karl, zu einem tüchtigen Fürſten und Staatsmann zu erziehen, aber er wußte ſeine gelehrten Pedanterien ſeinem Zögling doch ſo weit angenehm zu machen, daß er ſich an den neuen Lehrer eng anſchloß und ihm das kindliche Vertrauen ſchenkte, das ihm der ernſte, gebieteriſche Sinn des Vaters nicht einflößte.

Der Kurfürſt fühlte, daß nicht Alles ſo war, wie es ſeyn ſollte, und ſein väterlicher Sinn empfand es ſchmerzlich genug, auch wenn ihm die weicheren Züge des Charakters fehlten, das Verſchlimmerte zu beſſern. Wie nun Karl in ſeinem neunzehnten Jahre zum erſten Mal auf Reiſen ging, gab ihm der Vater den Verlobungs- und Trauring, den er von Charlotte einſt erhalten hatte, und ſchrieb ihm einen Brief (Juli 1670), der freundliche Geſinnungen ausſprach, aber die gedrückte Stimmung über das kalte Verhältniß nicht verbergen konnte [79]). „Ich

78) Philothei Symbola christiana. Francof. 1672.

79) S. Cod. bav. 1812 auf der münchner Hofbibl. (Abgedruckt in Wundts Magazin III. 209.)

habe viel Widerwärtigkeit", ſchrieb er, „mit dieſen Ringen gehabt, dabei aber auch das große mir unſchätzbare Glück, daß ich Euch, meinen liebſten Sohn, und nicht Schlangen und Ottern, wie Eure Frau Mutter ſichs gewünſcht, als Sie mit Euch ſchwanger ging, gezeuget habe; ein Glück, das Ihr, wie ich nicht zweifle, mit beſtändiger Söhnlicher Treu, Lieb und Gehorſam mir vermehren werdet." Er verſicherte zugleich den Sohn, daß er die geſchiedene erſte Gemahlin mit Nachſicht und Geduld behandelt, bis das Band zerbrochen ſey; es ſey eine Schickung Gottes, er ſolle darüber nicht weiter ſich bekümmern. „Laſſet Euch nicht", ſo hieß es, „in Eurer Liebe und Schuldigkeit von mir abſpenſtig machen, und glaubet feſt, daß ich Euer verſichertſter und treueſter Freund bin und daß wir ein Intereſſe haben, was auch Andere Euch ſagen mögen." Am Schluſſe ſprach er den Wunſch aus: „Antwortet mir doch hierauf mit einigen Zeilen", aber es ſcheint nicht, als ob der Kurprinz dem väterlichen Wunſche nachgekommen ſey.

Er reiſte durch die Schweiz und Frankreich, Karl Ludwig verlor ihn nicht aus dem Auge, aber das Verhältniß ward kein inniges und in dem Prinzen regte ſich eine verbitterte Stimmung über ſeine Jugendzeit; da er ſich körperlich nicht feſt fühlte, und auf der Reiſe ſelbſt erkrankte, entſtand leicht aus den trüben Erinnerungen ein melancholiſcher Ernſt, womit der zwanzigjährige Jüngling ſich und ſein Leben anſah.

Er ſollte ſich jetzt verheirathen; man ſprach von einer ſchleſiſchen Fürſtin von Brieg und Liegnitz, der Prinz ſelbſt ſchien eine würtembergiſche vorzuziehen, aber nach dem Wunſche des Kurfürſten vermählte er ſich (Sept. 1671) mit der däniſchen Prinzeſſin Wilhelmine Erneſtine, der Tochter König Friedrichs III. Sie konnte zwar für hübſch gelten, paßte aber weder körperlich noch geiſtig zu dem Kurprinzen; ſie war etwas älter als er und von ſtarker, beleibter Natur, dabei weder geiſtreich noch anmuthig, und durch den Stolz auf ihre königliche Abkunft widerwärtig. „Ihr Humor beſteht darin, daß ſie hoch gehet", ſchrieb ihr Gemahl ſpäter, „und das eben haſſe ich im Tod. Sie liebt die Einſamkeit

und ich die Geſellſchaft; ſie thut nichts als ſitzen und ich kann kaum außer der Tafel ſitzen; ſie findet Luſt in vielen kleinen Sachen, die ich kaum über die Schulter anſehe; ſie begehrt hie und da etwas, das ich des Landes ſchlechten Zuſtands wegen nicht präſtiren kann.“ [80])

Die Lage des jungen Fürſten war in der That bedauernswerth zu nennen; das mißliche Verhältniß zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin, die Spannung derſelben mit der Raugräfin, die Kälte zwiſchen Vater und Sohn konnte auch ein ſtärkeres Gemüth erſchüttern, als das Karls war. Er ſuchte um jeden Preis ſelbſtſtändig zu leben; er dachte an eine eigne Hofhaltung und eine Statthalterſchaft, aber das vertrug ſich nicht mit der Sparſamkeit des Vaters, welche durch die Noth der Zeiten noch war geſteigert worden. Karl Ludwig rechnete und rechnete, wie ein Finanzmann [81]); er brachte das Gemüth des Sohnes nicht in Anſchlag, welcher ſich in der Umgebung unwohl fühlte und nach Unabhängigkeit, nach freier Erholung wie ein Todtkranker ſich ſehnte. So ging es, bis zum Tod der Raugräfin; Karl Ludwig, durch die kinderloſe Ehe des kränkelnden Sohnes um die Fortdauer der Dynaſtie beſorgt, dachte an eine ebenbürtige Vermählung und der Kurprinz ſollte bei ſeiner Mutter, Charlotte, vermitteln, daß ſie zu einer förmlichen Trennung ihre Zuſtimmung gab. Karl gehorchte in ſeiner „Tummigkeit und Furchtſamkeit“, die man, wie er klagte, ihm angewöhnt habe, aber er that es mit innerem Widerſtreben. Er beſorgte eine neue Widerwärtigkeit, denn das Verhältniß zu Vater und Gemahlin war drückend genug, um nicht eine Stiefmutter ſo zu fürchten, wie ſie ein verſchüchtertes Kind nur fürchten kann. Hachenberg, ſein Lehrer, war jetzt der einzige Mann, zu dem er Vertrauen fühlte; ihm leerte er ſein Herz aus in Briefen [82]), die uns

---

80) S. die Briefe in Moſers Patriot. Archiv XI. 419.

81) In den Rechnungen Karl Ludwigs (Karlsr. Arch.) finden ſich mehrere Ueberſchläge, um zu prüfen, ob die zwei Hofhaltungen nicht zu theuer würden.

82) S. die Briefe in Wundts Magaz. III. 219 ff.

die ganze Zerriſſenheit des jugendlichen Gemüthes vor Augen legen. Man glaubt einen lebensſatten Miſanthropen zu hören, der alle Bitterkeiten des Lebens ausgeſchöpft hat, aber nicht einen ſechsundzwanzigjährigen Jüngling, der in den Ernſt des Lebens erſt eintrat. Jeder Vorwurf des Vaters, deſſen Mißſtimmung ſeit dem Tod der Raugräfin und ſeit den beängſtigenden Ausſichten des Ausſterbens der Dynaſtie gewachſen war, konnte den Kurprinzen außer ſich bringen; er war erregbar und eigenwillig, wie ſchwache Menſchen zu ſeyn pflegen. „In meiner ganzen Jugend“, ſchrieb er (Aug. 1677) an Hachenberg, „bin ich ſo conträniret worden, daß mir mein Lebenlang wird anhängen, und es durch Gottes ſonderbare Gnade mir noch ſo wohl geſchehen, daß es mit mir nicht ärger geworden, ſowohl an Sinnen, als an Geſundheit. Ich habe öfters geklagt, iſt mir doch kein Gehör gegeben worden, bis es endlich aller Welt kund worden, da hat man mir zwar geholfen, aber viel zu ſpat; dann mir ſchon damals die Milzkrankheit durch die Melancholie ſo imbuirt geweſen, daß nicht mehr zu helfen war. Ich rufe Gott zum Zeugen an, der das Innerliche des Herzens kennet, wenn ich nicht ſo danieder wäre, als ich bin, wollte ich von dem Allem nicht ſagen. — — Ich kann einmal meiner Melancholei Humor nicht ändern und ſehe nicht, daß er Jemanden geſchadet, als mir ſelbſt, der ich durch das tägliche Nagen und Zärchen, und wenn das nicht iſt, durch Furcht vor demſelben nicht allein conſumiret bin, ſondern verſichert, ohne Gottes Hülfe gar zu periren und zu verderben.“ [83])

So ſprach ein Jüngling von 26 Jahren, auf den die Mühe des Lebens erſt wartete! Freilich mochte er, wie es ſolch kranken Stimmungen wohl begegnet, ſeinen Zuſtand übertreiben,

83) Des Kurfürſten Plan einer förmlichen Trennung ſcheiterte an dem Widerſpruch Charlottens; es ſcheint, als habe er in ſeinem Unmuth viel von dem Mißlingen dem Kurprinzen und Hachenberg zugeſchrieben; jedenfalls machte er dem Sohne Vorwürfe, die den gemüthskranken jungen Mann wieder außer ſich brachten. So viel geht aus den Briefen bei Wundt III. 219 ff. hervor.

denn wir ſehen aus ſeinen Briefen, wie er in andern Momenten wieder milder dachte. Er glaubte, ſchrieb er ein andermal, daß ſein Vater es am beſten mit ihm meine, nur ſey ihm Etikette und Repräſentation, womit der Vater ihn quäle, zuwider; man meint mich mit Ehrenanthuungen zu regaliren, da ich doch nichts weniger als das liebe, und mir überhaupt nichts verdrießlicher als Ceremonie iſt. Der Kurfürſt hatte ihm Hoffnung gemacht (1678), er wolle, wenn Frankreich die Satisfactionsgelder gebe, der Wittwe Ludwig Philipps von Simmern ihr Palais zu Kreuznach abkaufen, dort ſolle er dann als Statthalter wohnen. Wie ein Kind hing ſich der Kurprinz an dieſe Hoffnung feſt; er ſah ſich ſchon im Geiſt, von ſeinem kleinen Hofſtaat und Hachenberg begleitet, dort als Gouverneur reſidiren, aber wie Hachenberg voraus geſagt hatte, kam es nicht dazu. Es war eine merkwürdige Liebhaberei des melancholiſchen Prinzen, durchaus Soldat ſeyn zu wollen, und ſeit jener Plan mit Kreuznach aufgegeben war, ſetzte er Alles in Bewegung ſeinen „Lieblingsbeſchäftigungen", wie er das nannte, nachgehen zu dürfen. Man habe, ſchrieb er Febr. 1679 an Hachenberg, keine tüchtigen Generale, welche das Vaterland vertheidigen könnten, drum müſſe man jetzt einen ſo nachtheiligen Frieden eingehen. „Was mich betrifft, weiß es Gott, daß ich nicht allein aus Liebe zum Krieg mich üben möchte, ſondern mein Vaterland zu ſchützen und ihm zu dienen; ich ſage es auch frei, daß wenn ich in dergleichen Sachen bin gebraucht worden, ich allezeit eine innerliche Freude nicht allein darüber empfunden habe, ſondern auch wohl geſehen, daß ich einen Kopf dazu habe." Dieſer Gedanke nahm ſeine ganze Seele gefangen; er hoffte dadurch geſund zu werden und heiter und kannte keinen höheren Wunſch, als ein Bataillon Soldaten, das als Garniſon nach Lautern gelegt würde, als Oberſt anführen zu dürfen.

Der Gedanke liegt ziemlich nahe, daß der praktiſche, verſtändige Vater alle dieſe Liebhabereien für Symptome eines krankhaften Zuſtandes hielt — wie ſie es denn auch wohl waren. Es konnte der Verdacht wohl in ihm entſtehen, die Miß-

ſtimmung des Kurprinzen werde durch Hachenberg genährt, mit dem Karl ausſchließlich verkehrte, dem er allein ſeine geheimen Gedanken und Wünſche mittheilte. Auch ward Hachenberg mehrfach beſchuldigt, bei dem Prinzen die Rolle eines aufhetzenden Günſtlings zu ſpielen [84]), aber es war nur Beſchuldigung, und er blieb in der vertrauten Stellung, worin er geweſen war. Es mochte auch in dem Benehmen des Erziehers gegen ſeinen ehemaligen Zögling nichts Unrechtes liegen, wenn es gleich im Ganzen beſſer geweſen wäre, wenn ein Mann von ſtaatsmänniſchem Geiſte und praktiſcher Energie den Kurprinzen geleitet hätte, ſtatt eines pedantiſchen, nachgiebigen Gelehrten.

Wenn dem Kurprinzen auch ſeine militäriſchen Gelüſte nicht befriedigt wurden, ſo erhielt er doch im folgenden Jahre (1680) eine andere Zerſtreuung. Die Franzoſen hatten, wie oben berichtet iſt, die Gränzbezirke der ſchutzloſen Pfalz, namentlich das Oberamt Germersheim, unter monſtröſen Vorwänden beſetzt und gebrandſchatzt; da vom Reich wenig Hülfe zu erwarten war, wandte ſich der Kurfürſt an ſeinen Vetter, Karl II. von England. Der Kurprinz, mit ſeinem vertrauten Hachenberg, ging hinüber, um den franzöſiſchen Weichling zu einem männlichen Auftreten gegen Frankreich zu bewegen, aber er erntete nichts, als Worte und Verſprechungen. Sein königlicher Verwandter ertheilte ihm den Hoſenbandorden und ſuchte ihn durch höfiſche Feſte auszuzeichnen. Auch die Univerſität Oxford beſuchte er und ließ ſich dort (Sept.) die Doctorwürde ertheilen; die mediciniſche Facultät that es mit dem ſchönen Wunſche [85]): „es möchte ein Pfand und eine Andeutung ſeyn, daß Karl dem ſinkenden Deutſchland und ſeinem bedrängten Vaterlande mit heilſamem Rathe und glücklicher Hand die wirkſamſte Rettung bringen möge.“ Die Gelegenheit dazu bot ſich ſchneller, als Karl erwartete; er war noch auf der Reiſe, als die Botſchaft vom Tode ſeines Vaters an ihn gelangte.

84) Siehe den Brief im Magaz. III. 242 ff.
85) In Moſers Patriot. Archiv XII. 435 f.

§. 2.

Regierungsgeſchichte bis zu Karls Tod (1680 — 1685).

Am 17. Okt. 1680 langte Karl in Heidelberg an, und ſogleich nahm er die Huldigungen als Kurfürſt von der Pfalz entgegen. Wie es in dem Innern des kaum dreißigjährigen Mannes ausſah, geht aus der Skizze ſeiner Jugendgeſchichte hervor, wie wir ſie im Vorhergehenden gegeben haben; Vieles in der folgenden Geſchichte findet ſeine Erklärung, wenn man an die Perſönlichkeit des Fürſten denkt, an welchen die Geſchicke der Pfalz auf eine ſo verhängnißvolle Weiſe geknüpft waren.

Der Mann, unter deſſen Einfluß der junge Fürſt ſtand, der Profeſſor Paul Hachenberg, konnte, im Vergleich mit den folgenden Zeiten, für keinen der ſchlimmſten Günſtlinge gelten; aber doch zeigte ſich bald, daß es ein Anderes war, leitender Miniſter und Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit ſeyn. Der Kurfürſt fühlte ſich krank und unmuthig; ſeine Gemahlin, die während ſeiner Reiſe in Dänemark geweſen war, war ihm mindeſtens gleichgültig, Viele, die unter ſeinem Vater Einfluß gehabt hatten, mochte er nicht, drum ging aller Einfluß an den Mann über, zu dem er von Jugend auf allein Vertrauen gefühlt hatte.

Der Gegenſatz der neuen Regierung gegen die frühere kündigte ſich bald an; Manche, die Karl Ludwig bevorzugt hatte, wurden entfernt, die Raugrafen mit ſichtbarer Ungunſt behandelt und nicht einmal, wie Karl als Kurprinz verſprochen hatte, für ihre unabhängige Exiſtenz geſorgt. Dagegen ward in den mühſam geſparten Schatz des verſtorbenen Kurfürſten jetzt mancher tiefe Griff gethan, über vierzigtauſend Gulden wurden ſogleich nach Kaſſel geſchickt, um die Schulden der verwittweten Kurfürſtin Charlotte zu tilgen und ſie ſelbſt eingeladen, nach Heidelberg zurückzukehren. Man konnte daraus dem Sohne keinen Vorwurf machen, wenn er die verbannte Mutter zurückrief, auch mochte man, wie jede neue Regierung, glauben, gegenüber dem geweſenen Regiment manche Beſchwerde gut ma-

chen und freigebiger handeln zu müſſen, aber man verließ denn doch auch ſonſt den nüchternen, abgemeſſenen Gang, den Karl Ludwig mit ſo viel Erfolg durchgeführt hatte [86]. Man verfuhr zu freigebig, zu tolerant gegen Vieles, was die vorige Regierung unterdrückt hatte; Mancher, den Karl Ludwig hart behandelt, fand wohl jetzt eine Genugthuung, aber man warf der neuen Verwaltung auch Begünſtigung von Perſonen, leichtſinnige Verſchleuderung von Stellen und Einkünften vor, und Hachenberg ſelbſt ward von Mißvergnügten beſchuldigt, die eigne Taſche nicht vergeſſen zu haben. Mochten auch dieſe Anklagen ungerecht ſeyn, ſo ließ ſich doch nicht läugnen, daß der neue Geheimerath, am Hofe iſolirt und mit Neid betrachtet, ſich eine Parthei von ergebenen Beamten zu ſchaffen ſuchte, und dazu ward Nepotismus und Begünſtigung nicht ſelten gebraucht. Jedenfalls hatte der zum Staatsmann erhobene Profeſſor bald eine ſehr ſchlimme Stellung; nur der Kurfürſt blieb ihm mit Vertrauen ergeben. Drum machte es großes Aufſehen, daß Hachenberg am 6. Dez. plötzlich ſchwer erkrankte und ſchon am 26. Dez. ſtarb; er hatte nur ſieben Wochen die Freude des Regierens genoſſen und war noch nicht vierzig Jahre alt. In Folge eines Gaſtmahls bei einem vornehmen Herrn hatte er ſich unwohl gefühlt und bekam bald heftige Zufälle; es circulirten allerlei Gerüchte, und der Kurfürſt ſelbſt ließ den Leichnam öffnen. Man fand die Eingeweide ganz zernagt.

Ob Hachenbergs Tod ein Glück oder ein Unglück für das Land war, läßt ſich nicht leicht beſtimmen; die nächſte Zukunft hat die Entſcheidung ſehr erſchwert. Ein Mann, wie Karl, bedurfte eines leitenden Mentors, drum war vorauszuſehen, daß der kurfürſtliche Erzieher binnen Kurzem durch einen andern Günſtling würde erſetzt werden. Dieß war der Hofprediger und Kirchenrath Langhanns.

---

86) Viele der Vorwürfe, die Reiger S. 208 f. der neuen Regierung macht, ſind offenbar zu ſehr von der Galle eines Zurückgeſetzten eingegeben, als daß man ſie für baare Wahrheit nehmen könnte.

Langhanns war ein Mann von Talent, er war in Geſchäften des Lebens gewandter und fertiger, als Hachenberg, aber auch von aller Unruhe und aller Leidenſchaft einer herrſchſüchtigen Natur geplagt; während Hachenberg ſeinem fürſtlichen Zögling treu ergeben war, brauchte der theologiſche Miniſter den Kurfürſten nur als Mittel zu ſeinen Zwecken. Es waren verſchiedene Berührungspunkte, die den Kurfürſten dem Hofprediger näherten, zunächſt ein kirchlicher. Der kränkliche Prinz hatte in ſeiner melancholiſchen Stimmung eine etwas frömmelnde Richtung angenommen, und Langhanns war, wenn auch kein frommer, doch ein eifriger und conſequenter Calviniſt; ſo näherten ſich die kirchlichen Anſichten beider und ſchon vor Hachenbergs Tode hatte der Hofprediger das Vertrauen des jungen Kurfürſten.

Denn wie derſelbe nach Karl Ludwigs Ableben aus England zurückkehrte, ſchrieb er (31. Sept.) von Xanten aus einen Brief an Langhanns, worin die kirchlichen Angelegenheiten die wichtigſte Stelle einnahmen [87]). Es wird dem Herrn, ſchreibt er, ohne Zweifel kund gethan ſeyn, daß ich übermorgens wills Gott geſinnet bin, bei dem Feſt-, Buß- und Bettag auch zugleich zu communiciren. Ich habe mich ſchon wiewohl auf der Reiſe dazu vorbereitet und wann es demſelben noch nicht kund irgend wäre, ſo kann Ers mit dieſem vernehmen. Im Uebrigen will ich in Kirchenſachen Alles in **Friderici III.** Weiſe gerichtet haben, auch daran ſeyn, daß die Gefälle zu Kirchen und Schulen Aufnehmen, wieder reſtituirt werden. Und werde hierin was weiter zur Ehre Gottes und ſeiner Kirchen Beſten dient, mir höchlich anbefohlen ſeyn laſſen und begehre deshalben in Kurzem etliche Vorſchläge, wie und was weiter deſſelben anzuordnen ſeye und was dazu dient, alle abusus abzuſtellen und wahre Gottſeligkeit, die Opfer, die Gott wahrhaftig angenehm ſind, Gott vorbringen, damit alſo Gottes Segen wieder zu uns komme und alles Böſe verbannt werde."

87) Cod. bav. 824 auf der münchner Bibl.

Das Vertrauen, welches Karl ſchon damals dem Hofprediger bewies, nahm zu, als Hachenberg geſtorben war; er nahm zwar zwei Beamte ſeines Vaters, den Grafen Kaſtell und Steinkallenfels in ſein Miniſterium, aber bei Langhanns war der überwiegende Einfluß. Die erſten Maßregeln der Regierung waren nun, wie ſie der Brief Karls angekündigt hatte; es geſchah, was man von einem kirchlich geſinnten Fürſten und ſeinem theologiſchen Miniſter erwarten konnte.

Die kirchlichen Anſtalten, wodurch Friedrich III. den Calvinismus in der Pfalz begründet hatte, waren mannigfach in Abnahme gekommen; zunächſt hatte die Zeit Vieles in Vergeſſenheit gebracht, dann hatte auch Karl Ludwig abſichtlich Manches eingehen laſſen, theils aus Sparſamkeit, theils weil er, mit dem Plane der Vereinigung beſchäftigt, manche einſeitig calviniſche Einrichtung gern in Vergeſſenheit gerathen ließ. Anders dachten Karl und ſein Miniſter; es ſollte die ſtreng calviniſche Form, wie ſie einſt unter Friedrich III. geweſen war, zurückkehren. So ward das Kirchenrathscollegium, mit ſechs Mitgliedern und einem Präſidenten, im Sinne der frühern Zeit erneuert, die Presbyterialordnung wiederhergeſtellt, und die Wachſamkeit für Zucht und Ordnung den Presbyterien übergeben; auch die Kirchenviſitationen, die Karl Ludwig als koſtſpielig hatte eingehen laſſen, kamen jetzt wieder regelmäßig auf[88]). Wie die Kirche auf den Fuß der ſtrengen calviniſchen Epoche war zurückgeführt worden, wurden auch die Schulen wieder reich dotirt; vor allem das Sapienzcollegium, das ſeit den Kriegszeiten von 1674 in ſeinen Einkünften ſehr war verkürzt worden. Jetzt ward es wieder ſo anſehnlich dotirt, daß dreißig Zöglinge und zehn im Convict lebende konnten aufgenommen werden, und vier Stipendien wurden für lithauiſche Reformirte feſtgeſetzt, die durch die religiöſen Veränderungen in ihrem Vaterlande ſehr beſchränkt worden waren. Auch andere Schulen

88) Vgl. Ordnung gewiſſer Zuſammenkünfte der Kirchendiener (Classici Conventus genannt) Heid. 1683.

und Pfarreien fanden an dem kirchlich geſinnten Kurfürſten eine warme Unterſtützung.

So ward äußerlich das Kirchenverhältniß wiederhergeſtellt, wie wir es in der Geſchichte Friedrichs **III.** geſchildert haben; der freiere politiſche Geiſt, der unter Karl Ludwig die Kirche geleitet hatte, mußte der calviniſchen Enge Platz machen; denn Langhanns und der Kurfürſt waren von der Toleranz des vorigen Regenten und ſeines theologiſchen Rathgebers weit entfernt. Es war zwar ſehr löblich, wenn man damals, wie früher, die vielfach bedrängten Reformirten in der Pfalz Schutz finden ließ, und wie einſt Friedrich **III.** nach der Bartholomäusnacht, ſo handelte jetzt Karl bei der Aufhebung des Edikts von Nantes mit vieler Großmuth. Franzöſiſche Calviniſten ſiedelten ſich unter ſeinem Schutze in der Pfalz an; ſo ſammelte ſich in Reilingen eine franzöſiſche Colonie, und an einem andern Orte ward ſogar eine ganz neue Gemeinde gegründet. Auf der alten Wahlſtatt bei Seckenheim, wo Friedrich der Siegreiche ſeine Nachbarn geſchlagen hatte, ſiedelten ſich (1682) franzöſiſche Flüchtlinge an; bald in ſolcher Zahl, daß man an die Gründung einer Gemeinde denken konnte. Das Privilegium, das Karl den Vorſtehern der neuen Colonie, Paul Broum, Daniel Le Luz, Peter Le Roi, am 10. Okt. 1682 ertheilte [89]), gab ihnen Freiheit von den Frohnden auf zehn, von Einzug- und Abzugsſteuer auf zwanzig Jahre die angewieſenen Güter ſollten ſie als Eigenthum, und zwar zehn Jahre frei beſitzen, Bauſteine, Bauholz und Brennholz ward ihnen verabreicht; ihre Handwerksleute ſollten nicht unter den Zünften ſtehn. Zuletzt, hieß es in der Akte, gleichwie ſie bereits einen Schulmeiſter haben, alſo wollen wir, wenn ihrer zwanzig Familien vorhanden ſind, einen Pfarrer, der deutſch und franzöſiſch predigt, in die Nähe ſetzen. Nicht die franzöſiſchen Reformirten allein fanden an Karl einen Gönner, auch für die in den öſtreichiſchen Erblanden und in Ungarn verfolgten Proteſtanten und die von der Stadt Frankfurt be-

89) Copie davon im Cod. bav. 2845 auf der münchn. Hofbibl.

drückten Reformirten ſuchte er in Verein mit Brandenburg mildere Zuſtände zu erhalten [90]; es war das beinahe die einzige Seite der Regierung, woran er ſelbſt perſönlich regen Antheil nahm.

Neben dieſen wohlthätigen Früchten einer eifrig reformirten Geſinnung geſchah aber Anderes, was von theologiſcher Engherzigkeit zeugte. Die Lutheraner hatten an Karl und ſeinem reformirten Günſtling keinen Gönner; es erfolgten manche Beſchränkungen der von Karl Ludwig ihnen bewilligten Duldung. Von ihm war (1650) den Lutheranern ein eigner Gottesdienſt unter Bedingungen geſtattet worden, die für jene Zeit erträglich waren; er hatte auch erlaubt, daß die heidelberger Lutheraner aus ihren geſammelten Beiträgen ſich die Providenzkirche erbauten. Die neue Regierung hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Declaration Karl Ludwigs am 16. Dez. 1680 ſo zu modificiren, daß der lutheriſche Cultus in den weſentlichſten Rechten beſchränkt ward [91]. So ſollte der Kirchengeſang, den die Schüler bei Leichen hielten [92], den Lutheranern nicht mehr, wie bisher in der Providenzkirche, erlaubt ſeyn, ſondern nur in der reformirten Peterskirche; die Verordnung über gemiſchte Ehen, die bisher die Kinder der Confeſſion des Vaters zuwies, ward dahin abgeändert, daß in Zukunft alle Sprößlinge gemiſchter Ehen reformirt getauft werden ſollten; Schulen unter ſich zu errichten, war den Lutheranern verboten, die Wahl der Geiſtlichen, wozu unter Karl Ludwig die Gemeinde drei vorzuſchlagen pflegte, wurde jetzt ausſchließlich in die Hand des Kurfürſten gelegt. Außerdem wurden die Lutheraner noch enger an den reformirten Kirchenrath geknüpft, die Beeidigungsformel der neuen Geiſtlichen ſehr verſchärft und die Almoſenord-

90) Briefe im Cod. bav. 824. Ebendaſ.

91) Beide Aktenſtücke ſ. in Schloſſers und Debus Wahrheit, Unſchuld und Ehrenrettung S. 86 ff.

92) Die Schüler aus den öffentlichen Schulen waren natürlich alle eformirt.

nung zu Ungunſten der Lutheraner verändert. Der Revers, den der neue lutheriſche Prediger Petri unterſchreiben mußte [93]), war in demſelben pfäffiſchen Geiſte abgefaßt, und enthielt ſo viele Beſchränkungen, daß es eigentlich ſchwer zu ſagen iſt, was dem lutheriſchen Geiſtlichen noch erlaubt war.

Nicht die Heidelberger traf das allein, auch die andern Lutheraner empfanden die reformirte Reaction. In Kreuznach, wo ſchon unter Karl Ludwig die Lutheraner waren beſchränkt worden, ging man offen darauf aus, den öffentlichen Gottesdienſt derſelben zu unterdrücken, und wenn auch auf der andern Seite gefehlt worden iſt [94]), ſo war doch nicht zu leugnen, daß man mit Gewalt gegen die Lutheraner verfuhr. Auch in Oppenheim, Nierſtein und andern Orten konnte man über Unduldſamkeit der Reformirten und offenbare Bedrückungen Klage führen. Man glaubte die Zeiten des ſechzehnten Jahrhunderts zurückkehren zu ſehen; denn auch die katholiſche Reaction bewies ſich rührig. In den Aemtern Weyden und Parkſtein, welche Kurpfalz und Sulzbach gemeinſam beſaßen, ward den proteſtantiſchen Unterthanen bei gemiſchten Ehen ein Revers von ſulzbachiſcher Seite aufgedrungen, wornach ſie ihre Kinder ſollten katholiſch werden laſſen. Dies waren die Folgen, wenn Jeſuiten und reformirte Zeloten das Cabinet der Fürſten regierten.

Nicht in kirchlichen Dingen allein ward die Bahn des frühern Regenten, der in ſeiner nächſten Umgebung nie nach der Confeſſion gefragt hatte, verlaſſen, ſondern auch die weltliche Regierung gab in jedem Zuge kund, daß die egoiſtiſchen Günſtlinge eines ſchwachen Fürſten am Ruder ſaßen. Man hat ſich ſpäter viele Mühe gegeben, auf den Hofprediger Alles zu wer-

93) Bei Schloſſer und Debus S. 104 f.

94) Gegen Struve S 677. S. Wundt Grundriß der pf. Kircheng. S. 106. Die Einzelnheiten aus Schloſſer und Debus wagen wir nicht alle als Thatſachen anzuführen, weil ihn in Vielem offenbar der Fanatismus zur Uebertreibung und Unwahrheit führt.

fen, aber es iſt nur zu klar, daß auch Caſtell, auch Steinkallenfels ſammt allen Untergeordneten nach Kräften ihren Vortheil beſorgten, die Corruption ward ſo allgemein, daß Niemand mehr davon unberührt blieb. Das ganze Meiſterſtück Karl Ludwigs, das Gleichgewicht zwiſchen Einnahme und Ausgabe, die finanzielle Blüthe des Landes und die Ordnung in der Staats- und Hofverwaltung, war ſehr ſchnell zerſtört; ohne daß die Einkünfte vermehrt werden konnten, wurden die Ausgaben übermäßig geſteigert. Man mußte die Grundſteuer auf eine drückende Weiſe erhöhen, indem man den niedern Anſchlag der Capitalien veränderte, und doch reichte man nicht aus. Vergleicht man aber auch die Ausgaben in den einzelnen Poſten [95]), ſo ſieht man, daß in den meiſten die Bedürfniſſe des Kurfürſten Karl noch einmal ſo theuer waren, als die ſeines Vaters, und der Beamtenſtaat wuchs in einem erſchreckenden Grade. Man verſuchte es 1682 und 1685 mit Reductionen [96]), aber immer noch war die Laſt ſo groß, daß der Wohlſtand des Landes darunter erlag. Das Ueberwachen aller Verwaltungszweige war in den Händen der Leute, die ein Intereſſe dabei hatten, ein Auge zuzudrücken, die Sparſamkeit am Hofe Karl Ludwigs hörte von ſelbſt auf, da der junge Kurfürſt, ſeine Gemahlin, und ſeine Mutter in Unterhaltung eines koſtſpieligen Hofſtaates ſich keinen Zwang anthaten. Am Hofe Karls wurden allein dreihundert Perſonen beköſtigt [97]) und das Treiben dieſes Ungeziefers war ſo, daß es in der Nähe und in der Ferne lautes Aergerniß erregte. Der Kurfürſt ſelbſt brauchte für ſeine Reiſe nach Ansbach und Nürnberg 35,000 Thaler, die regierenden Herrn erübrigten ſich in wenigen Jahren Summen, womit Karl Ludwig in den erſten Zeiten einen Theil des Staatshaushalts hatte beſtreiten müſſen; dafür war aber auch der Schatz, den der Vater hinterlaſſen, bald geleert, die Vorräthe an Früch-

95) Pf. Kammerarchiv zu Karlsruhe.

96) Pfälz. Kammerarchiv („Diener").

97) Pf. Archiv „Hofökonomie."

ten und Wein conſumirt, und noch dazu in das Budget ein Deficit gebracht. Unter der früheren Regierung ging es ſchlicht, mäßig und ſittlich zu auf den Schlöſſern zu Heidelberg und Friedrichsburg; jetzt ward der pfälziſche Hof das Eldorado für alle Hofſchranzen, Müßiggänger und Schlemmer. Das Wohlleben, das Zechen war die Beſchäftigung der Hofleute; wie ein Zeitgenoſſe ſagt, brachten ſie die Zeit außer den Eßſtunden damit zu, die „jedesmal heimgebrachten Räuſche auszuſchlafen.“ Eine Geſellſchaft angeſehener Beamten, worunter ein Kriegsrath, ein Vicekammerdirector, ein Kammermeiſter, ein Kirchenſecretarius und ähnliche Leute, nannten ſich ſelbſt die Patronanzbrüder, und gaben ſich den Genüſſen des Bauchs mit handwerksmäßigem Eifer hin. Die Kanzleien wurden ſo lüderlich überwacht, daß in wenigen Jahren das Nichtsthun und der Betrug nach Oben ſyſtematiſch eingeführt war; die Beſtechlichkeit bis zu dem Höchſten hinauf, die Käuflichkeit der Stellen ward ſchon ſo heimiſch, daß die übertriebenſten Gerüchte und Beſchuldigungen bei den Unbetheiligten Glauben fanden.

Auch nach Außen herrſchte dieſelbe Politik; ſtatt die pfälziſchen Territorialrechte mit der Conſequenz und Rührigkeit zu verfechten, die Karl Ludwig bewieſen hatte, wich man der Gewalt mit mehr Eile, als nöthig war. Das von den Franzoſen wider Recht angeſprochene Oberamt Germersheim ward von den pfälziſchen Miniſtern gegen eine Geldentſchädigung (1682) an Frankreich abgetreten, und die allgemeine Stimme nannte große Summen, welche die regierenden Herrn erhalten haben ſollten; gewiß war es, daß ſie mehr Vortheil dabei hatten, als das pfälziſche Land.

Wer am meiſten Schuld hatte an dieſem Zuſtande, iſt ſchwer zu beſtimmen; daß Keiner rein war, ließ ſich erwarten. Gewiß war aber der Hofprediger Langhanns unter allen den regierenden Herrn in der ſchlimmſten Lage; als ein Mann ohne Verbindungen von dem Beamten- und Geburtsadel gehaßt, wegen ſeiner Gunſt beim Kurfürſten von Allen mit Ingrimm angeſehen, von ſeinen eigenen theologiſchen Collegen wie ein Empor-

kömmling beneidet, und von den Lutheranern als kalviniſcher Eiferer verabſcheut, mußte er die ganze Laſt der Verantwortung tragen; wo etwas Schlechtes in der Pfalz geſchah, ſollte Langhanns der Urheber ſeyn. Man wußte dies ſo allgemein glaublich zu machen, daß es den vornehmen Herrn, die wahrſcheinlich ſchuldiger waren als er, nachher leicht gelungen iſt, ihren Kopf aus der Schlinge zu ziehen und Langhanns als allgemeinen Sündenbock zu opfern.

Der junge Kurfürſt ſelbſt war unter Allen die beklagenswertheſte Perſon. An den Staatsgeſchäften hatte er keine Freude, und in ſeinen Familienverhältniſſen war er ganz unglücklich. Mit ſeiner Mutter verſtand er ſich wenig, und ſeine Gemahlin war ihm ganz fremd; ſo drohte denn ſeiner Dynaſtie mit Sicherheit das Ausſterben. Falſche Rathgeber, ſeine Aerzte, unter denen der Leibarzt Winkler genannt wird, ſcheinen ihn noch mit Beſorgniſſen über die Geſundheit ſeiner Gemahlin erfüllt zu haben, und er enthielt ſich alles Umgangs mit ihr [98]). Er ſpricht ſich in einem Brief an Langhanns, der ihn auf ſeine Pflichten hingewieſen hatte, offen darüber aus [99]); er könne mit ihr keinen Umgang pflegen, weil ſeine Natur „ihrer Ungeſundigkeit wegen eine große Averſion" vor der ihrigen haben, und er wiſſe, daß es doch vergebens ſey. „Doch werde ich, ſetzte er hinzu, meiner Gemahlin nicht untreu werden; denn ich Gott mich vor Sünden zu hüten täglich bitte." Es lag ein großer Widerſpruch in den Charakteren beider; Karl gibt ſelbſt an, wie in allen Dingen ihre Wünſche auseinandergehen, und wie es ihm ſcheinen will, als habe Gott ein andres mit ihm vor. Er bittet Langhanns, ihm doch wieder zu antworten, damit er wieder ermuntert, freudig vor Gott und vor der Welt

98) „Hierauf komme ich wieder auf meine alte Gedanken, nämlich, daß der ganze Leib von ihr ungeſund iſt, um derhalben der Greuel von mir nicht falſch gegründet iſt, wie es auch die Medici von ihr judiciren. Moſers Patriot. Archiv XI. 421.

99) Brief vom 27 Juli 1682. Vgl. Moſer XI. 418.

wandeln möge.“ In dieſem bedauernswerthen Zuſtand lebte der Kurfürſt fort; ſeiner Gemahlin ganz abgeneigt, ſchien er ihren Tod zu erwarten. Langhanns ſuchte ihn in ſeinen Briefen froher zu ſtimmen, ermahnte ihn zur Geduld, und aus den Antworten Karls iſt wahrzunehmen, daß des Hofpredigers theologiſche Beſprechung dem kranken und trübſinnigen Fürſten die beſte Erleichterung war [100]). „Der Herr hat mich, ſchrieb er, nun gänzlich wieder reſtabiliret. Bitte Gott, mich dabey zu erhalten, in dem Zuſtand, worin ich nun durch Gottes Gnade bin, und wünſche von Gott, daß er den Herrn vor dieſe Erleichterung, ſo er mir hierinnen geben hat, wieder vielfältig wolle erfreuen und ſegnen.“

So zog ſich das unglückliche Verhältniß hin und die Intrigue hatte einen weiten Spielraum. Bald hieß es, der Kurfürſt wolle ſich ſcheiden laſſen, bald ſprach man von einer Hofdame, Rüdt von Collenberg, mit welcher er ſich nach dem Anſpachſchen zurückziehen wolle, und was dergleichen abenteuerliche Gerüchte mehr waren [1]). Langhanns ward auch hier als verdächtig genannt, obwohl er gerade in dieſem Punkte ſeine calviniſche Strenge mehr bewahrt zu haben ſcheint als in jedem andern. Nur war er den beiden Kurfürſtinnen, der Mutter und Gemahlin Karls, ein Dorn im Auge, die Ariſtokratie ſättigte ohnedies gern ihren Haß an ihm, und ſo geſchah es, daß nach Karls ſchnellem Tode, das düſtere Drama ſeiner Regierung

100) Vgl. Moſers Patr. Archiv XI. 421. 422.

1) Auf die Lügenfabrik des Levinus von Ambeer zu verweiſen, iſt überflüſſig, da Reiger S. 311 ff. uns reichlich mit Unwahrheiten verſehen hat. Zur Widerlegung dienen die wichtigen Briefe in Moſers Patriot. Archiv a. a. O. — Dort (S. 423 f.) findet ſich auch eine myſteriöſe Andeutung von einer Liebesneigung des Kurfürſten, aber ſo unbeſtimmt, daß jede Vermuthung erſchwert wird. Doch ſcheint uns, als beziehe ſich der dort gebrauchte Ausdruck „anderwärts deſto beſtändiger zu verbleiben“ auf Karls Verhältniß zur Fräulein von Rüdt, von dem das gerichtliche Urtheil gegen Langhanns doch mit ſolcher Beſtimmtheit ſpricht, daß etwas davon begründet ſeyn mußte.

auch noch mit einem Juſtizmord befleckt worden iſt. Wir werden dieſes Prozeſſes ſpäter gedenken.

In der unglücklichen Verſtimmung, worin ſich der Kurfürſt befand, mochte er ſich wohl nach anderm weiblichen Umgang ſehnen, und ohne Zweifel war die höfiſche Umgebung thätig, dieß Verhältniß in ihrem Sinne auszubeuten. Es iſt daher wohl möglich daß das Verhältniß zur Fräulein von Rüdt ein wohlberechnetes war und die Eheſcheidung Karls befördern ſollte; etwas Gewiſſes darüber aufzuſtellen, das hat die eilfertige Schreckensjuſtiz der ſpäteren Intrigue unmöglich gemacht.

Die innere Zerfallenheit des ehelichen Lebens zu verdecken, nahm man zu äußerlichen Künſten des höfiſchen Prunkes ſeine Zuflucht; man gab dem Kurfürſten Feſte und koſtbare Komödien, wie man ein krankes, übellauniges Kind zu zerſtreuen ſucht. So ward im Mai 1682, um die Anweſenheit des Markgrafen von Anſpach zu feiern, eine „Raguſeiſche Kirchweih“ gehalten; nicht nur die erſten Herrn und Damen vom Hofe ſpielten dabei mit, ſondern der hohe Gaſt ſelbſt, die Kurfürſtin und die junge Raugräfin Luiſe. Raguſaner und Türken erſchienen da, die Freude des Jahrmarkts und die Späſſe des Pikelhärings würzten das Stück; Geſänge und Feſtlieder auf den anweſenden Gaſt beſchloſſen es. Z. B. hieß es:

Fürſtenruhm, der Pfälzer Wonne!
Brandenburger Heldenſproß!
Der Du gleich der güldnen Sonne
Freude machſt im Jetten-Schloß!
Dein geliebter Glanz beſehlet
Was ſonſt dunkler Schatten quehlet.

Silberſtolze Waſſer-Fluthen
Hebt des Neckars Heer empor.
Was ſeither von Nymphen ruhten,
Machen einen Jubelchor.
Deine Blicke können leben
Auch den Stummen Felſen geben.[2]

2) Vgl. „Raguſeiſche Kirchweih ꝛc. 1682“ fol. S. 9.

Im September 1682 ward von der Schuljugend ein lateiniſches Drama auf dem Schloß aufgeführt, „Aeneas pius“ betitelt und der troiſchen Heldengeſchichte entnommen [3]). Wie dann im folgenden Jahr der Markgraf wieder zum Beſuch kam, ſuchte man (Okt. 1683) im Schloſſe zu Friedrichsburg ein allegoriſches Stück auf, die „über Mars triumphirende Anmuth,“ wobei wieder die fürſtlichen Perſonen ſelbſt mitſpielten, und zwar trat neben dem Kurfürſten als deſſen Gemahlin Sophie von Rüdt auf [4]). Mars tritt auf und prahlt mit ſeiner Kraft, verſchiedene Mächte wagen ihm zu trotzen, aber erſt die Anmuth vermag ihn und ſeine Helden zu feſſeln; Chöre, Muſik und Tanz begleiteten die ganze Comödie. Wenige Monate nachher, am 11. Januar 1684, ſpielte man auf dem heidelberger Schloß das „Reich der Türken und Perſianer,“ mehr eine koſtſpielige Maskerade, als ein eigentliches Drama. Und kaum war dieſes Feſt vorüber, ſo begann ein noch glänzenderes, das allegoriſche Feſtſpiel: „die über alle Tugenden triumphirende Tugend der Beſtändigkeit“, im Februar 1684. Mehrere fremde Fürſten, der Adminiſtrator von Würtemberg, ein ſächſiſcher Prinz und wieder der ansbacher Markgraf waren anweſend und ſpielten mit; der Kurfürſt ſelbſt, dem die Regierungsgeſchäfte zu anſtrengend waren, war bei dieſem Comödienſpiel einer der thätigſten Acteurs. Die Zeiten Karl Ludwigs und ſeines Nachfolgers treten hier wieder in charakteriſtiſchen Gegenſätzen hervor; damals hatte man mit mäßiger Zurüſtung von einer Anzahl Studenten Stücke von beſſern deutſchen Dichtern, wie z. B. den Squenz von Gryphius, oder die engliſchen Comödien aufführen laſſen, jetzt häufte man eine ſinnloſe Pracht der verſchiedenſten Genüſſe ohne Einheit. Dieſe „triumphirende Tugend der Beſtändigkeit,“ mit ihrem Glanz in Zurüſtungen, Decorationen und Coſtümen enthielt eine ganze Reihe von Dramen,

3) Es findet ſich in dem Cod. bav. 824 auf der münchner Hofbibl.

4) Das Stück iſt 1683 in Folio erſchienen. Die übrigen im folgenden Jahre.

die weniger zur dramatiſchen Verknüpfung des Ganzen, als zur Entfaltung eitler Kleiderpracht geeignet waren. Das Ganze war weder zum Lachen noch zum Weinen, ſondern ein ſeltſames Gemiſch von Schauſpiel, Oper, Ballet und Maskerade.

Solche Feſtlichkeiten waren nicht die einzigen, welche mit ungeheuern Geldopfern ausgeführt, den Kurfürſten zerſtreuen ſollten; bei ſeiner ſeltſamen militäriſchen Liebhaberei wurden auch Soldatencomödien aufgeführt. Es lag freilich die Schuld weniger an ihm, denn er war bereits ſeit Jahren in einem Zuſtande der Ueberreiztheit, die für heftige Krankheit gelten konnte. Er enthielt ſich jedes Umgangs mit der Kurfürſtin; von heftiger ſinnlicher Aufregung und einer krampfhaften Unruhe getrieben, ſuchte er ſich Zerſtreuung zu ſchaffen, aber die fieberhafte Bewegung ſeiner Nerven und der Andrang des Blutes ließ ihm keine Ruhe [5]). Da meinte nun der ſchwächliche Mann mit bewegten, anſtrengenden Zerſtreuungen ſich geſund zu machen; es wurden militäriſche Feſtlichkeiten angeordnet, die keinen Nutzen, viel Schaden brachten und enormes Geld koſteten. Während Karls Halbbrüder, die Raugrafen, den ernſten Kriegsdienſt aufſuchten und als brave Soldaten einen frühen Tod ſtarben, ließ er große Zubereitungen zu militäriſchen Scheinkämpfen machen, und nahm ſich ihrer Leitung mit einem Eifer an, der ihm für ernſte Dinge nie abzugewinnen war. So wurde das Schloß Fridelsheim, das Dorf Ilvesheim Wochen lang belagert, und derſelbe Fürſt, der ſein Land Günſtlingen und habgierigen Höflingen überließ, leitete hier perſönlich alle Arbeiten mit unausgeſetzter Thätigkeit, wie wenn es ſich um die wichtigſte Angelegenheit des Landes handelte. In dem heißen Sommer des Jahres 1684 wurde ſogar das alte Schloß Eichelsheim am Rhein zu einer Schanze umgewandelt und Negroponte getauft, und der Kurfürſt lag mit einem Hofe und dem Heer vier Wochen lang vor der eingebildeten Feſtung. Soldaten, Hofleute und Studenten waren da als Türken und Kaiſerliche

5) S. ſeine eigne Beſchreibung bei Reiger ed. Joannis S. 317 f.

vermummt und verdarben die edle Zeit mit abgeſchmacktem Soldatenſpiel. Die Hitze und die ungeſunde Lage des Orts richtete in dem Heer wahre Verheerungen an; der Kurfürſt ſelbſt, von krampfhafter Unruhe getrieben, bald erhitzt bald durch einen ſchnellen Trunk abgekühlt, trieb den lebensgefährlichen Unſinn ſo lange, bis ihn ſelbſt das Fieber niederwarf und er nach Heidelberg gebracht werden mußte. Sein Leibarzt behandelte ihn als Fieberkranken, aber Karl genas nicht mehr, und es ſtellten ſich die Symptome der Auszehrung ein. Im Frühjahr 1685 rief man zwei berühmte Aerzte aus der Schweiz, aber die erklärten, es ſey zu ſpät. So ſiechte der unglückliche Sprößling der ſimmeriſchen Kurfürſtenlinie langſam dahin; manchmal ergriffen ihn heftige Fieberanfälle, und im phantaſirenden Zuſtand ſah er dann wilde Kriegshorden über das pfälziſche Land hereinfluthen, oder ſprach in ahnungsvoller Klage von der Unglücksepoche, die dem Lande drohte.

Es war höchſte Zeit, daß die Succeſſion geregelt ward. Die Nachkommen Pfalzgraf Stephans hatten ſich in eine ſimmeriſche und eine zweibrückiſche Linie getheilt, die ſimmeriſche war jetzt dem Ausſterben nahe, von der zweibrückiſchen war der ältere Zweig mit Philipp Ludwig nach Neuburg übergeſiedelt, und deſſen Sohn war jener früher erwähnte Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm geweſen, deſſen Uebertritt zum Katholicismus vor der Zeit des dreißigjährigen Krieges ſo viel Aufſehen erregt hatte. Eben deßhalb — denn auch der Sohn Wolfgang Wilhelms, der regierende Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg, war katholiſch — mußte man die Succeſſion an Bedingungen zu knüpfen ſuchen; ſonſt war die beinahe ganz proteſtantiſche Pfalz vor gewaltſamer katholiſcher Reaction nicht ſicher. Schon früher hatte man einmal den Verſuch gemacht, die Sache zu ordnen, aber das Verlangen des Kurfürſten Karl, die höchſten Regierungsbeamten und je die Hälfte der Räthe ſollten Proteſtanten ſeyn, wurde von Philipp Wilhelm abgelehnt. Jetzt, da die Zeit drängte, ward nach mehrfachen ſchriftlichen Verhandlungen ein Congreß nach Schwäbiſch-Hall verabredet; der

Großhofmeiſter Graf Caſtell und der Geheimerath Langhanns kamen von kurfürſtlicher Seite, Graf Franz Ernſt von Fugger und der Kanzler von Yrſch im Namen Neuburgs dort zuſammen. Am $\frac{12}{22}$. Mai war der Vertrag geſchloſſen, durch den die rheiniſche Pfalz an die neuburgiſche Linie überging [6]; die kirchliche Freiheit, auf die der weſentlichſte Theil des Receſſes ſich beziebt, ſchien dadurch geſichert. Denn im zweiten Artikel verſprach der neuburger Pfalzgraf, die Duldung der proteſtantiſchen Confeſſionen nach dem weſtphäliſchen Frieden aufrecht zu erhalten, alle evangeliſch-reformirten und evangeliſch-lutheriſchen Pfarrer und Schuldiener in Städten und auf dem Lande die Zeit ihres Lebens ruhig bei ihren Bedienungen zu laſſen und die abgehenden Stellen mit tüchtigen Subjecten von gedachter Religion jedesmal erſetzen zu wollen. Der Kirchenrath, ſowie die übrige Adminiſtration der Kirchen, Schulen und Stiftungen ſolle unverändert bleiben; die ganze reformirte Kirchenverfaſſung in ihren geiſtlichen und weltlichen Rechten ungeſchmälert ſeyn. Von weltlichen Beamten ſollte Niemand entfernt werden dürfen, als wer auf gerichtlichem Wege der Untreue und des Uebelverhaltens überwieſen werden könne; und bei Erledigung der Stellen ſolle es dergeſtalt gehalten werden, „daß kein Theil der in dem **Instrumento Pacis** zugelaſſener Religionen davon excludirt ſeyn, ſondern ebenfalls mit dazu gezogen werden ſolle." Bis zu den unteren Beamtenſtellen ſolle den beiden Confeſſionen der Weg offen ſtehn, und der Pfalzgraf von Neuburg gelobte, ſeine katholiſchen Glaubensgenoſſen „dergeſtalt vermittelſt ihrer Beſtallungen einſchränken und verbinden zu laſſen, daß die Reformirten und Lutheraner der Religion halben von ihnen das geringſte Widrige nicht zu beſorgen haben." Auch die Univerſität ſolle mit allen beſtehenden Einrichtungen und Privilegien aufrecht erhalten werden; in der theologiſchen Fakultät die Re-

6) S. den Abdruck deß zwiſchen denen Chur-Pfältziſchen und Pfaltz-Neuburgiſchen Ministris zu Schwäbiſchen Halle den $\frac{12}{22}$ Mai 1685 aufgerichteten Erbeinigungs-Receſſus fol.

formirten bleiben, die Beſetzung der übrigen Profeſſuren zwiſchen den drei Confeſſionen wechſeln. Der ganze Vertrag ſollte durch Eideskraft beſtätigt und ſowohl dem Kaiſer, als allen Bürgen des weſtphäliſchen Friedens, zur Anerkennung vorgelegt werden.

Als die pfälziſchen Miniſter nach Heidelberg zurückgekommen waren, lag Kurfürſt Karl auf dem Todesbette; doch beſaß er noch Bewußtſeyn genug, nach dem Vertrag zu fragen und ihn zur Unterſchrift zu verlangen. Langhanns wird gewöhnlich als derjenige bezeichnet [7]), der es verſäumt habe, die wenigen Momente, die ſein Herr noch zu leben hatte, zu benützen; Karl ſtarb am 16. Mai, alſo vier Tage nach Abſchluß des Vertrags, ohne ihn unterzeichnet zu haben. Das war indeſſen an ſich ohne Nachtheil; Philipp Wilhelm, der Nachfolger, erkannte den halliſchen Receß als bindend an und gelobte in einer eigenen Erklärung, allen darin enthaltenen Verpflichtungen „unverbrüchlich nachzukommen"; die Sache ward erſt wichtig, als die ſpätere Lügenpolitik eines von Jeſuiten geleiteten Fürſten dieſen Formfehler benützte, um den ganzen Vertrag in ſeiner rechtlichen Gültigkeit anzufechten.

Kurfürſt Karl nahm die Thränen ſeiner Unterthanen mit ſich; es ward laut geklagt, als die erſte Nachricht ins Volk gelangte. Das galt weniger ſeinem Regentenverdienſt, als der allgemeinen Theilnahme an dem unglücklichen Schickſal des an ſich gutgeſinnten Fürſten und der mächtigen Beſorgniß vor einer katholiſchen Reaction. Es folgte Schlimmeres als das; die franzöſiſchen Mordbrennereien und die Regierungen des achtzehnten Jahrhunderts machten bald die Sehnſucht nach der alten Zeit noch viel mächtiger rege, als es ſelbſt durch die Furcht vor den Jeſuiten geſchehen iſt.

Karl ſoll ein Teſtament mit reichen Legaten für Langhanns, die Rüdt u. ſ. w. hinterlaſſen haben, und dem theologiſchen Günſtling des Verſtorbenen ward eine widerrechtliche Theilnahme

---

7) S. den angeführten Abdruck S. 8.

zugeſchrieben; wir finden nirgends eine bewährte Spur davon, und es iſt möglich, daß das eine von den vielen Lügen war, welche die Feinde des ehemaligen Hofpredigers gegen ihn ausſtreuten. Denn eine andere an ſich achtbarere Stimme [8]) berichtet von einem Teſtamente, das der Gemahlin und Mutter die Einkünfte beſtätigte, dem Kurfürſten von Brandenburg, dem Markgrafen von Anſpach und andern Fürſten, auch den reformirten Schweizerkantonen, den Pathen des Kurfürſten, Legate vermacht und auch ſeine Räthe und Diener nicht vergeſſen haben ſoll.

Ehe wir zu der Geſchichte des neuen Kurfürſtenhauſes übergehen, fügen wir noch zwei Abſchnitte hinzu; der eine betrifft das Leben von Karls Schweſter, der trefflichen Pfalzgräfin Eliſabeth Charlotte, der andere die pfälziſchen Linien. Jenes mag zu dem trüben und krankhaften Leben des letzten ſimmeriſchen Kurfürſten einen geſunden und kraftvollen Gegenſatz bieten, dieſes in kurzem Ueberblick die früher erzählte Geſchichte pfälziſcher Agnaten ergänzen.

§. 3.

Pfalzgräfin Eliſabeth Charlotte, Herzogin von Orleans [9]).

Unter allen Kindern Karl Ludwigs hatte Eliſabeth Charlotte das Meiſte von ihrem Vater; während der ſchwächliche und melancholiſche Bruder mit Mißmuth an die ernſte, männliche Zucht ſeiner Jugend zurückdachte, erwähnte die Pfalzgräfin noch in den ſpäteſten Jahren ihres Lebens den Vater mit eben ſo viel Liebe als Verehrung. Sie verſtand ihn auch am beſten;

---

8) S. Kulpis in ſeiner Commentatio zu Pufendorff, den Joannis (Reiger S. 322) anführt.

9) Vgl. außer den Brieffammlungen, die 1789 und 1791 erſchienen ſind, und Schütz Leben der Eliſabeth Charlotte (Leipzig 1820), ganz beſonders die Briefe der Eliſabeth Charlotte an die Raugräfin Luiſe. Von W. Menzel. Stuttgart 1844. Außerdem die handſchr. Briefe an Polier im Cod. bav. 3440 auf der münchner Hofbibliothek

denn ſeine eigenthümlichen und markirten Charakterzüge, ſeine friſche und kräftige Individualität fand ſich in ihr vollkommen wieder, und die Miſchung mit einer reinen, unverkümmerten Weiblichkeit trug nur dazu bei, das anziehende und ſcharfe Gepräge dieſes ächten Originalcharakters zu veredeln.

Eliſabeth Charlotte (geb. $\frac{17}{27}$ Mai 1652) [10]) empfand viel weniger, als ihr Bruder, das Unglück des elterlichen Ehezwiſtes; ſie ward als kleines Kind nach Hannover geſchickt, um bei Karl Ludwigs Schweſter, der trefflichen Sophie, ihre Erziehung zu erhalten. Sophie ſelbſt und eine Fräulein von Offeln, ſpäter Frau von Harling, erzogen das muntere, oft ausgelaſſene aber an Leib und Seele kräftige Kind, wie wenn es ihr eignes wäre, ſelbſt die Strenge entſprang aus ſo mütterlicher Fürſorge, daß die Prinzeſſin noch in hohem Alter ihre Tante und ihre Erzieherin nur mit der wärmſten Pietät und dankbarer Rührung erwähnt hat. Im neunten Jahre kam ſie nach Heidelberg zurück; den Verluſt der Mutter erſetzte ihr die Raugräfin, an der ſie mit kindlicher Liebe hing und deren Kindern ſie mit seltener Geſchwiſterliebe ihr ganzes Leben hindurch ergeben war. Es iſt ein ſtarkes Zeugniß für die Integrität und ſittliche Vortrefflichkeit des damaligen heidelberger Hofes, daß aus dem ganzen verkümmerten Verhältniß Karl Ludwigs und ſeiner Frauen keine irgend nachtheilige Folge für die Töchter des Kurfürſten entſprungen ſind; die Raugräfin Luiſe, wie Eliſabeth Charlotte, ſind vielmehr wahre Muſterbilder edler, von keinem unreinen Hauch berührter Frauencharaktere. Der männliche Ernſt, der in Karl Ludwigs Weſen überwog, hat den weibiſchen Kurprinzen abgeſtoßen und verſtimmt; Eliſabeth Charlottens kraftvolle Natur fand ſich in dieſer Umgebung heimiſch; ſie liebte dieſen bürgerlichen Ernſt der pfälziſchen Hofhaltung und dieſe Nüchternheit der Genüſſe; ſie hat ſpäter mitten im Glanze des üppigſten und raffinirteſten Hofes oft mit Wehmuth

10) So gibt ſie ſelbſt den Tag ihrer Geburt an; Schütz irrt alſo, wenn er den 7. Juli annimmt.

an die Zeit gedacht, wo ſie als Kinder auf dem heidelberger Schloß eine Komödie aufgeführt hatten, oder wo ſie ſelbſt in den Gärten der Nachbarn gute Kirſchen gegeſſen und tauſenderlei Kurzweil getrieben, die ihr die kalte Etikette eines nur zur Repräſentation geſchaffenen Lebens verſagte. Alles war da durch zwangloſe Heiterkeit und ſcherzende Jovialität gewürzt; Gelehrte, Beamte und Leute aus der Stadt fanden ſich auf dem Schloſſe zuſammen, den Hofſtaat Karl Ludwigs zu bilden, gegen deſſen guten, kernigen Gehalt ihr alle äußere Pracht des verſailler Hofweſens nur wie eine leere, trügende Maskerade erſchien.

Der Vater ſelbſt fand Gefallen an dem muntern, neckiſchen und geiſtreichen Kinde; wir ſehen aus manchem Zuge, daß er die heranwachſende „Liſelotte" ganz in ſein Vertrauen zog und ihr viel näher ſtand, als dem verſchloſſenen, ſchüchternen Kurprinzen. Drum ließ er es auch wohl geſchehen, daß ſie um jeden Preis in Heidelberg zu bleiben ſuchte und Bewerbungen einzelner Freier mit der ihr eigenen Offenheit und Laune abwies. Einem Herzog von Curland, der nach dem Wunſche der Eltern um ſie werben wollte, obwohl er eine würtembergiſche Prinzeſſin leidenſchaftlich liebte, machte ſie geradezu den Vorſchlag, ſich ſeine Geliebte aus Würtemberg heimzuführen, und dem Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach, deſſen Vater ſich anfangs als Brautwerber ſehr thätig bewies, dann aber durch einen drolligen Zwiſchenfall geſtört ward, gab ſie auf die naivſte Weiſe einen Korb [11]). Zuletzt mußte ſie denn doch der politiſchen Klügelei ihr friedliches, harmloſes Glück als Opfer bringen.

---

11) „Er ließ fragen, ob ich Ihm erlauben wolte Mittel zu ſuchen den holſteiniſchen heurath zu brechen undt ſich wider auffs wenigſt ſein herr Vatter mit J. G. mein Herr Vatter zu Vergleichen, ich antwortete daß Es mir leydt ſein ſolte ihm zu wehren ſeinem Herrn Vatter gehorſam zu ſein, daß er mir nichts ſchuldig were hatte Ihn ſehr ſeinen heuraht fort zu führen." Briefe der Eliſabeth Charlotte, herausg von Menzel S. 360.

Es wurde oben erwähnt, wie ſich Karl Ludwig durch die glänzende Ausſicht auf franzöſiſche Verwandtſchaft und politiſche Verbindung bethören ließ, auf den Plan einer Heirath einzugehen, die nach Ludwigs XIV. Plan nur dazu dienen ſollte, ein zweideutiges Erbrecht der franzöſiſchen Krone an das pfälziſche Land zu motiviren und bei dem erwarteten Ausſterben der Dynaſtie die begonnenen Reunionen hier im Großen fortſetzen zu können. Selten hat ſich daher eine politiſche Berechnung trügeriſcher erwieſen, als hier die Karl Ludwigs; was als Entſchädigung dienen ſollte für die Verluſte des dreißigjährigen Krieges, was ihm eine Krone von Auſtraſien oder ſo etwas einbringen ſollte, hat nur das furchtbarſte Elend über das pfälziſche Land verhängt, und Karl Ludwigs ſchönſte Schöpfung, den wiederauflebenden Wohlſtand der Pfalz, auf lange Zeit hinaus zerſtört.

Auch die gute Liſelotte ſah mit Bangigkeit dem Vermählungsplane entgegen; unter allen war ihr keiner widerwärtiger, als der. Noch dreißig Jahre ſpäter [12]) ſchrieb ſie an ihre Schweſter Luiſe: „unter uns gerett, man hat mich wider meinen guten Willen hieher geſteckt", aber ſie gehorchte, denn ſie hatte von Jugend auf neben der guten Sitte der alten Zeit auch die Pietät und den kindlichen Gehorſam mit eingeſogen. Mit ſchmerzlicher Reſignation rief ſie: ſo bin ich denn das politiſche Lamm, das für den Staat und das Land ſoll geopfert werden, Gott gebe, daß es wohl anſchlage. Im Jahr 1671 ging ſie dann nach Frankreich, von ihrem Vater bis Straßburg begleitet; ſie ſah ihn nie wieder und hat ſpäter oft erklärt, nicht ohne Erſchütterung könne ſie an den Moment denken, wo ſie von dem Vater und dem ganzen reinen Glücke ihrer harmloſen Jugend Abſchied nehmen mußte.

Sie trennte ſich von Allem, was bisher ihr Leben und ihr Glück gemacht; ſchon in Metz mußte ſie, ohne Zweifel nach vorhergegangener Uebereinkunft, die Religion abſchwören (Nov.

---

12) Briefe, herausg. von Menzel S. 114.

1671), wofür ihre Vorfahren gekämpft und gelitten hatten; in Verſailles fand ſie dann einen Hof, eine Sitte und eine Umgebung, die ihrer Natur und ihren Gewohnheiten gleich zuwider war. Ihr ſchlichtes deutſches Weſen ward durch die franzöſiſche Nationalität und deren höfiſche Umkleidung ſehr wenig angeſprochen; die ehrbare und kräftige Züchtigkeit ihres Sinnes fand ſich ganz verödet in dieſer wüſten Umgebung einer ſcham- und zuchtloſen Frivolität, und ihre derbe, geſunde Natürlichkeit ward unangenehm berührt durch die ſociale Verzerrung und Affectation eines nur auf Lüge und Schein gegründeten Hofweſens.

Ein Mißverhältniß lag ſchon in der ganz widerſprechenden Individualität beider Gatten. Der Herzog von Orleans, von Natur ſchon ziemlich unbedeutend, war erzogen worden, wie man an deſpotiſchen Höfen jüngere Prinzen erzieht; man hatte ihn zu einem weibiſchen, eiteln Gecken gemacht, damit er dem regierenden Herrn, ſeinem Bruder, in keiner Weiſe konnte gefährlich werden. Ein fades, ſüßes Männchen, Sklave ſeiner Favoriten und ſeiner durchaus verweichlichten Natur, geboren für die Intriguen des Serails und ſeiner frivolen Frauen, — ſo war der Lebensgefährte einer Prinzeſſin, die in kräftigem, beinahe männlichem Sinne, an geiſtvoller Eigenthümlichkeit und einer ganz urſprünglichen Natur an allen Höfen Europas damals ihres Gleichen ſuchte. Sie beſtand gleich hier ein großes Probeſtück, indem ſie, mitten in der vergiftenden Luft einer ganz nichtswürdigen Umgebung, ihre Pflicht als Gattin wie eine ehrliche deutſche Hausfrau erfüllt hat.

Obwohl ſie im Scherz oft äußerte: der beſte Mann taugt den Teufel nicht, war ſie doch von der Heiligkeit der Ehe ſo durchdrungen, daß ſie mit Abſcheu ſah, wie leichtfertig und ruchlos man dort ein Band zerriß, das ſie doch in ihrer Religion für ein Sakrament ausgaben [13]). Sie wandte ſich dem flachen und unbedeutenden Manne, an den ſie die Politik ge-

13) Briefe, herausg. von Menzel S. 22.

feſſelt, mit offener und herzlicher Liebe zu, aber dem zarten Herrn war ihre Zuneigung zu „importun“, er wollte die Ehe nur als eine conventionelle Form betrachtet ſehen, die ihn in ſeinen Liebhabereien nicht ſtörte. So lebten ſie in kaltem Frieden, und ihre Ehe konnte am franzöſiſchen Hofe für eine gute gelten; aber die ehrliche Liſelotte hatte Niemanden, dem ſie ſich von Herzen verwandt und verbunden fühlte, wie in ihrer ſchlichten heidelberger Hofhaltung. Ich habe mich an dieſem großen Hofe ſchier zum Einſiedler gemacht und es ſind wenig Leute im Land, mit welchen ich oft umgehe, ſchrieb ſie an ihre Schweſter Luiſe [14]).

Nur ihre Kinder waren ihr dafür ein Erſatz. Auch da freilich war ſie den Verhältniſſen ganz unterworfen; das erſtgeborne, ein Knabe, ward, wie ſie oft erzählte, durch die Ungeſchicklichkeit der Aerzte getödtet, die beiden übrigen blieben zwar am Leben, aber es war der ehrlichen und kräftigen Mutter nicht geſtattet, ſie ſo zu erziehen, wie man ſie ſelbſt an Leib und Seele unverkümmert groß gezogen hatte. Ihr Sohn Philipp (geb. 1674), auf den ſie alle Kraft und Eigenthümlichkeit ihres Geiſtes vererbt hatte, ward ihrer Fürſorge ſo früh entriſſen, daß aus dem Sprößling der ehrbarſten Mutter einer der greulichſten Wüſtlinge ward, und kaum aus den Trümmern eines zerrütteten Lebens kann man noch die reichbegabte, geniale Natur des Prinzen erkennen. Die Tochter, welche hieß wie die Mutter, ward zwar auch verweichlicht, wie alle am Hof, aber doch nicht verdorben; beiden Kindern, ſelbſt dem laſterhaften Sohne, war die Mutter mit einer Wärme zugethan, die man gleich wie ihre Sitte, ihren Ernſt, ihre Offenheit am verſailler Hofe „ridikül“ fand. Mit naiver Beſorgniß, ſchreibt die Herzogin an ihre Schweſter Luiſe, wie der und jener Fürſt ſich ſeine Gemahlin geſucht habe und „für die ihrige nichts mehr

---

14) Briefe S. 24. Charakteriſtiſch war, daß ſich ihre Liebhaberei den Thieren zuwandte; Hunde, Katzen, Papagayen waren ihr eine angenehmere Geſellſchaft, als die verſailler Hofleute. S. 308.

übrig ſey;" „ich bin ganz perſuadirt", ſetzt ſie hinzu, „daß mein Tochter ein alt Jüngferchen bleiben wird" [15]). Doch fand ſich (1698) ein Bewerber an dem Herzog von Lothringen; die junge Herzogin fand ſich in der Ehe zufrieden und glücklich, obwohl auch ſie die Liebe ihres Gemahls mit einer Maitreſſe hat theilen müſſen. Der Sprößling der Ehe war Franz Stephan, Gemahl der Maria Thereſia und Begründer der lothringiſchen Dynaſtie auf dem deutſchen und öſtreichiſchen Throne.

Seit die Herzogin Wittwe geworden (1701), ſtand ſie ganz allein; die veränderten Verhältniſſe am franzöſiſchen Hofe machten es ihr doppelt wünſchenswerth, ohne alle Berührung mit der Außenwelt zu ſeyn. An die Stelle der lüderlichen und genußſüchtigen Zeit trat jetzt am franzöſiſchen Hofe die bigotte und heuchelnde; die la Vallière und Monteſpan waren durch eine alternde Cokette erſetzt, die aus der phariſäiſchen Frömmigkeit ein einträgliches Geſchäft zu machen verſtand. Hatte man früher ſich höchſtens beklagt, daß mit der ehrlichen Pfalzgräfin weder eine Intrigue, noch eine Lüderlichkeit einzuleiten ſey, ſo war die jetzige Favoritin, in ihrer ſteten Todesangſt, ihre Gunſt zu verlieren, gegen Jeden von Haß und Wuth erfüllt, der ihr Lügenſpiel zu durchſchauen verſtand. Niemand that dies mehr, als Eliſabeth Charlotte; ihre kernhafte, geſunde Natur empörte ſich mit aller Stärke gegen ein Verhältniß und eine Perſon, die der bisherigen Umkehrung aller natürlichen und ſittlichen Verhältniſſe am verſailler Hof die Krone aufſetzte. Kräftig aber ohne Ehrgeiz, fromm ohne Bigotterie, klug ohne Falſch, war die Pfalzgräfin der beſte Prüfſtein für eine herrſchſüchtige, ſchleichende, fromm gewordene Weltdame, wie die Maintenon war. Daher der unbegränzte Haß, der freilich an dem geraden, feſten Weſen der Prinzeſſin kraftlos abprallte, daher das Beſtreben, den Sohn der Prinzeſſin, Philipp von Orleans, auf jede Weiſe bei ſeinem königlichen Oheim zu verdrängen und über ſeinem Fall den impotenten Baſtarden, welche die Maintenon beſchützte,

15) Briefe S. 19.

den Weg zu bahnen. Dies ganze Intriguenſpiel hat unſerer Pfalzgräfin manche Stunde verbittert, aber ſie ſelbſt ſtand zu feſt, als daß die Wittwe Scarron ſie erſchüttern konnte. Sie hatte die beſte Stütze am König ſelbſt; Ludwig dem Vierzehnten hatte von Anfang an das geſunde, kraftvolle Weſen der pfälziſchen Fürſtin imponirt, er hatte eine ſcheue Achtung vor ihr, da ſie unter allen den Unreinen die einzige Reine war. In den Zeiten des Glanzes hatte ſie, was dem ſtolzen Herrn zu Zeiten wohlgefiel, offen und keck die Wahrheit geſagt, während noch Alles ſchmeichelte; in den Zeiten des Alters und Verfalles blieb ſie dem König treu ergeben und ſuchte gern die Geſellſchaft des von ſeinem Glück und ſich ſelbſt verlaſſenen Monarchen. Ludwig war für beſſere Gefühle nicht unzugänglich; es rührte ihn die treuherzige Anhänglichkeit an die ſinkende Majeſtät, und noch auf dem Todesbette erkannte er in herzlicher Weiſe an, wie ſehr er die treue Ergebenheit ſeiner Schwägerin hatte zu ſchätzen wiſſen.

Sein Tod war für ſie ein erſchütterndes Ereigniß [16]); daß dann Alles drunter und drüber gehen würde, hatte ſie voraus geſagt. Ihr Sohn war jetzt Regent geworden, und ſie konnte eine politiſche Rolle ſpielen, aber ſie blieb die Einſiedlerin, die ſie geweſen war. Sie meinte, das arme Land ſey lang genug durch Weiber, alte und junge, regiert worden, drum ſey es beſſer, wenn einmal die Männer herrſchten. Eins tröſtete ſie in den Jahren des zunehmenden Alters, die Pietät ihrer Kinder; es war das einzige, was ihnen die deutſche Mutter hatte anerziehen können. Die Herzogin von Lothringen blieb der Pfalzgräfin mit kindlicher Wärme zugethan, und auch der Regent, dem es zwar an Charakter und ſittlicher Haltung fehlte, aber nicht an Geiſt und Gemüth, vergaß über ſeinen wüſten Genoſſenſchaften und dem aufreibenden Leben ſeiner letzten Jahre nie die Pflichten, die er der Mutter ſchuldig war. In herzlicher und vertraulicher Weiſe blieb er ihr zugethan, beſonders

16) Vgl. Briefe S. 218.

ſeit ſeine Tochter, die lüderliche Berry, geſtorben war, von der Mutter nahm er manches ernſte Wort hin, und man kann wohl ſagen, es war für ihn das einzige Lebensverhältniß, das ihn über ſich ſelbſt und ſeine Umgebung mußte erröthen machen.

So lebte ſie als Einſiedlerin, mitten in dem wilden Getreibe ſittlicher Zuchtloſigkeit, mehr ſtumm angeſtaunt und wie eine große Abnormität betrachtet, als verſtanden und gewürdigt. Was hätte eine ſolche Fürſtin an einem deutſchen Hofe wirken können, und wie wenig konnte ſie für Verſailles und Paris ſeyn! Ihr einziger Verkehr in dieſer Oede war ein reger Briefwechſel mit verwandten Naturen; dahin hatte ſich ihr eignes Selbſt, das vor ihrer Umgebung zurückſcheuchte, in ſeiner ganzen lebendigen Friſche geflüchtet. So ſchrieb ſie an ihre treffliche Stiefſchweſter, die Raugräfin Luiſe, an ihre Tante und Erzieherin, Sophie von Hannover, der ſie mit ſchwärmeriſcher Liebe und Verehrung zugethan war, ſo ſtand ſie mit ihrer alten hannöverſchen Gouvernante, Frau von Harling, in reger Verbindung, der Correſpondenz gar nicht zu gedenken, die ſie mit der Prinzeſſin von Wales, der Herzogin von Lothringen und vielen andern hochgeſtellten Perſonen jener Zeit unterhielt. Die ganze Correſpondenz, von der bis jetzt nur ein Theil bekannt iſt, würde viele Bände umfaſſen, denn die Prinzeſſin führte eine ſehr fertige Feder, und, wie ſie ſelbſt erzählt, brachte ſie ganze Tage, in ihr Cabinet eingeſchloſſen, mit Leſen und Schreiben zu. Es gibt kaum einen Briefwechſel, worin ſich eine ſchlichte, ganz naive Perſönlichkeit ſo ungezwungen hingibt, wie hier; bald in munterer Laune, bald in komiſchem Scherz über ihre Verſtimmung plaudert ſie in zwangloſer Nonchalance Alles, was ihr von Geſchichten, Betrachtungen, Erinnerungen durch den Kopf geht, und der kräftige, derbe, markirte Styl trägt in jedem ſeiner Züge die ganze Eigenthümlichkeit ihres originellen Weſens zu Tage. Da iſt durchaus nichts Berechnetes, Gemachtes; der ganze ungenirte Humor der rheinländiſchen Natur ſprudelt überall in urſprünglicher Fülle und Derbheit hervor.

In dieſen Briefen ſchildert ſie uns mit ſtarken, ſchonungsloſen Pinſelſtrichen den ganzen Abgrund der Sittenverdorbenheit jener Zeiten; Laſter, an deren Möglichkeit ſie erſt gezweifelt, bis man ſie von deren Daſein überzeugt, ſkizzirt ſie mit wenigen Zügen und dem derben, lebenstreuen Colorit eines niederländiſchen Meiſters. Als wohlthuende Verſöhnung gegenüber dieſem abſchreckenden Bild verzerrter und verwüſteter ſocialer Zuſtände erſcheint dann ihre eigne Perſönlichkeit; der Gegenſatz der guten alten und der neuen Zeit, der Natur und der Grimaſſe, der Geſundheit und der ſocialen Fäulniß, der guten Sitte und der „guten Geſellſchaft“ tritt an wenig Orten ſchneidender zu Tage, als in dieſen Briefen der Prinzeſſin. Dieſe edle und charakteriſtiſche Perſönlichkeit nach ihren eignen Aeußerungen zu zeichnen, iſt eine angenehme Pflicht des Geſchichtſchreibers; eine Pflicht, denn unſerem deutſchen Blute gehört ſie mit der ganzen unverkümmerten Kraft ihres Weſens an.

Hätte Deutſchland viele Männer gehabt, wie dieſe Frau, unſer Patriotismus hätte nicht Jahrhunderte lang verhüllt gehen müſſen, wir wären vor jeder ausländiſchen Reaction in Sitte, Bildung und Regierungsform bewahrt worden. Eine ſo kerndeutſche Natur, ſo kräftig und ſo gar nicht abgeſchliffen, wie die Eliſabeth Charlottens, mag in den höhern Lebensverhältniſſen ohne Beiſpiel ſeyn; unſer Volksthum mit allen ſeinen charakteriſtiſchen Zügen iſt bei ihr zu Fleiſch und Blut geworden. Sie hat Recht, wenn ſie ſchreibt, ſie hätte für Frankreich ein nur allzu deutſches Herz; denn nach einem mehr als dreißigjährigen Aufenthalt erklärt ſie ſelbſt noch ganz fremd zu ſeyn. Könnte ich mit Ehren nach Deutſchland, ſchreibt ſie an eine der Raugräfinnen, ſo würdet ihr mich bald ſehen, Deutſchland war mir lieber und ich fund es nach meinem Sinn viel angenehmer, wie es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hatte; nach Pracht frage ich nichts, nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit. Deutſche, die nach Frankreich kamen, waren

ihr ſtets willkommen; doppelt dann, wenn ſie „noch auf den alten teutſchen Schlag waren wie die Leute zu meiner Zeit geweſen ſeyn“, und ſie vergißt nie, freudig zu erwähnen, wenn ſie recht vielen deutſchen Beſuch gehabt hat. Je älter ſie ward, deſto lebhafter ward in ihr dies Heimweh; „ich höre als recht gern wie es in Deutſchland zugeht, bin wie die alten Kutſcher, die noch gern die Peitſch klacken hören, wenn ſie nicht mehr fahren können“, ſchreibt ſie in ihrer drolligen Weiſe. Ihr deutſches Nationalgefühl iſt ſo reizbar, daß eine Verletzung deutſcher Ehre ſie am tiefſten ſchmerzt; „ich hab, ſchreibt ſie, als Auguſt von Sachſen den ſchmählichen altranſtädter Frieden ſchloß, in meinem Leben nichts abſcheulicheres gehört, als den Frieden; er muß voll und doll geweſen ſeyn, wie er die Artikeln eingegangen hat; ich ſchäme mich vor unſer Nation, daß ein deutſcher König ſo unehrlich iſt.“ Sie ſchärft ihren Stiefſchweſtern genau ein, in ihrer Correſpondenz mit Deutſchen ſtets nur deutſch zu ſchreiben; die Königin Sophie von Preußen, ihre Verwandte, verliert ſehr bei ihr, ſeit ſie hört, daß dieſelbe das Franzöſiſche dem Deutſchen vorziehe; was die deutſche Sprache nicht ausdrücken kann, taugt in ihren Augen auch nichts. Ich weiß nicht was Gala heißt, das iſt kein deutſch Wort; Affectation kann man nicht deutſch ausdrücken; damit iſt für ſie Alles geſagt. Mit bitterem Ernſt tadelt ſie das Franzoſenthum in Deutſchland; „wenn unſre ehrliche Deutſchen folgen wollten, was man Guts in Frankreich thut, wären ſie zu loben, aber zu folgen was ſelber hier getadelt wird, das iſt abgeſchmackt.“ Von jeder Eitelkeit frei, fühlt ſie ſich doch ſehr glücklich, daß ihr Leibnitz das Zeugniß gibt, ſie ſchreibe nicht übel deutſch, und ihre Sorge iſt immer, ſie möchte es bei der langen Entfernung aus dem Vaterlande doch zuletzt verlernen. Sie will auch nicht die Franzoſen ihre liebe deutſche Mutterſprache radbrechen hören; „es iſt ein Jck und Ack, das ich nicht leiden kann“ [17]).

---

17) Die betreffenden Stellen ſ. in den Briefen, herausg. von Menzel S. 12. 34. 41. 82. 83. 114. 1:5. 103. 117. 123. 134. 168. 233.

Beſaß Deutſchland an ihr eine warme begeiſterte Tochter, und war es ihre größte Freude, „ehrlichen Deutſchen in was dienen zu können“, ſo war ſie den andern Nationen, zumal Engländern und Franzoſen, deſto abgeneigter. Der Aufenthalt in dem glatten falſchen Frankreich machte ſie oft „grittlich wie eine Wandlaus“; Frankreich ſcheint ihr „voll falſcher Teufel“, denn Alles, was ſie ſelbſt erfüllt, ſtrenge Sittlichkeit, Liebe zu den Verwandten, Heiligkeit in der Ehe, ſchlichte einfache Lebensart, ſieht ſie dort ins Gegentheil umgeſchlagen. Auch die Engländer ſtehen ihr nicht beſonders an; die „engliſche Bosheit“ ſcheint ihr ein ſtehender Zug in der nationalen Phyſiognomie dieſes Volkes, und einmal ſagt ſie geradezu: „in meinem Sinn iſt keine widerlichere Nation, als die engliſche; ſie ſind zu boshaftig und zu neidiſch, um daß man ſie lieb haben könnte“ [18]).

Aus dieſer ſcharf ausgeprägten deutſchen Individualität ſpringt aber ein provincieller Zug ganz beſonders ins Auge; die Prinzeſſin iſt Pfälzerin, und all das muntere, joviale, zwangloſe Weſen der rheiniſchen Natur tritt hier zu einem Ganzen verſchmolzen hervor. Wir haben früher bei Friedrich dem Siegreichen darauf hingewieſen, daß man in ihm die edleren Züge des pfälziſchen Weſens vereinigt wiederfinde; daſſelbe kann man von Eliſabeth Charlotte ſagen, ſie kann als Typus einer geſunden, offenen pfälziſchen Natur gelten. Sie fühlt das auch und ihr deutſches Nationalgefühl iſt zunächſt an die pfälziſche Erdſcholle geknüpft; mit ſchmerzlicher Sehnſucht zieht es ſie nach dem Geburtslande zurück, und ſie zaubert ſich alle Spiele der Jugend, alle Erinnerungen vor die Seele, um unter Fremden, die ſie nicht begreifen, wenigſtens in der Phantaſie ſich das Bild ihrer heimathlichen Zuſtände unverkümmert zu erhalten. Die Pfälzer, die nach Paris kommen, ſind in ihre beſondere Obhut genommen, ſie freut ſich immer, wenn gute alte Pfälzer ſie noch lieb haben, und ein pfälziſches Sprichwort, ein pfälziſches

18) Ebendaſ. S. 269. 297.

Volkslied verſetzt ſie ganz in den Kreis ihrer heimathlichen Freuden zurück. Die ſchreckliche Barbarei der Jahre 1689 und 1693, wozu ihre unglückſelige Heirath hatte als Vorwand dienen müſſen, war Keinem tiefer in die Seele gedrungen, als der Prinzeſſin; „ich kann an die gute Pfalz nicht denken, ſagt ſie noch lange nachher, es macht mich zu traurig." Ihre Lieblingsangelegenheit war dann der Wiederaufbau der pfälziſchen Städte und Schlöſſer; „es hat mich in der Seel gefreut, daß das gute ehrliche Heidelberg wieder ſo wohl gebaut iſt", ſchrieb ſie an die Raugräfin, und noch wenige Jahre vor ihrem Tode äußerte ſie: „wenn ich Mannheim, Schwetzingen oder Heidelberg wieder ſehen ſollte, glaube ich, daß ich es nicht würde ausſtehen können und vor Thränen vergehen müßte, denn wie alle Unglück dort geſchehen, bin ich länger als ſechs Monat geweſen, daß ſobald ich die Augen zugethan, habe ich die Oerter im Brand geſehen, bin mit Schrecken aufgefahren und länger als ein Stund geweint, daß ich geſchlozt habe." Sie will eine Landkarte vom Amt Heidelberg, um ſich den Ort ihrer Jugendfreuden ganz im Detail vergegenwärtigen zu können. Bei zunehmendem Alter wuchs dieſe Sehnſucht, die ganze kindliche Erinnerung wurde wieder lebendig und die Prinzeſſin ſah wieder alle Erlebniſſe und Erinnerungen der erſten Jugendzeit auftauchen. Da ſah ſie ihr altes Heidelberg mit allen Straßen und Gäßchen, wußte noch in jedem Winkel Beſcheid, erinnerte ſich aller Perſonen noch genau und fragte nach dieſem und jenem, den die in der Nähe lebende Raugräfin aus den Augen verloren oder ganz vergeſſen hatte. Sie iſt ungehalten, wenn ein alter Heidelberger nach Frankreich kommt und ſie nicht aufſucht; ſie fragt, was die „kleine Spina mache, von der ſich ihr Herr Vater Selig als Märger verzehlen ließ", und plaudert in fröhlicher Erinnerung, wie ſie an den Lieblingsorten Heidelberg, Mannheim und Schwezingen ihre Kindheit verlebt habe. Sie erkundigt ſich genau, wo die Raugräfin bei ihrem heidelberger Aufenthalt gewohnt habe; „logirt ihr vielleicht in alten Landas Haus auf den kleinen Markt, wenn es da wäre,

hettet ihr mit dem Mondſchein das arme Schloß wohl ſehen können." Sie macht in Gedanken den ganzen Weg von Heidelberg nach Schwezingen, wie ſie ihn oft gemacht, ſogar die böſen Schnacken in Schwezingen hat ſie nicht vergeſſen und erinnert ſich noch genau der mannheimer Mennoniten, deren Werkſtätten ſie oft als kleines Kind beſucht hatte. Sie möchte mit ſpazieren gehen in der heidelberger oder ſchwezinger Umgebung; „jetzt wird man dort bald auch gute Erdbeeren finden und zu Heidelberg gute Heidelbeeren" [19]).

Drum iſt es ihr auch ein großer Kummer, die alten Stammſitze ihres Hauſes möchten in der Verwüſtung bleiben, in die ſie durch den Krieg gekommen waren. Die neuburger Linie, wegen ihrer Bigotterie und Verſchwendung ohnedies nicht in großen Gunſten bei ihr, kommt ganz in Mißcredit, ſeit ſie die rheiniſche Pfalz über dem glänzendeu Düſſeldorf vernachläſſigt. „Kurpfalz hätte die 20000 Thaler beſſer anwenden können, das arme Schloß wieder zu bauen, als vor ein opera"; ſie findet es recht häßlich, daß man Heidelberg nicht mehr zurecht machen läßt, da es doch das Stammhaus iſt, und preiſt die gute geſunde Luft, die in der alten pfälziſchen Reſidenz herrſche. Sie iſt den Neuburgern darüber recht gram und ſieht in ihnen kein rechtes Pfälzerblut, ſie äußert ſich an manchen Stellen bitter über ſie [20]); erſt Karl Philipp kommt in große Gnade bei ihr und ſie überſieht gern die argen Schwächen von ihm, nur weil er beim Regierungsantritt ſich entſchließt, in der Rheinpfalz zu bleiben. „Der Churfürſt iſt mir lieb, weil er Heidelberg lieb hat", ſchreibt ſie damals, ſie rühmt ſeine Leutſeligkeit und Freundlichkeit, und iſt ihm ganz „dankbar, daß ihm die liebe Pfalz beſſer gefällt" [21]).

---

19) Vgl. darüber die Briefe, herausg. von Menzel S. 9. 30. 77. 130. 132. 139. 140. 148. 155. 254. 312. 319. 323. 329. 345. 355. 356. 376. 391. 435.

20) Briefe S. 138. 156.

21) Ebendaſ. S. 331. 332. 337. 340. 351.

Dieſe Vorliebe für das Vaterländiſche erſtreckte ſich auf Alles, auf Lebensart, ſelbſt auf Speiſe und Trank. Sie konnte ſich nie mit den Delikateſſen und Leckereien der franzöſiſchen Lebensart befreunden, nicht einmal Kaffee, Thee oder Chocolade mochte ſie leiden. „Guter brauner Kohl, Sauerkraut, Schinken und Knackwürſt ſchmeckten mir viel beſſer und ein guter Krautſalat mit Speck dieſe delicaten Speiſen ſind mein Sach", ſchreibt ſie an die Raugräfin; ein andermal klagt ſie, daß man in Frankreich nicht einmal einen guten Pfannenkuchen bekommen könne. Auch darin blieb ſie kerndeutſch, daß ihr niemals die ſüßen und ſüdlichen Weine beſonders ſchmecken konnten; bis in ihr ſpätes Alter trank ſie ihren edlen Bacheracher [22]).

Hat ſie die Anhänglichkeit und Vorliebe für ihr Geburtsland während fünfzigjähriger Verbannung treu bewahrt, ſo blieb auch ihr lebhaftes Familiengefühl, ihre Theilnahme an allen Verwandten ungeſchwächt. Sie mußte ihr Gefühl beinahe verbergen; denn „die ſeinigen recht lieb zu haben, ſagte ſie, verſteht man in dieſem Lande nicht." Sie konnte nicht begreifen, wie Jacob II. über ſeiner Tochter Tod ſo theilnahmlos ſeyn kann, denn „mich deucht, man kann ſeine Kinder nicht vergeſſen was ſie einem auch zu Leid thun mögen." Sie ſelbſt liebte ihre Kinder ſo zärtlich, daß ſogar die wüſte Lüderlichkeit des Sohnes, die ihr nicht unbekannt war, vor ihrer mütterlichen Nachſicht die beſſeren Eigenſchaften nicht verdunkeln konnte; ſie freut ſich, daß er ſie lieb hat, und ſetzt getröſtet hinzu: er iſt ein guter Bub und hat ein gut gemüthe. Alle verwandten Fürſtenfamilien behielt ſie mit großer Theilnahme im Auge, dem König Karl XII. von Schweden, dem Enkel der zweibrückiſchen Pfalzgrafen, wünſcht ſie die römiſche Königskrone, weil er von ihrem Hauſe iſt, und ſein Tod thut ihr wehe; denn, ſagt ſie,

---

22) Briefe S. 195. 323. 329. 494. Vom Kaffee ſagt ſie S. 177: ich finde, daß er eben ſchmeckt wie ein ſtinkender athem der Verſtorbene Ertzbiſchoff von paris hat eben ſo gerochen, daß Eckelt mich. Vom Tabakſchnupfen ſpricht ſie S. 169.

der thut dem Hauſe Ehr an. Den Tod ihrer Tante von Hannover, die ſie wie eine Mutter liebte, konnte ſie faſt nicht verſchmerzen; die „liebe Kurfürſtin“ oder „ma tante“, wie ſie ſie nannte, war ihr ſo zur Lebensgefährtin geworden, daß ſie glaubte „als wenn ſie jezt ganz allein auf der Welt wäre“. „Mein Weinen kann aufhören, aber meine Traurigkeit nicht“ [23]).

Am ſchönſten ſprach ſich dies Familiengefühl in dem Verhältniß zu ihren Stiefgeſchwiſtern aus. Sie vergaß ganz, daß ihre Mutter durch die Degenfeld war verdrängt worden; „ich habe, ſagte ſie, einen ſolchen Reſpect vor J. G. unſer Herr Vatter S. in meinem Herzen behalten, daß ich Alles lieb habe, was J. G. Kinder ſind.“ „Ich were unerhört zu blamiren, ſchrieb ſie an ihre Stiefſchweſter Luiſe, wenn ich falſch wäre und die nicht liebte, die ich zu lieben ſchuldig bin.“ Drum unterhielt ſie auch lebhaft und ohne Unterbrechung mit den Geſchwiſtern die Correſpondenz, ſie ſchreibt ſogar mit ſteifem Finger, weil „ihre Hofdame blutsübel orthographirt“. An ihren Vater dachte ſie ſtets mit Verehrung; der Schmerz, daß ſie ihn hatte verlaſſen müſſen, war noch lange friſch. Wie ſie zehn Jahre ſpäter in Straßburg war, ſchrieb ſie ihrem Bruder dem Raugrafen Karl Ludwig: „ich hätte Euch wohl zu Straßburg embraſſiren mögen, ich glaube wir würden mit einander geheult haben; denn wie ich bei dem Ochſen bin vorbei gefahren, iſt es mir eingefallen, wie ich J. G. den Churfürſten das letzte Mal da geſehen, da iſt mir das Flenen ſo greulich ankommen, daß ichs nicht hab verhalten können.“ Eben dieſer Raugraf, der ſeinem Vater in vielem glich, ſtand bei ihr in beſonderer Gunſt; „herzlieb Carllutzgen, ich hab euch Schwarzköpfel recht lieb“, hieß es, und ſchalkhaft neckte ſie ihn: alle unſre Jungfern fragen gar oft, wie es euch geht und ſagen, ſie möchten Euch gerne wieder ſehen.

23) Briefe S. 127. 174 f. 296.

In dem Mißverhältniß zwiſchen ihrem Bruder dem Kurfürſten und den Stiefgeſchwiſtern ſuchte Eliſabeth Charlotte zu vermitteln; „in meinem letzten Brief hab ich ein lang Capitel von Euch gehalten“, ſchrieb ſie an den Raugrafen Karl Ludwig. Es half freilich nicht viel; Mutter und Bruder wurden der gutmüthigen Prinzeſſin bös, als ſie ſich der Stiefgeſchwiſter annahm, und Eliſabeth Charlotte mußte ihnen aus eignen Mitteln Unterſtützung anbieten. Auch ſpäter, wie die neuburger Pfalzgrafen das Kurland erbten, war die Prinzeſſin unermüdlich, das gute Recht der degenfeldiſchen Kinder zu vertreten.

Wie einſam ſtand die Prinzeſſin mit ihrem warmen deutſchen Herzen mitten in der kalten, übertünchten Welt des Verſailler Hofes! Wie ſtark war der Gegenſatz zwiſchen ihrer Originalität, ihrer naiven Einfachheit und all dem verkünſtelten, verzerrten Weſen, das ſie umgab! Denn in ihr war Alles urſprüngliche Kraft, Leben und Friſche, alles Verzärtelte, Weichliche und Schwache fand vor ihren Augen keine Gnade. Mit dieſer zwangloſen, freien Natur mußte es ſie allerdings wundern, wenn ſie in der ſocialen Welt, die ſie umgab, zumal in dem „widerwärtigen“ Paris Frauen wie Männer und Männer nach Frauen Art ſich geberden ſah; die Natur war umgekehrt worden, und wie ſie ſelber richtig ſagte [24]): „man ſieht jetzt keine rechten Kinder mehr, denn Kinder von neun Jahren wiſſen nun zu reden und zu leben wie Menſchen von dreißig Jahren.“ All die raffinirten Genüſſe, womit Hof- und Weltleute die liebe lange Zeit tödten, waren ihr fremd; ſie war nicht einmal eine Freundin des Spiels; „denn, ſagte ſie [25]), das Spielen iſt hier greulich hoch und die Leute werden wie tolle Menſchen, wenn ſie ſpielen; eins heult, das ander ſchlägt mit der Fauſt auf die Tafel, daß die ganze Kammer darüber zittert, der Dritte läſtert Gott daß Einem die Haar darüber zu Berg ſtehen.“ Lieber als alles das war ihr ein ehrliches Blin-

24) Briefe, herausg. von Menzel S. 59.

25) Ebendaſ. S. 8.

bekuh- und Verſteckensſpiel; „wo man frei ſeyn und ſchwätzen und lachen darf, da macht man ſich viel luſtiger als wenn man bei großen Feſten iſt, wo man nicht lacht und gar ſtammig ſeyn muß“ [26]). So liebte ſie der Geſundheit wegen eine tüchtige Bewegung, wie die Jagd; auch wohl eine gute Comödie (namentlich den Moliere'ſchen Tartüffe) und eine kräftige Muſik; nur die italieniſche Muſik konnte ſie nicht leiden, „mir deucht, ſagt ſie einmal, daß es laut als wenn die Katzen auf dem Dach mit einander miauen“ [27]). Kräftige geſunde Naturen gefielen ihr immer, die „Löwen“ der Verſailler und Pariſer Hofwelt waren ihr widerwärtige Perſonen, und ein Wüſtling wie der Herzog von Richelieu, den alle Damen der Zeit vergötterten, hieß ihr ein „nichtswürdiger Menſch“. „Es iſt, ſagte ſie von ihm [28]), ein klein Krötgen ſo ich gar nicht artig finde, hat keine Mienen noch weniger Courage, iſt impertinent, untreu, indiskret; ich heiße ihn allezeit Hintzelmann, denn er gleicht dieſem Boldergeiſt wie zwei Tropffen Waſſer.“ Mit dem ſoliden Sinne, der ihr in Allem eigen war, verachtete ſie auch Ceremonien, Moden und Kleider; „macht keine façons und Complimente, ſchrieb ſie an ihre Schweſtern, das iſt gar langweilig.“ König Friedrich I. von Preußen, der ceremonienſüchtige und auf glänzende Repräſentation erpichte, war ihr eine lächerliche Figur; dagegen hatte ſie eine charakteriſtiſche Sympathie, die ſich in lauter Bewunderung ausſprach, für Wilhelm III. von England, den ächten König unter den Königen jener Zeit [29]).

So war ſie in allen Stücken eine Erſcheinung der alten Zeit, eine Deutſche von ächtem Schrot und Korn; das Wort „à la mode“ hörte ſie nur aus fremdem Munde. Ohne hochmüthig zu ſeyn, beſaß ſie gleichwohl einen hohen Stolz auf den alten reinen Stammbaum deutſchen Adels; ſie ſah mit Wider-

26) Ebendaſ. S. 33.
27) Ebendaſ. 254.
28) Ebendaſ. S. 385.
29) Vgl. Briefe S. 18. 38. 107. 119. 120. 184.

willen, wie dieſe Verhältniſſe am franzöſiſchen Hofe verwirrt wurden und ſogar ihr eigner Sohn genöthigt ward, eine natürliche Tochter des Königs zu heirathen. Die Meſſaliancen, ſagte ſie, choquiren mich immer; es wird nie nichts Gutes draus [30]). Es war der alte deutſche Ritterſtolz; denn ſie ſah es ungern, wenn uralte Grafengeſchlechter ſich mit dem Fürſtentitel aufputzen ließen. Sie faßte das mit aller Lebhaftigkeit ihres Naturells auf, und ein Angriff auf die uralte Würde des Pfalzgrafen konnte ſie hart und ungerecht machen; „es kann mich doll machen, ſchreibt ſie, daß ich aus der Haut fahren möchte, wenn ein Pfalzgraf herkommt und ihm ein lumpener Duc den Rang disputiren will.“ In ſolchen Zügen erkennt man ganz die Natur ihres Vaters, der auf leere Ceremonien nicht viel hielt, aber in Wuth gerieth, wenn man die Würde ſeines Hauſes antaſtete.

Die Einwirkung des Vaters und der durch ihn gegebenen Erziehung finden wir auch in ihren religiöſen Anſichten. Sie hatte zum römiſchen Katholicismus übertreten müſſen, blieb aber der Religioſität getreu, welche an ihres Vaters Hofe geherrſcht hatte. In dem ſchlichten Proteſtantismus großgezogen, blieb ſie ihr Leben lang in den proteſtantiſchen Erinnerungen ihrer Jugend feſtgehalten; jedem Pfaffenthume abhold, ſchöpfte ſie aus der Bibel, die ſie fleißig las, die Lehre der Liebe und Duldung, die Karl Ludwig beſeſſen hatte. Die drei chriſtlichen Religionen, meinte ſie, ſollten ſich für eine halten und nicht darnach fragen, was man darin glaubt, ſondern nur ob man nach dem Evangelium lebt; für mich gibt es, ſagt ſie ein andermal, nur eine gute und rechte Religion in der Welt und die kann ſich in allerhandt Religionen und Sprachen finden, nämlich die von den ehrlichen Leuten [31]). Die wahre Reue konnte ſie gerade ſo gut „im Kämmerlein finden, als zu Rom“, und das „Heiligenfreſſen“ war ihr in jeder Form zuwider. Die ächte

30) Vgl. ebendaſ. S. 34. 70.

31) Briefe, herausg. von Menzel S. 18. 19.

Religion, ſchreibt ſie an ihre Schweſtern, iſt die, welche ein Chriſt in ſeinem Herzen hat und auf Gottes Wort gegründet iſt; das Uebrige iſt nur Pfaffengeſchwätz und daran hat die Religion den wenigſten Antheil, geſchieht Alles nur aus Politik und Intereſſe [32]). Sie iſt „perſuadirt, daß alle Religionen ſich mit einander vergleichen könnten, wenn das Intereſſe der Pfaffen nicht im Spiel wäre; ihr Intereſſe und Ambition geht über Alles" [33]). Bei dieſen Anſichten über Religion iſt es nicht auffallend, wenn ihre geſunde kräftige Natur auch hier von allem Künſtlichen und Gemachten zurückgeſtoßen wird, wenn der Tartüffe ihr Lieblingsſtück war, und die proteſtantiſchen Frömmler ihr gerade ſo verhaßt waren, als die Agenten des Papismus [34]). Rings umgeben von heuchleriſcher Frömmelei und Verfolgungsſucht, bewahrte ſie ihren toleranten Sinn; ſie ſah mit tiefem Schmerz, wie die neuburger Kurfürſten in der Pfalz mit den Proteſtanten umgingen, aber ſie mißbilligte auch die abgeſchloſſene Unduldſamkeit des pfälziſchen Calvinismus, wie ſie ſich in der achtzigſten Frage des heidelberger Katechismus ausſprach. Unter der Regentſchaft ihres Sohnes hat ſie manchem wegen religiöſer Anſicht Verfolgten Sicherheit zu ſchaffen gewußt, und Reformirte, die des Glaubens wegen auf den Galeeren ſaßen, erhielten durch ſie ihre Freiheit [35]).

Ihr Verhältniß zu der franzöſiſchen Umgebung, worin ſie lebte, konnte bei dieſer Eigenthümlichkeit ihres Weſens kein ſehr inniges ſeyn; die Sittenloſigkeit, die durch die frommthuende Heuchelei der Maintenon nur greller ins Auge ſprang, erfüllte ſie mit Abſcheu und Eckel; in kraftvollen, groben Zügen zeichnete ſie in ihren Briefen den fürchterlichen Zuſtand der höheren Geſellſchaft, und unter allen kam die „alte Zott", die „alte

32) Vgl. ebendaſ. S. 49. 62. 260. 310.

33) Ebendaſ. S. 217. 316 In dieſer Hinſicht ſind auch beſonders die handſchr. Briefe auf der münchner Bibliothek intereſſant.

34) Briefe S. 94. 95.

35) Ebendaſ. S. 265. 393. 398. 402. 448.

Her“, oder wie ſie ſonſt noch die Maintenon zu nennen pflegte, nicht am beſten weg. Nur Wenige verſtanden ſie; in den Augen der großen Maſſe vom Hofe galt ſie im Allgemeinen als die „fière Palatine“; denn als Stolz deutete man ihre Zurückhaltung und ihren Widerwillen gegen Alles, was ſie mit Augen ſehen mußte. Am beſten hat ſie der janſeniſtiſche Herzog von St. Simon begriffen und geſchildert: „eine Fürſtin ganz aus der alten Zeit, anhänglich an Ehre, Tugend, Rang, Größe; in Sachen des Anſtandes unerbittlich; eine treffliche und treue Freundin, zuverläſſig, wahr, gerade, derb, in allen ihren Sitten ſehr deutſch und bieder“ — ſo zeichnet er ſie und ſo gibt ſie ſich ſelbſt in ihren Selbſtbekenntniſſen, wie ſie die Briefe enthalten.

Ihr Aeußeres hat ſie ſelbſt mit drolliger Naivetät gezeichnet: „meine Taille iſt monſtrös in Dicke, ich bin ſo viereckt wie ein Würfel, meine Haut iſt retlich mit Gelb vermiſcht, ich fange an grau zu werden, meine Stirn und Augen ſind ſehr runzlicht; ich habe die Backen platt, das Maul größer und runzelicher worden, ſo iſt meine ſchöne Figur beſtellt.“ Oder ein andermal: „ich habe kleine Augen, kurze dicke Naſe, platte lange Lippen, große hangende Backen, ein groß Geſicht und bin gar klein von Perſon, dick und breit; Summa Summarum, ich bin gar ein häßlich Schätzchen.“ Ihr Humor liebte ſolche Schilderungen; von einer ihrer Kammerfrauen heißt es einmal: ſie ſprach wie eine Ent und hatte ein Geſicht wie eine vertretene Krott; hier und auch in Zeichnung des eignen Ich mag ſie drollig übertrieben haben [36]. Von ihren geiſtigen Fähigkeiten ſagt ſie zu beſcheiden, aber im Ganzen treffend: Mein Verſtand kommt meinem Herrn Vater und der Tante nicht bei, habe nur was man hier **sens commun** heißt, ſich fortzuſchleppen. Von Natur, ſagt ſie ein andermal, bin ich mehr luſtig als traurig, aber wenn mich was betrübt geht es mir erſchrecklich zu Herzen [37].

36) Vgl. Briefe S. 27. 504 Auszüge bei Schütz S. 160.
37) Briefe S. 346. 395.

Ihre Lebensweiſe war ſo einfach und regelmäßig, wie ihr ganzes Weſen; einen Theil des Morgens brachte ſie mit Beten und Bibelleſen zu; dann empfing ſie Beſuche, ſpäter ging ſie in die Kirche, dann aß ſie; den Nachmittag las oder ſchrieb ſie, und den Abend brachte ſie in einfacher, eingezogener Unterhaltung zu. Ihre ſchönſten Stunden waren die, in welchen ſie ſchrieb; ihre ganze Munterkeit, ihr Witz tauchte da wieder auf und ſprach ſich in der originellen, lebendigen Weiſe aus, die ihre durchaus plaſtiſchen Briefe charakteriſirt. Sie behielt das bis ins Alter; denn ſelbſt wenn ſie, nahe an ſiebzig, ihrer Schweſter ſchildert, wie ſie abnehme, thut ſie es in drolligem Tone: ich werde zuletzt ganz austrocknen, wie die Schildkröten von der Ludwig, die ich zu Heidelberg in der Kammer hatte [38]. Vielen Troſt brachte ihr die Theilnahme des Sohnes, der keine kindliche Pflicht verſäumte; er war bang, ſagt ſie, daß ich ſterben würde, und froh wie er mich hat geneſen ſehen, ſeine Viſiten ſind mir geſundter als das Quinquina, ſie thun mir nicht wehe im Magen und erfreuen mir das Herz, er verzehlt mir als etwas poſſirliches, ſo mich lachen macht, denn er hat Verſtand und verzehlt gar artig.

Kleine Unpäßlichkeiten wurden von den ungeſchickten pariſer Aerzten verkehrt behandelt; ſonſt hätte ihre Natur ſie aufrecht erhalten. Krank beſuchte ſie noch die Königskrönung Ludwigs XV. zu Rheims; ſie „wollte das liebe Kind noch in ſeiner irdiſchen Herrlichkeit ſehen und dann mit Freuden zur unvergänglichen hinübergehn.“

Am 8. Okt. 1722 beſchloß ſie, wie ſie es vorausgeſehen, ruhig ihr Leben; ſie ſah jetzt, wie ſie einſt an ihre Schweſter geſchrieben, ihre Lieben „im Thal Joſaphat wieder.“ Sie hatte manchmal früher geäußert, wir Kinder des ſel. Kurfürſten haben uns wenig vom zeitlichen Glück zu berühmen, Gott gebe, daß wir das ewige finden mögen.

---

38) Briefe S. 481.

So war Eliſabeth Charlotte, die letzte vom ſimmeriſchen Kurfürſtenhauſe, die Stammutter der Königsdynaſtie Orleans. Kräftiger und ſchöner konnte der ſimmeriſche Stamm nicht erlöſchen, ein friſcheres und kraftvolleres Reis konnte in das alternde Haus der Bourbons nicht eingeimpft werden, als dieſes geſunde, reine Blut der pfälziſchen Fürſtin.

§. 4.

Ueber die pfälziſchen Linien.

Die Geſchichte der Nebenlinien erhebt ſich nie zu der Bedeutung oder dem allgemeineren Intereſſe, das die Geſchichte der pfälziſchen Kurlande in Anſpruch nimmt; drum haben wir in dieſem Werke, den Geſammteindruck kurpfälziſcher Geſchichten nicht zu ſtören, die Zuſtände der Seitenlinien nur in untergeordnetem Verhältniß hervortreten laſſen. Nur, wo ein allgemeineres Einwirken bemerkbar wird, ſind wir auf das Einzelne eingegangen; ſo in dieſem dritten Buche mehrmals auf Pfalz-Neuburg, deſſen kirchliche Stellung zum Kurlande von Bedeutung geworden war. Auch jetzt, am Schluſſe des Buches, verweilen wir, wie nach Beendigung des erſten und zweiten, *einen* Augenblick, um den Zuſammenhang der Geſchichte der einzelnen Linien in der Hauptſache feſtzuhalten.

Von den Linien, die nach König Ruprechts Tode in das väterliche Erbe ſich theilten, waren die Nachkommen des älteſten Sohnes Ludwigs III., die ſogenannte ältere Kurlinie mit Otto Heinrich (1559) ausgeſtorben; es folgten demnach die Sprößlinge des zweiten Bruders, Stephan, deſſen beide Söhne die Stifter der ſimmerſchen und zweibrückiſchen Linien geworden waren. Die ſimmerſche Linie hatte von Friedrich III. bis auf Kurfürſt Karl die pfälziſche Kurwürde mit dem ſeltſamſten Wechſel von Glanz und Verfall behauptet; in ihr war jetzt (1685) der pfälziſche Kurfürſtenſtamm ausgeſtorben, nachdem

ſchon 1654 der Bruder Friedrich, Pfalzgraf Ludwig Philipp und im Jahr 1673 deſſen Sohn Ludwig Heinrich Moriz, die letzten appanagirten Pfalzgrafen des ſimmerſchen Hauſes, geſtorben und ihr kleines Erbtheil an Kurpfalz übergegangen war.

Wir wenden uns zur zweibrückiſchen Linie, deren Schickſale bereits am Schluſſe des erſten Bandes in Kürze erwähnt ſind [39]). Der dort erwähnte Pfalzgraf Wolfgang (geb. 1525) iſt als eifriger Freund der Reformation, als Begründer des Kirchen- und Schulweſens im Zweibrückiſchen vielfach genannt worden; ſeine Thätigkeit iſt in alle die proteſtantiſchen Bewegungen der Zeit verflochten, und bei der Reaction der Jahre 1546 und 1547 bewies er eine Feſtigkeit und Glaubenstreue, wie ſie des Schwiegerſohnes Philipps des Großmüthigen von Heſſen würdig war. Er war auch unter den lutheriſchen Fürſten der einzige, der im Einklang mit den reformirten Kurfürſten der Pfalz eine allgemeine Unterſtützung der proteſtantiſchen Intereſſen im In- und Ausland durchzuführen ſuchte; wie die Nachkommen Friedrichs III., war er mit den Glaubensgenoſſen des Auslandes in engere Verbindung getreten. Schon 1563 hatte er ein Hülfsheer für die franzöſiſchen Reformirten gerüſtet; fünf Jahre ſpäter, als der Religionsfriede von Neuem gebrochen ward, ſchloß er einen Bundesvertrag mit den Führern der proteſtantiſchen Parthei in Frankreich [40]). Die Abmahnungen des Kaiſers, der lutheriſchen Fürſten und ſeiner eigenen lutheriſchen Theologen, unter denen der berufene Thilemann Heßhus, waren nicht im Stande, den eifrig proteſtantiſchen Fürſten in ſeiner Theilnahme für die bedrängten Hugenotten zu erſchüttern; ſo feſt er ſelbſt an der augsburgiſchen Confeſſion hing, entſchloß er ſich doch zum Krieg für die Calviniſten und zog im Febr. 1569 mit einem Heer von etwa 17000 Mann durch das Elſaß und Burgund nach Frankreich hinüber. In feindlichen

39) I. S. 651 f.

40) Vgl. J. H. Bachmann, Herzog Wolfgangs Kriegsverrichtungen. 1769.

unbekannten Gegenden, oft ohne Vorräthe und durch die Schwierigkeit der Wege gehemmt, von den Feinden umſchwärmt, bewies der Herzog eine Feldherrngewandtheit, die ſelbſt die Gegner anerkannten. Ehe es zu entſcheidenden Ereigniſſen kam, ward er von einem bösartigen Fieber ergriffen, dem er am 11. Juni zu Neſſun im Limouſin unterlag. Seinem Heere blieb es vorbehalten, den franzöſiſchen Hugenotten den Frieden von St. Germain erkämpfen zu helfen. Herzog Wolfgang hinterließ ſeinen Kindern (es waren ihm fünf Söhne und acht Töchter geboren worden, von denen die Söhne ihn alle überlebten) ein nicht unanſehnliches Erbe; denn durch ſein gutes Vernehmen mit den Kurfürſten, beſonders mit Otto Heinrich, war ihm für geleiſtete Dienſte das Herzogthum Neuburg überlaſſen worden, wie bereits am Schluſſe des zweiten Buches erwähnt worden iſt.

Sein Teſtament [41]) (16. Aug. 1568) iſt für die pfälziſche Geſchichte von Bedeutung, denn es hat nachher im Zweibrückiſchen als Haus- und Succeſſionsgeſetz gegolten. Er führte die Erſtgeburt in der Weiſe ein, daß von ſeinen fünf Söhnen der älteſte das größte Beſitzthum (Neuburg) erhielt, die vier jüngeren mit kleineren Theilen entſchädigt wurden. Einer erhielt Zweibrücken, damals ſehr verſchuldet [42]), die andern kleinere Stücke, von denen jedes jährlich ſechstauſend Gulden abwerfen mußte. Jeder von den fünf Söhnen erhielt zugleich den Anſpruch, ſeinem ältern Bruder, nach Ausſterben von deſſen Nachkommen als Erbe zu folgen, jedoch ſo, daß immer nur der

41) Vgl. Häberlin VIII. S. 48—67.

42) S. Bachmann Pfalz-Zweibrückiſches Staatsrecht S. 61. Nach einer ſicheren Nachricht betrugen die Einkünfte Neuburgs gegen 60000 Gulden, davon als Zinſen für die Schuldenlaſt 4000, und als Abfindung für die beiden Brüder 12000 Gulden abgingen; dagegen hatte Zweibrücken 26000 Gulden Einkünfte, und die Zinſen von den Schulden betrugen allein 35000 Gulden, alſo fand Johann ein Deficit von 9000 Gulden. Deßhalb übernahm nach einem Vergleich vom Nov. 1569 Philipp Ludwig einen Theil der zweibrücker Schuldenlaſt.

ältere Prinz allein regieren ſolle. Wenn einer von den drei jüngſten Brüdern, deren Beſitz eine Rente von ſechstauſend Gulden werth war, ſtarb oder durch Beerbung ſeines ältern Bruders vorrückte, ſo ſollen die ihm eingeräumten Aemter an das Herzogthum, wozu ſie gehören (an Neuburg oder Zweibrücken) zurückfallen, dieſes Herzogthum aber ſchuldig ſeyn, den beiden überlebenden jüngern Söhnen oder deren männlichen Erben jährlich ſechstauſend Gulden zu bezahlen. Starb einer der jüngern, ſo fielen die Beſitzungen auch an das betreffende Herzogthum zurück, aber die Hälfte der Nutzung mußte das Herzogthum in baarem Gelde an die hinterlaſſenen Brüder entrichten. In der Folge iſt nach dieſen Beſtimmungen verfahren worden.

Das Teſtament Wolfgangs ſetzte auch feſt, daß die aufgehobenen Klöſter ſo verwendet werden ſollten, wie es bisher geſchehen war; er hatte z. B. die Klöſter Hornbach, Wersweiler, Offenbach und Diſibodenberg aufgehoben und daraus die Schule zu Hornbach und die Pfarreien dotirt, und in ähnlichem Sinne, nämlich zu „Aufbauung, Aufpflanzung und Erhaltung" der chriſtlichen Kirchen und Schulen wünſchte er ſie auch ferner benutzt.

Die Theilung dieſes Beſitzthums [43]) unter Wolfgangs fünf Söhnen iſt für die pfälziſche Geſchichte von Bedeutung; denn es knüpft ſich daran die Entſtehung aller Linien, deren im Folgenden noch Erwähnung geſchehen wird. Wolfgangs älteſter Sohn,

---

43) Außer den großen Herzogthümern Zweibrücken und Neuburg hatte der heidelberger Vertrag von 1553 noch beſtimmt, daß nach dem Ausſterben der ältern Kurlinie die Hälfte der hintern Grafſchaft Sponheim, die Herrſchaft Lützelſtein, der Antheil an Guttenberg, an Alſenz und an dem Weinzehnten zu Weißenburg und Cleeburg den Agnaten zu Zweibrücken und Veldenz überlaſſen werden ſollte. Als dieſes Ausſterben (1559) wirklich erfolgte, theilte man es im Jahr 1566 ſo, daß an Zweibrücken das Stück von Sponheim kam, und an Georg Johann von Veldenz die übrigen angeführten Güter.

Philipp Ludwig, erhielt Neuburg und ward der Stifter der neuburgiſchen Linie, von deren Wirken im kurpfälziſchen Lande das vierte Buch unſerer Geſchichte handeln wird. Der zweite Sohn, Johann, erhielt das neuburgiſche Stammland und begründete ſo die jüngere zweibrückiſche Linie, die in ihren kleineren Zweigen mehrere Fürſten hervorgebracht hat, deren Wirkſamkeit über den Kreis pfälziſcher Geſchichte weit hinausgreift. Pfalzgraf Wolfgangs dritter Sohn, Otto Heinrich, erhielt das Landgericht Sulzbach und Hippoltſtein, der vierte, Friedrich, erbte Vohenſtraus, Floß und den Antheil an Parkſtein und Weiden; beide Brüder ſtifteten keine eignen Linien, ihre Kinder ſtarben früh wieder aus, und es fiel ihr Erbtheil an den älteſten Bruder, Philipp Ludwig von Neuburg, zurück. Dagegen ward der fünfte und letzte Sohn Herzog Wolfgangs, Karl (geb. 1560), der Stammvater der einzigen Linie, die alle andern vom wittelsbachiſchen Stamme noch überlebt hat. Ihm war als Erbtheil nur der zweibrückiſche Antheil an Sponheim [44]) zugefallen, aber ſeine Nachkommen (ſie hießen ſie die birkenfelder Linie) erbten erſt Zweibrücken, dann das vereinigte pfälziſch-bayriſche Kurfürſtenthum und beſtiegen endlich den bayriſchen Königsthron.

Ueber die Geſchichte dieſer einzelnen Linien fügen wir noch einiges Ueberſichtliche hinzu.

Dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg ſind wir in unſerer Geſchichte ſchon vielfach begegnet; wir haben ihn als eifrigen Lutheraner, als Prätendenten der kurpfälziſchen Vormundſchaft nach Friedrichs IV. Tode, als einen von allen Partheien anerkannten ehrenwerthen und patriotiſchen Fürſten bei vielen Veranlaſſungen wirkſam geſehen. Seine Landesregierung war muſterhaft durch ſtrenge Ordnung, Pünktlichkeit, feſtes Zu-

44) Ein Vertrag vom 15. Juni 1584 ordnete dies, geſtützt auf das väterliche Teſtament. S. die einzelnen Beſtimmungen bei Häberlin XIV. 92 ff.

ſammenhalten des Erworbenen und glückliches Erwerben von Neuem. Sein Staatshaushalt war vortrefflich; mitten unter den gefährlichen Beiſpielen einer verſchwenderiſchen und koſtſpieligen Pracht behielt er die alte Einfachheit; ſein Land war geordnet, wohlhabend, und es gelang ihm, ſchon Verpfändetes wieder zurückzulöſen. Obſchon eifriger Lutheraner nahm er doch an der Oppoſition des Calvinismus, wo ſie begründet war, Antheil; eine ehrenwerthe Friedensliebe, eine große Bedächtigkeit leitete ihn jedoch auf allen ſeinen politiſchen Wegen [45]).

Die Fürſten aller Partheien mußten den ehrenfeſten, biederen Mann achten; Maximilian von Bayern und Friedrich IV. von der Pfalz, die Häupter der Liga und Union, legten auf ſeine Stimme Gewicht. Seine Perſönlichkeit war eine markirte und eigenthümliche; es war einer der letzten kernhaften und kraftvollen Fürſtengeſtalten aus der guten, alten und einfachen Zeit. Der theologiſchen Bildung des ſechzehnten Jahrhunderts ganz angehörig, glaubte er noch in ſeiner frommen Einfalt mit Religionsgeſprächen eine Verſtändigung erreichen zu können, während vom Partheigeiſt Politiſches und Kirchliches ſchon völlig vermiſcht war. Als Regent war er ein ſchlichter, ſtrenger Haushalter; ſein Hof war eine geordnete Familie; Frivolität und Zuchtloſigkeit war von ſeiner Umgebung verbannt, dagegen war der fromme, bibelfeſte Fürſt fortwährend bemüht, ſeinen Hofſtaat in Chriſtlichkeit zu erhalten. Mit der Sparſamkeit und dem ernſten Sinne der frühern Zeit maß er knapp alles Das zu, was nur den Genuß anging, und die vornehme Weltſitte der Höfe, wie ſie am Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts aufkam, bildete zu dem altfränkiſchen, einfachen Hof Philipp Ludwigs einen ſcharfen Gegenſatz.

---

45) Die Leichenreden von Cleminius (lateiniſch) und von Heilbrunner (deutſch), beide zu Lauingen 1614 gedruckt, enthalten ſehr ſchätzbare Beiträge zu ſeiner Lebensgeſchichte; namentlich kann die von Heilbrunner für eine treffliche Zeichnung des Pfalzgrafen gelten.

In Erwerbungen ward er vom Schickſal recht begünſtigt. Seine Gemahlin, Anna von Cleve, brachte ihm nicht nur ein reiches Heirathsgut, ſondern auch, als ihr Bruder ſtarb, den Anſpruch auf Jülich, Cleve und Berg, den er ſeinen Nachkommen vererbte, und das frühe Ausſterben ſeiner Brüder in Hippoltſtein und Vohenſtraus arrondirte ſein neuburgiſches Herzogthum ſehr günſtig. Ein ſchmerzlicher Vorfall, deſſen wir oben gedacht, verbitterte dem alten Manne ſeine letzten Zeiten. Er, der ſein Lebenlang für das reine Lutherthum thätig geweſen war, der auf dem Colloquium zu Neuburg (1593) ſeinen reformirten Bruder, Johann von Zweibrücken, und durch das Geſpräch zu Regensburg ſeinen katholiſchen Nachbar, Maximilian von Bayern, hatte bekehren wollen, mußte zuletzt erleben, wie ſein Erſtgeborner und Erbe, Wolfgang Wilhelm, ihm durch die Jeſuiten für die römiſche Kirche gewonnen ward. Wir haben der Bekehrungsgeſchichte, die ihrer Zeit ſo viel Aufſehen erregte, oben gedacht.

Drei Söhne überlebten den Pfalzgrafen Philipp Ludwig († Aug. 1614); der angeführte Wolfgang Wilhelm, dem Neuburg zufiel, dann Pfalzgraf Auguſt, dem die ſulzbachſchen Beſitzungen zugetheilt wurden, endlich Johann Friedrich, der Hippoltſtein, Heideck, Allersberg und Gizzin in Beſitz nahm. Da dieſer letztere 1644 im ſiebenundfünfzigſten Lebensjahre ohne Erben ſtarb (ſeine ſieben Kinder waren früh geſtorben), ſo fielen ſeine Beſitzungen an den älteſten Bruder zurück, und die beiden Söhne Philipp Ludwigs, Wolfgang Wilhelm und Auguſt, bildeten die neuburgiſche und ſulzbachiſche Linie, die nachher nacheinander zur pfälziſchen Kurwürde gelangt ſind. Auf beide werden wir deßhalb unten noch zurückkommen.

Wir wenden uns zu dem zweiten Sohne des Pfalzgrafen Wolfgang, dem Begründer der jüngern zweibrückiſchen Linie, Johann I. (geb. 1550). Ihm, dem Freunde des Calvinismus, der den heidelberger Katechismus (1588) in ſeinem Lande ungefähr unter ähnlichen Verhältniſſen, wie Johann Ca-

ſimir in der Kurpfalz, einführte [46]), dem gelehrten, für Schule und Kirche vielfach rührigen, Fürſten ſind wir ſchon mehrmals begegnet; ſeine kirchliche Stellung näherte ihn auch politiſch dem kurpfälziſchen Hauſe, und er war unter allen Agnaten der am nächſten Befreundete mit Friedrich IV.; in ſeinen Armen iſt er auch 1604 auf einem Beſuche zu Germersheim geſtorben [47]). Sein älteſter Sohn, Johann (geb. 1584), folgte in ſeinem kirchlichen und politiſchen Verfahren dem Wege des Vaters; ein einfacher ſchlichter Haushalter, der mit ſeinen Unterthanen auf cordialem Fuße ſtand, nach Außen eifriger Calviniſt und Anhänger der Union war er dem pfälziſchen Kurfürſten ſo befreundet, wie der Vater. Ihm überließ daher auch Friedrich IV. die vormundſchaftliche Regierung; von ſeinem Wirken in dieſer Stellung iſt oben ausführlich die Rede geweſen. Er hat deßhalb auch die Kataſtrophe des dreißigjährigen Krieges mit durchleiden müſſen und iſt auf der Flucht in fremdem Lande (1635) geſtorben. Doch gelang es ſeinem Sohne Friedrich, nach dem Frieden das väterliche Land wieder zu erhalten.

Da der Grundſatz der Theilung im pfälziſchen Hauſe ſeit König Ruprecht einmal einheimiſch geworden, ſo mußten, trotz der Bevorzugung des Erſtgebornen, immer wieder neue, kleinere Seitenlinien ſich ausbilden; ſo war auch Johann II. von Zweibrücken nur in den Beſitz des eigentlich zweibrückiſchen Landes gekommen; den Reſt hatte er ſeinen Brüdern Friedrich Caſimir und Johann Caſimir überlaſſen müſſen.

Friedrich Caſimir (geb. 1585) hatte das Schloß Moſchellandsberg und ein kleines Stückchen Land bekommen, das er

---

46) Die zweibrückiſchen Lehen Beutenbach, Dielkirchen, die Herrſchaft Guttenberg und Sponheim (gemeinſamer Beſitz mit andern Landesherrn) Birlenbach, Eiſenbach, blieben lutheriſch, da ſich theils die Lehensträger, theils die Mitbeſitzer, z. B. Veldenz, Baden der Einführung des Calvinismus widerſetzten.

47) Vgl. über ihn auch das Carmen heroicum von Pantaleon Candidus. Bip. 1605, worin ſich mancher Beitrag zu ſeinerB gr aphie befindet.

in den Kriegsjahren nicht einmal genießen konnte, ſondern mit einer Beſitzung, die ſeine Frau als Mitgift gebracht, vertauſchen mußte. Er ſtarb 1645 und ſein Sohn Friedrich Ludwig erbte nicht nur dieſe kleine landsbergiſche Beſitzung, ſondern (1661) auch den Beſitz von Zweibrücken, wo Johanns II. Sohn, Friedrich, ohne Erben geſtorben war. Unter den ſtürmiſchen Zeiten der franzöſiſchen Kriege und der Reunionen ſuchte Friedrich Ludwig ſein hart angefochtenes Beſitzthum nach Kräften zuſammenzuhalten; vor der Entſcheidung ſtarb er ohne ebenbürtige Kinder (1681), und ſo fiel ſein landsbergiſches und zweibrückiſches Beſitzthum an den jüngſten Sohn Johanns I. von Zweibrücken, an Pfalzgraf Johann Caſimir und ſein Haus zurück.

Deſſen Beſitzthum war zwar das kleinſte geweſen, aber der Glanz und die Macht ſeiner Nachkommen nichtsdeſtoweniger am größten. Johann Caſimir (geb. 1589), dem nur ein ganz kleines Gut mit dem Dorf und Schloß Kleeburg [48]) zugefallen war, mußte in der Fremde ſein Glück ſuchen. Auf ſeinen Fahrten kam er auch nach Schweden, erwarb ſich dort die Freundſchaft Guſtav Adolfs, und wurde, wie ſchon erwähnt (1615), Gemahl der Prinzeſſin Catharina und Guſtav Adolfs Schwager. Als eifriger Calviniſt und guter Pfälzer, der auch in ſeiner glänzenderen Stellung nicht verſäumte, von Zeit zu Zeit ſein kleeburger Schloß heimzuſuchen, hat er der Sache des pfälziſchen Kurhauſes große Dienſte geleiſtet; er unterhielt den

---

48) Erſt hatte er Neukaſtel, dann ſeit 1617 Kleeburg erhalten. Zu Birlenbach, das er an ſich gekauft, baute er die Katharinenburg, ſein Sohn, König Karl X., erwarb auch Kefenach und die Hälfte von Schönenburg; das ganze Amt hieß unter ſchwediſcher Verwaltung Katharinenburg, nach jenem birlenbacher Schloß, das im franzöſiſchen Kriege zerſtört worden iſt. Da ſpätere Amt Kleeburg umfaßte Kleeburg, Rott, Steinſelz und Oberhofen, und iſt erſt ſeit der franzöſiſchen Revolution mit Frankreich vereinigt worden.

Zuſammenhang zwiſchen der Sache Friedrichs V. und Guſtav Adolf, ſein Antheil an den großen politiſchen Händeln war ein ſehr bedeutender [49]).

Er ſtarb 1652; unter ſeinen acht Kindern iſt Karl Guſtav [50]), der Vetter der Königin Chriſtine und ihr Nachfolger, als ſchwediſcher König zu welthiſtoriſcher Wichtigkeit gelangt; die ſechs Jahre ſeiner Regierung (1654—1660) hat dieſer kleeburger Pfalzgraf den ganzen Norden zittern gemacht, und ſein Sohn Karl **XI.**, ſein Enkel Karl **XII.** haben in ihrem Kampfe gegen die ſchwediſche Ariſtokratie und das feindſelige Ausland der pfälziſchen Abſtammung keine Unehre gemacht. An ſie fiel 1681 auch das zweibrückiſch-landsbergiſche Erbe zurück, deſſen vollſtändigen Beſitz nach langen Kämpfen erſt der ryswicker Friede geſichert hat.

Noch einer pfalzgräflichen Seitenlinie haben wir zu gedenken, der veldenziſchen. Jener Pfalzgraf Wolfgang († 1569), den wir als Stifter aller dieſer Linien haben kennen lernen, hatte ſeinem Oheim und Vormund, Ruprecht, Veldenz und Lauterecken überlaſſen, und auch da bildete ſich eine neue Seitenlinie. Sein Sohn, Georg Johannes I. († 1592) [51]), beſaß die alte Grafſchaft Veldenz ſammt Lauterecken und Lützelſtein [52]),

---

49) Vgl. die Briefe an L. Camerarius in Moſers Neuem Patriot. Archiv I.

50) S. Lundblad Geſchichte des König Karl X. Guſtav. Aus dem Schwediſchen. Berlin 1826.

51) Georg Johannes erhob ſchon den Anſpruch an die pfälziſche Kur, den nachher Leopold Ludwig erneuerte. S. die Geſchichte des an ſich unfruchtbaren Prozeſſes bei Häberlin XVI. 371 ff.

52) Lützelſtein, die Eroberung Friedrichs des Siegreichen, war durch den Vertrag von 1553 an Pfalz-Zweibrücken abgetreten und 1566 dem Pfalzgrafen Georg Johannes überlaſſen worden. Das alte Einartshauſen ward in die Stadt Pfalzburg umgewandelt; in Geldnoth verkaufte aber Georg Johannes Pfalzburg an Lothringen (1584) und die alte Grafſchaft Lützelſtein beſtand nur noch aus dem Amte dieſes Namens.

ſeine Enkel, Georg Guſtav und Georg Johann II., beſaßen es wieder getheilt, und unter dem Sohne Georg Guſtavs, unter Leopold Ludwig, vereinigte ſich wieder der Beſitz von Veldenz, Lauterecken und Lützelſtein; wir müſſen ihn erwähnen, weil er jetzt nach dem Ausſterben der ſimmerſchen Linie einen Erbanſpruch erhob, der einen verwickelten Rechtsſtreit veranlaßte.

Viertes Buch.

Vom Tode des Kurfürſten Karl bis zur Auflöſung des pfälziſchen Kurfürſtenthums. Die Pfalzgrafen der neuburgiſchen und ſulzbachiſchen Linie (1685—1802).

Viertes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Kurfürſt Philipp Wilhelm (1685—1690).

§. 1.

Philipp Wilhelms frühere Lebensverhältniſſe.

So gelangte denn der Sohn jenes Wolfgang Wilhelm von Neuburg zur pfälziſchen Kurwürde, deſſen Anſchließen an Bayern und Uebertritt zur katholiſchen Kirche am Anfang des Jahrhunderts oben erzählt worden iſt; dadurch ward jetzt in der Kurpfalz nicht etwa nur die Perſon der Regierenden, ſondern das ganze Syſtem verändert.

Die Pfalz am Rhein hörte vor Allem auf, das Centrum und der Schwerpunkt des Ganzen zu ſeyn; denn die neue Regentenlinie brachte andere Beſitzungen mit hinzu, welche den alten pfälziſchen Landen wohl das Gleichgewicht halten konnten. Das Wichtigſte davon war Jülich und Berg. Jener Streit mit Brandenburg um das ſchöne Erbe des letzten Herzogs von Jülich, Cleve und Berg hatte ja zuerſt den jungen Neuburger mit ſeinen berliner Verwandten entzweit; der Hader darum, wie er gleich anfangs Wolfgang Wilhelm auf Bayerns Seite und dadurch zuletzt zur römiſchen Kirche hinüberdrängte, blieb auch nachher ſeine vorzüglichſte, ja einzige Beſchäftigung im Leben.

Nicht Brandenburg und Neuburg allein, auch Sachſen und der Kaiſer waren dabei intereſſirt; die holländiſchen Republikaner ſahen mit Spannung, ob dort eine befreundete oder feindſelige Macht Fuß faſſen würde, und die Spanier lauerten lüſtern auf den Sitz in einem Lande, das ſich ſchon als Waffenplatz gegen Holland trefflich benützen ließ. So war das Land zum Spielplatz aller Partheien und Intereſſen geworden; Neuburger, Brandenburger, Kaiſerliche, Spanier, Holländer waren dort in gegenſeitigem Kampfe, und ſeit 1610 waren gleichzeitig mit dem großen Kriege in Deutſchland dort alle politiſchen und kirchlichen Leidenſchaften im Streite mit einander. Drei Kurfürſten von Brandenburg, Johann Siegmund, Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm, nahmen an dem Kampfe Theil; alle die Vergleiche, die man von 1610—1630 auf Bitten der bedrängten Unterthanen einging, waren ohne bleibende Wirkung, weil der Egoismus der Betheiligten zu groß war und dem Ausland an einer längeren Dauer des Kampfes zu viel liegen mußte.

Erſt 1630 ſchien durch den haager Vergleich (26. Auguſt) ein Ruhepunkt einzutreten; man hatte auch diesmal, wie früher, die Theilung auf der Grundlage angenommen, daß für die nächſten 25 Jahre Cleve und Mark an Brandenburg, Jülich, Berg, Ravenſtein an Neuburg fallen, Ravensberg einſtweilen gemeinſchaftlich verwaltet werden ſolle. Auch dieſer Vergleich, offenbar zu Gunſten Neuburgs, ſtellte den Frieden nicht vollſtändig her; theils war durch die kirchlichen Verwicklungen, beſonders durch Wolfgang Wilhelms katholiſche Reactionen, dauernde Nahrung zum Streite gegeben, theils wollte Friedrich Wilhelm von Brandenburg den von ſeinem Vorgänger geſchloſſenen nachtheiligen Vergleich nicht anerkennen. Der Vertrag von Düſſeldorf (8. April 1647) gab die gemeinſchaftliche Grafſchaft Ravensberg an Brandenburg zum alleinigen Beſitz und beſtimmte für die kirchlichen Händel den Zuſtand des Jahres 1612 als die rechtliche Norm. Der weſtphäliſche Friede, der die politiſche Streitfrage nur obenhin berührte, nahm aber für alle kirchlichen

Beſitzzuſtände das Jahr 1624 als Normaljahr an, und dies gab Wolfgang Wilhelm den erwünſchten Anlaß, gegen die Proteſtanten in Jülich und Berg mit reactionärer Härte den angeblichen Normalzuſtand jener Zeit durchzuführen. Friedrich Wilhelm nahm erſt an ſeinen katholiſchen Unterthanen in Cleve, Mark und Ravensberg Repreſſalien; wie das nicht half, rüſtete er ein Heer und eröffnete die Feindſeligkeiten. Da er gewiß die Gelegenheit benützen wollte, den ganzen Beſitz der getheilten Länder an ſich zu reißen, machte die Sache bei beiden kirchlichen Partheien gewaltiges Aufſehen, und es hätte wenig gefehlt, ſo wäre es, ehe noch der weſtphäliſche Friedensvertrag ausgeführt war, zu einem neuen Kriege über kirchliche Händel gekommen. Mit Mühe wurde noch der weitere Ausbruch verhütet, die eigentliche Ausgleichung erlebte Wolfgang Wilhelm nicht mehr. Es gab noch manchen heftigen Streit, manche gewaltſame kirchliche Reaction, bis der cleve'ſche Vergleich (9. Sept. 1666) zu Stande kam, wodurch der beſtehende Beſitzzuſtand beſtätigt, die gegenſeitigen Anſprüche aufgegeben wurden; man wollte in gemeinſamem Intereſſe regieren, und in den kirchlichen Verhältniſſen ſollte eine Milderung eintreten. So blieb denn Cleve, Mark, Ravensberg im Beſitze Brandenburgs, Jülich und Berg bei Pfalz-Neuburg, ebenſo Ravenſtein, wofür Brandenburg noch eine Entſchädigung von 50000 Thaler erhielt. Die Anſprüche von Pfalz-Zweibrücken hatte der Pfalzgraf ſchon durch frühere Verträge (1660 und 1667) mit Geld abgefunden.

Hatte ſich Wolfgang Wilhelm in dieſen Händeln mit allem Eifer eines Proſelyten von ſeiner kirchlichen Umgebung zu Reactionen drängen laſſen, ſo hatte er, wie oben erzählt worden iſt, trotz gegebener Zuſagen in ſeinem neuburgiſchen Erbland daſſelbe gethan; ja, er ſprach ſelbſt die kirchliche Oberherrlichkeit über die Beſitzungen ſeiner Brüder in Sulzbach und Hippoltſtein an, und machte auch dort glückliche Verſuche gewaltſamer Bekehrung. Dem Schwager und Freunde Maximilians von Bayern und des Kaiſers war Vieles durchzuſetzen möglich, was gegen rechtliche Beſtimmungen und Verträge verſtieß. Seine

politiſche Toleranz war nicht größer, als ſeine kirchliche; ganz im Gegenſatz zu ſeinem loyalen und gewiſſenhaften Vater, verfuhr er mit offener Gewalt gegen die ſtändiſchen Rechte der Provinzen Jülich und Berg, und der Streit zwiſchen ihm und ſeinen Landſtänden ſchleppte ſich vor dem Kaiſer und ſeinen Gerichten beinahe die ganze Regierung hindurch fort.

Wie dann Wolfgang Wilhelm (20. März 1653) in ſeinem fünfundſiebzigſten Lebensjahre ſtarb, folgte ihm der einzige überlebende Sprößling aus drei Ehen, Pfalzgraf Philipp Wilhelm (geb. 25. Nov. 1615). Der neue Regent war von denſelben Leuten erzogen, die ſeinen Vater vierzig Jahre lang geleitet hatten; ſchon im ſechsten Jahre war der Prinz jeſuitiſchen Lehrern übergeben worden, und die erzogen ihn ſo gut und ſo ſchlecht, wie der damalige Jeſuitismus überall Fürſten zu erziehen pflegte.

Die nächſte Sorge war, wie die Inſtruction des Vaters es vorſchrieb [53]), körperliche Geſundheit und die Uebung in einem ordentlichen, anſtändigen Betragen; er ſolle ſich „gegen andre ehrliche, ehrbare und anſehnliche Leute fein ehrerbietig, freundlich, gnädig und tapfer erzeigen, doch ſolle der Lehrer nicht geſtatten, daß er ſich gemein mache und verkleinere. Er ſolle ihm oft und wohl einbilden, daß es löblich und Gott wohlgefällig ſey, wenn hohe Perſonen ſich gegen Arme und Elende, beſonders aber gegen ihre Unterthanen gnädig, gütig und mild bezeigten.“ In der Erziehung ſolle hauptſächlich darauf geſehen werden, daß er in der „wahren katholiſchen und alleinſeligmachenden Religion wohl und gründlich unterrichtet werde“; alle gottesdienſtlichen Verrichtungen, Meſſe u. ſ. w. waren deßhalb ganz beſonders hervorgehoben. Der Unterricht geſchah nach dem Gutachten „etlicher hiefür deputirten Geiſtlichen und verſtändiger Räthe“; die Gegenſtände und Methode waren ſo gewählt, wie in allen Jeſuitenſchulen [54]). Wenn wir

---

53) Sie befindet ſich auf dem pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Dienſte“).

54) Philipp Wilhelm war zudem namentlich in den Sprachen der da-

oben bei der Erziehung Friedrichs IV. darauf hinwieſen [55]), wie das orthodoxe Lutherthum einem künftigen Regenten eine nur kirchliche und beſchränkte Erziehung gab, ſo haben wir hier das katholiſche Gegenſtück; Philipp Wilhelm wurde ein treuer Anhänger ſeiner Kirche, aber ein unbedeutender Regent. Er ſelbſt ließ ſeine Kinder kirchlich noch ſtrenger erziehen; er ſchrieb den Lehrern vor [56]), „ſeine Söhne von allen Erörterungen und Streitfragen abzuhalten, welche den orthodoxen Glauben erſchüttern konnten; alle Schriftſteller, Bücher, Bilder, die nicht mit dem katholiſchen Glauben im Einklang ſind, ſollen aus ihrer Atmoſphäre fern gehalten und jedes einzelne Dogma ihnen genau nach der römiſchen Faſſung eingeprägt werden."

Was die Erziehung begonnen, ward durch ſeine Verhältniſſe im Leben weiter ausgebildet. Mit Bayern ſtand er in engem freundſchaftlichem Verhältniß [57]), das habsburgiſche Kaiſerhaus, ſchon durch Wolfgang Wilhelms erſte Ehe verſchwägert (denn ſeine Gemahlin und die Ferdinands II. waren ja Schweſtern), blieb nicht nur in freundſchaftlichem Vernehmen, ſondern trat bald in ein neues verwandtſchaftliches Verhältniß zu Neuburg. So war Philipp Wilhelm ganz in die Erbſchaft der politiſchen und kirchlichen Grundſätze des Vaters eingetreten; mit ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen in Jülich und Berg, mit den dortigen Landſtänden befand er ſich in ähnlicher Spannung, wie Wolfgang Wilhelm.

Zum Glück für die neue Erwerbung, deren Bewohner proteſtantiſch waren, waren dieſe Züge durch eine gutmüthige, freundliche Perſönlichkeit gemildert, und die Pfälzer brauchten nicht zu fürchten, daß er ſo hart verfahren werde, wie es zum

---

maligen Höfe, im Italieniſchen, Franzöſiſchen und Spaniſchen, bewandert. S. Bodler Lebens- und Sterbens-lauff. Dill. 1690. S. 4.

55) Band II. S. 178.

56) S. Pfälz. Archiv a. a. O. — Von ſeiner kirchlichen Andacht gibt Bodler S. 18 ff. erſchöpfende Beweiſe.

57) S. den Briefwechſel im bayr. Reichsarchiv (pfalzgräfl. Famil. Faſc. III.)

Theil Wolfgang Wilhelm gethan hatte. Jener gemüthliche Sinn ſpricht ſich am beſten in ſeinen Familienverhältniſſen aus; es gab kaum einen glücklicheren Gatten, als Philipp Wilhelm war. Seine erſte Ehe (1642) mit der polniſchen Prinzeſſin Anna Katharina Conſtantia († 1651) war zwar kinderlos geblieben; ſie hinterließ ihm nichts, als einen Anſpruch auf den polniſchen Thron, den er eine Zeit lang eifrig verfolgte. Dagegen war ſeine zweite Ehe (1653) mit Eliſabeth Amalie von Heſſen-Darmſtadt deſto geſegneter; die neue Gemahlin, die ihm zu Liebe auch katholiſch ward, gebar ihm ſiebzehn Kinder, von denen zwölf ihn überlebten. Sein Vernehmen mit Eliſabeth Amalie war ſo innig als möglich; vergleicht man die Briefe, die er an ſeine erſte und an ſeine zweite Gemahlin ſchrieb, ſo waren die erſten freundliche Aeußerungen eines ehrbaren und geſetzten Mannes, die letzteren ſtürmiſche Ergüſſe eines feurigen, jugendlichen Liebhabers [58]). War er abweſend, ſo ſchrieb er von jeder Reiſeſtation, ganze Briefe ſind mit zutraulichen Scherzen, Tändeleien und Liebesverſicherungen angefüllt; „mein allerliebſtes Engelsherz, das Einzige und Liebſte, das in der Welt iſt“, redet er ſie an, und ſich ſelbſt unterzeichnet er als „ganz ergebenen, treueſten und zum Leibeigenen gemacht bis in den Tod und weiter.“ Die Briefe ſind ganz in dem zwangloſen, ſprudelnden Tone des Liebhabers geſchrieben, voll von Wiederholungen, harmlos plaudernd und keine Ecke des Papiers iſt unbenützt. „Mich freut, ſchreibt er bei ſeiner Reiſe (1662) auf den düſſeldorfer Landtag, „aus meines Innerwähltes Liebes Schreiben zu vernehmen, daß nit allein Engelchen und die Kinder geſund ſeyn, ſondern auch daß mein Herz aus der Sorg meinetwegen, durch Empfangung meiner Schreiben kommen. Den Abend nachdem ich mein voriges geſchrieben, haben die Stände zum lezten Mal referiren wollen, weil es aber nachmittag geweſen, ſein die Meiſte ſoll geweſen, alſo daß es den Abend hinterblieben. Geſtern gottlob iſt der endliche und gott-

58) Beide im bayr. Reichsarchiv a. a. O.

lob glückliche Schluß erfolget, heute haben wir St. Johanns wegen und Adieu getrunken, dabei ich ein wenig trewherzig worden, aber nit ſihl." Liebkoſungen und Tändeleien füllen den Reſt des Briefes; „Herz, Engelchen, Schatzelchen" und andere oft kindiſche Namen ſpendet er ihr reichlich und zählt ungeduldig die Stunden, in denen er wieder bei ihr ſeyn kann [59]).

Seine Regierung in den Erblanden war, einzelne Händel mit den niederrheiniſchen Ständen ausgenommen, friedlich, bis der Tod des Kurfürſten Karl den ſiebzigjährigen Pfalzgrafen, unter den Bedingungen des halliſchen Vertrags, zur pfälziſchen Kurwürde berief. Philipp Wilhelm ließ durch ſeinen dritten Sohn, Ludwig Anton, der Deutſchmeiſter war und zugleich mit den Biſthümern Worms und Lüttich dotirt wurde, von dem Lande Beſitz nehmen, ohne eine Anfechtung ſeines Anſpruches zu erwarten.

Da erhob das Haupt der veldenziſchen Linie, Pfalzgraf Leopold Ludwig, die Prätenſion, ihm gebühre die Kur, denn er ſey mit dem verſtorbenen Kurfürſten Karl näher verwandt. Nun ſtand allerdings der veldenziſche Agnat dem Verſtorbenen um einen Grad näher [60]), allein Philipp Wilhelm ſtammte aus der älteren Linie und der halliſche Receß hatte ihm die Kurwürde förmlich abgetreten. Einzelne unbeſtimmte Aeußerungen älterer Hausverträge und ſelbſt der goldenen Bulle, die dem älteſten

---

59) Uebereinſtimmendes erzählt Eliſabeth Charlotte in ihren Briefen an die Raugräfin S. 145.

60) Der Ueberſicht wegen fügen wir den Stammbaum bei:

Alexander, Pfalzgraf von Zweibrücken, † 1514.

Ludwig II. von Zweibrücken † 1532.	Ruprecht von Veldenz † 1544.
Wolfgang von Zweibrücken † 1569.	Georg Johann I. † 1592.
Philipp Ludwig von Neuburg † 1614.	Georg Guſtav † 1634.
Wolfgang Wilhelm von Neuburg † 1653.	Leopold Ludwig.
Philipp Wilhelm, Pfalzgraf und Kurfürſt.	

Prinzen das Erbe zuſprachen, ſchienen zwar für die Prätenſion des Veldenzers zu ſprechen, indeſſen war es in der zweifelhaften und verwickelten Rechtsfrage jedenfalls von Bedeutung, daß der Kaiſer, die Kurfürſten und der verſtorbene letzte ſimmerſche Pfalzgraf ſelbſt die Sache zu Gunſten des Hauſes Neuburg anſahen. So blieb Philipp Wilhelm einſtweilen im faktiſchen Beſitze, und ihn darin zu erhalten, waren im deutſchen Reiche Intereſſen genug thätig. Die Sache wurde nämlich aus dem confeſſionellen Geſichtspunkt betrachtet, da Philipp Wilhelm katholiſch, Leopold Ludwig Proteſtant war; aber eben aus dieſem Grunde hatte der erſtere den Kaiſer und faſt alle Kurfürſten entſchieden für ſich. So ward denn das Ganze zu einem weitläufigen Federſtreit[61]), der um ſo weniger zum Ende kam, als beide Theile altes Herkommen und Verträge für ſich anführen konnten; in der Pfalz ſelbſt waren ja Rudolf II., Ruprecht I. und Friedrich II. offenbar nach der Nähe des Grades ſuccedirt, und auf der andern Seite war wieder in vielen Fällen die alte deutſche Erbfolge nach der Nähe der Linien herrſchend geweſen.

So blieb denn der Pfalzgraf von Veldenz mit ſeinem Anſpruche iſolirt; ihm fehlte es weniger am Recht, als an der Gewalt, ſein Recht durchzuführen. Denn gleichzeitig erhob Frankreich einen Anſpruch an die Pfalz, deſſen rechtliche Begründung durchaus haltlos war, der aber eine ganz andere Bedeutung für die Pfalz angenommen hat, weil der Prätenſion die äußere Gewalt zur Seite ſtand. Davon werden wir unten berichten.

---

61) Die wichtigſten Streitſchriften ſind von Textor in Heidelberg für Philipp Wilhelm und Schilter in Straßburg für Veldenz. Man findet alle Streitſchriften, ſowohl die officiellen Deductionen, als die juriſtiſchen Gutachten, in Londorp Acta publ. XV. in Cocceji deduct. et cons. VIII. p. 647. Moſer Staatsrecht XV. 259 ff.

§. 2.

Regierung des Landes bis zum franzöſiſchen Kriege (1688).

Man ſah der Erhebung des katholiſchen Kurfürſten mit einiger Spannung entgegen; in der Pfalz ſelbſt um ſo mehr, da im ſchlimmen Falle die religiöſe Freiheit der ganzen Bevölkerung gefährdet werden konnte. Auch nach Außen war die Sache von Bedeutung; das Kurkollegium verlor eine proteſtantiſche Stimme und der deutſche Proteſtantismus einen einflußreichen Vertreter; man fühlte das auch, und ein franzöſiſcher Diplomat ſollte gegen einen brandenburgiſchen geäußert haben: Jetzt gute Nacht, proteſtantiſche Parthei.

Für die Pfälzer war ein Theil der Beſorgniß durch den halliſchen Receß beſchwichtigt; beruhigend wirkte auch die Verſicherung des neuen Landesherrn, die er noch von Düſſeldorf aus ertheilte, „daß er den halliſchen Receß unverbrüchlich halten wolle“, und die Erklärung Philipp Wilhelms, die er dem mächtigſten proteſtantiſchen Reichsfürſten, Kurbrandenburg, gab, bezeugte, daß es ihm mit Aufrechterhaltung der kirchlichen Duldung Ernſt war. Im Herbſt 1685 kam er dann ſelbſt nach der Pfalz; ehe die Huldigung des Landes erfolgte, erließ der Kurfürſt (13. Okt.) noch ein Patent, worin allen drei Confeſſionen „alle Religionsdisputen, Gezänk und Streitigkeiten“ bei fürſtlicher Ungnade verbotea und den Geiſtlichen eingeſchärft wurde, auf den Kanzeln „mit wohlanſtändiger Beſcheidenheit ohne ſchimpfliche und ſpöttiſche, oder gar ehrenrühriſche und anzügliche Hitzigkeiten und Verläumdungen“ zu predigen. Es ſollte, hieß es, allen drei chriſtlichen Confeſſionen, wie es der weſtphäliſche Friede vorſchrieb, gleiche kirchliche Duldung verbürgt ſeyn; auch den Katholiken, doch „ohne Abbruch und Nachtheil der Reformirten und Lutheraner“ [62]).

Der letzte Theil des Patents erregte bei der reformirten Bevölkerung einiges Bedenken; denn an demſelben Tage hatte

62) Die Aktenſtücke bei Struve Kirchenh. S. 701—705.

der Kurfürſt zu Heidelberg um die Einräumung des Chores der Garniſonskirche, ſo lange bis die Jakobskirche für den katholiſchen Gottesdienſt hergerichtet ſey, nachgeſucht, und zu Mannheim ward die Concordienkirche zum Simultangottesdienſt beſtimmt, da ja, wie es hieß, nach der Abſicht des Gründers alle chriſtlichen Confeſſionen darin einen Sitz finden ſollten. Der reformirte Kirchenrath räumte die erſtere ein, aber mit der Verwahrung, daß es nur bis zur Vollendung der Jakobskirche geſchehe; die Verwendung der Concordienkirche zum gemeinſamen Gottesdienſt erſchien ihm als eine Verletzung des halliſchen Receſſes. Doch konnte man dem Wunſche des Kurfürſten um ſo weniger widerſtreben, als derſelbe in freundlicher Weiſe vorgetragen ward, und die Katholiken, jetzt durch viele Beamte und den neuen Hofſtaat vermehrt, für die ihnen zugeſagte freie Religionsübung auch eine Kirche haben mußten.

Die Beſorgniſſe der proteſtantiſchen Bevölkerung zu beſchwichtigen, erließ der Kurfürſt (30. Okt.) eine Erklärung, die von den Kanzeln verleſen ward: daß es keineswegs beabſichtigt würde, „jetzt oder künftig den Reformirten und Lutheranern in ihrer bisherigen freien Religionsübung, auch in den ihnen zuſtändigen Kirchen, Pfarr- oder Schulhäuſern, und was ſonſt dazu bis jetzt gehöret hat oder noch dazu gehörig iſt, einigen Abbruch oder Nachtheil zuzufügen; vielmehr ſollten ſie bei Allem beſtändig und ruhig gelaſſen und geſchützt werden.“ Eine ſpätere Erklärung fügte noch hinzu, daß die Feſttage, die einer Confeſſion ausſchließlich angehörten, von keiner andern brauchten mitgefeiert zu werden.

Es konnte nicht fehlen, daß bei der Einführung dieſer allgemeinen Duldung, beſonders für eine Confeſſion, die bis jetzt keine gehabt, Mancherlei vorkam, was den Reformirten ungewohnt oder mißfällig war; vermeiden ließ ſich das aber nicht, wenn die gegenſeitige Toleranz nicht ein leeres Wort bleiben ſollte. Die Hauptfrage war nur, ob man von Seiten der Regierung offen und ehrlich zu Werke ging, und da ließ ſich nicht läugnen, daß Philipp Wilhelm den beſten Willen bewies, ſeinen

Verpflichtungen nach Kräften nachzukommen. Die einſeitig kirchliche Richtung, die in des Kurfürſten Erziehung lag, erhielt durch ſeinen milden und edlen Sinn ein ſtarkes Gegengewicht; ſelbſt als im folgenden Jahre (1686) die Jeſuiten in Heidelberg einzogen und ihrem Prinzip nach auf Beſchränkung der proteſtantiſchen Duldung hinarbeiteten, war der greiſe Kurfürſt nicht dazu zu bewegen, unduldſam oder ungerecht gegen ſeine Unterthanen zu handeln.

Im Januar 1686 verſammelte ſich unter dem Vorſitz der Miniſter von Yrſch und Steinkallenfels eine Commiſſion, die aus einem katholiſchen, zwei reformirten und einem lutheriſchen Geiſtlichen beſtand; man beſprach ſich über die Einführung des gregorianiſchen Kalenders, die gemeinſame Benützung der Kirchhöfe und des Glockengeläutes und die Differenzen, die ſich bei Einführung des katholiſchen Gottesdienſtes zu Weinheim, Oppenheim, Ladenburg, Mosbach, Bacharach und an anderen Orten gezeigt hatten. Man war der gemeinſamen Benützung der Kirchhöfe und Glocken nicht entgegen, und eine Verordnung vom Juni 1687 räumte den Lutheranern und Katholiken an den reformirten Kirchhöfen, gegen eine kleine Geldabgabe, ihren Antheil ein; auch der gregorianiſche Kalender ward, wenn gleich nicht ohne Widerſtand und Aufregung der proteſtantiſchen Bevölkerung, allmählig eingeführt[63]). In den meiſten Orten, wo einige Katholiken waren, richtete man den katholiſchen Gottesdienſt ein; auch dies geſchah, wie der Kurfürſt verſprochen hatte, ohne Nachtheil der übrigen Confeſſionen. Alte Gebäude, Burgen oder Schlöſſer, die leer ſtanden, auf den Dörfern die Rathhäuſer, wurden dazu benützt und abſichtlich Alles vermie-

---

63) Noch immer ſah man darin eine kirchliche Angelegenheit, und als im Jahr 1686 die chriſtlichen Feſttage zum erſten Mal nach dem neuen Kalender gefeiert wurden, gab es groſse Bewegungen. Man mußte den Reformirten förmlich beweiſen, „daß hiedurch in der bißhero geführten Lehr nicht das geringſte geändert ſeye, oder künfftig geändert werden ſollte." Vgl. die verſtändige und beruhigende Schrift: Schrift- und Geſchichtmäßiger Bericht von denen chriſtlichen Feſt-Zeiten. Heidelberg 1687.

den, was eine Mißſtimmung oder Beſchwerde hätte veranlaſſen können.

Wenn nun auch bisweilen der lange gewöhnte Beſitz die ſtrengen Reformirten wie die bisher unterdrückten Katholiken mißſtimmt haben mag, und die gemeinſame Benützung der Glocken oder die öffentlichen Proceſſionen auf dem Lande Reibungen veranlaßten, ſo war doch eine ernſte Ruheſtörung nicht zu fürchten, ſo lange die Regierung auf dem betretenen Wege der Mäßigung verblieb. Bedenklich war es daher jedenfalls, wenn ſie ſich ſelbſt die Leitung aus den Händen winden und die Hierarchie ihre Tendenzen entfalten ließ. Dies geſchah, ſeit der katholiſche Gottesdienſt von Ordensgeiſtlichen beſorgt ward, die nicht unter der weltlichen Regierung, ſondern unter ihren geiſtlichen Oberen ſtanden; Aebte und Biſchöfe des Auslandes ließen natürlich in anderem Geiſte handeln, als der gemäßigte Kurfürſt. Eben ſo wenig ward der confeſſionelle Friede gefördert, ſeit man neben den Jeſuiten zu Heidelberg die Kapuziner reſtituirte und die katholiſchen Pfarreien zu Mannheim, Frankenthal, Alzei, Neuſtadt, Oppenheim, Lautern, Bacharach, Bretten und Mosbach durch Kapuziner und Franziskaner beſetzen ließ. Das Proſelytenmachen fing an [64]), kirchliche Uebergriffe kamen bald in ſolcher Weiſe vor, daß die Regierung mit ihrer eignen Hierarchie, die ihrer Aufſicht entwachſen war, in Konflikt gerieth.

In den vielen Händeln, welche jetzt durch die Ordensgeiſtlichen und ihre biſchöflichen Oberen hervorgerufen wurden, bewies der Kurfürſt, daß er ſeinen Verſprechungen treulich nachzukommen entſchloſſen war. Schon 1685 waren die Herrn von Dalberg dazu angehalten worden, den Lutheranern in einem Orte des Amts Alzei den gemeinſchaftlichen Gebrauch der ka-

64) Ein auffallendes Beiſpiel, wie man bekehrte, ſ. Kazner Raugräfin Luiſe II. 73. — Die übermäßigen Forderungen wies der Kurfürſt ſelbſt in Schranken, ſ. den Beſchluß an die Franziskaner zu Lautern, in Mones Anzeiger III. 239.

tholiſchen Kirche einzuräumen, zwei Jahre ſpäter, als der Biſchof von Worms die Kirche zu Mörſch den Reformirten ſchließen ließ, ſchaffte der Kurfürſt mit Gewalt ſeinen Unterthanen Recht und ließ dem Biſchof bedeuten, er ſolle ſich nicht mehr unterſtehen, „unleidentliche Eingriffe und Turbationen der Art vorzunehmen.“ Es erſchien im Juni 1687 eine Verordnung, welche die Beſchwerden wegen kirchlicher Beeinträchtigung den weltlichen Beamten überwies, und wie gleich nachher die katholiſchen Geiſtlichen zu Boxberg, vom Biſchof von Würzburg angeleitet, die Reformirten zu Welchingen in ihren Kirchen beeinträchtigten, wurden die weltlichen Beamten angewieſen, die Bedrängten zu ſchützen und an den intoleranten Biſchof ein ernſtes Schreiben gerichtet. Als ſich deſſenungeachtet gleich nachher der Fall zu Gerichtsſtätten wiederholte, drang der Kurfürſt bei dem Biſchof auf die Abberufung des Mönchs und verlangte einen, „der ſeinen Verordnungen in Religionspunkten beſſer nachlebe.“ Aehnliche Fälle kamen nachher zu Dirmſtein, zu Welchesheim bei Stromberg und im Oberamt Alzei vor; jedes Mal waren die Ordensgeiſtlichen die Veranlaſſer und die Biſchöfe die Urheber, jedes Mal nahm ſich aber der Kurfürſt ſeiner bedrängten Reformirten mit Eifer und Erfolg an.

Daß man ernſtlich den Gedanken feſthielt, im politiſchen Regiment das Confeſſionelle verſchwinden zu laſſen, beweiſt die Zuſammenkunft von 1688, wo, wie früher, unter dem Vorſitz des Miniſters von Yrſch, je zwei Geiſtliche der drei Confeſſionen ſich vereinigt hatten. Es wurde da eine neue Ehegerichtsordnung für alle drei Confeſſionen entworfen, und auch die Beſchwerden der Lutheraner gegen die Allgewalt der Reformirten kamen zur Sprache. Noch war die Kirchenregierung, das Almoſen ausſchließlich bei den Reformirten, und auch im Cultus laſtete noch auf den Lutheranern der harte Druck jener früher erwähnten Verordnungen des Kurfürſten Karl; drum ſchlug der treffliche, wahrhaft tolerante Fabricius, der kirchliche Liebling Karl Ludwigs, vor, dieſe Härte abzuſtellen, den Lutheranern ihren Antheil am Kirchenrath und am Almoſen einzuräumen

und die Beſchränkungen ihres Cultus aufzuheben. Die vermittelnden Vorſchläge hatten aber keinen Erfolg; der Zwieſpalt zwiſchen den beiden proteſtantiſchen Confeſſionen ward zu ihrem eignen Unheil mit in die neue Regierung hineingetragen.

Aus allem Dem ergibt ſich, daß der erträgliche Zuſtand der verſchiedenen Confeſſionen mehr von des Kurfürſten perſönlichem Wohlwollen geſchützt, als auf die Dauer verbürgt war; kam eine neue, minder duldſame, Regierung, ſo waren der Reaction der Jeſuiten und Mönche, dem Unfrieden zwiſchen Lutheranern und Reformirten alle Schranken geöffnet. Die letzten Zeiten Philipp Wilhelms ſchienen das anzukündigen; denn ſchon da geſchah Manches, was als Vorbote ungehemmter Reaction gelten konnte. Bedenklich war es ſchon, daß die weltliche Regierung den Kirchenrath zu einem Vergleich nöthigte (Auguſt 1688), der einen Theil des reformirten Kirchenguts an den Staat abtrat [65]), bedenklicher waren noch die Nachtheile des franzöſiſchen Krieges, die unten genauer werden geſchildert werden. Die franzöſiſchen Truppen trieben aus den beſetzten Orten theils die Proteſtanten heraus, theils nahmen ſie ihre Güter in Beſchlag, ſo daß die Pfarreien und Schulen, beſonders die Neckarſchule und das Sapienzcollegium, mittellos waren; das reactionäre Gelüſte der Mönche hatte jetzt eine äußere Stütze, und auf dem linken Rheinufer waren ſchon 1688 Pfarrer und Gemeinden der rechtloſen Willkür völlig preisgegeben. Die Proteſtanten wurden erſt zur Theilung des Beſitzes mit den Katholiken gezwungen, dann ganz herausgedrängt und, um das Maß des Druckes zu füllen, entließ der Kurfürſt (Sept. 1689) einen großen Theil der weltlichen und geiſtlichen Beamten, Pfarrer und Lehrer, weil die Kriegsnoth ihm unmöglich machte, ſie zu bezahlen. Er verſprach Wiederherſtellung nach dem Frieden, auch die gewaltthätige Verdrängung des Proteſtantismus auf dem linken Rheinufer ſollte durch ihn eine Abhülfe erhalten,

65) Die Einkünfte deſſelben in jener Zeit ſind tabellariſch aufgeſtellt im Cod. bav. 2665.

aber ehe es dazu kam, ſtarb er, und bei ſeinem Nachfolger war das jeſuitiſche Kirchenthum mächtiger, als die chriſtliche Duldung.

Die Univerſität blieb in ihrem bisherigen Zuſtande; beſondere Wohlthaten empfing ſie von Philipp Wilhelm während ſeiner fünfjährigen Regierung nicht. Sein Wohlwollen bewies er nur durch die Theilnahme an dem dritten Jubiläum der Hochſchule, das man vom 3. bis 5. Dez. 1686 mit akademiſchen Feierlichkeiten beging. Der Kurfürſt ſelbſt, unter ſeinen Zeitgenoſſen als ein gelehrter Fürſt gerühmt, und zwei ſeiner Söhne, namentlich der muntere Friedrich Wilhelm, der nachher früh einen ehrenvollen Soldatentod ſtarb und damals das Rectorat der Univerſität bekleidete [66]), nahmen daran Theil, und man ſprach für die Zukunft die freudigſten Hoffnungen aus. Schon zwei Jahre nachher begann aber eine Reihe von harten Unglücksfällen, unter deren Laſt die Univerſität erlag und ſich lange nicht wieder erholt hat.

Die politiſche Regierung erlitt wenig Veränderungen unter Philipp Wilhelm. Er brachte eine Anzahl neuburger Beamten herüber, aber die pfälziſchen blieben, wie es der halliſche Vertrag gelobte, im Beſitz ihrer Aemter; wie dann die Kriegsnoth ausbrach, zog ſich der Kurfürſt (1689) in ſeine Erblande zurück und hinterließ eine pfälziſche Landesregierung, die in ihrer oberſten Leitung von dem geheimen Cabinet zu Neuburg abhing. Nur ein pfälziſcher Beamter von Bedeutung ward durch die neue Regierung aus ſeiner glänzenden Stellung herausgedrängt; der vielbeſprochene Günſtling des vorigen Kurfürſten, Geheimerath Langhanns. Wir haben im vorigen Abſchnitt das unglückſelige Wirken dieſes theologiſchen Günſtlings und Miniſters gezeichnet; er war an Vielem ſchuldig, aber gewiß nicht der Schuldigſte. Um ſo beklagenswerther iſt es, daß dieſer Mann nicht dem gerechten Lohne, ſondern einer ſchmählichen Cabale

---

66) Der letzte Pfalzgraf, der das Rectorat bekleidete. Ueber die Feier vgl. Andreä zu Riesmann S. 246 f.

als Opfer gefallen iſt und Strafbarere als er den Kopf aus der Schlinge zogen.

Kurfürſt Philipp Wilhelm konnte keinen Grund zur Klage haben; denn er hatte ihm am 19. Mai 1685, alſo gleich nach des Kurfürſten Karls Tod, in ſehr gnädigen Ausdrücken ſein Wohlwollen verſichert, ihn „als einen rechtſchaffenen, treuen Diener von dem Kurhaus Pfalz und als aufrichtigen deutſchen Patrioten“ anerkannt; ja noch am 9. Juni hatte er ihm geſchrieben: daß er ihm mit kurfürſtlicher Gnade und allem Guten jederzeit wohlgewogen verbleiben werde [67]). Wie er aber im Auguſt nach Heidelberg kam, ſtürmten die beiden Kurfürſtinnen, die Wittwen Karls und Karl Ludwigs, vom däniſchen Geſandten unterſtützt, auf den neuen Regenten ein, er möge den Günſtling vor Gericht ſtellen; eine Anzahl adeliger Herren, die, ſo lang er am Ruder war, ihm zur Seite ſtanden, eine Schaar ehrgeiziger, von ihm gekränkter, Beamten halfen nach, und Langhanns ward am 10. Dez. 1685 verhaftet. Der Prozeß ward ſo geführt, wie es der Kläger würdig war [68]); ein Gericht, deſſen Präſident den Angeklagten vor den Schranken mit Schimpfwörtern tractirte, verurtheilte ihn, Zeugniſſe und Gutachten gaben ſeine perſönlichen Feinde, zum Theil die Kläger ſelbſt. So erfolgte am 1. März 1686 das Urtheil: Langhanns ſollte die verwittwete Kurfürſtin „aufs gröbſte injurirt, durch ſeinen boshaftigen Rath den verſtorbenen Kurfürſten von der ehelichen Liebe ſeiner Gemahlin zu trennen geſucht, ihn corrumpirt, gegen ſeine Mutter gehetzt und in einem Liebesverhältniß zu der Rüdt den Kuppler geſpielt haben.“ Dafür wurde er aller ſeiner Würden entſetzt, ſein Vermögen eingezogen, an den Pranger geſtellt und zu zwanzigjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt. Das Urtheil ward am 2. März vollzogen; der allgewaltige Miniſter ſtand mit einer Ruthe in der Hand, unter

---

67) Die Briefe in Moſers Patriot. Archiv XI. 425 ff.

68) Vgl. der Ungewiſſenhaffte Gewiſſens-Rath, vorgeſtellt in einer Theologiſchen Facultät zu Heidelberg ꝛc. Heidelberg 1689.

dem Geſpött des Pöbels am Pranger, ward auf dem Schinderkarren in den Diebsthurm gebracht und dann auf den Dilsberg geſetzt.

Daß der Prozeß an den ſtärkſten Gebrechen litt und in ſeiner Führung ganz nichtig war, haben ſelbſt perſönliche Feinde des Verurtheilten anerkannt [69]); daß man das Andenken des verſtorbenen Kurfürſten durch das Urtheil ſo ſchonungslos beſchimpfte, erweckt gegen die weiblichen Anklägerinnen und ihr partheiiſches Gericht ein ſchlechtes Vorurtheil. Bedenklicher wird die Sache noch, wenn man weiß, daß der reformirte, beinahe puritaniſche, Langhanns früher einmal dem Herrn von Steinkallenfels eine bittere und ſchneidende Aeußerung gethan hatte, und daß derſelbe Steinkallenfels jetzt der Präſident des Gerichtshofs war, der Langhanns verurtheilte. Und doch blieb dieſer Steinkallenfels in Gunſt und Amt bei dem neuen Regenten, und der Graf von Caſtell, deſſen Antheil an des verſtorbenen Kurfürſten Liebeshandel mit der Rüdt jedenfalls zweideutiger und verdächtiger war, als der des Hofpredigers [70]), ging nicht nur leer bei der Sache aus, ſondern blieb auch bei Philipp Wilhelm ein mächtiger, einflußreicher Mann. Was ſoll man aber gar dazu ſagen, daß der Leibarzt des verſtorbenen Kurfürſten, Dr. Winkler, dem man den nachtheiligſten Einfluß zuſchrieb, nur aus dem Lande verwieſen ward, ohne weitere Strafe, aber gegen das merkwürdige Verſprechen, „daß er ſich in Schriften nicht vertheidigen wolle!?“

Vergleicht man alles Einzelne dieſes pfälziſchen Struenſee mit ſeinem däniſchen Schickſalsgenoſſen, ſo werden ſich die überraſchendſten Aehnlichkeiten bieten; beide keineswegs unſchuldig, aber durch die blinde Wuth der Feinde und den geſetzloſen Gang des Prozeſſes zum Gegenſtand der Theilnahme geworden. Bei Beiden entgehen die Schuldigeren einer verdienten Strafe, weil ſich böſe Frauen, ein gewiſſenloſer Adel und ehrſüchtige Beamte

69) Reiger S. 338.
70) S. Moſers Patr. Archiv XI. 424.

gegen den Mann ohne Schutz, ohne Verbindungen vereinigt haben. So war es möglich, ein Gericht zu beſtellen, das aus Todfeinden des Hofpredigers beſtand, möglich, ihm Dinge zuzuſchreiben, an denen er jedenfalls den geringeren Antheil hatte [71]), und aus zweideutigen Worten ſeiner Briefe, aus einem lateiniſchen Gedicht (das wahrſcheinlich nicht einmal ſein Werk war) die abſurdeſten Deutungen zu entnehmen [72]), Alles nur um Verbrechen in ihn hinein zu verhören, die nicht aus ihm heraus zu verhören waren.

Das Schickſal des Verurtheilten war günſtiger, als ſeine Richter gewollt hatten. Er war vom Dilsberg nach dem Schloſſe Zwingenberg gebracht worden, wo ihn (1688) der franzöſiſche Krieg befreite. Der Dauphin nahm ſich ſeiner an [73]) und ließ ihn nach Baſel gehen, wo er 1691 ſtarb. Ueber ſeine Schuld hat er, ſowohl vor Gericht als nach ſeiner Befreiung, geſchwiegen.

Da außer Langhanns alle Miniſter im Amte blieben, konnte die Verwaltung nicht geordneter und ſparſamer werden, auch wenn der Wille dazu vorhanden war. Man fing zwar an, weil der Geldmangel drängte, einzelne Verminderungen des Aufwands vorzunehmen, aber nur eine durchgreifende Reform konnte den geordneten Haushalt der Zeit Karl Ludwigs wiederherſtellen. Man hatte freilich die Ausgaben des Kurfürſten Karl noch mit fortzuſchleppen; deſſen Soldatenliebhaberei allein koſtete nahe an 300,000 Gulden [74]), und doch hatte man, als der

71) Vgl. oben Abſchn. VII. § 2, wo aus Briefen nachgewieſen iſt, daß er es nicht war, der dem Kurfürſten Karl die Abneigung gegen ſeine Gemahlin beibrachte.

72) Beiſpiele in Moſers Archiv XI. 432 ff.

73) Die Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans mag nicht Unrecht haben, wenn ſie (Anecd. Straßburg 1789 S. 397) dieſe Nachſicht ſeinem frühern freundſchaftlichen Vernehmen mit Louvois zuſchreibt. Dagegen bedarf es kaum der Widerlegung, wenn ſie ſagt (Briefe an die Raugräfin. S. 470), er habe den Kurfürſten Karl aus dem Weg geräumt, während ihm Alles daran liegen mußte, daß derſelbe ſo lang als möglich lebte.

74) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Diener“).

Krieg ausbrach, keine Mittel des Widerſtandes. Wie der orleansſche Krieg drohte, fing man an, am Hofe und in der Regierung Verminderungen vorzunehmen (Mai 1688), und es wurden da allein 44 Verwaltungsſtellen reducirt, combinirt oder ganz aufgehoben [75]). Als dann die furchtbare Verheerung der Jahre 1688 jede Hülfsquelle verſiegen machte, mußte man die Mehrzahl der Beamten ganz entlaſſen.

Auch der Hof ward reducirt (Juni 1688) [76]), die Koſt und Kleidung der Edelknaben und Lakaien ward geringer, Trompeter, Trabanten, Kutſcher und Stallbedienten ſollten knapper gehalten werden; mehrere Hofbeſoldungen gingen ein, der Tanzmeiſter ward entlaſſen und ſollte ſeine „Nahrung bei der Univerſität ſuchen", der Hofuhrmacher erhielt einen geringeren Gehalt, ebenſo der Perrüquier, der Schneider, der Tafeldecker; auch Gärtner und Feldhühnerfütterer wurden eingeſchränkt.

Was für ein müßiger Troß wurde aber auch da beköſtigt und wie wenig half es, hier mit kleinen Erſparniſſen einzugreifen. Während man, wie die angeführte Verordnung befahl, „um den Aermel der Livreen nur noch eine ſilberne Borte ſetzte," ward das Geld des Landes im Großen durchgebracht. Denn kurze Zeit zuvor (Juli 1687) war die Vermählung der Tochter des Kurfürſten, Maria Sophie, welche den König von Portugal heirathete, gefeiert worden, und die hatte nach officiellen Berechnungen [77]) eine Summe von 159,000 Gulden gekoſtet; darunter befanden ſich für Küche und Keller dreißigtauſend, für Juwelen und Spitzen fünfundfünfzigtauſend, und für Livreen achtzehntauſend Gulden. Die beiden Vermählungen, die von Maria Sophie nach Portugal, und zwei Jahre ſpäter von Maria Anna nach Spanien, wurden mit gleich verſchwenderiſchem Glanze gefeiert [78]), letztere in demſelben Augenblick, wo das

---

75) Pfälz. Archiv a. a. O.

76) Ebendaſ.

77) Pf. Archiv zu Karlsruhe („Ceremoniel").

78) Theatr. eur. XIII. 85. 799.

furchtbarſte Elend die Bewohner der verwüſteten Pfalz bedrängte.

Als der Kurfürſt 1690 in München war, glich ſein Reiſezug, bei dem ſich ſeine Gemahlin und zwei Prinzen befanden, einer kleinen Armee [79]). Ueberall hin mußte die bayriſche Regierung Befehle und Boten ſchicken, damit es auf dem Wege nicht an Nahrung, Betten, Pferden u. ſ. w. fehlen möge. Der Pfleger zu Aichach erhielt noch am 11. Febr. den Befehl (ſchon am 14. ſollten die Herrſchaften ankommen), „er möge im Zelleriſchen Haus die Wohnung zurecht machen, die beiden anſtoßenden Häuſer ohne einigen Zeitverluſt durchbrechen und einen Durchgang machen laſſen, doch dergeſtalt alles ſäubern und zurichten laſſen, daß die hochfürſtlichen Perſonen Alles fertig fänden." Alle Pferde der Bevölkerung wurden requirirt; denn obwohl 56 Jagdpferde und 48 Reitpferde mitzogen, brauchte man doch noch für die Wagen dreihundert und einundſiebzig! Die Koſten dafür an Futter und Pflege gingen ins Ungeheure und es war lächerlich, an den Livreenborten zu ſparen, wenn man in demſelben Augenblick ſo koloſſal verſchwendete, wo ein furchtbares, beiſpielloſes Elend über das Land hereinbrach.

§. 3.

Der orleansſche Krieg bis zu Philipp Wilhelms Tod (1688—1690).

Unter den politiſchen Berechnungen Karl Ludwigs war die Vermählung ſeiner Tochter mit dem Herzog von Orleans gewiß die unglücklichſte geweſen, und nicht die Vermählte allein, auch das pfälziſche Land konnte von ſich behaupten, das „politiſche Opferlamm" zu ſeyn. Statt des erwarteten Schutzes von Frankreich hatte Karl Ludwig ſchon bei ſeinem Leben die furchtbarſten Bedrückungen erfahren müſſen; der Wohlſtand ſeines Landes war ihm mit raffinirter Grauſamkeit zerſtört worden, weil

79) Bayr. Reichsarchiv (fürſtliche Reiſen).

er im Moment der Entſcheidung lieber wie ein deutſcher Reichsfürſt handeln, als für die Politik des verſailler Hofes Verrätherdienſte thun wollte.

Das Härteſte war aber ſeinen Hinterlaſſenen aufgeſpart; es ließ ja ſich erwarten, daß Ludwig XIV. bei den begonnenen Reunionen nicht ſtehen bleiben, ſondern ſeine himmelſchreienden Gewaltthaten unter beſchönigenden Rechtstiteln fortſetzen werde. So geſchah es denn auch jetzt, als mit Kurfürſt Karl der ſimmerſche Mannsſtamm ausſtarb und die Pfalzgrafen von Neuburg nach Reichsgeſetz, Herkommen und Teſtament die pfälziſchen Kurlande in Beſitz nahmen. Es konnte an einem Rechtsvorwand nicht fehlen, um Anſprüche hervorzuſuchen, wie die jüngſt vorgenommenen Reunionen waren; man ſprach diesmal im Namen der Herzogin von Orleans, als Erbin des Kurfürſten Karl, einen guten Theil des pfälziſchen Landes an. Nun war es ein altes Herkommen im pfälziſchen Hauſe geweſen, daß, ſo lange der Mannsſtamm lebte, alle Prinzeſſinnen auf Beſitz an Land und Leuten Verzicht leiſteten, und auch Eliſabeth Charlotte von Orleans hatte bei ihrer Verheirathung (1671) die Erklärung gethan: „Sie entſage allen Rechten auf ſouveraine und Lehensgüter von Vater und Mutter her, die in Deutſchland lägen, behalte ſich nur ihre Rechte auf die außerhalb Deutſchland gelegenen Güter dieſer Art [80]) vor und auf den Allodialbeſitz nach dem Herkommen des pfälziſchen Kurhauſes."

Mochte nun auch dieſe Erklärung nicht ſo beſtimmt ſeyn, daß ſie jede Deutung überflüſſig machte, ſo war doch ausdrücklich das Herkommen des pfälziſchen Hauſes anerkannt, und darnach hatte die Herzogin von Orleans nur den Privatbeſitz ihres Bruders, des Kurfürſten Karl, als Erbin anzuſprechen. Lud-

---

80) Damit ward auf die Anſprüche hingedeutet, welche die Nachkommen der Eliſabeth Stuart, Gemahlin Friedrichs V., an England machen konnten, und die nachher Sophia von Hannover ihren Kindern wirklich vererbte.

wig **XIV.**, der im Namen ſeiner ganz unbetheiligten Schwägerin den Prozeß führte, war aber damit keineswegs zufrieden; er verlangte den Länderbeſitz des ſimmerſchen Hauſes, deſſen männliche Linie mit Karl ausgeſtorben war. Damit wäre nicht weniger als die Beſitzungen in Simmern, Lautern, Sponheim und das Amt Germersheim an Frankreich übergegangen, ja man ſchien ſogar die Kurwürde anfangs den neuburgiſchen Pfalzgrafen beſtreiten zu wollen; alles Forderungen, die von der rechtlichen Seite zwar monſtrös genannt werden konnten, aber bedeutend wurden durch den politiſchen Hintergrund und die überlegene Gewalt des Fordernden. Der Bruder des Königs von Frankreich ſollte als Pfalzgraf von Simmern und Lautern Reichsfürſt werden, die franzöſiſche Gränze ward allmählig an den Rhein vorgerückt und das erſte weltliche Kurfürſtenthum war in ſeinem zuſammenhängenden Beſitze geſprengt.

In dieſem Sinne hatte der franzöſiſche Geſandte bereits im Juli 1685 beim Reichstag eine Vorſtellung eingereicht, und im Auguſt erſchien ein Parlamentsrath, der Abbé Morel, im Namen der Herzogin von Orleans zu Heidelberg, um ihr angebliches Erbe in Güte zu erhalten. Die Verhandlungen, die zwiſchen ihm und den pfälziſchen Miniſtern ſeit Anfang September ſtattfanden [81]), konnten zwar zu keinem Ziele führen, ſind aber wegen des rechtlichen Standpunktes beider Partheien von Intereſſe. Der franzöſiſche Unterhändler ſprach für die Herzogin alle Weiberlehen an und ſchien darunter Beſitzungen, wie Sponheim und ähnliche, zu begreifen, die zwar in längſt vergangener Zeit von weiblicher Seite waren vererbt worden, aber ſeitdem durch Reichs- und Hausgeſetze, theils in Reichs- und Mannslehen umgewandelt, theils für untrennbare Stücke der pfälziſchen Kurlande waren erklärt worden. Die pfälziſchen Miniſter beriefen ſich auf das alte Herkommen, auf die Verzichtleiſtung der Prinzeſſin und die letzten Beſtimmungen des

81) Sie finden ſich in J. J. Moſers Teutſchem Staatsrecht. XVI. S. 166 ff.

kurfürſtlichen Teſtamentes und des halliſchen Vertrags; der franzöſiſche Abbé ließ ſich darauf gar nicht ein, ſondern kam mit der ſeltſamen Zumuthung hervor, man ſolle ihm beweiſen, daß Alles, was der neue Kurfürſt anſpreche, wirkliche Mannslehen ſeyen. Berief man ſich pfälziſcherſeits auf den ſtaatsrechtlichen Gebrauch im pfälziſchen Hauſe, ſo nahm der Franzoſe im Namen des natürlichen Rechts den größten Theil der Pfalz für die Schweſter des letzten ſimmerſchen Kurfürſten in Anſpruch, und erbot man ſich, durch Auszüge aus Urkunden und Verträgen das Nichtige des franzöſiſchen Anſpruchs darzuthun, ſo verlangte Morel die Auslieferung aller Lehens- und Familienverträge des pfälziſchen Archivs, um ſie im Original nach Frankreich zu ſchicken! Machten die pfälziſchen Miniſter geltend, daß ja von einem weiblichen Succeſſionsrecht noch gar keine Rede ſeyn könne, ſo lange noch eine Reihe männlicher Sprößlinge des pfälziſchen Hauſes vorhanden ſeyen, ſo berief ſich der Andere wieder auf das natürliche Erbrecht der Tochter Karl Ludwigs, das, in ähnlicher Weiſe durchgeführt, die Succeſſion der meiſten Staaten Europas umgeändert hätte.

Der Gang dieſer Unterhandlungen, die vor dem Reichstage in ähnlicher Weiſe ſchriftlich, wie hier mündlich, ſtattfanden, zeigte klar, daß man von franzöſiſcher Seite für die Gewalt nur ein ſcheinbares Recht anführen wollte, und ſich bei Durchführung der Sache mehr auf ſeine phyſiſche Ueberlegenheit, als auf die rechtliche Begründung ſeiner Anſprüche verließ. Auch die Entſcheidung durch den Pabſt, die Frankreich vorſchlug, konnte nur zum Nachtheil des ſchwächeren Pfalzgrafen ausfallen, der nicht die Mittel wie Ludwig XIV. beſaß, dem römiſchen Stuhle zu imponiren. Am Reichstage zu Regensburg ging die Sache den gewohnten langſamen Gang; als (März 1686) eine franzöſiſche Note überreicht ward, die darauf hindeutete, den orleansſchen Anſpruch mit Gewalt durchzuſetzen, gab der Reichstag die Erklärung: daß der Beſitzſtand des Kurfürſten einſt-

weilen bleiben, aber den Rechten keiner Parthei nachtheilig ſeyn ſolle [82]).

Die einzelnen Staatsſchriften, die man vor dem Reichstag wechſelte, brachten nichts Neues vor; von franzöſiſcher Seite ſollten ſie den Prozeß nur hinausziehen, bis der günſtige Augenblick eines gewaltſamen Eingreifens gekommen war. So blieb denn in den Jahren 1686 und 1687 der Streit über den Beſitz an Land und Leuten unentſchieden; die Erbſchaft, ſoweit ſie die fahrende Habe betraf, ging indeſſen in die Hände der Herzogin von Orleans über. Auch da hatte Ludwig XIV. ungeheure Forderungen gemacht; alle rückſtändigen Renten und Strafgelder, alle Lehensverträge, alle von den beiden letzten ſimmerſchen Kurfürſten erkauften Waffen und Kriegsvorräthe, Alles was zur Weinleſe, zur Jagd gehörte, alle Vorräthe an Wein und Korn, was man in allen kurfürſtlichen Schlöſſern aufbewahrte, alle Bauvorräthe u. ſ. w. ſollten der Schweſter des Kurfürſten Karl verabfolgt werden. Im März 1686 erſchien nun der franzöſiſche Commiſſär de Morvas zu Heidelberg, um die Hinterlaſſenſchaft des ſimmerſchen Hauſes anzutreten; er kam gerade in dem Augenblick, wo auch die Wittwe Karl Ludwigs, Charlotte von Heſſen, ſtarb, und dadurch noch ein neuer Antheil zu der orleansſchen Erbſchaft hinzukam. Ein Theil fiel nach dem Teſtament an Heſſen-Kaſſel zurück, ein anderes hatte der Kurfürſt von Brandenburg, der Sohn einer Schweſter Friedrichs V., noch anzuſprechen, das Uebrige an Mobilien, Pretioſen, Gemälden u. ſ. w. überließ Philipp Wilhelm dem franzöſiſchen Bevollmächtigten, der eine öffentliche Auction damit anſtellte und den Ertrag nach Frankreich ſchickte. Es ſollen auf dieſe Weiſe über 300,000 Gulden gelöst worden ſeyn; das Uebrige ward durch einen Vertrag vom 11. Sept. 1687 geordnet, wornach für alle Anſprüche an Geld, Vorräthe, Früchte,

---

82) Vgl. Chlingensperg processus historico-juridicus in causa success. palatinae S. 26 ff.

Vieh u. ſ. w. der Herzogin noch 47298 Gulden und 34 Kreuzer entrichtet werden ſollten [83]).

So weit war die Sache gediehen, als politiſche Verhältniſſe eintraten, welche die längſt drohende gewaltſame Entſcheidung über Erwarten beſchleunigten. Das Waffenglück des Kaiſers gegen den Erbfeind der Chriſtenheit machte den „allerchriſtlichſten König“ für ſeinen Freund, den Großtürken, beſorgt, und er ergriff gern jeden Anlaß, das Reich im Weſten anzugreifen, während er im Oſten beſchäftigt war. Es erſchien (24. Sept.) ein Manifeſt [84]), deſſen ſchamloſe Haltung nur durch ähnliche Erzeugniſſe des ſpäteren Bonapartismus übertroffen worden iſt, und das in Ton und Inhalt ſo beſchaffen war, daß ſelbſt das deutſche Reich aus ſeiner ſchwerfälligen Lethargie durch einen Moment tiefer Indignation aufgeweckt ward. Neben der frechen Einmiſchung in die kölniſche Coadjutorwahl, der Verhetzung Bayerns gegen Oeſtreich, und der monſtröſen Verdrehung aller offenkundigen Thatſachen, war das Aktenſtück beſonders durch den darin aufgeſtellten Grundſatz bedeutend: Deutſchlands Friede mit der Türkei werde für Frankreich beunruhigend und ſey für den König eine Aufforderung, zum Schutz des eignen Landes die deutſche Weſtgränze zu beſetzen. Unter den Vorwänden war auch die pfälziſche „Uſurpation“, wie er den rechtmäßigen Beſitz Philipp Wilhelms nannte, angeführt; unter den entehrenden Bedingungen ſtand der Vorſchlag eines Schiedsgerichts über die pfälziſche Erbſchaft, worin Jakob **II.** von England und Venedig als Richter fungiren würden! Dem ganzen Manifeſt ward von dem größten deutſchen Denker jener Zeit, von Leibnitz, eine treffende und meiſterhafte Antwort entgegengeſetzt [85]); aber indeſſen wurden die franzöſiſchen Drohungen für die arme Pfalz ſehr ſchnell zur That.

---

83) Die ganz ins Einzelne gehende Berechnung ſ. in Moſers Staatsr. XXVI. 72—76.

84) Theatr. europ. XIII. 307.

85) In deutſcher Ueberſetzung ſteht es im Theatr. eur. XIII. 331.

Gleichzeitig mit der Bekanntmachung des Manifeſtes waren auch ſchon Franzoſen in die Pfalz eingerückt, hatten (29. Sept.) Kaiſerslautern, Alzei, Neuſtadt, Oppenheim beſetzt, und die ſchutzloſen Reichsſtädte, wie Worms, Speyer, ſelbſt Heilbronn und Mainz, zur Aufnahme franzöſiſcher Garniſonen gezwungen. Schon am 21. Oktober war Philippsburg geräumt, am 24. hatte Heidelberg den Franzoſen die Thore durch eine Capitulation mit Marſchall Duras geöffnet. Die pfälziſchen Truppen durften nach dem Vertrage abziehen, der Stadt und Univerſität ward verſprochen, es ſollte keinerlei Bedrückung in Beſitz, bürgerlichen und religiöſen Rechten ausgeübt, und das kurfürſtliche Schloß, die Kanzleien ſammt den Archiven unverletzt erhalten werden. Ungeachtet dieſer Zuſagen, die der Dauphin bei ſeinem Beſuch in Heidelberg (14. Nov.) mündlich verbürgt hatte, waren die Heidelberger den ſchändlichſten Bedrückungen ausgeſetzt; um 80000 Livres Contribution zu erpreſſen, drangſalirte man mit Einquartirung, Raub, Chicane und Mißhandlung die Einwohner auf das Härteſte [86]).

In Mannheim, wo ſich die Feinde am 1. Nov. zeigten, war der Commandant, Bernhard von Seligencron, entſchloſſen, ſich mit den vorhandenen, nicht unbedeutenden Kräften zu vertheidigen, allein es gelang den Franzoſen, durch ausgeſtreute Placate die Bürger mit furchtbaren Drohungen einzuſchüchtern, die Soldaten durch Verſprechungen zum Abfall zu verführen. Nach kurzem Bombardement ward den Feinden die Stadt durch eine erträgliche Capitulation geöffnet (10. Nov.), und auch die Citadelle konnte der Commandant an der Spitze ſeiner rebelliſchen und feigen Soldaten nicht vertheidigen. So entſchloß er ſich zur Uebergabe; ein ehrenvoller Abzug der Garniſon und der Schutz der ſtädtiſchen Rechte ward auch ihm vom Dauphin verbürgt; noch beim Auszug aus der Feſtung hatte er mit dem verrätheriſchen Geſindel zu thun, das im Vertrauen auf den Schutz der Fremden, ſich an dem Gouverneur und ſeinen Ge-

86) Theatr. eur. XIII. 323.

treuen vergreifen wollte. Am 18. Nov. ergab ſich auch Frankenthal, und damit waren alle bedeutenden Plätze der Rheinpfalz in feindliche Hände gerathen. Es war einer von den großen Nachtheilen, die aus der Erhebung der neuburgiſchen Linie ſich für die Pfalz ergaben, daß dieſe Dynaſtie durch ihre Beſitzungen in Jülich und in Neuburg nur ein getheiltes Intereſſe an dem rheiniſchen Kurlande nahm; denn während noch Karl Ludwig in dem Krieg von 1675 wenigſtens die Hauptplätze ſeines Landes perſönlich vertheidigt hatte, zogen ſich jetzt und nachher die neuburgiſchen Kurfürſten in einen geſicherten Winkel zurück und überließen die Beſchützung des rheiniſchen Landes ihren gleichgültigen Söldlingen.

Wie es in der Pfalz gelang, ſo wurden auch am ganzen Rhein die Franzoſen Meiſter. Die pfälziſchen Diplomaten hatten ſchon im Oktober an den Reichstag eine dringende Beſchwerde eingegeben, andere waren gefolgt, und die Schreiber in Regensburg geriethen auch in der That einmal in Bewegung, aber bis zu gemeinſamem Handeln war es immer noch weit. Ludwig XIV. hätte auch diesmal ſeine himmelſchreienden Gewaltthaten glücklich zum Ziele geführt, wenn nicht jetzt das vereinigte Europa ſich gegen das Syſtem ſeiner rechts- und freiheitsmörderiſchen Politik erhoben hätte. Sein Verfahren gegen Deutſchland und Holland, die Verjagung der Proteſtanten aus Frankreich, die unſinnige Politik, die er ſeinen Clienten Jakob II. in England befolgen ließ, hatten das Maß gefüllt, und der Geiſt der politiſchen und kirchlichen Freiheit waffnete ſich jetzt zu einem großen Prinzipienkampfe, an deſſen Spitze ein Mann wie Wilhelm von Oranien ſtand. Das Syſtem Ludwigs XIV. hatte die eigenthümliche Wirkung, die heterogenſten Elemente unter ſich zum gemeinſamen Kampfe zu verbinden; denn wie ſpäter gegen Bonaparte zugleich das abſolute Rußland, das conſtitutionelle Großbritannien und das demokratiſirte Spanien ſich vereinigt erhoben, ſo fochten jetzt Oeſtreich und Preußen, die monarchiſch-militäriſchen Staaten, an der Seite der revolutionären Engländer und Holländer gegen den Mann, deſſen

Prinzip geweſen war: der Staat bin ich. Auf die Aufhebung des Edikts von Nantes folgte jetzt als ſchlagende Antwort die engliſche Revolution, und derſelbe König Ludwig, der im September (1688) jenes höhnende Manifeſt gegen Deutſchland geſchleudert, mußte im Dezember ſeinen ergebenen Freund, Jakob Stuart, als Flüchtling ſein Königreich verlaſſen ſehen. Der Kampf war jetzt ein europäiſcher geworden; England, Holland und das deutſche Reich ſtanden als eine compacte Maſſe gegen die alternde Militärmacht der franzöſiſchen Monarchie.

Es war ſchon ſehr erſchwert, einen ehrenhaften und kräftigen Krieg zu führen; man kam daher in Verſailles auf einen Gedanken, der eines Hunnen oder Tartaren würdig war; man wollte wenigſtens die ſchutzloſen Rheinlande mit mordbrenneriſcher Geſchicklichkeit zur Einöde machen. Konnte ein franzöſiſcher Memoirenſchreiber, der dieſer Zeit noch nahe ſtand, uns erzählen, der ganze Krieg ſey durch einen Wortwechſel des Königs mit Louvois über das Fenſter zu Trianon beſchleunigt worden, ſo iſt es auch denkbar, wie man im niederſchlagenden Gefühl der Ohnmacht gegen das verbündete Europa zur Banditenrache an unſchuldigen deutſchen Städten und Dörfern ſeine Zuflucht nehmen konnte. Ludwig mochte ſpäter, z. B. bei dem angedrohten Brande von Trier, wohl eine Anwandlung von Scham empfinden über das Geſchehene, jetzt im Augenblick des Zornes gab er ſeine Zuſtimmung zum Befehle ſeines Kriegsminiſters „de brûler le Palatinat.“

Die barbariſche Verwüſtung, die der „allerchriſtlichſte„ König jetzt befehlen ließ, traf zwar das ganze deutſche Gränzland am Rhein, aber keines ſo hart, wie die Pfalz, das ſchon als ſicher betrachtete, aber jetzt erſt ſchwer zu erkämpfende orleansſche Erbtheil. Es war ein drückender Winter für die unglücklichen Bewohner, die in gutmüthigem Vertrauen auf franzöſiſche Redlichkeit die Capitulationen vom Herbſt abgeſchloſſen hatten; denn trotz des verbürgten Schutzes nahmen die Quälereien der ſoldatiſchen Willkür kein Ende. Das brutale Zerſtören begann dann mit dem Anfang des neuen Jahres; am 18. Januar

fing man zu Heidelberg an einen Theil der prachtvollen Schloßthürme und Mauern in die Luft zu ſprengen, in der Umgegend die Gärten und Baumpflanzungen auszurotten und die Weinberge zu zerſtören; man ſchrieb Brandſchatzungen aus und drohte die Wohnungen der Weigernden dem Erdboden gleich zu machen. Die Einwohner hatten dagegen keine Waffe mehr; denn wem dergleichen Schändlichkeiten ſein menſchliches Gefühl nicht verbot, bei dem durfte man auch nicht die beſchwornen und verbürgten Verträge zu Hülfe rufen.

Am 27. Januar zeigte ſich in der Nähe der Stadt eine Abtheilung deutſcher Truppen; ſie machten den Bauern auf dem Felde Muth und Hoffnung auf baldige Hülfe; dem franzöſiſchen Commandanten ließen ſie bedeuten, wenn er ſich Bedrückungen gegen die Pfälzer erlaube, werde man ſpäter bittere Repreſſalien nehmen. Gerade dieſe ohnmächtige Drohung ermunterte den franzöſiſchen Commandanten Melac, ſeinem angebornen Berufe zur Mordbrennerei nicht länger Schranken zu ſetzen. Am Mittag des 28. Januar zogen die franzöſiſchen Truppen aus Heidelberg heraus und wurden förmlich zum Geſchäfte des Mordbrennens in die umliegende Dörfer vertheilt; ſchon am Abend dieſes Tages und am folgenden ſtanden die blühenden Orte auf dem linken Neckarufer, Rohrbach, Leimen, Nußloch, Wiesloch, Kirchheim, Bruchhauſen, Eppelheim, Wieblingen, Neckarhauſen in Flammen, und man rechnete gegen ſiebenhundert Gebäude, die in ganz kurzer Zeit verbrannt worden waren. Am Abend des 29. Januar konnte man auf dem linken Ufer das Geſchäft für abgemacht halten.

Jetzt wandte ſich Melac am 31. über den Neckar gegen die Bergſtraße hin, wo einzelne Schnapphähne einen kleinen Kampf hatten zu unterhalten ſuchen; als jetzt die Feinde kamen, hielten ſie aber nicht Stand, und ihr verunglückter Verſuch trug nur dazu bei, daß auch jenſeits die Weinberge wie dieſſeits verwüſtet wurden. Wie wilde Thiere ſtürzten die Horden Melacs jetzt auf Handſchuhsheim los, eines der größten und blühendſten Dörfer im weiten Umkreis, und ſchon am folgenden

Tage ſtand davon nichts mehr als die Kirche, das Waiſenhaus, ein Paar Mühlen und wenige Häuſer. Hatte man ſchon auf dem Wege alle Wehrloſen ohne Schonung gemordet, ſo that man jetzt dem Kannibalismus um ſo weniger Einhalt. Heidelberger Bürger, die nach Handſchuhsheim geflüchtet waren, wurden erſchoſſen; Weibern und Kindern ging es nicht beſſer; man ſchämte ſich nicht, Schwangere und Kindbetterinnen zu mißhandeln oder auf wehrloſe Frauen zu ſchießen [87]). Wenn auch hie und da ein menſchlich fühlender Offizier Erbarmen zeigte, ſo verfuhr die Maſſe der Mordbrenner nur um ſo ſchonungsloſer. Frauen und Mädchen welche kaum dem Kindesalter entwachſen waren, ſchändete man auf offener Straße, ein Schüler der Neckarſchule ward erſchoſſen; alte Männer von ſechzig bis achtzig Jahren tödtete man; einen ſiebzigjährigen Greis, den man nackt ausgezogen, faßte man am Kopfe an und ſtampfte ihn auf den Boden. Die Kinder vom Waiſenhaus mußten durch den Wald, mitten im Schnee und Kälte, nach Schönau entfliehen, ebenſo der Schaffner und reformirte Pfarrer. Der Schultheiß zu Handſchuhsheim ward nackt drei Tage lang in die kalte Kirche geſperrt, die Kirche ſelbſt wie ein profaner Ort mißbraucht; Viele verſtümmelte man ſcheußlich, Einige kamen in den Flammen um. In Ladenburg, Schriesheim, Doſſenheim, Neuenheim ward ebenſo gehaust; wo die Bewohner ſich geflüchtet hatten, äußerten die Soldaten ihre Zerſtörungswuth an Wohnungen, Hausrath und Lebensmitteln; wo ſich Menſchen zeigten, wurden ſie mit teufliſcher Luſt mißhandelt. Auf der Straße von Neuenheim nach Doſſenheim lagen die Leichname nackt und unbeerdigt; als man am 3. Februar anfing zu begraben, wurden an dem einen Tage 52 Leichen beſtattet.

Indeſſen hatten die in Heidelberg zurückgebliebenen nicht aufgehört, die Einwohner zu quälen; als jetzt die Nachricht von dem Herannahen der deutſchen Truppen kam, beſchloſſen ſie zwar den Rückzug, aber nicht ohne ein bleibendes Denkmal ih-

87) Theatr. eur. XIII. 676.

res mordbrenneriſchen Wirkens zurückzulaſſen. Erſt wurde aus dem kurfürſtlichen Schloſſe Alles was noch zu finden war weggeführt, dann ein anſehnlicher Theil davon, namentlich der dicke Thurm mit Pulver geſprengt (16. Febr.), dann die Brückenpfeiler zerſtört, und nun noch mit raffinirter Härte den Bewohnern eine Brandſchatzung abgefordert, die ſie nicht bezahlen konnten. Ihre Vorſtellungen, ihre Berufungen auf die beſchworne Capitulation fruchteten nichts; es wurde ihnen eröffnet, daß die Stadt verbrannt werden müßte. Der Tag der Zerſtörung war der zweite März; einzelne Haufen Soldaten zogen durch die Straßen, warfen Brennmaterial in die Häuſer, und bald wirbelte die Flamme aus dem ſchönen Rathhaus, dem Marſtall, der Canzlei und eine Reihe von Privathäuſern. Melac ſtand behaglich auf dem Markte und ſah dem Bilde des Jammers mit Befriedigung zu. Nicht alle freilich dachten ſo kannibaliſch, auch wenn ſie dem Befehle ihres Sultans mit der blinden Ergebenheit von Eunuchen Folge leiſteten. General de Teſſé, als der Bürgermeiſter flehend ihm zu Füßen fiel und der Jammer der nackten obdachloſen Bewohner zu ſeinem Ohre drang, that das bittere Geſtändniß: es thue ihm zwar wehe, aber es ſey der ſtrenge Befehl des Königs. Doch deutete er den Unglücklichen an, ſie möchten in ihren Wohnungen die Flamme löſchen und unſchädliches Feuer anzünden, damit man nur den Rauch ſehe, und durch dieſe Auskunft wurden nur etwa 30 Häuſer ganz verbrannt. Der General freilich und manche ſeiner Offiziere mußten ihre Menſchlichkeit verbergen; dem königlichen Intendanten Lagrange gegenüber halfen ſich Teſſé mit der Nothlüge, wenigſtens die Hälfte der Stadt liege in Aſche. So ſchieden ſie am 2. März und ſchleppten noch ein Dutzend angeſehene Bewohner als Geiſeln mit fort, für die Bezahlung der Contribution. Dem Erbarmen einzelner Offiziere, der Vermittlung der Ordensgeiſtlichen und der thätigen Hülfe der Bürger aller Confeſſionen, auch der Juden, hatte man zu verdanken, daß die Stadt nicht ganz zerſtört war [88]).

88) S. den Bericht des Augenzeugen in Büttinghauſens Beitr. II. 191

Jetzt war auch die Stunde für Mannheim gekommen, wo mitten in den militäriſchen Drangſalen und den Gewaltthaten der letzten Wochen die Bewohner wenigſten wiederholt vom Intendanten und vom General Montclas das Verſprechen erhalten hatten, ihre Stadt ſolle unverſehrt bleiben, wie es die Capitulation verhieß. In dieſer Hoffnung hatten ſie ſich willig auch den härteſten Dienſtleiſtungen unterzogen und die ſoldatiſche Tyrannei ſchweigend geduldet; dennoch ward ihnen am 3. März eröffnet: ihre Stadt müſſe zerſtört werden. Wollten ſie ſelbſt Hand anlegen, ſo wolle man ihnen zwanzig Tage Zeit laſſen; würde ſie aber ſich dazu verſtehen, ins Elſaß oder auf franzöſiſches Gebiet ſich überzuſiedeln, ſo würde ihnen aller Vorſchub geleiſtet werden. Die Zerſtörung der eigenen Wohnungen lehnten die Unglücklichen ab; mit Mühe erflehten ſie, daß man ſie wenigſtens über den Neckar, ſtatt ins feindliche Gebiet hinein, mit ihrer Habe ziehen ließ. Am 5. begannen die Soldaten Häuſer abzubrechen, ſchon am folgenden Morgen, weil es ihnen zu lange dauerte, ſie abzubrennen; während die Bewohner in wildem, lebensgefährlichen Gedränge ſich der Neckarbrücke zuſtürzten, ward die Stadt und die Feſtung in einen Steinhaufen umgewandelt, die Kirchen zerſtört, die Leiche der Raugräfin aus den Gräbern der Concordienkirche aufgewühlt. Ein blühender Sitz des aufkeimenden Wohlſtandes war auf lange zerſtört; 200 Familien zogen nach Norddeutſchland und ließen ſich in Magdeburg nieder; der Reſt irrte bettelnd und heimathlos umher. Ein Bewohner, der nach dem Abzug der Feinde ſich nach der Stadt begab, ſah von Weitem nichts als einen grauen Steinhaufen; es war ihm ſchwer, die frühere Lage der Straße oder Häuſer zu unterſcheiden, ſo furchtbar hatten die Zerſtörer hier gehaust.

So ging es am ganzen Rheine zu, von Trier bis in die Ortenau war die Mordbrennerei förmlich organiſirt, auch die jülichſchen Beſitzungen des Kurfürſten litten unter derſelben Mishandlung. Pforzheim, Offenburg, Creuznach, Zell, Trier wurden erſt gepeinigt und ausgeſaugt, dann dem Brande und der

Zerſtörung ausgeſetzt; die alten, ehrwürdigen Reichsſtädte in der Pfalz deßgleichen, Speyer beraubte und drückte man erſt[88a]), dann führte man Waffen und Lebensmittel weg, endlich (30. Mai) bedeutete ihnen der franzöſiſche Intendant und General, „binnen ſechs Tagen müßten ſie die Stadt verlaſſen und ſich andere Wohnungen ſuchen, weil es die Umſtände ſo erforderten.“ Alles Jammern war vergebens; vom 30. März an begann der Auszug mit weniger Habe, und am folgenden Nachmittag ſtand die uralte Stadt, mit ihren zwanzig Thürmen und Kirchen, ſchon in vollen Flammen. Mit welch ausſtudirter Bosheit man verfuhr, zeigt ein einziger Zug. General Montclas hatte (30. Mai) den Einwohnern mit erheucheltem Mitleid gerathen, ihren Hausrath in den Dom zu bringen, weil der verſchont würde; Alles ſchleppte jetzt, was man ſchleppen konnte in die Kirche, und wie ſie mit dem brennbaren Stoffe gefüllt war, gab der Franzoſe das Zeichen zum Brande, durch den die ſtolze und ehrwürdige Kirche alsbald verzehrt war. Das Heilige war ſo wenig ſicher als das Profane; Kirchengeräthe, Reliquien wurden verbrannt oder geſtohlen von den Kämpfern des „allerchriſtlichſten“ Königs, und ſogar die Knochen der alten deutſchen Kaiſer, vor deren Größe im Leben das kleine Frankreich gebebt, riſſen ſie aus den Gewölben heraus, wie ein Zeitgenoſſe ſagt, „gleichſam als ein verrecktes Vieh.“

Auch Worms war durch ſeine Capitulation nicht geſchützt worden. Es hatte alle Arten des militäriſchen Druckes ausgeſtanden, immer durch das Verſprechen hingehalten, daß damit das Maß ſeiner Leiden erſchöpft ſey. Sie hatten ſich quälen, plündern, brandſchatzen, perſönlich mishandeln laſſen, bis auch ihnen (23. Mai) eröffnet ward, ihre Stadt müſſe dem Erdboden gleich gemacht werden. Auf ihr Flehen und Jammern erklärte der junge Herzog von Crequi: er habe eine Liſte, worauf noch zwölfhundert Ortſchaften ſtünden; die müßten alle ver-

88 a) Vgl. den Bericht des Augenzeugen in Schlözers Staatsanz. XIII 352 ff.

brannt werden, weil die deutſchen Fürſten ſich mit dem Prinzen von Oranien gegen den katholiſchen König von England verſchworen hätten! Es war keine Rettung; das Plündern und die militäriſche Anarchie war das Vorſpiel der Zerſtörung, womit die Franzoſen das Pfingſtfeſt zu Worms feierten. Am Dienſtag nach Pfingſten ward das Signal zum Brande gegeben; das Jammern der fliehenden Bewohner begleiteten die mordbrenneriſchen Horden mit luſtiger Tanzmuſik, indeſſen die ganze große Stadt und ſechzehn ihrer Kirchen, auch der Dom mit ihnen, von den Flammen zerſtört ward. Raub und thieriſche Genußſucht, neben ſcheußlicher Profanation alles Deſſen, was vor Gott und den Menſchen heilig iſt, trieben noch auf den Ruinen ihr Weſen.

Wer wollte die Dörfer und kleineren Orte alle aufzählen, wenn Städte, die am ganzen Rheine hervorgeleuchtet hatten, in wenigen Stunden dem Erdboden gleich waren? So wurden die Orte am Hardtgebirge ſchwer heimgeſucht, Neuſtadt ganz ausgepreßt, Wachenheim verbrannt, Frankenthal, Alzei und Bretten unter ſchmählicher Mishandlung der Zerſtörung und dem Brande preisgegeben, zu Sinsheim, Wiesloch, Bacharach, Ingelheim ging es nicht beſſer. Vom Januar bis Auguſt dauerten in den Rheingegenden, namentlich in dem pfälziſchen und badiſchen Gebiete, dieſe Scheußlichkeiten fort; ſelbſt die heimathloſen Söldner im dreißigjährigen Krieg hatten nicht ſo ſyſtematiſch und mit ſo kaltem Bewußtſeyn gegen Menſchliches und Göttliches gewüthet, als es die Heere eines Königs thaten, der ſich und ſein Volk als die Blüthe der europäiſchen Civiliſation hinzuſtellen gewohnt war.

Die Spuren ſind noch jetzt ſichtbar; auch die Erinnerung iſt noch nicht erloſchen. Lange Zeit hieß man in der Pfalz die Hunde mit dem Namen eines franzöſiſchen Führers, wie Melac und Montclas waren, und viele einzelne Züge des Kanibalismus ſind noch jetzt als mündliche Ueberlieferung nach anderthalb Jahrhunderten unverwiſcht geblieben. Der Kaiſer hatte wohl Recht, wenn er in ſeinen Manifeſten das Benehmen des

„allerchriſtlichſten" Königs als eine Barbarei bezeichnete, die ſich ſelbſt die Türken nie erlaubt hätten; die Thatſachen ſchrien zum Himmel, denn ſeit den Hunnen und Mongolen war in der europäiſchen Welt nicht ähnlich gehaust worden. Die Gränzen der Zerſtörung ſind noch jetzt wohl zu erkennen; alle Dörfer und Städte zwiſchen der Ortenau, Heilbronn und dem Niederrhein ſind neu, übertüncht, ohne Spuren einer großen Vergangenheit, und in die alten Reichsſtädte Worms und Speyer iſt der überſtrömende Wohlſtand der früheren Zeit nie wieder zurückgekehrt.

Würde ſchon dieſſeits die hiſtoriſche Nemeſis erfüllt, ſo möchte man glauben, ſie habe den Zerſtörer und ſein Geſchlecht bereits erreicht. Noch ſind als imponirende Ruinen unzertrümmert die damals geſprengten Mauern des alten Pfalzgrafenſchloſſes zu ſehen, während den Thron Ludwigs XIV. und ſeiner Nachkommen der Herr der Zeiten zertreten hat. Ein Jahrhundert, nachdem der Verwüſter der Pfalz ſein Volk für eine deſpotiſche Laune raſen und zerſtören ließ, hat ſich daſſelbe Volk ihm entwunden und auf eigne Fauſt gegen ihn und ſein Blut noch furchtbarer und gewaltiger gewüthet. Selbſt das Heilige und Ehrwürdige in den Kirchen ward von den Horden Ludwigs XIV. nicht geſchont, und ein Jahrhundert nachher warf man die Reliquien und Heiligthümer ſammt ſeinem eignen Thron in den Koth; man riß 1689 und 1693 die alten Kaiſergräber auf und die der Kurfürſten; — und gerade ein Jahrhundert nachher, am 12. Oktober 1793, ward ſein eigner Leib ſammt denen ſeines Geſchlechts von ſeinem eignen raſenden Volke aus den Grüften zu St. Denis hervorgeriſſen.

Welche Empfindungen ſolche Greuel in ganz Deutſchland erregten, bezeugen die vereinzelten Ausbrüche eines tiefen Franzoſenhaſſes, der nur leider in jenen Tagen nicht ſo zur Erhebung der Nation benutzt worden iſt, wie dies gleichzeitig in England und Holland geſchah. Der Kurfürſt Philipp Wilhelm ſelbſt ſprach dieſen Unwillen über die franzöſiſche „Barbarei" in öffentlichen Erklärungen aus, aber er beſaß die Macht nicht

ſein Volk zu rächen. Kurfürſt Karl Ludwig hat in ähnlichem Fall wenigſtens den Vollzieher der Greuel zu belangen geſucht, der ſiebzigjährige Philipp Wilhelm konnte nur zuſehen und dulden. Unter allen pfälziſchen Städten hatte Mannheim am meiſten gelitten; drum ſuchte er durch feierliche Erneuerung aller Privilegien (Juni 1689), durch Aufhebung der meiſten perſönlichen und dinglichen Laſten die verſcheuchten Bewohner in den verödeten Steinhaufen zurückzuführen [90]). Auch in andern Dingen verſprach er Abhülfe; die Noth des Augenblicks war aber ſo, daß er meiſtens nur verſprechen konnte, wo ſchnelle Abhülfe wünſchenswerth geweſen wäre.

Die wichtigſte Angelegenheit war die hart bedrängte Lage der proteſtantiſchen Kirche; denn auch hier hatte die franzöſiſche Verwüſtung aufs Nachtheiligſte gewirkt. Ungeachtet die Capitulationen überall die Freiheit des Cultus feſtgeſetzt hatten, wurde doch dieſer Punkt nicht beſſer beachtet — als die übrigen; entweder ließ man Gewaltthaten geſchehen, oder man griff ſelbſt mit offener Feindſeligkeit in die Rechte und den Beſitz der Proteſtanten ein. Hatte man zu Worms und Speyer die Kirchen und Güter der Katholiken ſchmachvoll verwüſtet, wie ſollten die Reformirten Schutz finden? Die Güter auf dem linken Rheinufer, wodurch die reformirten Kirchen- und Schulanſtalten beſtanden, wurden eingezogen, oder ihr Ertrag verwüſtet, unter den Verjagten und Mißhandelten waren gewöhnlich die Pfarrer und Schullehrer in erſter Reihe, und alle Bitten und Beſchwerden über Verletzung beſchworner Verträge hatten ſo wenig Erfolg, als die Klage über Verbrennung der Städte, die man geſchworen hatte zu erhalten. In einzelnen Gegenden, z. B. im Oberamt Germersheim, führte man den katholiſchen Gottesdienſt in reformirten Kirchen ein, in andern wurden durch Vertreibung oder Gefangennehmung der proteſtantiſchen Pfarrer die Kirchen verödet.

---

90) Theatr. eur. XIII. 799.

Jetzt erſt zeigte ſich, wie unglücklich für das Land die Zurückführung intoleranter Mönche werden mußte; denn die bedachten ſich natürlich nicht, in dieſer allgemeinen Noth den Augenblick für ihr confeſſionelles Intereſſe auszubeuten. Was ihnen der katholiſche Landesherr aus gerechtem Sinne verweigert hatte, wurde jetzt unter dem Schutze der fremden Waffen von ihnen mit Gewalt erlangt. In Kaiſerslautern erhielten die Franciscaner durch den franzöſiſchen Dauphin die Kloſterkirche, die ihnen Philipp Wilhelm abgeſchlagen hatte, und die fanatiſchen Mönche ſchämten ſich nicht, bei deſſen Abreiſe dem Erbfeinde in niedriger Demuth den Hof zu machen [91]) und von ihm ein Paar Gulden als Almoſen zu erbetteln. Dorthin ſchickten auch die Miniſter Louvois und Goupillière, der franzöſiſche Intendant, die Glocken, die man in Hoheneck und Kreuznach den proteſtantiſchen Kirchen entzogen hatte. Der franzöſiſche Kriegsminiſter bat ſich für das geſtohlene Kirchengut, womit er die Mönche beſchenkte, nichts aus, als daß ſie für ihn beten ſollten (April 1689) [92]); und die Mönche, die ihren proteſtantiſchen Mitchriſten ihr Gut entzogen, beteten für den Mann, der befohlen hatte, die Pfalz zu verbrennen!

Um ſo bedenklicher war es, daß den Kurfürſten die Noth des Landes zwang, einen großen Theil der reformirten Beamten, Pfarrer und Lehrer einſtweilen zu entlaſſen und eine Menge von Kirchen- und Schulſtellen zu combiniren oder ganz zu ſtreichen. Durch dieſe Verordnung erhielt der pfälziſche Proteſtantismus auch auf dem rechten Rheinufer einen tödtlichen Stoß, wie er durch die franzöſiſche Invaſion bereits auf dem linken ſchwer getroffen war. Für beides freilich verſprach der Kurfürſt

91) Moné Anzeiger für Kunde des deutſchen Mittelalters III. 240, wo die Tagebücher der Franziskaner bekannt gemacht ſind. Der Mönch erzählt ſelbſt, dem Dauphin geſagt zu haben: „nous ne scavons autre personne que sa magisté pour notre protecteur, c'est pourquoi Monseigneur, nous nous prosternons avec tout le respect, deu à vos mérites, devant le throne de vostre miséricorde.“

92) Moné a. a. O.

Abhülfe; es ſollten dieſſeits und jenſeits Beſitz und Rechte der nichtkatholiſchen Confeſſionen wieder ganz reſtituirt werden, aber ehe es ihm möglich war ſeine Zuſage zu halten, ſtarb er.

Mit dem Kaiſerhauſe eng befreundet und durch mehrfache Bande verſchwägert, war der fünfundſiebenzigjährige Mann im Frühjahre 1690 nach Wien gereiſt, um der Krönung des künftigen Kaiſers, Josephs I., beiwohnen zu können; dort überraſchte ihn (2. Sept. 1690) der Tod, und es blieb dem Nachfolger vorbehalten, alle die Wunden zu heilen, die er gefühlt hatte ohne Mittel zur Abhülfe. Die erſte Nachricht von den Leiden ſeines Landes warf ihn aufs Krankenlager; aber er beſaß keine Militärmacht, und den Vorſchlag des Kaiſers, öſterreichiſche Garniſonen aufzunehmen, hatte er unglücklicherweiſe zurückgewieſen. [93])

Die wenigen Jahre ſeiner kurpfälziſchen Regierung wurden durch die ſchrecklichen Kriegszeiten noch vollends zerriſſen, und es war ihm das bittere Loos beſchieden, das Schlimme nicht hemmen zu können, zu dem Guten, das er ſich vornahm, keine Zeit mehr zu finden. Sonſt konnte man an dem Kurfürſten viele Vorzüge rühmen; neben einer geſunden, offenen Perſönlichkeit, deren jugendliche Kraft ſich bis ins hohe Alter erhielt, wohnte in ihm ein Wohlwollen und ein freundlicher Sinn, den auch ſeine rheinpfälziſchen Unterthanen in der kurzen Zeit ſeiner Anweſenheit ſchätzen lernten. Die kirchliche Andacht, die er mit aller Innigkeit in demüthigem Hingeben an die Geiſtlichen und in pünktlicher ernſter Bewahrung aller Ceremonien kund gab, artete nie in Unduldſamkeit aus; ein Ruhm, der dann um ſo tiefer empfunden wird, wenn man die Geſchichte ſeiner drei Nachfolger ins Auge faßt.

Wir haben ſchon früher erwähnt, in welch glücklicher Ehe der Kurfürſt mit ſeiner zweiten Gemahlin, Eliſabeth Amalie von Heſſen, ſtand; die Frucht derſelben waren ſiebzehn Kinder, von denen nur drei im Kindesalter ſtarben, alle übrigen in der pfäl-

93) S. Cod. bav. 2463.

ziſchen Geſchichte oder anderwärts erwähnenswerth geworden ſind. Die älteſte Tochter, Eleonore Magdalene Thereſie (geb. 6. Jan. 1655), iſt die Gemahlin Kaiſer Leopolds I. geworden und knüpfte die Einigkeit von Habsburg und Pfalz-Neuburg noch enger als zuvor; der älteſte Sohn, Johann Wilhelm (geb. 19. Apr. 1658), wird als Nachfolger ſeines Vaters im nächſten Abſchnitte geſchildert werden. Zwei folgende Prinzen, Wolfgang Georg Friedrich (geb. 1659) und Ludwig Anton (geb. 1660), waren dem geiſtlichen Stande beſtimmt; der eine war auch zu Köln, Straßburg, Lüttich, Münſter, Paſſau, Brixen, Trient und Breslau Kanonikus geweſen und ſtarb als Chorbiſchof zu Köln († 1683); der andere, Ludwig Anton, raſcher und thatenluſtiger als die meiſten von Philipp Wilhelms Söhnen, war zwar auch erſt Kanonikus geweſen, hatte aber dann den Beruf eines Deutſchritters vorgezogen und war in kriegeriſchen und diplomatiſchen Geſchäften vielfach gebraucht worden, bis er als Deutſchmeiſter und Beſitzer mehrerer anſehnlicher Pfründen (1694) ſtarb. Auf ihn folgte Karl Philipp (geb. 1661), der ſpätere Kurfürſt, deſſen unſere Geſchichte noch ausführlicher gedenken wird. Seine beiden jüngern Brüder waren ebenfalls Geiſtliche geworden; Alexander Siegmund (geb. 1663) ſtarb als Biſchof von Augsburg, Franz Ludwig (geb. 1664) hatte eine Reihe von geiſtlichen Würden bekleidet, bis er zur erſten Kirchenſtelle des Reichs gelangte. Er war erſt durch den Einfluß des Kaiſers, in ſeinem neunzehnten Jahre, Biſchof von Breslau geworden, dann nach ſeines Bruders, Ludwig Anton, Tode in Beſitz der Pfründen getreten, die derſelbe inne gehabt hatte. So wurde er Deutſchmeiſter, Biſchof von Worms und Probſt von Ellwangen; ſpäter (1716) wählte man ihn zum Kurfürſten von Trier und 1729 ward er Erzbiſchof von Mainz, nachdem er ſchon lange zuvor deſſen Coadjutor geweſen war. — Ihm folgte dem Alter nach Pfalzgraf Friedrich Wilhelm (geb. 1665), der mehr von wiſſenſchaftlichen und militäriſchen Neigungen geſtimmt war, als von dem Wunſche, ſich mit geiſtlichen Pfründen

eine Art Appanage zu ſchaffen. Er ſtudirte zu Heidelberg, trat nachher in kaiſerliche Kriegsdienſte und fand (13. Juli 1689) bei der Belagerung von Mainz, der auch ſein Bruder Ludwig Anton beiwohnte, durch eine Falkonetkugel ſeinen Tod.

Ihm ſtand dem Alter nach zunächſt die Pfalzgräfin Maria Sophia Eliſabeth (geb. 1666), welche im J. 1687 die Gemahlin des Königs Peter von Portugal ward; ihre jüngere Schweſter, Maria Anna (geb. 1667), heirathete zwei Jahre ſpäter den letzten habsbürgiſchen König Karl II. von Spanien, als deſſen kinderloſe Wittwe ſie in alle die Intriguen um die ſpaniſche Erbfolge verflochten war, die zuletzt eine europäiſche Bedeutung erhielten. Auf ſie folgte ein Bruder, Philipp Wilhelm Auguſt (geb. 1668), der kaum fünfundzwanzig Jahre alt und mit einer lauenburgiſchen Prinzeſſin vermählt, als Vater zweier Töchter geſtorben iſt. Seine Schweſter Dorothea Sophie (geb. 1670) war nach einander mit den beiden Brüdern Odoardo und Franz von Parma vermählt; die jüngere Pfalzgräfin Hedwig Eliſabeth (geb. 1673) heirathete einen polniſchen Prinzen aus dem Hauſe Sobiesky, und das letzte von allen Kindern Philipp Wilhelms, Leopoldine Eleonore (geb. 1679), ſtarb vierzehn Jahre alt als Braut des Kurfürſten Maximilian Emanuel von Bayern.

Die Mutter aller dieſer Kinder, Kurfürſtin Eliſabeth Amalie, ſtarb 74 Jahre alt erſt am 4. Auguſt 1709.

Zweiter Abſchnitt.

Kurfürſt Johann Wilhelm (1690 — 1716).

§. 1.

Johann Wilhelms Regierung bis zum Frieden von Ryswick (1690 — 1697).

Es gehörte mit zu den unglücklichen Verhältniſſen der P daß die Pfalz binnen eines Jahrzehnts nicht weniger

Regenten hatte; die zwei letzten von ihnen kamen in dem ungünſtigſten Augenblicke zur Regierung und ererbten von ihren Vorgängern nichts als ein mißhandeltes, ausgeſaugtes Land, mit der großen Verpflichtung, die Nachtheile der Vergangenheit ſo vergeſſen zu machen, wie es einſt Karl Ludwig nach der Zeit des dreißigjährigen Krieges gelungen war. Als der neue Kurfürſt am 7. Sept. 1690 durch ſeine Beamten ſich von den Pfälzern huldigen ließ, war Mannheim ein Steinhaufen, die Umgegend von Heidelberg durch die Mordbrennereien des vorigen Jahres und einen ungünſtigen Sommer ganz verwüſtet [94]), Heidelberg ſeiner beſten Zierden beraubt und der größere Theil der überrheiniſchen Beſitzungen noch in den Händen der Feinde. Ja, Heidelberg ſelbſt war ſeit dem vorigen Herbſte fortwährend in Angſt vor einem neuen Einfall und ſeine nächſte Umgebung mehrmals durch kecke Streifzüge heimgeſucht.

Johann Wilhelm [95]) war zweiunddreißig Jahre alt, als er die pfälziſche Regierung antrat; es war eine von jenen Perſönlichkeiten, die an ſich nicht zu den ſchlimmen gehören, aber ganz von dem Moment und dem Wechſel äußerer Einflüſſe abhängen. Bei ſeinem Vater, der ſo devot gegen den Clerus, ſo pünktlich in allen kirchlichen Ceremonien war, wurde die jeſuitiſche Erziehung durch die Geſundheit an Leib und Seele, die er nie verlor, gemildert; bei dem Sohne traf das mit einer ſo paſſiven und lenkſamen Individualität zuſammen, daß man der Entwicklung eines künftigen Regenten mit einiger Beſorgniß zuſehen konnte. Wenn ihn daher ſein Vater ſo erziehen ließ, wie er ſelber war erzogen worden, mit ganz ausſchließlicher Betonung der ſtreng orthodoxen Kirchlichkeit und ihrer äußern Uebungen [96]), ſo war das bei ſeinem Charakter viel bedenklicher als bei Philipp Wilhelm; die Jeſuiten blieben auch politiſch ſeine Rathgeber, ſelbſt als er die Regierung eines beinahe ganz pro-

94) Theatr. eur. XIII. 1359.

95) Geb. zu Düſſeldorf am 19. April 1658.

96) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe.

teſtantiſchen Landes antrat. Sein Jugendunterricht hatte ihn mit vielen Fächern bekannt gemacht, auch eine gewiſſe Liebhaberei für Wiſſenſchaft und Kunſt in ihm genährt, aber einen Regenten hatten die Jeſuiten ſo wenig aus ihm gebildet, als aus andern ihrer Zöglinge. Als er das ſechzehnte Jahr vollendet, reiſte er in Begleitung eines Herrn v. Wachtendonk über Holland, Frankreich, England und Italien nach den meiſten europäiſchen Höfen, von denen er neben der feinen Weltſitte und mancher Erfahrung auch die Neigung zu höfiſchen Genüſſen mitbrachte, wie er ſie bei Ludwig **XIV.** und deſſen Nachahmer Karl **II.** von England hatte kennen lernen. [97])

Im J. 1678, als Johann Wilhelm ſein zwanzigſtes Jahr zurückgelegt, erhielt er die Verwaltung der jülichſchen und bergſchen Beſitzungen; die Inſtruction, womit der Vater dieſe Abtretung begleitete [98]), gibt uns Einſicht in den Geiſt, in welchem der Prinz ſeine erſten Regierungsverſuche machen ſollte. Neben vielen trefflichen Ermahnungen, auf Handhabung der Gerechtigkeit, der Ordnung und Sparſamkeit, neben manchen eigentlich praktiſchen Rathſchlägen, die ſich auf die Bedürfniſſe der niederrheiniſchen Beſitzungen bezogen, waltete auch hier das kirchliche Element vor. Der Prinz ſollte ſich ganz beſonders „die Fortpflanzung der katholiſchen alleinſeligmachenden Religion“ angelegen ſeyn laſſen, er ſollte bei Beſetzung geiſtlicher und weltlicher Stellen ganz vorzüglich darauf achten, daß die „irrenden Schäflein nicht länger verloren und die Katholiſchen durch allerhand Liſtigkeiten verführt oder durch Begünſtigung der Proteſtanten muthlos gemacht würden.“ Eine Lehre, die in den Händen fanatiſcher Beichtväter und Miniſter den jungen Fürſten ſehr mißleiten konnte!

---

97) Die Reiſe iſt in pathetiſchem Latein beſchrieben von einem neuburgiſchen Hofjeſuiten; ſ. **Hercules Prodicius aut. J. Pakenio. Col. 1695.** Wer ein Muſter des ſervilen und ſalbungsvollen Tones ſehen will, womit dieſe Zeit ſich ihren Fürſten näherte, muß dieſes 600 Seiten ſtar' Buch leſen.

98) S. Pfälz. Archiv zu Karlsruhe.

Mit dem Antritt der jülichſchen Regierung hatte ſich Johann Wilhelm zugleich vermählt. Seine Wahl war auf eine habsburgiſche Prinzeſſin gefallen; ſchon Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm war Schwager von Ferdinand **II.** geweſen, Johann Wilhelm war durch ſeine Schweſter, die Kaiſerin, Schwager Leopolds **I.** geworden; jetzt, indem er ſich mit Leopolds Stiefſchweſter Maria Anna Joſepha verheirathete, ward ſeit einem halben Jahrhundert der dritte Familienbund der Neuburger mit Habsburg geknüpft. Auch die Politik des Hauſes erhielt dadurch ihren beſtimmten Gang; in jener Regierungsinſtruction war dem jungen Fürſten vor allem Andern eine treue Ergebenheit gegen das Kaiſerhaus zur Pflicht gemacht. Die Ehe indeſſen war nicht von langer Dauer; ſchon am 4. April 1689 war die Kurfürſtin geſtorben, nachdem ihr zwei Prinzen gleich nach ihrer Geburt vorangegangen waren. Johann Wilhelm trat jetzt die pfälziſche Regierung als ein kinderloſer Wittwer an; im Juni 1691 vermählte er ſich zum zweitenmal mit einer Prinzeſſin von Toskana.

Der neue Regent fand in dem Lande keine Wohnungen, keine Beamten, kein Geld; er verließ es nach einem kurzen Aufenthalt, um nach Düſſeldorf zu gehen, und verpfändete ein ganzes Amt, Borberg, um nur die Bedürfniſſe des Augenblicks beſtreiten zu können. [99]) An eine Wiederherſtellung des Landes durfte man jetzt um ſo weniger denken, als die ängſtliche Spannung wegen neuer feindlicher Einfälle jedes ungeſtörte Behagen bei Regierung und Regierten verdrängte. Der Frühling 1691 brachte wieder ſchlimme Tage; das linke Ufer der Rheinpfalz war noch beinahe ganz in feindlichen Händen, auf dem rechten ſtanden ſich jetzt die beiden Armeen kampffertig gegenüber. Von Bretten bis nach Mannheim waren die Quartiere der Kaiſerlichen, und es ſchien ſich Alles dazu vorzubereiten, daß die Pfalz der Kriegsſchauplatz werden ſollte. Man ſah Mannheim wieder

---

99) Für 300,000 Gulden an Würzburg, welches ſein Pfandrecht dem Deutſchorden überließ. Von dieſem löſte es Karl Philipp (1741) wieder ein.

befeſtigen (dreitauſend Bauern arbeiteten täglich daran), in der Umgegend wurde der Rhein überſchritten, Bretten ſah jetzt, ſtatt der franzöſiſchen, kaiſerliche Truppen, und bis zum Rückzug in die Winterquartiere wurde die Pfalz die drückenden Gäſte nicht los. Der Kurfürſt ſuchte in das entvölkerte Land wenigſtens wieder Bewohner hereinzuziehen; ein Edict vom Nov. 1691 räumte den Kaufleuten und Handwerkern Freiheit auf zwanzig Jahre ein, verſprach den ſich Anbauenden Boden und Baumaterial, den Fabrikanten und Handelsleuten jede Art von Vorſchub und Unterſtützung.[100]) Ein friedlicher Wohlſtand konnte aber nicht erblühen, ſo lange man jeden Augenblick gewärtig ſeyn mußte, die Zerſtörungszeit von 1688 und 1689 zurückkehren zu ſehen. Schon im Febr. 1692 war Heidelberg wieder ernſtlich von einem franzöſiſchen Ueberfalle bedroht, der nur durch das zufällige Auffinden eines Briefes entdeckt und verhütet ward; das Corps, das Heidelberg hatte überfallen wollen, wandte ſich nach Mannheim (3. Febr.), zerſtörte dort die indeſſen wieder aufgebauten Wohnungen und hinterließ durch ſchmähliche Mißhandlung wehrloſer Frauen und Kinder abermals ſeine mordbrenneriſchen Spuren. Dies bange Gefühl der Unſicherheit dauerte fort; Plünderungen und Streifzüge wagten ſich keck bis vor die Thore von Heidelberg.[1]) Die Stadt ſelbſt war ſeit ihren Unglückstagen von 1689 wieder in Vertheidigungszuſtand geſetzt und vier Regimenter, zur argen Bedrückung der Bürger, hineingelegt worden; der kaiſerliche Feldmarſchallieutenant Georg Eberhard von Heidersdorf war Commandant und der Platz galt für den Schlüſſel der Bergſtraße und des Weges nach Franken.

Um ſo eifriger waren die Franzoſen bemüht, durch einen ſtarken Angriff zu erreichen, was ihren Streifzügen in den Jahren 1691 und 1692 mißlungen war; die Verhältniſſe waren ihnen günſtig. Noch lagen zwar 1200 Mann in der Stadt, die im Augenblick der Noth ſchnell auf das Doppelte gebracht wer-

100) Theatr. eur. XIV. 119.

1) Theatr. eur. XIV. 258 f.

den konnten [2]), das Wohl der Stadt war aber in den Händen eines elenden Commandanten, den ſelbſt die ſichere Ausſicht auf Entſatz von ſeinem feigen Verfahren nicht abhalten konnte. Als die erſte Nachricht kam vom Heranziehen der Franzoſen (Mai 1693), ließ er all ſein Gepäck über den Neckar ſchaffen und gab dadurch das Zeichen zur Entmuthigung; alle Wohlhabenden ſuchten jetzt zu entfliehen, und von angeſehenen, vornehmen Leuten blieb Niemand in der Stadt, als jener treffliche Bruder der Raugräfin, der blinde Ferdinand von Degenfeld, den wir in verſchiedenen Proben als einen ächten Ehrenmann haben kennen lernen. Die armen Bürger waren rathlos in der Stadt, denn ſie konnten ihre Güter nicht fortbringen, da der habſüchtige Commandant, ein eifriger Patron jüdiſcher Schacherer, mit den Päſſen einen ſchmählichen Wucher trieb.

Am 18. Mai erſchien ein ſtarkes franzöſiſches Corps in der Nähe der Stadt und fing an die Ebene auf dem linken Ufer des Neckars und die Anhöhen im Rücken der Stadt zu beſetzen; auch in die Stadt waren indeſſen noch 500 Mann geworfen worden. Die Truppen wie die zurückgebliebenen Bürger hatten den beſten Willen; bis zum fünften Tage blieben die Letztern unabgelöſt auf ihren Poſten und die Offiziere der fremden Regimenter zollten ihnen alles Lob für ihren Eifer. An der ſpeyerer Vorſtadt und am Klingenthor ſchlug man die feindlichen Angriffe zurück, und wenn auch die Feinde vom Gipfel des Königsſtuhls aus das Schloß bedrohten und ſich einzelner Vorwerke bemächtigten, ſo ward doch das Feuer von den Belagerten ſo gut geleitet, daß man bei der ſichern Ausſicht auf Entſatz den Muth nicht verlieren durfte. Der blinde Degenfeld hatte bereits veranlaßt, daß man nach Heilbronn ins Lager um Verſtärkung ſchickte; bald kamen auch 400, ließen ſich aber durch die ungegründete Furcht, das Neckarthal ſey ſchon von den Feinden beſetzt, zurückſcheuchen. Markgraf Ludwig ſchickte ſie dann aber-

2) So hatte Markgraf Ludwig von Baden in einem eigenhändigen [illegible] (16. Mai 1693) noch beſonders verſprochen.

mals, beinahe ums Doppelte verſtärkt, in die belagerte Stadt; ſchon zu Eberbach erfuhren ſie aber, daß ſie zur Rettung Heidelbergs zu ſpät kämen.[3])

Der Commandant Heidersdorf hatte nämlich auf unverantwortliche Weiſe verfahren. Mit einer Feigheit, die Verrath vermuthen ließ, hatte er gefliſſentlich Alles vernachläſſigt, was die Stadt ſchützen konnte; hier waren die Bruſtwehren vernachläſſigt, dort zum Rückzug commandirt, oder ein wichtiger Punkt ganz ſchwach beſetzt worden, und das Alles, ehe die Feinde einen entſchiedenen Vortheil errungen hatten, ehe die ſicher zu erwartende Hülfe von Heilbronn noch angelangt war. Es ſchien, als wollte Heidersdorf den Feinden den Weg zeigen, wie die Stadt zu nehmen ſey; denn anſtatt den Muth der Bürger und Soldaten zu erheben, trug er die Feigheit gewiſſermaßen dem Feinde zur Schau, ließ, nur durch blinden Lärm der Franzoſen erſchreckt, die Sternſchanze und das Klingenthor räumen und 23 Kanonen ſeiner eignen Leute vernageln! Die Offiziere ſelber machten dem ſchurkiſchen Commandanten bittere Vorwürfe über ſo ſchändliches Verfahren; und man hätte auch die preisgegebenen Schanzen wieder beſetzt, wenn nicht der Feind am frühen Morgen des 22. Mai die leeren Plätze ſchnell eingenommen hätte. Schon drangen ſie in die Vorſtadt ein und ein muthiger Ausfall des Oberſtwachtmeiſters Alvendel ward von der Uebermacht zurückgeſchlagen; bald ſtürzten ſie durch das Mittelthor in die Stadt, denn nicht einmal dafür hatte der Commandant Sorge getragen, daß man das Thor und Fallgitter niederlaſſen konnte. Dies war das Zeichen zur allgemeinen Auflöſung; die bürgerlichen Poſten, die man nie abgelöst, nie viſitirt hatte, verließen jetzt auch ihre Standpunkte, die Truppen am obern Thor zogen ſich zurück und in wildem Gedränge, das manches Menſchenleben koſtete, ſtürzten die Flüchtigen den Schloßberg hinauf, dort eine Zuflucht zu finden. So war in vier Tagen die Stadt mit 1700 Mann Beſatzung ohne Sturm, ſelbſt ohne

---

3) Theatr. eur. XIV. 447 ff.

ernſtlichen Angriff, ohne irgend einen errungenen Vortheil der Feinde, im Angeſicht eines anſehnlichen Entſatzheeres, durch die niederträchtige Feigheit des Commandanten ihren Henkern überliefert [4]).

Jetzt holten die Truppen Ludwigs **XIV.** das nach, was ſie 1689 noch unterlaſſen hatten. Nur einige Hundert der in der Stadt Zurückgebliebenen nahm man ſich die Mühe, zu Gefangenen zu machen; die Uebrigen erlitten ſchmachvolle Mißhandlung, am grauſamſten verfuhr man gegen Wehrloſe und Schwache. Fünf Regimenter zogen plündernd durch die Stadt; das Morden der Bürger, das Schänden der Frauen, die ausgedachten Qualen der Greiſe und Kinder wurden von den Flammen beleuchtet, womit die Kämpfer des „allerchriſtlichſten“ Königs die unglückliche Stadt zum zweiten Mal heimgeſucht hatten. Was noch übrig blieb, trieb man in die h. Geiſtkirche; als die gefüllt war, wie ein Pferch, und man am Altar mit den Hülfloſen ſchreckliche Mißhandlung getrieben, ward auch die Kirche angezündet. An dem Heulen der Eingeſperrten, über deren Köpfen die Glocken ſchmolzen, der Thurm einzuſtürzen drohte, weideten ſich die Mordbrenner behaglich; erſt als der äußerſte Moment der Lebensgefahr gekommen war, ließ man die Armen heraus, um ſie in einer andern Kirche weitern Qualen preiszugeben. Die Stadt ſtand indeſſen in vollen Flammen, die meiſten Kirchen wurden verbrannt oder ſtark beſchädigt, die Gebäude der Univerſität gingen ganz zu Grunde und von den Privathäuſern ſind nur wenige vom Feuer verſchont geblieben. Die Stadt wurde nachher eine ganz andere; die Mauern und Stadtgräben verſchwanden, Thore, Plätze u. ſ. w. wurden ganz

---

4) Der Markgraf war der Anſicht, die Stadt nur im Nothfall preiszugeben. Er ſchrieb noch am 20. ein Billet, das der Commandant nicht mehr erhielt; darin hieß es: „ich hab nur dieß erinnern wollen, daß weil ich verſichert, daß die ſämmtliche Garniſon ihr Aeußerſtes thun wird, man auf alle Weiſe das Proviant in der Stadt verderben und verwüſten ſoll, wenn man die Stadt verliehren und das Schloß zu defendiren gezwungen werden ſollte — — Ich werde thun, was möglich iſt.“ (Kazner III. 113.)

verändert und nur in der Richtung der Straßen hat man beim Wiederaufbau im achtzehnten Jahrhundert das alte Heidelberg wiederherzuſtellen geſucht.

Auch die letzte Hoffnung auf Schutz war verloren, als das Schloß am folgenden Tage (23. Mai) ebenfalls überging. Die Bemühungen, eine günſtige Capitulation zu erlangen, waren natürlich erfolglos geweſen, und die feindlichen Führer hatten recht, wenn ſie dem Gouverneur höhniſch erklärten, ſie ſähen nicht ein, wie er das mit Flüchtlingen gefüllte Schloß erhalten wolle, nachdem er die Stadt ſo muthlos preisgegeben [5]). Die Unfähigkeit des Gouverneurs bewährte ſich auch hier; denn die Stipulation für ſeine abziehenden Truppen entbehrte aller der Bürgſchaften und Vorſichtsmaßregeln, wodurch ein ſolcher Vertrag einen Werth bekommen kann. Wie mußten ſich die Feinde freuen, ſo wohlfeilen Kaufes eine Stadt und ein Schloß zu erhalten, wo große Vorräthe an Lebensmitteln, 500 Centner Pulver, 10000 Pfund Blei und alle übrigen Kriegsbedürfniſſe in reichem Uebermaße aufgehäuft lagen! Sie ſelbſt ſagten dem Commandanten geradezu, wenn einer in ihres Königs Dienſt ſo verfahren hätte, wäre er gehängt worden.

Indeſſen ward die Zerſtörung der Stadt vollendet. Alle Bewohner ohne Unterſchied der Religion wurden mißhandelt oder verjagt, die Mauern ſelbſt dem Erdboden gleich gemacht. Sogar die Gräber der Kurfürſten ſchonte man nicht; ſelbſt der alte König Ruprecht ward in ſeinen ſterblichen Ueberreſten aus der beinahe dreihundertjährigen Ruhe hervorgeriſſen; auch Karl Ludwigs Ahnung, daß ſein Leichnam im Grabe nicht ſicher ſeyn würde, fand jetzt ihre Erfüllung. Bis in den September lagen die Franzoſen noch auf dem Schloß, um die Zerſtörung zu vollenden. Die Stadtmauern und die Schanzen um die Stadt verſchwanden ſpurlos, die Thore des Schloſſes und die meiſten Be-

5) Theatr. eur. XIV. 452. Das Schloß war vernachläſſigt, drum rieth ſelbſt Degenfeld zur Uebergabe. S. deſſen Gutachten bei Kar Luiſe von Degenfeld III. 109 f.

feſtigungen wurden geſprengt, der Ottoheinrichsbau verbrannt und ein Theil der Gewölbe entweder verſchüttet, oder durch Minen zerſtört. Man zählte nach dem Abzug der Feinde noch einige Dutzend Wohnungen, die der Verwüſtung nicht unterlegen waren.

Während der alternde Ludwig XIV. dieſe Barbarei durch ein Tedeum feiern und eine Münze mit der verbrannten Stadt ſchlagen ließ, deren Inſchrift in läſterlicher Weiſe Gottes Allmacht parodirte [6]), hatte auch der ſchmähliche Commandant den verdienten Lohn gefunden. Im Lager zu Heilbronn gleich nach ſeiner Ankunft feſtgehalten und vor Gericht geſtellt, ward er zum Tode verurtheilt und litt eine härtere Strafe, als den Tod. Aller ſeiner Würden beraubt, des Landes verwieſen, mußte er ſehen, wie man ihm ſeinen eigenen Degen zerbrach und als einen Ehrloſen aus ſeinem Stande ausſtieß. Das Leben, das man ihm ließ, in dieſer Lage eine dürftige Gabe, ſchleppte er namenlos und elend fort.

Heidelberg war auf viele Jahre hinaus vernichtet; denn auch die wenigen Bewohner, die ſich nach dem Abzug der Zerſtörer wieder ſammelten und in Kellern oder Gewölben ſich aufhielten, ließ der Intendant la Grange unbarmherzig vertreiben. Im Febr. 1694 erſchien eine Schaar Franzoſen, zerſtörte noch den kleinen Reſt des früher Erhaltenen und vergriff ſich ſchmählicher Weiſe an den hülfloſen Bettlern, die aus natürlicher Liebe zu dem vaterländiſchen Boden wenigſtens auf dem Schutthaufen ihrer zertrümmerten Stadt ihr Leben beſchließen wollten.

Der bürgerliche Wohlſtand war auf Menſchenalter hinaus zerſtört und die Univerſität mit ihren Hülfsquellen und ihren wiſſenſchaftlichen Vertretern nach allen Seiten hin zerſtreut; nur Wenige von ihnen fanden ſich nach dem Kriege in der wieder aufgebauten Stadt zuſammen. Am härteſten ward jedoch von den unmittelbaren Wirkungen der Kataſtrophe die pfälziſche Kirche betroffen; ihre an ſich ſchon erſchütterte Stellung ging in die-

ſto

6) Rex dixit et factum est ſtand darauf. Theatr. eur. XIV. 453.

ſem Abgrunde der Rechtloſigkeit und Zerſtörung vollends unter.

Johann Wilhelm beſaß zwar nicht die feſte Mäßigung, die ſein Vater in kirchlichen Dingen gezeigt hatte, aber ſeine erſten Regentenhandlungen waren doch auch von jeder Ungerechtigkeit und kirchlichen Reaction frei. An dem Tage, wo ſeines Vaters Tod ihn zur Kurwürde berief, erließ er von Wien aus (2. Sept.) eine Erklärung, welche die freie Religionsübung in ſeinem Lande verbürgte; und als er, ſeinem verödeten Lande wieder aufzuhelfen, neue Anſiedler unter günſtigen Verſprechungen heranzog (Nov. 1691), ward ausdrücklich auch die Freiheit des Cultus unter den Bedingungen der Einwanderung zugeſagt. Als unter den Stürmen des Krieges der Biſchof von Würzburg ſich in dem verpfändeten Amte Borberg eine vertragswidrige Beſchränkung der Proteſtanten erlaubte, nahm ſich Johann Wilhelm ſeiner Unterthanen an; Aehnliches that er, als einige mainziſche Ordensgeiſtliche die pfälziſchen Reformirten, die ſie ſchutzlos glaubten, zu bedrängen ſuchten.

Wie aber jetzt die Franzoſen Herren wurden in der Pfalz, wiederholten ſich die Bedrückungen, wie im Jahre 1689. Schon damals hatten die eingedrungenen Ordensgeiſtlichen die Noth des Augenblicks gegen die reformirten Pfälzer ſchmählich benützt; unter dem Schutz der franzöſiſchen Waffen ſetzten ſie zum Theil ihre Uſurpationen durch und Philipp Wilhelm war geſtorben, ehe er ſein Verſprechen, den rechtlichen Zuſtand wiederherzuſtellen, erfüllen konnte. So war die reformirte Kirche in Bedrängniß und Verwirrung, als der neue Kurfürſt die Regierung antrat; durch die Beamtenreduction war das Kirchenrathscollegium ſeines Präſidenten beraubt, durch die Mordbrennereien der Jahre 1689 und 1693 die einzelnen Mitglieder nach allen Seiten hin zerſtreut worden. Johann Friedrich Mieg hatte ſich nach Holland geflüchtet, Lorenz Salmuth lebte zu Nürnberg († 1693), und der treffliche Ludwig Fabricius, ſeit Karl Ludwigs Zeit von wohlthätigem Einfluß, hatte zu Frankfurt ein

Zuflucht gefunden [7]). So war der ganze Kirchenrath, einſt die mächtige Vertretung der pfälziſchen Reformirten, auf zwei Männer beſchränkt, von denen der eine zu Nürnberg, der andere zu Frankfurt lebte, und es war den unduldſamen Mönchen nicht ſchwer, mit den Waffen der mordbrenneriſchen Fremden ihre Gelüſte zu befriedigen. Hier wurden die proteſtantiſchen Bewohner verjagt, dort zur Theilung ihres kirchlichen Beſitzes mit den Katholiken gezwungen, an andern Orten ganz von den Mönchen verdrängt; noch ehe das Jahr 1693 zu Ende ging, waren hundert reformirte und drei lutheriſche Kirchen in die Hände der katholiſchen Ordensleute übergeben worden, von der Menge von Pfarr- und Schulhäuſern gar nicht zu reden.

Eine Klage, die Fabricius in Düſſeldorf anbrachte (Juni), wurde mit einer Vertröſtung abgefertigt; hatte ja der Kurfürſt ſein Land verwüſten und verbrennen laſſen, warum ſollte er jetzt thätig auftreten, wo es ſich nur um das Recht eines Glaubens handelte, den er ſelbſt für einen ketzeriſchen und verdammten anſah? Einzelne Fälle, namentlich zu Weinheim und Ladenburg, wo in den Kirchen ſelbſt das Fauſtrecht war geübt worden, erregten bereits im ganzen Reiche Aufſehen, und Kurfürſt Friedrich von Brandenburg richtete ein gemäßigtes aber kräftiges und eindringliches Schreiben (4. März 1694) an Johann Wilhelm, worin er ſich über die Mißhandlung der Reformirten beſchwerte. Die Antwort, die der pfälziſche Kurfürſt in gereiztem Tone gab, konnte trübe Gedanken erwecken; obſchon er Einzelnes nicht leugnen konnte, ſo war doch der Brief weſentlich mit Ableugnungen des Geſchehenen und harten Anklagen ſeiner reformirten Unterthanen angefüllt [8]), und die jeſuitiſche Umgebung ſcheint den lenkſamen Fürſten bereits in ihrem Sinne

---

7) Fabricius unterſtützte mit dem Reſt ſeines eigenen Vermögens die hülfloſen Glaubensgenoſſen; Pfarrer Schmidtmann in Mannheim gab ein ähnliches Beiſpiel edler Aufopferung. Ueber die Verhandlungen des Kirchenrathes ſ. pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Religion“).

8) S. Struve S. 729—733.

bearbeitet und falſch unterrichtet zu haben. Doch blieb Johann Wilhelm den Vorſtellungen der Wahrheit und des Rechts nicht unzugänglich, Fabricius erlangte zu Düſſeldorf wenigſtens Verſprechungen; Wieſenbach wurde als weltliches, Achenbach als geiſtliches Mitglied in den reformirten Kirchenrath ernannt und ſo der vertretenden Behörde der Bedrängten wenigſtens eine kräftigere Thätigkeit möglich gemacht. Einer der franzöſiſchen Intendanten, La Groupillière, ſchützte auch mit rühmlicher Feſtigkeit das bedrängte Recht der überrheiniſchen Reformirten, und man fing wenigſtens an, wieder Hoffnung zu ſchöpfen.

Noch war aber nichts zur dauernden Erleichterung geſchehen; drum war es in dieſem Augenblick ſehr bedenklich, wenn ein neuer Zwiſchenfall die Verwirrung vermehrte. Dies geſchah jetzt, als der lange glimmende Streit zwiſchen Lutheranern und Reformirten zum Ausbruch kam, und die katholiſchen Bekehrer an den Lutheranern unerwartet ſehr rührige Verbündete erhielten. Die Reformirten waren daran zum Theil ſelbſt Schuld; ſie hatten in den Zeiten der Ruhe ihr Uebergewicht die Lutheraner ſehr fühlen laſſen, jetzt vergalten dieſe es ihnen dadurch, daß ſie im Augenblick der Noth die alten Beſchwerden hervorholten und die ſchon wankende reformirte Kirche durch den vereinten Angriff lutheriſcher und katholiſcher Anſprüche völlig erſchütterten. Es wurde früher erzählt, wie Karl Ludwig gemäß dem weſtphäliſchen Frieden den Lutheranern eine beſchränkte Toleranz bewilligte, die Regierung ſeines Nachfolgers dieſe Beſchränkungen noch vergrößerte; ſeit der Erhebung der neuburgiſchen Linie hatte ſich ihre Lage günſtiger geſtaltet. Die allgemeine Duldung, die Philipp Wilhelm verkündigte, war auch ihnen zu Gute gekommen, und in wenigen Jahren hatten ſich neben den zu Heidelberg, Oppenheim, Kreuznach, Mannheim ſchon beſtehenden Gemeinden zu Bretten, Mosbach, Weinheim, Frankenthal, Neuſtadt, Alzei, Ingelheim, Lautern neue lutheriſche Kirchen gebildet. Ihre Beſchwerden über manche Beſchränkung blieben unerledigt, obwohl der reformirte Kirchenrat' Fabricius einen ſehr billigen und verſtändigen Vorſchlag

Vermittlung gemacht hatte; ſie konnten ſich immer noch beklagen, daß ihrer Religionsübung manche Hemmungen im Wege ſtün- den, namentlich ſie ſelbſt in Verwaltung und Einkünften wie bisher von dem reformirten Kirchenrath regiert wurden. Die Kriegsnoth wirkte auch auf die Lutheraner zurück, obwohl ſie die Reformirten am härteſten betroffen; es war daher für dieſe ſehr beunruhigend, als die Lutheraner jetzt auf einmal Miene machten, ſich der beſtehenden Leitung der Reformirten zu entzie- hen und unter dem Schutze der katholiſchen Regierung ſich eine eigne Stellung zu erkämpfen. Im Juli 1695 hielten mehrere lutheriſche Pfarrer eine Zuſammenkunft zu Darmſtadt, ſich über ihre Emancipation zu berathen; man wollte von dem Kurfürſten die Herſtellung der alten lutheriſchen Kirchenordnung, eine voll- ſtändige Freiheit des Cultus, eigne Prüfung und Wahl der Geiſtlichen und die Abſonderung eines lutheriſchen Kirchenver- mögens erlangen[9]). Der reformirte Kirchenrath ſah dem nicht gleichgültig zu und die lutheriſchen Prediger mußten ſich vor ihm, als der oberen Behörde, über das Geſchehene verantwor- ten. Man ſtritt nun über die Befugniß, ohne zu einem Ziele zu gelangen; denn die Reformirten fußten auf ihr beſtehendes Recht, die Lutheraner wollten eben dieſes beſtehende Recht nur als ein Unrecht anerkennen. Es hatte etwas aller Vernunft Widerſtrebendes, zu ſehen, wie beide religiöſe Partheien, aus dem verödeten Lande vertrieben, in einer fremden Stadt (zu Frankfurt) um Rechte und Beſitz haderten, die in dieſem Augen- blick von einer dritten mächtigeren Seite her, von der katholi- ſchen, ernſtlich bedroht waren. Allein es war ſchwer, in einem ſolchen Augenblick, Mäßigung und Einſicht zu predigen, denn der lutheriſche Pfarrer Schloſſer, von verhaltenem Grimm ge- gen die Reformirten erfüllt, benahm ſich wie ein Zelot des ſech- zehnten Jahrhunderts, und die katholiſche Regierung zu Düſſel-

9) Das ſind die weſentlichen Punkte, die aus der ausführlichen Be- ſtätigung hervortauchen. S. Schloſſer und Debus Wahrheit, Unſchuld und Errettung ꝛc. S. 162 ff.

dorf ſah mit Behagen zu, wie ſich die beiden proteſtantiſchen Partheien untereinander zerfleiſchten.

Der reformirte Kirchenrath erließ (Aug. 1695) bei den einzelnen Gemeinden Rundſchreiben, die zur Erwähnung aller Beſchwerdepunkte aufforderten, auch verſuchte man es in dieſem und dem folgenden Jahre von neuem mit erfolgloſen Conferenzen [10]. Indeſſen ſtarb aber (Februar 1696) der Hauptvertreter einer billigen Vermittlung, Ludwig Fabricius, einer der wenigen Männer, die mit Kraft das Recht ihrer Kirche verfochten und doch die fremden Rechte nicht gekränkt hatten; die Aufforderung zur Ausgleichung der Beſchwerden ward nur langſam beantwortet, denn die Lutheraner hatten bereits angefangen, auf einem andern Wege, als dem der Verſtändigung, ihr Recht zu verfolgen. Schon im Oktober 1695 war eine Bittſchrift an den Kurfürſten abgegangen, welche bat, aus den Geiſtlichen zu Heidelberg, Kreuznach und Oppenheim eine lutheriſche Kirchenregierung zu beſtellen, und weil die düſſeldorfer Regierung damals die Petition an den reformirten Kirchenrath zum Bericht übergeben hatte, den dieſe ausführlich leiſtete, machten (13. Sept. 1696) die Pfarrer zu Heidelberg und Kreuznach, Schloſſer und Debus, einen wiederholten Verſuch. Ihre Bitte um die Kirchengüter und einen eignen Kirchenrath wurde vom Kurfürſten ſehr gnädig beantwortet und die Erfüllung ihres Geſuches in ſichere Ausſicht geſtellt [11].

Indeſſen hatte der Gang des Krieges eine kleine Erleichterung verſchafft; das deutſche Heer war über den Rhein vorgedrungen und, mit Ausnahme des Amtes Germersheim, war die Pfalz von den Franzoſen geſäubert worden. Aber in welch einem Zuſtande befand ſie ſich jetzt! Außer dem ungeheuren

---

10) S. Struve S. 753 ff.

11) „Ich vermeyne auch euch bereits einige Proben gegeben zu haben, daraus ihr meine Gnade erkennen könnet, und ihr ſollt auch in der That erfahren, daß, weſſen ſich alle Evangeliſche Lutheriſche Kirchen werden von Herzen können conſoliren.“

materiellen Druck, der ſeit acht Jahren geübt worden, war der kirchliche Beſitz der reformirten Bevölkerung mit völligem Ruine bedroht und eine Reaction, die zugleich zu den gewaltſamſten und zu den hinterliſtigſten gehörte, hatte einſtweilen der völligen Verdrängung des Proteſtantismus thätig in die Hände gearbeitet.

Es war nicht ohne Abſicht, ſondern nach einem berechneten Plane, ſchon vor dem Kriege darauf hingewirkt worden; die beiden neuburgiſchen Kurfürſten waren da ſelbſt nur Werkzeuge in den Händen einer unſichtbar aber conſequent wirkenden Macht. Man hatte die Mönchsorden zurückgeführt, die entweder durch ihre niedrige oft ſchmutzige Wirkſamkeit am beſten zu Apoſteln der Maſſe geſchaffen ſind; oder ſolche, die unter harmloſem Gewande, erſt in mildthätigen Stiftungen, dann in Miſſionen, hierauf in Lehranſtalten, endlich als gewaltige Lenker der ganzen Staats- und Kirchenpolitik ſich einzudrängen pflegen und die alte Fabel vom gaſtfreundlichen Hamſter und dem Igel wiederholen. Waren die Jeſuiten einſtweilen nur am Hofe als Beichtväter und einflußreiche Rathgeber thätig, ſo hatten die Franciskaner und Kapuziner ihr Bekehrungsgeſchäft von den ihnen angewieſenen Sitzen bereits offen begonnen; im Weſtrich lebten ſie unter franzöſiſchem Schutze ſchon ſeit der Reunionszeit, in den pfälziſchen Neckargegenden hatte ihnen Philipp Wilhelm zu Ladenburg einen Ort angewieſen, von wo ſie bald nach Mannheim, bald in die umliegenden Orte ihre Thätigkeit verzweigten. Dieſe Kapuziner waren es geweſen, die, wie die Karmeliter zu Weinheim (ſeit 1685), ihre Proſelytenmacherei ſo offen und gewaltſam trieben, daß im ganzen proteſtantiſchen Deutſchland ein Ruf der Theilnahme für die Bedrängten laut ward und Preußen ſich mit der bekannten Beſchwerde an Johann Wilhelm gewandt hatte. In der Wahl der Mittel waren dieſe Ordensgeiſtlichen nicht gerade bedenklich; in der Kriegszeit ſchloſſen ſie ſich an die Franzoſen an und ließen von den mordbrenneriſchen Zerſtörern des Landes ihre mönchiſchen Zwecke durchführen. Da

trieb man die Proteſtanten geradezu weg, dort beſetzte man eine Kirche mit Gewalt, an einem andern Orte erzwang man mit unerſchwinglichen Geldſtrafen eine äußerliche Bekehrung, hie und da jagte man auch mit Soldaten die Leute in die Kirchen und ſtopfte ihnen dort gewaltſam die Hoſtien in den Mund. Erwägt man, daß dies Verfahren ſchon in der Reunionszeit begonnen und während des orleansſchen Krieges acht Jahre lang fortgeſetzt worden war, ſo läßt ſich der bedeutende Erfolg dieſer Bekehrungsmaßregeln wohl berechnen; wie weit es ging und wohin man zielte, das ſollte den Proteſtanten bald zu ihrem Erſtaunen gezeigt werden.

Ludwig XIV. war durch ſeine eigene Erſchöpfung zum Nachgeben gezwungen worden und im Okt. 1697 ward zu Ryswick auch mit dem Reiche ein Friede geſchloſſen, nachdem im September die Verbündeten vorangegangen waren. Für die Pfalz wurden darin die durch die Reunionen und ſeit 1688 eingezogenen Landestheile ſammt dem Oberamt Germersheim zurückgegeben und der orleansſche Erbſtreit einem Schiedsgericht überwieſen. Auch die kirchliche Frage ſchien einer billigen Entſcheidung um ſo ſicherer zu ſeyn, als das ganze Reich ſchon bei der Kriegserklärung (1689) die Wiederherſtellung des gewaltſam geänderten Kirchenzuſtandes verlangt[12]) und der Kaiſer bei ſeiner Wahlcapitulation ſie als Bedingung beſchworen hatte. Uebereinſtimmend damit war in der Friedensakte im dritten Artikel der weſtphäliſche und nymwegiſche Friede auch in kirchlichen Dingen als Grundlage angenommen, im vierten Artikel die völlige Wiederherſtellung des früheren Zuſtandes ausgemacht und im achten die pfälziſchen Reunionen ſammt dem Oberamt Germersheim nach dem Zuſtande der Verträge von 1648 wie-

12) Nach Pachner Samml. der Reichsſchlüſſe II. 655 hieß es: „das occupirte oder in ecclesiasticis et politicis geänderte zu der bedrückten Stände und deren Unterthanen Conſolation in den alten den Reichsfundamentalgeſetzen und Friedensſchlüſſen gemäßen Stand zu ſetzen.“

der abgetreten worden [13]). Alles ſchien in Ordnung; wie waren aber die Proteſtanten erſtaunt, als kurz vor dem Augenblick des Abſchluſſes in der Nacht vom 29. Oktober die franzöſiſchen Diplomaten plötzlich mit einer Clauſel hervorrückten, welche alle die bezeichneten Artikel, ſoweit ſie die Pfalz betrafen, dadurch aufhob, daß ſie das Fortbeſtehen der kirchlichen Uſurpationen guthieß [14]). Es war leicht, die grelle Widerrechtlichkeit dieſer Clauſel darzuthun, aber um ſo ſchwerer, der perfiden Forderung zu widerſtehen, da die Franzoſen durch die Drohung, alles wieder abzubrechen, einſchüchterten. Die katholiſchen Diplomaten waren, wie natürlich, nicht ſehr eifrig, die Wiederherſtellung verdrängter proteſtantiſcher Rechte durchzuſetzen; unter den kaiſerlichen Diplomaten ſaß zudem Seiler, der früher pfälziſcher Rath geweſen, dann aus pfälziſchem Dienſte nach Wien entronnen und dort Katholik geworden war, und ein Theil der Proteſtanten ſelbſt ließ ſich durch die Furcht vor dem Bruch der Unterhandlungen beſtimmen. So ward, trotz des Widerſpruchs, den anfangs alle erhoben, und der fortdauernden Proteſtation der meiſten evangeliſchen Stände am 30. Okt. 1697 der Friede mit der Clauſel unterzeichnet.

Mochte nun zwar ihre rechtliche Geltung vielfach angegriffen werden, *einen* Zweck hatten die Franzoſen zunächſt erreicht, einen Zankapfel ins Reich zu werfen, der bis ins vierte Jahrzehnt des folgenden Jahrhunderts der ſtete Anlaß aller

---

13) S. Instr. pac. Rysw. art. 3. Pacis hujus basis et fundamentum sit pax Westphalica et Neomagensis, aeque statim — *in sacris* et profanis etc. — art. 4. Restituentur — quaevis jam durante bello et via facti quam unionum seu reunionum nomine occupata loca, — *omniaque in eum statum reponentur, quo ante illas occupationes — fuerunt*, nullo *deinceps tempore* amplius turbanda *seu inquietanda.* — art. 8 wird Alles reſtituirt, *prout per pacem Westphalicam restitutae fuerunt.* Schmauss Corpus jur. publ. S. 1104 f.

14) Nach dem Wort inquietanda im Artikel 4 (ſ. vor. Note) ſollte eingerückt werden: Religione tamen catholica Romana in locis sic restitutis in statu quo nunc est remanente.

Spaltungen in den deutſchen Staaten geworden iſt [15]). Aber auch der andere — die Verdrängung der pfälziſchen Proteſtanten aus einem großen Theile ihrer Rechte — konnte kaum verfehlt werden, wenn man den Umfang der in den Kriegszeiten vorgenommenen Reactionen erwog. Anfangs zwar hatten die franzöſiſchen Unterhändler ſchlau geäußert, die Clauſel ſolle nur für die 29 Kirchen gelten, die der König auf ſeine Koſten dotirt oder erbaut habe; bald erwies ſich aber auch das als eine ſchmähliche Täuſchung. Denn da man aus einzelnen Kirchen die Proteſtanten ganz verdrängt, in einer großen Zahl von andern ſie genöthigt hatte, das Haus mit den Katholiken zu theilen (ohne jedoch jemals den Proteſtanten ein Recht der Gegenſeitigkeit in rein katholiſchen Kirchen einzuräumen), ſo war das Gebiet, worauf die Clauſel ihre Anwendung finden konnte, unbeſtimmt und weit genug, die koloſſalſten Anſprüche durchzuſetzen. Und ſo geſchah es; im Jahr 1699 trat der franzöſiſche Diplomat Chamois mit einer Liſte hervor, die ſich — ſtatt auf neunundzwanzig — auf 1922 Ortſchaften ausdehnte; die große Mehrzahl davon gehörte zur Pfalz, und wenn es gelang, dieſe Forderung durchzuſetzen, ſo war dem pfälziſchen Proteſtantismus ein Todesſtoß verſetzt.

Es erfolgte eine umgekehrte Reformation, wie anderthalb Jahrhunderte zuvor. Damals (1546) hatte das Volk den widerſtrebenden Fürſten gezwungen, die Anfänge des proteſtantiſchen Cultus einzuführen [16]), jetzt zwangen Fürſten und Diplomaten das widerſtrebende Volk, einen Theil ſeiner kirchlichen Rechte und ſeines Beſitzes aufzugeben.

---

15) Noch im Jahre 1727 kamen deßhalb Beſchwerden vor (ſ. Schauroth Verhandl. des Corp. Evang. II. 13), obwohl ein Reichsgutachten vom 26. Febr. 1734 ſie in ihrer rechtlichen Geltung indirekt aufhob. S. Pachner Reichsſchlüſſe IV. 429 f.

16) I. Band S. 600. 601.

§. 2.

Der kirchliche Terrorismus unter Johann Wilhelm bis zur Religionsdeclaration (1697—1705).

Daß die ryswicker Clauſel keine vereinzelte und unvorbereitete Sache war, hatten die Unbefangenen wie die Betheiligten ſchon frühe eingeſehen. Schon frühe hatte man die römiſche Curie und die Jeſuiten beſchuldigt, im Einklang mit Ludwig XIV. die Erſchleichung der Clauſel vorbereitet zu haben; die kaiſerlichen Geſandten mußten ſich ſchon damals von dem Vorwurf des Einverſtändniſſes reinigen und einer wenigſtens, Seiler, bleibt immer noch ſehr verdächtig, mit dem franzöſiſchen Abbé Morel über die Angelegenheit früher conſpirirt zu haben. Ein engliſcher Hiſtoriker deutete ſogar den Ort ihrer Zuſammenkunft an, und deutſche Augenzeugen der ryswicker Unterhandlung ſprachen es offen aus, die Sache ſey eine von vielen Seiten verabredete Intrigue geweſen [17].

Unter den Betheiligten wurde auch von mehr als einer Seite der Kurfürſt Johann Wilhelm ſelbſt genannt; ein arger Vorwurf, wenn man bedenkt, daß er damit zugleich beſchworne Verträge umſtieß und an ſeinem Volk ſtatt zum Landesvater — zum Landesverräther ward. Indeſſen war klar, daß er den gemäßigten Gang der erſten Jahre verlaſſen, und den Weg der jeſuitiſchen Reaction offen betreten hatte; die letzten Entſcheidungen gegenüber den reformirten Pfälzern waren die Vorzeichen einer neuen Politik. Betrachtet man vollends ſeine politiſche Haltung unmittelbar nach der Annahme der Clauſel, ſo kann kaum ein Zweifel ſeyn, daß er auch vorher mit Rom, den Jeſuiten und Frankreich gegen ſeine proteſtantiſchen Unterthanen conſpirirt hatte [18].

Mehr als die Noth ſeines Landes beſchäftigte ihn der Gedanke, das Kurcollegium wieder im ausſchließlich katholiſchen

---

17) Die Beweisſtellen ſ. bei Pütter Pfälziſche Religionsbeſchwerden S. 107 ff.

18) Das Folgende iſt aus Originalakten entnommen, die ſich im bayriſchen Reichsarchive finden („Reſcripte an die Reichstagsgeſandten“).

Geiſte zu lenken; er begrüßte es (Juli 1697) als eine „unbegreifliche göttliche Gnade, die man conſerviren müſſe, daß die Kurwürde von Pfalz und Sachſen wieder in katholiſchen Händen ſeyen.“ Die rühmliche Thätigkeit proteſtantiſcher Fürſten, namentlich Brandenburgs, für kräftige Führung des Reichskrieges erregte in dem Jeſuitenzögling nichts als Furcht vor „einer Präpotenz der Akatholiſchen“, und während er nichts that, ſein bedrängtes Land perſönlich zu vertheidigen, wie es einem Fürſten ziemte, war er ſehr eifrig thätig, die Errichtung einer Kurwürde für das proteſtantiſche Hannover zu hemmen.

Wie nun die Clauſel angenommen war, konnte er ſeine Befriedigung darüber kaum bergen. „Dadurch werden“, ſchrieb er an ſeinen Geſandten [19]), „die Conſilia derer zu Boden liegen, die uns in unſern kurpfälziſchen Landen in Religionsſachen die Hände noch mehr zu binden ſich angemaßt haben.“ Der Geſandte mußte Alles genau melden, was etwa die proteſtantiſchen Reichsſtände gegen die Clauſel unternehmen würden; Johann Wilhelm ſelbſt war, im Einklang mit den geiſtlichen Kurfürſten, feſt entſchloſſen, ſie aufrecht zu erhalten [20]). Dem neubekehrten Kurfürſten von Sachſen ließ er bedeuten, „er möge ſich eifriger für den neuen Glauben zeigen, ſeinen Kurprinzen katholiſch erziehen laſſen, ſich mit lauter katholiſchen Subjecten umgeben und ſich von den Proteſtanten völlig abthun“; daß auch in der Pfalz die katholiſche Religion „mit erwünſchtem Effekt“ befördert werden ſolle, gibt er klar zu verſtehen. „Dies Alles“, ſetzt die Inſtruktion hinzu, „muß gar behutſam und glimpflich vorgebracht und mit gar beweglichen und unwidertreiblichen argumentis, jedoch mit ſolcher Manier vorgebracht werden, daß es nicht das Anſehen hat, als wenn es von uns herrühren thue.“

Die Beſchwerden wegen der Clauſel dauerten fort; Johann Wilhelm ſchrieb am 4. Juni 1698 ſeinem Geſandten gleichſam höhniſch, „wenn die Proteſtanten eine Interpretation davon ver-

19) Am 15. Nov. 1697. Bayr. Reichsarch.
20) Mehrere Briefe in dem angef. Archiv.

langten, möchten ſie nur bei dem König von Frankreich deßhalb anfragen." Bei allem Dem baute er auf die „Uneinigkeit und Verwirrung der proteſtirenden Reichsſtände" und meint: „Das nächſte wäre wol, daß man katholiſcher Seits die Evangeliſchen aneinander hetzete, ſo ihr dann mit behörlich circumspection und ganz unvermerkt zu thun nicht zu unterlaſſen habt" [20 a]).

Wer ſich ſo als Meiſter bewies in den Künſten einer ächt jeſuitiſchen Politik, dem konnte man auch zutrauen, daß er an ſeinem Lande zum Verräther ward und im Bunde mit den Fremden ein tückiſches Geſetz machen ließ, das die Pfalz und einen großen Theil von Deutſchland in alle die kirchlichen Händel zurückwarf, die man mit dem weſtphäliſchen Frieden für beendigt hielt. Auffallend iſt es da auch nicht, daß Johann Wilhelm, von den immer lauter werdenden Beſchwerden erſchreckt (6. Aug.), ſeinem Geſandten ganz beſorgt ſchreibt: „wenn nur die Cron Frankreich bei der Clauſula Art. IV. beharret und ſich durch der Reformirten importunes Andringen zu ſchädlicher Interpretation nicht verleiten läßt" [21]).

Die gewaltſame Durchführung der Clauſel hatte indeſſen begonnen. In 39 Orten des kurpfälziſchen und zweibrückiſchen Gebietes wurden die Kirchen den Katholiken ausſchließlich eingeräumt [22]); es waren darunter mehrere, wo bis auf den heutigen Tag die Zahl der proteſtantiſchen Bewohner die der katholiſchen um das Doppelte überſteigt. Ueber hundert andere

---

20 a) Brief vom 4. Juni a. a. O.

21) Brief im bayr. Reichsarchiv.

22) Germersheim, Bellheim, Knittelsheim, Ottersheim, Sondernheim, Lingenfeld, Dettenheim, Birkenhert, Bellenborn, Appenhofen, Steinweiler, Hert, Laumersheim, Neupolz, Blankenborn, Knöringen, Pleisweiler, Oberhofen, Gleiszellen, Göcklingen, Bornheim, Oberhochſtatt, Goſſenweiler, Schwanheim, Mundenheim, Altſtadt, Schweighofen, Schleithal, Seebach, Berg, Hagenbach, Neuburg, Wörth, Otterbach, Meckesheim, Jugenheim, Ensheim, Börſtadt, Schweisweiler. S. Hormuth die Paſtoration der Katholiken. 1843. S. 236 ff.

Orte mußten ihre Kirchen fortan mit den Katholiken theilen, und nur etwa 40 Dörfer in den bedrohten Gegenden blieben von der Reaction verſchont [23]). Es waren darunter mehrere nichtpfälziſche; oft ſchützte ſie eine wirkſame Fürſprache, die natürlich bei den pfälziſchen fehlte, oft war auch die Zahl der Katholiken ſo gering, daß der Anſpruch nicht erhoben oder nicht durchgeſetzt ward.

Die Durchführung dieſer Maßregeln war von frechen Gewaltthaten in politiſchen Dingen begleitet; denn Frankreich hatte zu gut geſehen, was man wagen dürfe, um nicht von Neuem beſchworne Verträge zu verletzen [24]). Gleich nach dem Frieden (März 1698) hatte man die alten pfälziſchen Zölle zu Lauterburg mit Gewalt gehemmt und dagegen angefangen, zu Beinheim, Lauterburg, Rheinzabern, Nußdorf, Queichheim eine Reihe von franzöſiſchen Zollſtätten zu errichten. Mit gleich großer Frechheit behielt man das veldenziſche Lützelſtein, Selz und Hagenbach wie zur Reunionszeit im Beſitz, obſchon die Beſchlüſſe von 1680, die dies ausſprachen, durch den letzten Frieden förmlich aufgehoben waren. Vergebens ließ Johann Wilhelm demüthige Briefe an Ludwig XIV. ſchreiben, worin er die blutbefleckte Geiſſel ſeines Landes „einen unvergleichlichen Monarchen“ nennt und ſeine „Großmuth und Billigkeit“ rühmt, vergebens ward Graf Wiſer deßhalb nach Verſailles geſchickt; die Franzoſen hatten ſchon Hagenbach beſetzt, den Altſtädtern verboten, an Pfalz Steuern zu bezahlen, und die franzöſiſchen Beamten Scherf, Hatzel, Mühlmann — alſo lauter Renegaten ihres Mutterlandes — beeilten ſich, die pfälziſchen Wappen abzureißen und zu Selz die für Pfalz eingenommenen Gelder in Beſchlag zu nehmen. Zu Gutenberg trieb man mit Soldaten die Steuern ein; für die Unterämter Selz, Altſtadt und Hagenbach, die zum Oberamt Germersheim gehörten, ſchrieb eine

23) Hormuth S. 241 ff.

24) Das Folgende aus dem bayr. Reichsarchiv a. a. O.

Ordre vom 24. Mai die Kopfſteuer bei Androhung von Execution aus.

Der Kurfürſt richtete mit ſeinen matten Vorſtellungen bei Frankreich und beim Reichstag nichts aus; wie konnte er auch den Franzoſen kräftig unter die Augen treten, da er mit ihnen gegen die kirchliche Freiheit ſeiner Unterthanen verſchworen war! Hatte er doch die unbeſchreibliche Naivetät, ſeinem regensburger Geſandten zu bemerken [25]), „es ſey zwar bedauerlich, daß die Franzoſen ſolche Executionen vornähmen, aber man müſſe ſich damit tröſten, daß die Reformirten deſto mehr abgeſchreckt würden, ſich in Zukunft wieder ärgerlicher Gewaltthaten mit Inſolenz zu unterfangen!“

Hält man alles dies zuſammen, ſo kann man ſich nicht länger verbergen, daß für die Pfalz die Zeit des kirchlichen Terrorismus gekommen war. Die Verſicherung, welche die Regierung (Januar 1698) gab, „in der Religionsfreiheit Alle ſchützen zu wollen“, war nur auf die augenblickliche Beruhigung der ſteigenden Angſt aller Reformirten berechnet; unwahr und treulos war ſie, da in demſelben Augenblick der Landſchreiber Quad zu Kreuznach, ein Convertit, mit Soldaten Kirchen und Pfarrhäuſer wegnahm [26]) und wenige Monate nachher zu Kübelberg und Drieſen Pfarrhaus und Pfarrgüter der Reformirten durch Regierungsbefehl den Katholiken angewieſen wurden, anderer Gewaltthaten in Lehre und kirchlichem Beſitz nicht zu erwähnen [27]). Doch war das nur ein Vorſpiel zu Größerem.

Im Juni 1698 kam Johann Wilhelm nach der Pfalz zurück, die ihn im Augenblick der Noth nicht geſehen hatte; auch jetzt kam er nicht, um die furchtbaren Wunden des Krieges, ſo wie einſt Karl Ludwig gethan, zu ſchließen, ſondern um mit

25) Brief vom 15. Juli 1698 im bayr. Reichsarchiv.

26) S. Neueſte Geſch. der ref. Kirche in der Unterpfalz. Deſſau 1791. Urk. II.

27) Struve S. 767. 807. 808, wo ſich die aktenmäßigen Belege finden.

roher Hand neue, ſchmerzlichere zu ſchlagen. Zu Weinheim, wo ſich jetzt die geflüchteten Behörden und die Reſte der Univerſität wieder ſammelten, hatte er ſeinen Sitz aufgeſchlagen; während Karl Ludwig fünfzig Jahre vorher als ein ſparſamer Haushälter zurückgekommen und unter ſeinen Unterthanen jedes Glaubens wie ein wahrer Landesvater verſöhnend aufgetreten war, ſo blendete jetzt Johann Wilhelm über den Trümmern eines ausgeſogenen Landes mit prachtvollem Hofſtaat und bewillkommte ſein verlaſſenes Volk mit drückenden Religionsedikten.

Es war für die reformirte Bevölkerung, neben der ſich dieſſeits des Rheins nur ſehr wenige Katholiken befanden, ſchon ein herber Schlag, als (29. Okt. 1698) ein Edikt erſchien [28]), das alle reformirten Kirchen zum Simultangottesdienſt der drei chriſtlichen Confeſſionen beſtimmte, und doch war dies ſcheinbar tolerante Edikt nur eine Einleitung zu gewaltſameren Schritten. Die Toleranz war deßwegen nur ſcheinbar, weil nur die Proteſtanten den Beſitz ihrer Kirchen theilen mußten, die Katholiken dagegen die ihrigen ungetheilt behielten. So kam es denn, daß in den Gegenden rechts vom Rheine die wenigen Katholiken an allen reformirten Kirchen Theil bekamen, während links vom Rheine, namentlich im Oberamt Germersheim, wo trotz den gewaltſamen Bekehrungen die Proteſtanten ebenfalls noch in der Mehrzahl waren, die Katholiken von einer Menge von Kirchen ausſchließlichen Beſitz nahmen.

Welche Bedeutung in dem Edikte lag, zeigen die Freudenrufe der Jeſuiten und die vertrauten Geſtändniſſe einzelner Eingeweihten [29]), die triumphirend verkündigten, daß dem katholiſchen Cultus dadurch zweihundert und vierzig Kirchen geöffnet würden, ohne daß bei einer einzigen katholiſchen die Reciprocität ſtattfand [30]). An manchen Orten mußte man zwar

28) Struve S. 768

29) S. den Brief bei Struve S 772. Die Aechtheit des Briefes kann wohl um ſo weniger angefochten werden, als er lauter wahre Thatſachen und richtige Reflexionen enthält.

30) Nach einer aktenmäßigen Beilage der brandenburg Beſchwerde-

mit Waffengewalt den Eintritt in das proteſtantiſche Beſitzthum erzwingen, aber ein ernſtlicher Widerſtand war bei der eingeſchüchterten, durch den Krieg dünn gewordenen Bevölkerung nicht zu fürchten. So mußten die Proteſtanten beim Einzug der Katholiken in ihr Eigenthum militäriſch ſalutiren, bei Vorbeitragung des Venerabiles das Knie beugen und am Frohnleichnamsfeſt des Jahres 1699 wurden ſie z. B. zu Weinheim gezwungen, für das katholiſche Kirchenfeſt die Maienbäume aufzuſtecken. Die Jeſuiten mehrten ſich und ein kurfürſtliches Reſcript (11. März 1699) empfahl ſie der heidelberger Regierung als beſonders geeignet zur Zunahme der katholiſchen Religion; da und dort, beſonders in Neuſtadt a. d. H., bildeten ſich auch neue Kapuzinerkolonien, um für denſelben Zweck zu arbeiten. Seit länger als einem Jahrhundert hatte die Pfalz die flüchtigen Reformirten des Auslandes aufgenommen; noch jüngſt bei den franzöſiſchen Dragonnaden hatte Kurfürſt Karl aus ihnen Gemeinden gebildet, und ſelbſt noch in dem harten Jahre 1688 wurden durch freiwillige Beiträge die ſtillen und fleißigen Waldenſer unterſtützt, die in den Aemtern Bretten und Mosbach eine Zuflucht fanden. Sie gehörten mit zu jenen tüchtigen Fabrikarbeitern, deren Verjagung, wie Colbert vorausſagte, die Induſtrie Südfrankreichs zerſtörte, deren Einwanderung in Brandenburg den Wohlſtand des jungen Königreichs Preußen nachher begründen half. Dennoch erſchienen zwei kurfürſtliche Verordnungen[32]), die unter dem erwünſchten Vorwand, man könne ſich mit Frankreich nicht verfeinden, die fleißigen und harmloſen Gemeinden ſammt ihren Pfarrern aus dem Lande vertrieben.

ſchrift (Struve S. 804) hatten ſie fünfundſiebzig Kirchen im Kriege an ſich zu ziehen gewußt.

31) Mone bad. Archiv I. 157 ff.

32) Vom 23. Mai 1698 und 5. März 1699. S. Struve S. 808. 983. Auch ward ihnen vorgeworfen, daß ſie, wenn das Land ausgemergelt ſey, wieder wegzögen und viel unnützes franzöſiſches Geſindel durch ſie herbeigelockt werde.

Viele wanderten, von proteſtantiſchen Pfälzern begleitet, nach Amerika, andere nach Preußen aus.

Auch die Kirchengüter erlagen jetzt der reactionären Gewalt. Schon mit der Theilnahme an den Kirchen waren die Katholiken Mitbeſitzer vieler Gefälle geworden, man wollte aber zugleich den ganzen, früher ſo glänzenden, durch die Kriegszeit ſchon ſtark verminderten Kirchenbeſitz der Reformirten treffen. Durch eine Verordnung vom 10. Okt. 1698 war die bisherige Verwaltung ſtillſchweigend entfernt und eine aus Regierungsbeamten beſtehende „Admodiationskommiſſion" ernannt worden[33]; ein ſpäteres Geſetz (30. Juni 1699) hob die alte Güterverwaltung ganz auf und ſchuf eine „Adminiſtrationskommiſſion", die theils aus katholiſchen, theils aus reformirten Mitgliedern beſtand. Dieſe Behörde, bei der jener bekannte Quad die Hauptrolle ſpielte, der im Jahr 1698 mit Militärgewalt im Amt Kreuznach Kirchen und Pfarrhäuſer hatte wegnehmen laſſen, eröffnete ihre Wirkſamkeit damit, daß ſie dreißig reformirte Pfarreien und eine noch größere Anzahl von Schulſtellen reducirte. Es hatte dann nichts Auffallendes mehr, daß der Kurfürſt ſchon im April deſſelben Jahres den Beſitz der Reformirten an Almoſen für gemeinſchaftlich erklärte[34] und auch in bürgerlichen Aemtern und der Gemeindeverwaltung die Reformirten aus ihren beſtehenden Rechten zu verdrängen anfing.

Wie vertrug ſich damit der beſchworne halliſche Vertrag, deſſen zweiter Artikel gelobte, „alle reformirten und lutheriſchen Pfarrer und Schuldiener bei ihren Bedienungen ruhig zu laſſen und die abgehenden Stellen mit tüchtigen Subjecten gedachter Religion erſetzen zu wollen", in dem es ausdrücklich hieß, „den reformirten Kirchenrath und die zur Unterhaltung der Pfarrer und Schuldiener, wie auch zur Reparation und übrigen Adminiſtration der Kirchengüter und Stifter angeordnete Verwaltung

33) Der Hauptvorwand war die Unordnung der Verwaltung — nach einem achtjährigen furchtbaren Krieg, wie der orleansſche geweſen war!

34) Verordnung vom 5. Juni 1699.

ungeändert und ruhig zu laſſen"; wie vertrug ſich damit Johann Wilhelms wiederholtes Verſprechen, Niemanden in ſeinem kirchlichen Rechte und Beſitz zu ſtören, und die noch im Januar 1699 ausgeſprochene Verſicherung: er habe zu viel Liebe für Land und Unterthanen, um deren Religionsfreiheit kränken zu wollen!

In einer eigenthümlichen Stellung befand ſich die lutheriſche Bevölkerung, die nicht ſehr zahlreich, ohne Güter und unter beſchränkter Aufſicht des reformirten Kirchenraths etwa vierzig Kirchen in der Pfalz inne haben mochte. Es hat nichts Auffallendes, daß ſie über die Bedrängniß der Reformirten, die ſie bisher knapp gehalten hatten, einige menſchliche Schadenfreude empfand; auch war es für ſie ein unerwarteter Gewinn, durch die neue Kirchenadminiſtration einen kleinen Antheil an den geiſtlichen Einkünften zu erhalten. Allein auch ſie blieb von der jüngſten Veränderung nicht verſchont; ſelbſt wenn ſie die gegründete Beſorgniß noch nicht erfüllte, daß nach den Reformirten auch ſie von der jeſuitiſchen Reaction bedrängt werden würde, ſo empfand ſie es doch hart, daß ihre vierzig Kirchen Miteigenthum der Katholiken wurden, daß ſie das Knie vor dem Sanktiſſimum beugen und die Prozeſſionen der Katholiken mit Maienbäumen verzieren ſollte, wie den Lutheranern zu Weinheim begegnet war [35]). Dieſe Mißſtimmung hatte ſich auch an einzelnen Orten ausgeſprochen und man mußte die lutheriſchen Kirchen zum Theil mit Gewalt öffnen.

Anders dachten einige ihrer Geiſtlichen; denen ſchien die Gelegenheit zu günſtig, ſich auf allerlei krummen Wegen eine hierarchiſche Stellung auf Koſten der Reformirten zu erringen. Man konnte es dem Pfarrer Schloſſer zu Heidelberg und Debus zu Kreuznach, die wir als rührige Gegner der Reformirten ſchon früher haben kennen lernen, nicht verargen, wenn ſie ſich von dem reformirten Kirchenrath emancipiren wollten, aber die

35) Eine Verordnung vom 21. Juni 1699 gebot dies bei zwanzig Reichsthaler Strafe.

Mittel, die ſie dazu wählten, müſſen jedenfalls den Verdacht erwecken, daß es ihnen mehr um das Reich dieſer Welt, als um die unſichtbare Kirche Gottes und ihr Wohl zu thun geweſen. Sie waren die einzigen von allen Proteſtanten, die dem Kurfürſten für ſein Edikt vom 29. Okt. 1698 wohldieneriſch dankten, die jeden Schritt der Regierung, ſogar die Anſtellung eines Jeſuiten an der Univerſität mit ſervilem Jubel begrüßten [36]. Für ſolche Unterthänigkeit mußte man erkenntlich ſeyn und die Regierung widerſtand dem rührigen Bemühen der beiden Pfarrer zuletzt nicht mehr, ſondern ſchuf wirklich, was ſie wollten, eine lutheriſche Kirchenbehörde, das Conſiſtorium (4. Nov. 1699), deren Mitglieder ſie ſelber waren. Die neuen Conſiſtorialräthe ſchrieben zum Danke ein Pamphlet [37], das im Tone der altlutheriſchen Sektenpolemik die hart bedrängten Reformirten mit eben ſo viel Anklagen und Schmähungen überſchüttete, als ſie den Kurfürſten für ſeine „Gnade, Huld, Schutz und Schirm mit unterthänigſt danknehmigſt devoteſtem Herzen" vor aller Welt prieſen [38]. Der Regierung war damit ein doppelter Gefallen erwieſen; im Innern hatte ſie den Proteſtantismus durch feindſelige Spaltung geſchwächt, nach Außen konnte ſie mit der Verſicherung prunken, daß die Lutheraner in den neuen Kirchenveränderungen keine Beſchränkung ſähen. Das letztere freilich erwies ſich als eine verfehlte Berechnung; denn die Lutheraner in der Pfalz waren zum großen Theil anderer Anſicht, als die beiden Pfarrer, und die evangeliſchen Reichsſtände, namentlich Brandenburg, verboten ihren Kirchenbehörden nicht nur jede Berührung und Correſpondenz mit den beiden Conſiſtorialräthen, ſondern ließen auch gegen die Schrift, als ein „ſcandaloſes und

36) S. Struve S. 769. 770.

37) Wahrheit, Unſchuld und Ehrenrettung ꝛc. Heid. 1698, ein Buch, das nur durch die Aktenſtücke, die den früheren Zuſtand der Lutheraner beleuchten, brauchbar iſt. Weder in Thatſachen, noch in Urtheilen pflegen die Verfaſſer es ſehr genau zu nehmen. Eine Entgegnung gab der Kirchenrath Wiſſenbach heraus; ſ. deſſen Sendſchreiben. Marb. 1700.

38) S. die angeführte Schrift S. 250.

mit vielen gefährlichen assertis gefülltes Buch" eine öffentliche Warnung erſcheinen.

Indeſſen waren die Beſchwerden bis nach Regensburg zu den evangeliſchen Reichsſtänden gedrungen und das Corpus Evangelicorum gab (8. Dez. 1698) bei dem pfälziſchen Geſandten eine Note ein, welche die letzten Maßregeln ſeit dem Edikt vom 29. Okt. einer Beurtheilung unterwarf. Außer den Eingriffen in die proteſtantiſchen Kirchen und das reformirte Kirchengut war da beſonders hervorgehoben, wie man im Amt Germersheim die während des Kriegs gewaltſam Bekehrten jetzt ebenfalls mit Gewalt hemme, ihren früheren Glauben wieder anzunehmen [39]), wie man den dort proteſtantiſch Gebliebenen ihre Kinder nicht zu taufen geſtatte [40]), und Leute, die längſt zum Proteſtantismus übergetreten ſeyen, nöthige, wieder katholiſch zu werden, wie mehrere Gemeinden gehemmt würden, einen Pfarrer zu beſtellen, wie man die Proteſtanten zwinge, die katholiſchen Feſttage zu feiern [41]), und endlich wie man Kinder aus gemiſchten Ehen und Unmündige gewaltſam zur katholiſchen Kirche bekehre [42]). Auf dieſe Vorſtellung, die man zugleich dem Kaiſer und den katholiſchen Reichsſtänden mittheilte, ließ der Kurfürſt (26. Jan. 1699) ſeine Antwort geben; die Eingriffe in die Kirchen erklärte er mit der gemeinſamen Duldung der drei Confeſſionen und mit dem ryswicker Frieden ge-

---

39) Befehl des kurpfälz. Oberamts vom Okt. 1698; und eine beſtätigende Verordnung des Kurfürſten vom 5. Nov. 1698. Zu Bellheim hatten die Franzoſen mit Waffengewalt die Leute gezwungen in die Meſſe zu gehen; als dieſelben jetzt rückfällig wurden, verfügte der Amtsverweſer Geldſtrafe, die mit Gewalt exequirt, und Gefängniß bei Waſſer und Brod. Auf die ſtandhafte Weigerung der Bauern äußerte der aufgedrungene Pfarrer unter anderm: „Wenn ihr habt Brod freſſen wollen, ſo hättet ihr können zum Bäcker gehen und nicht in die Kirche; ihr habt einen Teufelsglauben und freßt das Hochwürdige wie die Schweine." Aehnliches kam auch ſonſt vor, ſ. die Akten bei Struve S. 820 ff.

40) Verordnung des Oberamts Neuſtadt vom 10. März 1698.

41) Regierungsverordnung vom 30. Dez. 1698. Das Gegentheil hatte bekanntlich Philipp Wilhelm im Febr. 1686 befohlen.

rechtfertigt; die Verletzungen des reformirten Kirchengutes entſchuldigte er mit der angeblichen Unordnung der früheren Verwaltung; alles Uebrige erklärte er für „recht grobe Calumnien" und zog, wie ſchwache Menſchen, wenn ſie Unrecht haben, zu thun pflegen, in grobem Tone über die „aufrühreriſchen, untreuen und übelgeſinnten, Gott-, Gewiſſen- und Pflichtvergeſſenen paſſionirten Unterthanen" los [43]), die ſich über ſeine landesväterliche Regierung beſchwerten.

Die evangeliſchen Reichsſtände ſchwiegen nicht; ſie wiederholten am 5. und 19. Februar ihre Beſchwerde, die jetzt auch von Schweden unterſtützt ward, und zeigten durch genaue Erklärung der einzelnen Verträge, namentlich des weſtphäliſchen Friedens, wie haltlos die Behauptung Johann Wilhelms ſey, eine allgemeine Duldung aller Confeſſionen rechtfertige offenbare Eingriffe in Beſitz und Recht einer einzigen. Zum Beweis, daß ihre Beſchwerden nicht Calumnien ſeyen, beriefen ſie ſich auf die offenkundigen Thatſachen und des Kurfürſten eigne gedruckte Verordnungen; zugleich erboten ſie ſich, durch Abſendung eines eignen Bevollmächtigten den Streit auszugleichen [44]).

Der Kurfürſt erklärte ſich damit einverſtanden und im Juli 1699 erſchienen der brandenburgiſche Regierungsrath, Freiherr von Wylich zu Boetzelaer, und ein ſchwediſcher Bevollmächtigter zu Weinheim, welche erklärten, auf die Grundlage der bekannten Friedensſchlüſſe ſolle die Angelegenheit geordnet werden; engliſche und holländiſche Diplomaten unterſtützten das Begehren. Der Kurfürſt ſtützte ſein Recht darauf, daß ihm der weſtphäliſche Friede die Pfalz ſo einräume, „wie ſie vor den böhmiſchen Unruhen geweſen ſey" alſo auch mit dem Reformationsrecht, das ihm geſtatte ſeine Unterthanen zu bekehren; der bran-

42) Für Letzteres zahlreiche Belege bei Struve 802. 803. 826.

43) S. Struve S. 776. 777. Daß es keine Calumnien waren, wurde ſpäter vom brandenburgiſchen Geſandten mit aktenmäßiger Genauigkeit bewieſen. S. die Belege bei Struve S. 797—830.

44) S. bei Struve S. 779—783.

denburgiſche Diplomat antwortete darauf mit einer ausführlichen Denkſchrift (22 Juli)[45], worin bewieſen war, wie dies ſowohl dem weſtphäliſchen Frieden als den ſpätern Verträgen widerſpreche. Der weſtphäliſche Friede werde durch des Kurfürſten Maßregeln dem Geiſte und dem Wort nach verletzt; denn ausdrücklich ſey dort der kirchliche Zuſtand des Jahres 1618 als der rechtliche anerkannt, allen Geiſtlichen Amneſtie und Duldung eingeräumt und die Reformirten in ihre Kirchen wieder zurückgeführt, die ſie vor dem böhmiſchen Kriege und ſeinen Reactionen beſeſſen hatten. Die ſpäteren Fürſten, darunter Johann Wilhelms eigner Vater hätten es nicht anders verſtanden; der halliſche Vertrag es genauer beſtätigt und der Kurfürſt ſelbſt früher feierlich zugeſagt, den Vertrag wie ſein Vorgänger halten zu wollen. Zugleich enthielt die Schrift eine ganz aktenmäßige Beſtätigung aller der Beſchwerden, die der Kurfürſt zum Theil für „Calumnien“ erklärt hatte.

Die Antwort des Kurfürſten, die er ausführlich dem brandenburgiſchen Geſandten, etwas kürzer dem ſchwediſchen ertheilte (30. Juli), ſuchte wie die früheren zu beweiſen, daß dieſe Gleichheit der Confeſſionen, wie die pfälziſche Regierung ſie angewandt, im Sinne des weſtphäliſchen Friedens liege und der Kurfürſt, als ſouveräner Herr des Landes, auch das Recht in kirchlichen Dingen wie die früheren inne habe. Eine Vorſtellung des holländiſchen Geſandten, welche am verſtändigſten und klarſten die rechtliche und politiſche Seite der Angelegenheit hervorhob, erhielt (Sept.) dieſelbe Antwort. Unverrichteter Sache verließen die Diplomaten das weinheimer Hoflager.

Die evangeliſchen Reichsſtände und an deren Spitze beſonders Brandenburg, ließen ſich durch dies Fehlſchlagen nicht abſchrecken; vielmehr kam der Freiherr von Wylich im Herbſte abermals nach Weinheim und eröffnete (31. Okt.) die Unterhandlungen von Neuem. Rechtsgründe konnte man von beiden

45) Struve S. 789—830.

Seiten keine neuen vorbringen, aber Thatſachen waren indeß ſehr beunruhigende hinzugekommen. Die Eingriffe in das reformirte Kirchengut, die gewaltſame Vertreibung der franzöſiſchen Coloniſten und vieler reformirten Geiſtlichen hatten die Mißſtimmung der proteſtantiſchen Reichsſtände geſteigert; man wußte überall, daß der Pfarrer zu Sponheim mit acht Kindern und ſeinen hochbejahrten Eltern gewaltſam vertrieben worden, daß zu Hilsbach mit dem Pfarrhaus, zu Neuſtadt mit dem Rectoratshaus ähnliche Exceſſe vorgegangen waren. Im Oberamt Heidelberg hatte man das Almoſen ſo theilen laſſen, daß ſelbſt wenn nur fünf oder ſechs Katholiken neben mehreren hundert Proteſtanten in einem Orte wohnten, die paar Katholiken die volle Hälfte des reformirten Beſitzes erhielten; in Lautern beklagten ſich die Proteſtanten, daß auf Anſtiften der Franciskaner man mit Geldſtrafen und militäriſcher Execution die Kinder aus gemiſchten Ehen in katholiſche Kirchen und Schulen treibe, in Odernheim ward befohlen, einen katholiſchen Vater, der nach den Ehepakten ſeine Kinder reformirt werden ließ, mit „ſchärfſter militäriſcher Execution“ zum Gegentheil anzuhalten [46].

Dieſes Alles ſtellte der brandenburgiſche Geſandte noch einmal zuſammen und verlangte, diesmal in ſehr entſchiedenem Tone (29. Jan. 1700), eine Endreſolution, aber auch jetzt gab Johann Wilhelm (9. Febr.) nur eine ausweichende Antwort, die ſich auf ſein kirchliches Bekehrungsrecht nach dem Grundſatz: **cujus regio ejus religio**, zurückbezog. Der Geſandte erklärte (25. Febr.) die Angelegenheit jetzt ſeinem Kurfürſten in die Hände geben zu müſſen, und als ihm Johann Wilhelm (18. März) ein ausführliches Ultimatum ertheilte, daß die früher aufgeſtellten Rechtsgründe noch einmal ganz im Einzelnen zu beweiſen ſuchte [47]) und in keinem einzigen Punkte nachgab, verließ der preußiſche Diplomat Düſſeldorf, nachdem ihn eine Note der evangeliſchen Reichsſtände abberufen hatte. An den bran-

---

46) Belege bei Struve S. 849—853.

47) Struve S. 858—916.

denburgiſchen Kurfürſten und ſeinen diplomatiſchen Vertreter richtete das corpus Evangelicorum eine Dankſagung; dem Ultimatum Johann Wilhelms ſetzten ſie eine ausführliche Widerlegung entgegen, und es ſchien, als wolle ſich der ganze Erfolg der diplomatiſchen Verhandlung auf eine papierne Polemik beſchränken.

Die pfälziſchen Proteſtanten waren indeſſen nicht weniger bedrückt. In demſelben Amt Borberg, das an Würzburg verpfändet die erſten Reactionen erlebte, wo aber damals Johann Wilhelm mit Entſchiedenheit die im Pfandvertrag verbürgten Rechte der Proteſtanten aufrecht erhalten hatte, da wurde jetzt gegen Pfarrer, Lehrer und Gemeindsglieder daſſelbe Schreckensſyſtem durchgeführt, was in den übrigen Landestheilen die Einmiſchung das corpus Evangelicorum hervorrief. Durch den polizeilichen Befehl, vor dem Sanctiſſimum das Knie zu beugen, war es in einzelnen Gegenden zu Schlägereien gekommen; man prügelte die Proteſtanten, wenn ſie ſich weigerten die Ceremonien der andern Kirche mitzumachen. Der Kurfürſt erließ daher (Okt. 1699) eine Verordnung, welche den Proteſtanten erlaubte, nur den Hut abzuziehen und dann weiter zu gehen, aber ſchon im folgenden Jahr durften ſich einzelne Beamte, z. B. der Schultheiß zu Mannheim, erlauben, die Kniebeugung durch polizeiliche Befehle einzuführen [48]). In einer ſpäteren Verordnung des Kurfürſten (Mai 1701) ward den Proteſtanten nur geſtattet, bei Bürgerwahlen katholiſche Erſatzmänner zu ſtellen, was freilich den Armen nicht möglich war. Daß man die Proteſtanten in ihrem Cultus hemmte und ihnen die Pfarrer wegtrieb oder mit Gewalt ſie zum Katholicismus zwingen wollte, kam an vielen Orten vor [49]); in Bellheim war ein wirklicher Terrorismus eingerichtet, von Seebach und Schleithal warf man zwei Deputirte, die ſich beſchweren wollten, als Rebellen ins Gefängniß, Mönche drängten ſich von der Regie-

48) S. Faber Staatskanzlei V. 70. 75.

49) S. die einzelnen Fälle bei Struve S. 991. 992.

rung unterſtützt an vielen Orten in anerkanntes Beſitzthum der Proteſtanten ein, die proteſtantiſchen Bettage wurden auf katholiſche Feiertage verlegt und durch das neue Reglement 75 Schullehrer brodlos gemacht [50]). Man könnte viele hundert kleine Quälereien, Mißhandlungen an Perſon und Beſitz anführen, welche ſich die Lenker dieſer pfälziſchen Dragonnaden erlaubten; man könnte die Liſten der Executionskoſten anführen, womit die armen Leute zu Seebach, Schleithal und Böllheim gedrückt wurden [51]), aber wir beſchränken uns gern darauf, nur die weſentlichſten Züge hervorzuheben, welche den Geiſt dieſer von Jeſuiten geleiteten Regierung charakteriſiren können.

In Böbingen ward einem Metzger, deſſen Kinder im Verdacht waren, die benachbarte reformirte Kirche beſucht zu haben, vom Oberamtmann angedroht, man „werde ſeine Kinder durch Reuter abholen und in den Thurm werfen laſſen;“ in Zeiskäm ward das Kind eines lutheriſchen Vaters und einer reformirten Mutter wirklich mit Gewalt den jammernden Eltern weggenommen, getauft, und der Vater, als er ſich beſchwerte, in den Thurm geworfen. Im Oberamt Simmern wurden die Kinder gemiſchter Ehen (wie man ſieht, rechnete man dazu auch eine halb reformirte halb lutheriſche Ehe) mit Geldſtrafen zum katholiſchen Kirchenbeſuch angehalten; den Pfarrern zu Ober- und Niederingelheim, welche eine katholiſche Frau und einen reformirten jungen Menſchen, deſſen verſtorbener Vater katholiſch geweſen, zum Abendmahl zugelaſſen hatten, was nach dem Geſetze erlaubt war, wurden Dragoner ins Haus gelegt und Geldſtrafen abgepreßt [52]). In einem zweibrückiſchen Amte, das noch dazu dem König von Schweden gehörte, war eine Kirche zwi-

50) Faber Staatskanzlei V. 79. 82. 86. 91.

51) S. Struve S. 1012—1015.

52) Bei der Execution nahm man ihnen für 197 Gulden Sachen weg. Und doch hatte die Verordnung vom 29. April 1701 erlaubt, „daß einem jeden frei ſtehen ſolle, zu was vor einer Religion aus denen im Reich tolerirten 3 Religionen nach Belieben ſich zu bequemen.“

ſchen Lutheranern und Katholiken gemeinſam; als der lutheriſche ſich wegen der Menge der Communicanten etwas über die beſtimmte Zeit aufhielt, drang ein katholiſcher Geiſtlicher hinein und feuerte auf den Pfarrer ein Piſtol ab, das aber einen communicirenden Bauer traf und todt niederwarf; der ſchwediſche Geſandte brachte die Geſchichte nachher vor den Reichstag [53]). Nach den kurfürſtlichen Verordnungen war der reformirte Kirchenbeſitz wenigſtens zur Hälfte ihnen gelaſſen worden; in der praktiſchen Ausführung theilte man aber Almoſen und Gefälle ſo, daß den Reformirten wenig oder gar nichts blieb. Im Amt Neuſtadt ſtifteten die Ordensgeiſtliche ſchmähliche Reactionen an, in Guntheim bei Alzei wurde ein achtzehnjähriges Mädchen aus einer gemiſchten Ehe, das nach dem Ehevertrag reformirt geworden war, ſo mit Ruthen gepeitſcht, daß ſie aufs Krankenbett geworfen ward. Schulmeiſter und Glöckner hielten ſie feſt, während der katholiſche Pater eigenhändig die Execution vornahm. In Otterberg ließ man ein junges Mädchen aus einer gemiſchten Ehe durch Soldaten auffangen und in einen Kerker werfen, wo Verbrecher ſaßen, und die Gemeinde Wanrath konnte noch zufrieden ſeyn, daß man ſie nur mit Geld beſtraft, weil einige reformirte Frauen an katholiſchen Feiertagen an einem Strumpf geſtrickt!

In demſelben Augenblicke, wo man gegen menſchliches und göttliches Recht ſo ſchmachvoll verfuhr, erließ der Kurfürſt mildernde und tolerante Verordnungen [54]), deren Abſicht nur war, den Lärm und das Aufſehen, den das Verfahren in der Nähe und Ferne machte, etwas zu beſchwichtigen. Denn trotz der Verordnungen dauerten die Bedrückungen in demſelben Maße fort; erfrechten ſich doch die Beamten, die Veröffentlichung jener mildernden Edikte geradezu zu verbieten [55]). Alle Beam-

53) Anderes, was Zweibrücken betrifft, namentlich die Beſetzung der Kirche zu Bergzabern durch Jeſuiten ſ. im ſpeyr. Kreisarch. Zweibr. 720.

54) Am 29. April und 29. Juli 1701.

55) S. den Oberamtsbefehl bei Struve S. 1050.

ten waren ſo gewählt, daß man ihrer als der beſten Werkzeuge jeſuitiſcher Reaction verſichert war, und der berüchtigte Quad, der im Amte Kreuznach zuerſt das Beiſpiel gewaltſamen Verfahrens gegeben hatte, war die Seele der pfälziſchen Regierung. An ihn wurden die Beſchwerden der bedrängten Proteſtante eingereicht — die er ſelbſt veranlaßt hatte. Von den Regierungsräthen, welche die Dragonnaden organiſirten, ließ ſich Johann Wilhelm über die Wahrheit der Beſchwerden Bericht abſtatten! Der indolente Kurfürſt ſaß ruhig zu Düſſeldorf, während ſeine Büreaukratie Recht, Duldung und Wohlſtand mit Füßen trat und ſeine mildernde Befehle entweder nicht ausführte oder höchſt wahrſcheinlich ſogar durch Einſchaltungen und Veränderungen verfälſchte. Es zeigte ſich hier dieſelbe Erfahrung, wie bei allen Regierungen ähnlicher Art; der ſonſt unbeſchränkte und auf ſeine Unbeſchränktheit pochende Fürſt iſt keineswegs ſelbſt Herr, ſondern es waltet mächtiger über ihm der Geiſt des pfäffiſchen Jeſuitismus.

Wollte man indeſſen durch dies Syſtem den pfälziſchen Calvinismus ganz vernichten, ſo täuſchte man ſich; die gedrückte Kirche war auch hier die muthigſte und aufopferndſte. Zwar hatte der Kirchenrath ſeine Bedeutung ganz verloren, der rüſtige Wiſſenbach hatte ſich (1699) genöthigt geſehen, abzudanken, Achenbach folgte (1700) einem Rufe ins Ausland, ſo blieben (ſeit 1701) nur noch Heiles und Häuſer nebſt einem alten Secretär Kreutz übrig, die nun den völligen Sturz der alten hierarchiſchen Macht des Kirchenraths mit anſehen mußten. Ihre Befehle wurden nicht mehr ausgeführt, die Güter waren ihnen entzogen, ihre Beſchwerden blieben ohne Antwort. Die Gemeinden hielten aber feſt zuſammen und alle Gewaltſchritte änderten in ihren Geſinnungen nichts. Viele wanderten lieber nach Amerika aus; die Mehrzahl ſetzten dem unmittelbaren und heftigen Druck einen muthigen Widerſtand entgegen. Man ſah, wie Kinder und Frauen lieber zu benachbarten Kirchen entflohen und ſich von Soldaten eingefangen mißhandeln ließen, ehe ſie gegen ihre Ueberzeugung den Glauben äußerlich abſchworen.

Die Pfarrer auf dem Lande blieben von allen Gewalthaten ungebeugt und es wird kein Beiſpiel erzählt, daß einer feig dem ihm angewieſenen Berufe untreu geworden oder mit andern als geſetzlichen Mitteln der brutalen Gewalt widerſtrebt habe. Ernſt und Mäßigkeit waren bei den bedrängten Gemeinden herrſchend; die furchtbaren Leiden des Krieges und die darauf folgende Peinigungen im Frieden waren ein treffliches Mittel zur ſittlichen Läuterung und ſeit Friedrich III. hatte der pfälziſche Proteſtantismus keine ſo gute ſittliche Haltung bewahrt, als in dieſen Leidensjahren der jeſuitiſchen Reaction. Das wiedererwachende religiöſe Bedürfniß gab ſich in mancherlei Geſtalten kund, auch in überſpannter Frömmelei. Ein heidelberger Pfarrer, Heinrich Horch, ſtiftete eine Secte, die als Erlöſung aus allen Leiden das tauſendjährige Reich erwartete, der Kirchenrath ließ die unſchädlichen Schwärmer gewähren, da die Maſſe der Bevölkerung einer geſunderen Gottesverehrung treu blieb [56]).

Was von den Reformirten geſagt wurde, hat auch auf die Lutheraner ſeine Anwendung. Auch ſie drückte dieſelbe Reaction wie die Reformirten, auch ſie ſetzten ihr dieſelbe Standhaftigkeit entgegen und nur ſehr Wenige fühlten ſich, wie die Conſiſtorialräthe Schloſſer und Debus, durch die dürftige Würde für alle Leiden entſchädigt. Dieſe beiden Herrn hatten jetzt ſchon die Folgen ihrer wohldieneriſchen Devotion gegen die Regierung vor Augen; ſie ſelbſt nahmen als lutheriſches Conſiſtorium eine ebenſo traurige und machtloſe Stellung ein, wie die Trümmer des reformirten Kirchenraths.

Alle dieſe Verhältniſſe waren dem Ausland nicht mehr unbekannt geblieben. Wenn man auch das heuchleriſche Anerbieten

56) Die Regierung dagegen erließ 14. Sept. 1706 ein Edikt gegen die Frömmler, worin befohlen war, die Hartnäckigen bei denen jede ernſtliche Ermahnung vergebens ſey, „ſogleich und ohne weitere Anfrag bei den Köpfen zu nehmen, in gefänglichen Haft zu bringen und ſo viel der ſind, an die Schubkarren zu ſchließen und zu ſchanzen oder anderer gemeiner Arbeit bei Waſſer und Brod anzuhalten.“ Speyrer Kreisarchiv (Kirchen- und Schulſ. 38).

Frankreichs, ſich der Proteſtanten anzunehmen zu wollen (es drohte der ſpaniſche Succeſſionskrieg!) mit Verachtung zurückwies, ſo blieben doch Holland, England, Schweden und in Deutſchland beſonders Preußen nicht unthätig. Die evangeliſchen Reichsſtände hatten im Dezember 1700 und im Mai 1701 an den Kaiſer Beſchwerden eingegeben [57]); im folgenden Jahre ließen ſie über die Berechtigung der Reformirten eine ausführliche Rechtsſchrift in lateiniſcher Sprache erſcheinen und wandten ſich zugleich an die Krone England, die Verbündete des Kaiſers, um von dorther eine wirkſamere Vermittlung zu erlangen. Sie brachten es auch dahin, daß man nach langem Gerede eine Commiſſion aufzuſtellen beſchloß (1703), der die Unterſuchung der pfälziſchen Religionsbeſchwerden anheim gegeben werden ſolle. Aber die Commiſſion war aus Kurmainz, Kurſachſen, Pfalzneuburg, Magdeburg, Cöln und Regensburg zuſammengeſetzt (1704) und mit einer Vollmacht verſehen, wogegen die Evangeliſchen ſich beſchwerten; daran zerſchlug ſich dann das ohnehin lahm betriebene Vermittlungsgeſchäft und es war in den damaligen Kriegsläuften keine Hoffnung einer geſetzlichen Hülfe.

Preußen entſchloß ſich daher, die geſetzloſe Willkühr der pfälziſchen Regierung mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Im Februar 1705 wurde den katholiſchen Geiſtlichen in den Fürſtenthümern Magdeburg, Halberſtadt und Minden mit Einziehung ihrer zahlreichen Güter gedroht (es waren darunter mehrere Domſtifter und etwa achtzehn Klöſter), wenn ſie nicht augenblicklich bei der pfälziſchen Regierung und den katholiſchen Ständen für die bedrängten Proteſtanten in der Pfalz vermittelten [58]). Am 10. April ward dieſe Erklärung wiederholt und ihnen ein Termin von ſechs Wochen geſetzt; die bedrängten Geiſtlichen ſchickten einen Geſandten an den Reichstag, aber dort waren ſie nicht glücklicher, als früher die evangeliſchen

57) S. Faber Staatskanzlei VI. 78.
58) Faber Staatskanzlei X. 31 f.

Stände; im Juli 1705 zog dann eine „Adminiſtrationscommiſſion“ in den genannten Fürſtenthümern ein, bei der ſich — recht abſichtlich — auch Karl Achenbach, der ehemalige pfälziſche Kirchenrath, jetziger Hofprediger des Königs, befand.

Das wirkte bei der pfälziſchen Regierung; auf einmal war ſie zu Unterhandlungen bereit und erklärte: die Gewiſſensfreiheit nach dem weſtphäliſchen Frieden handhaben, in Betreff der Simultankirchen Alles auf die Zeit vor dem Regierungsantritt Philipp Wilhelms und beim Oberamt Germersheim auf das Jahr 1675 zurückführen und demgemäß den Reformirten ihre Kirchen, Güter und Gefälle reſtituiren zu wollen [59]. Preußen war zwar damit nicht zufrieden, doch ſetzte es die Unterhandlungen fort und 21. November 1705 kam endlich ein Vergleich zu Stande, die ſogenannte Religionsdeclaration, die fortan als geſetzliche Grundlage der pfälziſchen Kirchenverhältniſſe dienen ſollte [60].

Vor Allem war die völlige Religionsfreiheit, mit beſonderer Erwähnung des Oberamtes Germersheim, zugeſagt und alle entgegenſtehenden Beſtimmungen aufgehoben; Jeder durfte ſeinen Glauben ändern, Kinder gemiſchter Ehen wurden nach Ehepakten, oder wenn dergleichen keine vorhanden waren, nach dem Familienhaupt getauft, Einſegnungen gemiſchter Ehen ſollten in proteſtantiſchen und katholiſchen „Kirchen“ unbedingt und ohne Weigerung ſtattfinden. Kein Proteſtant brauchte die Ceremonien der katholiſchen Kirche mitzumachen; die Theilnahme an den Prozeſſionen, die Kniebeugung, das Präſentiren des Gewehrs war aufgehoben, dagegen ſollten ſie kein vorſätzliches Aergerniß geben, und wenn eine Proceſſion käme entweder auf die Seite gehen oder den Hut abziehen. Das Arbeiten an katholiſchen Feiertagen bei verſchloſſenen Buden, das Schulhalten, das Eſſen von Faſtenſpeiſen war den Proteſtanten geſtattet. Nie-

59) Faber Staatskanzlei X. 71.

60) Ebendaſ. X. 803. Der Nebenreceß in der Neueſten Geſch. der reform. Kirche Urkund. S. 10 ff.

mand ſolle der Confeſſion wegen von Magiſtratsämtern, Bürgerrecht, Zünften und Gewerben abgehalten ſeyn; Eheſtreitigkeiten der Proteſtanten vor ihrem proteſtantiſchen Ehegerichte geſchlichtet werden. Der gemeinſame Gebrauch der Kirchen ſolle überall abgeſchafft werden, ausgenommen da, wo er ſchon vor dem Ausſterben der ſimmerſchen Kurlinie beſtand. In jedem Ort wo zwei Kirchen ſich befinden, ſollte den Katholiken eine eingeräumt werden; außerdem behielten ſie zu Heidelberg die Kloſterkirche, die Spitalkirche und das Chor der h. Geiſtkirche, während den Reformirten das Schiff derſelben, die ganze Peterskirche und der ſchönauer Hof eingeräumt ward. Zu Mannheim und Frankenthal ſollten die Reformirten ebenfalls ihre Kirchen wieder erhalten und die Katholiſchen ſich bis zum Bau einer neuen mit der Kapucinerkirche begnügen. In den übrigen galt, wenn zwei Kirchen vorhanden waren, die angeführte Regel; bei einer Kirche ward Chor und Schiff getheilt und zwar durch eine Mauer und getrennte Eingänge. Auf dem platten Lande fand die Theilung ſo ſtatt, daß von ſieben Kirchen zwei von den Katholiken behalten, die andern fünf den Reformirten zurückgegeben wurden. Die Beſitzungen an Schulen und Stiftungen, welche die Reformirten 1685 inne gehabt, namentlich das Collegium Sapientiae, das Casimirianum, die Neckarſchule und Gymnaſien ſollten ihnen erhalten werden. Die Verwaltung der geiſtlichen Güter, die zwiſchen Katholiken und Reformirten ebenfalls in dem Verhältniß von zwei zu fünf Siebenteln getheilt wurden, ward unter eine Behörde von zwei katholiſchen und zwei reformirten Räthen geſetzt; auch der reformirte Kirchenrath erhielt ſeinen Wirkungskreis nach den Beſtimmungen von 1664 und 1685 wieder; die Almoſen jeder einzelnen Kirche blieben auch ihr getrenntes Eigenthum. Die milden Stiftungen wurden in dem früheren Zuſtand zurückgegeben, in Spitälern und Waiſenhäuſern das oben angegebene Beſitzverhältniß der beiden Kirchen feſtgehalten. Die Univerſität Heidelberg ſollte ihre theologiſche Fakultät mit zwei reformirten

Profeſſuren wieder erhalten und dieſelben nach dem Vorſchlag des Kirchenraths beſetzt werden.

Das richtige Verſtändniß erfordert, daß wir den Charakter dieſer in ihren Folgen ſo hochwichtigen Religionsdeclaration genauer beleuchten; denn papierne Geſetze und die wirklichen Zuſtände des Lebens ſtehen oft in ſo grellem Gegenſatz, daß man ſehr irre geht, wenn man von Worten und Zuſagen auf praktiſche Folgen ſchließt. So war auch die Religionsdeclaration von 1705 nur dann als ein Gewinn zu betrachten, wenn man auf den Terrorismus und die Dragonnaden der jüngſten Zeit zurückſah; mit dem frühern rechtlich anerkannten Beſitz der Reformirten verglichen, war ſie eine gewaltſame Uſurpation der nachtheiligſten Art. Denn nach dem weſtphäliſchen Frieden waren die Reformirten im beinahe ausſchließlichen Beſitz aller Kirchen und Gefälle, der halliſche Vertrag von 1685 hatte dies als rechtlich beſtätigt und doch war jetzt von beiden Verträgen keine Rede mehr. Vielmehr ward, ohne einen andern Rechtsgrund, als den der monarchiſchen Gewalt, eine Theilung zwiſchen Reformirten und Katholiken eingeführt, wodurch in achtzehn pfälziſchen Inſpectionen von eilf Kirchen der Chor und neunundachtzig Kirchen ausſchließlich den Katholiken zufielen [61]). Die Kloſterkirchen, die Hofkapellen, die vormals reformirten Mutterkirchen, wo zur Zeit der Theilung kein reformirter, ſondern ein katholiſcher Geiſtlicher wohnte, blieben ohnedies im Beſitz der Katholiken; ebenſo die ſchon durch den bergſträßer Receß (1650) eingeräumten vier Simultankirchen. Auch die Kirchen im Oberamt Borberg, fünf an der Zahl [62]), blieben

61) In den Inſpectionen Heidelberg, Mannheim, Ladenburg, Wiesloch, Weinheim, Sinsheim, Mosbach, Bretten, Oppenheim, Simmern, Stromberg, Bacharach, Alzei, Odernheim, Neuhauſen, Dirmſtein, Neuſtadt, Lautern. Ueber die obigen Zahlen vgl. die Kirchentheilung anno 1706, die auch Hormuth (Die projectirte Paſtoration S. 265 ff.) mit Recht wieder hat abdrucken laſſen. Vgl. auch Cod. bav. 2667 auf der münchner Staatsbibl.

62) S. die Tabellen bei Hormuth S. 304—319.

ausgenommen; auf die an Darmſtadt verpfändeten Aemter O- berg und Umſtatt, die ritterſchaftlichen Orte und auf das Oberamt Germersheim, das die ryswicker Clauſel den Reformirten wegſtahl, hatte die Theilung ebenfalls keine Anwendung.

Es war alſo im beſten Falle und bei der ehrlichſten Deutung des Vertrages eine Beſitzveränderung auf Koſten der Reformirten, die das ganze bisher beſtehende Verhältniß der Confeſſionen in der Pfalz völlig umänderte; nun kam aber noch die Art der Ausführung hinzu. Man vergeſſe nicht, daß die Regierung, durch Preußens Drohungen gezwungen, dieſen dem Wort nach milden und toleranten Vertrag eingegangen hatte; ſie hatte in ihren Reactionen nur einen augenblicklichen Stillſtand machen müſſen, aber deßwegen das gewaltſame Bekehrungsprinzip noch nicht aufgegeben. Da ſie die Gewalt in Händen behielt, konnte ſie in günſtigeren Momenten den Weg des kirchlichen Terrorismus von Neuem betreten; und ſo geſchah es auch. Die Religionsdeclaration von 1705 iſt nicht das Ende der kirchlichen Händel in der Pfalz, ſondern eine neue, fruchtbare Quelle geworden.

Der erſte Verſuch dieſer Politik war die Theilung ſelbſt, wie man ſie 1706 vornahm; neben den reformirten Commiſſären, Heiles nnd Kreuz, waren als katholiſche Rittmayer und der bekannte Quad angeſtellt, der nicht verfehlte, ſeinen Einfluß bei der weltlichen Regierung zum Nachtheil der Reformirten geltend zu machen. Durch ſie wurden Kirchen, Gefälle, Almoſen und Stiftungen ſo getheilt, wie der Stärkere mit dem Schwächeren zu theilen pflegt [63]). Durch die ryswicker Clauſel war ſchon das Oberamt Germersheim, d. h. etwa ein Drittel aller Kirchengefälle, den Reformirten entzogen worden [64]); den

63) Proben führt Hormuth S. 299 an. Andere Belege in der Neueſten Geſchichte der ref. Kirche S. 74.

64) Nach dem Nebenreceß Art. XI. verblieben die Stifter zu Euſſersthal, Hördt, Selz, Klingenmünſter und Germersheim in den Händen der Katholiken. Von Klingenmünſter ward nachher eine Quote dem kurfürſtlichen Kammermuſicus zugewieſen. Speyr. Kreisarch. Statiſt. 834.

Reſt theilte man jetzt ſo, daß nicht, wie der Vertrag ſagte, zwei Siebentheile des alten reformirten Kirchengutes, ſondern über die Hälfte in den Beſitz der Katholiken kam.

Der Erfolg war vorauszuſehen; die einſt ſo reichen Reformirten, denen während der Dragonnaden viele Pfarreien waren eingezogen worden, mußten jetzt deren noch mehr reduciren, die Beſoldungen ſehr verringern und für Beſtreitung ihrer kirchlichen Bedürfniſſe bei dem reformirten Ausland Collecten anſtellen! Die Katholiken bildeten Gemeinden, die ſich durch lebhafte Unterſtützung der Regierung ſehr bald bedeutend vermehrten und in einzelnen Orten den Zwinglianismus ganz verdrängten, in andern mit den reformirten Bewohnern wenigſtens die numeriſche Gleichheit erlangten.

Während ſo die Katholiken gewannen, die Reformirten verloren, war auch für die Lutheraner die Religionsdeclaration ein harter Schlag. Sie hatten durch die Gewaltſtreiche ſeit 1698 einen unerwarteten Antheil an Kirchen und Gefällen erhalten, der ihnen jetzt auf einmal wieder entzogen ward; denn ſie behielten nichts, als was ſie 1624 gehabt und ſeitdem auf eigne Koſten erbaut hatten. Es war eine von den großen Inconſequenzen des Vertrags, daß man den weſtphäliſchen Frieden nirgends ſonſt (wo er zu Gunſten der Reformirten geweſen wäre) zu Hülfe rief, hier aber auf einmal zu Ungunſten der Lutheraner ihn benützte und ſie auf das Normaljahr 1624 zurückführte. Alle die Erwerbungen, welche die Declaration den Katholiken zuwarf, beriefen ſich auf den ſchönen Grundſatz der Religionsgleichheit; bei den Lutheranern war aber dieſer Grundſatz offenbar ganz überſehen worden.

Vielen Antheil daran hatte ohne Zweifel das Benehmen des lutheriſchen Conſiſtoriums während der Schreckenszeit; denn ſelbſt wenn Preußen nicht den Reformirten näher geſtanden wäre, als den Lutheranern, ſo hätte es ſich doch gewiß bedacht, ſich einer Kirchengemeinſchaft warm anzunehmen, deren oberſte Behörde in den Zeiten der ärgſten Bedrückung eine mindeſtens zweideutige Rolle geſpielt hatte.

Dies Conſiſtorium beſtand indeſſen fort und war äußerſt rührig, das ſo ſchnell verlorene Gut wieder zu erringen. Es führte das zu neuen Händeln, die uns ſpäter noch einmal auf dies unerquickliche Feld der kirchlichen Polemik zurückführen werden.

§. 3.

Regierung und Hof unter Johann Wilhelm (1697—1716).

Mitten in dieſen kirchlichen Zerwürfniſſen war die pfälziſche Regierung auch durch politiſche Händel in Anſpruch genommen, zum Theil durch ſolche, deren Entſcheidung die damalige Generation nicht mehr erlebte.

Von dieſer Art war zunächſt der veldenzer Erbſtreit [65]). Jener Pfalzgraf Leopold Ludwig von Veldenz, der nach dem Ausſterben der ſimmerſchen Kurlinie einen Erbanſpruch an die Pfalz erhoben hatte, war jetzt durch ſeinen kinderloſen Tod (Sept. 1694) Anlaß zu einem neuen Erbſtreit geworden, der ſich über ſein kleines Beſitzthum, die Aemter Veldenz, Lauterecken, Lützelſtein und die Hälfte der guttenberger Gemeinſchaft entſpann. Er hatte ein Teſtament hinterlaſſen, worin er die politiſch und kirchlich wenig befreundeten Neuburger, die ihn um die Kurwürde gebracht hatten, ganz überging, und die Herzoge von Zweibrücken, d. h. den regierenden König Karl XII. von Schweden, zu Erben einſetzte. Damit ſtand auch ein früherer Familienvertrag (zu Marburg 3. Okt. 1543) im Einklang, worin Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken, der Ahnherr Karls XII., zwar ſeinem Verwandten Ruprecht Lauterecken und Veldenz abgetreten, aber zugleich ſich und ſeinem Stamme die Succeſſion nach deſſen unbeerbtem Tode vorbehalten hatte. Dagegen ſprachen nun die Pfalzgrafen Chriſtian Auguſt von Sulzbach und Chriſtian II. von Birkenfeld; auch ſie ſtammten von jenem

65) Vgl. Faber Staatskanzlei V. 292 ff. Die wichtigſten Schriften ſ. bei Lünig Deductionsbibl. S. 308 ff.

Wolfgang von Zweibrücken ab, und ſtanden dem Ahnen um zwei Grade näher; ſie waren Wolfgangs Urenkel, Karl XII. von Schweden nur deſſen Ururenkel[66]). Nun trat aber auch Kurfürſt Johann Wilhelm mit einem Anſpruche hervor und behauptete, das Ganze fiele nach den Hausgeſetzen der Primogenitur an die älteſte Linie, d. h. an Kurpfalz zurück; die Occupirung einiger Beſitzungen des Verſtorbenen gab dieſer Forderung ſogleich Nachdruck. Schweden ließ durch die Pfalzgräfin Charlotte Friederike ſeinen Anſpruch behaupten und zugleich vor dem Reichstag durchfechten; der Pfalzgraf von Birkenfeld hatte an Frankreich einen Beſchützer und Ludwig XIV. maßte ſich gern das Recht an, vor ſeinen franzöſiſchen Gerichtshöfen einen deutſchen Erbfolgeſtreit entſcheiden zu laſſen; freilich waren ſeine Verſuche darin und die Urtheilsſprüche einzelner franzöſiſcher Gerichte erfolglos. Kurpfalz ſuchte theils mit den Waffen, theils vor dem Reichstag ſein Recht zu erreichen; allein die Verhältniſſe der Zeiten hätten viel geordneter, der Geſchäftsgang jener Verſammlung viel ſchneller ſeyn müſſen, als er es war, um ſolche Streitigkeiten zu entſcheiden. Der ryswicker Friede ward geſchloſſen und beſtimmte nichts darüber; der raſtadter Friede ward geſchloſſen und immer noch ſchwebte der veldenzer Erbſtreit; erſt Karl Philipp war in den letzten Jahren ſeines Lebens ſo glücklich, die Sache durch einen Vergleich zum Ziele zu bringen.

---

66) Die Verwandſchaft war dieſe:

Pfalzgraf Wolfgang † 1569

Philipp Ludwig	Johann	Karl
August von Sulzbach	Johann Caſimir	Chriſtian I.
Chriſtian Auguſt	Karl X.	Chriſtian II.
	Karl XI.	
	Karl XII.	

Ein anderer Erbſchaftsſtreit fand noch unter Johann Wilhelm ſeine Erledigung; der unglückſelige Anſpruch der Herzogin von Orleans. Es war in dem Frieden zu Ryswick beſtimmt worden, daß ein Schiedsgericht, aus kaiſerlichen und franzöſiſchen Bevollmächtigten beſtehend, über die Rechte und Anſprüche der Prinzeſſin nach den Reichsgeſetzen [67]) aburtheilen ſollte; wenn dies Compromiß zu keinem Ziele führte, wurde der Pabſt als Obmann beigezogen und bis zur definitiven Entſcheidung zahlte der Kurfürſt jährlich hunderttauſend Gulden. Nach manchen Quälereien, die ſich die Franzoſen trotz des Friedens, wie wir oben geſehen haben, erlaubten, kam endlich das Schiedsgericht (Okt. 1699) in Frankfurt zuſammen, der Kaiſer hatte den Reichshofrath Binder hingeſchickt, Ludwig XIV. einen im deutſchen Staatsrecht wohl bewanderten ſtraßburgiſchen Juriſten, den Prätor Obrecht; auch waren von kurpfälziſcher und orleansſcher Seite Bevollmächtigte erſchienen. Lange ward nun hin und her unterhandelt und ein halb Dutzend grundgelehrter Deductionen geſchrieben, deren einziges Verdienſt darin beſteht, daß ſie eine Menge ungedruckter pfälziſcher Urkunden enthalten [68]); wie es aber (April 1701) zur endlichen Entſcheidung kam, konnte man doch über die Hauptſache nicht einig werden. Man berief ſich nun, wie der Vertrag vorſchrieb, auf den Pabſt, und der gab dann (17. Febr. 1702) die Entſcheidung, daß Kurpfalz alle Anſprüche und Rechte jeder Art, welche die Herzogin habe, mit dreimalhunderttauſend Scudi ablöſen ſolle [69]). Der erſchöpfte Ludwig XIV. kam dabei, trotz ſeiner Proteſtation dagegen, am beſten weg; denn die Herzogin von Orleans erhielt von ihm nie einen Heller und er ward, trotz ſeiner Barbarei in der Pfalz, noch mit einer ſehr anſehnlichen Summe in ſeinen damaligen Bedrängniſſen unterſtützt.

---

67) juxta leges et constitutiones Imperii, hieß es Pac. Rysw. Art. VIII

68) Dies gilt namentlich von Chlingensperg processus histor juridicus. Ingolst. 1711. fol.

69) Lünig Reichsarchiv V. 749 f.

Es war nämlich ſchon der ſpaniſche Erbfolgeſtreit ausgebrochen, der das Reich, alſo auch den Kurfürſten von der Pfalz, plötzlich von confeſſionellen Händeln und Religionsedicten zu einem europäiſchen Kriege fortriß. Die Stellung Johann Wilhelms konnte dabei nicht zweifelhaft ſeyn; die neuburgiſchen Fürſten, ſeit drei Generationen mit Habsburg verwandt und nah befreundet, gehörten zu den treueſten Anhängern der kaiſerlichen Politik. So ſchien ſich denn die Kataſtrophe Friedrichs V. im umgekehrten Verhältniß zu erneuern, die pfälziſchen Kurfürſten verfochten jetzt die kaiſerliche Sache und die Fürſten der jüngern wittelsbachiſchen Linie, Marimilian Emanuel von Bayern und der Kurfürſt von Cöln, bekämpften den Kaiſer als getreue Knechte der franzöſiſchen Intereſſen. Man ſah die Auftritte der Jahre 1621 und 1623 zurückkehren; Marimilian Emanuel ward aus ſeinem Erblande verjagt, in derſelben Weiſe, wie einſt Friedrich V. geächtet (1706), und die völlige Theilung der bayriſchen Beſitzungen, wie einſt der pfälziſchen, vorbereitet. Die pfälziſchen Truppen waren für die habsburgiſche Sache thätig, der römiſche König beſuchte die pfälziſche Reſidenz als Freund und Verbündeter, und, wenn man die Zerſtörung der Rheinſchanze bei Mannheim ausnimmt, blieb die Pfalz diesmal von der kriegeriſchen Wuth ziemlich verſchont.

Indeſſen hatte Johann Wilhelm nicht unterlaſſen, die Anſprüche ſeiner ſimmerſchen Vorfahren eifrig geltend zu machen, und da die kaiſerliche Politik Bayern noch weniger ſchonte, als einſt den geächteten Pfalzgrafen, ſo gelang ihm dies auch. Im Juni 1708 ward Johann Wilhelm wieder mit der Kurwürde ſeiner Vorfahren, der erſten weltlichen, und dem Erztruchſeſſenamte belehnt [70]) und ihm, was mehr werth war, als dieſe jetzt erſtorbenen Formen, zugleich die Oberpfalz und die Grafſchaft Cham zurückgegeben. Johann Wilhelm gab ſeine Freude über

70) Vgl. Theatr. eur. XVIII. 69.

dieſes glückliche Ereigniß auf ſeine Weiſe kund; er erneuerte[71]) (29. Sept. 1708) den alten Hubertusorden, den einſt einer ſeiner jülichſchen Vorgänger, Gerhard V., zum Gedächtniß eines am Hubertustag 1444 erfochtenen Sieges geſtiftet hatte. Er ſtelle ihn wieder her, ſagte der Kurfürſt in der Stiftungsurkunde, zum Lob und Preis des allmächtigen Gottes, zur Verehrung der Jungfrau Maria und als Zeichen der Gewogenheit für erprobte Treue; es geſchehe, um die Wiedervereinigung der obern und untern Pfalz und die Wiederherſtellung der angeſtammten Kurwürde berühmter und feierlicher zu machen. Der Orden, der die Inſchrift In Trau vaſt (in Treue feſt) trug, ward an Fürſten, Grafen und Freiherrn vertheilt; alle erhielten in baarem Geld oder einträglichen Stellen eine annehmbare Dotation; auch fehlte es nicht an all den lächerlichen Titulaturen des Großelemoſynarius, Ceremoniarius, Ordensvicekanzlers, Schatzmeiſters, Herolds und noch anderer ähnlicher. Die neu Aufgenommenen ſchwuren des Ordensmeiſters d. h. des Kurfürſten Ehre und Nutzen und des Ordens Aufnahme und Anſehen zu vermehren, den Armen ſich mild und wohlthätig beweiſen zu wollen, und in dieſem Sinn war auch die verſtändige Beſtimmung getroffen, daß jeder, der aufgenommen wurde, hundert Dukaten für die Armen entrichten mußte.

Der Beſitz des Wiedererrungenen dauerte indeſſen nur kurze Zeit und die Hubertusritter konnten dem Kurfürſten die Oberpfalz nicht retten. Zwar hatte er die Freude, bei Erledigung des Kaiſerthrones (1711) das Reichsvicariat zu führen [72]) und bei der Wahl und Krönung alle die herkömmlichen Ceremonien zu üben, die längſt ihre Bedeutung verloren hatten; aber ſein Jubel über die glückliche Erwerbung des Jahres 1708 war von ſehr kurzer Dauer. Als es zum Frieden kam, ſpielte das beſiegte Frankreich dieſelbe Rolle (1714), die es hundert Jahre ſpäter mit ſo glänzendem Erfolg geſpielt hat; es wußte diplo-

---

71) S. die Akte in Teschenmach. Annal. cliv. od. dipl. p. 228.
72) S. das Patent im Theatr. eur. XIX. 376.

matiſch wieder zu erſchleichen, was es im Felde ſchon verloren hatte. Konnte das vereinzelte Reich nicht hindern, daß im raſtadter Frieden die ryswicker Clauſel beſtätigt ward, ſo mußte ſich der pfälziſche Kurfürſt auch gefallen laſſen, daß man das ihm eingeräumte Land jetzt dem Vaſallen Frankreichs, dem Kurfürſten von Bayern, zurückgab. Er proteſtirte zwar und es ſchloſſen ſich ihm die Agnaten der älteren wittelsbachiſchen Linie an, die neuburgiſchen, ſulzbachiſchen und zweibrückiſchen Pfalzgrafen mit Schweden; aber er bekam nicht einmal als verſprochenen Erſatz das Herzogthum Limburg oder Luxemburg, das ihm der Kaiſer geben zu wollen ſchien. Im Herbſt 1708 war erſt die pfälziſche Verwaltung eingezogen, im Jahr 1714 mußte ſie der bayriſchen ſchon wieder weichen. Der Streit um die Erztruchſeſſenwürde zog ſich noch bis in die folgende Regierung hin und Kurpfalz mußte ſogar auf eigne Hand den Streit mit Frankreich fortführen, welches noch einige Stücke vom Oberamt Germersheim zurückbehielt [73]).

War dem Kurfürſten dieſe Erwerbung mißlungen, ſo war er doch glücklicher in Verträgen mit ſeinen Nachbarn, wo die Verhältniſſe vermittelnd einwirkten. So war ſein Bruder, Pfalzgraf Franz Ludwig, Biſchof von Worms geworden, es ließ ſich daher hoffen, den langen Streit über den bald gemeinſamen, bald wechſelnden Beſitz des Städtchens Ladenburg auszugleichen. Zwei Verträge, vom 26. Aug. 1705 und vom 7. Aug. 1708, ordneten endlich den langwierigen Streit an Beſitz, Gefällen und Zehntrechten [74]); Ladenburg, Neckarhauſen, die Dörfer Altenbach, Ringes und Heubach im Odenwald, Hemsbach, Laudenbach, Sulzbach kamen als erbliches Beſitzthum an Kurpfalz; die bisher von Pfalz getragenen Lehen Dirmſtein und Laumersheim gingen ganz an Worms über, wie auch die Ort-

73) Theatr. eur. XX. ad ann. 1714. S. 53. 60. 70. ad 1715. S. 37. 75.

74) Lünig Reichsarch. Pars spec. S. 751. Vgl. Cod. bav. 2666 auf der münchner Bibl

ſchaften Neuhauſen, Beintersheim und Rheindürkheim. Aus den neuen Erwerbungen ward das pfälziſche Amt Ladenburg gebildet [75]).

Ein ähnlicher Vertrag ward mit den Markgrafen von Baden geſchloſſen. Wir erinnern uns, wie ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert der gemeinſame Antheil an der Grafſchaft Sponheim, den Baden, Kurpfalz und Pfalz-Simmern hatten, zu häufigem Wechſel und nicht ſelten zum Streit Veranlaſſung gegeben hat; noch zuletzt war unter Karl Ludwig ein Prozeß zwiſchen ihm und ſeinem Oheim Ludwig Philipp von Simmern entſtanden, der nur durch des letztern Tod ganz erledigt ward (1673). Jetzt fielen von der vorderen Grafſchaft die zwei ſimmeriſchen Fünftheile an Kurpfalz zurück, das ſich bereits im Beſitz eines Fünftheils befand. Den alten Verwirrungen vorzubeugen, die der gemeinſchaftliche Beſitz veranlaßte, war Johann Wilhelm bemüht, durch Tauſch einen getrennten Beſitz feſtzuſtellen, und es gelang ihm (24. Aug. 1707) einen Vertrag zu ſchließen, wodurch an Kurpfalz die Stadt Kreuznach mit einem wohlarrondirten Beſitzthum von 23 Ortſchaften gelangte, die ſeitdem das pfälziſche Oberamt Kreuznach bildeten [76]).

Ergänzend dazu war die Beendigung eines andern Streits, der das nahegelegene Böckelnheim betraf. Es wurde früher erzählt, wie Karl Ludwig den Anſpruch des Erzſtifts Mainz mit Gewalt zu bekämpfen ſuchte und wie nur mit Mühe ein Krieg dadurch verhütet ward, daß der Kaiſer (1676) den ſtreitigen

---

75) Dabei iſt nicht zu überſehen, daß er durch die Abtretung von Neuhauſen in den kirchlichen Beſitz der Reformirten eingriff, was nachher viel Streit veranlaßte.

76) Es ſind Boſenheim, Schwabenheim, Oberſilbersheim, Jozenheim, Langenlonsheim, Genzingen, Hakenheim, Laubersheim, Siefersheim, Wöllſtein, Gümsheim, Pleitersheim, Volrheim, Rüdesheim, Hargesheim, Rorheim, Weinsheim, Treiſen, Gutenberg, Spanheim, Bockenau, Auen, Braunweiler. — An Baden fielen die Aemter Kirchberg, Koppenſtein, Naumburg, Sprendlingen, nebſt St. Johann, Denzen bei Kirchberg, ein Theil von Neckershauſen und Neuburgweier im Amt Germersheim.

Beſitz einſtweilen ſequeſtrirte. Jetzt war der Streit (1714) dahin verglichen, daß der Beſitz des Amtes Böckelnheim [77]) ungetheilt an Kurpfalz überging, Kurmainz dagegen für die Hälfte des Ertrags mit den Dörfern Welſtein, Siefersheim, Gumsheim, Pleitersheim und Volxheim entſchädigt ward. Die neue Erwerbung ward ein Theil des Oberamtes Kreuznach.

Wie aus dieſen Verträgen der Geiſt der monarchiſchen Abründung des Gebietes herausſprach, der jener Zeit eigen iſt, ſo gab ſich auch in Anderem das Beſtreben Johann Wilhelms kund, alle die Hemmungen der alten Feudalzeit wegzuräumen, die ſeiner ſouveränen Hoheit in den Weg treten konnten. Noch waren von der Zeit des Wildfangſtreites her mit dem benachbarten Bisthum Speyer eine Menge von Streitpunkten unerledigt, und in einzelnen Ortſchaften begegneten ſich fortwährend die Hoheitsanſprüche beider Dynaſten; auch dies wurde in einem Vertrag (Juli 1709) geſchlichtet und die bisher ſtreitigen Ortſchaften Mundenheim und Maudach an Kurpfalz abgetreten. Auch die alten Anſprüche an Gelnhauſen, die Reſtitution der einſt von Nürnberg erſchlichenen Stücke der Oberpfalz wurden eifrig betrieben [78]).

Die Regierung des Innern haben wir von ihrer kirchlichen Seite bereits kennen lernen; im politiſchen läßt ſich dieſelbe Veränderung wie dort wahrnehmen. Die Pfalz hatte aufgehört, der Mittelpunkt und Wohnſitz des regierenden Hauſes zu ſeyn; ſie ward wie eine heimgefallene Provinz verwaltet. In den Zeiten der Zerſtörung hatte Johann Wilhelm ſich in die beſſer geſchützten und behaglichen Gegenden von Jülich und Berg zurückgezogen, und da blieb er auch, als der Krieg beendigt war. In einem Lande, deſſen Einkünfte jetzt die pfälziſchen weit über-

---

77) Außer Böckelnheim ſelbſt war es Sobernheim, Monzingen, Nußbaum, Langenthal und der Antheil an Boos und Oberſtreit. Vgl. Crollius de Dioec. Berkelnheimensi vet. Comitat. Spanheim. olim part. Bip. 1732.

78) Theatr. eur. XVIII. 129. XIX. 158.

ſtiegen, wo die Landſtände ſo ſtumm geworden waren, als es der abſolute Sinn der jeſuitiſchen Regierung verlangte, wo Städte wie Jülich, Düſſeldorf, Elberfeld, Barmen und eine Menge anderer für eine glänzende Hofhaltung alle Unterſtützung boten, fand ſich der genußſüchtige Kurfürſt viel heimiſcher, als in einem ausgebrannten Lande mit zerſtörten Städten, deren ketzeriſche Bewohner mit lauten Klagen über kirchlichen Druck vor ihn hintraten. So wurde denn in die Pfalz eine Landesregierung eingeſetzt, die als Scheidewand zwiſchen Fürſt und Volk, erſt nach Düſſeldorf an den Kurfürſten und deſſen geheimes Conferenzminiſterium berichten mußte, während die Pfälzer ſeit dem dreizehnten Jahrhundert gewohnt waren, den Regenten in ihrer Mitte und den Zugang zu ihm offen zu haben. Die Büreaukratie, als deren Häupter der Hofkanzler von Wieſer, der Regierungspräſident Freiherr (ſpäter Graf) von Hillesheim, der Hofkammerpräſident von Schaesberg wirkten, und neben denen die Regierungsräthe Sickingen, Zachmann, Lingelsheim, Neukirch, Quad und Rittmayer zu nennen ſind, wußten, wie immer, ſehr wohl ihr Intereſſe neben dem ihres Herrn abzuwägen, und die Verwaltung ſtand nicht im Rufe der größten Uneigennützigkeit [79]). Wie viel Mühe hatte ſchon Karl Ludwig gehabt, den Beamtengeiſt und ſeine Habſucht in Schranken zu halten; man kann denken, wie es jetzt ging, wo der indolente Kurfürſt ferne ſtand und die eigennützige Beamtenoligarchie ungehindert gewähren ließ. Die Oligarchie ſorgte für ſich und ihre Clienten; Käuflichkeit und Erblichkeit der Stellen, der Mißbrauch, der mit ſogenannten Adjunctionen getrieben ward, kam ſchon jetzt ſo auf, daß Johann Wilhelm durch Verordnungen Schranken zu ſetzen ſuchte [80]); aber wie der Erfolg gleich nach-

79) Vgl. die Briefe der Herzogin von Orleans an die Raugräfin S. 195.

80) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Diener“ Convol. 3). Im Anfang von Karl Philipps Regierung war der Mißbrauch wieder ſehr groß geworden. Auch gegen die Käuflichkeit im Gerichtsweſen hatte Johann Wilhelm ſchon 1692 durch Verbote wirken müſſen. S. Kazner III. 73.

her zeigte, waren Verordnungen ganz fruchtlos, wo der Geiſt ſchlecht war.

Wie ſie kirchlich verfuhren und was ſie ſich einem ſchwachen Fürſten gegenüber erlaubten, hat der vorige Abſchnitt an der Wirkſamkeit eines Quad zur Genüge nachgewieſen; wenn ſie mit der Gewiſſensfreiheit des Volkes ſo keckes Spiel ſpielten, läßt ſich denken, daß ſie in Wahrung ſeiner weltlichen Rechte nicht bedenklicher waren.

Es dauerte lange Zeit, bis man nur die Wunden des Krieges zu heilen anfing; der Wunſch der Pfälzer, ihren Kurfürſten unter ſich zu ſehen, fand eine ſchlimme Erfüllung in ſeiner Rückkehr nach dem Krieg (1698), wo er in glänzender Hofhaltung zu Weinheim ſaß und dem verarmten Lande drückende Religionsedikte mitbrachte. Die Zeit des kirchlichen Terrorismus war für friedliche Schöpfungen nicht geeignet; langſam fing die Regierung an, zum Wiederaufleben der Pfalz thätig die Hand zu bieten. Das Schloß ward ſeit 1698 vom Schutte der Verwüſtung allmählig gereinigt und die Stadt Heidelberg durch Eröffnung eines Aſyles wieder belebt; die Grundſteuer ward auf dreißig, die Conſumtionsſteuer auf zwanzig, die Gewerbſteuer auf zehn Jahre aufgehoben und jeder chriſtlichen Confeſſion Duldung zugeſagt, wenn ſie in die verödete Stadt einwanderte. Aehnliches geſchah in Frankenthal und Mannheim; zu Frankenthal wohnte der Kurfürſt ſelbſt der Feier des Wiederaufbaues bei, zu Mannheim wurden auch unter Coehorns Leitung die Feſtungswerke wieder angelegt [81]. Aber zu gleicher Zeit jagte man die fleißigen franzöſiſchen Calviniſten weg und bedrängte die Bewohner durch kirchliche Quälereien. Ein Glück war es noch, daß von dem Krieg der Jahre 1701 — 1713 die Pfalz nicht ſo ſtark, wie ſonſt, berührt ward [82]; nur kurze Zeit ſah

---

81) Theatr. eur. XV. 441. 597.

82) Theatr. eur. XVIII. 26. XIX. 125. Doch verlangte der Kurfürſt nachher beim Frieden nur für die Pfalz eine Entſchädigung von 5,879,030 Gulden für erlittenen Schaden.

Heidelberg und die Nähe von Mannheim die grauſamen Feinde wieder bei ſich, und wenn man die Umgegend von Landau ausnimmt, ſo empfand kein Theil der Pfalz lange Zeit den eigentlichen Druck des Krieges. Dagegen litten die Bewohner furchtbar unter dem harten Winter von 1709 und Viele wanderten damals aus, da auch der kirchliche Zuſtand nicht beſonders angenehm war. Einige Großen in England verſprachen den Bedrängten ſichere Wohnſtätten; bald zogen ganze Heerden hinüber und ſchon im Mai waren gegen ſiebentauſend über den Kanal gezogen, ſo daß man die weiteren Einwanderungen durch öffentliche Abmahnungen beſchränken mußte [83]). Selbſt von den ſchon Angekommenen mußten ſpäter (1711) Viele wieder das Land räumen [84]). Drum wollten auch die Städte nicht recht zur früheren Blüthe gelangen, da es der Regierung an väterlichem und weiſem Sinne fehlte; ſelbſt Mannheim, wo man Stadt und Feſtung, das alte Mannheim und die Friedrichsburg, jetzt vereinigte, den Bau aber ſehr langſam betrieb, zählte noch um die Zeit von Johann Wilhelms Tod nicht viel über fünftauſend Einwohner.

In einem merkwürdigen Gegenſatz zu dieſem kümmerlichen Aufblühen des Landes ſtand die Verſchwendung des Hofes und der Regierung. Johann Wilhelm gehörte zu den Regenten, die bei aller perſönlichen Schwäche und Abhängigkeit, auf ihre monarchiſche Autorität außerordentlich eiferſüchtig waren; drum ſuchte er im Geiſte des Syſtemes, das von Verſailles ausging, durch Repräſentation, koſtſpielige Genüſſe und höfiſche Pracht die Würde ſeines fürſtlichen Amtes an den Tag zu legen. Während er den Töchtern ſeines großen Vorgängers Karl Ludwig ihren gerechten Anſpruch an eine kleine Appanage verſagte, hörte er ſelbſt in den Zeiten der furchtbarſten Kriegsnoth nicht auf, ſeinen Liebhabereien zu fröhnen, und Eliſabeth Charlotte von Orleans mit ihrem warmen pfälziſchen Blut hatte Recht,

83) Handſchr. Nachr. im Cod. bav. 3163. Theatr. eur. XVIII. 248.
84) Theatr. eur. XIX. 674.

wenn ſie (1695) ſchrieb: Der Kurfürſt thäte beſſer, ſein Geld an die arme verderbte Pfälzer anzuwenden, als Carnevals-Divertiſſement [85]).

Der Hofſtaat des Kurfürſten bildete ein kleines Heer; alle Arten von Genüſſen wechſelten da fortwährend ab. Eine Reiſe des Kurfürſten war eine Art von Völkerwanderung; denn außer dem Gefolge von mehr als hundert Perſonen befanden ſich da die drei- oder vierfache Zahl von Pferden und eine ganze Karavane von Maulthieren beiſammen [86]). Die Jagd ward ſelbſt in den harten Jahren nach dem Kriege nicht aus den Augen gelaſſen, und es war eine der erſten Angelegenheiten der friedlichen Regierung, die Hofjagd in der Pfalz wieder in die Höhe zu bringen [87]). Koſtſpielige Bauten, wie die Anlage des Luſtſchloſſes Bensberg oder die Verſchönerungen in Düſſeldorf, das ihn als einen ſeiner Gründer preiſen mag, konnten ſelbſt bei einem großen und glänzenden Monarchen befremden, wie viel mehr bei einem deutſchen Kurfürſten, deſſen ehrwürdigſtes Erbe, das rheiniſche Kurland der Hohenſtaufen, Welfen und Wittelsbacher, in dieſem Augenblick darbte! Die Verſchwendung war ſo heimiſch, daß man auch den ſchamloſen Diebſtahl am Hof wie eine monarchiſche Nothwendigkeit betrachtete; das Silberzeug wurde zuletzt ſo geplündert, daß kaum die Tafel mehr gedeckt werden konnte. Einem ehrlichen Hofbeamten, der ſich darüber beſchwerte, ſoll Johann Wilhelm ruhig geantwortet haben: Stiehl Du auch! [88]).

Zu den Gegenſtänden des monarchiſchen Luxus in jener Zeit gehörte auch die Kunſt, — ſo weit ſie als ein Element der Hofdecoration betrachtet, in ſolcher Umgebung gedeihen

---

85) Briefe der Herzogin von Orleans S. 11. 113.

86) Bayr. Reichsarchiv („Fürſtliche Reiſen").

87) Correſpondenz mit dem Oberjägermeiſter im pfälziſchen Archiv zu Karlsruhe. Sein bedeutendſtes Geſetzgebungswerk gehörte auch in dies Gebiet. S. die Forſtordnung. Heidelberg 1711.

88) Moſer Patr. Archiv XII. 523.

kann. Seit 1690 hatte Johann Wilhelm angefangen, eine Gemäldegallerie zu Düſſeldorf anzulegen und ward darin durch die Vorarbeiten ſeiner Vorgänger, namentlich Wolfgang Wilhelms, unterſtützt, der mit Rubens in vielfacher Berührung geſtanden und von ihm mehrere bedeutende Gemälde hatte malen laſſen. Da Johann Wilhelm in dieſem Punkte nicht ſparte, gelang es ihm bald, in Düſſeldorf eine der erſten Gallerien Deutſchlands zu ſammeln. Treffliche Werke von Rubens, van Dyk und andern Niederländern, einzelne aus den italieniſchen Schulen der Römer und Venetianer waren dort aufgeſtellt und bilden noch jetzt mit den koſtbarſten Theil der großen königlichen Gemäldeſammlung zu München. Auch lebende Künſtler wurden nach Düſſeldorf gezogen; der Niederländer van der Werff, eigenthümlich durch ſeine zierliche, glatte aber kalte Malerei, ward mit hohem Gehalte am Hofe beſchäftigt und ihm einzelne ſeiner kahlen, polirten Bilder mit ſehr bedeutenden Summen abgekauft [89]. Andere Seltenheiten, ganze Schränke mit zierlichen und koſtbaren Raritäten wurden aufgehäuft und ſpäter nach Mannheim gebracht; auch die antike Plaſtik war durch Abgüſſe vertreten.

So ſtellte ſich Johann Wilhelm den Höfen zu Verſailles, Dresden, Braunſchweig, Caſſel an die Seite; der Weihrauch, den ihm Jeſuiten, Höflinge und Künſtler ſtreuten, mußte ihm freilich den verkümmerten Zuſtand ſeiner pfälziſchen Beſitzungen verhüllen. Wenn er allenthalben in dem Lande Jülich durch fürſtliche Freigebigkeit den mächtigen Monarchen zur Schau trug, wenn er Düſſeldorf durch glänzende Bauten, namentlich durch die Anlage der Neuſtadt, vergrößerte, ſo war das Grund genug, daß man ihm dort eherne Statuen ſetzte und ihm bei Lebzeiten mit der Hoffnung auf Unſterblichkeit ſchmeichelte; in der rheiniſchen Pfalz freilich gab es nach den Kriegsjahren von 1689 und

89) Noch jetzt iſt in der Pinakothek zu München das XVI. Cabinet ganz mit Bildern von ihm gefüllt. Für die Diana im Bade ſoll ihm Johann Wilhelm 20000 Gulden bezahlt haben.

1693 Größeres zu thun, als Luſtſchlöſſer zu bauen und Bilder-gallerien anzulegen.

Jene Bilder ſelbſt haben ſchon unter der folgenden Regierung angefangen, nach Mannheim zu wandern; im Anfang unſeres Jahrhunderts iſt alles Werthvolle nach München gebracht worden, wohin ſchon der mannheimer Antheil gekommen war. Seit Johann Wilhelm ward durch ſie bei den pfälziſchen Fürſten ein gewiſſes Kunſtintereſſe rege erhalten, und zu allen ſpätern Gemäldeſammlungen der wittelsbachiſchen Regenten bildete jene düſſeldorfer Gallerie die ſtarke Grundlage.

§. 4.

Kirche und Univerſität in den letzten Zeiten (1706—1716).

Die Religionsdeclaration von 1705 hatte zwiſchen Katholiken und Reformirten einen nothdürftigen Vergleich hergeſtellt; nur die Lutheraner waren dabei leer ausgegangen und aus ihrem kurzen Mitgenuß des pfälziſchen Kirchengutes wieder herausgedrängt worden. Dies gab Veranlaſſung zu einem neuen Kirchenſtreite; denn es ließ ſich denken, daß die lutheriſche Geiſtlichkeit, die ja bisher bei der Regierung ſo viel Schutz gegen die Reformirten gefunden hatte, nicht ruhig bleiben würde.

Eine Beſchwerde an den Reichstag (29. Dez. 1705) blieb ohne Erfolg; ſie verſuchten es daher mit einer Berufung auf die öffentliche Meinung, der ſie ihre Anſprüche ausführlich darlegten. Dem „kurzen und wahrhaften Bericht über das lutheriſche Religionsweſen“ (1706) folgte zwei Jahre ſpäter eine ausführliche Schrift unter dem Titel „hellglänzender Wahrheitsſpiegel“ und zu derſelben Zeit ein gedrucktes Memorial an die evangeliſchen Reichsſtände. Auch die Reformirten blieben dabei nicht ruhig, und wie man am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts Lutheraner und Reformirte um Glaubensformen ſich hatte

ſtreiten ſehen, ſo ward jetzt um Kirchengüter ein ähnlicher erbitterter Kampf erneuert [90]).

Die Gründe worauf die Lutheraner ihre Anſprüche ſtützten, waren in Kürze folgende. Im weſtphäliſchen Frieden, ſagten ſie, habe die ſchwediſche Diplomatie für ſie ſo günſtige Bedingungen als möglich zu erlangen geſucht; daher könne das Normaljahr 1624 für ſie nicht die beſchränkende Bedeutung enthalten, die in dem Wortlaut liege. Drum ſey auch ihr Zuſtand ſeit dem Friedensſchluſſe von 1648 bis zu den Milderungen durch die neuburgiſchen Kurfürſten nur als ein gewaltſamer Mißbrauch anzuſehen und ihr Mitgenuß an Kirchen und Gütern eine Forderung des Rechtes. Dieſe Forderung ſey um ſo begründeter, als die urſprüngliche Reformation in der Pfalz eine lutheriſche geweſen ſey; Friedrich II. und Otto Heinrich ſeyen Lutheraner geweſen, auch Friedrich III. habe die augsburgiſche Confeſſion anerkannt; Ludwig VI. ſey unbeſtritten ein Gegner der Reformirten geweſen und erſt Johann Caſimir habe dieſen

---

90) Die beiden Hauptſchriften ſind, von lutheriſcher Seite: „Hellglänzender Wahrheitsſpiegel denen allerdurchleuchtigſt- und Großmächtigſten ꝛc. ꝛc. wider die in Chur-Pfaltz befindliche Reformirte in Puncto der daſelbſtigen Evangeliſch-Lutheriſchen wider den Paſſauiſchen und Religionsfrieden entwandten, nun aber mit den Herren Catholiſchen allein getheilten Kirchen, Schulen, deren Güther und Einkünften ꝛc. aufgeſtellet von dem Evangeliſch-Lutheriſchen Conſiſtorio zu Heidelberg, wie auch Inspectoribus, Pastoribus und ſämbtl. ihnen anvertrauten höchſtbedrängten Lutheriſchen Gemeinden der Churpfälziſchen Landen“; von reformirter Seite: Ausführlicher Bericht von der Reformation der Kirchen in Churpfaltz und von der Gerechtſame der Evangeliſch-Reformirten daſelbſt an die Geiſtliche Güter und Gefälle aufgeſezet durch Ludw. Chriſtian Miegen Th. D. und Prof. ꝛc. ꝛc. Heid. 1715. Dann noch als lutheriſche Streitſchriften: „Der zwar von denen Churpfälz. Reformirten befleckte doch gänzlich geſäuberte Wahrheitsſpiegel“ 1710, und „Memoriale in puncto allergnädigſt, genädigſt und genädigen Hülffe, wegen ausſtehender nun faſt ſechs-jähriger Beſtallungen“ ꝛc. 1711. Als reformirte Entgegnungen ſind noch zu nennen: „Einiger Evangeliſch-Lutheriſchen in der Churf. Pfalz unbefugtes ſehr anzügliches Memoriale ſamt beigefügten höchſt gemäßigten Anmerkungen.“ Und „Präliminaranzeige der Gerechtſambeiten der evang. reformirten Kirchen in der Pfalz.“ 1714.

rechtlich beſtehenden Zuſtand des pfälziſchen Lutherthums durch uſurpatoriſche Gewalt umgeſtürzt.

Die Reformirten dagegen nahmen das Normaljahr des weſtphäliſchen Friedens ſeinem Wortlaute nach; den Zuſtand ſeit 1648 ſahen ſie demgemäß als rechtlich an und räumten den Lutheranern nicht mehr Rechte ein, als ihnen nach dem Normaljahr 1624 gebührten. Es ward ihnen die Widerlegung der lutheriſchen Anſprüche dadurch ſehr erleichtert, da deren hiſtoriſcher Beweis für das rechtliche Beſtehen des Lutherthums in der Pfalz auf ſehr grellen Trugſchlüſſen beruhte. Schon unter Ludwig V., wandte Mieg ein, beſtanden die Vorläufer der pfälziſchen Reformation aus Männern wie Oecolampadius und Bucer, die ſich keineswegs zum ſtrengen Lutherthum hinneigten; unter Friedrich II. wurden nur einige Cultusveränderungen vorgenommen. Der Kurfürſt ſelbſt lehnte die Gemeinſchaft mit den Lutheranern öffentlich ab, und auch Otto Heinrich reformirte, im Einklang mit Melanchthon, während ſeinere kurzen drei Regierungsjahre mehr im philippiſtiſchen, als ſtreng lutheriſchen Sinne. Friedrich III. aber bewies ſich ſein Lebenlang als eifrigen Reformirten; daß er die augsburgiſche Confeſſion anerkannte, war eben ſo wenig für ſein Lutherthum entſcheidend, als bei Calvin, der daſſelbe that. Die gewaltſame Umwälzung ging demgemäß von Ludwig VI. aus, und Johann Caſimir that nur, was ſeines Vaters Leben und letzter Wille vorſchrieb [91]).

So ſehr in dem letzten Punkte die Reformirten mit ihrer Beweisführung überlegen waren und die Darlegung, wie Mieg ſie gab, ſich quellenmäßig an die Geſchichte anſchloß, ſo ſchwer war es, eine Rechtsfrage zu entſcheiden, bei der jede Parthei von ihrem einſeitigen Vorderſatz aus weitere Schlüſſe machte,

---

91) Namentlich in dieſem letzten Punkt ſind von lutheriſcher Seite arge Uebertreibungen aufgeſtellt worden, die Mieg gut widerlegte. Wie man behaupten konnte, Friedrich III. ſey Lutheraner geweſen, oder Johann Caſimir habe gewaltſamer verfahren, als Ludwig VI., muß einem unbegreiflich erſcheinen, wenn man nicht die völlige Blindheit des kirchlichen Partheigeiſtes in Anſchlag bringt.

ohne ſich je zu nähern oder zu vereinigen. Nachdem die verſchiedenen Beſchwerden der Lutheraner vor dem Reichstag keinen Erfolg gehabt hatten, ſchlug daher Brandenburg einen Ausweg vor (Juli 1710), der als der verſtändigſte anerkannt werden mußte: eine gütliche Ausgleichung unter den verſchiedenen Confeſſionen. Man ſolle den Kurfürſten erſuchen, von den jetzt für die Katholiken erlangten Gütern, welche die Bedürfniſſe überflüſſig deckten, etwas an die Lutheraner abzugeben, ein Gleiches ſollten die lutheriſchen Staaten thun und auch die Reformirten in der Pfalz aus „chriſtlicher Liebe" etwas beiſteuern. Freilich hatten ſie nachgewieſen, daß ſie durch die neue Theilung mit 20000 Gulden jährlich im Rückſtand ſeyen; Brandenburg drang deßhalb darauf, auch für die Reformirten die drückenden Maßregeln aufzuheben und die Theilung ſo eintreten zu laſſen, wie der Vertrag ſie beſtimmte [92]).

Die Lutheraner verlangten eine beſtimmte Summe, und zwar trugen die lutheriſchen Reichsſtände darauf an, für die Erhaltung des lutheriſchen Conſiſtoriums und die Bezahlung von 50 Pfarrern und Schuldienern die nöthigen Mittel zu fordern; das hätte nach dem Anſchlag der pfälziſchen Lutheraner eine Summe von 24000 Gulden jährlich betragen. Darüber ward nun hin und her unterhandelt; die Lutheraner gaben dringende Klagſchriften ein über ihren bedrängten Zuſtand, Preußen nahm ſich dagegen der Reformirten gegen unbillige Forderungen an; es beharrte bei ſeinen Vorſchlägen vom Juli. Zu einem Ziele kam man nicht, vielmehr ſtieg die Erbitterung, je mehr man die Gründe für und wider durchfocht; nicht einmal über Zah-

92) S. Fabers Staatskanzlei XVI. 8. Dort findet man auch aktenmäßige Belege für die Einkünfte der Reformirten. Bei Struve S. 1210 iſt auch eine ſtatiſtiſche Berechnung der lutheriſchen Bevölkerung; darnach betrug ſie kaum ſechzehntauſend, während die Lutheraner ſie auf fünfzigtauſend angaben! Daß K. A. Menzel (X. 106) die pfälziſchen Reformirten als die „Anhänger der frühern Hofreligion", das Lutherthum „als die Religion des Volkes" bezeichnen kann, beweiſt neben vielem Andern in dieſen pfälziſchen Händeln, wie ſchwer es iſt, eine allgemein deutſche Geſchichte zu ſchreiben, ohne gründliche Einſicht in die Specialgeſchichten.

lenangaben und geſchichtliche Thatſachen fand eine nothdürftige Uebereinſtimmung ſtatt. So dauerte denn die Klage vor den Reichsſtänden und die heftige Polemik der Streitſchriften mehrere Jahre ohne Entſcheidung fort, und 1713 erſchienen die pfälziſchen Lutheraner abermals mit einer Klageſchrift vor den evangeliſchen Reichsſtänden. Ein Vorſchlag Preußens zur Vermittlung (1714) befriedigte die Lutheraner nicht; ein Antrag derſelben Macht, durch engliſche Entſcheidung den Streit beendigen zu laſſen (1715), ward von den Reformirten abgelehnt. Sie beharrten darauf, daß man ihnen rechtlich nichts abfordern könne und gütlich ſie wegen eigner Noth nichts geben könnten. So blieb der Prozeß ſchwebend, ohne einen andern Erfolg, als daß die Entfremdung zwiſchen den beiden proteſtantiſchen Confeſſionen vermehrt ward.

Dies war um ſo bedenklicher, als die katholiſche Regierung zwar ihre Politik, aber nicht ihre Geſinnung geändert hatte. Bei dem Streite zwiſchen dem Kirchenrath und Conſiſtorium ſah ſie ſchadenfroh zu, und erwiederte den klagenden Lutheranern, das käme Alles von dem Religionsvertrag, den ihre Glaubensgenoſſen dem Kurfürſten aufgezwungen hätten. Während beide proteſtantiſche Partheien über unzureichende Mittel klagten, konnten die Katholiken allein zufrieden ſeyn; denn ihre zwei Siebentheile betrugen dem Werthe nach ſo viel, als die fünf Siebentel der Reformirten. Von dieſem Ueberfluſſe ward jetzt die Kirche neu dotirt, es entſtanden wieder Klöſter und auch die Geſellſchaft Jeſu fand in der Pfalz einen feſten Sitz. Schon Philipp Wilhelm hatte den Kapuzinern zu Heidelberg, zu Mannheim, zu Frankenthal, zu Alzei, zu Neuſtadt und zu Bacharach, den Franziskanern zu Mosbach, Lautern, Oppenheim und den Karmelitern zu Weinheim Eingang verſchafft; alle dieſe Orden fanden unter der neuen Regierung warme Unterſtützung und wurden bald durch neue Stiftungen verſtärkt. Die begonnenen Anſiedlungen der Franziskaner und Karmeliter zu Kreuznach, der Karmeliter zu Simmern wurden durch Johann Wilhelm vollendet; zu Heidelberg entſtanden in den Jahren 1698 und 1700

ein Franziskaner-, Dominikaner- und ein Nonnenkloſter. In Weinheim und Kreuznach erſchienen die Karmeliter, in Mannheim mehrten ſich die Kapuziner, in Germersheim ward die Stadtkirche den Franziskanern eingeräumt und auch in Schwabenheim entſtand ein neues Mönchskloſter. Den Jeſuiten ward (1705) der Ertrag des reformirten Hospitals Branchweiler eingeräumt und ihnen Seelſorge und Schulunterricht zu Neuſtadt a. d. H. übergeben. Ein kurfürſtliches Edikt vom 31. Okt. 1706 überwies ihnen auch das Stift Neuburg, in deſſen Beſitz ſie drei Jahre ſpäter traten, und in Heidelberg ſelbſt waren ſie ſeit dem Jahre 1700 beſchäftigt, ſich ein neues, umfaſſendes Collegium zu erbauen; auch an die Univerſität kamen ſie bald in beträchtlicher Anzahl.

Der reformirte Kirchenrath, durch Ludwig Chr. Mieg und Ph. Paſtoir verſtärkt, hatte Mühe, den mächtigen Einflüſſen zu widerſtreben; auf katholiſcher Seite machte man nach dem badener Frieden einzelne Verſuche [93]), die Scenen von 1697 und 1698 zu erneuern, auf der andern drohten die Lutheraner, einen Theil des ſchon ſehr geſchmälerten reformirten Kirchenguts zu entziehen. Die Declaration von 1705 gab den inneren Frieden nicht, denn in den Einen lebte das Gefühl der Kränkung, in den Andern der Wunſch, noch mehr zu erſtreben; ſo trug Alles das Gepräge eines bewaffneten Waffenſtillſtandes. Bezeichnend für dieſen Zuſtand war ein Vorfall, der auch in weiteren Kreiſen Aufſehen erregte und die lauernde Partheiſtimmung grell an den Tag brachte. Einer der neuen Jeſuiten an der Univerſität, Paul Usleber, der kanoniſches Recht lehrte, kündigte auf den 30. Auguſt 1715 eine Disputation über die „alte und neue Kirchenzucht“ an, die unter dem wiſſenſchaftlichen Gewande grobe Invectiven gegen den Calvinismus enthielt [94]). Es waren darin die Calviniſten als Ketzer bezeichnet,

---

93) S. die Aktenſtücke bei Struve S. 1257 f. und Theatr. eur. XX. 303 f.

94) S. die wörtlichen Auszüge ebendaſ. S. 1360. 1361.

den Katholiken jede Gemeinſchaft mit ihnen unterſagt und gegen ſie die weltliche und polizeiliche Gewalt zu Hülfe gerufen [95]). Als dieſes Machwerk im Druck erſchien, verſuchten die reformirten Profeſſoren wenigſtens die Abhaltung einer ſo ärgerlichen Disputation zu hindern; wie ihre Bitte bei Rectorat und Regierung abgelehnt ward, entſchloſſen ſie ſich, ihr nicht beizuwohnen. Die Herausforderungen an die proteſtantiſchen Theologen, die nun im Laufe der Disputation ſich kund gaben, ſchienen dem Kirchenrath Mieg ſo dringend, daß er ſich um Mittag doch hinbegab, die Vertheidigung ſeiner Confeſſion zu führen. Sein Erſcheinen rief aber von Seiten Uslebers anzügliche und beleidigende Bemerkungen hervor; Mieg entfernte ſich und ſchickte einen Candidaten der Theologie mit ſchriftlichen Erwiederungen, die der jeſuitiſche Gegner zurückwies. So endigte die Scene zum großen Aergerniß der reformirten Bevölkerung; denn daß Usleber am Schluſſe ein paar begütigende Worte an die Studenten ſprach, war ebenſo ſehr ein Ausweg jeſuitiſcher Politik, als wenn er in der gedruckten Disputation neben den bitterſten Angriffen auf alle Calviniſten zugleich erklärte, die heidelberger Reformirten ſeyen damit nicht gemeint.

Die Beſchwerde der Reformirten bei ihrer eigenen Regierung hätte nichts geholfen, wären nicht bei dem erneuten Intereſſe an kirchlichem Hader die proteſtantiſchen Reichsſtände dem Gang der Angelegenheiten aufmerkſam gefolgt. Wenige Wochen zuvor (18. Juli) war ein Reichsgeſetz erlaſſen worden, das alle Schmähungen und Invectiven gegen Andersgläubige ſtreng verbot; darum war es nicht ſchwer, den Reichshofrath zu einem richterlichen Decret zu veranlaſſen, das den Kurfürſten zur Beſtrafung dieſes „Exceſſes" und zur Auslieferung der Druckſchrift aufforderte. Wie dann die Regierung mit der ausweichenden Antwort hervortrat, „Usleber habe verſichert keine Beleidigung gegen die pfälziſchen Reformirten ausſprechen zu

95) S. Struve S. 1361, wo die Stellen herausgehoben ſind.

wollen und die Exemplare ſeiner Schrift ſeyen alle vertheilt worden," wandte ſich das Corpus Evangelicorum (23. Mai 1716) mit einer entſchiedenen Beſchwerde an Johann Wilhelm und ſprach die Hoffnung aus, die Disputation werde nicht nur confiscirt, ſondern auch Usleber von ſeiner Profeſſur entfernt werden. Ehe es darüber noch zur Entſcheidung kam, ſtarb der Kurfürſt und neue Verhältniſſe ließen die Jeſuitendisputation wieder vergeſſen.

Dieſe Angelegenheit wirft zugleich ein Licht auf die Zuſtände der neu eingerichteten Univerſität. Es fehlte Johann Wilhelm nicht an Liebhaberei für Künſte und Wiſſenſchaft und was ſich mit äußerer Unterſtützung erreichen ließ, konnte unter ihm wohl geſchehen. So wie er ſchon in Düſſeldorf für Antiken und für Numismatik Sammlungen angelegt hatte, ſo bereicherte er auch die ganz geplünderte Univerſität Heidelberg durch den Ankauf der Bibliothek von Grävius. Allein es war gar viel zu thun, um die ganz geſprengte Univerſität wieder zu beleben und wenn noch ſolch confeſſionelle Händel hinzukamen, bedurfte es lange bis ſie ſich wieder erholen konnte. Die meiſten Profeſſoren hatten nach der Flucht (1693) ſich in Frankfurt geſammelt, wie aber der Krieg fortdauerte, ſuchten Viele anderswo ein feſtes Unterkommen. Der Kurfürſt hatte ſie gleich nach der Zerſtörung in einem gnädigen Reſcript aufgemuntert „das Intereſſe der Univerſität ſo viel es gegenwärtige betrübte Zeiten zugeben zu beobachten" und die Wenigen die blieben, hatten auch Unterſtützungen erhalten; das Archiv war nach Marburg geflüchtet worden [96]).

Als die Univerſität ſich (1698) wieder zu Weinheim ſammelte, beſtand ſie noch aus den beiden Lünenſchloß, Achenbach, aus Fleck und Moraſſ. Ihr erſtes Geſchäft war, Akten und Archive wieder zuſammenzubringen, ihr zweites die theils ge-

96) Unter den Handſchr. der heidelb. Bibl. findet ſich auch ein Fascikel mit den Originalakten über dieſe Zeit des Exils, woraus unſere Darſtellung entnommen iſt.

ſchmälerten theils verlornen Einkünfte der alten Hochſchule wieder anzuſprechen. Johann Wilhelm, dem ſie ihre Verlegenheiten vorſtellten, gab ihnen (28. Aug. 1698) perſönlich die gnädigſten Zuſicherungen und verwandte ſich auch bei den benachbarten Bisthümern für die Entrichtung der Einkünfte, welche die Univerſität anſprechen durfte [97]). Die Kirchenhändel verzögerten aber das Aufkommen, der neu ausbrechende Krieg (1701), wo die Univerſität ihr Archiv abermals flüchten mußte, ſtörte die Frequenz und der Kurfürſt erließ noch im April 1704 ein Reſcript, daß den Profeſſoren in ſtremgem Tone vorwirft, ihre Unthätigkeit ſey mit Schuld daran, daß die Univerſität „ganz und gar darnieder liegen bleibe." Erſt mit der Declaration von 1705 war ein Fortſchreiten zum Wiederaufbau der Anſtalt bemerkbar. Nun ward durch Ch. L. Mieg, Paſtoir und Kirchmeyer die reformirte Theologie beſetzt; Huguenin war ſchon vorher als Orientaliſt, der kurfürſtliche Leibarzt K. Brunner als Mediciner angeſtellt geweſen und im Jahr 1709 ward das Lehrerperſonal noch durch Heid, Preſſel, Nebel, Schmitt, Antes vermehrt [98]).

Da nach dem Vertrag von 1685 auch katholiſche Lehrer angeſtellt werden ſollten, war es ganz in der Ordnung, wenn unter den angeführten Mehrere dieſer Confeſſion angehörten; bedenklicher war es ſchon, wenn (1705) zwei Jeſuiten zu Profeſſoren der Philoſophie und des Kirchenrechts ernannt wurden, denn jener Vertrag hatte ausdrücklich beſtimmt, daß die theologiſchen Fächer nur mit Reformirten beſetzt werden ſollten. Deßhalb beſchwerten ſich auch die Theologen, aber außer einem Verweis von Seiten der Regierung erfolgte noch die Ernennung erſt von drei dann noch von zwei Jeſuiten, ſo daß jetzt

97) Am 17. Juli 1703 bewilligte der Kurfürſt auch Abgabenfreiheit, um „die durch den verderblichen Krieg in Abgang gekommene uralte Univerſität wiederumb in beſſeren Auffnahm und vorigen Flor zu bringen." Pf. Arch.

98) S. das handſchr. Protoc Sen.

auf einmal ſieben Glieder dieſes Ordens im akademiſchen Senate ſaßen. Glücklicherweiſe waren es gemäßigtere Leute, als ihr Nachfolger Usleber; ſonſt wäre es ſchon jetzt zu Händeln gekommen, da jene Beſtimmung des halliſchen Vertrags, beide Confeſſionen ſollten gleich ſtark vertreten ſeyn, jetzt bereits verletzt war.

Es blieb Johann Wilhelms Nachfolger vorbehalten, die einſt ſo glänzende pfälziſche Univerſität aus der Zerrüttung zu erheben oder vielmehr wie einſt Karl Ludwig ſie neu zu begründen. Denn Johann Wilhelm ſtarb ſchon am 8. Juni 1716, achtundfünfzig Jahre alt. Seine niederrheiniſchen Beſitzungen verloren in ihm einen glänzenden Monarchen; die Pfälzer konnten bei ſeiner Leiche wohl Thränen vergießen, aber nicht um ſeiner Verdienſte willen. Johann Wilhelm war ein ächter Sprößling dieſer Zeit, die man nach Ludwig XIV. benannt hat; auf ſeine Herrſcherwürde ungemein eiferſüchtig [99]) und doch ſehr leicht zu lenken, kirchlich bigott und doch voll Genußſucht war er einer von jenen Regenten, bei denen das Land und die Bewohner nur ein Hülfsmittel zu ſeyn ſchienen für einen glänzenden Hofſtaat. Die gerühmten Talente einer Welt- und Hofbildung, ſeine Virtuoſität in frivolen Künſten, ſeine Fertigkeit zu repräſentiren und den glänzenden vornehmen Herrn zu zeigen — das Alles verſteckte nicht die Unbedeutſamkeit ſeines Berufes zum Regenten und man wird ſich ſchwer für einen Fürſten begeiſtern können, der ſo anmuthig unterhielt, ſo graziös tanzte und dabei mit kaltem Fanatismus ſeine andersgläubigen Unterthanen aus der angebornen Heimath ſcheuchte.

Seine löblichen Eigenſchaften ſind der Pfalz nicht zu Gute gekommen. Sein Wohlwollen erlangten die reformirten Pfälzer nie; ſie waren ihm politiſch und kirchlich die Stiefkinder. Seine wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Neigungen, weßwegen ihn Gelehrte und Höflinge als großen Beſchützer geprieſen ha-

99) S. ein Beiſpiel bei Faber IV. 716.

ben [100]), hinderten ihn nicht, daß er gegen kirchliche und wiſſenſchaftliche Freiheit in jeſuitiſchem Geiſte verfuhr; von ſeinem glänzenden Hofſtaat, ſeiner monarchiſchen Pracht konnte die verarmte Pfalz ſich ohnedies den Hunger nicht ſtillen.

Seine erſte Gemahlin, Maria Anna von Oeſterreich († 1689) hatte ihm zwei Prinzen geboren, die ſchon in der Geburt ſtarben; ſeine zweite, Anna Maria Luiſe von Toscana, überlebte ihn kinderlos. Die Regierung ging deßhalb auf ſeinen vierten Bruder Karl Philipp über, da die beiden älteren ſchon geſtorben waren.

Dritter Abſchnitt.

Kurfürſt Karl Philipp (1716 — 1742).

§. 1.

Erſte Jahre der Regierung bis zur Erneuerung des Kirchenſtreites (1716 — 1719).

Der neue Kurfürſt, ſchon ein Mann von fünfundfünfzig Jahren, war in ſo mannigfaltigen Lebensverhältniſſen aufgewachſen, daß man von ihm eine gereifte und vielſeitige Erfahrung für ſeine Regentenlaufbahn erwarten durfte. Erzogen wie ſein Bruder und wie alle neuburgiſchen Prinzen ſeit Wolfgang Wilhelms Uebertritt, ward er zum geiſtlichen Stande beſtimmt und, gleich ſeinen Brüdern, ſchon früh mit einträglichen Pfründen dotirt. Den Prinzen zog es aber mehr zu einer weltlichen Lebensbeſtimmung hinüber; für glänzendes Hofleben und militäriſche Liebhabereien geboren, befand ſich Karl Philipp in der Uniform eines Johanniters viel behaglicher, als in dem geiſtli-

100) S. Rieſmann ed. Andreae S. 260 f.

chen Rock eines Domherrn zu Salzburg und Cöln, wozu ihn die große Zahl ſeiner Geſchwiſter beſtimmt hatte. Es ward ihm die angenehme Ausſicht, als ſein älteſter Bruder Johann Wilhelm kinderlos blieb, zwei andere im geiſtlichen Stande fortleben wollten, den Chorrock mit dem Soldatenkleid zu vertauſchen und vielleicht ſeinem Berufe als Domherr für immer zu entſagen. Er ging mit dem kaiſerlichen Heere nach der Türkei, wohnte dort der Belagerung von Ofen (1686) thätig bei und blieb als Türkenkämpfer mehrere Jahre in Ungarn, bis es ihm erlaubt ward, aus dem geiſtlichen Stande ganz zurückzutreten und ſich zu verheirathen. Er war jetzt ſiebenundzwanzig Jahre alt (1688), von wohlgefälligem Aeußern und weltmänniſchen Formen; da konnte es ihm denn nicht ſchwer werden, die Hand der jungen Wittwe eines brandenburgiſchen Prinzen, Luiſe Charlotte von Radzivill, zu erlangen und einen polniſchen Königsſohn, der ſchon die Zuſage erhalten, ſiegreich bei Seite zu drängen (Juli 1688) [1]. Er lebte abwechſelnd auf ſeinen erheiratheten Gütern, in Schleſien, am kaiſerlichen Hofe, machte auch noch ein paar Feldzüge in Ungarn mit und ſtieg allmählig zur Würde eines kaiſerlichen Feldmarſchalls; ſeine Gemahlin war indeſſen bei ihrer vierten Entbindung geſtorben. Pfalzgraf Karl Philipp konnte jetzt mit ziemlicher Gewißheit als Nachfolger ſeines Bruders des Kurfürſten bezeichnet werden; er ging daher (1701) mit Thereſia Katharina, Prinzeſſin von Lubomirski eine zweite Ehe ein, blieb auch meiſtens in kaiſerlichen Dienſten beſchäftigt. Durch verwandtſchaftliche Bande und dauernde perſönliche Verbindung war er dem wiener Hofe ſo angenehm, daß ihn der Kaiſer (1706) zum Statthalter von Tirol, der damals ſtark gefährdeten Vormauer Oeſterreichs, ernannte und dort war er noch, als ihn ſeines Bruders Tod zur Nachfolge in der Rheinpfalz und Jülich und Neuburg berief.

Es war ſo Vieles gut zu machen von der vorigen Regierung her, daß es an der herkömmlichen Begeiſterung für eine

1) S. Adelungs Staatsgeſchichte III. 44.

neue Regierung nicht fehlen konnte, auch wenn Karl Philipp nur wenig Erleichterung brachte. Nun ließ ſich aber der neue Kurfürſt ganz vortrefflich an und die gutmüthigen Unterthanen glaubten mit deutſcher Einfalt in den erſten Regierungshandlungen die Morgenröthe eines neuen goldenen Zeitalters begrüßen zu dürfen. Er blieb noch in Insbruck, wie es ſchien, um ſeinen verſchuldeten Erblanden eine Zeitlang Erleichterung zu gönnen und ſein Statthaltereinkommen noch länger genießen zu dürfen; er beſtellte eine Regierung in Düſſeldorf, von der die verhaßteſten und koſtſpieligſten Günſtlinge Johann Wilhelms ausgeſchloſſen waren.

Mit Jubel nahm man die Kunde auf [2]), daß die Grafen von Diamantſtein und Golſtein entlaſſen wurden; gleich in den erſten Wochen nach Johann Wilhelms Tod erſchienen Decrete von Insbruck, welche Ordnung und Sparſamkeit am Hof einführen ſollten; die überflüſſigen Beamtenſtellen wurden reducirt und in einzelnen Zweigen des Verwaltungsweſens prüfende Einſicht genommen. Die Garde du Corps ward von 160 Mann auf achtzig reducirt, von den Künſtlern nahe an hundert entlaſſen, die Muſiker ebenfalls anſehnlich gemindert und man ſprach viel von einem Inquiſitionsrath, welcher das Verfahren der letzten Regierung gerichtlich unterſuchen ſolle [3]). Es gehörte zu den charakteriſtiſchen Zügen Johann Wilhelms, daß unter ihm ein Geiſtlicher, Namens Salzinger, am Hofe förmlich als Goldmacher beſchäftigt war; auch über ihn und ſeine weitverzweigte Clique ward jetzt die Unterſuchung verhängt. Sogar am Leichenbegängniß des verſtorbenen Regenten ſollte ſtark geſpart werden; aber freilich betrugen die Koſten immer noch über vierzigtauſend Thaler [4]).

---

2) Zum Folgenden wurden die Berichte eines düſſeldorfer Staatsbeamten benützt im münchner Reichsarch.

3) S. den Brief vom 2. Auguſt a. a. O.

4) Die Beſchreibung im Theatr. eur. XXI. 96. 180.

Doch fanden immer ſehr anſehnliche Minderungen im Hof- und Beamtenweſen ſtatt. Nicht nur die Garde du Corps, ſondern auch das gewöhnliche Militär ward reducirt, von der übertriebenen Zahl der Kriegsoberſten und Generale blieben nur noch ſechs übrig. Die drückende Acciſe, die einſt Karl Ludwig nicht hatte einführen wollen, weil die „Unterthanen dadurch täglich tribulirt würden,“ war ſeitdem eine wahre Geiſſel geworden, theils weil man ſie ſteigerte, theils weil ſie durch die unzähligen Privilegien und Befreiungen faſt ausſchließlich auf Bürger und Bauer gewälzt war. Eine Verordnung vom 2. November 1716 hob Acciſe und Stempel auf, zum großen Jubel der Unterthanen, die ſich der drückenden Abgabe auf immer entledigt glaubten. Die unter der vorigen Regierung leichtſinnig veräußerten Kammergüter wurden zur Landeskaſſe zurückgeſchlagen und die Veräußerung für widerrechtlich erklärt, weil die Zuſtimmung des Agnaten und Nachfolgers gefehlt hatte. Für die jülichſchen Lande wurde auf dem Landtag von 1717 das Steuerweſen in beſſere Ordnung gebracht und neben Erleichterung der materiellen Laſten zugleich auch andere Milderungen eingeführt, namentlich den bedrängten Proteſtanten im Amt Germersheim, die man ſeit den franzöſiſchen Kriegen nicht nur aus ihren Kirchen verdrängt ſondern auch in Ausübung ihres Cultus gehemmt hatte, freie Religionsübung geſtattet.

Das Volk ſah in allen dieſen Schritten den Anfang einer beſſeren Zeit. Der Gedanke kam ihm nicht, daß das Ganze nur das gewöhnliche ſchnell vorübergehende Reformfieber neuer Regierungen ſey und daß nach Verlauf dieſer flüchtigen Beſſerungsanfälle Kurfürſt Karl Philipp nur eine ganz gewöhnliche Fortſetzung des Kurfürſten Johann Wilhelm werden würde. Solche Beſorgniſſe mußten aber wohl aufſteigen, wenn man ſah, wie die proviſoriſche Regierung, der Conferenzrath, beinahe nur aus Leuten beſtand, die unter der vorhergehenden Regierung die herrſchende Rolle geſpielt hatten; denn neben dem Präſidenten, dem Grafen von Manderſcheid und den neu ernannten Räthen von Hundheim, von May, Graf Globen,

von Bevern, finden wir da die früheren Miniſter, Hillesheim, Shaesberg, Wieſer, Sickingen, alſo eine vollſtändige Adelsoligarchie, wie die Erfahrung der Geſchichte zeigt, die ſchlimmſte unter allen Regierungen. Mißtrauiſch konnte man gegen die großen Erſparungen werden, wenn man die Genußſucht, die glänzenden und verſchwenderiſchen Liebhabereien Karl Philipps in Betracht nahm und die Hoffnung auf religiöſe Toleranz mußte beim Anblick von des Kurfürſten Erziehung und Umgebung ganz verſchwinden. Der Reiz der Neuheit war aber viel zu mächtig, um dergleichen Befürchtungen aufkommen zu laſſen; die Unterthanen jubelten und ahnten nicht, daß bald ein viel koſtſpieligerer Hofſtaat, eine noch drückendere Acciſe und eben ſo peinliche Religionsquälereien wie unter Johann Wilhelm zurückkehren würden.

Karl Philipp war indeſſen (23. Mai 1717) in Neuburg angelangt, mit dem Entſchluß dort zu bleiben; aber ſchon im folgenden Jahre war er des väterlichen Wohnortes überdrüſſig und entſchloß ſich, in dem Theile ſeiner Länder zu reſidiren, worauf die ſechshundertjährige Erinnerung und der Glanz der Kurfürſtenwürde ruhte. Wie groß war nun erſt die Freude der Rheinpfälzer, als am 4. November 1718 Karl Philipp in Heidelberg einzog, mit der Ausſicht, den alten Pfalzgrafenſitz zu neuem Glanze zu erheben [5]). Das Volk glaubte ſich jetzt aus der Stellung eines Stiefkindes, worin die Pfalz ſeit dreißig Jahren geweſen war, herausgerückt und meinte die patriarchaliſchen Zeiten ihrer früheren Regenten, die im Kreiſe des Volkes lebten, würden zurückkehren.

Die Freude war aber von kurzer Dauer, weil Karl Philipp wie ſein Vorgänger prieſterlichen Einflüſſen unterworfen war; ſeine Genußſucht, ſein Hang zu weltlichen und ſinnlichen Vergnügungen ſchloß eine unduldſame Bigotterie bei dem al-

---

5) S. die Aeußerungen der Herzogin von Orleans in ihren Briefen an die Raugräfin S. 245. 247. 249. Vgl. auch die Oratio in adventu Sereniss ac Potent. D. Caroli Philippi. Heidelb. 1718.

ternden Fürſten nicht aus und Eliſabeth Charlotte von Orleans hatte Recht wenn ſie in ihrer treffenden Weiſe an die Raugräfin ſchrieb [6]: „Leute ſo in ihrer Jugend nicht gar ordentlich gelebt haben und alt werden, denen machen die Pfaffen die Hölle heiß."

§. 2.

Erneuerung der kirchlichen Streitigkeiten (1719—1736).

Die Erneuerung der kirchlichen Gewaltthaten hing nicht zufällig von einer einzigen Veranlaſſung ab, ſondern war das Werk eines eines wohlberechneten Planes, den dieſelbe geiſtliche Genoſſenſchaft leitete, welche unter Johann Wilhelm die kirchliche Reaction herbeigeführt hatte. Es war daher der Beachtung wohl werth, daß Karl Philipp nicht nur bei der Huldigung es unterließ die kirchlichen Rechte ſeiner proteſtantiſchen Unterthanen zu verbürgen, ſondern auch bei einzelnen Anläſſen kund gab, wie wenig er die Rechte der nicht katholiſchen Pfälzer ganz ſtreng zu beobachten geneigt war. Gleich in der erſten Zeit ſeiner Ankunft zu Heidelberg ließ er eine Kirchenmuſik auf dem Mittelthorthurm durch die geiſtliche Güterverwaltung bezahlen und die Vorſtellungen des Kirchenraths richteten nicht ſo viel bei ihm aus, daß er die bedrängte Kaſſe der Reformirten von dieſer Belaſtung befreit hätte.

Der erſte gewaltſame Eingriff in das kirchlich und confeſſionelle Gebiet der reformirten Kirche ward durch die achtzigſte Frage des heidelberger Katechismus veranlaßt, welche im Tone der Sectenpolemik des ſechzehnten Jahrhunderts den Gebrauch der Meſſe als „eine vermaledeyte Abgötterei" bezeichnete. Es lag ſehr nahe, mit der jüngſt erſt beſprochenen Usleberſchen Verfluchungsſache eine Vergleichung anzuſtellen; wir dürfen uns daher nicht wundern, daß der Kurfürſt ſehr entrüſtet ward, wenn ihm ſeine Theologen vorſtellten, wie unter ſeinen Augen

6) a. a. O. 442.

in einem Lehrbuch für Schule und Kirche Schmähungen gegen Gebräuche ſeiner Religion verbreitet würden.

Uebereilt war es aber jedenfalls und verſtieß auch gegen die herkömmlichen Formen, daß er ohne den Kirchenrath auch nur zu hören, am 24. April 1719 durch eine Cabinetsordre die Wegnahme aller Exemplare des heidelberger Katechismus befahl und ein Regierungserlaß vom 2. Mai dies in ziemlich trockenem Tone dem Kirchenrath kund gab. An ſich hatte es zwar nichts Auffallendes, daß ein katholiſcher Regent in einem Schulbuch ſeines Landes die Meſſe nicht wollte als „Abgötterei" bezeichnen laſſen, aber ſehr bedenklich war die Sache dann, wenn jene Maßregel nur der Anfang zu Größerem war und der Kurfürſt ſich in die Glaubensſymbole der reformirten Kirche vermittelſt einer Cabinetsordre einzumiſchen fortfuhr.

Der Kirchenrath, der mit Schrecken ſah, daß die Amtleute den kurfürſtlichen Befehl zum Theil ſehr raſch vollzogen, hielt eine Synode der reformirten Geiſtlichen und richtete an den Kurfürſten eine Vorſtellung, welche die verrufene Stelle zwar nicht rechtfertigen aber doch erläutern ſollte. Zuerſt, hoben ſie hervor, ſey der Katechismus nicht zu ihrer Zeit, ſondern ſchon 1699 gedruckt, und der Vorwurf des Kurfürſten, daß auf dem Titelblatt ſich das pfälziſche Wappen und die Worte „aus kurfürſtlicher Verordnung" befänden, treffe nicht ſie, ſondern den mit dem Drucke der Schulbücher privilegirten Buchdrucker, der noch dazu ein Katholik war und jene Bezeichnungen nur hinzugefügt hatte, weil ſie ſich auf den früheren Abdrücken ſeit 1563 vorfanden. Das Lehrbuch ſelbſt, fuhren ſie fort, iſt ſeit 1563 als ſymboliſches Buch anerkannt, von keinem Reichstag und Friedensſchluß verboten worden und auch die katholiſchen Vorgänger des Kurfürſten, namentlich Philipp Wilhelm haben es beſtehen laſſen. Die kaiſerliche Verordnung gegen kirchliche Schmähſchriften kann ſich auf ſymboliſche Bücher nicht beziehen, da dann die verfluchenden Stellen des Tridentinums und die Bulle Pius IV. ſo gut wie die achtzigſte Frage des heidelberger Katechismus davon getroffen würden. Sie bäten daher den

Kurfürſten, ihnen nicht die harte Wahl zu laſſen, entweder durch Wegnahme des Katechismus ihr kirchliches Lehrbuch zu verlieren, oder durch gezwungene einſeitige Abänderung ſich von der übrigen reformirten Kirche abzuſondern. „Dabei können wir, ſo ſchloß die Bitte, zugleich Ew. kurfürſtliche Durchlaucht verſichern, daß gleichwie die Reformirten von allem Verdammen der Perſonen ohnedem ſich enthalten und insbeſondere bei dieſem Punkt ſtets erinnert wird, daß zwiſchen Lehre und Perſonen in der Verurtheilung ein großer Unterſchied ſey, mithin gegen Eure kurfürſtliche Durchlaucht höchſte Perſon ſo wenig als andere Katholiken geſprochen wird, alſo auch der Kirchenrath jederzeit darauf geſehen hat ſich in den Streitfragen aller Beſcheidenheit zu befleißigen und von allem Verdammen abzuſtehen.“

Dieſe Vorſtellung konnte ſo wenig des Kurfürſten Vorhaben ändern, als die perſönliche Bitte der Kirchenräthe Mieg und Kirchmayr; vielmehr gab ſich der Katechismusſtreit bald als der Vorbote größerer Reactionen kund. Im Oberamt Germersheim erlaubte man ſich Bedrückungen wie früher; an einem Orte verletzte man die Religionsdeclaration durch Angriffe auf das Kircheneigenthum, an einem andern durch gewaltſame Nöthigung der Proteſtanten zu katholiſchen Ceremonien; hier ſollten ſie die katholiſchen Feſttage durch Geläute feiern, dort ließ man Taufen und Hochzeiten von Proteſtanten nach katholiſchem Ritus vollziehen oder Kinder gemiſchter Ehe gewaltſam katholiſch machen. Mochten auch ſolche Dinge mehr als perſönliche Gewaltſchritte der Beamten und Geiſtlichen erſcheinen, ſo erfolgte doch zu bald eine Maßregel, welche den zuſammenhängenden Gang des reactionären Syſtems unläugbar an den Tag brachte.

Am 29. Auguſt 1719 wurde der Kirchenrath auf die Regierungscanzlei geladen und ihm durch den Präſidenten von Hilesheim eröffnet, daß der Kurfürſt die gütliche Abtretung der h. Geiſtkirche verlange; er habe ſchon früher einen Wunſch deßhalb geäußert und ſich erboten den Reformirten Baumaterial zu einem entſprechenden Locale abzugeben, aber ſeine Andeutung ſey ohne Antwort geblieben. Darum ſey er jetzt um ſo feſter

entſchloſſen, dieſe ehemalige Hof- und Begräbnißkirche dem katholiſchen Cultus einzuräumen und wenn man ſich nicht gutwillig füge, ſo werde nicht einmal eine Entſchädigung gegeben, ſondern die Kirche alsbald in Beſitz genommen werden.

Man kann ſich das Erſtaunen des reformirten Kirchenrathes denken, als man in ſo ungeſtümer Weiſe ihm rechtlich anerkanntes Beſitzthum abforderte. Durch die Declaration von 1705, welche den Reformirten ihr Eigenthum von etwa hundert Kirchen entzog, war von der h. Geiſtkirche der Chor katholiſch das Schiff reformirt geworden, und doch erklärte der kurfürſtliche Miniſter jetzt, die Katholiken ſeyen dabei übervortheilt worden [7])! Die reformirte Bevölkerung, an Zahl weit überwiegend, beſaß nur die Peterskirche und das Schiff der h. Geiſtkirche, die Katholiken hatten fünf Kloſterkirchen, die Hofcapelle, den Chor zu h. Geiſt im Beſitz, bauten an der Jeſuitenkirche und doch behauptete die Regierung, es ſey zu wenig Raum für ihren Gottesdienſt!

Die Antwort, die der Kirchenrath am 30. Auguſt gab, ſuchte die Gründe zu widerlegen, womit Karl Philipp ſeinen Anſpruch unterſtützte. Eine Hofkirche ſey die h. Geiſtkirche nie geweſen, ſondern ſtets eine Stadtkirche; das kurfürſtliche Begräbniß befinde ſich in dem Chor, der im Beſitz der Katholiken ſey, nicht im Schiffe der Kirche; daß ſie König Ruprecht dreihundert zwanzig Jahre früher, ehe es Proteſtanten gab, für den katholiſchen Cultus beſtimmt, ſey kein Grund des Anſpruches, denn da müßten ja faſt alle proteſtantiſchen Kirchen im deutſchen Reich wieder katholiſch werden. Die h. Geiſtkirche ſey durch die Verträge von 1648, 1685, 1705 als Beſitz der Reformirten anerkannt und von dem verſtorbenen Kurfürſten ein Anſpruch nicht erhoben worden. Das Recht der unbedingten Kirchenherrlichkeit wie es die Fürſten im ſechzehnten Jahrhundert ausgeübt hätten, ſey jetzt durch Reichsgeſetze und Friedensſchlüſſe beſchränkt und der Kurfürſt ſelbſt habe verſprochen,

7) Struve S. 1375.

die Rechte der Proteſtanten pünktlich aufrecht halten zu wollen; — ein Verſprechen, deſſen Erfüllung man vertrauensvoll von ihm erwarte.

Indeſſen war der ärgerliche Streit bereits in die Maſſe eingedrungen und die Reformirten mußten ſich am 30. Auguſt und den beiden folgenden Tagen, als ſie zur Betſtunde gingen, vom katholiſchen Pöbel Spott und Verhöhnung gefallen laſſen. Eine wiederholte Verhandlung zwiſchen Regierung und Kirchenrath blieb ohne Verſtändigung (2. Sept.); man ſetzte den Reformirten den letzten Termin auf den nächſten Montag (4. Sept.) Am Morgen dieſes Tages erſchienen die Kirchenräthe und erwiederten des Kurfürſten wiederholte Forderungen und Anerbieten ſie zu entſchädigen, mit der beſtimmten Erklärung: die Kirche nicht abtreten zu können. Zuerſt ſtünde ſo ein Schritt gar nicht in ihrer Macht, ſie könnten weder einſeitig die beſtehenden Verträge, die von Preußen geſchloſſen ſeyen, aufheben, noch auf ſich die Verantwortlichkeit des Haſſes laden, den eine Nachgiebigkeit dieſer Art allenthalben erregen würde.

Jetzt blieb kein anderes Mittel übrig, als die rohe Gewalt. Der Kirchenrath hatte ſo etwas vermuthet und die Kirche ſchließen laſſen, der Glöckner brachte auch die Schlüſſel den Herrn auf die Kanzlei, aber auf dem Wege fing ihn der Kanzleidiener auf und lockte ihm unter trügeriſchen Vorſpiegelungen den Schlüſſel ab. Dagegen nun ließen die Kirchenräthe proteſtiren und die Kirche von Innen verriegeln. Durch den Glockenthurm, wie Diebe, ließen ſich jetzt die Katholiken an Stricken herab, riegelten auf und ließen die Regierungscommiſſäre, den Präſidenten von Hillesheim, den Regierungsrath Becker, den Weihbiſchof, den Dechanten und den Commandanten in die Kirche herein. Soldaten waren an der Thüre aufgeſtellt, fanatiſche Tiroler, die der Kurfürſt aus Insbruck mitgebracht, legten Hand an und ſchlugen die Mauer ein, die Chor und Schiff bisher ſchied; der Regierungspräſident that ſelbſt den erſten Streich, um dieſen Act brutaler Gewalt zu ſanctioniren.

Die Reformirten waren jetzt in derſelben Lage wie in den ſchlimmſten Zeiten Johann Wilhelms; von ihrem Fürſten konnten ſie keine Hülfe mehr hoffen. Er hatte ſich, um jeden Zudrang zu meiden, nach Schwetzingen begeben; als ihn der Pfarrer zu h. Geiſt, Hermanni, dort aufſuchte und ihn fußfällig um Schutz anflehte, wich er ihm erſt aus, dann gab er ihm eine kurze ablehnende Antwort. Zugleich waren andere Gewaltſchritte im Kleinen vorgekommen, ſo daß die rechtfertigende Erklärung der Regierung, worin die früheren Gründe wiederholt waren, keine Beruhigung geben konnte. Der Kirchenrath wandte ſich an das Corpus Evangelicorum und die proteſtantiſchen Reichsſtände nahmen wie früher an der Lage der pfälziſchen Reformirten lebhaften Antheil [8].

Preußen und Heſſen Caſſel hatten ſchon früher gegen das Verbot des heidelberger Katechismus proteſtirt; von Preußen war auch jetzt zuerſt ein Geſandter bei Karl Philipp erſchienen. Bald kam auch ein engliſcher, ein holländiſcher und ein heſſiſcher Unterhändler, und ſeit Ende Oktober waren die Verhandlungen in lebhaftem Gange. Die einzelnen Noten, die beide Theile vorlegten, bewegten ſich nur um die uns ſchon bekannten Gründe; die proteſtantiſchen Mächte ſagten daſſelbe was der Kirchenrath geſagt hatte und die Beamten Karl Philipps gaben theils die früheren Erwiederungen, theils verſicherten ſie ganz beſtimmt, es ſey keine Bedrückung des pfälziſchen Proteſtantismus zu fürchten. Dieſe Verſicherung ward dadurch Lügen geſtraft, daß während der Verhandlungen die Beſchwerden der Proteſtanten ſich täglich mehrten; wurden ja die eigenen Bedienten eines der fremden Geſandten zur Kniebeugung vor dem Sanctiſſimum gezwungen, und in der unmittelbaren Nähe von Heidelberg in Handſchuhsheim, proteſtantiſchen Vätern, de-

8) Ueber das Folgende ſ. Fabri Staatskanzlei XXXIV. XXXV. Auf der münchner Staatsbibl. Cod. bav. 824. 1672 befinden ſich auch einige Briefe. Bei Faber XXXV. 1 ff. ſind auch die Beſchwerden, welche das neuburgiſche Gebiet betreffen, zu finden.

ren Frauen katholiſch waren, die Alternative geſtellt, entweder ihre Kinder katholiſch zu taufen oder das Land zu räumen. Derartige Vorfälle waren wenig geeignet, die Entſcheidung der Sache zu erleichtern; die proteſtantiſchen Mächte, England, Preußen, Schweden, Holland, das Corpus Evangelicorum traten jetzt nur noch beſtimmter auf, Kurpfalz war in Verlegenheit, denn ſelbſt der Kaiſer auf den Karl Philipp wohl rechnete gab dem pfälziſchen Geſchäftsträger keine ermunternde ſondern eine ausweichende Antwort. Die Angelegenheit war eine europäiſche geworden; die hohe Geiſtlichkeit beider Confeſſionen miſchte ſich ein wie die weltlichen Mächte. Pabſt Clemens XI. erließ ſalbungsvolle Breven (Dez. 1719) an den Kaiſer und an den Kurfürſten Karl Philipp, ſich in der Reaction nicht ſtören zu laſſen und beinahe zu gleicher Zeit kam ein ermunterndes Schreiben des Erzbiſchofs von Kanterbury, an den pfälziſchen Kirchenrath, man möge nur auf den Schutz Großbritanniens vertrauen [9]). Der Religionsvertrag von 1705, den Karl Philipp gebrochen hatte, ward jetzt auch von den proteſtantiſchen Reichsſtänden als aufgehoben betrachtet, und die Reactionen einzelner geiſtlichen Fürſten im Sinne der ryswicker Clauſel ſteigerte die Erbitterung zu ſolchem Grade, daß ohne die phyſiſche Erſchlaffung des Reiches ein neuer Religionskrieg in Ausſicht ſtand.

Die Unterhandlungen hatten indeſſen nach mehreren Monaten noch zu keinem Ziele geführt; die erbitterten Gemüther fingen allmählig an, an einer friedlichen Löſung zu verzweifeln und griffen zu einem Mittel, daß die ganze Troſtloſigkeit deutſcher Rechtszuſtände hinlänglich bezeichnet. Man ſchreckte den eigenſinnigen Bedränger der proteſtantiſchen Pfälzer mit Repreſſalien, Hannover ließ die katholiſche Kirche in Celle ſchließen, Preußen vergriff ſich an den Kirchen zu Minden, Halberſtadt und den dortigen Klöſtern, Heſſen ließ die Katholiken zu St. Goar, Neuſtadt und Schwalbach büßen, was die jeſuitiſche Re-

9) Struve S. 1420. 1423.

gierung zu Heidelberg verbrochen hatte. Auf die Abmahnungen des Kaiſers, der ſich in der Sache nicht als Parthei benahm, ſondern beiden Theilen ihre Ueberſchreitungen ſcharf verwies [10]), hörte man nicht; dagegen machten auf eine Natur, wie die des pfälziſchen Kurfürſten war, die Gewaltmaßregeln der Proteſtanten Eindruck. Seit Februar 1720 wurden ſeine Erklärungen milder, er that dem Kirchenrath gegenüber annähernde Schritte und ſchien bereit, die Beſchwerden unterſuchen zu laſſen; die fremden Diplomaten, die Repreſſalien, die Einſicht, daß er ganz allein ſtehe, drängten ihn ſo ſehr, daß er ſich entſchließen mußte, irgend etwas zu thun. Noch einmal verſuchte er es, ſich mit ſeinen Unterthanen ohne fremde Einmiſchung abzufinden; aber ohne Aufrichtigkeit und guten Willen, nur mit den Mitteln der Einſchüchterung und deſpotiſchen Drohens. Der Stadtdirector Bardon mußte der reformirten Bevölkerung den gütlichen Vorſchlag machen, gegen eine Entſchädigung die Kirche abzutreten; geſchähe es nicht, ſo würde der Kurfürſt ſeine Reſidenz verlegen, alle Dikaſterien nach Mannheim bringen, die Neckarbrücke abbrechen (!), die Stadt dem Oberamt einverleiben und ſie ſo weit bringen, daß ſie einem Dorfe ähnlich werden und das Gras vor den Häuſern wachſen ſolle. Die Bürger gaben ein ſeltenes Beiſpiel von moraliſchem Muth, daß ſie ſich dadurch nicht ſchrecken ließen; denn ſie mußten wiſſen, daß ein alternder Genußmenſch in Jeſuitenhänden fähig ſey, ſolche Drohung auszuführen. Sie beriefen ſich in einer Vorſtellung auf die Verſprechungen und Privilegien, womit man nach dem Krieg in die verödeten Schutthaufen der

10) Seine Botſchaft vom 9. März 1720 bemerkte: — wir können mit allem deme, vermög unſers Kayſ. Ambts nach allen von uns mit gutem Rath und rechten Wiſſen wohlerwogenen alleſeitigen Anbringen und denen dabey befindlichen Umſtänden dennoch anderſt nicht, als krafft deren Reichs-Geſetzen und Rechten erkennen und hiemit befehlen, daß von Ew. Liebd. das Possessorium der halben h. Geiſts-Kirche cum omni causa zu reſtituiren." Auch im Katechismus wünſchte der Kaiſer nur die ſchmähenden Stellen entfernt, ohne weitere Gewaltmaßregel.

Stadt wieder Menſchen herangelockt hatte und auf die glänzenden Ausſichten, womit Karl Philipp ſelbſt verſprach, die verarmte Stadt wieder emporzuheben [11]; ſie wüßten, fügten ſie hinzu, von keinem andern Vergehen gegen ihren Landesherrn, als daß Gemeinde und Zünfte ihn fußfällig um ihr wohlbegründetes Recht angefleht hätten.

An demſelben Tage, wo dieſe Bittſchrift abging (29. Febr.), hatte ſich der Kurfürſt endlich beſtimmen laſſen, einzulenken; er erlaubte einſtweilen bedingt den Katechismus und räumte die h. Geiſtkirche den Reformirten wieder ein; auch wurde aus den katholiſchen Räthen Metzger und Buſch und aus den Proteſtanten Lüls und Thyllius eine Commiſſion gebildet, welche die Beſchwerden im Allgemeinen unterſuchen ſollte. Das Zugeſtändniß war aber durch Zwang abgenöthigt; drum dauerten in derſelben Zeit die willkürlichen Nöthigungen wegen der Kniebeugung fort und die Reformirten ſahen mit Erſtaunen, daß weder die Katholiken Miene machten, das Schiff der Kirche zu räumen, noch der Kurfürſt dafür ſorgte, daß die eingeriſſene Wand wieder aufgerichtet würde. Sie trugen daher aus gegründeter Beſorgniß vor dem Simultaneum Bedenken, einzuziehen, ſo lange man ihnen nicht ihr Eigenthum förmlich zurückgebe; die Regierung aber that, als ſähe ſie dieſe Hinderniſſe nicht und nahm die Miene des Unwillens darüber an, daß die Reformirten ſo widerſpenſtig ſeyen. Indeſſen war auch Alles vorbereitet, der Stadt den Hauptſtoß zu verſetzen, denn am 12. April begab ſich der Kurfürſt nach Mannheim, um dem ſechshundertjährigen Sitze der rheiniſchen Pfalzgrafen auf immer den Rücken zu wenden. Die Gründe, die ihn bewogen, das herrliche Stammſchloß mit ſeiner prangenden Umgebung gegen eine ſumpfige Fläche zu vertauſchen, hatte er ſelbſt der Stadt Heidelberg früher andeuten laſſen: ſie ſollte ruinirt werden, das Gras ſollte vor ihren Häuſern wachſen. Auch Mannheim ward nicht zu einem geſunden dauernden Wohlſtande großgezogen;

11) S. die Vorſtellung bei Faber XXXVI. 401.

ſtatt die natürlichen Hülfsquellen der ſpätern Handelsſtadt zu benützen, wurden ſteinerne Denkmale monarchiſchen Hochmuths aufgethürmt, die, als der Hof ſpäter wegzog, die Dürftigkeit und Oede der Stadt nur kümmerlich verdeckten.

Solch ein Benehmen Karl Philipps mußte überall Aufſehen erregen. Der Kaiſer nahm ſich gegen ihn der gerechten Sache an, das Corpus Evangelicorum warb neue Freunde für die pfälziſchen Proteſtanten und die anweſenden Geſandten der fremden Mächte gaben zu verſtehen, daß ſie ihre Miſſion keineswegs als beendigt anſähen. Am 19. April endlich, nachdem man die Wand wieder aufgerichtet, nahmen die Reformirten wieder von ihrer Kirche förmlich Beſitz, auch der Abdruck des Katechismus ward durch ein Edikt vom 16. Mai wieder geſtattet, wenn die Reformirten erklärt hätten, nur die Lehre, keine Perſon, als abgötteriſch zu bezeichnen, und die anſtößigen Ausdrücke in der achtzigſten Frage weggelaſſen würden. Indeſſen ward gleichzeitig durch die Verlegung der Dicaſterien nach Mannheim ein neuer Schlag vorbereitet; denn auch der Kirchenrath, deſſen Mitglieder außer der Aufſicht über die Lehranſtalten gewöhnlich noch geiſtliche Stellen und Profeſſuren bekleideten, ſollten jetzt ihre Dienſtwohnungen verlaſſen und nach Mannheim ziehen. Ihre eignen Vorſtellungen, wie die der proteſtantiſchen Reichsſtände, richteten nichts aus; ſie mußten ſich wenigſtens entſchließen, drei Mal wöchentlich zu den Sitzungen nach Mannheim zu fahren.

Die Veranlaſſungen des jüngſten Streites, die Wegnahme der h. Geiſtkirche und das Verbot des Katechismus, ſchienen nun zwar aus dem Wege geräumt, aber es waren durch dieſen Kirchenzwiſt, wie durch alle ähnlichen, ſo viel verborgene Quellen des Unfriedens offenbar geworden, daß ſtatt einer völligen Ausſöhnung eher ein neuer Kampf zu erwarten ſtand. Zunächſt war die Declaration von 1705 vielfach verletzt worden; ſchon im Beſitz waren die Reformirten vertragswidrig ſehr verkürzt, und ſie konnten nachweiſen, daß man die Schaffnereien Weinheim, Winzingen, Zeiskäm, Neuhauſen, Bolanden, Bockenheim

Schwabenheim, Kirchberg, Stromberg entweder ungleich getheilt, oder ihnen die Einkünfte ganz entzogen hatte [12]). Nun wurde aber von Vielen der Vertrag von 1705 überhaupt als eine Uſurpation angeſehen, und ſeit der Kurfürſt durch ſeine Gewaltſchritte ihn gebrochen hatte, glaubte ſich auch das **Corpus Evangelicorum** nicht mehr an ihn gebunden; ſie wollten eine Wiederherſtellung der proteſtantiſchen Kirche, wie ſie der weſtphäliſche Friede vorſchrieb [13]).

Ein neuer Zwiſchenfall drohte den Streit noch mehr zu verwirren; auch die Lutheraner traten (Juni 1720) mit einer Beſchwerdeſchrift hervor, nachdem ſie ſchon drei Monate zuvor an die proteſtantiſchen Reichsſtände eine Vorſtellung abgeſchickt hatten. Sie beſchwerten ſich einerſeits, daß ſie ſeit 1705 durch die Reformirten von dem Mitgenuß der Kircheneinkünfte ausgeſchloſſen und dadurch in ſehr beſchränkten Umſtänden ſeyen, andererſeits führten ſie eine Reihe von einzelnen Fällen an, wo katholiſche Geiſtliche und Beamte ſich grobe Verletzungen der Gewiſſensfreiheit und kirchliche Zwangsmaßregeln erlaubt hatten [14]).

Eine heilloſe Verwirrung durchdrang jetzt das pfälziſche Kirchenweſen; die Vertheidiger der Declaration von 1705, die Anhänger des Friedens von 1648, die Beſchwerden der Lutheraner durchkreuzten ſich, und die Regierung fuhr fort, in kleinen Zänkereien über den Katechismus oder in Quälereien wegen der Kniebeugung die allgemeine Confuſion zu vermehren. Man beſchuldigte als Urheber dieſer dauernden Reaction ſo laut die Jeſuiten, daß der Kurfürſt ſich genöthigt ſah, ihnen öffentlich

---

12) S. Struve S. 1454. Vgl. Faber XXXVI. 412 f.

13) Schon im Okt 1719 hatte Karl Philipp dem engliſchen Geſandten erklärt, er erkenne den Vertrag von 1705 nicht an, weil die Agnaten ihn nicht beſtätigt hätten; der fremde Diplomat erwiederte trocken: **Faisons en une autre ou tenons nous au traité d'Osnabruk.** S. deſſen Bericht im Cod. bav. 2665 auf der münchner Staatsbibl.

14) Von reformirter Seite erſchien dagegen das „Berichtſchreiben.“ Amſterdam 1722.

ein lobendes und rechtfertigendes Zeugniß auszuſtellen. Der Kaiſer hatte indeſſen eine Vermittlung in Ausſicht geſtellt; es ſollte auf die Grundlage von 1648 oder 1705 unterhandelt werden, aber er machte zur Bedingung, daß erſt die Proteſtanten die vorgenommenen Repreſſalien abſtellen ſollten.

Als ſich Preußen endlich dazu bereit fand und die eingezogenen Kirchengüter reſtituirte, erſchien (14. Nov.) ein kaiſerliches Edikt an den Kurfürſten von der Pfalz, worin befohlen ward; „alle Aenderungen, die man ſeit dem badener Frieden (1714) in kirchlichen Dingen vorgenommen, binnen vier Monaten abzuſtellen.“ Alſo nicht auf den Zuſtand von 1705 oder gar 1648 ſollte zurückgegangen werden ſondern auf einmal zum Erſtaunen der Proteſtanten auf das Jahr 1714; nun hatten aber gerade die bedeutendſten Verkürzungen zwiſchen 1706 und 1714 ſtattgefunden, es war alſo eine Hinterthür, wodurch die jeſuitiſche Reaction abermals zu entrinnen ſuchte. Natürlich erklärte die pfälziſche Regierung alsbald, nach dieſem Edikt binnen ſechs Wochen die Angelegenheit ordnen zu wollen; denn ſie war jetzt auf einmal auf ein viel günſtigeres Terrain verſetzt, als ſie nach den letzten Verhandlungen hätte erwarten können.

Aber die proteſtantiſchen Reichsſtände waren anderer Anſicht; um wenigſtens zu retten, was zu retten war, ſchickten ſie (Dez. 1720) den hannöverſchen Rath Johann von Reck mit dem Auftrag in die Pfalz, für die Reſtitution der reformirten Kirchengüter, die Abſtellung der Mißbräuche und die Aufhebung der Ungleichheit bei Beſetznng bürgerlicher Aemter perſönlich Sorge zu tragen; die Sache ſtand alſo jetzt, wo ſie ein Jahr zuvor geweſen war. Nur darin war für die pfälziſche Regierung eine unangenehme Veränderung eingetreten, daß jetzt ein Bevollmächtigter der proteſtantiſchen Reichsſtände mit eignen Augen ihr Getreibe ſehen und beurtheilen konnte, wie weit die Thatſachen den Verſprechungen entſprachen. Kaum war der Abgeſandte ernannt, ſo erſchien auch (19. Dez.) ſchon ein Verbot, das den Unterthanen bei Leib- und Lebensſtrafe jede Verbindung mit Ausländern wegen religiöſer Angelegenheiten verbot, d. h. den refor-

mirten Kirchenrath in ſeinem Zuſammenhang mit dem **Corpus Evangelicorum** unterbrach. Dem Geſandten ſelbſt, der als ein ſcharfer Beobachter und als ein feſter, unbeſtechlicher Charakter bekannt war, begegnete man kalt und unhöflich, ließ ihm geradezu ſagen, daß ſeine Gegenwart dem Kurfürſten unangenehm ſey, und bewirkte durch ſpionirendes Lauern, daß er ganz ohne Berührung und Umgang einſiedleriſch in Heidelberg lebte. Die evangeliſchen Reichsſtände gaben aber ſehr entſchiedene, beinahe drohende Erklärungen, auf den Kaiſer konnten die pfälziſchen Jeſuiten nicht rechnen, drum mußte zur Beruhigung etwas geſchehen. Am 1. Febr. 1721 erſchien eine Verordnung, welche das kaiſerliche Reſcript vom 14. Nov. in Vollzug ſetzte; alle Beamten wurden darin angewieſen, die Aenderungen, die ſeit 1714 vorgenommen worden, bei Strafe der Dienſtentſetzung abzuſtellen. Mehrere Edikte deſſelben Inhalts folgten in den drei nächſten Monaten; man würde ſich aber täuſchen, wenn man glauben wollte, es ſey damit viel gebeſſert worden. Die Klagen, die aus einzelnen Oberämtern erſchollen, die eigne Auſchauung des evangeliſchen Bevollmächtigten von Reck überzeugte leicht, daß in den Kirchengütern gar keine Aenderung erfolgte und daß nicht einmal die Beſchwerden wegen der Kniebeugung, die Feier katholiſcher Feſttage, die gezwungenen Beiträge zu den Prozeſſionen, des Avemaria-Läutens und der gemiſchten Ehen in allen Theilen des Landes abgeſtellt würden. Die Regierung hatte zum Theil ſelbſt keinen aufrichtigen und feſten Willen abzuhelfen, zum Theil war die Hierarchie katholiſcher Beamten und Geiſtlichen mächtiger, als ihre Verordnungen, auch wenn ſie ernſtlich gemeint waren. Die Thätigkeit der früher ernannten Religionskommiſſion blieb eine ſehr beſchränkte, denn die Regierung fuhr fort, die Welt mit dem elenden Gaukelſpiel zu höhnen, daß alle paar Wochen ſcharfe Befehle zur Abhülfe erſchienen und in dem Druck doch keine Erleichterung erfolgte. Die evangeliſchen Reichsſtände ſahen mit Entrüſtung dieſem Treiben zu, vielleicht hätte man noch einmal das widrige Schauſpiel der Repreſſalien erlebt, wenn nicht endlich (22. Aug.

1722) der Kaiſer, um den Reichsfrieden beſorgt, ein ſcharfes und drohendes Reſcript an Karl Philipp erlaſſen hätte [15]), das binnen ſechs Wochen eine ernſtliche und gründliche Abhülfe gebot.

Jetzt nahmen die Arbeiten der Religionskommiſſion auf einmal ein gewiſſes Leben an, die kurfürſtlichen Verordnungen befahlen ſo dringend die Abſtellung der Beſchwerden, daß die bedrängten Reformirten dem Landesherrn für ſeine Fürſorge öffentlich dankten. Schnell ließ die Regierung die erledigten Punkte in einem Protokoll abdrucken, fügte die Dankſagungen der Proteſtanten hinzu und überſchickte beides dem Kaiſer und den Reichsſtänden, damit ſie ſich von dem guten Willen Karl Philipps überzeugen könnten. Auch hier freilich lohnt es ſich der Mühe, den Schein von dem Weſen durch genaue Prüfung zu unterſcheiden.

Die Beſchwerden der Proteſtanten waren verſchiedener Art. Sie betrafen theils Güter und Gefälle, die man ihnen vertragswidrig entzogen, theils Kirchen, Schulen, Glocken und Kirchhöfe, in deren Benützung man die Declaration von 1705 überſchritt, theils die Stellung ihrer Behörden, namentlich des Kirchenraths, die man in ihrer Wirkſamkeit hemmte, theils endlich Beſchränkungen der Gewiſſensfreiheit, die man den Proteſtanten aufnöthigte. Nur dieſe letzten Beſchwerden fanden jetzt eine augenblickliche Abhülfe, und es war allerdings ſchon viel, daß man ſie nicht mehr, wie bisher geſchah, zwang, vor der Hoſtie das Knie zu beugen, die Prozeſſionen mit Maienbäumen, Schießpulver, Wein und Brod zu verſorgen, die katholiſchen Feſttage zu feiern, das Ave Maria zu läuten, ihre Kinder katholiſch taufen zu laſſen und dergleichen mehr. Auch wurden die confiscirten Exemplare des Katechismus zurückgegeben, an einigen Orten die occupirten Glocken, Kirchhöfe, Schul- und Pfarrhäuſer reſtituirt, ſo daß die Dankſagungen der Proteſtanten ſehr natürlich erſcheinen. Es waren aber der Beſchwerden

15) S. die Neueſte Geſch der ref. Kirche S. 135—139.

ſo viele, daß man eine lange Reihe von Punkten, die erledigt waren, aufſtellen konnte und daneben doch eine viel größere Zahl von unerledigten ſtehen blieb. Namentlich fanden die Beſchwerden wegen der Kirchengüter keineswegs eine genügende Löſung.

Schon die Annahme des Normaljahres 1714 war für die Proteſtanten ein Nachtheil, da gerade in den Jahren von 1706 bis 1714 die meiſten Verletzungen der Religionsdeclaration vorgekommen waren; nun wurde aber auch noch das Geſchäft der Reſtitution ſelbſt auf ſehr ſeltſame Weiſe betrieben. Den Prätenſionen der katholiſchen Kirche kam man mit einer Menge von Rechtstiteln, zum Theil ganz neu erfundenen, zu Hülfe [16]), den Proteſtanten muthete man Nachweiſungen zu, die oft bei dem begründetſten Rechte nicht zu geben waren. So kam es, daß die Reformirten überall zu kurz kamen, und es iſt nicht unmöglich, daß die öffentlichen Befehle der Regierung durch geheime Inſtructionen der Beamten wieder fruchtlos gemacht wurden [17]). Denn auch die erſt mit ſo vielem Nachdruck aufgehobenen Beſchränkungen der Gewiſſensfreiheit blieben nicht beſeitigt; bald kamen wegen der Kniebeugung, der Feiertage, der gemiſchten Ehen u. ſ. w. wieder dieſelben Beſchwerden vor, wie in der früheren Zeit.

---

16) In einem Bericht an den Kaiſer (Okt. 1722) vertheidigt z. B. Karl Philipp den Anſpruch der Katholiken an die Pfarrkirche mit folgenden Worten: Ob ſie ſchon anno 1714 zur Zeit des Bad. Friedens Keinen ſolchen Actum wirklich exerciret, ſelbige dennoch mit ziemblichem grund beſtändig behaupten wollen, in quasi possessione ſothanen liberi exercitii vmb ſo mehr zu ſelbiger Zeit verblieben zu ſeyn, als ſie einestheils durch keinen actum in contrarium auß ſolchem hergebrachten Beſitz und Befugniß geſetzt, anderntheils das vor vielen Jahren in genannter Kirche nächſt der Kanzel in signum possessionis angehängte Kreuz von den Reformirten bis auf dieſe Stunde unverrückt gelaſſen worden. Bayr. Reichsarchiv.

17) S. die Neueſte Geſch. der Reform. S. 154. Ebendaſ. S. 161 ff. findet man einzelne Belege, wie man bei der Güterreſtitution verfuhr.

Eine Menge von kleinen Streitfragen, die zwiſchen Karl Philipp und dem Kaiſer verhandelt wurden, mögen beweiſen, wie groß die Confuſion war, die durch die jeſuitiſche Reaction in allen Verhältniſſen verurſacht ward [18]). Mochten auch einzelne Anklagen ſich als irrig erweiſen, oder der Kurfürſt z. B. die Verhaftung einiger reformirten Bürger zu Wiesloch damit rechtfertigen, daß man, obwohl die Verhafteten die katholiſche Religion geſchmäht, dennoch den Beamten wegen Amtsmißbrauch ſuspendirt habe, ſo blieben doch zweideutige Punkte genug, die ſelbſt durch die officielle Rechtfertigung nicht weggeräumt wurden. In Mannheim hatte Karl Philipp auf dem Kirchenplatz der Reformirten einſtweilen eine Hofküche aufſchlagen laſſen, es war zwar verſprochen worden, den Platz zu räumen, aber die Gemeinde ſcheint an den kurfürſtlichen Verſprechungen den Glauben verloren zu haben und verlangte, über die lange Zögerung unruhig, den Platz zurück. Der Kurfürſt, in ſeiner Rechtfertigung an den Kaiſer, wußte nichts zu thun, als über die „ungemeine Frechheit der Reformirten" zu ſchimpfen und führte laute Klage über die „unverantwortlichſte Maliz und undankbarlichſte Vergeſſenheit" einer Stadt, für deren Flor er ſo ſehr beſorgt ſey.

Die Beſchwerden über die drückenden Laſten, die man der Adminiſtration der Kirchengüter auflade, beantwortete er damit, daß er ſich auf ſein landesherrliches Recht berief, die Güter nach Gutdünken zu verwalten; in dem Streit über das Kirchenpatronat zu Leutershauſen gab er dem Kirchenrath ohne Weiteres Unrecht [19]). Den Bürgern zu Lautereck war am 20. April 1722 verboten worden, am Gründonnerſtag und Charfreitag zu läuten; ſie thaten es doch und als man die Thäter verhaftete, entſtand ein Zuſammenlauf und offene Widerſetzlichkeit. Vergebens verwandten ſich Sachſen, Preußen und England für die Unruheſtifter, die man durch widerrechtliche Regierungsbefehle

18) Das Folgende nach den Originalberichten im bayr. Reichsarch.

19) S. das Gutachten des Kirchenraths Chuno. Handſchr. der Batt. Bibl.

gereizt hatte; Karl Philipp ſchlug es ab und die „rebelliſchen und ſeditioſen“ Rädelsführer wurden mit zwei bis drei Monaten Schanzarbeit, die übrigen mit zwanzig Reichsthaler an Geld geſtraft. Erſt ſpäter ward „aus purer kurfürſtlicher Milde“ die Strafe auf die Hälfte herabgeſetzt.

Wie weit die Erbitterung ging, mag ein Vorfall zeigen, der, wie wir aus den Originalakten ſehen, damals an den meiſten Höfen Europas Verhandlungen hervorrief. Bei einer Prozeſſion zu Heidelberg (9. Aug. 1720) war eine hochſchwangere Frau aus Handſchuhsheim, mit Namen Hornig, nicht niedergekniet, als das Venerabile vorbeigetragen ward, der vierzehnjährige Sohn eines Heiducken, Joſeph Benſchet, ſprang aus den Reihen hervor und gab der Frau einen Fußtritt in den Rücken, daß ſie ohnmächtig niederfiel und eine unglückliche Frühgeburt erfolgte. Man kann denken, wie die Sache erbitterte; in allen fremden Zeitungen, in den Cabineten ward ſie beſprochen; ja der Kurfürſt mußte die Akten darüber auf den Congreß zu Cambrai ſchicken, wo der Vorfall zur Sprache gekommen war. Die Regierung fand für nöthig, den Buben mit Gefängniß und Ruthenſtreichen abzuſtrafen [20]).

Es konnte dieſer Zuſtand um ſo weniger ein Geheimniß bleiben, als Johann von Reck, der pfälziſchen Regierung zum großen Aerger, ſich fortwährend die Belege der kirchlichen Unterdrückung ſammelte und den evangeliſchen Reichsſtänden vorlegte. Die Erklärung des pfälziſchen Geſandten, „an allem Unfrieden ſey nur dieſer Reck Schuld“, machte um ſo weniger Eindruck, als das Corpus Evangelicorum zur Antwort deſſen aktenmäßige Berichte vorlegte, aus denen der Kaiſer zu ſeinem Erſtaunen erfuhr, daß man ihn von pfälziſcher Seite mit trügeriſchen Berichten einer nur ſcheinbaren Befriedigung der pfälziſchen Reformirten zu täuſchen ſuchte. Die Beſchuldigungen, die nun die pfälziſche Regierung auf die proteſtantiſchen Unter-

20) Darüber ſ. ein ganzes Faſcikel im bayr. Reichsarchiv. Aehnliches findet man in Faber Staatskanzlei XXXVII.

thanen als Friedensſtörer warf, verhallten vor dem Gewicht einer Schrift, die Reck von den proteſtantiſchen Kirchenbehörden mit Quellen unterſtützt (1723) im Druck erſcheinen ließ. Man erfuhr aus dieſer Denkſchrift und ihren aktenmäßigen Belegen, daß von der verſprochenen Reſtitution der Güter noch nichts und auch in allem Uebrigen nur wenig geſchehen ſey.

Den Unwillen der proteſtantiſchen Reichsſtände zu beſchwichtigen, erließ der Kurfürſt (20. Dez. 1723) ein Decret, wodurch der Religionscommiſſion, die alles Vertrauen verloren hatte, die reformirten Kirchenräthe Mieg und Flad beigegeben wurden; eine weitere Verordnung (10. Jan. 1724) befahl, daß der Regierungsrath Buſch und Mieg ſich perſönlich in die Oberämter begeben und den Erfolg prüfen ſollten. Hätten die Reformirten nicht aus unzeitiger Sparſamkeit die Koſten geſcheut, ſo wäre eine kaiſerliche Commiſſion erſchienen und hätte in dieſem günſtigen Augenblick die Beſchwerden erledigt[21]).

So wie die Sache einmal lag, konnte mit papiernen Verordnungen nicht geholfen werden, wo der gute Wille von oben fehlte. Kein Beſchluß der Religionskommiſſion war vor einer Umänderung durch Cabinetsbefehle ſicher und die Arbeiten der Commiſſion ſelbſt waren ſo ſchwerfällig, daß ſie nur Einzelnes veränderten, die Wurzel der Reaction nicht ausrotteten. Auch hatte die Regierung den Triumph, den thätigſten und verdienſtvollſten Beſchützer der reformirten Sache, Johann von Reck, abberufen zu ſehen und die Sache ſo allmählig einzuſchläfern. Am Reichstag erlahmte das Intereſſe, die Religionskommiſſion ward ſtill zu Grabe getragen (1728), während die Reformirten, durch den langen Streit ermüdet, ſich an den Zuſtand des Druckes allmählig zu gewöhnen anfingen. Denn als, durch die proteſtantiſchen Mächte veranlaßt, der Kaiſer (Juni 1728) die Beſchwerden durch eine Hofkommiſſion, welche mit einigen reformirten Kirchenräthen zu Wien beriethe, wollte unterſuchen

21) Beide Decrete in der neueſten Geſch. der reformirten Kirche Urk. XII. XIII.

laſſen, nahm ſich zwar Preußen der Sache lebhaft an und wünſchte, man möge ſich diesmal weder durch „Schrecken, noch durch Caſolerie zu etwas induciren laſſen", allein der Kirchenrath ſelbſt lehnte das Anerbieten ab[22]). Unter den angegebenen Motiven, welche ihn dazu beſtimmten, war die Geldnoth der einzig begründete; alles Uebrige war Vorwand, ihre Entmuthigung und Hoffnungsloſigkeit zu verhüllen. Die Regierung hatte alſo durch Zögern und Laviren ihren Zweck erreicht; der Kirchenrath, eingeſchüchtert und kraftlos, ſah ruhig zu, wie man den Gewiſſenszwang nicht abſtellte[23]) und die rechtlichen Beſitzesanſprüche der Reformirten fortwährend beſchränkte; die auswärtigen Fürſten wurden müde und ſahen mit Unmuth, wie der Kirchenrath ohne Energie die demüthige Haltung kurpfälziſcher Beamten annahm. Daß ihre Verſicherungen, befriedigt zu ſeyn, nichts weiter war, als eine ſchlecht berechnete Wohldienerei nach oben, ward ſehr bald durch ſie ſelbſt ans Licht geſtellt.

Die Lutheraner, immer noch in der ärmlichen Lage, wie ſeit 1706, hatten verſchiedene Verſuche gemacht, einen Antheil am Kirchenbeſitz zu erlangen, waren aber neben den wichtigeren Beſchwerden der Reformirten immer wieder abgewieſen worden; ohnedies wurde ihr Conſiſtorium, wegen der früheren zweideutigen Stellung zur jeſuitiſchen Reaction, mit einer gewiſſen mißtrauiſchen Kälte behandelt, und ihre Bemühungen, beim Reichstag etwas zu erlangen, wurden von der Regierung eben ſo gewaltſam geahndet, wie die der Reformirten. Jetzt, da die Reformirten, oder wenigſtens der Kirchenrath, furchtſam ſchwieg, als wenn alle Beſchwerden erledigt ſeyen, traten die Lutheraner mit mehr Erfolg vor; denn diesmal (1728) verwandte ſich das **Corpus Evangelicorum** für ſie und verlangte von den Reformirten, ſie möchten einen kleinen Theil des Kirchenguts an die proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen abtreten. Da ſtellte ſich denn

22) Die Aktenſtücke ſ. in der neueſten Geſch. der ref. Kirche. Urk. 14—18.

23) Vgl. ebendaſ. Urk. 19. 20.

freilich heraus, daß den Reformirten noch Vieles von dem fehlte, was die Religionsdeclaration von 1705 ihnen an Kirchengütern verſprach; der Kirchenrath ſelbſt erklärte jetzt ſehr beſtimmt, daß die kirchlichen Beſchwerden weit entfernt wären, alle erledigt zu ſeyn. Dies verzögerte die Abfindung der Lutheraner abermals, und als ſie ſich an den Kurfürſten wandten, erlangten ſie ebenfalls nichts.

Erſt nach mehreren Jahren ſchien die Sache eine Erledigung zu finden, als (1734) ein holländiſcher Geſandte, Burmanni, und die zweibrückiſchen Geheimeräthe von Wreden und von Savigni am pfälziſchen Hofe mit dem Auftrag erſchienen, die Abfindung der Lutheraner und die Befriedigung der Reformirten zu vermitteln. Da der Kurfürſt bereit ſchien, dazu die Hand zu bieten, erklärten die Lutheraner (1735) mit einer Abfindungsſumme von 75000 Gulden zufrieden zu ſeyn und die Reformirten in Erlangung ihres rechtmäßigen Gutes unterſtützen zu wollen. Die Reformirten beriefen eine Synode (Juli 1736), die aus den Kirchenräthen, den Pfarrern zu Heidelberg, Mannheim und Frankenthal und aus ſämmtlichen Inſpectoren beſtand [24]); ſie beſchloß, den Lutheranern vorzuſchlagen, durch eine Collecte in allen proteſtantiſchen Ländern ſich ein Capital zu verſchaffen, die Reformirten würden dann als Abfindung fünfzehntauſend Gulden beitragen. Dies letztere war aber nur möglich, wenn die Reformirten ihre rückſtändigen Kirchengefälle erhielten und die erhielten ſie eben nicht. Die Regierung, anfangs dem Plane ſo geneigt, zog ſich allmählig zurück, als es galt, die widerrechtlichen Erwerbungen wieder herauszugeben. Sie gebrauchte ihr früheres Syſtem des Zögerns und noch drei Monate vor Karl Philipps Tode, im Sept. 1742, glaubte Friedrich II. von Preußen, die Sache dem Abſchluß nahe gebracht zu ſehen [25]). Die Reformirten blieben aber in ihrem beſchränkten Beſitz, der durch

---

24) S. in der Neueſten Geſch. der ref. Kirche Urk. 23. Die Synodalakten befinden ſich auf der münchner Staatsbibl. Cod. bav. 2845.

25) S. ſeine Vorſtellung a. a. O. Urk. 24.

eine koſtſpielige und verſchwenderiſche Verwaltung immer kleiner ward, und die Lutheraner konnten aus der Collecte nur eine augenblickliche Abhülfe der dringendſten Bedürfniſſe, aber kein Stiftungskapital entnehmen.

Einen Vorzug hatten die letzten Verhandlungen; Lutheraner und Reformirte ſahen allmählig das Thörichte ihrer bisherigen Anfeindungen ein und ſchloſſen ſich zur Eintracht enger an einander an. Schon der unermüdliche Reck hatte eine völlige Ausgleichung der Anſprüche beider verſucht, war aber auf dieſelben Hinderniſſe geſtoßen, welche im Jahr 1736 die Abfindung hemmten; doch war jetzt wenigſtens die Geſinnung freundſchaftlicher geworden und die beiden proteſtantiſchen Confeſſionen hörten nach einem Streit von anderthalb Jahrhunderten endlich auf, ſich einander zu zerfleiſchen.

Die gemeinſame Lage der proteſtantiſchen Kirche blieb indeſſen unter dieſer Regierung beengt, wie ſie geweſen war, und ward unter der folgenden nicht verbeſſert.

§. 3.

Politiſche Verhältniſſe unter Karl Philipp.

Karl Philipps auswärtige Politik war nach einer Seite hin neu und eigenthümlich; in ſeinem Verhältniß zum Kaiſer. Im Gegenſatze zu ſeinen beiden Vorgängern, den treuen Kämpen für das habsburgiſche Intereſſe, ſchien er den lange aufgegebenen Gedanken eines wittelsbachiſchen Familienbundes zwiſchen Bayern und Pfalz endlich durchführen zu wollen, aber es gelang ihm nicht, damit ſich oder ſeinem Hauſe eine bedeutende Stellung zu erwerben. Auch hier, wie allem Andern, was Karl Philipp that, fehlte ein höheres Prinzip, und weder der Kurfürſt von Bayern, noch der von der Pfalz waren fähig, die ſchlimmen Folgen der wittelsbachiſchen Zerſplitterung durch eignes Verdienſt wieder gut zu machen.

Auffallend war es immer, daß der pfälziſche Kurfürſt, deſſen Vater und Bruder durch mehrfache Ehebündniſſe mit Habs-

burg verbunden waren, der ſelbſt ſo viele Auszeichnung vom wiener Hofe empfangen hatte, jetzt auf einmal einen entgegengeſetzten Weg einſchlug; gewiß iſt es, daß des Kaiſers Mäßigung in den kirchlichen Händeln, ſein mehr rechtliches als partheiiſches Verfahren, den größten Antheil an dieſer Veränderung hatte. Die erſte Folge der veränderten Politik war der pfälziſch-bayriſche Familienpakt zu München (15. Mai 1724), der die ſeit dem vierzehnten Jahrhundert befolgte Politik des wittelsbachiſchen Hauſes mit einem Male umſtieß. Der Streit über das Reichsvicariat, den noch Karl Ludwig ſo erbittert geführt hatte, ward jetzt dahin ausgeglichen, daß ſie es gemeinſam führen ſollten [26]): hier und in allen andern Gerechtſamen und Intereſſen verſprechen beide Häuſer gemeinſchaftlich zu handeln, ſich gegenſeitig zu beſchützen und die willkürliche Erhebung neuer Kurfürſten gemeinſam zu hindern. Zu dieſem Ende verabredete man weiter, daß die beiden Kurfürſten je achttauſend Mann zur Vertheidigung unterhalten und ihre nächſten Anverwandten, die Kurfürſten von Cöln und Trier eine ihren Kräften entſprechende Kriegsmacht aufſtellen ſollten. Der Hauptzweck dieſes geharniſchten Bundes lag in den Erbſtreitigkeiten, die in den nächſten zwanzig Jahren Deutſchland viel beſchäftigten; Kurpfalz wollte Jülich und Berg auf ſeine ſulzbachiſchen Agnaten vererben und Kurbayern, nach dem Ausſterben des habsburgiſchen Mannsſtamms, einen Theil des öſtreichiſchen Erbbeſitzes anſprechen. Die Sache konnte bedeutend werden; denn unter den zugezogenen Agnaten waren zwei Kurſtimmen und Frankreich ſtand im Hintergrunde.

Mit Frankreich war Max Emanuel von Bayern ſeit einem Menſchenalter im engſten Bunde, drum war es ihm ein Leichtes, auch die ſeit lange zerriſſenen Fäden zwiſchen der pfälziſchen und franzöſiſchen Politik wieder anzuknüpfen. Schon im Jahr 1725 reiſte der bayeriſche Obriſtſtallmeiſter Graf v. Albert nach

26) Den Vertrag findet man in Olenſchlagers Geſchichte des Interregni I 322 f.

Paris, um es in die Intereſſen des wittelsbachiſchen Hauſes herein zu ziehen, Karl Philipp ſchrieb damals (11. Sept.) an Maximilian Emanuel: Ew. Liebden erſtatte ich zuvörderſt für dieſe mir höchſt angenehme Aeußerung hochverbundenen Dank hiebei und mache mir alle gedeihliche Hoffnung, daß durch Dero viel vermögende Officien und des Grafen Albert Geſchicklichkeit die königlich preußiſchen gefährlichen Abſichten bei ermeltem Hofe werden unterbrochen werden.“ [27]) Aber auch mit dem Kaiſer trat Karl Philipp in Verbindung und ließ ſich in den Wiener Vertrag (30. Apr. 1725) aufnehmen; nach England, das bald achher mit Preußen offen geſpannt war, hatte der Kurfürſt ſeinen Geheimen Rath Bevern abgeſchickt.

Eine ſehr vielſeitige Rolle ſpielte dabei der Kaiſer. Er war wegen der Vererbung ſeines habsburgiſchen Beſitzes auf ſeine Tochter in derſelben Lage, wie Karl Philipp mit dem jülichſchen Lande; er ſuchte daher auch die meiſten europäiſchen Mächte durch freundſchaftliche Zuſagen zu gewinnen. So ſtand er auch jetzt zwiſchen dem pfälziſchen und preußiſchen Anſpruch in der Mitte und ſuchte beide abzufinden; mit Kurpfalz ſchloß er (16. Aug. 1726) einen Vertrag, worin der Beſitz von Jülich und Berg den pfälziſchen Agnaten garantirt war [28]), und mit Preußen ging er (12. Oct. 1726) die Verpflichtung ein, ihm Berg und Ravenſtein zu verſchaffen und binnen ſechs Monaten die pfälziſchen Prätendenten zur Einwilligung zu bewegen. Da indeſſen auch Frankreich und England den König von Preußen mit den glänzendſten Ausſichten zu locken ſuchten (ſie verſprachen nicht nur Berg und Ravenſtein, ſondern auch Jülich zu verbürgen), mußte der Kaiſer eine entſchiedenere Politik befolgen und entweder Preußen oder Pfalz aufgeben. Er that das Letztere und ſeit 1727 war man von Wien aus aufs eifrigſte bemüht, die ſulzbachiſchen Agnaten zur Entſagung zu vermögen. Man bot eine anſehnliche Jahresrente, dem Pfalzgrafen hun-

---

27) Correſpondenz im bayr Reichsarch.

28) Förſters Friedrich Wilhelm I Band II. S. 71.

derttauſend, der Pfalzgräfin fünfzigtauſend Thaler, für die Verzichtleiſtung auf Berg, aber ohne etwas zu erreichen. Da es mit Einwilligung von Pfalz-Sulzbach nicht erreicht werden konnte, ſchien man es ohne dieſelbe durchſetzen zu wollen; denn in dem geheimen berliner Vertrage (Dec. 1728) ſagte der Kaiſer abermals Berg und Ravenſtein nebſt Düſſeldorf dem Könige von Preußen zu. [29]). Freilich gab er die Hoffnung noch nicht auf, auch Pfalzſulzbach abzufinden, und noch im Jahre 1731 verſuchte man es von Wien aus, ob nicht Preußen durch Berg allein (ohne Düſſeldorf) zu befriedigen ſei. Der Kurfürſt von der Pfalz, mißtrauiſch gegen Oeſterreich, hatte indeſſen den entſcheidenden Schritt gethan und ſich mit Frankreich und Bayern in einen Bund eingelaſſen, worin die Franzoſen die Garantie von Jülich und Berg übernahmen, und die beiden Kurfürſten verſprachen, im Falle eines Reichskrieges neutral zu bleiben.

Der Vertrag ward am 15. Febr. 1729 zu Marly abgeſchloſſen [30]); dafür daß Frankreich die Bürgſchaft für Jülich übernahm und im Kriege Schutz und Neutralität verſprach, ſchämte ſich der erſte Reichsfürſt nicht, den Franzoſen vollkommene Theilnahmloſigkeit an einem Kriege des Kaiſers zuzuſagen. Er wolle, ſagte er, nicht nur den Kaiſer nicht unterſtützen, ſondern auch durch ſeine Kurſtimme und die ſeiner Freunde am Reichstage die Theilnahme hemmen; am Reichstage ſowohl als ſonſt werde er Frankreich ſo viele Dienſte leiſten, als die Neutralität nur erlaube, zudem mache er ſich anheiſchig, im Verein mit Bayern auch die Kurfürſten von Köln und Trier zu ähnlichen Verpflichtungen zu gewinnen.

Der Kurfürſt von der Pfalz erhielt bald Veranlaſſung, ſeine franzöſiſche Geſinnung zu beweiſen. Auf dem Reichstage widerſtrebten er, Bayern und Sachſen, allein der Anerkennung der pragmatiſchen Sanction, wodurch Karl VI. ſeiner Tochter den

29) Stenzel Geſch des preuß. Staats. III. 567.

30) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Verhältniſſe zu Frankreich“).

Beſitz ſeiner Erblande zu ſichern ſuchte, und bei dem Reichskriege, der 1734 ausbrach, gab Karl Philipp das ſchmähliche Beiſpiel der Neutralität, während ſein bayriſcher Vetter für Frankreich Truppen warb. Friedrich Wilhelm I. hatte früher einmal geäußert: „wenn die Franzoſen ein Dorf in Deutſchland angreifen, ſo müßte der deutſche Fürſt ein Cujon ſeyn, welcher nicht den letzten Blutstropfen daran ſetzte“; [31]) ſeine fürſtlichen Collegen in München, Mannheim und Köln ſchienen aber anderer Anſicht zu ſeyn. Namentlich bewies ſich der Kurfürſt von der Pfalz nicht nur erſt neutral gegen beide Theile, ſondern er nahm noch dazu unter der Maske der Neutralität für Frankreich offen Parthei. Was ſie als Entſchuldigung anführten, daß der Krieg das Reich nichts anginge, war nicht ſtichhaltig, da noch vor der Kriegserklärung die Franzoſen aus purer Sorge und Zuneigung zum Reich, wie ſie ſagten, das rechte Rheinufer zu beſetzen anfingen und den Kampf zum Theil mit den Reichsmitteln führten.

Als im Mai 1734 ſich bei Speier eine franzöſiſche Armee zeigte, machte man von pfälziſcher Seite keine Schwierigkeit, ſie über den Rhein zu laſſen; unter den Kanonen von Mannheim ſchlugen die Feinde ihre Brücke, und aus einer Schanze bei Neckarau zog ſich die pfälziſche Beſatzung höflich zurück, als die Franzoſen ſich näherten. Da in demſelben Augenblick ein anderer Heerhaufe bei Fort Louis über den Rhein ging, mußte Prinz Eugen mit der deutſchen Armee ſich gegen Heilbronn zurückziehen, um nicht umzingelt zu werden. [32]) Während man die Franzoſen mit offenen Armen empfing, brach man ſpäter, als die Deutſchen kamen, Brücken und Zugänge ab, für das Reich gab man keine Beiſteuer, den Franzoſen lieferte man Bedürfniſſe und Lebensmittel, und das nannte Kurfürſt Karl Philipp Neutralität! Hätte nicht Philippsburg Stand gehalten, wäre nicht der Rhein deutſcher geſinnt geweſen als die Reichsfürſten, indem er durch Ueberſchwemmung den franzöſiſchen Belagerern

31) Stenzel III. 555.

32) S. Eugens Bericht in Eugenii Heldenthaten VI. 694.

großen Schaden that, ſo hätte der Krieg für Eugens Armee eine ſehr bedenkliche Wendung nehmen können. Das pfälziſche Land gab indeſſen neue Exempel zu dem alten Spruch: was die Könige raſen, büßen die Völker; denn die vorgebliche Neutralität ihres Regenten vermehrte nur den Kriegsdruck. In der überrheiniſchen Pfalz und bei Mannheim war Alles mit Franzoſen gefüllt, an der Bergſtraße und im Neckarthale waren ſeit Juni die Kaiſerlichen erſchienen; die Franzoſen verfuhren wie ſie in fremden Ländern immer verfahren ſind, und die deutſche Armee glaubte den Beſitzungen eines ſo offenbar feindſeligen Fürſten keine Schonung ſchuldig zu ſeyn. Im Auguſt mußten die Pfälzer die Durchzüge beider Armeen durchmachen; im Winter lagen zu Heidelberg, Ladenburg, Neckarau und Wiesloch acht Bataillone und vier Grenadiercompagnien einquartirt, im Neckarthal eine beinahe gleich große Anzahl. Die Noth war ſo groß, daß die franzöſiſche Verwaltung ſich zu einem Vergleich verſtehen mußte, wonach ſie ſelbſt den Bauern Saatkorn lieferte, um die Felder wieder anzubauen. Frohnden und Zwangsdienſte wurden im Frühjahre 1735 den Landleuten erlaſſen, damit ſie ihr Feld beſtellen konnten, aber die Bauern weigerten ſich, die Ausſaat zu beſorgen, weil ſie vorausſahen, daß es nur zum Vortheil des Feindes geſchehe. [33]) Anderer Erſatz ward den armen Leuten ohnedies nicht geleiſtet. Indeſſen weigerte ſich Karl Philipp fortwährend, ſeine Verpflichtung gegen das Reich zu erfüllen; weder er noch Bayern nnd Köln ſtellten ihr Contingent zu dem begonnenen Reichskriege. Dafür ſahen die Deutſchen ein neues und eigenthümliches Schauſpiel; während Eugen über die Falſchheit des pfälziſchen Hofes klagte, der pfälziſche Bauer litt, ließ ſich der Hof nichts abgehen, und zu Mannheim wie zu Schwetzingen fanden windige Franzoſen, wie Noailles, Belleisle und Richelieu, die Führer der Feinde, eine bereitwillige und glänzende Aufnahme.

---

33) Europ. Fama I. 83.

Das Jahr 1735 lag noch drückender auf dem armen Lande; denn der Kurfürſt hatte für eine Entſchädigung, die in ſeine Kaſſe floß, den Bauern ihre Früchte vom Felde weg an die Franzoſen verkauft und die Bewohner empfanden wieder den doppelten Druck der deutſchen und franzöſiſchen Armee, ohne daß die Regierung einen ernſtlichen Willen zeigte, abzuhelfen. Was konnten die Beſchwerden über militäriſche Gewaltthaten für einen Eindruck machen, wenn man ſah, wie der vierundſiebzigjährige Kurfürſt im Angeſichte ſeines ausgeſaugten Landes mit den franzöſiſchen Blutſaugern, einem Blondel, Belleisle, Coigny und Andern zu Schwetzingen und Mannheim ſeine verſchwenderiſchen Hoflager hielt und ſie mit fürſtlicher Ehre empfing. [34]) Es gehörte ein ſeltener und nicht beneidenswerther Gleichmuth dazu, in dieſem Augenblicke, wie Karl Philipp that, ſich bei Eugen zu beſchweren, daß die öſterreichiſchen Officiere ihm ſein Wildpret wegſchöſſen, und Eugen hatte Recht, wenn er derb erwiederte, er habe jetzt kein Wild, ſondern Soldaten zu hüten.

Noch offener, als in dieſem Kriege, zeigte Karl Philipp fünf Jahre ſpäter, daß er im Bunde mit Bayern an Frankreich verkauft ſey. Es bot ſich jetzt die erſte Gelegenheit, den mit Bayern (1724) geſchloſſenen Vertrag auszuführen; der Kaiſer war (1740) geſtorben und die Führung des Reichsvicariats durch eine Commiſſion aus bayriſchen und pfälziſchen Beamten beſtehend, wie ſie jener Vertrag feſtſtellte, mußte jetzt zum erſtenmal praktiſch werden. Viele Schwierigkeit machte freilich der Umſtand, daß jener Vertrag als eine einſeitige Verordnung der Betheiligten weder vom Kaiſer noch vom Reich war anerkannt

34) Europ. Fama I. 624: Wenn einen oder den andern einmal gehungert, hat er ſich de bonne grace bei Ihro Churf. Durchl. zu Gaſt gebeten und iſt nach aufgehobener Tafel mit einem fetten Mäulchen wieder über den Rhein gereiſet. — Nach authentiſchen Angaben (bayr. Reichsarchiv) wurde der Kriegsſchaden im Jahr 1734 und 1735 für die Aemter Mosbach, Bretten, Ladenburg und Heidelberg auf 3 Millionen 136569 fl. 23 kr. angegeben.

werden und die proteſtantiſchen Reichsſtände ſich ernſtlich ſträubten, eine rein aus katholiſchen Mitgliedern zuſammengeſetzte Vicariatscommiſſion anzuerkennen. Doch hatten beide Häuſer, das bayeriſche und pfälziſche, den Triumph, die an ſich bedeutungsloſe Führung des Reichsverweſeramts zu behaupten. [35])

Wichtigeres freilich lag im Hintergrunde, und jener Vertrag von 1729, der einen deutſchen Fürſtenbund unter franzöſiſchem Protectorat gebildet hatte, konnte jetzt noch fruchtbarer als im Kriege von 1734 werden. Das Haus Habsburg war in ſeinem männlichen Zweige ausgeſtorben; eine Menge von Prätendenten ſprachen einen Theil des Erbes an, das Karl VI. vergebens der weiblichen Linie hatte vollſtändig zu ſichern ſuchen, und der Kurfürſt Karl Albrecht von Bayern ſtand unter ihnen obenan. Zugleich war aber die deutſche Kaiſerwürde erledigt; es bot ſich alſo der vereinigten Politik der Höfe zu Verſailles, Mannheim und München die beſte Gelegenheit, ihre Plane von 1729 durchzuſetzen. Man war darüber bald einig; Karl Philipp war bereit ſeinen Vetter von Bayern zum Kaiſerthron zu führen. Viele Mühe koſtete es freilich, den zähen und bedächtigen Kardinal Fleury in Frankreich zum Beiſtand zu bewegen; aber dadurch, daß Karl Albrecht, alle Scham und alles Ehrgefühl eines künftigen deutſchen Kaiſers bei Seite ſetzend, zuerſt den Kardinal in demüthig kriechender Weiſe um Hülfe anflehte, dann den Franzoſen die deutſche Weſtgränze verſprach [36]), gelang es ihm, in dem nymphenburger Vertrage (Juni 1741) den Beiſtand Frankreichs glücklich zu erkaufen. Unter den deutſchen Fürſten, die ſich zu dem Project hergaben, war Karl Philipp der bedeutendſte; er verweigerte, trotz ſeiner früher geleiſteten Garantie, ſeiner Großnichte Maria Thereſia die Anerkennung in den Erbſtaaten, er geſtattete den franzöſiſchen Truppen Durchzug

35) S. darüber alle Aktenſtücke in Olenſchlagers Geſchichte des Interregni I. S. 322—366. II. 499 ff.

36) S. Schloſſers achtzehntes Jahrhundert II. 10. 24. 25, wo die betreffenden Stellen aus den franzöſiſchen Archiven mitgetheilt ſind.

und Quartier, und wußte es beim Wahltage dahin zu bringen, daß die Wahl verſchoben ward, bis die franzöſiſchen Agenten mit ihren Werbungen für Bayern fertig waren. Die pfälziſchen Bevollmächtigten waren auch beſonders rührig, Maria Thereſia's Anſpruch an die böhmiſche Kurſtimme zu beſtreiten [37]), und ſie ſahen ihre Bemühungen dadurch gekrönt, daß (Jan. 1742) der Kurfürſt von Bayern als Karl VII. zum deutſchen Kaiſer gewählt ward. Dafür gab das neue Reichsoberhaupt, das ſich zugleich als König von Böhmen benahm, dem pfälziſchen Kurhauſe die verlorene Erztruchſeſſenwürde zurück und der leere Streit zwiſchen Pfalz und Hannover um die Erzſchatzmeiſterwürde [38]) ward dadurch für den Augenblick beigelegt. Karl Philipp hatte dann die Freude, bei der Frankfurter Kaiſerkrönung durch ſeinen Geſandten ein Stück von dem gebratenen Ochſen abſchneiden zu dürfen, während Hannover nicht in der Ehre verkümmert ward, die Krönungsmünzen auswerfen zu dürfen.

Während der Krieg in Schleſien und Böhmen losbrach, die Oberpfalz und Neuburg von den ſtreifenden Panduren hart bedrängt ward, ergötzten ſich die drei wittelsbachiſchen Kurfürſten von Pfalz, Bayern und Köln an den glänzendſten Feierlichkeiten. In den Tagen der Wahl wurde zu Mannheim geſchmauſt, gejubelt und getanzt, und der faſt vierundachtzigjährige Kurfürſt Karl Philipp eröffnete noch ſelbſt den Hofball, indem er ſich auf einem Seſſel vorausrollen ließ. Der wittelsbachiſche Familienbund, der ein oder zwei Jahrhunderte vorher vom größten Gewicht hätte ſeyn müſſen, erhielt jetzt eine Art Parodie; denn armſeliger als dieſe Kaiſercomödie haben wenig politiſche

---

37) S. die pfälziſche Deduction darüber in Olenſchlagers Geſch. des Interregni II. 424, IV. 180.

38) Karl Ludwig hatte dieſelbe nach dem weſtphäliſchen Frieden erhalten, Johann Wilhelm nach Maximilian Emanuels Aechtung dagegen die Erztruchſeſſenwürde eingetauſcht; da er dieſelbe im badener Frieden wieder abgeben mußte, entſtand denn der Streit mit Hannover, welcher die Erzſchatzmeiſterwürde nicht zurückgeben wollte.

Schauſpiele geendigt, wobei ein Blinder den andern führte. Karl Philipp hat die Kataſtrophe nicht mehr erlebt.

Dagegen fiel noch in Karl Philipps letzte Tage die Entſcheidung einer Angelegenheit, die Urſache geweſen war, daß ſeine Politik den bezeichneten Weg einſchlug; wir meinen den jülicher Erbſtreit. Noch immer berief ſich Preußen auf die Erbverbrüderung von 1666, welche die Häuſer Brandenburg und Neuburg damals wegen der Beſitzungen in Jülich, Cleve, Berg und Ravenſtein geſchloſſen hatten; noch immer war aber die Sache ſchwankend und beide Partheien ſuchten ſich Verbündete, Preußen für Aufrechterhaltung des Erbvertrags, Kurpfalz für Uebertragung der Länder auf die Nachkommen der pfälziſchen Prinzeſſin, deren Gemahl freilich als ſulzbachiſcher Prinz ein Nachkomme jener Anna von Jülich und Cleve war, von welcher der ganze Anſpruch des neuburgiſchen Hauſes herrührte. Welche politiſche Combinationen ſich daran knüpften, haben wir oben erzählt; für den Kaiſer und Preußen beſonders war der jülicher Erbſtreit eine von jenen politiſchen Fragen geworden, die unter jedem Verhältniſſe wieder als entſcheidend auftauchen. Seit in den zwanziger Jahren der Verſuch eines Vergleichs geſcheitert war, hatte man theils mit juriſtiſchen Beweisführungen und ausführlichen Deductionen ſeine Sache zu ſtützen geſucht, theils war man bemüht, einſtweilen der künftigen Beſitznahme faktiſch vorzuarbeiten. So hatte namentlich Karl Philipp von der Pfalz einſtweilen durch ſeinen Bruder, den Biſchof von Augsburg, die Huldigung für ſeine Erben vornehmen laſſen (1732); aber inzwiſchen war unter dieſen Erben ſelbſt auch eine Veränderung eingetreten. Anfangs hatte Karl Philipp den jülicher Erbſtreit beſonders im Intereſſe ſeiner Lieblingstochter und ihres Gemahls, des Erbprinzen von Sulzbach, geführt; beide waren raſch nach einander geſtorben (1728 und 1729); der Kurfürſt übertrug daher ihre Anſprüche auf den Bruder des Erbprinzen, Johann Chriſtian von Sulzbach. Dieſer ſtarb aber ſchon im Jahre 1733 und ſo vererbte ſich ſein Anſpruch auf ſeinen unmündigen Sohn Karl Theodor (geb. 1724), dem zugleich die Erbfolge in der

rheiniſchen Pfalz und in Neuburg zufallen mußte. Ihm beſtimmte jetzt Karl Philipp die Succeſſion in Jülich und Berg, und auch der Kaiſer hatte ſich noch kurz vor ſeinem Tode (Oct. 1738) beſtimmen laſſen, ſeinen Anſpruch daran anzuerkennen. [39])

So ſtanden dieſe Angelegenheiten, als im Jahre 1740 zugleich Kaiſer Karl VI. und Friedrich Wilhelm von Preußen ſtarben und mit einem Male Frankreich, Bayern, Pfalz und Preußen einen gemeinſamen Bund gegen das Haus Habsburg bildeten. Der neue König von Preußen, Friedrich II., der einen ſichern Beſitz einem langjährigen Erbſtreite vorzog, ſah wohl ein, daß es jetzt nicht möglich ſey, zugleich Schleſien zu erobern und den Verbündeten, die ihm dazu verhalfen, Jülich und Berg abzutrotzen; denn Frankreich nahm ſich des pfälziſchen Anſpruches thätig an. So ward (Febr. 1742) nach zwanzigjährigem Streite ein Vertrag möglich, worin die Verbündeten den Beſitz von Schleſien dem Könige von Preußen verbürgten, er dagegen ſeinen Anſprüchen an die Erbſchaft in Jülich und Berg zu Gunſten von Pfalz-Sulzbach entſagte [40]); im Oktober deſſelben Jahres, ward dann im Namen des Thronfolgers die Huldigung feierlich eingenommen.

Neben dieſer wichtigſten Angelegenheit, die Karl Philipps politiſche Stellung nach Außen zwei Jahrzehnte lang beſtimmte, wurden auch kleinere Händel entſchieden, die er von ſeinen kurfürſtlichen Vorfahren ererbt hatte. Schon unter Johann Wilhelm war mit der reichsunmittelbaren Ritterſchaft wegen des pfälziſchen Wildfangrechtes, das Karl Ludwig ſo energiſch aufrecht gehalten und durch den heilbronner Vertrag von 1667 geſichert hatte, ein Streit ausgebrochen, der durch andere Mißhelligkeiten, namentlich über die ritterliche Zoll- und Jagdfreiheit, das Geleitsrecht noch verwickelter geworden war. Ein

39) Die Verhandlungen mit Preußen, die dem vorausgingen, findet man bei Stenzel III. 673 ff.

40) Die erſte Uebereinkunft war vom 24. Dez. 1741. ſ. Schoell histoire abrégée des traités II. 309.

Vertrag [41]) vom 16. Aug. 1717, der ſpäter (17. Okt. 1729) eine noch beſtimmtere Deutung erhielt, hob den Streitpunkt wegen des Wildſangrechtes dadurch, daß Kurpfalz durch eine jährliche Ablöſungsſumme von 7500 Gulden ſeinen Anſprüchen entſagte; die übrigen Streitfragen wurden durch genauere Erklärung der früheren Verträge zur Zufriedenheit der Ritterſchaft geordnet.

Viele Bewegung verurſachte eine Angelegenheit, welche eine pfälziſche Seitenlinie, die zweibrückiſche, anging. Zweibrücken hatte eben ſo harte Schickſale, als die kurpfälziſchen Länder erdulden müſſen; ſeine Pfalzgrafen waren als Könige in Schweden durch eine andere Thätigkeit gefeſſelt und mußten die Greuel des orleansſchen Verwüſtungskrieges über ihr Land ergehen laſſen. Erſt ſeit 1693 kam eine ruhigere Zeit, als Karl XI. das Land durch eine treffliche Frau verwalten ließ, die dem Volke und ſeinen Intereſſen näher ſtand, als die ſchwediſchen Könige und ihre Staatsmänner. Es war Charlotte Friederike, die Tochter des Pfalzgrafen Friedrich, der 1635 — 1661 zu Zweibrücken regierte, die Wittwe eines zweibrücken-landsbergiſchen Prinzen, die in den bitteren Jahren nach der Zerſtörung (1693 — 1698) ſich um die Verwaltung des Landes hohe Verdienſte erworben hat. Nach dem ryswicker Frieden kamen ſchwediſche Beamte, die im Namen Karls XII. die Verwaltung führten, aber die treffliche Regentin nicht vergeſſen machen konnten, obwohl manche wohlthätige Einrichtung in Kirche und Schule von der ſchwediſchen Verwaltung ausging. Es läßt ſich aber denken, daß bei der aufreibenden und unruhigen Thätigkeit Karls XII., die ihn nach der Ukraine, der Türkei, nach Stralſund und nach Friedrichshall führte, ein dauerndes Intereſſe an dem Schickſale ſeines zweibrückiſchen Erblandes nicht beſtehen konnte; eher war das zu erwarten, als nach ſeiner Ermordung durch die ſchwediſche Ariſtokratie (1718) die Regierung wieder an einen heimiſchen Prinzen zurückfiel.

---

41) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe.

Es war Guſtav Samuel Leopold [42]), deſſen Vater Johann Adolf von Zweibrücken-Cleburg der dritte Sohn von jenem Johann Caſimir geweſen, der die pfälziſche Linie nach Schweden geführt hatte; Guſtav Samuel (geb. 1670) war alſo ein leiblicher Neffe Karls X., ein Vetter Karls XI. von Schweden. Ihn betrifft der Erbſtreit, in den jetzt unter Karl Philipp auch die kurpfälziſche Regierung verwickelt ward. Er war in früheren Jahren, zum Theil um ſich in ſeiner bedrängten Lage mächtige Gönner zu verſchaffen, zur katholiſchen Kirche übergetreten (1692) und hatte ſich dann mit einer Tochter jenes Pfalzgrafen Leopold Ludwig von Veldenz vermählt, deſſen zahlreiche Nachkommenſchaft ſo auffallend ſchnell und unglücklich wegſtarb und mit dem die veldenziſche Linie zu Ende ging. Da die Ehe kinderlos war, ließ ſich Guſtav Samuel (April 1723) eigenmächtig von ſeiner Gemahlin ſcheiden und veranlaßte dadurch einen großen Sturm am Reichstage, wo man von proteſtantiſcher Seite die Kränkung der Rechte ſeiner reformirten Gemahlin hervorhob; da ſie indeſſen noch in demſelben Jahre ſtarb, erhielt dieſer Streitpunkt ſeine Erledigung.

Nun hatte aber der Pfalzgraf [43]) ſchon gleich nach der Scheidung (Mai 1723) eine neue Ehe eingegangen mit einem Fräulein von Hoffmann, der Tochter eines ſeiner Beamten, deſſen Adel noch ſehr jung war, und beeilte ſich, ſeine neue Gemahlin vom Kaiſer in den Reichsgrafenſtand erheben zu laſſen, was ihm auch (1724) gelang. Es war zu erwarten, daß die Agnaten nicht ruhig bleiben und die zweifelhafte Rechtmäßigkeit der Ehe zu Gunſten ihrer eignen Erbanſprüche benutzen würden; namentlich war Chriſtian III. von Birkenfeld, deſſen Linie vom jüngſten Sohn Wolfgangs von Zweibrücken abſtammte,

---

42) Ein ſehr ungünſtiges Urtheil über ihn und ſeine Gemahlin fällt Eliſabeth Charlotte in den Briefen an die Raugräfin S. 380.

43) Nachrichten über ihn ſ. in Moſers Patriot. Archiv VI. 459 ff. Vgl. die Documentirte Facti Species. 1739. fol., welche Pfalz-Zweibrücken erſcheinen ließ, als die Gräfin Hoffmann einen Anſpruch an die Mobiliarerbſchaft erhob. Auch Pütter Mißheirathen deutſcher Fürſten S. 263 ff.

alſo den nächſten Anſpruch beſaß, lebhaft dabei intereſſirt. Die Hoffmann ſtand im Rufe, ſchon früher des Pfalzgrafen Geliebte geweſen zu ſeyn; daß ſie kurz vor der Vermählung katholiſch geworden war, hatte die Proteſtanten erbittert und beſorgt gemacht. Indeſſen blieb auch dieſe Ehe kinderlos, und Chriſtian von Birkenfeld konnte die Erbfolge in Zweibrücken mit Gewißheit für ſich hoffen. Allein Guſtav Samuel that zweideutige Schritte der Annäherung an den kurpfälziſchen Hof, der mit den proteſtantiſchen Birkenfeldern ſehr geſpannt war, ja in den letzten Tagen des Jahres 1724 nahm er ſogar eine kurfürſtliche Garniſon in Zweibrücken auf. Die Klage des Pfalzgrafen Chriſtian, von den proteſtantiſchen Reichsſtänden lebhaft unterſtützt, bewirkte zwar, daß ein kaiſerliches Decret die Entfernung der Truppen gebot (1725), und ein Reichshofrathsbeſchluß ordnete einen Vergleich an, aber weder die zweibrückiſche Erbfolge, noch der ſeit 1694 ſchwebende Streit über die veldenziſche Erbfolge Leopold Ludwigs fand ſeine Entſcheidung. Der Streit drehte ſich zum Theil um dieſelben Rechtsgründe, die ſchon früher in andern Händeln aufgetaucht waren; Kurpfalz ſprach nach dem Recht der Primogenitur den Heimfall des erledigten Landes an, und Birkenfeld berief ſich auf das Wolfgang'ſche Teſtament von 1568. So ſchleppte ſich denn der Proceß hin wie alle ähnlichen; vor dem Reichshofrath wurden ohne Erfolg Vergleichsverſuche angeſtellt, und die beiden Partheien ließen in ausführlichen Deductionen ihr gegründetes Recht beweiſen. Der Antheil an der Sache ward dadurch vergrößert, daß der Erbſtreit zwiſchen der proteſtantiſchen und katholiſchen Linie des pfälziſchen Stammes von den Reichsſtänden als eine kirchliche Angelegenheit betrachtet ward; dem hatte man es auch zuzuſchreiben, daß nach Guſtav Samuels Tod (Sept. 1731) der Kaiſer das Land durch Mainz und Darmſtadt ſogleich in Sequeſter nehmen ließ. Endlich, am 23. Dec. 1733, kam es zu einem Vergleiche, der die veldenziſche und zweibrückiſche Streitigkeit zugleich entſchied [44]). Der Kurfürſt behielt die Aemter

44) Faber Staatskanzlei LXV. 162.

Veldenz und Lauterek, trat aber ſeinen Antheil an Lützelſtein und die guttenberger Gemeinſchaft an die birkenfeldiſchen Pfalzgrafen ab; auch den ſulzbachſchen Antheil an Guttenberg erhielt, gegen eine Rente von 12000 Gulden, die Karl Philipp bis zu ſeinem Tode bekam, das Haus Birkenfeld; allen übrigen Anſprüchen entſagten beide Partheien. Das Reichsvotum für Veldenz behielt bis zu ſeinem Tode der Kurfürſt; ſpäter wechſelten Birkenfeld und Sulzbach mit einander ab. Das zweibrückiſche Erbe fiel mit Ausnahme des Unteramtes Stadeck ganz an Chriſtian von Birkenfeld; beide Theile verpflichteten ſich auch, in den abgetretenen Landestheilen die religiöſe Duldung der andern Confeſſionen aufrecht halten zu wollen. Im Anfang des Jahres 1734 nahm dann Chriſtian III. Beſitz vom Herzogthum Zweibrücken, überlebte aber die glückliche Entſcheidung des Proceſſes nur ein Jahr.

Ein anderer noch mehr verwickelter Rechtshandel, worüber eine kleine Bibliothek von Deductionen zuſammengeſchrieben ward, fand ebenfalls damals ſeine Erledigung. Das Schloß Zwingenberg am Neckar, das nach dem unglücklichen Erbfolgekriege von 1504 von Kurfürſt Philipp wieder an die früheren Beſitzer, die Ritter von Hirſchhorn, war verkauft worden, ward, als der letzte Hirſchhorn 1632 ſtarb, Veranlaſſung zu einem hundertjährigen Proceß, an dem die meiſten Reichsfürſten für oder wider Antheil nahmen. Der letzte Beſitzer, Friedrich von Hirſchhorn, hatte ſeine Halbſchweſter zur Erbin eingeſetzt; dagegen erhob nun Engelhard Göler von Ravensburg, deſſen Mutter eine Hirſchhorn, die Tante des Erblaſſers, geweſen war, einen näheren Erbanſpruch; ehe es darüber zur Verhandlung kam, hatte aber Kurpfalz den Beſitz ſchon als heimgefallenes Lehen an ſich gezogen, und Engelhard von Göler mußte es als pfälziſche Belehnung empfangen. Die Vertreibung der Schweden und Pfälzer (1635) zog auch die ſeinige nach; erſt mit dem weſtphäliſchen Frieden ward der Streitpunkt von Neuem angeregt. Karl Ludwig hatte Beſitz ergriffen und blieb auch darin, obſchon Göler von einer dazu ernannten kaiſerlichen

Commiſſion (1651) einen Beſchluß erwirkte, der dem Kurfürſten die Abtretung auferlegte. Karl Ludwig war, obwohl vorgeladen, vor der Commiſſion nicht erſchienen und trat auch die Herrſchaft nicht ab; ſo blieb es unter den Nachfolgern, und die Sache ſchien in Vergeſſenheit zu gerathen, denn ſeit 1698 wurden die Grafen von Wieſer damit belehnt. Sehr unerwartet war es daher, daß im Jahre 1724 drei Nachkommen jenes Engelhard von Göler, aus der Familie Horneck, Gemmingen und Göler, den Anſpruch erneuerten, und der Reichshofrath ihnen den Beſitz (1725) zuſprach. Kurpfalz und ſein Lehensträger Wieſer wußten die Sache zwar hinauszuziehen, denn auch dieſe Angelegenheit ward als eine Partheiſache der Confeſſionen behandelt; allein endlich gelang es doch (1728) den Gölerſchen Erben, in den Beſitz der Herrſchaft zurückzukommen. Freilich war damit der Zwiſt nicht geſchlichtet, ſondern unter der folgenden Regierung tauchte der Proceß nochmals auf, und als die Beſitzer durch Verkauf der Herrſchaft an das kurpfälziſche Haus die Sache zu beendigen ſuchten, brach ein neuer Proceß aus, in welchem an dieſe kleine Herrſchaft wieder eine Menge von andern Händeln und Partheiintereſſen ſich anknüpfte [45]).

§. 4.

Regierung und Hof.

Die innere Regierung Karl Philipps hatte zwar unter viel verheißenden Auſpicien begonnen, aber bald waren die Hoffnungen auf eine beſſere und gerechtere Anordnung des Staates und ſeiner Einkünfte bitter enttäuſcht worden. Was ſich in ihm als Reform ankündigte, war nichts als die ſchnell vorübergehende Liebhaberei neuer Regierungen, die Schöpfungen des Vorgängers umzuändern; was für Sparſamkeit, Vereinfachung des Hofes und Erleichterung des Volkes wirklich geſchah, ſchlug

45) Die Aktenſtücke darüber ſ. Fabri Staatskanzlei LXXXIII. S. 430—480. LXXXIV. S. 55—165. XCIII. 1—89. XCIV. 302—376.

nach ſehr kurzem Beſtehen wieder in den früheren Zuſtand unter Johann Wilhelm zurück.

Es bildete ſich jetzt allmählig die pfälziſche Hof- und Regierungswirthſchaft aus, die nachher im achtzehnten Jahrhundert feſtſtehend geblieben iſt; ſchwache Regenten durch bigotte Einflüſterungen geleitet, und eine feſt zuſammenhängende undurchdringliche Bureaukratie herrſchen mit allen Mißbräuchen eines habſüchtigen Schreiberregiments über das niedergehaltene, verarmende Volk. Die Pfälzer, von Natur ein kräftiger, reich begabter Zweig des fränkiſchen Stammes, hatten ſchon durch die beiſpielloſen Mißhandlungen des dreißigjährigen und orleansſchen Krieges Vieles von ihrem Weſen verloren, und das furchtbare Elend jener Zeiten hatte die Bevölkerung in ihrem moraliſchen Wohle gewiß nicht minder als in ihrem materiellen verkürzt. Selbſt eine ſehr milde und väterliche Regierung hätte Mühe gehabt, in das pfälziſche Leben jene Friſche, jenen äußeren und inneren Reichthum zurückzuführen, der die beſten Zeiten des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts erfüllte; wie mußte es erſt unter Regierungen werden, deren kirchliche Haltung von den Einflüſterungen des Jeſuitismus abhing, deren politiſches Regiment den Händen einer nach oben ſervilen, nach unten gewaltſamen Beamtencaſte anvertraut war!

Der Beamtenſtaat ſtieg unter Karl Philipp zu ſolcher Höhe, daß das Land nur mit Mühe noch die Maſſe der müßigen Stellenträger verſorgen konnte; denn müßig war die Mehrzahl derſelben, und ihre koſtſpielige Ernennung nichts als ein Opfer, das den herrſchenden Begriffen von autokratiſcher Würde und Repräſentation gebracht ward. Wenn man die ſchlichte und knappe Verwaltung eines Friedrich des Siegreichen, Johann Caſimir oder noch Karl Ludwigs mit den Beamtenliſten Karl Philipps vergleicht [46]), ſo begreift man nicht, wie dieſes Heer einer prunkenden Bureaukratie in den Beſitzungen des Kurfür-

---

46) Auf der münchner Bibl. Cod. bavar. 1665 befindet ſich ein Verzeichniß vom Jahr 1723.

ſten Platz finden konnte. Da iſt ein geheimes Conferenzminiſterium, bei dem außer den Secretären von Franken, von Hallberg und Buſch ſieben „geheime Conferenzminiſter" beſchäftigt ſind, und daneben beſteht noch eine geheime Kanzlei, bei der zwei Dutzend Beamten Anſtellung finden. Die Verwaltung der pfälziſchen Lande ward von einer Adminiſtration geleitet, die außer den beiden Präſidenten Hillesheim und Ullner vierzig Räthe und einige Dutzend Secretäre und Kanzliſten zählte; Hofgericht und Hofkammer waren ähnlich bedacht und die Verwaltungen der Kaſſen waren ſo zahlreich, daß man glauben möchte, ihre Einkünfte ſeyen mehr dazu beſtimmt geweſen, die Verwaltung zu erhalten, als von ihr erhalten zu werden. Die geiſtliche Adminiſtration z. B., deren Güter ohnedies ſchon ſehr verkürzt waren, litt unter der drückenden Laſt eines Präſidenten, der an der Spitze von acht Räthen und etwa zwei Dutzend Kanzleibeamten ſtand. Die neunzehn pfälziſchen Oberämter hatten gewöhnlich einen Oberamtmann, der die Stelle als Sinecure genoß; es war einer der Miniſter oder ein Herr von Adel, der ſein Amt niemals beſuchte. Dies hatte den großen Nachtheil, daß man daneben noch einen Stellvertreter mit einem zahlreichen Amtsperſonal beſtellen mußte, die, weil ſie nicht glänzend bezahlt waren, die Stelle als eine Verſorgungsanſtalt auszubeuten gewohnt waren. Neben dem ganzen zahlreichen Heer dieſer Beamten iſt das Perſonal der Univerſität Heidelberg auf achtzehn Lehrer zuſammengeſchwunden, unter denen ſechs Jeſuiten genannt werden.

Das pfälziſche Beamtenweſen litt, neben vielen Gebrechen einer ſorgloſen Regierung, namentlich an einem Grundübel, der Erblichkeit und Käuflichkeit. Schon im ſiebzehnten Jahrhundert hatten ſich Spuren gezeigt, daß dieſer Feudalismus in den Beamtenſtaat eingedrungen ſey, aber Karl Ludwig hatte noch mit Strenge und Wachſamkeit jeden Zweig der Verwaltung durch genaue Controle vor dem Unheil zu bewahren gewußt. Mit Johann Wilhelm griff die Erblichkeit um ſich; aus Geldnoth kam die verſchwenderiſche Regierung erſt nur auf den Gedan-

ken, die bedeutenderen Aemter für Geld forterben zu laſſen. Aber bald war es ſo weit gekommen, daß es keinen irgend nennenswerthen Platz im pfälziſchen Staate gab, der nicht ſeinen Preis gehabt hätte. Schon unter Johann Wilhelm war der Mißbrauch ſo feſt gewurzelt, daß eine eigne Verordnung ihn in beſtimmte Gränzen faßte; durch eine Ordre vom 10. Mai 1710 ward jedes Amt und jede Pflege zu einer beſtimmten Summe taxirt und dafür der Preis in zwei jährlichen Terminen entrichtet; jeder Beſitzer erhielt dann die Verſicherung, ſein Amt „bis auf die zweite Generation und da er keine Nachkommen hätte auf einen andern zu übertragen, den er zu ſolchem Ende ſtatt eines männlichen Deſcendenten ernennen und der zu ſolcher Function qualificirt ſeyn wird“ [47]).

Damit hing ein anderer Mißbrauch eng zuſammen, die ſogenannten Adjunctionen oder Anwartſchaften. Vor jeder Stelle ſtand eine Reihe von Supplicanten, deren einer oder mehrere ſchon als Nachfolger bezeichnet waren, und die wieder mit vielem Gelde dieſe Hoffnung auf dereinſtige Verſorgung bezahlten. Auch dieſer Mißbrauch ſtieg zu ſolcher Höhe, daß ſchon Johann Wilhelm ſich genöthigt ſah, durch Verbote dagegen einzuſchreiten; wie wirkſam dieſe Verbote waren, die ſich unter jeder Regierung vermehrten [48]), beweiſt der eine Umſtand, daß am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Unfug im ausgedehnteſten Maße herrſchte.

Wie die Verwaltung bei dieſem Treiben beſchaffen ſeyn mochte, läßt ſich denken. Schon Karl Philipp mußte verordnen [49]), daß jeder zu einer Rathsſtelle Befähigte doch 24 Jahre alt ſeyn mußte, weil man bald auf Unmündige, bald auf Säuglinge die Anwartſchaften übertrug. Die pfälziſche Adminiſtration gelangte auf dieſem Wege zu dem unbeneideten Rufe, den ſie im achtzehnten Jahrhundert genoß, eine der unverbeſſerlich-

---

47) Churpfälz. Verordn. im bayr. Reichsarch.

48) Pfälz. Archiv in Karlsruhe („Diener“ 3.)

49) Verordnung vom 25. Juni 1733. Pfälz. Archiv („Diener“ 4.)

ſten in der Welt zu ſeyn, und das arme Volk mußte mit ſeinem Schweiße theuer bezahlen, was die Herren Beamten als Kaufpreis ihrer Stellen hingegeben hatten. Die Juſtiz wurde ſchon unter Karl Philipp ſo beſorgt, daß ſelbſt durch die dreifache Mauer von Beamten, Höflingen und Jeſuiten die Klagen zu ihm drangen, und er mit ungewohnter Schärfe eine Beſſerung — wenigſtens befahl. Es mußte ſehr arg geworden ſeyn, wenn ein Regent wie er in den ſtrengſten Ausdrücken einen beſſeren und ſchleunigeren Gerichtsgang forderte, und ſeinem einflußreichſten Beamten, dem Grafen Hillesheim, ſein „größtes Mißvergnügen" über das bisherige Treiben kund gab [50]. Das Steuerweſen litt ebenfalls an einem verderblichen Mißbrauch, den Privilegien und Immunitäten. Nicht nur die alten Steuern waren dem Adel und den Beamten erſpart, ſondern auch die Acciſe und Conſumtionsſteuer ward unbilliger Weiſe faſt allein auf den Bürger und Nichtbeamten gewälzt. Erſt griff beim Adel die Befreiung von dieſer Laſt um ſich, dann bewilligte Johann Wilhelm (1703) den Gliedern der Univerſität daſſelbe Vorrecht, dann kam es allmählig zu allen Beamten, und ſpäter iſt die ganze Auflage ausſchließlich auf die Schultern des Handwerkers und Bauern gewälzt. Verordnungen dagegen halfen nichts mehr [51]; hier wie in andern Dingen war die eigennützige Bureaukratie dem Fürſten bereits über den Kopf gewachſen.

Selbſt in die Gemeindeämter war jenes patriarchaliſche Princip der Erblichkeit eingedrungen; in den größeren Städten folgten im Rathe die Söhne den Vätern nach. Zugleich kam hier wieder das kirchliche Intereſſe der Regierung ins Spiel; ängſtlich wurde darüber gewacht, daß in allen Gemeindeämtern die katholiſchen Glieder wenigſtens die Hälfte ausmachten. Im Durchſchnitt ward dies auch befolgt; doch war es natürlich, daß

50) Cod. bav. 2556 auf der münchner Bibl.

51) Karl Philipp that es 1737. Pfälz. Archiv („Acciswesen").

die Regierung zwar in überwiegend katholiſchen Orten nur katholiſche Individuen wählte, in den proteſtantiſchen dagegen auch katholiſche hinzunahm. Auch kann es uns bei dem Streben der Regierung nicht in Erſtaunen ſetzen, daß ungeachtet des angeblichen Grundſatzes der Gleichheit die Schultheiße, Anwälte, Vögte — alſo gerade alle leitenden Beamten — überall aus Katholiken gewählt wurden [52]).

Leider war dies nicht zufällig, ſondern es hing mit den Grundſätzen der Regierung zuſammen; es ſollte Alles im Sinne einer jeſuitiſchen Reaction geleitet werden. Die frühere wiſſenſchaftliche Regſamkeit erſtarrte unter dem Druck verſchärfter Cenſurgeſetze; denn ein Edikt vom Mai 1719 verordnete, daß gar nichts mehr ohne Erlaubniß der Regierung gedruckt werden ſolle. Dies wurde ſo ſtreng gehandhabt, daß man ſelbſt ſchale Gelegenheitsgedichte nicht ausnahm. So hatte bei der Grundſteinlegung des mannheimer Schloſſes Einer einen „frohlockenden epigrammatismum“ drucken laſſen; weil die Erlaubniß nicht eingeholt war, wurde der Buchdrucker geſtraft und dem Autor durch den Regierungsrath und Landſchreiber ſeine „Anmaßung ernſtlich verwieſen“. Sogar der ehrliche Peter Kayſer ward für ſeine Chronik von Heidelberg zur Verantwortung gezogen; es ſey zwar, hieß es, „darin contra statum aut Religionem et bonos mores nichts gefährliches enthalten, aber doch einige passus darin, welche man nicht wohl approbiren könne.“ Solche Wachſamkeit war aber nicht hinreichend; auswärtige Blätter beurtheilten die kurfürſtliche Regierung oft bitter und ſchonungslos, man hielt es daher für nothwendig, dieſer „ſchlechten“ Preſſe ein loyales Organ entgegenzuſtellen. So entſtand die mannheimer Poſtzeitung; „es befänden ſich, hieß es, verſchiedene fremde gedruckte Zeitungen, deren Inhalt zuweilen theils falſch, theils von nichtswürdigen paſſionirten und mit Unwahrheiten angefüllten passibus begriffen“; drum grün-

52) Im Jahr 1728 ließ die Regierung darüber Berichte abſtatten, aus denen das Obige entnommen iſt. S. pfälz. Archiv („Gemeinden“).

dete man ein officielles Organ, das im Wege der Soumiſſion an Drucker vergeben ward [53]).

Konnte Karl Philipps Regierung zwar nicht für muſterhaft gelten, ſo blieb ihm doch der Ruhm unbeſtritten, durch den Glanz ſeines Hofweſens mit den angeſehenſten Fürſten Europas zu wetteifern. Sein Hofſtaat bildete eine Armee; wir finden unter dem Obriſthofmeiſtersſtab 58 Hofofficianten verzeichnet, der Oberſtkämmerer hatte über 80 Kammerherren, 22 Kammerdiener und mehrere andere Müßiggänger zu gebieten, und dem Obriſtſtallmeiſterſtab ſind nahe an 180 Perſonen, namentlich Lakaien, Heiducken u. dgl. untergeordnet. Der Obriſthofmarſchall gebietet über eine eben ſo ſtarke Truppe, neben allem dem wird noch eine Leibgarde zu Pferd, eine Oberſthoffalknerei, eine Hofmuſik und ein Hofbauamt bezahlt [54]) — und man darf nicht überſehen, daß dies des Kurfürſten Perſon allein anging; denn ſeine beiden Gemahlinnen waren längſt geſtorben. Dazu kam die koſtſpielige Anlage der Reſidenzſchlöſſer, welche im Stile der großartigſten Palläſte angelegt und mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet waren [55]). Kamen dann Fremde, ſo ward dieſer ganze todte Reichthum prahlend entfaltet und die gaffende Menge für ihre Armuth mit höfiſchem Gepränge entſchädigt. Bald war Mannheim und Schwezingen ein Aſyl für höfiſche Schwelger; waren es vornehme Gäſte, ſo mußte das Volk begeiſtert ſeyn und auf ſeine Koſten den Unterthanenjubel an den Tag legen. Es kam auch wohl vor, wie bei der Anweſenheit des kölniſchen Kurfürſten zu Mannheim (1722), daß den Bewohnern befohlen ward, durch eine Illumination ihre Freude zu bezeugen, und wenn das Schauſpiel gefiel, ein kurfürſtlicher Specialbefehl ein Dakapo für den folgenden Tag anordnete [56]).

53) Darüber die Akten im pfälz. Archiv („Bücher“).
54) Die Verzeichniſſe im Cod. bav. 1665 der münchner Staatsbibl.
55) S. pfälz. Archiv („Hofökonomie“).
56) Pfälz. Archiv („Ceremoniel“).

Zu den beliebteſten Genüſſen am pfälziſchen Hofe gehörte die Jagd; obwohl es den Anſchein hatte, als wollte Karl Philipp Reductionen vornehmen, wurden doch ſehr anſehnliche Summen dafür verwendet, und die Bauern hatten jetzt und ſpäter dieſe noble Paſſion ihres Landesherrn ſchwer zu empfinden. Karl Philipp behandelte die Sache mit hoher Wichtigkeit, und wie wir oben geſehen haben, war ihm während des Krieges der Schaden, den er an Wildpret erlitt, wichtiger als die Mißhandlungen, die der pfälziſche Landmann von den fremden Armeen erlitt. Da war es denn freilich kein Wunder, wenn es in der Pfalz zwar an Rehen und Haſen nicht fehlte, aber von den Bewohnern in den Jahren des kirchlichen Drucks allein aus drei Oberämtern über vierhundert der wohlhabendſten Familien ausgewandert waren [57]).

Jene Neigung zu höfiſcher Pracht ſprach ſich bei Karl Philipp am meiſten in ſeinen Bauten aus, hierin allein hat er auch etwas Bleibendes hinterlaſſen. Seine denkwürdigſte Schöpfung in dieſer Art war Mannheim; er hatte einſt den Heidelbergern gedroht, ſie arm zu machen, und er erfüllte dieſe Zuſage in bitterer Weiſe, indem er ganz in der Nähe mit den Hülfsquellen des ganzen Landes eine neue ſtolze Reſidenz anlegte. Es gehört mit zu den charakteriſtiſchen Zügen des lüderlichen Despotismus im vorigen Jahrhundert, daß er meiſt die alten, zum Theil reizenden Sitze der Fürſten mit todten Prunkpalläſten in öden Gegenden vertauſcht hat. So hat Paris und St. Germain dem öden Verſailles weichen müſſen; ſo ſind Schwezingen, Mannheim, Ludwigsburg, Nymphenburg und viele andere Reſidenzen dieſer Art entſtanden. Auch Karl Philipp, als er (1720) ärgerlich Heidelberg verließ, bot Alles auf, die damals ziemlich wüſt liegenden Ruinen der zerſtörten Stadt in einen glänzenden Prunkſitz umzuwandeln, und bald ſah man an der Stelle, wo Gras gewachſen war und Hausthiere weideten, eine Reihe prächtiger Gebäude entſtehen. Die unter Johann Wil-

57) Finſterwald Germ. princ. S. 713.

helm begonnene Feſtung ward jetzt ſchnell vollendet, die Rheinſchanze erbaut und die neue Stadt in jener ſchnurgeraden, regelmäßigen Weiſe erbaut, wodurch ſie ſich noch heute faſt vor allen andern Städten auszeichnet. Das ganze Land mußte beitragen, und Jahre lang lag auf der Pfalz eine Schloßbauſteuer [58]), um das neue Reſidenzſchloß vollenden zu können. Am 2. Juli 1720 war der Grundſtein gelegt worden; im Jahre 1729 war es ſchon bewohnbar. Der Kurfürſt hatte ſelbſt mit Ungeduld den Bau überwacht, und war hocherfreut, daß alle Höfe Europas ſich über die Größe und Schnelligkeit des Baues erſtaunten; er ſelbſt zögerte lange Zeit mit dem Einzug. Ein ſchönes Werk ward es nicht, aber ein rieſenhaftes Gebäude, das ſich mit den größten in Europa meſſen konnte und durch ſeine dichten Steinmaſſen imponirte. Auch das Kaufhaus, die Jeſuitenkirche ward angefangen; die Stadtthore erſtanden, und da das ganze Heer von Hofleuten und Beamten in die neue Stadt gezogen ward, mehrte ſich ſehr ſchnell die Bevölkerung [59]).

Freilich mochte man ſelbſt fühlen, daß durch Hof und Kanzleien einer Stadt kein geſunder und dauernder Wohlſtand geſchaffen wird; drum ſuchte man der nachher wirklich hereinbrechenden Armſeligkeit einer verlaſſenen Reſidenz durch Benutzung der natürlichen Hülfsquellen vorzubauen. Karl Philipp kam daher auf den verſtändigen Gedanken, aus Mannheim eine Fabrik- und Handelsſtadt zu machen. Sie wurde (1736) zu einer freien Handelsſtadt erklärt, Kaufleute eingeladen, jede Erleichterung verſprochen, und verſchiedene Manufacturen mit künſtlicher Aufmunterung unterhalten. Freilich half das Alles nicht viel; denn mit Decreten und Cabinetsordres ſchafft man nicht das Werk mehrerer Generationen an einem einzigen Tage. Mannheim ward ſpäter eine glänzende, luxuriöſe Reſidenz, de-

58) Eine Frohndenverordnung ſ. bei Faber Staatskanzlei XXXVIII. 208 ff.

59) Doch klagt Keyßler (Reiſen II. 1469) noch ſehr über den Mangel an Menſchen in der Stadt (1731).

ren Bewohner vom Hofe abhingen; der Handel wollte nicht aufblühen.

So lange Karl Philipp in Heidelberg reſidirte, war ſeine Zeit ziemlich regelmäßig abgetheilt zwiſchen Staatsgeſchäften, kirchlichen Uebungen und Unterhaltungsſtunden. Muſik und Spiel waren dann ſeine gewöhnlichen Zerſtreuungen; ſeine lebhafte und anmuthige Tochter Eliſabeth, die mit ihrem Gemahl, dem Erbprinzen von Sulzbach, am Hofe lebte, wußte ihn durch den Wechſel der Genüſſe und ihre eigene Munterkeit rege zu halten. Ihr Tod[60]) verurſachte daher auch die größte Veränderung am Hofe; da ihr Gemahl ihr bald folgte, lebte der alte Kurfürſt ganz abgeſchloſſen und einſam. Sein großer Hofſtaat war jetzt ganz müßig, denn Karl Philipp lebte lange Zeit mit Ausnahme der öffentlichen Audienzen und ſeiner Spielabende in einſiedleriſcher Stille und mied die Geſellſchaft. Trinkgelage, wie ſie früher bisweilen auf dem großen Faß gefeiert worden waren und wovon Baron Pöllnitz eben keine erbauliche Schilderung macht, kamen jetzt nicht mehr vor [61]). Eine vorübergehende Veränderung erfolgte durch den jüngeren Pfalzgrafen von Sulzbach, der als präſumtiver Erbe nach Mannheim gezogen ward, aber freilich auch ſchon ſehr bald ſtarb (1733). Die Kinder der Verſtorbenen waren nun Karl Philipps einzige Verwandten, die ihn umgaben; von ſeiner geliebten Tochter waren drei Prinzeſſinnen da, von denen er noch die ältere an den jungen Pfalzgrafen von Sulzbach, ſeinen Erben, die zweite an einen bayriſchen Prinzen, den Neffen Kaiſer Karls VII. vermählt ſah [62]). Bei der Doppelheirath beider (Januar 1742)

---

60) Sie ſtarb nach einer unglücklichen Entbindung erſt 35 Jahre alt am 30. Jan. 1728.

61) Memoires de Poellnitz. Amsterd. 735. II. 95.

62) Erſtere wird als Kurfürſtin Eliſabeth und erſte Gemahlin Karl Theodors noch genannt werden, die andere, Amalia Maria, gewöhnlich nach ihrem Gemahl Herzogin Clemens genannt, hat nachher beim Ausſterben der bayriſchen Kurlinie gegenüber von Oeſtreich eine wichtige Rolle geſpielt.

wachte denn ſeine alte Luſt zu Vergnügungen wieder auf, und die pfälziſche Reſidenz ſah wieder alle die glänzenden und rauſchenden Vergnügungen, wodurch er in ſeinen früheren Jahren die Müßiggänger aller Höfe erſtaunt und entzückt hatte.

Solche Momente tauchten bisweilen wieder auf, ſo hart ihn die Todesfälle der letzten Jahre heimgeſucht hatten. Im November 1734 ſtarb auch die Gräfin Violante Thereſia von Thurn und Taris, die, wie er nach ihrem Tode officiell erklären ließ, ſeine dritte Gemahlin geweſen war. Sie hatte ihm zwei Söhne geboren, und galt bis dahin für die kurfürſtliche Geliebte; ihr Bruder ſpielte im pfälziſchen Staatsweſen eine bedeutende Rolle.

So lebte Karl Philipp bis in ſein 81ſtes Jahr; nur wenige Tage hatte ihn die körperliche Schwäche ergriffen, der er am 31. Dezember 1742 unterlag. An ihm verlor die Regentenreihe der europäiſchen Fürſten ihr älteſtes, wenn auch nicht ihr weiſeſtes Mitglied. Karl Philipp war ein Fürſt wie die meiſten dieſer Zeit: frivol und dabei unduldſam, genußſüchtig und doch bigott, ohne ernſtlichen Sinn für das Regieren und doch voll ſtolzer Einbildung auf ſeine angeſtammte Regentenwürde — ſo war er und die meiſten in der Fürſtengallerie, die ſich nach Ludwigs XIV. Muſter bildeten. Er beſaß die äußeren Gaben eines Hof- und Weltmannes in hohem Grade; in ſeiner früheren Zeit ein ſchöner und galanter Herr wußte er noch in ſeinem Alter zu imponiren [63]), und wenn er in öffentlichen Audienzen mit liebenswürdiger Milde und Freundlichkeit den Untergebenen ſich nahte, mochte man in ihm nicht den Fürſten vermuthen, der zum Wohl ſeines Landes ſo wenig, zum Unheil ſo Vieles beigetragen hat. Das fürſtliche Wohlwollen und jenes gnädige Benehmen, das er gern an den Tag legte, war in ſeinem Verfahren gegen ſeine andersgläubigen Unterthanen, in ſeinem unauslöſchlichen Haß gegen die Heidelberger, die auf

63) Vgl. das Urtheil von Pöllnitz (II. 102) der über ſolche Dinge vollſtändig urtheilsfähig iſt.

ihrem rechtlichen Beſitz beharrten, und in der kalten Genußſucht, womit er über dem gedrückten Lande den glänzenden Herrn ſpielte, nicht mehr zu erkennen.

Dieſe Härte hat er auch nicht geſühnt durch ſtrenge Andachtsübungen, die ſeine Jeſuiten an ihm rühmten; was half es dem hungernden Bauer und dem gedrückten Reformirten, wenn der Kurfürſt am Gründonnerſtage einer Anzahl alter Leute die Füße wuſch, oder, wie einer ſeiner jeſuitiſchen Lobredner verſichert, ſich über den andern Tag perſönlich den Körper geißelte?! [64]) Jeſuiten, denen er blind ergeben war, mochten das preiſen; Höflinge, die er mit dem Schweiß des Landes freigebig mäſtete, mochten ſeine Güte und Freundlichkeit rühmen; unter dem pfälziſchen Volk wurde vielleicht über ſein Leben, aber nicht über ſeinen Tod geweint.

Von verdienſtlichen Schöpfungen war der Anbau von Mannheim, der freilich mehr aus Haß als aus Liebe entſprang, noch das Bedeutendſte; alles Uebrige geſchah nur dem Orden zu Liebe, der ihn völlig beherrſchte; denn ſein Beichtvater, der Jeſuit Staudacher, war eine der einflußreichſten Perſonen am Hofe. Von ihm geleitet erbaute er prachtvolle Kirchen, nachdem er den Proteſtanten die nothwendigen entzogen hatte; ihnen ſtiftete er Klöſter und ein gut dotirtes Seminar. Von wiſſenſchaftlichen Schöpfungen iſt nur die Geſellſchaft für Förderung der deutſchen Geſchichtskunde zu erwähnen; ſie ward von Hauriſius, dem heidelberger Profeſſor der Geſchichte, angeregt, und erhielt (März 1734) des Kurfürſten gnädigen Schutz [65]).

Ueber wenige Fürſten in der pfälziſchen Geſchichte ſind ſo viele und ſo pomphafte Lobreden in gebundener und ungebundener Rede veröffentlicht worden, wie über Karl Philipp [65 a]);

---

64) S. Jakob Dahms hohe chriſtlich- fürſtlich- und heldenmäßige Tugenden des durchl. Herrn Caroli Philippi. Heidelb. 1743. fol.

65) Die Akten darüber ſammt den Statuten ſ. bei Andreä Riesm. rediv. S. 284 ff.

65 a) Ganze Sammlungen finden ſich im Cod. bav. 2596—2599 auf

am freigebigſten waren damit die Jeſuiten. Den Unterſchied der Zeiten fühlt man am beſten, wenn man die freimüthige und naive Art, wie Pitiskus am Grabe Friedrichs IV. ſprach, mit dieſen wortreichen und gedankenarmen Lobhudeleien Karl Philipps vergleicht [66].

Vierter Abſchnitt.

Kurfürſt Karl Theodor (1742—1799).

§. 1.

Karl Theodors Regierungsantritt. Aeußere Verhältniſſe bis zum Heimfall von Bayern (1743—1777).

Mit Karl Philipp waren die neuburgiſchen Pfalzgrafen, die Nachkommenſchaft Wolfgang Wilhelms, ausgeſtorben; das nächſte Recht an die pfälziſche Kur fiel jetzt an das Geſchlecht jenes Pfalzgrafen Auguſt, der, wie Wolfgang Wilhelm, ein Sohn Philipp Ludwigs von Neuburg, ſich mit dem kleineren Erbe in Sulzbach hatte begnügen müſſen, wornach ſeine Linie benannt worden iſt. Wir ſind dieſem Auguſt von Sulzbach ſchon zu öfteren Malen in unſerer Geſchichte begegnet; während ſein Bruder nach ſeinem Uebertritt eifriger Proſelytenmacher für die katholiſche Kirche geworden iſt, blieb Auguſt in ſeinem kleinen Ländchen ſtrenger Lutheraner und focht, wie ſpäter zwei ſeiner

---

der münchner Bibl. Außerdem liegen uns die gedruckten Leichenreden von Dahm, Biermann, Hottinger, Bering, Zehner vor.

66) Ueber die Rede von Pitiskus ſ. oben II. 244. Einer der Jeſuiten, die über Karl Philipp ſprachen, ſagt im Eingang: „Nun aber iſt Carolus den 31. December (O unglückſeliger Tag, Tag, welcher niemahlen in die Jahrbücher ſollte eingetragen, ſondern mit ewigem Stillſchweigen und Vergeſſenheit begraben werden!) Carolus Philippus iſt den 31. December (muß ich denn die Wunden wiederumb erneuern?) Carolus Philippus iſt den 31. December des Todes verblichen! — ꝛc. ꝛc.

Söhne, bis zu ſeinem Tode (1632) mit Eifer im ſchwediſchen Heere. Sein Sohn und Nachfolger, Chriſtian Auguſt, folgte aber dem Beiſpiele des Oheims in Neuburg; ſeit ſeinem Uebertritt (1655) war auch die ſulzbachiſche Linie katholiſch geblieben. Doch bewährte ſie neben ihren neuburgiſchen Vettern den ſeltenen Ruhm keinen Gewiſſenszwang gegen ihre lutheriſchen Unterthanen zu üben, und weder Chriſtian Auguſt († 1708), noch Pfalzgraf Theodor gaben das unerquickliche Exempel gewaltſamer und jeſuitiſcher Reaction, wie das ihre neuburgiſchen Verwandten in der Pfalz trieben. Die Söhne dieſes Pfalzgrafen Theodor, der gleichzeitig mit Johann Wilhelm und Karl Philipp (1708—1732) in Sulzbach regierte, haben wir ſchon am pfälziſchen Hofe kennen lernen; den älteren, Joſeph Karl Emanuel, als Gemahl von Karl Philipps Lieblingstochter († 1729), den jüngeren, Johann Chriſtian, als den Erben von des Bruders Anſprüchen an die Kurpfalz.

Die Prinzen von Sulzbach waren feine, artige Herren, mit glatter Hofbildung, ohne beſondere geiſtige Fähigkeiten, Leute, wie Karl Philipps Hof ſie bedurfte. Als Joſeph Karl ſchnell ſeiner Gemahlin gefolgt war, galt ſein jüngerer Bruder Johann Chriſtian als Nachfolger in der Pfalz; aber auch ihm konnte man kein langes Leben verſprechen; denn ſeine unnatürliche Corpulenz mehrte der junge Fürſt noch durch unmäßiges Eſſen und Trinken [67]); er ſtarb denn auch, kaum vierunddreißig Jahre alt (20. Juli 1733), ein Jahr nachdem ihn ſeines Vaters Tod zur Regierung in Sulzbach berufen hatte. Sein Anſpruch an die kurpfälziſche Erbſchaft fiel jetzt an ſeinen einzigen Sohn aus erſter Ehe, den Pfalzgrafen Karl Philipp Theodor, der am 11. Dez. 1724 zu Drogenbuſch bei Brüſſel geboren war.

Der junge Karl Theodor war frühe zur Waiſe geworden; denn ſeine Mutter, Maria Anna, welche ihm den Beſitz von Berg op Zoom vererbte, war geſtorben, ehe ihr Kind das vierte

---

67) Keyßlers Reiſen II 1463.

Jahr vollendet hatte [68]). Die weiblichen Verwandten derſelben nahmen ſich des jungen Prinzen ſorgfältig an; ſeine Urgroßmutter, Marie Henriette von Aremberg, ließ ihn nach Belgien zu ſich bringen und erzog ihn bis in ſein zehntes Jahr. Indeſſen war er durch ſeines Vaters Tod pfälziſcher Kurprinz geworden; der alte Kurfürſt wünſchte ihn daher in ſeiner Nähe zu haben und ließ ihn ſeit 1734 zu Mannheim erziehen. Der Unterricht, den er da genoß, war von demſelben Charakter, wie die Erziehung aller neuburgiſchen Pfalzgrafen ſeit Wolfgang Wilhelm; ein ingolſtadter Jeſuit, Franz Seedorf, war der Mentor und die Jugendbildung theilte ſich zwiſchen den Schulſtudien im Sinne der Jeſuiten und den Künſten einer höfiſchen Weltbildung, wie das Zeitalter ſie verlangte. Doch beſuchte der junge Fürſt außerdem die Univerſitäten Leyden und Löwen, fand auch Freude an einem gewiſſen literariſchen Dilettantismus, ja er konnte mitten in der höfiſchen Flachheit jener Tage wohl für einen Gelehrten gelten. Das ſteife Soldatenſpiel, worin ſich viele kleine Fürſten jener Zeit gefielen, war ihm zuwider; dagegen intereſſirte er ſich für Poeſie, Kunſt und Muſik, die er ſelbſt mit Liebhaberei ausübte.

Sein Lebensweg war ihm früh vorgezeichnet worden; als er noch Kind war, hatte man ihm die Enkelin Karl Philipps zur Gemahlin beſtimmt; mit ihr feierte er (Jan. 1742) ſeine Vermählung, nachdem ihm ein halbes Jahr zuvor die Verwaltung ſeiner Beſitzungen in Sulzbach und Brabant war über-

---

68) Folgende Ueberſicht mag dies erläutern:

Friedrich Moriz de la Tour, vermählt 1662 mit Henriette Francisca von Hohenzollern, der Erbin von Bergen op Zoom

|

Franz Egon, vermählt mit Maria Anna von Aremberg, der Tochter des Herzogs Philipp Karl Franz von Aremberg und ſeiner Gemahlin Maria Henritte,

|

Maria Anna, Erbin von Bergen op Zoom, vermählt mit Chriſtian Auguſt von Sulzbach.

|

Karl Theodor.

laſſen worden. Man hatte ihn zum künftigen Regenten eigentlich erzogen; denn von ſeiner Kindheit an ward in ihm die Ausſicht genährt, daß er einſt beſtimmt ſey, das gemeinſame Erbe der neuburgiſchen und ſulzbachiſchen Pfalzgrafen zu beherrſchen. Die Welt durfte daher mit einigen Erwartungen den erſten Schritten eines Fürſten entgegenſehen, der in dem glücklichen Alter eines achtzehnjährigen Jünglings am Neujahrstage 1743 die Regierung eines Landes antrat, das allen Grund hatte, durch die lange Lebenszeit ſeines Vorgängers ermüdet zu ſeyn.

Karl Theodor war eine von jenen Perſönlichkeiten, welche ſich leicht einem fremden Einfluſſe hingeben; zumal jetzt, wo er die Regierung antrat, war der junge Kurfürſt noch weit entfernt, mit ſich und ſeinen Lebensprinzipien ganz im Reinen zu ſeyn. Freundlich und gutmüthig, wie er war, konnte er leicht populär werden; ſeine Bildung, ſeine wiſſenſchaftlichen Liebhabereien und ſeine Gleichgültigkeit gegen das monarchiſche Soldatenſpielen jener Zeit ließen erwarten, daß er ſich mehr um friedlichen Glanz, als um die koſtſpielige Militärmacht kriegeriſcher Fürſten bemühen werde. Dabei war er überaus lenkſam, ſelbſt mehr noch, als es ein Prinz von achtzehn Jahren zu ſeyn pflegt; den Einflüſſen geiſtlicher Rathgeber ſehr preisgegeben; zugleich weich und genußſüchtig, wie ſeine Familie und der Hof, an dem er aufgewachſen war.

Eine ſolche Perſönlichkeit war nirgends übler verſorgt, als in den Händen eines jeſuitiſchen Erziehers; die Staatsweisheit, die der ihm beibringen konnte, war nicht die eines künftigen Regenten. Wir ſehen aus einem Gutachten, das Karl Theodor vom Pater Seedorf erhielt[69]), daß dieſer Jeſuit zwar ein wohlmeinender Mann ſeyn mochte, aber mit ſeiner pedantiſchen Beſchränktheit in dem künftigen Fürſten nimmermehr große und eigenthümliche Ideen zu wecken fähig war. Er ſuchte ihm zwar klar zu machen, daß die Wohlfahrt des Volkes nur ſeine eigne

69) S. Spittler und Meiners Götting. Magazin III. 322 ff.

ſey, daß er gütig und gerecht gegen die oft arg mißhandelten Unterthanen verfahren müſſe, aber er nährte auch in ihm Vorſtellungen, die unter einem gefährlichen Einfluſſe ſehr ſchlimme Folgen haben mußten. Er geht von dem Gedanken aus, daß die Fürſten mit „größtem Fuge“ die Götter dieſer Welt genannt würden, ſtellt alle einzelnen Fürſtenpflichten mit den Eigenſchaften Gottes, wie ſie die Dogmatik erfand, in Parallele und hält dieſes theologiſch-pedantiſche Ideal eines altteſtamentlichen Königs ſeinem Zögling als Fürſtenſpiegel entgegen. Die materielle Wohlfahrt ſeines Landes läßt er ihm das höchſte Ziel erſcheinen, Geld und Credit als den Prüfſtein einer guten Regierung, und ihm ſelbſt gibt er die gefährliche Lehre, „daß der Landesherr verwenden und depenſiren dürfe, was er wolle, wenn das Geld nur im Lande bleibe“ [70]).

So war die politiſche Erziehung beſchaffen. Mit welchen Grundſätzen Karl Theodor nun die Regierung antrat, darüber können wir aktenmäßigen Aufſchluß geben; es liegt uns ein Gutachten vor, das aus einer noch mehr jeſuitiſchen Feder, als die Seedorfſche, gefloſſen, dem jungen Regenten den Weg vorzeichnet, den er zu betreten habe [71]). In religiöſen Dingen wird dem jungen Fürſten der Rath gegeben, nicht nur ſelbſt eines erbaulichen Lebenswandels ſich zu befleißigen und alle „öffentlichen Aergerniſſe“ zu meiden, ſondern ganz beſonders für die Erweiterung und Fortpflanzung der katholiſchen Religion ſich thätig zu beweiſen. Nun müſſe man zwar, meint der Rathgeber, gegen die Proteſtanten mit aller Beſcheidenheit verfahren, damit bei der gegenwärtigen Stärke der proteſtantiſchen Mächte keine Unruhe erwecket werde und nicht dieſelben Nachtheile erfolgten, wie bei der gewaltſamen Reaction der früheren Regierungen; allein man könne auf glimpfliche Weiſe die katholiſche Religion doch in ein ſtarkes Wachsthum bringen. Das

70) Spittler III. S. 365.

71) Spittler und Meiners Magazin I. 648 ff. Wer der Verfaſſer ſey, haben die Herausgeber nur muthmaßen, aber nicht beſtimmen können.

beſte Mittel dazu ſey, die katholiſchen Pfarreien und Schulen mit tüchtigen Subjecten zu beſetzen, dagegen in öffentlichen Aemtern und Dicaſterien (mit Ausnahme der Kirchenverwaltung) kein der reformirten oder lutheriſchen Religion zugethanes Subjectum zu befördern. Auch in den Dörfern ſollten lediglich katholiſche Perſonen zu Schultheißen angenommen werden und ſobald es der Finanzſtand erlaube, eine Convertitenkaſſe von etwa zehntauſend Gulden jährlich angelegt werden, um die Proteſtanten zu bekehren. Die Anſprüche der Lutheraner an das reformirte Kirchengut ſollten von der Regierung unterſtützt werden; auch ſey es wohl rathſam, auf einen Vergleich zwiſchen allen drei Confeſſionen hinzuarbeiten. Dem katholiſchen Regenten würde dadurch kein Nachtheil zugefügt; denn im gegenwärtigen Augenblick ſey gegen die Macht der proteſtantiſchen Fürſten doch nichts auszurichten, ſpäter, „wenn die katholiſchen Potentaten durch göttliche Schickung die Oberhand gewännen, könne ein katholiſcher Kurfürſt von der Pfalz jederzeit weiter gehen und das Beſte ſeiner heiligen Religion faſt nach Wohlgefallen beeifern.“ [72])

Auch über die andern Zweige des Regierungsweſens äußert ſich der ungenannte Rathgeber mit derſelben Offenheit, wie über die kirchlichen Angelegenheiten. Im Juſtizweſen, ſagte er, habe man zwar eine Menge Verordnungen erlaſſen, um die Mißbräuche abzuſtellen, aber geholfen habe es nichts. Die Regierung müſſe daher um ſo aufmerkſamer auf den Gang und die Führung der Prozeſſe Acht haben, doch nur in den Fällen, wo gegen den Richter ſtarke Muthmaßungen vorhanden ſeyen, Bericht erfordern und mit Abberufung der Akten nach Hof ſich um deßwillen nicht übereilen, weil dies mit den höchſten Reichsgerichten verdrießliche Weiterungen geben könne. In Regierungsangelegenheiten, meint das Gutachten, habe der Kurfürſt vor allen Dingen auf ſeine Rechte,

---

72) Wörtlich nach der Inſtruction S. 654.

Prärogative und Regalien genau zu merken; auch ein Verzeichniß aller Forderungen und Anſprüche aufzuſtellen und dieſelben mit Nachdruck zu verfolgen. Was die Landespolizei betreffe, ſo exiſtirten zwar eine Menge vortrefflicher Verordnungen darüber, aber ſie ſeyen nicht befolgt worden; die Beamten ſeyen nicht ernſtlich angehalten oder beſtraft worden, und die Berichte bei den Räthen Jahr und Tag lang unerledigt liegen geblieben. Freilich ſey nicht zu überſehen, daß in den Kurlanden die Beamten ſchlecht beſoldet ſeyen; man müſſe ſie daher verbeſſern, und zwar aus gemeinen Amtsmitteln ohne Beläſtigung des kurfürſtlichen Aerars. Bei erledigten Lehen müſſe man ſorgſam das Intereſſe der Hofkammer zu wahren ſuchen; die Criminalſachen müſſe man zu beſchleunigen ſuchen, denn das Aerar würde dadurch zu ſehr belaſtet und die Maleficanten entgingen oft der verdienten Strafe, da man ſie wegen des ſehr lange dauernden Arreſtes nicht mehr ſtark beſtrafen könne. Ueberhaupt ſey es rathſam, in Verhängung von Unterſuchungen vorſichtig zu ſeyn, da, wie die Erfahrung gezeigt habe, dem landesherrlichen Aerar dadurch außerordentliche Laſten aufgewälzt würden.

Die Finanzverwaltung bezeichnet das Gutachten als eine der erſten Vorbedingungen der fürſtlichen Macht; es weist darauf hin, daß die Kurhäuſer von Brandenburg und Hannover hauptſächlich durch ihren guten Haushalt ſo bedeutend geworden ſeyen. Die Cameraleinkünfte in Kurpfalz, die ſich ungefähr auf 600,000 Gulden beliefen, ſeyen einer Vermehrung wohl fähig; an Schatzungsgeldern und Schloßbauſteuer müßten die Unterthanen „im Schweiße ihres Angeſichts mit harter Arbeit“ die Summe von 600,000 Gulden erſchwingen, daher man mit dieſen Geldern ſparſam umzugehen habe. In Neuburg verwillige der ſtändiſche Ausſchuß von ſechs zu ſechs Jahren eine Summe von hundertundfünfzigtauſend Gulden, in Jülich und Berg wollten zwar die Landſtände nicht einmal die Summe von neunmalhunderttauſend Gulden bewilligen, es werde daher von „hoher landesfürſtlicher Macht und Gewalt fortgefahren.“ In Kurpfalz

ſeyen faſt zweihundert Jahre her keine Landſtände mehr geweſen; in Neuburg habe man ſie auf einen Ausſchuß reducirt, der ſich ſeit 1721 ſo aufgeführt, daß „man ſich darüber zu beklagen keine ſonderliche Urſache habe"; in Jülich und Berg dagegen habe es eine ganz andere Bewandtniß und man müſſe da mit vieler Behutſamkeit verfahren. Zu den Verhandlungen mit den Landſtänden dürfe man nur eingeborne Landeskinder gebrauchen; man müſſe dazu ſolche Leute wählen, von denen nicht zu befahren iſt, daß ſie ſich zu einer nachtheiligen Offenbarung ihrer obhabenden geheimen Inſtruction verleiten laſſen." Die gelehrten Räthe, welche die landesfürſtlichen Rechte gegen die Stände vertheidigten, hätten deßhalb viele Verfolgungen zu erleiden, vor denen ſie die Regierung gegenüber den Ständen beſchützen und mit ſonderlichen Gnaden belohnen müſſe.

Auch die auswärtige Politik ward in der Inſtruction berührt; es ward für ſie derſelbe Gang vorgezeichnet, den Karl Philipp ſeit ſeinem Regierungsantritt befolgt hatte. Nothdürftige Erfüllung der Reichspflichten, enges Anſchließen an Bayern und gutes Vernehmen mit Frankreich, das ſind die Hauptſtücke, welche der politiſche Mentor ſeinem Zögling vorſchreibt. Bei einem Krieg zwiſchen Frankreich und dem Reich müſſe der Kurfürſt eine genaue Neutralität beobachten; dieſe Neutralität ſey zwar in dem Reichstagsabſchied von 1664 verboten, aber es fänden ſich Beweggründe genug, dieſes Verbot bei Zeit und Gelegenheit abzulehnen. Für den Nothfall müſſe man jedoch Sorge tragen, daß Mannheim befeſtigt werde.

Wir haben das Gutachten ſeinem ganzen Inhalt nach hervorgehoben, weil dieſes Muſterſtück einer jeſuitiſchen Inſtruction leider nicht blos Entwurf blieb, ſondern ſeinen Machiavellismus in die jugendliche Seele des Kurfürſten Karl Theodor hineintrug. Was der ungenannte Verfaſſer als Theorie geltend machte, ward von 1743 bis 1799 als Praxis befolgt, und Spittler hatte Recht, wenn er bei Bekanntmachung des Aktenſtücks (1787) ausrief: Gott walte über Deutſchland, wenn es ſolcher jeſuitiſchen Prinzeninſtruktoren ſelbſt jetzt noch mehrere geben ſollte!

Das erſte Probeſtück legte der neue Regent in der auswärtigen Politik ab; er folgte ganz der Bahn, die ſein Vorgänger und ſein politiſcher Mentor ihm vorgezeichnet hatten. In dem Kriege, den nach Kaiſer Karls VI. Tode Frankreich, Preußen, Bayern gegen die junge Erbin des Kaiſers, Maria Thereſia, führten, nahmen pfälziſche Truppen auf bayriſcher Seite Antheil und Karl Theodor trat dem Bunde bei, den die Gegner des Hauſes Oeſtreich, Frankreich, Preußen und der neugewählte Kaiſer Karl VII., am 22. Mai 1744 zu Frankfurt abſchloſſen. Das Volk empfand davon nichts, als die Nachtheile eines ihm gleichgültigen Krieges, deſſen Druck die neuburgiſchen, die rheiniſchen und jülichſchen Beſitzungen gleich hart empfinden mußten; der Kampf nahm die bekannte unglückliche Wendung und Kaiſer Karl VII. mußte durch die meiſte Zeit ſeiner vorübergehenden Herrlichkeit in der Reſidenz ſeines pfälziſchen Vetters eine Zuflucht ſuchen. Auch als Karl VII. plötzlich ſtarb (Jan. 1745), blieb die Politik des pfälziſchen Hofes dieſelbe; man fuhr fort, gegen Oeſtreich feindſelig zu verfahren, namentlich bei der ausgeſchriebenen Kaiſerwahl gegen den Gebrauch der böhmiſchen Kurſtimme zu proteſtiren, aber es war gleichwohl in der Umgebung Karl Theodors ſelbſt eine Parthei, die ſich zur Verſtändigung mit Oeſtreich, oder wenigſtens zur Neutralität hinneigte. Seit nun der junge Kurfürſt von Bayern ſich mit Maria Thereſia in dem Vertrage zu Füſſen ausgeſöhnt hatte (April 1745), gewann dieſe Anſicht allgemeine Geltung; anfangs unterſtützte man nur noch lau die Unternehmungen der Verbündeten, bald trat Karl Theodor, wie ſein Verwandter in Bayern, mit Oeſtreich in Unterhandlung. Allein die Verſuche eines engeren Bundes zwiſchen beiden Häuſern ſcheiterten jetzt noch und es blieb vorerſt bei der faktiſchen Neutralität, welche den pfälziſchen Truppen ſeit dem Vertrage von Füſſen geboten ward. Einzelne Mißverſtändniſſe, beſonders das unerwartete Verfahren Oeſtreichs gegen die abziehenden pfälziſchen Truppen, die man als Kriegsgefangene behandelte, und die Bedrückungen

der Oeſtreicher in den Aemtern Borberg und Mosbach [73]) rieſen eine feindſelige Spannung hervor, welche die Franzoſen rührig ausbeuteten; Karl Theodor ward von Frankreich aus beſchenkt und mit den lockenden Hoffnungen auf die Kaiſerwürde in der Stimmung gegen Oeſtreich lebendig erhalten. Es wäre ſogar der franzöſiſchen Parthei beinahe gelungen, als die öſtreichiſche Armee (Juli 1745) ſich dem pfälziſchen Gebiete näherte, den Kurfürſten zur Aufnahme franzöſiſcher Truppen in ſeine Reſidenz zu vermögen, allein die entgegengeſetzte Meinung behielt die Oberhand und Karl Theodor that ſogar durch ein eigenhändiges Schreiben an Maria Thereſia den erſten Schritt zur Wiederanknüpfung freundſchaftlicher Verhältniſſe. Doch führte es zu keinem Ziele und der Kurfürſt von der Pfalz beharrte in der Oppoſitionsſtellung, die er neben Preußen jezt dem Hauſe Oeſtreich gegenüber einnahm; er fuhr fort, ſich der Wahl des Gemahles von Maria Thereſia abgeneigt zu zeigen und die Rechtmäßigkeit der böhmiſchen Kurſtimme, wie ſie Oeſtreich anſprach, anzufechten. Als man zum Wahltage zuſammenkam, trat beſonders Kurpfalz mit Preußen gegen die Wahl auf und übergab (7. Aug.) ein Gutachten, das in Frageform eine Reihe von rechtlichen Bedenken erhob. Noch jüngſt war ein pfälziſcher Geſandtſchaftsſecretär, der in officiellem Auftrage von Frankfurt nach Mannheim reiste, durch die ſtreifenden Huſaren Oeſtreichs aufgefangen worden; es war daher wohl Anlaß vorhanden, ſich über widerrechtliche Beunruhigung der Wähler und Eingriffe in das freie Wahlrecht zu beſchweren [74]). Die habsburgiſch geſinnte Mehrheit des Kurkollegiums ließ ſich dadurch nicht überzeugen; man ſchritt zur Wahl und es blieb der Oppoſition von Brandenburg und Pfalz nichts übrig, als gegen den ganzen Wahlakt dauernd zu proteſtiren. Sie erſchienen nicht in den vorbereitenden Verſammlungen, ſie gaben (20. Aug.) gegen das „tumultuariſche“ Verfahren der übrigen Wähler eine offene Pro-

73) S. Europ. Fama XI. 119 ff.

74) Fabers Staatskanzley. Theil 89. S. 40 ff.

teſtation ab, kamen auch in die folgenden Berathungen nur, um ihre früheren Erklärungen zu wiederholen, und als ſie ſahen, wie Alles vergeblich war, verließen die Geſandten Frankfurt (Sept.), um an dem nicht mehr zu verhindernden Acte der Wahl keinen Antheil zu haben. Auch als Franz Stephan von Lothringen gewählt war, beharrten die beiden Fürſten in ihrer Oppoſition und Kurpfalz machte ſogar Miene, ſich als Reichsverweſer zu benehmen, wie wenn die Wahl nicht geſchehen ſey. Indeſſen lag auf dem pfälziſchen Lande noch immer der doppelte Druck zweier Armeen; denn auf dem linken Rheinufer hausten die Franzoſen und am Neckar und an der Bergſtraße hatten die Kaiſerlichen ihr Lager aufgeſchlagen [75]). Karl Theodor erhob Klage auf Klage über das gewaltſame Verfahren [76]) der kaiſerlichen Offiziere und auch der Kurfürſt von Bayern wandte ſich vermittelnd an Maria Thereſia, um eine Ausſöhnung mit dem wiener Hofe möglich zu machen.

Dies dauerte fort bis zu Ende des Jahres, wo König Friedrich **II.** von Preußen ſich den dresdener Frieden (25. Dez.) erkämpfte und ſeinen Alliirten, Kurpfalz, mit einſchloß. Im zwölften Artikel des Vertrages wurde der pfälziſche Kurfürſt wieder in alle ſeine Rechte und Beſitzungen eingeſetzt, ſeinem Lande jede Kriegslaſt erſpart, ſobald er die böhmiſche Wahlſtimme und den erwählten Kaiſer anerkenne. Dieſe Bedingung ward (März 1746) feierlich erfüllt und das Vernehmen zwiſchen dem Kaiſer und Kurpfalz ſchien hergeſtellt. Allein die Verſöhnung war mehr äußerlich; bald gab es wegen der Truppendurchzüge neue Händel, die Pfälzer beſchwerten ſich über militäriſche Exceſſe, der wiener Hof erhob Klage, daß man durchziehende kaiſerliche Soldaten als pfälziſche Ueberläufer ergriffen und feſtgehalten habe, und in Mannheim rüſtete man Truppen, ließ ſie nach preußiſchem Schnitte kleiden und exerciren [77]). Das

75) Auch in Jülich waren die Bewohner hart bedrängt. S. Europ. Fama X 864.

76) Ebendaſ. XI. 863 f.

77) Europ. Fama XII. 28.

franzöſiſche Intereſſe war am Hofe zu Mannheim fortdauernd mächtiger, als das öſtreichiſche; weder der dresdener noch der aachener Friede ſtellte eine völlige Ausgleichung her. Erſt in dem Vertrage zu Hannover (Sept. 1752) ward dem Kurfürſten, gegen Anerkennung deſſen, was bei der Kaiſerwahl geſchehen war, eine Entſchädigungsſumme von einer Million und 200,000 Gulden nebſt dem Erbanſpruch an das Lehn in der Ortenau und dem jus de non appellando zugeſagt [78]). Die Verbindung mit Frankreich dauerte aber fort, und Karl Theodor, wie viele andere deutſche Fürſten, bezog unter dem Titel Subſidien ein jährliches Sündengeld von Frankreich, wofür er ſich den fremden Intereſſen hingab.

Das Vernehmen mit dem ſtammverwandten Bayern war indeſſen ungeſtört geblieben, ſelbſt ſeit Maximilian Joſeph eine Politik befolgte, welche den Oeſtreichern entſchieden freundlich war. Es gab in Bayern eine Parthei, welche die antiöſtreichiſchen Intereſſen jetzt und nachher in einem entſcheidenden Augenblick ſehr rührig verfocht; an der Spitze derſelben ſtand eine Couſine Karl Theodors, Pfalzgräfin Maria Anna von Sulzbach, die mit dem Herzog Clemens von Bayern vermählt war. Sie und ihre Gleichgeſinnten waren damals höchſt unzufrieden, als Maximilian Joſeph ſich in dem Frieden zu Füſſen ſo ſchnell mit Oeſtreich ausgeſöhnt hatte; indem ſie ſtillſchweigend dagegen proteſtirten, übertrugen ſie in einem förmlichen Vertrag, den Herzog Clemens mit Karl Theodor (Mai 1745) abſchloß, alle ihre Anſprüche an den Kurfürſten von der Pfalz. Mit Maximilian Joſeph ſelbſt ordnete Karl Theodor durch den Vertrag vom 26. März 1745 den lange ſchwebenden Streit wegen des Reichsverweſeramtes [79]); die frühere Uebereinkunft von 1724 wegen einer gemeinſamen Führung hatte die Billigung des Reiches nicht gefunden; man verſtand ſich daher zu einer abwechſelnden Verweſung, wozu auch Kaiſer und Reich ihre Zuſtimmung ga-

78) S. Adelung VII. 260.

79) Die Urkunde in Adelungs Staatsgeſch. VII. 255 f.

ben. Bayern führte es nach Karls VII. Tode zuerſt; ſpäter folgte Pfalz.

War die auswärtige Politik Karl Theodors nicht beſonders reich an glänzenden Früchten, ſo gelang es ihm doch, durch eine Reihe kleinerer Verträge Beſitz- und Rechtsverhältniſſe der früheren Zeit, die noch unentſchieden waren, zu ordnen. Der Wildfangsſtreit mit den kleineren Dynaſten in der Nähe, der trotz der Entſcheidung von 1667 immer wieder auftauchte, ward für immer erledigt, indem man eine Ablöſungsſumme feſtſtellte; die rheiniſche Ritterſchaft zahlte jährlich 7500, der Johanniterorden 750 Gulden, wogegen Kurpfalz ſeine Anſprüche in den ſtreitigen Orten aufgab[80]). Auch der vierhundertjährige Streit wegen des Beſitzes von Kaiſerswerth ward (1768) zu Gunſten von Kurpfalz entſchieden; andere Gränz- und Tauſchverträge hatten den Zweck, die einzelnen Parcellen gegen zuſammenhängende Beſitzthümer auszutauſchen; ſo wurden im Oberamt Bretten gegen den Ort Unteröwisheim die Dörfer Spranthal, Geldeshauſen und Zeiſenhauſen erworben[81]), und durch Kauf für eine Summe von 70000 Gulden das Dorf Dietelsheim von der adeligen Familie Schwandorf an Kurpfalz gebracht[82]). Auch die zwingenberger Streitſache, deren wir oben gedacht haben, fand jetzt ihre endliche Erledigung, nachdem darüber noch einmal der hundertjährige Streit heftig erneuert worden war. Die Familie Göler hatte ihren Beſitz für viermalhunderttauſend Gulden und tauſend Dukaten Schlüſſelgeld an Kurpfalz verkauft[83]), allein da ſie der fränkiſchen Ritterſchaft Verbindlichkeiten der

80) Mit der Ritterſchaft ward am 16. Nov. 1748, mit dem Johanniterorden wegen der Dörfer Niederhochſtatt, Ober- und Niederluſtadt im folgenden Jahre der Vertrag geſchloſſen. Verträge und Verhandlungen darüber im ſpeyr. Kreisarchiv (Staatsr. 16).

81) Vertrag vom 17. Dez. 1747.

82) Vertrag zu Mannheim vom 10. Mai 1748. Das Bisthum Speyer trat dann gegen Entſchädigung auch ſeinen Antheil ab. Bruchſaler Vertrag vom 19. Sept. 1748.

83) Vertrag vom 9. Febr. 1746.

Beſteuerung zu erfüllen hatte, war dieſe Abtretung ein Anlaß neuen Streites zwiſchen Kurpfalz und der ritterſchaftlichen Corporation geworden. Weil man den Verkauf als ein Uebertragen proteſtantiſchen Gutes an einen katholiſchen Reichsſtand ausgab, erregte die Sache auf dem Reichstag viel Aufſehen und die erhitzten Partheien ſchienen es als eine confeſſionelle Angelegenheit behandeln zu wollen. Durch einen Vertrag vom Jahr 1751, welcher die Beſchwerden erledigte, kam endlich Zwingenberg unbeſtritten an Kurpfalz; es bildete mit den nahegelegenen Dörfern Dillbach, Katzenbach, Strümpfelbronn, Weisbach, Mulwer, Friedrichsdorf, Ober- und Unter-Ferdinandsdorf eine Amtsvogtei, die ſpäter (1779) von Karl Theodor an eines ſeiner natürlichen Kinder, den Fürſten von Brezenheim, als Lehen übertragen ward [84]).

Etwas Aehnliches geſchah mit der Herrſchaft Ebernburg, die wir aus der Geſchichte Sickingens kennen. Dort hatte der letzte Beſitzer, Karl Ferdinand von Sickingen, einen ähnlichen Vertrag geſchloſſen (1750), wie die Göler wegen Zwingenberg; die Ritterſchaft hatte ähnliche Anſprüche erhoben und es gab einen Reichsprozeß, der nach dem Tode Karl Ferdinands durch die Forderungen der Agnaten einen ſehr bedenklichen und verwickelten Charakter annahm. Erſt 1771 ward durch einen Vertrag jeder Anſpruch beſeitigt und die Herrſchaft ging an die Beſitzer von Sponheim, an Baden und Kurpfalz, über; da Baden ſeinen Antheil gegen zwei Dörfer im Oberamt Bretten austauſchte, fiel dann die ganze Herrſchaft an Kurpfalz.

Größere Tauſchverträge ſchloß Karl Theodor mit ſeinen Verwandten, den Pfalzgrafen von Zweibrücken. Kurpfalz trat die Aemter Selz und Hagenbach ab (1768) und erhielt dafür im Oberamt Lautern das Gericht Einöllen, im Oberamte Kreuz-

---

84) S. außer den oben Abſchn. III. §. 3. am Ende angeführten Stellen aus Fabers Staatskanzlei noch Th. XCV. S. 339 ff. XCVI S. 227—340. XCVII. S. 338—415. XCVIII. S. 362 ff. XCIX. S. 289—327. CIII. 214 ff.

nach die Orte Odernheim a. G., Frankweiler, Niederhauſen, Hochſtetten und Mölsheim nebſt Einkünften und Rechten an vier andern Orten; ein ſpäterer Vertrag (1779) tauſchte gegen das Gericht Kübelberg die Orte Duchrod, Oberhauſen, Niederkirchen, Reipolzkirchen für Kurpfalz ein.

Dieſe Territorialveränderungen ſind das Wichtigſte, was von Karl Theodors äußerer Thätigkeit in der erſten Zeit hervorzuheben iſt, Alles, was ſonſt nach Außen geſchah, bis zum Heimfall von Bayern (1777), hat auf die allgemeine Entwickelung der Pfalz keinen Einfluß geübt. Beim Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges blieb Karl Theodor im franzöſiſchen Intereſſe, das ihn fortwährend mit Subſidiengeldern feſthielt; er verließ dafür ſogar ſeinen bisherigen Verbündeten, Preußen, was einen Notenwechſel zwiſchen beiden Höfen und für ſeine jülichſchen Lande auch manchen kriegeriſchen Druck herbeiführte. Das pfälziſche Contingent ſtand bei der Reichsarmee und nahm an den Strapazen und dem Ruhme Theil, wodurch ſich dieſes Heer in jenen Zeiten eine eigenthümliche Art von Unſterblichkeit erworben hat.

§. 2.

Karl Theodors Regierungsgeſchichte bis zum Heimfall von Bayern (1777).

Die erſte Hälfte von Karl Theodors Regierungszeit, die ſich mit dem Heimfall von Bayern abſchließt, bildet für die Pfalz ein Ganzes von gleichartigem, eigenthümlichem Charakter. Sie war damals unter allen Ländern, die der Kurfürſt regierte, der politiſche und geiſtige Mittelpunkt; nicht nur die Orte der Hofhaltung ſelbſt, ſondern alles pfälziſche Land empfand ganz unmittelbar die Nähe eines glänzenden und thätigen Monarchen, und es ſchien in ſtolzen Schöpfungen des Handels und der Induſtrie, in Wiſſenſchaft und Kunſt, nach langen unheilvollen Unterbrechungen, eine neue Zeit der Blüthe zurückkehren zu wollen. In der That war Karl Theodor damals jung und rührig, noch nicht durch Sinnlichkeit geſchwächt und pfäffiſche

Einflüſſe ganz ausſchließlich beherrſcht; vielmehr belebte ihn ein unermüdlicher Trieb, durch Schöpfungen ganz verſchiedener Art zugleich den alten Glanz der Pfalz zurückzuführen und die neue monarchiſche Pracht des Zeitalters nach dem Muſter mächtiger Regenten hier dauernd zu begründen. Das Gute, das dieſe Zeit gebracht, wird der Geſchichtſchreiber um ſo lieber hervorheben, je düſtrer durch die ſpätere Zeit des alternden, bigotten und willenloſen Regenten die Geſchichte der Kurpfalz abgeſchloſſen wird. In dieſe erſten dreißig Jahre fallen nun ſo vielfache und mannigfaltige Schöpfungen, daß es ſchwer iſt, die ganze Reihe in einem Bilde zu vereinigen; wir werden daher die Verwaltung des Innern, die Kirche, die Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrer verſchiedenen Entwicklung geſondert betrachten.

Als der achtzehnjährige Karl Theodor aus einem Pfalzgrafen von Sulzbach und Markgrafen von Bergen op Zoom zum erſten weltlichen Kurfürſten und Beſitzer der Länder Jülich und Berg geworden war, kündigte ſich ſeine Regierung ſo wohlthuend an, daß die Unterthanen in allen ſeinen neuen Beſitzungen von dem freundlichen und geſchäftigen Herrn eine beſſere Zeit erwarteten. Manche Wunde von der vergangenen Regierung her ſchloß ſich jetzt, der neue Kurfürſt ſchien nicht den kalten Gleichmuth zu beſitzen, womit Karl Philipp über einem ausgeſaugten, von Beamten und Pfaffen bedrückten Lande eine verſchwenderiſche Serailregierung und eine Hofwirthſchaft führte, die alle höfiſchen Müßiggänger und Schmarotzer freigebig willkommen hieß. Karl Theodor fing mit Erſparniſſen an; die Falkeniere wurden abgeſchafft, die Hälfte der Leibgarde entlaſſen, die Marſchallstafel aufgehoben, und die Hofhaltung des Kurfürſten auf das Nothwendige beſchränkt. Viele Sinecuren wurden eingezogen, mehrere der ganz nutzloſen Hofämter, z. B. die Oberſtkämmerer-, die Oberſthofmeiſters-, die Oberſthofmarſchallsſtelle mit den angeſehenſten Staatsämtern vereinigt, und man ſchien mit ſichtbarem Nachdruck die verbannte Einfachheit an den Hof zurückführen zu wollen. Viele Gehalte und Penſionen wurden herabgeſetzt, die bedeutenden Gnadengelder, welche Karl Philipp den

Geiſtlichen ertheilte, aufgehoben, und man pries allgemein die treffende Antwort, womit Karl Theodor die Forderungen der kirchlichen Herren abgewieſen hatte. Sie beriefen ſich auf die chriſtliche Barmherzigkeit, welche verlange, daß die Gnadengelder fortdauerten; er erwiederte ihnen: dagegen fordert die Gerechtigkeit, daß ſie aufhören und beſſer verwendet werden [84 a]). So klagten nur Höflinge, Privilegirte, geiſtliche Müßiggänger; das Volk jubelte, denn es hielt dieſe flüchtigen Flitterwochen einer neuen Regierung für nachhaltigen Ernſt, bis es ſehr bald inne ward, daß von allen Verheißungen des jungen Fürſten die angekündigte Sparſamkeit am ſchnellſten vergeſſen war.

Doch war ſo Vieles gut zu machen, daß ſelbſt die mäßige Einſicht des jungen Regenten und ſeines Premierminiſters, des Marquis d'Ittre, unwillkürlich auf eine Menge fauler Stellen des pfälziſchen Staatsweſens ſtoßen mußte; man berührte ſie, ohne ſie mit allem ihrem Nahrungsſtoffe zu vertilgen. Die Verwaltung der Landämter lag ſehr im Argen; die den Namen Oberamtmänner führten, waren meiſtens nicht auf ihren Stellen, ſondern ließen, während ſie am Hofe ſchwelgten, durch Agenten zweiten Ranges richterliche und adminiſtrative Funktionen verſehen. Karl Theodor verordnete nun (Oktober 1743) jährliche Prüfungscommiſſionen, welche das Verfahren der Bureaukratie unterſuchen und ahnden ſollten; aber obwohl die Verordnung verſchärft und wiederholt ward (Jan. 1753), blieben doch das ganze Jahrhundert hindurch die pfälziſchen Beamten im übeln Rufe, beſtechliche Richter, unredliche Finanzverwalter und willkührliche Bauerntyrannen zu ſeyn. Es fehlte die wachſame Umſicht von oben, ohne die ein bis in die höchſten Regionen dicht verſchlungenes Syſtem von Mißbräuchen nimmermehr abgeſchafft werden konnte; hier, wie in andern Gebieten, exiſtirten ſehr wohlwollende Verordnungen, aber es fehlte an der Kraft und dem Willen ſie zu vollziehen.

---

84 a) S. Europ. Fama VIII. 641. 730.

Karl Theodor glaubte damit genug gethan zu haben; er beſaß nicht das ſcheue, unruhige Mißtrauen ſeines Vorgängers Karl Ludwig, der ſich auf keinen ſeiner Beamten verließ, weil er den Meiſten zu oft in die Karten geſehen. So ward denn auch im Wege der Verordnung das Gerichtsweſen verbeſſert, aber weder jetzt noch nachher ſtand die pfälziſche Juſtiz im Rufe, eine gute zu ſeyn. Man beſchränkte die überflüſſige Menge von Prokuratoren, verordnete eine ſchnellere, wohlfeilere und humanere Juſtizverwaltung, ohne damit den tiefgewurzelten Mißbräuchen die Nahrung abzuſchneiden. Was ſich auf leichterem Wege von oben herab erreichen ließ, ward durch Kabinetsbefehle, öffentliche Aufmunterung und Geldunterſtützungen geſchaffen; manche Schöpfung dieſer Art iſt für das Land von dauernderem Nutzen geweſen, als viele prahlende Erzeugniſſe des monarchiſchen Hochmuths und der Verſchwendung. So ward der Landbau wenigſtens da aufgemuntert, wo er der Induſtrie und dem Fabrikfleiß zu Hülfe kam, mancher neue Zweig, wie z. B. der Bau des Krapps und Hopfens, erhielt jetzt ſeine erſte Pflege, und induſtrielle Anſtalten, die ſich darauf gründeten, fanden bei der Regierung thätige Hülfe; Bergwerke, Salinen, Geſundheitsbrunnen wurden unterſtützt, Wieſen- und Kleebau aufgemuntert. Was die Natur des Landes freigebig geſtattete, ward zur Zierde ausgebeutet; die Cultur der ſüdlichen Früchte, der Mandeln, Nüſſe und Kaſtanien, die in der Pfalz vortrefflich gedeihen, ward eifrig aufgemuntert, und die Straßen, die das Land durchzogen, mit dieſen Bäumen umgeben. Auch die Viehzucht ward veredelt, um für inländiſche Induſtrie den Stoff zu liefern. Wenn auch manche dieſer Schöpfungen als zu künſtlich ſchnell untergegangen ſind, ſobald man aufhörte ſie von oben zu unterhalten, ſo iſt doch auch wieder Anderes ſtehen geblieben, und in das ganze Land kam ein Trieb nach Thätigkeit, Handel und Gewerbfleiß, der ſeit den orleansſchen Kriegszeiten durchaus gefehlt hatte. Auch den Handel mit den benachbarten Ländern ſuchte die Regierung zu heben, indem ſie wenigſtens anfing, die glückliche Lage des Landes zwiſchen Rhein und

Neckar in dieſem Sinne zu benutzen; die zwei Schiffahrtsverträge, der eine (1749) mit Mainz und Straßburg wegen des Rheines geſchloſſen, der andere mit Würtemberg wegen des Neckars, ſollten auf dieſes Ziel hinwirken. Für das Wohl des Bauern erſchien eine Verordnung gegen Judenprellerei (1754); dem übermäßigen Anpflanzen von Weinbergen, das dem Wohlſtande ſo gefährlich iſt, ward ein Verbot entgegengeſetzt (1755) und das Hazardſpiel ſtreng verboten — wozu freilich die Errichtung einer kurfürſtlichen Lotterie (1764) einen ſonderbaren Gegenſatz bot.

Die öffentlichen Anſtalten für Verkehr und Sicherheit, die ſeit Johann Wilhelms Regierung ganz geſchlummert hatten, fanden an Karl Theodor einen eifrigen Förderer; es wurden Chauſſeen angelegt, dieſelben mit prächtigen Obſtalleen eingefaßt und für Sicherheit und Ordnung eine eigne Polizeimannſchaft, in der Weiſe unſrer Gensdarmes, errichtet. Doch ſchleppten ſich die Sünden der Vergangenheit noch lange fort; ungeachtet aller trefflichen Beſtimmungen auf dem Papier war Bettelei, Diebſtahl und Straßenraub viel ärger, als man dies in einem geordneten fleißigen Staate hätte erwarten dürfen. Dagegen förderte man, zur Abhülfe eines dringenden Bedürfniſſes, in den bedeutendſten Städten die Hoſpitäler; zu Frankenthal und Oppenheim wurden Schöpfungen dieſer Art gegründet, und in Mannheim gewann die Stiftung der barmherzigen Brüder eine ſehr ausgedehnte Wirkſamkeit. Im Jahre 1772 wurden 257, im folgenden Jahre 282 Kranke aufgenommen, und beide Male bis auf fünfzehn oder zwanzig Alle als geſund wieder entlaſſen.

So bot die Pfalz ein erträgliches Bild von Wohlſtand und Thätigkeit, ſo weit dieſe Vorzüge in deſpotiſchen Staaten gedeihen können; wenn auch der Hof viel vom Staatsvermögen verſchlang und die Verwaltung nichts weniger als vortrefflich war, ſo hatte doch Karl Theodor im Gegenſatz zu den nichtswürdigen Regierungen ſeiner Vorgänger gezeigt, was in dieſem Lande ſelbſt mit mäßiger Anſtrengung zu erreichen ſey. Das

Land bot nicht mehr jenes trübe Gemälde von Dumpfheit, Druck und Armuth, ſondern es war wenigſtens die Oberfläche zu einem gefälligen Ganzen umgeſtaltet. Eine Menge von induſtriellen Schöpfungen, Fabriken jeder Art, Bergwerke, Salinen, Anſtalten zum gemeinſamen Wohle, glänzende Bauten erhoben ſich auf dem Boden eines Landes, das nach zwei furchtbaren Zerſtörungsepochen zwei lange ſorgloſe und elende Regierungen bigotter Weichlinge hatte dulden müſſen. Daher das Lob, das die dankbaren Zeitgenoſſen der erſten Zeit Karl Theodors ſo verſchwenderiſch gezollt haben; ſie überſahen, außer den andern Schattenſeiten, namentlich Eines, das durchaus Künſtliche des Wohlſtandes. Nach dem Muſter aller glänzenden Deſpotien des achtzehnten Jahrhunderts wurden Induſtrie, Luxus, Schöpfungen des Auslands mit Geldopfern künſtlich gefördert, während man die ſichere und einfachſte Stütze eines freien und geſunden Wohlſtandes, den Ackerbau, unter der Laſt des Feudalweſens, der Jagdluſt und der vielen Feiertage, die auch proteſtantiſche Orte feiern mußten, fortwährend ſeufzen ließ.

Drum dauerten auch ungeachtet wiederholter und ſcharfer Verbote die Auswanderungen fort, wenn gleich einzelne Städte durch die neuen Schöpfungen eine Zeit lang einen Aufſchwung nahmen. Doch bemerkte man ſchon in den ſechziger Jahren eine Abnahme der Bevölkerung neben einer Zunahme der Beſitzloſen, und eine damals erſchienene Schrift klagt lebhaft über die große Zahl — nicht der fleißigen und rührigen Armen, ſondern der faulen Bettler [85]). Innerhalb fünf Jahren hatte die pfälziſche Bevölkerung um 861 Familien abgenommen, ohne daß Krieg, Hungersnoth oder Krankheit dazu mitgewirkt hätten, und dennoch war zu Mannheim, Heidelberg und Lautern eine Garniſon von nahe an ſechstauſend Mann, zum Theil der Kern des Bauernvolkes, die beinahe ausſchließlich im Cölibat leben mußten, und durch ſtädtiſche Ausſchweifungen und Krank-

85) S. Von dem Bevölkerungs-Stand in Chur-Pfalz. 1769

heiten entnervt ſpäter zu ihrem Pfluge zurückkehrten [86]). Die Stadt Mannheim ſelbſt zeigte ein auffallendes Mißverhältniß zwiſchen Gebornen und Geſtorbenen [87]), und die Statiſtiker zerbrachen ſich die Köpfe, ob es von der Schwierigkeit der Bürgerannahme, der kirchlichen Intoleranz, dem Cölibat des Militärs oder der ungeſunden Luft herrühre. Alle Oberamtsſtädte, mit Ausnahme von Alzei, lieferten die nämlichen Erfahrungen.

Darnach wird man das äußere Verhältniß der von oben begünſtigten Städte richtiger beurtheilen. Die Bevölkerung Mannheims, die bis 1778 auf 23000 bis 24000 Menſchen ſtieg, war zwar zahlreicher als je zuvor; aber die wandernde Schaar von Höflingen und an den Hof Geknüpften betrug über 2000, die Garniſon nahe an 5000 Mann, und im Verhältniß zur früheren Zeit nahmen die Eheloſen und die Todesfälle in bedenklicher Weiſe zu, ſo daß es uns nicht überraſchen kann, wenn die hochgeprieſene prahlende Reſidenzſtadt in den erſten Jahren unſeres Jahrhunderts in einen ganz troſtloſen Zuſtand des Verfalles gekommen war.

Unter den Städten, die durch die induſtrielle Richtung der Regierung entſchieden gewannen, ſteht Frankenthal obenan. Die durch den Krieg beinahe verödete Stadt hatte ſich unter Karl Philipp wenig erholt; erſt unter der jetzigen Regierung wurden ihr Begünſtigungen zu Theil, wodurch ſie in Kurzem die erſte Fabrikſtadt der Pfalz ward. Ihre früheren Privilegien wurden nicht nur erneuert [88]), ſondern auch durch Steuernachläſſe, Erleichterungen beim Wiederaufbau der zerſtörten Häuſer, und günſtige Bedingungen für Einwandernde aufs freigebigſte erweitert; es entſtand (1755) eine ſehr bedeutende Porzellainfabrik, welche Karl Theodor ſelbſt betreiben ließ, ſpäter reihten ſich daran die Tuch-, Seiden- und Wollenfabriken, die Gold-

---

86) Bericht a. a. O. 30. 31.
87) Ebendaſ. S. 95 ff.
88) Decret vom 27. Sept. 1758.

und Silberdrahtzieherei und verſchiedene andere Fabriken [89]. Seit 1773 fing man auch an, mit großen Geldopfern einen Kanal anzulegen, der die Stadt mit dem Rheine verband. Damals zählte die Stadt unter einer ausgedehnten ſtädtiſchen Verwaltung gegen 30 Fabriken, und von den 3302 Einwohnern gehörten nahe an 1200 dem Fabrikweſen an [90].

Neben dieſen Zeugniſſen einer ſchöpferiſchen Regierungsthätigkeit blieb im Uebrigen das pfälziſche Weſen, wie es ſeit den beiden letzten Regierungen geworden war; alle die glänzenden Schöpfungen reichten nicht hin, die faulen Stellen der innern Staatsverwaltung zu verſtecken. Der verordnungsluſtige Reformeifer Karl Theodors erkaltete ohnedies ſchnell; auch wenn dies nicht geſchehen wäre, hätten papierne Decrete nicht hingereicht, einen Wuſt von Mißbräuchen, unter denen die damalige Generation alt geworden war, wegzuräumen. Gerichte und Verwaltung wurden wenig gebeſſert; alle Verſuche im Kleinen zu ändern, ſcheiterten an dem compacten Widerſtand einer allmächtigen Beamtencaſte und an der politiſchen Unmündigkeit einer allmählig zum Dienen, kriechenden Bewundern und gehorſamen Schweigen gewöhnten Bevölkerung. Die einſt ſo friſche und kräftige Individualität, die dem rheinfränkiſchen Volke in der Pfalz eigen geweſen, hob ſich nicht mehr aus der Gedrücktheit, worein die letzten Zeiten ſie gebracht hatten; denn auch in ihrer beſten Zeit ſchien die neue Regierung den äußern Wohlſtand des Volkes nur als ein Mittel zu betrachten, ohne ſich um die freie menſchliche Entfaltung eines reichbegabten Volkscharakters zu bekümmern. Das, was für Literatur und Kunſt geſchah, traf, wie ſich ſpäter zeigen wird, mit Volksbildung und Volksveredlung nur an wenigen Stellen zuſammen.

Wenn wir von dem pfälziſchen Weſen reden, wie es ſich ſeit Johann Wilhelm geſtaltet hatte, ſo meinen wir damit die

---

89) S. Status ſämmtlicher Einwohner in der Churpf. dritten Hauptſtadt Frankenthal. 1773.

90) Officielle Zählung in dem angef. Status.

Art von Verwaltung, deren böſen Geiſt zu zerſtören auch Karl Theodor nicht die Energie beſaß. In ſeinen beſten Tagen ſetzte er dem nur papierne Schanzen entgegen, in ſeinen ſchwächeren Zeiten griff die Entartung ganz ſchrankenlos um ſich. Das Mißverhältniß der Beamten und ihres Lohnes war und blieb außerordentlich grell; während Schullehrer, Subalternbeamten und alle kleinen Diener kümmerlich ihr Daſein friſteten, zogen die hohen Staats- und Hofbeamten theils für müßige Dienſte, theils für Sinecuren ſehr bedeutende Beſoldungen; die pfälziſchen Landſchreiber wurden reiche Herren, während die ihnen untergebenen Bauern aus Noth auswanderten. Die Verwaltungsbeamten der geiſtlichen Güter verſahen ihr Amt ſo vortrefflich, daß ſeit der Declaration von 1705 das Kirchenvermögen immer kleiner ward; indeſſen die Klagen über die Noth der Kirche immer größer wurden. Wundern kann man ſich darüber nicht, wenn man aus Karl Theodors eigenem Munde erfährt, wie er den Grafen von Goldſtein, ohne ihn auch nur obenhin zu kennen, blos deswegen zum Finanzminiſter ernannte, weil er den reichen Cavalier aus einer prächtigen goldnen Doſe mit vieler Contenance ſchnupfen ſah [91]; denn gewiß wurde auch in andern Dingen eben ſo abentheuerlich verfahren.

Die Verwaltung krankte an einem tödtlichen Uebel, an Käuflichkeit; die Art, wie die Stellen im Aufſtreich förmlich verſteigert wurden, wie weltliche und kirchliche Behörden um ſchmutziges Geld die Landcöſtellen verſchacherten, gränzt ans Unglaubliche, und noch jetzt circuliren darüber eine Maſſe ſchmählicher Anekdoten, die, ſelbſt wenn ſie übertrieben wären, einen bedenklichen Beweis gäben, was man von dieſer Regierung erwarten durfte. Gewiß iſt, daß in den ſpäteren Zeiten bis zu den kleinſten Poſten herab alle wie zu Rom ihren Preis hatten, und aus Acten läßt ſich beweiſen, daß ſchlechte Diener, die man entſetzen wollte, ſich beſchwerten, weil ſie den Kauf-

91) Vgl. Zſchokke bayr. Geſch. IV. 255.

preis für ihre Stellen noch nicht herausgeſchlagen hätten. Doch gehören die vielen Beiſpiele ungeſcheuter Schamloſigkeit, womit man Gerichtsämter, Verwaltungsſtellen, Pfarreien, Lehrämter und ſo fort bis zum Bettelvogt und Gefangenwärter herab verkaufte, meiſtens in die ſpäteren Jahre; was in der erſten Zeit der Art geſchah, ward mit Vorſicht betrieben und noch ſo viel als möglich bemäntelt. Die Hauptſtütze des Uebels lag in dem ſchon früher berichteten Mißbrauch der ſogenannten Adjunctionen oder Anwartſchaften, die von allen Regierungen des achtzehnten Jahrhunderts verboten wurden, und doch unter allen fortdauerten. Auch Karl Theodor befahl in den erſten Tagen ſeiner Regierung (6. Jan. 1743), daß keine Anwartſchaften mehr geduldet werden ſollten [92]), und doch gerieth er mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, indem er nicht nur Anwartſchaften ertheilte, ſondern auch duldete, daß die Zwiſchenträger daraus einen Erwerb machten. So kam es, daß die widerſinnigſten Anſprüche erfolgten, denn in allen Zweigen des Staatslebens gab es Adjungirte und wieder ſolche, die ſich den Adjungirten adjungiren ließen. Leider kam es ſo weit, daß ſelbſt in rein wiſſenſchaftlichen Gebieten das Princip der Erblichkeit vorherrſchte; ſo wie es in Frankreich vor 1789 Stabsoffiziere in den Windeln oder Aebte und Domherren in der Wiege gab, ſo bildeten auch in der Pfalz manche Dicaſterien eine patriarchaliſche Folge von Söhnen und Schwiegerſöhnen; das Hofgericht z. B. zählte lange Zeit ſo viele Minderjährige, daß man es ſpottend das „jüngſte Gericht“ nannte, und es war keine Fabel, daß Mancher zum Profeſſor an der heidelberger Univerſität deſignirt war, bevor er ſeine Schulſtudien abſolvirt hatte. Die Sache war ſo undurchdringlich geworden, daß ſpäter Maximilian Joſeph (1799) alle Mühe hatte, dem Unweſen ernſtlich ein Ende zu machen; es erſchienen Beamte aus allen Zweigen [93]) mit langen Beſchwerdeſchriften, worin ſie nachwie-

92) Pfälz. Archiv („Diener“ Conv. III)
93) Pf. Archiv a. a. O.

ſen, wie ſie der Familie ihrer Vorgänger noch eine Kaufrente zu bezahlen hätten, die ſie unmöglich geben könnten, wenn man ihnen den gekauften Gegenſtand, das Amt, entzöge. Dies veranlaßte zahlloſe Verwirrung, und Montgelas ſah damals keinen andern Ausweg, als die energiſche Erklärung (Aug. 1801), alle ſolche Privatverträge ſeyen für den Staat in keiner Weiſe als bindend zu betrachten.

Auch darin war die Bureaukratie ſehr begünſtigt, daß ſie in den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen eine Steuerfreiheit zum Nachtheil der Bürger und Bauern genoß. Karl Ludwig hatte bei Einführung der Acciſe die Bitten um Befreiung ſtandhaft abgewieſen, ſeit ſeinem Nachfolger war der Mißbrauch ſo groß geworden, daß mit Ausnahme der Bürger und Bauern alle vornehmen Leute und Angeſtellten ein ungerechtes Privilegium beſaßen. Unter Karl Theodor [94]) ging dies ſo weit, daß anerkanntermaßen befreit waren: ſämmtliche Räthe bei den Dikaſterien zu Mannheim und Heidelberg, die Univerſität und ihre Angehörigen, die Vogtsherren und ihre Beamten, die Bergwerkſchaften und ihre Arbeiter, die Fabriken und ihre Arbeiter, mehrere induſtrielle Unternehmungen, der Amtmann, Landſchreiber, Oberamtsſchultheiß, Fauth nebſt allen Unterbeamten, die Pfarrer und Schulmeiſter, endlich auch alle Zoll= und Rechnungsbeamten bis zu den kleinſten herab.

Nicht dieſe äußern Nachtheile allein verſchlimmerten das Beamtenweſen, wir werden ſpäter ſehen, daß auch der Geiſt kirchlicher Reaction und pfäffiſcher Intoleranz ſich in alle Beamtenverhältniſſe eingedrängt hat. Damit ging Genußſucht und höfiſche Verſchwendung Hand in Hand, und die hoffnungsvollen Anfänge einer ſparſameren Regierung wurden ſehr bald ins Gegentheil verkehrt. Am beſten zeigte dies ſchon in der erſten Zeit Karl Theodors Hof.

Die todte Pracht eines Hofweſens, wie es ſich im achtzehnten Jahrhundert an den meiſten deutſchen Höfen entfaltet

94) Pfälz. Archiv („Accisweſen“).

hat, verſchlang auch an der mannheimer Hofhaltung außerordentliche Summen. Die Schlöſſer ſelbſt ſchon, wie ſie Karl Philipp angelegt, ſtanden außer Verhältniß mit den Kräften des Landes; wenn man aber die Verzeichniſſe der Meubles, Zierrathen und Koſtbarkeiten anſieht, womit dieſelben ausgeſchmückt waren [95]), ſo ſollte man glauben, man habe es mit der Hofhaltung des mächtigſten und glänzendſten Monarchen in Europa zu thun. Nun fing Karl Theodor ſelbſt neue Schöpfungen an, wodurch ſogar die Verſchwendungen ſeiner Vorgänger übertroffen wurden. Denn wie das Vorbild aller dieſer Fürſten, der franzöſiſche Ludwig XIV., in öden Sandwüſten prächtige Paläſte und mit dem erſchöpften Wohlſtande des Volkes Prachtgärten und Waſſerkünſte angelegt hat, ſo ſchuf auch Karl Theodor ſich ſein Verſailles; in einer der wenig reizendſten Gegenden der Pfalz, zu Schwetzingen, wurden zum Schmuck eines weitläufigen Luſtſchloſſes Gärten und Alleen im franzöſiſch verſchnittenen Stil, Tempelchen und antike Götterbildchen aufgerichtet, große Waſſerkünſte angelegt und koſtbare Spielereien geſchaffen, die jetzt noch wie eine intereſſante Antiquität erhalten uns von dem Geſchmack und Treiben der damaligen Generation eine charakteriſtiſche Vorſtellung geben. Dieſes confuſe Durcheinander aus allen Zeiten und Geſchmacksperioden, dieſe ſinnloſe Vermiſchung von Moſcheen, griechiſchen Tempeln, römiſchen Waſſerleitungen, dieſe künſtlichen Ruinen, die neben den Reſten des Alterthums wie nürnberger Spielwaaren erſcheinen, würden in ihrem Enſemble zunächſt den Eindruck lächerlicher und kindiſcher Spielerei machen müſſen, wenn man nicht an die Tonnen Goldes denken müßte, die auf dieſe Weiſe dem Bedürfniß und Wohlſtand des Landes entzogen worden ſind.

Dazu paßte denn der Hofſtaat, wie ihn Karl Theodor unterhielt. Der Großhofmeiſterſtab, dem über achtzig Perſonen

95) Auf dem pfälz. Archiv zu Karlsruhe finden ſich etwa 30 Bände ſolcher Inventarien.

unterworfen waren [96]), koſtete außer zahlreichen Naturalien an baarem Gelde über fünfunddreißigtauſend Gulden; der Oberſtkämmerſtab mit Kammerherrn, Furieren und Kammerdienern verſchlang außer den Lieferungen in Naturalien 38674 Gulden; der Obriſthofmarſchallſtab koſtete für ſeine 84 meiſt in der Küche beſchäftigten Mitglieder an Beſoldung 32630 Gulden [97]). Der Oberſtſtallmeiſterſtab, für den über 50000 Gulden jährlich verwendet wurden, hatte auch die Edelknabenlehrer unter ſich; in brüderlicher Eintracht ſind Praeceptores, Professores philosophiae nebſt Vorreitern und Stallknechten rangirt, und zwar letztere in beneidenswertherer Stellung. Denn während der Leibkutſcher 300, der Viceleibkutſcher 250 Gulden und jeder der zwölf Trompeter eben ſo viel erhielt, mußte ſich der ſogenannte Professor philosophiae mit zweihundert Gulden begnügen. Zu dem Allem kam noch ein Oberforſtmeiſterſtab und ein Hofmuſikſtab, die zuſammen nahe an 61000 Gulden verſchlangen, und der beſondere Hofſtaat der Kurfürſtin, deſſen 52 Perſonen außer bedeutenden Lieferungen an Naturalien 31045 Gulden bezogen. Das war der Hofſtaat eines Landes von kaum 300,000 Einwohnern; denn Kurpfalz mußte die Hauptlaſt davon tragen.

Höfiſche Sitten und Etikette waren dem entſprechend, wir ſehen aus der weitläufigen Correſpondenz [97a]), die ein ſulzbachiſcher Hofcavalier mit dem pfälziſchen Premierminiſter über einen ganz bedeutungsloſen Verſtoß gegen die Etikette führte, wie ängſtlich man bemüht war, ſich nach Art der großen und prächtigen Höfe zu geberden. Drum wurden auch zu dem ſchon

---

96) Darunter ein Hofpfarrer, ein Ceremoniarius in der Hofkapelle, 7 Kapläne, 4 Kapelldiener, 2 Accolleten, einer zur Backung der Hoſtie, eine Kapellwaſcherin (mit 250 Gulden!) ꝛc. Pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Diener" Conv. 4).

97) Da wird z. B. genannt ein Bratmeiſter, Spickmeiſter, Kohlenmann, Sauerkrautverwahrerin, heidelberger Waſſerfüller, Schildkrötenverwahrer, Hühnerrupfer, Seefiſchlieferant, die alle eigene Gehalte beziehen.

97a) Bayr. Reichsarch.

beſtehenden Hubertusorden zwei neue errichtet. Im Jahr 1766 gründete die Kurfürſtin den Damenorden der h. Eliſabeth, deſſen Zwecke, die Unterſtützung der Armen und kirchliches Gebet, gewiß ohne Inſignien menſchlicher Eitelkeit eben ſo gut wären zu erreichen geweſen; am Schluß des folgenden Jahres, als Karl Theodor fünfundzwanzig Jahre Kurfürſt war, ſtiftete er für den Adel einen pfälziſchen Löwenorden, deſſen Errichtung wie ein wichtiges Ereigniß für die pfälziſche Geſchichte durch Prägung einer Münze verherrlicht ward.

Zu den koſtſpieligſten Genüſſen des Hofes gehörte die Jagd, die mit raffinirtem Luxus getrieben ward; was man damit von dem Wohlſtand des Bauern zerſtörte, ließ ſich mit allen aufmunternden Edikten für den Landbau nicht erſetzen. Seit 1747 war die thieriſche Beluſtigung der franzöſiſchen Parforcejagden vollſtändig organiſirt, und es wurden deßhalb Stöße mit Akten verſchrieben, wie wegen der wichtigſten Staatsangelegenheit[98]). Der Kurfürſt ſelbſt ließ es geſchehen, daß man ſeine Bauern mit Hegung des Wildes zur Verzweiflung brachte; wie wollte er ſie energiſch ſchützen, wenn die benachbarten Dynaſten zum Nachtheil ſeiner Unterthanen daſſelbe thaten! Auszeichnende Erwähnung verdiente in dieſer Rückſicht der Graf von Leiningen, der durch ſeine Jagdgenüſſe im dürkheimer Thal die Ortſchaften St. Grethen, Seebach, Hauſen, Weidenthal in den Jahren 1767—1771 wahrhaft mißhandelte; das Gutachten einer Commiſſion verlangte die Errichtung eines Geſetzes, aber obwohl der Kurfürſt das unterſtützte, war der Graf nicht einmal dazu zu bewegen, daß er einen kleinen Beitrag zahlte. In andern Gegenden war es nicht beſſer; bei Mosbach und Neckarelz war der Druck unerträglich; erſt als alle Stabshalter der dortigen Gemeinden ſich in einer Vorſtellung „unterthänigſt erfrechten“, über den Mißbrauch zu klagen, ward (1771) verordnet, eine wöchentliche Jagd zur Verminderung des dortigen Rothwilds

98) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Jagdweſen“), woraus dieſes wie das Folgende entnommen iſt.

anzuſtellen. Die Noth war ſo groß, daß bei einem Wilddiebſtahl durch neckargemünder Bürger das kurfürſtliche Regierungscollegium ſelber dem Kurfürſten „gewiſſenshalber" vorſtellte, wie man ſolche Frevel nicht mit der geſetzlichen Schärfe beſtrafen könne, „ſo lange die Unterthanen wegen ihrer Früchte nicht gehörig geſichert und die zugefügte Beſchädigung nicht erſetzt werde." Der Oberjägermeiſter erhob über ſolche Humanität große Klage, und der Kurfürſt, wiewohl er die matte Erklärung gab, man müſſe dem nachtheiligen Uebermaß des Wildes ſteuern, gab dem humanen Collegium einen derben Verweis und verordnete, das „vorgeſchriebene Pönalgeſetz ſtracks zu erfüllen." Erſt als Karl Theodor nach München zog, ward das Joch etwas gelinder; die Jagd, hieß es in einem Reſcripte vom 13. Sept. 1778 ſollte auf das beſchränkt werden, „was für höchſteigene Ergötzlichkeit und Verſehung der Proviantkammer nöthig ſey." Man ſolle daher das Jagdperſonal beſchränken und mehrere Forſten zuſammenziehen, alle Jagdfrohnden ernſtlich aufheben und den Unterthanen erlauben, das Wild, das ſie auf ihren Feldern träfen, wegzuſchießen. Wäre die Verordnung gut gehandhabt worden, ſo hätten nicht noch zehn Jahre nachher z. B. ſelbſt die Bürger in Mannheim und den benachbarten Ortſchaften über Beſchädigung durch das übermäßige Wild zu klagen brauchen.

Ein ſolcher Hof, die Geiſſel des Volkes, war ein unſchätzbarer Zufluchtsort für alle fremden Schmarotzer. Prachtvolle, ungeheure Schloßräume, Ställe mit mehreren Hunderten Pferden, Gärten und Orangerien gaben Zeugniß von der Würde des Monarchen, der ſo gnädig war, Theater ſpielen zu laſſen, ohne daß die vornehmen Leute Entree zu bezahlen brauchten, und täglich glänzende, reichbeſetzte Tafel hielt für neunzig oder hundert höfiſche Müßiggänger 99). Der Beifall eines franzöſiſchen Chevaliers, der ſolch einen Hof für ebenbürtig mit dem ſeinigen anerkannte, mußte dann allerdings für den verbiſſenen Hunger

99) Vgl. den franzöſiſchen Bericht in Schloſſers Geſch. des achtzehnten Jahrh. II. 258 f.

der vom landesherrlichen Wildpret mißhandelten Bauern entſchädigen.

Auch darin war der pfälziſche Hof ſeinem franzöſiſchen Muſter ebenbürtig, daß die kurfürſtlichen Maitreſſen und ihre Kinder ganz öffentlich und unbefangen als ſolche angeſehen und ausgezeichnet wurden. Karl Theodors Gemahlin hatte ihm erſt nach langer Ehe (28. Juni 1761) einen Prinzen geboren, Franz Joſeph Ludwig, der gleich in der Geburt ſtarb; die ſchwere Entbindung vermochte die Kurfürſtin zu dem feſten Entſchluſſe, ſich fortan alles ehelichen Umgangs zu enthalten. Das hieß, den jungen und ſinnlichen Kurfürſten zum Maitreſſenthum förmlich hindrängen. Erſt hatte er ein mannheimer Bäckermädchen, Namens Huber, die er ſpäter Gräfin von Bergſtein tituliren ließ, zur Geliebten auserwählt und mit ihr eine Tochter gezeugt, die einen Fürſten von Yſenburg heirathete; ihre Nachfolgerin ward die Schauſpielerin Seyffert (Gräfin Haydeck), die Mutter des Fürſten von Brezenheim und dreier Töchter, die an vornehme Herren verheirathet worden ſind. Man hätte über die glänzende Ausſtattung dieſer fürſtlichen Baſtarde noch hinwegſehen können, wenn dieſelben nicht auf die Regierung des alternden Vaters einen mächtigen Einfluß geübt und in den wichtigſten Staatshändeln der ſpätern Zeit ihre Hände gehabt hätten. Es bildete ſich, wie wir ſehen werden, um den alten Kurfürſten eine Camarilla von Jeſuiten, Günſtlingen und natürlichen Kindern, die an dem Verfall der letzten Zeiten den größten Antheil hatte. Denn darin war die orthodoxe Geiſtlichkeit des bigotten Fürſten nicht bedenklich, ſeine Verhältniſſe zu dieſen und ſpätern Maitreſſen caſuiſtiſch zu rechtfertigen, ſo ängſtlich ſie ſonſt jeder freien Regung in Staat und Kirche verketzernd nachſpürte.

§. 3.
Kirchliche Zuſtände (1743—1773).

Die Inſtruction, womit man den jungen Karl Theodor ans Staatsruder geſchickt hatte, empfahl vor allen Dingen die

Ausbreitung der katholiſchen Lehre; man ſollte, hieß es dort, keine Proteſtanten mehr anſtellen, eine Proſelytenkaſſe gründen, aber in Allem mit Vorſicht verfahren, damit nicht, wie früher, nach außen hin Lärm gemacht würde. Der junge Regent, von einem Jeſuiten erzogen, war von Anfang an bemüht, dieſer jeſuitiſchen Staatsweisheit nachzuleben; es folgte unter ihm eine Zeit der Reaction und des Gewiſſenszwanges, die nicht ſo plump und unverhüllt wie die Johann Wilhelms und Karl Philipps, aber viel conſequenter, ſicherer und nachhaltiger ein halbes Jahrhundert lang auf der Pfalz gelaſtet hat.

Gleich in den erſten Schritten kündigte ſich der Geiſt der neuen Regierung bedenklich an; denn was ſich als eine Wohlthat für das Volk ausgab, war nur eine jeſuitiſche Finte gegen die proteſtantiche Bevölkerung. Man ſchien ſparen zu wollen und reducirte die überflüſſigen Beamtenſtellen; allein ſtatt die überzähligen katholiſchen Beamten zu vermindern, die man aus Sulzbach, Neuburg und vom Niederrhein in die Pfalz hereingeholt, ließ man die wenigen proteſtantiſchen Pfälzer fallen, die in den öffentlichen Stellen noch geblieben waren. Nur in den Verwaltungsbehörden der proteſtantiſchen Kirche ließ man noch die Proteſtanten, aus allen andern Regierungscollegien wurden ſie herausgedrängt, verſetzt oder nach ihrem Abſterben Katholiken an ihre Stelle gebracht. Auch unter den Amtleuten gab es bald keine Proteſtanten mehr; in die Akademie ſogar war es ſchwer, Nichtkatholiken hineinzubringen, und im Jahre 1790 konnte ein Zeitgenoſſe [100]) unter allen Verwaltungsbeamten auf dem Lande noch ſechs Proteſtanten aufzählen — in einem Lande, worin die überwiegende Zahl der Bewohner aus Proteſtanten beſtand. So ward es in allen öffentlichen Aemtern gehalten; während der halliſche Receß völlige Gleichheit der Rechte und Ungeſtörtheit des proteſtantiſchen Beſitzes gelobte, waren nicht nur die Staatsämter, ſondern ſogar die Stellen im Gemeindeleben den Proteſtanten zum größten Theile verſchloſſen. Aus

100) S. die neueſte Geſch. der reform. Kirche S. 196.

offizieller Quelle [1]) erſehen wir, wie man in den Gemeinderäthen, ſelbſt der überwiegend proteſtantiſchen Gemeinden, ſtreng darauf wachte, daß wenigſtens die Hälfte katholiſch war, dagegen die Stellen der Schultheiße, Anwälte u. ſ. w. faſt ausſchließlich mit Katholiken beſetzte. War allenfalls in proteſtantiſchen Orten ein Katholik zu wenig im Magiſtrat, ſo wurde das gleich gut gemacht; dagegen ließ man es ruhig dabei, wenn in gemiſchten Gegenden die Proteſtanten in der Minderheit waren. Die Quellen der Zeitgeſchichte berichten, daß man in rein proteſtantiſchen Orten den einzigen und ärmſten katholiſchen Einwohner, etwa den Kuhhirten, zum Vorſtand machte [2]), oder ſogar die Hebamme vorzugsweiſe aus den Katholiken wählte; Thatſache iſt, daß unter den hundert kurfürſtlichen Leibgardiſten in den Jahren 1753 — 1778 nur ein einziger Proteſtant war, und man die Subalternſtellen bis zum Thorwächter herab gewöhnlich mit Proſelyten beſetzte. An der Univerſität Heidelberg waren, ſtatt der Gleichheit, die der halliſche Receß verhieß, 24 Katholiken und 5 Proteſtanten angeſtellt; die erſten bezogen gegen zehntauſend, die andern kaum neunzehnhundert Gulden Gehalt [3]) und wurden zum Theil von den Jeſuiten aus ihren Hörſälen verdrängt.

Die Bekehrungen wurden offen und ſyſtematiſch betrieben, am meiſten zeichneten ſich darin die Jeſuiten in Heidelberg aus [4]). Das Collegium, das im Jahr 1715 nur eilf Prieſter zählte, war im Jahr 1741 ſchon auf 32, in den ſechziger Jahren auf

---

1) Pfälz. Archiv in Karlsruhe („Gemeinden“).

2) Schlözers Briefwechſel V. 35: Sonderbar kommt es einem vor, wenn man in verſchiedenen 3- bis 400 Bürger ſtarken Ortſchaften den Ortsbüttel, weil er der einzige Katholik iſt, ſogleich bis zum Ortsvorſtand und Schultheißen hinaufſteigen ſieht, dieſer allemal unvermögliche Mann ſtehet einer groſſen und reichen Gemeine vor, und ſeine Kinder haben öfters die Ehre, die einzigen Bettler im Ort zu ſeyn. Vgl. S. 502 Anm.

3) Aktenſtück vom Jahr 1748 in der Neueſten Geſch. Beil. 26.

4) Quelle für das Folgende ſind die von ihnen niederſchriebenen: Litterae annuae Coll. Soc. Jesu. Heidelb. fol. Ms. pal

mehr als vierzig Mitglieder geſtiegen und konnte gegen zwanzigtauſend Communicanten aufzählen. Durch Predigt, Prozeſſionen, marianiſche Brüderſchaften und den ſteigenden Wohlſtand ihres äußern Beſitzes übten ſie eine weitverzweigte Macht, die in den mannigfaltigſten Umkleidungen ihren Einfluß zu üben wußte. Hundertfach verſchlungen waren die Fäden, aus denen ſie das Netz ihrer Seelenfiſcherei flochten; ſie ſelbſt geben uns die vielfältigen und verſchiedenartigen Mittel an, wodurch es ihnen gelang, alljährlich eine Anzahl Ketzer zu bekehren. In jedem Jahre von 1715 bis 1760 wurden zwanzig bis dreißig, einmal (1722) ſogar über fünfzig Proſelyten von ihnen aufgezeichnet; erſt ſeit der Mitte der ſechziger Jahre fing ihr Einfluß an abzunehmen und die 45 Collegiaten können ſelten mehr als ein Halbdutzend, oft noch weniger gewonnene Seelen aufzählen.

Dies und die jährliche Convertitenkaſſe waren die officiellen und ganz ohne Scheu verſuchten Mittel; außerdem wählte man noch andere, die von keiner großen Bedenklichkeit der Bekehrungseifrigen zeugten [5]). Man verletzte die beſchworne Religionsdeclaration von 1705, indem man die Leute nöthigte, die Kinder gemiſchter Ehen gegen die Uebereinkunft katholiſch werden zu laſſen, oder ertheilte gar proteſtantiſchen Eheleuten das Bürgerrecht nur unter der Bedingung, daß ihre Kinder die Religion der Eltern aufgäben. Daß man Stellen, Auszeichnungen, Gnadenzeichen Jedem zuſagte, der katholiſch ward, war etwas Alltägliches; was ſollte man aber dazu ſagen, daß man ſogar Delinquenten, wenn ſie katholiſch wurden, die Hälfte der Strafe nachließ!?

Stellt man damit zuſammen, daß jede Bürgerannahme direct von der Regierung ausging und durch den Vicekanzler von Sußmann den Reformirten in der Regel verweigert ward, daß proteſtantiſche Studirende, ſelbſt Theologen, theils der herrſchenden Käuflichkeit, theils der obwaltenden Regierungsmaximen

---

5) Schlözers Briefwechſel V. 36 f.

wegen keine Anſtellung fanden, ſo iſt ein Theil des Räthſels gelöst, das die gelehrten Statiſtiker damals ſo viel beſchäftigte: weßhalb nämlich in dieſen Friedensjahren ſich die Bevölkerung der Pfalz ſo auffallend verminderе? Schon Schlözer war erſtaunt darüber [6]), daß „aus keinem Lande der Welt nach Verhältniß mehr Menſchen auswanderten, als aus Deutſchlands Paradieſe, der Pfalz"; ein Blick auf die väterliche Regierung dieſes Paradieſes gibt den Schlüſſel dazu. Viele Hunderte ließen ſich lieber von einem zweideutigen Abenteurer (1768) nach Spanien, wo man ihnen Toleranz verſprach, hinlocken [7]), als daß ſie länger im Vaterlande blieben, wo eine deſpotiſche Bureaukratie und jeſuitiſche Beichtväter das Regiment führten; von England aus wurden damals ſo Viele nach Amerika eingeſchifft, daß man lange Zeit den Namen „Pfälzer" im Allgemeinen für deutſche Auswanderer gebrauchte.

Bei Betrachtung dieſer Zuſtände drängt ſich die Frage auf, ob denn auch der reformirte Kirchenrath nicht mehr im Stande war, die Seinen zu ſchützen; hatten doch in ſchlimmeren Zeiten einzelne Glieder jenes Collegiums, wie Fabricius, Achenbach, Mieg, gegen eine freche und gewaltſame Reaction einen unerſchütterlichen Wall gebildet! Allein auch hier war die jeſuitiſche Reaction thätig geweſen; um die Kirchenbehörden ihrer Macht zu berauben, hatte man ſie zu demoraliſiren geſucht. Der Kirchenrath war von ſieben auf neunzehn Mitglieder gebracht worden; Ehegericht und geiſtliche Adminiſtration, welche aus je vier Mitgliedern beſtehen ſollten, zählten über dreißig Räthe und gegen ſiebzig Subalternbeamten [8]). Man erreichte ſo den doppelten Zweck, in die compacte einige Behörde von wenig Männern eine Reihe von feilen Regierungscreaturen einzuſchwärzen und durch ihre reichliche Bezahlung das Vermögen der reformirten Kirche immer mehr zu ſchwächen. Während noch im

6) Briefw. V. S. 40.

7) Vgl. Schloſſer Geſch. des achtzehnten Jahrh. III. 91.

8) Schlözers Briefw V. 38.

Jahr 1706 die geiſtliche Adminiſtration 6276 Gulden koſtete, verſchlang ſie in den ſiebziger Jahren 33358 Gulden, 996 Malter Korn, 53 Malter Gerſte, 269 Malter Haber und 79 Fuder Wein [9]); für Schreibmaterial bezog der Präſident, Graf von Schal, allein in ſechzehn Jahren 3813 Gulden! [10]) Eine Behörde, welche, wie der Kirchenrath oder die geiſtliche Adminiſtration, ſo tief in der Wolle ſaß, war nicht geeignet, dem büreaukratiſchen Gewaltſyſtem entgegenzutreten; deſpotiſch nach unten, feig und kriechend nach oben, ließen ſich die Herren Kirchenräthe wichtige Rechte entwinden, das Anſehen ihrer alten Behörde degradiren, wenn man ſie nur an der Quelle ließ. Die Käuflichkeit der Stellen, die in weltlichen Aemtern herrſchend war, drang um ſo leichter in die Kirche ein, als man die charakterloſeſten und eigennützigſten gern in die oberſte Kirchenbehörde ſetzte; mit einer unbeſchreiblichen Schamloſigkeit wurden die Pfarrſtellen ganz öffentlich an den Meiſtbietenden

---

9) Staatsanzeigen I. 173. S. in der neueſten Geſch. der ref. Kirche Beil. 30 die aktenmäßige Zuſammenſtellung, woraus hervorgeht, daß unter Friedrich III. die Kirchengüterverwaltung aus acht, unter Karl aus zwölf Perſonen beſtand, unter Karl Theodor auf 103 Beamte ſtieg. Dazu kam nun noch der Kirchenrath und das Ehegericht.

10) Nämlich (nach Schlözer I. 128):

160 Ries holländiſch Poſtpapier,
40 „ propatria Papier,
351 „ Schreibpapier,
346 „ Conceptpapier,
3½ „ groß Medianpapier,
2½ „ Imperialpapier,
11 „ groß Packpapier,
8½ „ kleines „
310 Pfund feines und
35 „ geringeres Siegellack,
450 „ Bindgarn,
26000 Stück Federkiel,
120 „ Federmeſſer,
80 „ Papierſcheeren,
740 „ engliſche Bleiſtift

Das war übrigens, wie ſelbſt die Betheiligten zugaben, bei den Räthen ebenſo. Vgl. Schlözer S. 505.

verkauft und Einzelne, wie der Kirchenrath Abraham Müller, erlangten durch ihre Meiſterſchaft in dieſem Wucher eine unbeneidenswerthe Unſterblichkeit. Vielen Pfarrern und Schullehrern wurden ihre kleinen Gehalte nicht ausbezahlt, während die Kirchenräthe ſchwelgten und die geiſtlichen Schaffner innerhalb 15 Jahren über 150,000 Gulden dem Kirchenvermögen abſtahlen; arme aber tüchtige Candidaten mußten das Vaterland verlaſſen, weil ſie den Kaufpreis für eine Pfarrſtelle nicht erſchwingen konnten. Die Regierung ließ es geſchehen, denn dies Syſtem führte zu ſichtbar zu der gewünſchten Entartung der proteſtantiſchen Kirche, als daß ſie hätte hemmend eingreifen wollen.

Noch gab es einen Weg, den öffentlichen Unwillen geſetzlich kund zu geben. In den ſogenannten Claſſenconventen, einer der weiſeſten Einrichtungen der alten reformirten Zeit, die von Kurfürſt Karl neu eingeführt worden waren, kamen die Beſchwerden gewöhnlich zur Sprache; auch dieſe Demoraliſation des proteſtantiſchen Kirchenraths ward dort (1752 und 1753) ſtreng gerügt, man verlangte von allen Candidaten einen Eid gegen die Simonie und es war zu erwarten, daß die ganze Geiſtlichkeit ſich mit einer kräftigen Beſchwerde an den Kurfürſten wenden würde. Wie das die Herrn vom Kirchenrath merkten, veranlaßten ſie die Regierung einzuſchreiten; denn ſchwer war es nicht, die ihnen unbequeme Einrichtung durch die Denunciation ſtaatsgefährlicher Beſtrebungen verdächtig zu machen. Der Kurfürſt forderte (31. Jan. 1754) den Kirchenrath über dieſe „Störungen des Friedens,“ Aergerniſſe und Aufwiegelungen zum Berichte auf; wie der Bericht ausgefallen ſeyn mag, bewies das Edikt vom 23. Juli 1754, wodurch mit einem despotiſchen Federſtrich eine der ſchönſten Garantieen der Kirchenfreiheit und Kirchenreform vernichtet wurden [11]). Zwar wagten die Geiſtlichen der Claſſe Neuſtadt, die Verſammlungen doch zu halten, aber das Verbot ward (16.

11) Schlözers Staatsanz. I. 180. Und in der neueſten Geſch. der reform. Kirche. Beil. 28. 29.

Aug. 1755) verſchärft und den Uebertretenden mit Caſſation gedroht. Mehr als zwanzig Jahre lang ſuchten die Geiſtlichen das verlorene Gut zurückzuerhalten; aber ſelbſt, als beſſere Elemente im Kirchenrath vorherrſchten und das Geſuch unterſtützten, weigerte ſich die Regierung zu willfahren. Der Zuſtand der Geiſtlichkeit geſtaltete ſich allmählig ſo, wie es unter einer perfiden Regierung und einer gewiſſenloſen Kirchenverwaltung zu erwarten war. Die Prediger waren meiſtens ohne Zuſammenhang mit der geiſtigen Bewegung, die damals Deutſchland durchdrang; ihre Kanzelberedſamkeit charakteriſirt ein Zeitgenoſſe als „jüdiſch-deutſch“ weil darin die hohle Rhetorik altteſtamentlicher Phraſen die leere Stelle der Gedanken erſetzte. Cultus und Liturgie waren aus demſelben Holze und das kurpfälziſche Geſangbuch von 1749 war eine Blumenleſe der pfäffiſchen Abgeſchmacktheiten im Geiſte des ſiebzehnten Jahrhunderts [12]).

So laſtete auf der reformirten Kirche Intoleranz, Ungleichheit, und alle Sünden einer gewiſſenloſen Verwaltung; denn was von dem Verfolgungsgeiſte der pfälziſchen Regierung Seltſames erzählt wird, kann nur durch die faſt unglaublichen Züge von Simonie, Lüderlichkeit und Habſucht der Kirchenbehörden überboten werden. Der Druck von oben dauerte ungeachtet aller glänzenden Verkündigungen fort; öffentlich erſchien (Febr. 1766) ein Duldungsedikt für alle Confeſſionen und im Geheimen ſchloß Karl Theodor (Febr. 1771) mit Bayern einen Erbvertrag, worin ausdrücklich ſtipulirt war, nur Katholiken

12) Dort hieß es S. 343:

Du wirſt für Geſtank vergehen,
Wenn Du dein Aas mußt ſehen;
Dein Mund wird lauter Gall'
Und Höllen-Wermuth ſchmecken,
Des Teufels Speichel lecken,
Und freſſen Koth im finſtern Stall.

Aehnliches in reicher Fülle; und das in einer Zeit, wo Gellerts Kirchenlieder allgemein bekannt waren, Klopſtocks kirchliche Lyrik zu blühen an-

zu den vorgeſetzten Landesbehörden zu nehmen [13]). Während man verſprach, für alle Confeſſionen gleich zu ſorgen, ward das reformirte Kirchenvermögen durch eine ſchlechte Verwaltung vergeudet und für die Katholiken wurden neue Klöſter und Pfarreien gegründet oder den Jeſuiten eine Kirche in Mannheim gebaut, welche länger als ein Menſchenalter einen reichen Zweig des Staatseinkommens verſchlang.

Dem Jeſuitenorden ſchrieb man mit Recht den größten Antheil an dieſen Verhältniſſen zu, ſchon weil er darauf angewieſen iſt, aus Intoleranz und kirchlicher Verhetzung ein Geſchäft zu machen. Auch war es eine bekannte Thatſache, daß Karl Theodors Erzieher, der Jeſuit Seedorf, die erſte Zeit der Regierung in alle Verhältniſſe eingriff und zu allen Tageszeiten in das Zimmer des Regenten freien Zutritt hatte. Erſt ſeit den Zeiten des ſiebenjährigen Krieges, wo franzöſiſche Einflüſſe die äußere Kirchlichkeit an Karl Theodors Hofe etwas in den Hintergrund drängten, verlor er allen Einfluß und die Regierung nahm einen friſcheren unbefangenen Charakter an, dem die Pfalz die meiſten Schöpfungen in Wiſſenſchaft und Kunſt verdankt. Manche kirchliche Maßregel, namentlich die Beſchränkung der vielen Feiertage (1770) und die Einführung der katholiſchen Synoden (Sept. 1771), wozu auch Laien beigezogen wurden, waren nicht durch den Jeſuitismus, ſondern durch den Geiſt der neuen Bewegung, die damals Deutſchland durchdrang, hervorgerufen. Auch in der Verwaltung trat eine tolerantere Geſinnung hervor; die kleineren Quälereien, die Verweigerung der Bürgerannahme von Proteſtanten hörten einige Jahre auf; aber man täuſchte ſich, wenn man daraus einen Umſchwung

---

fing. Dagegen ſchloß ein Kapuziner zu Alzei eine Leichenrede mit den Worten:

O Tod! du infamer Racker!
Du haſt gelegt unſern lieben Mitbruder auf den Gottesacker.
Jetzt liegt er im hölzernen Schlafrock,
Wie die Sau im Brühtrog. Amen!

13) Schlözers Staatsanz. XII 385.

des Karl Theodorſchen Syſtems verkündete, denn bald war Alles im alten Gleiſe.

Das Jahr 1773 brachte die Aufhebung des Jeſuitenordens; damit war jedoch der Kampf nicht beendigt, ſondern nur in anderer Geſtalt erneuert. Es regten ſich heftiger als zuvor die Gegenſätze zwiſchen der geſetzlich herrſchenden reformirten Kirche und der jeſuitiſchen Reaction; auch waren noch alte Streitpunkte zwiſchen Reformirten und Lutheranern auszugleichen. Zwar hatte der frühere Sektenhaß viel von ſeiner Bitterkeit verloren, allein immer noch ſchämten ſich die Reformirten nicht, obwohl von oben hart bedrängt, in einzelnen Fällen unduldſam gegen die Lutheraner zu ſeyn [14]). Dieſer doppelte Kampf zwiſchen der jeſuitiſchen Reaction und den Reformirten, und die Rivalität von Lutheranern und Reformirten zieht ſich bis in die Anfänge der folgenden Regierung hinein und wird unten noch erwähnt werden.

§. 4.

Wiſſenſchaft und Kunſt.

Seit Karl Theodor dem Einfluſſe ſeines jeſuitiſchen Mentors war entzogen worden, gab ſich am pfälziſchen Hofe eine freiere Bewegung in geiſtigen Schöpfungen kund, die durch des Kurfürſten wiſſenſchaftliche Liebhaberei und die thätige Unterſtützung von ehrenwerthen Gelehrten bald ſehr glänzende Reſultate hervorrief. Es ward zwar auch hier wie in allen den despotiſchen Monarchien nach dem Muſter Ludwigs XIV. Wiſſenſchaft und Kunſt mehr als ein ſchmückendes Beiwerk des höfiſchen Glanzes angeſehen als um ihrer ſelbſt willen gefördert; aber neben vielem Eitlen und Scheinbaren empfand das wiſſenſchaftliche Leben auch manche wahrhaft wohlthätige Wirkung. Die beſte von allen war unſtreitig die, daß eine ſonſt ganz jeſuitiſche Regierung ſich ſelbſt den feindſeligen Gegner groß

14) Vgl. Schlözers Staatsanz. II. 258. III. 123. 500. 514. V. 176.

zog und die Elemente der neuen Bildung erſtarken ließ, bis dieſe mächtig genug war, pfäffiſche Finſterniß und Intoleranz zu verdrängen.

Die bedeutendſte Schöpfung war die pfälziſche Akademie der Wiſſenſchaften, die Karl Theodor mit Zuziehung Schöpflins (im Okt. 1763) errichtet hat; ſie beſtand aus einer hiſtoriſchen und phyſikaliſchen Section und ſollte unter den Gegenſtänden ihrer Forſchung das pfälziſche Land und die Dynaſtie ganz beſonders berückſichtigen. Die Mitglieder, welche von der Corporation gewählt, von dem Kurfürſten beſtätigt wurden, arbeiteten Abhandlungen aus und die Academie veröffentlichte ſie dann im Druck. Die gewöhnlichen Sitzungen waren am Donnerſtag; im Frühjahr und Herbſt hatte die Academie ſechswöchentliche Ferien, nach deren Ablauf ſie immer eine große öffentliche Feſtſitzung hielt, im Frühling um die Gedächtnißreden auf verſtorbene Mitglieder anzuhören, im Herbſt um für eine jährlich ausgeſchriebene Preisfrage den Preis von fünfzig Dukaten auszutheilen. Die Arbeiten dieſer gelehrten Corporation, die uns in den **Actis Academiae Palatinae** vorliegen, dürfen auf bleibendes Verdienſt Anſpruch machen, und die pfälziſche Spezialgeſchichte hat in keiner Zeit ſolche Bereicherungen wie in dieſer erhalten. Die Monographien von Kremer, Lamey und Andern haben theils für die ältere rheiniſche Geſchichte überhaupt dauernden Werth, theils iſt durch ſie das Intereſſe an rheinpfälziſcher Geſchichte zuerſt mit Fleiß und Kritik geweckt worden. Freilich wird man über die Zeit nach dem Mittelalter vergebens Aufklärungen ſuchen; hier mußte die Wiſſenſchaft wieder vor dem jeſuitiſchen Staatsweſen ſich beugen. Während man über die altfränkiſchen Gauverhältniſſe vortreffliche Aufſchlüſſe findet, wird der pfälziſchen Geſchichte vom ſechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert kaum gedacht; die Blüthe der proteſtantiſchen Pfalz blieb ganz ignorirt und es ward dem toleranten Director, Georg von Stengel, ſehr übel aufgenommen, daß er zwei tüchtige proteſtantiſche Gelehrte zur Aufnahme empfohlen hatte. Mit auswärtigen Mitgliedern war man min-

der bedenklich; denn nicht nur Leſſing, ſondern auch die bewunderten Vertreter der damaligen Hof- und Salonsliteratur, Voltaire und Holbach, die Propheten des Deismus, nahm man in eine Geſellſchaft auf, aus der man brave pfälziſche Gelehrte abhielt, weil ſie an den heidelberger ſtatt an den römiſchen Katechismus glaubten.

Außer der pfälziſchen Academie hatte ſich im Jahr 1769 zu Kaiſerslautern mit beſcheidenen Anfängen eine Geſellſchaft gebildet, die für das pfälziſche Land noch wohlthätigere Wirkungen hatte, als die Academie. Mehrere Freunde der Landwirthſchaft hatten ſich zur Verbeſſerung der Bienenzucht vereinigt, daraus entſtand eine landwirthſchaftliche Geſellſchaft, die Karl Theodor (1770) als phyſikaliſch-ökonomiſche Geſellſchaft beſtätigte, Pfalzgraf Karl Auguſt von Zweibrücken ward ihr Präſident; viele hohe Staatsbeamte, auch Regenten, wie Karl Friedrich von Baden-Durlach, wurden als Ehrenmitglieder aufgenommen, und neben dieſen Aeußerlichkeiten einer academiſchen Geſellſchaft, neben ihrer ſehr lobenswerthen literariſchen Thätigkeit durch Herausgabe ihrer Abhandlungen, ward auch ihre praktiſche Wirkſamkeit für das pfälziſche Land und Volk ſehr heilſam. Mancher Zweig des Landbaues ward veredelt, man ſorgte dafür, daß der Landmann auch in den langen Winterabenden eine einträgliche Beſchäftigung erhielt, daß dem Futtermangel vorgebeugt ward, und es ward durch die Beiträge der Mitglieder und die kurfürſtliche Unterſtützung möglich, nicht nur landwirthſchaftliche Preiſe auszuſetzen, ſondern auch auf einem angekauften Gute zu Siegelsbach eine Muſterwirthſchaft anzulegen. Im Jahr 1774 geſtaltete ſich die Geſellſchaft, die ſchon eine eigene Bibliothek und andere Hülfsmittel beſaß und jährlich mehrere öffentliche Vorträge hielt, in eine landwirthſchaftliche Lehranſtalt, die Kameralſchule, um, und berief den jenaiſchen Gelehrten Suckow, um die Errichtung der Anſtalt zu leiten. Er und Medikus, der von Anfang an als Director ſich große Verdienſte erworben, waren die bedeutendſten Lehrer der

hohen Schule; bald kam F. P. Wundt als Hiſtoriker hinzu, und am 25. Auguſt 1777 ward die Privatanſtalt in eine Staatsſchule umgewandelt, an welcher Medikus, Suckow, als Lehrer der Naturwiſſenſchaft; Wundt, Schmidt, im Finanz- und Staatsweſen; Melzheimer und Schneider für Belletriſtik, ſpäter auch Jung-Stilling in Land- und Forſtwirthſchaft leſen und künftige Kameraliſten bilden ſollten. So blieb es bis 1784, wo man es für zweckmäßiger hielt, ſie nach Heidelberg zu verlegen; unter dem Namen „Staatswirthſchafts hohe Schule" ward ſie als eine eigene ſelbſtſtändige Fakultät neben der Univerſität eingerichtet, ihr ein eigenes Gebäude eingeräumt und ihr eigne Hülfsmittel, die Bibliothek, das Naturalienkabinet, das Modellkabinet, der phyſikaliſche und chemiſche Apparat, zur Benutzung überlaſſen. Die Lehranſtalt, an welcher nachher noch Erb, Gatterer, Semer, Böllinger als Lehrer wirkten, und ihre Begleiterin, die phyſikaliſch-ökonomiſche Geſellſchaft, blieben ſeitdem in Heidelberg, wenn gleich die friedliche Thätigkeit der letzteren ſeit den Revolutionskriegen gelähmt ward [15]).

Was die pfälziſche Academie für gelehrte Thätigkeit war, das ſollte die deutſche Geſellſchaft zu Mannheim für nationale Bildung leiſten. Die Pfalz war der geiſtigen Bewegung der fünfziger und ſechziger Jahre, aus der ſich unſere Nationalliteratur entwickelte, bisher noch verſchloſſen geweſen; der ganz verkümmerte Volksunterricht, die ängſtliche Scheu der Jeſuiten vor nationaler Bildung, die rein gelehrte Richtung aller beſſeren Köpfe und der franzöſirende Ton des Hofes hatten es ſo weit gebracht, daß man die deutſche Mutterſprache völlig verlernt hatte [16]). Bücher, wie Kremers Ge-

15) Ueber alles dieſes vgl. die beiden Zeitſchriften: Bemerkungen der phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft 1769 ff. und die Vorleſungen der churpf. ꝛc. Geſellſchaft. 1785 bis 1791.

16) „Es wird ſchwer ſeyn, vor dem Jahre 1760 ich will nicht ſagen ein in unſerer Mutterſprache richtig und mit Geſchmack geſchriebenes Werk, ſondern auch nur ein einziges erträgliches Gedichtchen, ein einziges Blatt, mit reiner und der Sache angemeſſener Schreibart ausfindig zu machen,

ſchichte Friedrichs des Siegreichen (1765), fanden keine Theilnahme, ein Jeſuit der am mannheimer Gymnaſium ſich der deutſchen Literatur annahm, mußte dem finſteren Geiſte ſeiner Collegen weichen; der Buchhändler Schwan, der ſich viele Mühe gab franzöſiſche Stücke in deutſcher Ueberſetzung zu bieten, hatte viel zu thun, bis er nur eines davon zur Aufführung brachte (1768). Erſt als eine Brochüre von Hemmer den geiſtigen Zuſtand der Pfalz unerbittlich kritiſirte, entſtand eine lebhafte Bewegung, deren erſte und beſte Frucht die Gründung jener deutſchen Geſellſchaft war. Stephan von Stengel gab dazu den erſten Anſtoß; Klopſtocks Anweſenheit in Mannheim förderte den Gedanken und im Oktober 1775 ward die neue Geſellſchaft von Karl Theodor beſtätigt. Die Statuten, die man für ſie entwarf, ſind denen der Académie française ſichtbar nachgebildet und aus derſelben monarchiſchen Berechnung geſchöpft, wie die der gelehrten Academie; aber wichtig war es immerhin, daß ein halb jeſuitiſcher halb franzöſirender Hof unwillkührlich in den Kreis der deutſchen Bildung hereingezogen und für Förderung der damaligen Zeitbeſtrebungen intereſſirt ward. Schon die gedruckten Arbeiten der Geſellſchaft [17]) ſind für deutſche Sprache und Literatur von Werth; für die geiſtige Verbindung der Pfalz mit dem übrigen Deutſchland war dieſer Verein die wichtigſte Vermittlung. Leſſing, Klopſtock, Wieland, Schiller, Käſtner waren deſſen Mitglieder; eine einflußreiche Stelle nahm Wolfgang Heribert von Dalberg ein, der von Hof beſtellte Patron der Kunſt und Wiſſenſchaft, die damals in Mannheim blühte. Ihm iſt es daher auch gelungen, in Schillers Leben eine vorübergehende Bedeutung zu erlangen, wenn gleich gerade an dieſer Stelle das höfiſche Mäcenatenthum keines ſeiner glänzendſten Probeſtücke abgelegt hat. Ungeachtet alles

---

das in der Pfalz wäre gedruckt worden.“ So Anton Klein in den Schriften der deutſchen Geſellſchaft I. 7.

17) S. Schriften der Kurfürſtl. Deutſchen Geſellſchaft in Mannheim. 1787 ff.

äußeren Pompes und der zum Theil glänzenden Geldunterſtützung, fehlte der innere ſelbſtſtändige Trieb einer geiſtesfreien Regierung, und man ward nur zu oft daran erinnert, unter welchen Einflüſſen der Regent ſtand, den man wegen ſeines gnädigen Wohlwollens gegen Poeſie und Kunſt ſo laut pries.

Politik und neuere Geſchichte blieb natürlich aus dem Kreiſe der gelehrten Anſtalten Karl Theodors ausgeſchieden; bekam doch die deutſche Geſellſchaft vom Premierminiſter, dem Grafen von Oberndorf, einen förmlichen Verweis, als ſie außer andern Preisfragen auch eine über Luthers Leben ausgeſchrieben hatte. In denſelben Zeiten, wo man die Miene annahm, Mannheim zum Mittelpunkt der damaligen deutſchen Literatur zu machen, ward noch ein gewiſſer Verazzi als Hofpoet mit ſechshundert Gulden bezahlt und mußte ſich dafür nicht „allein in der Poeſie wie bisher, ſondern auch bei dem **Cabinet de peintures, d'estampes et de desseins** und in ſonſtigen Arbeiten gebrauchen laſſen [18]." Der Kurfürſt ſtand mit Voltaire in Briefwechſel und machte in glatten, zierlichen Phraſen dem Franzoſen Complimente über ſeine Schriften [19]; wie viel Mühe hat es dagegen gekoſtet, ihn für die deutſche Nationalbildung auch nur mittelbar zu intereſſiren. Aus der deutſchen Geſellſchaft gingen mehrere Männer hervor, die durch Leſſing und Göthe angeregt ſich in dem damals aufblühenden vaterländiſchen Drama verſuchten; Gemmingens Hausvater, Babo's Otto von Wittelsbach, Mayers Sturm von Vorberg und Fuſt von Stromberg wurden damals geleſen und aufgeführt, allein ſie entgingen dem feinen Spürgeruch jeſuitiſcher Inquiſitoren nicht. Schiller wurde nach Mannheim gezogen, aber wie man ihn materiell in den knappſten Verhältniſſen hielt, ſo ſuchte der hochadelige Mäcenas von Dalberg auch ſeinem Genius zähmende Zügel anzulegen [20], unter deren Zwang kein großer Nationaldichter ſich

18) Pfälz. Archiv.
19) S. Correſpondenz Karl Theodors mit Voltaire. Berlin 1792.
20) Man denke an die Aenderungen in den Räubern (ſ. Hofmeiſter

hätte bilden können. Die neue Regſamkeit, die ſeit den ſiebziger Jahren in die Pfalz gekommen war, rief eine Menge von literariſchen Zeitſchriften hervor, aber trotz des geprieſenen geiſtigen Schutzes mußten ſie unter der Miſère des Cenſurzwangs bitter leiden.

Es erſchienen damals in der Pfalz außer den Schriften der Academie, der ökonomiſch-phyſikaliſchen und der deutſchen Geſellſchaft, die vortrefflichen rheiniſchen Beiträge, in denen zuerſt der Gedanke einer Quellenſammlung deutſcher Geſchichtſchreiber angeregt worden iſt, dann „die Schreibtafel," das „pfälziſche" und ſpäter das „pfalzbayriſche Muſeum;" dann das „Wundtſche Magazin", die „topographiſche Bibliothek", die alle in ihrem Kreiſe auf eine gewiſſe Bedeutung Anſpruch machen konnten. Keine dieſer Zeitſchriften genoß aber die Freiheit der Preſſe, wie man ſie damals z. B. in Preußen und Hannover finden konnte. Die „Schreibtafel" die es allein gewagt, über Pfaffenthum und Jeſuitismus zu reden, ward mit Beſchlag belegt; im Oktober 1780 erſchien ein förmliches Verbot gegen alle künftig erſcheinenden Schriften, welche „die Haus- und Staatsverfaſſung behandeln, ohne deßhalb zu vorheriger Kenntniß und Gutheißung zu gelangen;" Schriften über Toleranz und Kirchenfreiheit wurden unbarmherzig verfolgt, ſelbſt wenn ſie wie es bisweilen vorkam, bereits zu Maculatur geworden waren [21]. Das Alles geſchah noch vor der Zeit der finſtern Reaction und der mißtrauiſchen Revolutionsangſt; wie man es da trieb, wird die ſpätere Geſchichte zeigen.

Ungeachtet der oft verſchwenderiſchen Freigebigkeit ward bei manchen Dingen arg geknickt [22]; bei nichts mehr, als bei den wenig glänzenden und doch verdienſtlichſten Bildungsanſtalten

---

Schillers Geiſtesentwicklung I. 96 f.) Auch Don Carlos wurde mit Abänderungen aufgeführt.

21) Pfälz. Archiv („Bücher").

22) z. B. bei Schiller; auch bei dem Hofaſtronomen Mayer, wie wir aus dem pfälz. Archiv ſehen.

des Volkes. Die Gymnaſien waren ganz bedeutungslos, wenn nicht zufällig ein einzelner Mann durch aufopferndes Verdienſt ſie zu heben wußte; gerade die in den Hauptſtädten Mannheim und Heidelberg lagen ganz darnieder, die alten Anſtalten, wie das Sapienzcollegium, hatten ihre frühere Stellung verloren [23]), und die Volksſchulen waren in einem ähnlichen Zuſtande, wie die Mehrzahl der Pfarreien.

Daß ein Druck auf der freien geiſtigen Entwicklung laſte, zeigte am beſten der Zuſtand der Univerſität, die gerade in dieſer Zeit mit der allgemeinen Geiſtesbewegung Deutſchlands keineswegs gleichen Schritt hielt, obwohl Karl Theodor mehr Theilnahme für ſie zeigte, als ſeine vier Vorgänger. Er hatte gleich im Anfang ſeiner Regierung der alten Anſtalt die freundlichſten Zuſicherungen gegeben [24]), und that auch Manches, ſie aus der geiſtigen Erſchlaffung zu heben, in die ſie unter Karl Philipp gekommen war. Damals herrſchte eine Planloſigkeit und Verwirrung in den verſchiedenen Fächern, die es beinahe unmöglich machte, ein beſtimmtes Studium conſequent durchzuarbeiten; man las mehrere Semeſter lang über denſelben Gegenſtand, und die Collegien waren Dictirſtunden geworden [25]). Die philoſophiſche Facultät war nur mit Jeſuiten beſetzt, die alle zwei oder drei Jahre in eine andere Stelle oder in eine andere Provinz übergingen; man kann denken, wie dieſe Studien getrieben wurden, wenn man weiß, daß in den Jahren 1716—1742 allmählig 28 Glieder dieſes Ordens kommend und gehend ihren theologiſch-ſcholaſtiſchen Wortkram vorbrachten, und dies für Philoſophie galt [26]). Letzteres dauerte noch lange unter Karl Theodor fort; den andern Uebelſtänden ſuchte der Kurfürſt ſo viel wie möglich zu ſteuern. Es wurde ein be-

---

23) S. die neueſte Religionsverfaſſung S. 228. 237.

24) Europ. Fama XII. 487.

25) Eine Schilderung gibt Zentner in den Act. Sacr. Sec. 332.

26) Das hebt ſelbſt Schwab, der ein Glied des Ordens war, in den Act. Sacr. Sec. 305 hervor.

ſtimmter Plan in dem Gang der Collegien vorgeſchrieben, die Dicturſtunden verboten, und ſtatt der Confuſion aller wiſſenſchaftlichen Zweige die einzelnen Fächer ſtreng geſchieden und dafür neue Lehrſtellen geſchaffen. Die Trennung der theologiſchen Fächer, die Erweiterung des juriſtiſchen Studiums, die Creirung neuer Lehrſtellen in der mediciniſchen Facultät, die Vermehrung der jüngern Lehrer (der außerordentlichen Profeſſoren und Privatdocenten), die Verlegung der Kameralſchule nach Heidelberg waren Schöpfungen, denen man wenigſtens verdankte, daß die Anſtalt ein brauchbares Inſtitut für die Bildung der künftigen Beamten wurde. Seit langer Zeit hatte die Univerſität nicht ſo viele Lehrer gezählt; ſo war die katholiſche Theologie mit einer Reihe von Jeſuiten und Ordensgeiſtlichen beſetzt, und die proteſtantiſche mit tüchtigen Männern, unter denen Büttinghauſen und Daniel Ludwig Wundt als pfälziſche Geſchichtsforſcher rühmende Erwähnung verdienen. Die Jurisprudenz war durch Alef, die beiden Wedekind, Hertling, Dahmen, Kirſchbaum, Müller, Spengel, Reichert, Zentner, Gamsjäger und Kübel vertreten, denen mehrere Jeſuiten, beſonders Anton Schmidt als Lehrer des Kirchenrechts zur Seite ſtanden [27]); in der mediciniſchen Facultät wirkten Möller, die beiden Oberkamp, Gattenhof, Harrer, Schönmetzel, die beiden Nebel, die beiden Mai, Zuccarini und Andere; nur die philoſophiſche Facultät war bis zur Aufhebung des Jeſuitenordens der ausſchließliche Beſitz der wandernden Glieder dieſes Ordens geblieben. Nimmt man den Aſtronomen Chriſtian Majer aus, ſo war unter ihnen kein Mann von wiſſenſchaftlicher Bedeutung; erſt in den ſiebziger und achtziger Jahren kamen einzelne Männer in die Facultät, welche Philoſophie, Geſchichte und Naturwiſſenſchaften anders behandelten, als dies von Jeſuiten zu geſchehen pflegt.

Ungeachtet des wärmeren Antheils, den Karl Theodor im

27) Acta Sacr. Sec 220. 241.

Vergleich mit ſeinen letzten Vorgängern gegen die Anſtalt bewies[28]), wollte ſie nicht zu der Blüthe gelangen, die ſie mit ihren damaligen äußern Mitteln und ihrer glücklichen Lage hätte erreichen können; ſie blieb eine Landesuniverſität, und konnte mit Hochſchulen, wie Jena und Göttingen damals waren, in keinen Vergleich kommen, viel weniger auf die allgemeine Entwicklung der deutſchen Bildung einen ſichtbaren Einfluß üben. Es kam das zunächſt daher, daß unter den angeführten Männern zwar ſehr brauchbare und tüchtige Lehrer waren, aber kein einziger unter ihnen eines allgemeinen wiſſenſchaftlichen Rufes genoß; es gab nicht ein einziges wiſſenſchaftliches Fach, worin Heidelberg ohne Vergleich ſeine Nebenbuhlerinnen überragt hätte. Außerdem krankte aber die Univerſität an denſelben Uebeln, die ſich in die ganze pfälziſche Staatsverwaltung eingewühlt hatten, an Erblichkeit und kirchlicher Enge. In allen Facultäten kehren dieſelben Namen mehrfach wieder, und es ſchien über der pfälziſchen Univerſität der eigene Glücksſtern zu walten, daß Gelehrſamkeit und Geiſt ſich in Familien forterbten, denn Väter, Söhne und Enkel laſen nach einander in denſelben Fächern ihre Hefte ab. Die kirchlichen Einflüſſe, die den Kurfürſten leiteten, trugen ſich natürlich auch auf die Univerſität über; da Jeſuiten ſein Kabinet beherrſchten, war es kein Wunder, wenn ſie auch die Lehrſtühle eroberten. So war nicht nur die ganze philoſophiſche Facultät Domäne der Jeſuiten geworden, ſondern außerdem war noch eine Reihe von Profeſſuren in den Händen der Karmeliter, Franciskaner, Dominikaner und Lazariſten. Mit einer freien wiſſenſchaftlichen Entfaltung war Geiſt und Streben dieſer Männer unverträglich; drum ſtand auch die Univerſität Heidelberg außerhalb des Kampfplatzes, auf dem damals die nationale Wiſſenſchaft und nationale Bildung errungen worden iſt. Später in den Zeiten der gegenſeitigen Befehdung und der Reaction war in Heidelberg ein Sitz jeſuitiſcher Ketzerriecherei

---

28) So unterſtützte er ſie 1782 mit 35000 Gulden zu ihrer beſſern Aufnahme. Hdſchr. Nachr.

und des denuncirenden Fanatismus, worüber wir unten Näheres berichten werden.

Auch die andern, die nicht im Jeſuitenorden waren, ſuchten ſich von der geiſtigen Bewegung, die Deutſchland durchdrang, wo möglich abzuſperren; als charakteriſtiſches Beiſpiel mag ein Zug erwähnt werden. Im Jahre 1767 waren die Profeſſoren Wedekind und Flad zu Cenſoren ernannt worden; ſie remonſtrirten dagegen, weil ſie ihre nützliche Zeit nicht mit Leſung ganz „ſchlechter, elender und liederlicher Bücher" zubringen könnten. Als ſolch ſchlechte und liederliche Bücher bezeichnen die beiden Herren „die poetiſchen Schriften, die das Publikum mehrentheils als ſinn- und geiſtreich verehret, und die durchgehends nach dem heutigen Geſchmack der Welt eingerichtet ſind." Sie klagen über den Verfall ihrer Zunftſchriftſtellerei, ſtatt deren man „viele hundert ſolcher vermeintlichen witzigen Schriften in den Buchläden finde", und meinen in den wenigſten derſelben „einige Moral", aber deſto mehr „Freigeiſterei" zu finden. Moſer's treuherzige und freimüthige Schrift, „der Herr und Diener", ſcheint ihnen „mit der frechſten Feder" geſchrieben und der „Majeſtätsſchändung" ſchuldig — ſo urtheilten heidelberger Profeſſoren über die Erſtlinge der geiſtigen Erhebung in einem Augenblicke, wo ein guter Theil der Nation ſchon erwacht war.

Ließ ſich Geiſt und freier Lebenstrieb nicht künſtlich hervorrufen, ſo konnten doch mit Geld und äußerer Aufmunterung der Wiſſenſchaft reiche Hülfsmittel zugeführt werden, und daran hat es Karl Theodor nicht fehlen laſſen. Officielle Berechnungen geben 35 Millionen an, die während ſeines Aufenthalts in der Pfalz dafür ausgegeben worden ſeyen, und die Summe iſt für das, was man leiſtete, nicht zu hoch. Die Hofbibliothek zu Mannheim ward 40000 Bände ſtark, und enthielt namentlich einen reichen Schatz von hiſtoriſchen Handſchriften [29]); das frü-

29) Beſonders die Papiere von L. Camerarius, deren wir Band I. S. XXIII. gedacht haben. Nachricht von ihnen gibt Björnſtahl Reiſen V. 159.

her gegründete Münzkabinet ward ſehr anſehnlich vermehrt, ein Antiquitätenkabinet angelegt, ein Kabinet der Naturlehre und ein anderes der natürlichen Seltenheiten gegründet, in Mannheim ein botaniſcher Garten angelegt (1767), eine prächtige Sternwarte gebaut (1772 — 1779) und zugleich ein anatomiſches Theater, ein chirurgiſches Collegium, eine Hebammenſchule und eine Krankenwärterſchule gegründet.

Reiche Sammlungen waren auch für die Kunſt aufgehäuft. Die Gemäldeſammlung von 644 Nummern enthielt Stücke aus der italieniſchen, deutſchen, niederländiſchen und franzöſiſchen Schule; es waren darunter mehrere Bilder von Titian, van Dyk, Rubens, Rembrand, Holbein, Dürer, auch eine Madonna von Rafael, doch war die niederländiſche Malerei am ſtärkſten vertreten [30]). Daran ſchloß ſich das Kupferſtichs- und Zeichnungskabinet, das Karl Theodor 1758 hatte einrichten laſſen. Vierhundert Mappen mit Kupferſtichen und mehrere tauſend Originalzeichnungen, darunter einige von Rafael, Michel Angelo, Julio Romano, Guido Reni, Annibale Caracci, Pouſſin, Dürer, Rubens, van Dyk, Rembrand machten dieſe Sammlung zu einer der bedeutendſten in Europa. Für die plaſtiſche Kunſt hatte der Kurfürſt (1767) den Saal der Statuen erbauen laſſen; dort waren herrliche Gypsabgüſſe der antiken Meiſterwerke aufgeſtellt, die bei der damaligen Armuth an Originalien den Kunſtbeſtrebungen Deutſchlands eine reiche Nahrung gaben; Leſſing und Göthe ſind durch den Eindruck dieſer Abgüſſe angeregt worden. Dieſe Kunſtſchätze fruchtbar zu machen, war (1757) eine Akademie der Zeichnung und der Bildhauerkunſt gegründet worden, wo Zöglinge nach Antiken und nach Gemälden theils zeichneten, theils zur Plaſtik gebildet wurden. Vorſteher dieſer Anſtalt war Peter von Verſchaffelt aus Gent, der einflußreichſte und fruchtbarſte unter den Künſtlern, die Karl Theodors Hof enthielt; von ihm ſind die Statuen und Basreliefs in der Jeſuitenkirche, verſchiedene plaſtiſche Arbeiten im

---

30) Das Verzeichniß ſ. in den pfälz. Merkwürdigk. S 14 ff

Schloſſe, am Zeughaus und die meiſten Statuen und Büſten im ſchwezinger Schloßgarten [31]).

Auch die dramatiſche Kunſt fand eine eifrige Pflege. Seit Karl Theodors Regierungsantritt war Oper und franzöſiſches Schauſpiel mit großen Summen unterſtützt worden; man unterhielt ein ausgezeichnetes Orcheſter, ein glänzendes Sängerperſonal, deſſen Nachwuchs in der Tonſchule gebildet ward, und an keinem Hofe in Deutſchland wurden italieniſche Opern und Ballete mit dieſer Verſchwendung, dieſem prahlenden Luxus äußerer Decoration aufgeführt, wie in Mannheim. Erſt allmählig wußten Einzelne dem Kurfürſten den Gedanken beizubringen, daß mit ſolchen Mitteln auch eine deutſche Kunſt groß zu ziehen ſey, und er tauſchte gegen die höfiſche Unterhaltung eine nationale ein. Es hing mit der Gründung der deutſchen Geſellſchaft zuſammen, daß Karl Theodor vermocht ward, dem Geiſte der neuen Nationaldichtung Deutſchlands, gegen die ſonſt ſeine Jeſuiten nach Kräften agirten, eine zweite Stätte zu errichten und im Jahre 1779 eine deutſche Nationalſchaubühne zu gründen. Leſſing und Wieland wurden berathen, die neue Bühne mit der deutſchen Geſellſchaft literariſch verknüpft und reiche Geldmittel angewieſen. Ein glückliches Zuſammentreffen von Perſonen machte die Schöpfung bald zur erſten in Deutſchland, obwohl der kurfürſtliche Hof damals ſchon in München und die Leitung der Dinge in den Händen Wolfgang Heriberts von Dalberg war; ein Verſuch, Leſſing zur Leitung zu gewinnen, war geſcheitert. Mehr als die äußern Mittel, das herrliche Schauſpielhaus und ſeine glänzende Ausſtattung, trug das einträchtige Zuſammenwirken von Männern wie Böck, Iffland, Beil dazu bei, dieſer Bühne einen mächtigen Einfluß auf das deutſche Leben zu ſichern; das franzöſiſche Bühnenweſen und das Operngetändel hatte einen geſunden Gegenſatz erhalten, in Mannheim ſelbſt bildete ſich eine Schule von Dichtern, welche

31) Vgl. Kurze Lebensbeſchreibung des Ritters Peter von Verſchaffelt. Mannheim 1797.

die in Göthe's Götz und Leſſings Schauſpielen betretene Bahn weiter zu verfolgen ſuchten; unſere Schauſpielkunſt knüpft ſich an Männer wie Iffland auf lange Zeit hinaus an, und Schiller ſelbſt hat von ſeinem mannheimer Aufenthalt nichts Bedeutenderes mitgenommen, als den mächtigen dramatiſchen Schöpfungstrieb, wodurch er der Gründer unſrer Nationalbühne geworden iſt.

Karl Theodors fürſtliche Liebhaberei an Wiſſenſchaft und Kunſt ging mit großer Bauluſt Hand in Hand; denn außer den großen Bauten in Schwezingen und Mannheim ward die Jeſuitenkirche und das Kaufhaus vollendet, das neue Theater, ein Zeughaus, ein Zuchthaus, die Sternwarte angelegt; in andern Städten, z. B. in Heidelberg durch Anlage einer neuen Brücke und eines prächtigen Thores, war derſelbe ſchöpferiſche Eifer ſichtbar.

Vieles von dem, was geſchah, rief zunächſt der Wunſch nach fürſtlichem Glanze ins Leben; Anderes, was von oben geſchaffen war, ward nicht durch die fürſtliche Aufmunterung, ſondern durch die uneigennützige Thätigkeit Einzelner fruchtbar und bedeutend gemacht. Doch war es immerhin ſchon viel, daß hier ſo manches geiſtige Streben wenigſtens Raum fand zu gedeihen, und man konnte es der patriotiſchen Lobrednerei wohl zu Gute halten, wenn ſie Alles, was Glänzendes geſchah, der Perſon des Fürſten als unſterbliches Verdienſt zurechnete. Karl Theodor war jetzt noch in ſeinen kräftigeren Jahren, nahm noch perſönlichen Antheil an Vielem, und genoß, wie die meiſten deutſchen Fürſten der Zeit, das Glück, daß man ihm nur das Gute und Glänzende zuſchrieb, das Schlimme als wider ſeinen Willen geſchehen anſah. Er war ſo freundlich, zeigte ſo viel Wohlwollen, ſo viel rührigen Eifer zu neuen Schöpfungen; drum wenn das Land ſchlecht verwaltet, das geiſtige Aufſtreben freier Wiſſenſchaft gehemmt, die Kirche unterdrückt, das Land von Beamten und Pfaffen mißhandelt war, gab ſich das gutmüthige Volk gern dem Gedanken hin, das Alles würde anders ſeyn, wenn es Karl Theodor wüßte. War doch durch

die Regierung eines Johann Wilhelm und Karl Philipp der Ruhm, ein erträglicher Regent zu ſeyn, ſchon ungemein erleichtert!

Drum war der Kurfürſt jetzt noch populär; bei ſeiner Rückkehr aus Italien (1774) und ſeiner lebensgefährlichen Krankheit im folgenden Jahre ſprach ſich nicht nur in der bezahlten Lobhudelei des ſervilen Hof- und Beamtenenthuſiasmus, ſondern auch im Volke dieſe Stimmung unverkennbar aus. Eine ſchmerzliche Ueberraſchung war ſein Umzug nach Bayern, wohin ihn das Ausſterben der jüngern Linie (1777) rief; zunächſt empfand man nur den Riß, der durch Entfernung des Hofes in den künſtlichen Wohlſtand der Hauptſtädte, namentlich Mannheims, geſchah; Schlimmeres ſollte aber noch folgen.

§. 5.

Karl Theodor, Kurfürſt in der Pfalz und in Bayern (1777 — 1799).

Die jüngere wittelsbachiſche Linie ſtand ſeit Jahren nur noch auf einem einzigen Haupte, dem Kurfürſten Maximilian, und die Zeit ſchien nicht mehr ferne zu ſeyn, wo der fünfhundertjährige Zwieſpalt, der ſeit den Söhnen Ludwigs des Strengen die Wittelsbacher getrennt, in der Vereinigung von Pfalz und Bayern ſein Ende finden ſollte. Man hatte für den möglichen Fall auch bereits Vorſorge getroffen; zwei Hausverträge vom 22. Sept. 1766 und vom 26. Febr. 1771 hatten die alte Erbeinigung der beiden Häuſer erneuert, das gegenſeitige Beſitzthum als ein untheilbares Gut verbürgt, und die gegenſeitigen Erbrechte der ältern und jüngern Linie genau geordnet [32]. Schneller als man dachte trat der gefürchtete Fall ein; am 30. Dez. 1777 ſtarb der treffliche Kurfürſt Maximilian, und nach den Erbverträgen, die noch jüngſt (1774) waren beſtätigt wor-

---

32) Die Verträge in Spittlers hiſtor. Magazin III. 549 ff.

den, war jetzt der Kurfürſt von der Pfalz Herr von Bayern geworden.

Karl Theodor wohnte gerade dem Schlußgottesdienſt des Jahres bei, als der Courier von München ankam, und ihm die Nachricht vom Tode ſeines Verwandten brachte; ſeine erſte Empfindung war ſchmerzliche Ueberraſchung und Unruhe, denn es warteten ſeiner neue Verhältniſſe, deren Beherrſchung er ſich kaum gewachſen fühlte. „Nun ſind deine guten Tage vorbei", ſprach er zu ſich ſelbſt, aber ſchon in der folgenden Nacht entſchloß er ſich zur Reiſe, und zog am 2. Januar 1778 in ſeiner neuen Reſidenzſtadt München ein.

Die ſchwierigen Verhältniſſe, die ſeiner harrten, hatte der Kurfürſt ſich zum Theil ſelbſt geſchaffen; nur wenige Perſonen wußten aber, in welch bedenkliches Netz ſich Karl Theodor hatte verſtricken laſſen. Der öſtreichiſchen Politik war nämlich die Gelegenheit ſehr paſſend erſchienen, ihr längſt befolgtes Syſtem, Bayern zu ſchwächen, jetzt mit einem glücklichen Griffe durchzuſetzen, und der raſche Joſeph II., ſeit er zur Einſicht gekommen, daß ohne ein zuſammenhängendes Beſitzthum an Ländern ſein deutſches Kaiſerthum ein leerer Titel ſey, hatte die Perſönlichkeit Karl Theodors für die Zwecke ſeiner Hausmacht geſchickt zu benutzen gewußt. Vergebens hatte der verſtorbene Maximilian Joſeph es immer abgelehnt, Oeſtreich in den Inhalt der Erbverträge von 1766 und 1771 einzuweihen; vergebens hatten die patriotiſchen Bayern von den Patenten, die zur Beſitzergreifung ſchon vor des Kurfürſten Tode waren ausgetauſcht worden, gleich am 30. Dezember unbedingten Gebrauch gemacht; — Karl Theodor ſelbſt war mit dem wiener Hofe gegen die Integrität Bayerns ſchon in ein bedenkliches Einverſtändniß getreten [33]). Mit dem Verſprechen, ſeine zahlreichen Baſtarde

33) Die nothwendigen Urkunden und Staatsſchriften findet man in der „Vollſtändigen Sammlung von Staatsſchriften zum Behuf der bayriſchen Geſchichte nach Abſterben Churf. Maximilians III." Vgl. auch Dohms Denkwürdigkeiten I. Theil.

reichlich zu verſorgen, und mit der Drohung, gewaltſam einzuſchreiten, hatte man den pfälziſchen Kurfürſten, welcher für Bayern nicht beſonders warm empfand, zu gewinnen gewußt; pfälziſche Staatsmänner, namentlich der Miniſter Beckers und der Geſandte zu Wien, von Ritter, hatten das Gewebe der öſtreichiſchen Politik fertig geſponnen. So war Oeſtreich mit der ſeltſamen Prätenſion an Niederbayern, die Herrſchaft Mindelheim, die Oberpfalz, die Landgrafſchaft Leuchtenberg und andere Herrſchaften hervorgerückt [34]), und Karl Theodor hatte ſich kurz vor dem Tode des Kurfürſten Maximilian mit dem wiener Hofe darüber in Unterhandlung eingelaſſen. In denſelben Tagen, wo er ſein neues Beſitzthum perſönlich angetreten, hatte ſein Geſandter zu Wien einen Vertrag unterzeichnet (3. Jan. 1778), der das Weſentlichſte der öſtreichiſchen Anſprüche bewilligte; befangen und unruhig trat Karl Theodor ſeinen neuen Unterthanen gegenüber; denn hier hatte er das ganze Land in Beſitz nehmen laſſen und dort einen großen Theil davon an Oeſtreich zugeſagt. Bald mußte ſich dies zweideutige Spiel entwirren; Oeſtreichs Drohung, mit den Waffen einzuſchreiten, beſtimmte den eingeſchüchterten Kurfürſten, den Vertrag vom 3. Januar am vierzehnten zu beſtätigen. So war Oeſtreich, nachdem es Jahrhunderte lang die Theilung der wittelsbachiſchen Linien mit Geſchick hatte rege zu erhalten und auszubeuten gewußt, noch im Momente der endlichen Vereinigung über das wittelsbachiſche Hausintereſſe Herr geworden. Karl Theodor erhielt als Anerkennung für ſeine feige Nachgiebigkeit an die öſtreichiſchen Intereſſen den Orden des goldnen Vließes, und ſchämte ſich nicht ihn öffentlich zu tragen.

34) Niederbayern ward nach einer angeblichen Schenkung Kaiſer Siegmunds an Albert V. von Oeſtreich angeſprochen, die Oberpfalz und einiges Andere als heimgefallenes böhmiſches Lehen, die Herrſchaft Mindelheim nach einer Anwartſchaft, die Kaiſer Matthias (1614) dem Erzhaus Oeſtreich ertheilt haben ſoll. Es waren das natürlich Rechtsvorwände, denn die Urkunden, auf die man ſich berief, waren entweder verfälſcht oder nicht vorhanden.

Oeſterreichs Länderhandel ſchien zu gelingen; denn die Stimme des verkauften Volkes, das dem öſterreichiſchen Regiment abgeneigt war, hatte in Deutſchland kein Gewicht in öffentlichen Dingen und war gewohnt, von ſeinen Fürſten verhandelt zu werden; der pfälziſche Agnat und Erbe Karl Theodors, Karl von Zweibrücken, deſſen Rechte man vertheilte, ſchien als ein kleiner unbedeutender Herr nicht im Stande, dem deutſchen Kaiſer und dem Kurfürſten von Pfalzbayern entgegenzutreten. Ohne mächtige Hülfe von Außen war daher die Theilung Bayerns vollendet. Dies fühlten auch alle die Anhänger der bayriſchen Integrität, am wärmſten die Herzogin Maria Anna [34 a]); denn ſie hatte ſich zum Mittelpunkt der Oppoſition gemacht gegen das Anſinnen Oeſterreichs. Ihre Vorſtellungen bei dem zweibrückiſchen Pfalzgrafen und ſeinem Geſandten in Wien, Hofenfels, reichten nicht aus, wenn nicht ein Staat von europäiſchem Gewicht ſich der aufgegebenen Sache des wittelsbachiſchen Hauſes annahm. Das konnte aber nach der damaligen politiſchen Lage kein anderer ſeyn, als Preußen; lauernd bewachte es jeden Schritt, der Oeſterreichs Macht vergrößern und das was man „deutſche Freiheit und politiſches Gleichgewicht„ nannte, ſtören konnte. So waren die Rollen ausgetheilt; Oeſterreich lüſtern, ſich durch ein diplomatiſches Kunſtſtück ein ſchönes Fürſtenthum zu erjagen, Preußen begierig unter der Maske deutſcher Intereſſen ſeine preußiſchen zu verfolgen; die dabei Intereſſirten, Pfalzgraf Karl und das bayriſche Volk, mußten geduldig zuſehen, wie das politiſche Taſchenſpiel enden würde.

Friedrich II. von Preußen war den Bitten der Oppoſition bereitwillig entgegen kommen; unverholen erklärte er dem wiener Hofe ſeine Abneigung gegen den Theilungsplan und ſchon wenige Tage nach dem Abſchluß des wiener Vertrags vom 3.

---

34 a) Es wurde oben erwähnt, daß dieſe Enkelin Karl Philipps und Schwägerin Karl Theodors mit dem Herzog Clemens von Bayern († 1770) vermählt worden war.

Januar ging Graf Görz, unter der Maske eines harmloſen Reiſenden, als preußiſcher Agent nach Süddeutſchland ab, um dem öſterreichiſchen Projecte entgegenzuwirken. Er kam zu ſpät, um bei Oeſterreich oder bei Karl Theodor die Sache zu hemmen, aber gerade recht, um den verlaſſenen Bayern Muth einzuflößen und den Pfalzgrafen Karl von einem verhängnißvollen Schritte abzuhalten. Derſelbe hatte muthlos, wenn auch mit Widerſtreben, den Vertrag vom 3. Januar annehmen wollen und war nur durch ſeinen Geſandten Hofenfels, einen Ehrenmann, den Oeſterreich vergebens mit 400,000 Gulden hatte zu erkaufen ſuchen, daran gehindert worden. In der erſten Woche des Februar hatte Görz zu München in einem Gartenpalais der Herzogin Maria mehrere Zuſammenkünfte mit Pfalzgraf Karl, deren Folgen war, daß der zweibrückiſche Agnat die Anerkennung des Vertrags verſagte, und gleich darauf (11. Febr.) München verließ. Graf Görz trat jetzt öffentlich als preußiſcher Geſandter am zweibrückiſchen Hofe auf; Pfalzgraf Karl ſchnitt durch eine feierliche Erklärung (16. März) jede Hoffnung ab, ihn zur Anerkennung des Vertrags zu vermögen und verſprach nichts ohne Preußen zu unternehmen. Dagegen verpflichtete ſich Preußen (28. März) „die Rechte des pfälziſchen Hauſes auf die Nachfolge in Bayern gegen die ungerechten Anſprüche des wiener Hofes mit ſeiner ganzen Macht zu vertheidigen.“

Alles ſchien ſich zum Kriege zu geſtalten; denn die Unterhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Preußen zerſchlugen ſich und die zahlloſen Streitſchriften, die beide Partheien in die Welt ſandten, verwirrten nur, aber entſchieden nichts. Während Karl Theodor, ohne thätige Theilnahme und voll Zorn über den Widerſpruch ſeines zweibrückiſchen Verwandten, zu München ſaß, hatte Friedrich II. ein anſehnliches Heer an die böhmiſche Gränze rücken laſſen, „die Sache des pfälziſchen Hauſes zu ſchützen.“ Es wäre raſch zum Kampfe gekommen, hätte nicht Friedrich klug gezögert und auf die Verſchiedenheit des

politiſchen Syſtemes gehofft, das Joſeph II. und ſeine Mutter, die Kaiſerin, verfolgten; wollte jener raſch zugreifen, kämpfen, entſcheiden, ſo knüpfte dieſe nach drei Monaten eines bewaffneten ſchlagfertigen Zauderns im Juli neue Unterhandlungen an. Auch dieſe freilich, hinter Joſephs Rücken geführt, hatten keinen Erfolg; der kriegeriſche Zuſtand, der ohne eine Schlacht Menſchen genug aufrieb, dauerte fort bis in den Winter, wo man es mit neuen Unterhandlungen verſuchte. Friedrich II. bedachte ſich nicht, ſelbſt Frankreich und Rußland zur Vermittlung in deutſchen Angelegenheiten mitreden zu laſſen, wenn er nur ohne Opfer ſeinen Zweck erreichte, und er erreichte ihn wirklich in dem Frieden zu Teſchen, der am 13. Mai 1779 abgeſchloſſen ward. Darin wurden die Anſprüche Aller abgefunden, nur Oeſterreich mußte den Vertrag vom 3. Januar aufgeben und ſich ſtatt eines Länderbeſitzes von einigen hundert Quadratmeilen mit kaum vierzig begnügen, denn nur das Innviertel brauchte Karl Theodor abzutreten.

Karl Theodors Stimmung war aber nicht die eines Siegers; vielmehr ſchien er noch bis zuletzt lieber den Anſprüchen Oeſterreichs nachgeben, als ſein gutes Recht verfechten zu wollen. Dem zweibrücker Pfalzgrafen, der eine von ihm ſchon aufgegebene Sache glücklich durchgeführt, grollte er; gegen ſeine bayriſchen Unterthanen war er verſtimmt, ſchon weil er fühlte, welch armſelige Figur er ihnen gegenüber in dieſen letzten Händeln gemacht hatte. Er war ohnedies ungern von Mannheim geſchieden; die Beſtimmung der Hausverträge, wornach München die Reſidenz ſeyn mußte, war ihm nach den letzten Vorgängen läſtiger als je geworden. Ohne Liebe zum Volk, ihm fremd durch Lebensweiſe, Umgebung und Geſinnung, ließ er in Bayern noch Schlimmeres geſchehen, als ſelbſt bisher in der Pfalz; denn von wohlthätigen Schöpfungen war in Bayern wenig zu erzählen, deſto mehr von Unordnung, Käuflichkeit, Mätreſſenthum und pfäffiſcher Bigotterie.

War Bayern ſchlimm daran, ſo hatte auch die Pfalz Anlaß zu klagen. Sie war jetzt dem egoiſtiſchen Schreiberregi-

ment ihrer Bureaukratie ganz preisgegeben und dem künſtlich groß gezogenen Wohlſtande der Städte ward eine Hauptſtütze, die Nähe der Regierung und des Hofes, weggenommen. Wie daher Karl Theodor im Sommer 1778 nach Mannheim zurückkam, um auf immer Abſchied zu nehmen, traten alle die, die vom Hof und ſeiner Verſchwendung gezehrt hatten, jammernd vor ihn hin und hielten ihm die unglücklichen Folgen ſeines Scheidens vor. In dem Tone, den ſich der ſervile Beamtenpatriotismus jener Zeit bis zum Uebermaß angeeignet, wurde Alles aufgezählt, was nach Karl Theodors Entfernung über das Land hereinbrechen müſſe; ohne Uebertreibung wahr konnte man wenigſtens die eine Prophezeiung nennen: daß in Mannheim an der Stelle der Prunkpaläſte Gras wachſen würde. Karl Theodor dankte den Klagenden für ihre Theilnahme und verſprach, als er wegging (Okt.), bisweilen ſeine Pfalz wieder zu beſuchen.

Der Zuſtand des Landes bot kein ſo glänzendes Bild, als der Hof, die Luſtſchlöſſer, Prachtbauten und Theater. Die Zahl der Bewohner in einem der geſegnetſten Länderſtriche der Welt war durch ſchlechte Verwaltung und Auswanderungen ſo herabgekommen, daß man die officiellen Angaben über den Bevölkerungsſtand nicht gern bekannt machte [35]); doch konnte man nicht verbergen, daß je der neunzehnte Menſch ein Bettler war und durch das Auswandern die Zahl der Weiber die der Männer auf bedenkliche Weiſe überwog [36]). Dieſes Land ward jetzt nach dem Abzug des Kurfürſten in die Hände eines allmächtigen Miniſters gelegt, des Grafen von Oberndorf, ihm wurde

35) Nach den Tabellen in den Actis pal. VI. 494 ff. betrug die Bevölkerung in der Pfalz

im Jahr 1777 — 288,801,
„ „ 1778 — 286,937,
„ „ 1779 — 289,614,

und nahm in den Jahren 1778 und 1783 um mehrere Tauſende ab. Vgl. auch Schlözers Briefw. IV. 177.

36) Spittlers Gött. Magazin I. 520 f.

durch ein Patent 37) vom 12. Aug. 1778 alle Landesſtellen untergeordnet und mit Ausnahme ganz weniger Dinge, die dem Kurfürſten perſönlich vorgelegt wurden, die unbedingte Regentſchaft der Pfalz übertragen. Die pfälziſche Bureaukratie haben wir ihrem Weſen nach ſchon kennen lernen; nach dem was ſie wagen konnte ſo lange der Kurfürſt nahe war und manchmal perſönlich eingriff, läßt ſich denken, wie ſie verfuhr, ſeit ſie unbewacht und ungeſtört war. Die Mißbräuche waren jetzt frei; ein uneigennütziger, thätiger Beamter war, wie ſich der kurpfälziſche Medicinalrath ausdrückt, „ein räudiges Schaf unter einer Heerde 38)." Die Stellenverkäufer machten jetzt noch beſſere Geſchäfte als zuvor; denn ſelbſt ein verweichlichter und von Mätreſſen beherrſchter Regent kann bisweilen für ſein Volk empfinden, eine käufliche Bureaukratie von Adeligen und Schreibern niemals. Einer ſolchen Regierung war es möglich, eines der erſten Lebensbedürfniſſe, das Holz, zum Monopol einer Geſellſchaft zu machen, die dafür viel bezahlte und ſich noch viel mehr wieder bezahlen ließ; Jedermann war genöthigt, Holz von dieſer Geſellſchaft zu kaufen, obſchon es ſchlechter und theuerer als jedes andere war, in den Zeiten der Noth, namentlich in dem harten Winter von 1784 entſtand aus dieſem Mißbrauch eine furchtbare Verlegenheit 39). Darum iſt es erklärlich, wie Schlözer ſagen konnte: aus der Intoleranz und den Monopolien entſpringe alles Elend in der Pfalz.

Eines der verderblichſten Monopolien war das Lotterieſpiel. Während man oft und wiederholt jedes Collectiren auswärtiger Lotterien bei hoher Strafe verbot 40), ſaß zu Mannheim ſelbſt ſo eine Sündenanſtalt von der Regierung privilegirt und durfte

---

37) S. Schlözers Briefw. IV. 405.

38) S. deſſen merkwürdige Vorſtellung in Schlözers Staatsanzeigen V. 313 f.

39) Die Verordnung in Schlözers Briefw. V. 113 ff. Staatsanz. IV. 436 ff. finden ſich die Belege über die Folgen.

40) Briefwechſel VII. 246.

es wagen, einen Almanach de bonne Fortune drucken zu laſſen, worin mit unverholener Schamloſigkeit Lotterie und Haſardſpiel dem Volke als die leichteſten Quellen des Reichthums anempfohlen waren [41]). Drum dauerten die Auswanderungen fort; nicht nur Mannheim, das zwei- bis dreitauſend Einwohner durch Karl Theodors Wegzug verlor, und Schwetzingen, das ganz verödete, ſondern auch andere Gegenden, namentlich das Oberamt Alzei, ſchickte Tauſende nach Polen, welche die Regierung und ihre Landſchreiber vertrieben hatten. Damals gab ein loyaler Pfälzer eine „freundſchaftliche Erinnerung" an ſeine Landsleute heraus, worin es zum Troſte alſo hieß: „Ihr werdet hie und da vielleicht von euren Mittelobrigkeiten gedrückt; ja, wo iſt das Land, wo es nicht zuweilen geſchieht? Ihr habt ja eure Oberrichter, die höhern Landescollegien, an die ihr euch wenden könnet und wo ihr Recht und Schutz finden werdet. Wiſſen aber eure Beamten dieſe zu täuſchen, leidet ihr weitere Bedrückungen, ſo ertraget ſie, meine Brüder, mit Geduld, nehmt euer Kreuz auf euch und folget eurem Erlöſer nach; er hat euch ein Beiſpiel gegeben, daß ihr auch thun ſollet, wie er gethan hat." [42])

Indeſſen man mit ſolch gotteslaͤſterlichem Troſt den hungernden Bauer zu beruhigen ſuchte, wurden die Herrn von der Regierung reich und der Hofſtaat in München betrug eine ganze Armee [43]). Dort wollte es dem Kurfürſten nicht gelingen, ſich ſeiner neuerworbenen Bevölkerung zu nähern; vielmehr nahm die Entfremdung auf beiden Seiten zu. Der Kurfürſt ſelbſt blieb Pfälzer und von Pfälzern umgeben, die provinzielle Verſchiedenheit des Hofes und Volkes gab ſich oft in feindſeliger Weiſe kund. Manche wohlthätige Einrichtung ward zwar durch die neue Regierung angeregt, auch die Reſidenz erweitert und

41) Staatsanz. I. 504.

42) Schlözer Staatsanz. VI 212.

43) S. ebendaſ. V. 399.

verſchönert, aber es kam zugleich das pfälziſche Weſen, wie wir es geſchildert, die lüderliche Verwaltung, die Erblichkeit der Stellen und alle Mißbräuche einer käuflichen, gewiſſenloſen Büreaukratie in die bayriſche Regierung herein. Den Kurfürſten beherrſchten Pfaffen und Mätreſſen ſammt den Baſtarden, welche ihm dieſe geboren; ein gewiſſenloſer Vertrauter, wie Lippert und deſſen Spießgeſelle Pater Frank, ein intriguanter, ausſchweifender und gewiſſenloſer Jeſuit, hatten auf Karl Theodor den größten Einfluß; beide hatten ſich mit den kurfürſtlichen Huren und deren Kindern verbündet. Eine Gräfin Törring, eine Freiin von Schenk nahmen jetzt die Stellen der früher genannten Mätreſſen ein; von ihrem Treiben wird Schauderhaftes, beinahe Unglaubliches erzählt. Ein Herr von Betſchard, den man wegen arger Verbrechen ſeines Landrichteramtes entſetzt und zum Tode verurtheilt, ward begnadigt; ja er ward zum Miniſter der oberpfälziſchen Provinz ernannt, als er ſich dazu hergab, ſich die Schenk antrauen zu laſſen, und zugleich durch eidlichen Revers verſprach, ſie niemals ehelich zu berühren. Der ſaubere Bund wurde geſchloſſen; bald war aber dem Weib der Scheingemahl ſo zuwider, daß ſie den Kurfürſten bat — das früher verſchobene Todesurtheil vollziehen zu laſſen! Es erfolgte der Befehl: die Todesſtrafe in ewiges Gefängniß zu verwandeln, und Betſchard ward ohne Unterſuchung und Vertheidigung auf die Feſtung gebracht, bis ihn die Gnade einer ſpätern Regierung befreite [44]). Söhne und Schwiegerſöhne des alternden Kurfürſten wurden zum Nachtheil des Gemeinſamen reich gemacht; für den Fürſten von Brezenheim z. B. ward eine bayriſche Zunge des Malteſerordens geſchaffen (1781), damit dieſer kurfürſtliche Baſtard, den Karl Theodor mit der Schauſpielerin

44) Die Sache erzählt Lang (Memoiren II. 116) in dem Tone ſchrecklichen Humors, womit er ſolche Greuel zeichnet. Beſtätigt wird ſie durch Feuerbach Darſtell. merkw. Verb. II. 541. S. auch: Verſuch einer Gallerie churpf. bayriſcher Staatsdiener und Beamten. 1. Lief. Gedruckt im Lande, wo Wahrheit gedruckt werden darf. 1791.

Seyffert gezeugt, als Großprior eine glänzende und unabhängige Exiſtenz habe. Die reiche Dotation der neuen Schöpfung ward aus dem Vermögen des aufgehobenen Jeſuitenordens genommen, womit man bisher die Volksſchulen unterhielt; die Volksſchulen überwies man den Klöſtern, die ſie dann knauſernd wie Bettelmönche unterhielten und zu Grunde gehen ließen.

Die wiſſenſchaftlichen Liebhabereien Karl Theodors, unter deren Schutz früher manches Werthvolle gedieh, nahmen jetzt allmählig ab; denn je älter der Kurfürſt wurde, deſto mehr beherrſchten ihn Lüderlichkeit und Bigotterie. Er ward dem Kreis der geiſtigen Bewegung, die damals Deutſchland durchdrang, mehr und mehr entfremdet; die Oppoſition gegen pfäffiſchen Druck und mönchiſche Verfinſterung fand an ihm allmählig einen Gegner, den die verkappten Exjeſuiten geſchickt zu gebrauchen wußten, indem ſie ſeinen ſinnlichen Neigungen einen frommen Mantel umhingen und dem alten Wollüſtling einbildeten, mit bigottem Fanatismus könne er ſich das verlorne Paradies erringen. Es ward dem aufklärenden Streben des verſtorbenen Kurfürſten allmählig entgegengewirkt, in dem damals lebendig gewordenen Kampfe zwiſchen der deutſchen Biſchofskirche und der ultramontanen Hierarchie Roms nahm Karl Theodors Regierung für Rom Parthei, und unter der bequemen Anklage des Illuminatismus verfolgte man ſeit 1774, vom Pater Frank und Conſorten angeſtiftet, jeden freien und unabhängigen Gedanken. Die Charlatans und Betrüger zogen zum Theil bei Zeiten ihre Köpfe aus der Schlinge, aber viele der edelſten und verdienteſten Männer Bayerns wurden von der rachſüchtigen Wuth pfäffiſcher Inquiſitoren damals getroffen.

Die Wirkungen dieſes Syſtemes wurden auch in der Pfalz, trotz Academien und öffentlichen Anſtalten für Poeſie und Kunſt, ſehr fühlbar. Der Jeſuitenorden war zwar aufgehoben, fing aber ſeit dem wachſenden Einfluß des Pater Frank an, ſich von Neuem mächtig zu regen. Nach ſeiner Aufhebung waren (1774)

nach offiziellen Zählungen [45]) noch 93 Glieder des Ordens in der Pfalz; darunter fünfundzwanzig in Mannheim und vierzig in Heidelberg, die etwa 24000 Gulden Penſionen bezogen. Eine Anzahl der Exjeſuiten brachte man in Pfarreien unter, mit andern beglückte man die Univerſität Heidelberg, ſo daß immer ein mächtiger Reſt übrig blieb, um als Landſturm einer zukünftigen pfäffiſchen Reaction aufgeboten zu werden. Dieſe Reaction kam ſchnell; die Hoffnung, den Jugendunterricht den Händen der Mönche für immer entzogen zu ſehen, ward bitter enttäuſcht durch ein kurfürſtliches Decret vom 12. Oktober 1781, das in die bisherigen Collegien und Seminarien der Jeſuiten einen andern Orten, die Lazariſten, einwies. Die Anſtalten waren ſeit 1773 theils von Weltgeiſtlichen, theils von ehemaligen Jeſuiten verſehen worden; hatte es zwar den erſtern an Gelegenheit gefehlt, ſich zu Lehrern eigentlich auszubilden, ſo konnte man ihnen guten Willen und Eifer doch nicht abſprechen. An ihre Stelle rief man jetzt die Lazariſten, um an der theologiſchen Facultät, den Seminarien und Gymnaſien die Jugend zu unterrichten. Hatte es ſchon etwas Widerſinniges, in dem Augenblick, wo ganz Deutſchland nach einer nationalen Reform des Erziehungsweſens rang, eine geiſtliche Congregation zur Erziehung zu berufen, ſo war es noch viel auffälliger, daß man Ausländern, Franzoſen, die zum Theil nicht einmal deutſch verſtanden, die heilige Miſſion der Jugendbildung in einem deutſchen Lande überließ. Es waren franzöſiſche Prieſter, wie die Mehrzahl vor 1789; unwiſſend, keck, geldgierig und ausſchweifend — ſo bewährte ſich mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen die geiſtliche Congregation. Sie kamen, füllten den Seckel und gingen; Manche liefen wie Diebe in der Nacht davon, Manche mußten wegen öffentlichen Skandals ſich entfernen. Der unruhige Wechſel der Lehrer war ſchon ein Hinderniß für jedes Gedeihen der Anſtalten; ſchlim-

45) Pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Stifter und Klöſter"). Handſchriftliches über ihre Güter findet ſich auch in der Batt. Bibl. 59.

mer noch war es, daß Idioten und moraliſch ganz unwürdige Leute die Mehrzahl des Perſonals ausmachten. Verſchwendung, Wucher und Genußſucht bei den Lehrern, Unwiſſenheit und Ungehorſam der Schüler bilden die ſtehende Phyſiognomie der pfälziſchen Lazariſtenſchulen [46]).

Am härteſten empfand es die Univerſität, was es hieß, erſt aus Jeſuiten, dann aus Lazariſten die theologiſche Fakultät gebildet zu ſehen. Früher war der Jeſuit Kleiner, einer der rührigſten Agenten des allmächtigen Pater Frank, von dem größten Einfluß geweſen, neben ihm ſtand der Jeſuit Jung, der damals den Jeſuitismus plump und fanatiſch pries, ſpäter in Mainz ihn angriff und ableugnete, und ein Dominikaner, Namens Rumpel, von deſſen Unwiſſenheit ſeltſame Geſchichten erzählt wurden [47]). Das Jahr 1782 brachte nun die Lazariſten; an der älteſten Univerſität Deutſchlands ward jetzt die Kirchengeſchichte von Stockfranzoſen, wie Saligot und Dupois waren, gelehrt, und das in einem Augenblick, wo in allen katholiſchen Ländern Deutſchlands ſich eine Erhebung gegen die mittelalterliche Hierarchie kund gab. Einzelne erträgliche Lehrer, wie Paraquin, mußten in kurzer Zeit den begünſtigten Lieblingen der herrſchenden Cotterie weichen; ein Herr Fleiſchbein, zum Lehrer ganz unfähig, ſollte Paſtoraltheologie und geiſtliche Beredſamkeit lehren. Die Colonie unwiſſender und anmaßender Franzoſen ward dabei immer vermehrt; zur Zeit des Jubiläums (1786) waren drei Franzoſen, Petitdidier, Leſueur, Patou [48]), im Beſitz der wichtigſten Lehrſtühle, der Moral, der Kirchen-

---

46) Vgl. die franzöſiſchen Pädagogen in Deutſchland oder die Geſchichte des Lazarismus in der Pfalz. Bethania 1793. Weder gegen die hiſtoriſche Darlegung, noch gegen die Aktenſtücke iſt von den Gegnern eine begründete Einwendung gemacht worden.

47) Er überſetzte z. B. wegen langer Weile mit den Worten: „propter longum quoniam."

48) Patou war ſo unwiſſend, daß ihm ſeine Schüler oft ſtark zuſetzten; einmal ſchnitt er die Controverſe mit den Worten ab: unus asinus plus potest negare quam decem docti probare.

geſchichte und Dogmatik; und neben ihnen lehrte der Franciskaner Theiſen, der als Exeget kein Wort Griechiſch und Hebräiſch, auch das Lateiniſche nur mangelhaft verſtand. Die einzigen würdigen Männer der Fakultät waren J. B. Kleber und der Carmeliter Johannes vom Kreuz; leider ſtarb aber der erſtere ſehr bald und ward durch einen ganz windigen Franzoſen, Noël, erſetzt, ſo daß unter den ſieben katholiſchen Profeſſoren und zwei Aſſeſſoren nur ein brauchbarer Lehrer, der angeführte Johannes, war; und dieſer eine hatte die ſchmählichſten Verketzerungen der Exjeſuiten auszuſtehen. Zum Ueberfluß kamen nachher noch ein paar Franzoſen in die Fakultät, und mit ihnen der Franciskaner Albertin Schott, der durch ſein Wiſſen und Wollen würdig geweſen wäre, zu Hogſtratens und Pfefferkorns Zeit Dominikaner in Cöln zu ſeyn.

Von Proteſtanten ſaß damals nur einer, Heddäus, in der Fakultät, aber gleichwohl vertrat er ſeine Wiſſenſchaft würdiger, als das Dutzend Lazariſten, Exjeſuiten und Bettelmönche, das ſich für eine theologiſche Fakultät ausgab. Die Corporation verlor neben der Achtung auch alle Vorrechte; denn damals eroberten ſich die Juriſten den beſtändigen Sitz im Senat, während von den Theologen nur der Decan darin Platz fand. Was hatten auch franzöſiſche Mönche, die heute kamen, morgen gingen, für ein Intereſſe an dem Beſtehen und Blühen der Hochſchule oder auch nur ihrer eignen Fakultät! Waren ſie ja nicht einmal dazu zu bewegen, zu den zahlloſen Jubelſchriften bei der Stiftungsfeier auch nur einen Beitrag zu liefern, und man konnte im Zweifel ſeyn, ob es mehr Unwiſſenheit oder Trägheit war.

Die theologiſche Wiſſenſchaft war in jener Zeit von der philoſophiſchen nicht mehr zu ſondern; ſeit Kants Kritik der reinen Vernunft war an proteſtantiſchen und katholiſchen Hochſchulen eine Bewegung entſtanden, welche der alte Zunftneid oder die pfäffiſche Ketzerriecherei vergebens zu bewältigen ſuchten. In Heidelberg hatten die Lazariſten die philoſophiſche Speculation gepachtet; von 1782 — 1791 waren fünf derſelben nacheinander als Profeſſoren angeſtellt, einer von ihnen, Koller, ward ent-

fernt, weil er in den Geruch des Kantianismus kam. Denn den Propheten der Verdummung ſchien Gellert ſelbſt ein Freigeiſt; Kant war ihnen ſo verhaßt, daß ſie den Namen ihren Hunden beilegten [49]). Das geſchah an einer Hochſchule, an die ein Jahrhundert zuvor Spinoza war gerufen worden; und in dieſe Atmoſphäre ward wenige Jahre nachher (1794) einer der größten philoſophiſchen Denker und gewaltigſten Lehrer, Karl Daub, als proteſtantiſcher Theologe herbeigerufen.

Der pfäffiſche Geiſt, wie er ſich in dieſen Zuſtänden ausſprach, war in allen Lebenskreiſen thätig. Die Proſelytenmacherei ward auf die ärgerlichſte Weiſe betrieben. Exjeſuiten, wie Holl zu Heidelberg, Spielberger zu Mannheim, ſuchten durch Schimpfen und Raſen auf den Kanzeln den Fanatismus wieder anzufachen, der damals in ganz Deutſchland anfing verdrängt zu werden [50]). Die Verfolgung und das Spionirſyſtem, wie es Pater Frank in Bayern trieb, ward auch in der Pfalz unterhalten, und zwar ſo plump, daß einzelne Vorfälle das Intereſſe von ganz Deutſchland in Anſpruch nahmen. So die Verketzerung des Pater Trunk, eines ehrenwerthen und tüchtigen Geiſtlichen, von dem Schiller, der ihn perſönlich kannte und als Freund ſchätzte, geſagt hat, er ſey ein lebendig herumgehender Beweis, wie viel Böſes die Pfaffen zu ſtiften im Stande ſind [51]). Sein Verbrechen beſtand darin, daß er das Beten zu Chriſti Blutstropfen für abergläubiſch erklärt, den Worten Elohim und Adonai die Kraft, den Teufel auszutreiben, abgeſprochen hatte, daß er überhaupt dem ſkandalöſen Unfug eines übertriebenen Bildergötzendienſtes und dem müßiggängeriſchen Wallfahrten in Predigt und Lehre entgegenwirkte; daraus machte ihm der feine Spürgeruch ketzerriechender Kapuziner eine Kette von zweiundvierzig Auklagen zurecht. Eine partheiiſche Commiſſion drängte ihn (1780) von ſeiner Pfarrei in Bretten weg; die

49) S. den Bericht Kollers in der angef. Geſch. S. 355. Vgl. 185.
50) Schlözers Staatsanz. I. 187. IX. 380 f. Briefwechſel X. 295.
51) S. Schillers Leben von der Frau von Wollzogen S. 83.

Regierung überließ ihn mit ſchmählicher Schwäche dem pfäffiſchen Verfolgungsſyſtem und er mußte mit dürftigem Gnadengehalt im katholiſchen Bürgerhospital zu Mannheim ſein Leben friſten [53]).

Aehnliches Aufſehen machte ein anderer Ketzerprozeß in der Nähe; auch dabei fanden die pfälziſchen Mönche Gelegenheit, ſich eine unbeneidete Unſterblichkeit zu ſichern. Ein Geiſtlicher des ſpeyrer Bisthums, Namens Wiehrl, war am Gymnaſium zu Baden als Lehrer der Philoſophie angeſtellt worden; er lehrte mit großem Beifall, aber zum Aerger der Zeloten huldigte er dem Feder'ſchen Eklekticismus. Man benutzte die Gelegenheit, als er ohne Anfrage bei den geiſtlichen Oberen Theſes aus dieſer Lehre drucken ließ, ihn des Ungehorſams anzuklagen; bemühte ſich zugleich von biſchöflicher Seite, die aufgeſtellten Sätze als ketzeriſch hinzuſtellen (1780). Die Regierung, ohne die geiſtliche Autorität auf ihrem Gebiet hemmen zu wollen, wünſchte doch ein minder ſummariſches Verfahren; dem Anſinnen, den Angeklagten ohne Weiteres anderswohin zu verſetzen, widerſprach ſie geradezu. Der milde und gerechte Karl Friedrich von Baden, deſſen gewiſſenhafter Sinn Niemanden zu nahe treten wollte, wünſchte eine gütliche Vermittlung; eine Erklärung, die er vom römiſchen Hofe einholte, ſtimmte damit überein und fand an Wiehrls Sätzen nichts Anſtößiges. Um ſich ſelbſt zu beruhigen, ließ der Markgraf zwei katholiſche Univerſitäten um Gutachten über die angeklagten Sätze angehen; und beide — es waren Wien und Feiburg! — erklärten, die Sätze ſeyen nicht nur nicht ſtrafbar, ſondern in dieſem Sinne würde in den öſtreichiſchen Ländern überall gelehrt. Während ſo die badiſche Regierung Alles auf friedlichem Wege auszugleichen dachte, hatte auch die biſchöfliche Regierung ſich Gutachten eingeholt, und zwar bei den Theologen zu Hei-

53) Es hat ſich eine kleine Literatur über dieſe Angelegenheit geſammelt; das Nothwendige findet man beiſammen in der neueſten Religionsverfaſſung S. 343 ff und im Deutſchen Muſeum. 1782. I. 145 ff.

delberg und Straßburg. Erſtere gaben (Nov. 1780) ein Gutachten ab, das in Form und Inhalt den obſcurſten Zeiten der mittelalterlichen Scholaſtik angehörte, beide ſtimmten darin überein, daß die Lehre höchſt verdammungswürdig ſey. So geſchah es auch; ein biſchöflicher Erlaß vom 28. Dez. 1780 enthielt eine förmliche Verdammung des badener Profeſſors. Die Sache machte in ganz Deutſchland Aufſehen; Karl Friedrich ließ eine offizielle Darlegung des Thatbeſtandes drucken und ſchickte dieſelbe nebſt Gutachten und allen Aktenſtücken an Karl Theodor (März 1781). „Es muß", ſchreibt der Markgraf, „ein Mißverſtändniß obwalten; allenfalls dürfte ſich eines oder das andere dadurch näher offenbaren, wenn Ew. Liebd. durch andere mit den Exjeſuiten in Heidelberg nicht in Verbindung ſtehende Theologen den Gehalt der verketzerten philoſophiſchen Lehrſätze unbefangen prüfen zu laſſen ſo gefällig wäre." Karl Theodor und ſein Pater Frank ließen natürlich die heidelberger Jeſuiten nicht fallen; erſt als der Markgraf ein Jahr nachher eine zweite Druckſchrift nach München ſandte, antwortete der Kurfürſt mit einem kurzen und trockenen Dankbrief, ohne ſich auf die Sache einzulaſſen [54]).

Mit dieſer unbedingten Herrſchaft pfäffiſchen Weſens ging ein kraſſer Aberglaube gleichen Schritt; Gaßner, der Teufelsbeſchwörer, fand in der Pfalz eine außerordentlich günſtige Aufnahme. Wie hätte es auch anders ſeyn können in einem Lande, wo eine Betſchweſter für ihren kranken Hund eine Meſſe halten ließ, wo die Geiſtlichen um Bezahlung an demſelben Tage für Sonnenſchein und Regen Meſſe laſen?! [55])

Der gedrückte Zuſtand des Proteſtantismus dauerte natürlich fort; die alten Bedrängniſſe wurden nicht abgeſtellt und für die Zukunft war keine Hoffnung zur Abhülfe, da in dem pfalz-

---

54) Die Briefe finden ſich im Original im pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Studien"). Alles Uebrige ſammt den Aktenſtücken ſ. in Schlözers Briefwechſel VIII. 218 ff. IX. 48. 55. 204 ff.

55) S. die neueſte Religionsverf. S. 376.

bayriſchen Hausvertrag von 1771 die Nichtanſtellung von Proteſtanten förmlich ausbedungen war. Doch regte ſich in den ſiebziger Jahren unter der reformirten Geiſtlichkeit allmählig eine Oppoſition, die offenbar darauf ausging, den Zuſtand des Unrechts, wie er ſeit einem Jahrhundert fortgedauert, auf die Norm beſchworner Verträge zurückzuführen. Wäre nicht im Kirchenrath ſelbſt, mit wenigen Ausnahmen, der ſervile Beamtengeiſt und Egoismus herrſchend geweſen, ſo hätte jene Oppoſition bedeutend werden können; allein die reformirte Kirche war von ihren eignen Vertretern verrathen, und am Hofe verſäumten Beamten und Mönche nicht, das Ohr des Regenten gegen jede gerechte Klage zu verſtopfen. So wurde eine Synode, welche die Geiſtlichkeit halten wollte, durch Cabinetsbefehl (Aug. 1776) verboten [56]), eine Deputation, welche, von allen reformirten Pfarrern gewählt, dem Kurfürſten die Beſchwerde vortragen ſollte, trocken abgewieſen (1777) und mit Ernennung einer ſogenannten Religionskommiſſion daſſelbe trügeriſche Spiel getrieben, wie oftmals vorher. Doch dauerte die Gährung im Stillen fort; der reformirte Kirchenrath ſelbſt konnte nicht umhin, einen Schritt zu thun, den ſchon früher das gleich hart bedrängte lutheriſche Conſiſtorium gewagt hatte. Er wandte ſich (1779) an Friedrich II. von Preußen und bat um Vermittlung für ſtrenge Aufrechthaltung der alten Religionsverträge; Friedrich verwandte ſich auch lebhaft bei der pfälziſchen Regierung, aber erlangte nichts, als eine jener vagen, nichtsſagenden Antworten, womit der pfälziſche Jeſuitismus ſtets bereit geweſen war [57]). Auch das entmuthigte die Bedrückten nicht; ſie hatten allmählig im Kirchenrath ſelbſt an Männern wie Wundt, Scheid, Fuchs, Hedbäus, Mieg eine kräftige Unterſtützung erworben, die ſich nicht mehr einſchüchtern ließ. So erſchienen im Jahre 1780 die Briefe über die „neueſte Religionsverfaſſung und Religionsſtreitigkeiten der Reformirten in der Unterpfalz", eine lebhafte und ſchneidende Schilderung

56) Schlözers Staatsanz. VIII 107.

57) S. die Aktenſtücke in der Neueſten Religionsverf. S. 436 ff.

des Zuſtandes jener Zeit, welcher die Regierung nichts entgegenſtellen konnte, als polizeiliche Verfolgungen und pfäffiſche Schmähreden [58]). Man nannte Mieg und Scheid, die den größten Antheil daran hatten, die „empörende Parthei"; man ließ das Buch öffentlich für ein Schandbuch erklären und unterſtützte einen Candidaten, der ſich erſt zum Denuncianten, dann zum Entgegner hergab [59]). Trotzdem wiederholte eine Anzahl von 204 reformirten Geiſtlichen ihr Geſuch um Abhaltung einer Synode; wie dies abermals abgewieſen ward (1782) und der Kirchenrath nichts Entſcheidendes that, wandten ſich die reformirten Pfarrer in der Pfalz (1784) mit einer Beſchwerde an das Corpus Evangelicorum und baten zugleich Preußen um Unterſtützung.

Die Regierung wiederholte ihr ofterprobtes Verfahren; ſie ſuchte durch eine kleine Nachgiebigkeit den Beſchwerderuf zu beſchwichtigen, um es im Uebrigen ganz beim Alten belaſſen zu können. Sie verordnete die Abſchaffung der ärgſten Mißbräuche in der geiſtlichen Güterverwaltung (Dez. 1785), täuſchte ſich aber, wenn ſie damit die Hauptbeſchwerden geſchickt umgangen zu haben meinte. Die evangeliſchen Reichsſtände ließen (Juni 1786) eine energiſche Beſchwerdeſchrift an den Kaiſer abgehen, worin ſie beſonders darauf hinwieſen, wie gewaltſam man die Abhaltung einer Synode gehemmt hätte, und Joſeph II. gab wie zu erwarten dem gerechten Verlangen nach; am 26. März 1787 ging an Karl Theodor ein kaiſerliches Dekret ab, welches ihm die Abſtellung der Beſchwerden kurz und rund anbefahl. Jetzt war nicht mehr zu zögern; die Regierung mußte gehorchen, auch wenn ſie in dem Antwortſchreiben an den Kaiſer ihrer ſchlecht verhehlten Erbitterung durch ſchmähende Reden von

---

58) Wer die ganze Erbärmlichkeit des herrſchenden Treibens erkennen will, vergleiche die angegebenen Briefe und die dagegen (Mannh. 1781) erſchienene offizielle Widerlegung: Ueber und Gegen die neueſte Religionsverfaſſung ꝛc.

59) Im pfälz. Archiv („Religion" Conv. II.) findet ſich darüber ein Faſcikel Akten.

„falſcher Erdichtung und leerem Geſchrei," von „unruhigen Köpfen und deren unerlaubten Ränken" Luft zu machen ſuchte. Auszuweichen war nicht mehr; darum ſuchte man das abgedrungene Zugeſtändniß wenigſtens illuſoriſch zu machen. Man wollte die Synode — gegen die anerkannte Kirchenverfaſſung — durch die Regierung einberufen und ihr einen katholiſchen Beamten als Präſidenten geben, aber dies war denn doch ſelbſt dem Kirchenrath zu ſtark und er erhob ſich mit ungewohnter Entſchiedenheit gegen ſolch ein Anſinnen (Nov. 1787), zugleich ließ er durch den bekannteſten Publiciſten der Zeit, Pütter in Göttingen, ein Rechtsgutachten über die Zuſtände der reformirten Kirche ausarbeiten und in aller Stille eine Synode vorbereiten, welche im Auguſt 1789 in herkömmlicher Weiſe zuſammenkam[60]). Die Regierung war darüber höchlich erbittert; ſie forderte den Kirchenrath zur Rechtfertigung auf und ließ ſtarke Beſchwerden nach Wien gehen, um das Verfahren der reformirten Behörde als politiſche Widerſpenſtigkeit hinzuſtellen[61]).

Aber der ſchlechte Kunſtgriff mißlang. Joſeph II. und die Reichsſtände nahmen ſich einer Sache lebhaft an, die durch Pütters Gutachten und andere Schriften der ganzen deutſchen Nation bekannt wurde; nur des Kaiſers Tod und die Einflüſſe des franzöſiſchen Revolutionskrieges ſchoben die Entſcheidung noch bis zur Regierung des Nachfolgers, des mild und freiſinnig denkenden Pfalzgrafen Maximilian Joſeph, hinaus. Was die Reformirten rechtlich anſprechen konnten, war freilich durch die Schuld der ſchlimmen Zeiten ſo angewachſen, daß wenig Hoffnung blieb auf eine vollſtändige Entſchädigung. An rückſtändigem Beſitz der ihnen gegen den Vertrag von 1705 war entzogen worden, ſprachen ſie ein Capital von zwei Millionen und 422,450 Gulden nebſt 732,067 Gulden Zinſen an[62]); die ganze Güterver-

---

60) Ueber alles dies findet man die Aktenſtücke in der Neueſten Geſch. der reform. Kirche. Beil. 41—55.

61) Pfälz Archiv („Religion").

62) Den Nachweis gibt Pütter in der Syſtemat. Darſtellung S. 187—193.

waltung widerſprach zudem der Beſtimmung des angeführten Vertrages. Sie verlangten ferner gleiche Anſprüche an alle öffentlichen Aemter, von denen merkwürdiger Weiſe ſie, die herrſchende Landesconfeſſion, durch die eingedrungene katholiſche waren verdrängt worden; auch forderten ſie daß die Einrichtung des Kirchenraths, die Beſetzung der Univerſität nach Vorſchrift des weſtphäliſchen und halliſchen Vertrags beobachtet und die durch Cabinetsordres aufgehobenen Synoden, Convente und Viſitationen wieder eingerichtet würden.

Von allem dem auch nur einen kleinen Theil durch Karl Theodor zu erlangen war kaum möglich; Sinnlichkeit und Bigotterie hatten ihn ſchon ausſchließlich gefangen genommen. Auch verſtimmte ihn ſein Verhältniß zu den Bayern, denen er ſich ſeit den Vorfällen des Jahres 1778 fremd fühlte, ohne etwas zu thun, um ſich ihnen zu nähern. Vielmehr nahm er von Oeſterreich verlockt die früheren Entwürfe wieder auf; ſtatt einer Abtretung war jetzt (1785) von einem Tauſch Bayerns gegen die Niederlande die Rede, und nur Preußens wachſamer Scharfblick, das die ängſtlichen Landesfürſten in dem Fürſtenbund vereinigte, verhütete die Vergrößerung Oeſterreichs. Die Sache ward in ihren Hauptzügen bekannt und der Kurfürſt von ſeinen bayriſchen Unterthanen, denen er alle Gerüchte dieſer Art abläugnete, öffentlich Lügen geſtraft. Mißverhältniſſe mit der münchner Bürgerſchaft kamen hinzu; mehr als je ſehnte ſich Karl Theodor nach der friedlichen, unterthänigen Pfalz, wo das Volk ſeine blühende Zeit angeſtaunt und die Beamten in loyaler Verzückung ihn als einen glänzenden und großen Regenten geprieſen hatten. Ein lebhafter Auftritt mit dem münchner Magiſtrat vergrößerte aber die Spaltung und am Morgen des 11. Oktober 1788 reiste Karl Theodor nach Mannheim ab, wie es hieß, um auf immer in der Pfalz zu bleiben.

Da waren Wunden genug zu heilen. Der künſtliche Wohlſtand, der auf Hof, Luxus und Induſtrie gebaut war, hatte ſeit 1778 einen tödtlichen Stoß erhalten; Unglücksfälle mancher

Art vergrößerten noch den Druck des Bürgers und Bauers, dem Academien und Paläſte kein Brod boten. Eine wahre Landescalamität hatte das Jahr 1784 gebracht; erſt war eine ſtarke Kälte eingetreten, dann am 5. und 6. Januar das Eis gebrochen und hatte Mannheim ſtark heimgeſucht; ein neuer Froſt hatte einen neuen furchtbaren Eisgang zur Folge, der am 18. Jan. mit reißender Schnelligkeit Heidelberg verwüſtete. Kaum war man von den Schrecken der Ueberſchwemmung befreit, ſo wiederholte ſich die ſtrenge Kälte, deren Druck den Obdachloſen durch Mangel an Holz noch furchtbarer ward, und wie nun endlich dies Eis von Neuem ſich löste, ward die Unterpfalz (26. und 27. Febr.) abermals in eine Waſſerwüſte umgewandelt. Das ganze Neckarthal, die Städte Mannheim, Heidelberg, Ladenburg waren der Waſſersnoth preisgegeben und alle Felder überſchwemmt; kein Ort befand ſich aber in einer ängſtlicheren Kriſe, als Mannheim, wo der Neckar über alle Dämme hinwegging und an dem höchſten Feſtungswall ſtand [63]). Mehrere Jahre lang fühlte man dieſe Kataſtrophe noch in ihren zerſtörenden Folgen; es ſchien deßhalb die Rückkehr des Fürſten und ſeines Hofes als eine wohlthuende Entſchädigung für die bitteren Jahre. Aber der Jubel war vorübergehend; nach einem achtmonatlichen Aufenthalte kehrte Karl Theodor nach Bayern zurück (Juni 1789) und überließ die Pfalz der begünſtigten Bureaukratie.

In denſelben Tagen hatten ſchon die Bewegungen in Frankreich begonnen, denen das alte Europa mit ſeinen Höfen und Regierungen erliegen mußte. Gefährdeter als alle Nachbarländer waren die Gränzprovinzen am Rhein, wo ſchlechte geiſtliche Regierungen und Zuſtände wie die unter Karl Theodor den revolutionären Zündſtoff in Maſſe anhäuften. Selbſt in Bayern ſchien die politiſche Lage einer Kriſis entgegenzugehen, je mehr ſich Karl Theodors Rathgeber vor dem was die Zeit

63) Vgl. Deurers umſtändliche Beſchreibung der durch die Eisgänge betroffenen großen Noth. Mannh. 1784.

ungeſtüm forderte, mit Polizeigeſetzen und pfäffiſchem Druck zu verſchanzen ſuchten. Aus der Pfalz war ohnedies die Ruhe gewichen, ſeit ſich die franzöſiſche Revolution anfing nach Außen zu wenden und in denſelben Tagen, wo man auf dem rechten Ufer die Jubelfeier der fünfzigjährigen Regierung Karl Theodors mit großem Lärm beging (Dez. 1792 und Jan. 1793)[64]), waren die Beſitzungen auf dem linken Ufer ſchon von den republikaniſchen Truppen überfluthet.

Die erſten Augenblicke des Herannahens der Franzoſen hatte die alten Regierungen, namentlich die pfälziſche, mit um ſo größerem Schrecken erfüllt, je eifriger ſie bisher bemüht geweſen waren, ihre Länder von den geiſtigen und moraliſchen Einflüſſen der gefährlichen Nachbaren hermetiſch abzuſperren. Es konnte dabei nicht fehlen, daß man ſich die lächerlichſten Blößen gab. Schon 1788 hatte die pfälziſche Regierung eine Menge von Zeitungen verboten und dabei die Klage ausgeſprochen[65]), daß die Frechheit der Zeitungsſchreiber ſich über Alles auslaſſe und ihr Gift ohne Rückſicht ausgieße; in den letzten Monaten des Jahres 1789 war eine Warnung erſchienen gegen die Umtriebe „benachbarter Länder“ und im Februar 1790 ward Jedem mit Gefängniß gedroht, der ſich erkühne Zeitungen und Brochüren aus Frankreich mitzubringen oder gar auszutheilen nnd vorzuleſen. Die armen Illuminaten ſollten an allem Schuld ſeyn; denn ſeit 1791 ward „jede Religionsſpötterei und unerlaubte Kritik gegen Kirche und Staat“ als ein Kennzeichen des Illuminatismus angeſehen und darnach beſtraft. Alle Theilnehmer verloren den Anſpruch auf Staatsdienſt (ausgenommen wenn ſie denuncirt hatten) und jeder neu eintretende Staatsdiener mußte einen Revers in dieſem Sinne beſchwören[66]). Durch alle dieſe Maßregeln verrieth die Regierung nur Angſt; Erfolg

64) Von den zahlreichen Jubelſchriften und Feſtreden, die uns vorliegen, hat nur die von Wigard einigen hiſtoriſchen Werth.

65) Pfälz. Archiv.

66) Bayr. Reichsarchiv (Generalverord. Fasc. III.).

hatte es nicht; denn ſie ſelbſt ſah ſich genöthigt, ihren Beamten eine ſtille und vorſichtige Vollziehung der Bücherverbote einzuſchärfen, weil durch das öffentliche Confiſciren nur noch mehr Schaden angerichtet wurde [67]).

So viel Verachtung man affectirte gegenüber dem revolutionären Frankreich, ſo war man doch vor einem drohenden Einfalle in Todesangſt. Seit der mißlungenen Flucht Ludwigs **XVI.** wurden alle Beamten ſtreng angewieſen, den Emigranten, die ſich ſchaarenweiſe in der Pfalz herumtrieben, keinerlei Vorſchub zu leiſten; von Tag zu Tag mußten ſie Berichte von der Gränze einſchicken und man ließ ſich manches Bittere gefallen, Alles aus Furcht vor der drohenden Nähe der Städte Landau und Weiſſenburg, die beinahe umgeben vom pfälziſchen Lande leicht der Sitz einer revolutionären Propaganda werden konnten. Mit außerordentlicher Zartheit mied die Regierung jeden Anlaß zur Beſchwerde; als der Landſchreiber Wrede zu Heidelberg (Aug. 1791) in einer Warnung an ſeine Schultheißen ſagte, „es ſey ſchon ein Criminalverbrechen, von der abſcheulichen die Strafe Gottes unfehlbar nach ſich ziehenden unmenſchlichen Revolution nur auf eine Art günſtig zu reden“ — da erhielt der loyale Beamte für ſeine taktloſe Wohldienerei einen Verweis von der Regierung, worin ihm dergleichen Bullen zu erlaſſen für die Zukunft verboten war. Das päbſtliche Breve über die neue Kirchenverfaſſung Frankreichs ließ die Regierung nicht, wie der Clerus wollte, von der Kanzel herab verleſen und mit erbaulichen Digreſſionen begleiten, ja man ließ ſich ſogar lieber manchen materiellen Nachtheil in den pfälziſchen Enclaven und Gränzdiſtricten gefallen, ehe man eine ernſtliche Beſchwerde wagte [68]).

Die pfälziſche Regierung hätte durch dieſe Haltung wohl verdient, verſchont zu bleiben von jedem feindſeligen Angriff; wie aber nach dem mißglückten Einfall der Preußen das revo-

67) Pfälz. Archiv.

68) Pfälz. Archiv („Anſprüche“).

lutionäre Frankreich ſeine Waffen gegen das deutſche Reich wandte, da konnte auch das rückſichtvollſte Benehmen der pfälziſchen Staatsmänner das Land nicht mehr ſchützen. Im Oktober 1792 zogen die erſten Franzoſen in Lautern ein, anfangs mit guter Mannszucht und ohne Angriff auf das Eigenthum einer neutralen Bevölkerung, bald aber unter fühlbarem Druck [69]), der namentlich die verlaſſene zweibrückiſche Reſidenz ſehr hart traf. Durch die Einnahme von Mainz war der überrheiniſche Theil der Pfalz den Franzoſen preisgegeben, während man zu Mannheim das Feſt der fünfzigjährigen friedlichen Regierung Karl Theodors beging.

Bedenklicher noch als dieſe kriegeriſche Invaſion war die Stimmung des überrheiniſchen Volkes; man ſchien dort der Anſicht zu ſeyn, daß die zerlumpten Kämpfer des franzöſiſchen Republikanismus ſchwerlich härter drücken konnten, als pfälziſche Landſchreiber. Jetzt hörte man wie nach langem Druck und angewöhntem Kriechen auf einmal die freigewordene öffentliche Stimme furchtbare Anklagen ausſprach gegen das „väterliche" Regiment Karl Theodors; der Hochmuth nichtswürdiger Beamten, die ihre Stellen erbten oder kauften und wie ihre Väter wahre Landplagen wurden, die Chikanen des Gerichts, die Sportelſucht und andere Juſtizkniffe, das Auſſaugeſyſtem der Steuerbeamten ward jetzt mit grellen Farben geſchildert und das Land bereitete ſich ſchon vor, ſeine Nationalität gegen die verführeriſche fremde Freiheit auszutauſchen. In den Tagen, wo man zu Mannheim und in den andern Städten des rechten Ufers dem Volke befahl, den Druck der Zeiten und die Stimmungen des Inneren mit loyalem Jubel zu übertünchen, wurden vom linken Ufer als Brandſtoff aufregende Schriften hinübergeworfen, die Karl Theodors Regierung bitter aber wahr beurtheilten. „Sollen wir jubiliren, hieß es in einer derſel-

---

69) Im ſpeyr. Kreisarchiv (Militär 117) ſind darüber Berichte der Beamten.

ben [70]), daß wir fünfzig Jahre lang im Schweiß unſeres Angeſichtes unſer Feld bauen durften, um die Schweine und Haſen ſeiner Excellenzen zu füttern? Oder ſollen wir jubiliren, weil man uns oft mitten aus unſerer nöthigen Arbeit hinwegriß, um Landſchreibern und Oberbeamten in der Frohnde große Häuſer bauen und nach ihren zuſammengeſtohlenen Landgütern bequeme und koſtbare Straßen führen zu müſſen? Oder gar, daß er uns und unſer ſauer erworbenes Eigenthum einer Rotte von adeligen und unadeligen Dieben, Kammerdienern, Dirnen, Projectmachern Preis gab?"

Das Volk ward ſo den Intereſſen Deutſchlands entzogen und warf ſich mit Ungeduld in ein neues fremdes Joch, zufrieden genug, dem alten zu entrinnen. Die junge Generation beſonders war die regſamſte Verbündete der franzöſiſchen Propaganda und ſelbſt in Gegenden, wo keine franzöſiſchen Truppen ſtanden, waren die Beamten nicht mehr im Stande, die hereinbrechende Anarchie aufzuhalten [71]). Leugnen ließ ſich nicht, daß das Land viele der koſtbarſten Bürgſchaften altgermaniſcher Volksfreiheit auf dieſem Wege zurückerhielt und des Feudalweſens in Kirche und Staat ſehr raſch entledigt ward [72]), aber welch' bittere Zeiten mußte es durchmachen, bis es des Genuſſes dieſer Güter froh ward! Der Krieg laſtete ſehr hart auf dem Lande; erſt waren die Franzoſen Herrn, dann ſeit dem Fall von Mainz (Juli 1793) die Deutſchen; auf pfälziſchem Gebiete, beſonders in der Umgebung von Landau, ward dann den ganzen Sommer und Herbſt hindurch gefochten, bis Landau

---

70) Ein überrheiner Bauersmann an ſeinen Churfürſten zu München im Bayerland. Mainz 1792. Wahrſcheinlich von demſelben Verfaſſer ſind die: Gedanken eines pfälz. Bauers über die gegenwärtigen kriegeriſchen Zeitläufte." 1793.

71) Berichte im ſpeyr. Kreisarchiv.

72) Die Hoffnung darauf hielt aufrecht in den Nöthen des Krieges. Ungemein treffend iſt dieſe Stimmung gezeichnet in dem Geſpräch eines pfälziſchen Bauers, das der Verf. der Briefe „Ueber die Pfalz am Rhein und deren Nachbarſchaft" Brandenb. 1795. II S. 14 ff. mittheilt

entſetzt war und die Franzoſen (Dez.) von Neuem bis an den Rhein vordrangen. Die überrheiniſche Pfalz war jetzt von Worms und Speyer bis an die Gränze des Elſaſſes von Franzoſen, die Umgegend von Oppenheim und Alzei von Preußen beſetzt; auf dem rechten Ufer lagen öſterreichiſche Heerhaufen. Härter noch als der drückende Winter ſuchte der Krieg im Jahre 1794 das Land heim; denn das ganze Jahr hindurch war die überrheiniſche Pfalz der Kriegsſchauplatz. Erſt waren Preußen und Oeſtreicher bis an den Weſtrich vorgedrungen, dann warfen die Franzoſen im Juli ſie zurück und das unglückliche Land war nun wieder ſo getheilt, daß das linke Ufer die Fremden, das rechte die deutſchen Truppen beköſtigen mußte. Anfangs hatten zwar die Franzoſen mit Schonung verfahren [73]) und manche wilde Rotte in den deutſchen Armeen ließ ein trüberes Angedenken zurück als die wälſchen Sanskülotten [74]). Seit aber die Conventscommiſſäre auch bei den Armeen das Schreckensſyſtem planmäßig ins Werk ſetzten, folgten außer den gewöhnlichen Bedrängniſſen des Krieges noch ausgeſuchte Quälereien; einzelne Individuen und ganze Gemeinden wurden das Opfer einer ſpionirenden und verfolgenden Diktatur. Am härteſten ward das zweibrückiſche Städtchen Cuſel getroffen; obwohl es im Kriege ſchwere Opfer gebracht und die franzöſiſchen Befehlshaber den Bürgern wiederholt Sicherheit und Ruhe verſprachen, ward ihnen doch ganz unerwartet am 26. Juli 1794 der Befehl gegeben, binnen einer halben Stunde bei Todesſtrafe den Ort zu verlaſſen. Die Offiziere hatten Mitleid aber keine Macht das Unglück abzuwehren; im wildeſten Getümmel mußten die unglücklichen Bewohner mit wenig fahrender Habe die Vaterſtadt verlaſſen, die ſchon am Abend in einen rauchenden Schutthaufen umgewandelt war. Urheber der Gräuelthat war der Conventcommiſſär Hentz, der auf die zweifelhafte Anklage hin, in Cuſel

73) Beiſpiele gibt der preußiſche Offizier, der die Briefe „Ueber die Pfalz am Rhein und deren Nachbarſchaft" verfaßt hat. S. Band I. S. 132.
74) Ebendaſ. II. S. 11.

ſeien falſche Aſſignaten verfertigt worden, das regſame und gewerbfleißige Städtchen der Zerſtörung preisgab. Wenige Tage nachher erlag er ſelbſt und ſein Patron Robespierre der Reaction des 9. Thermidor, aber Cuſel war zerſtört und dreihundert Familien, über dreizehnhundert Menſchen, ohne Obdach [75]).

Indeſſen war mit Ausnahme weniger Plätze das ganze linke Rheinufer in franzöſiſche Hände gekommen; die Verſuche der deutſchen Heere, das Verlorene wieder zu erkämpfen, waren fruchtlos, und der Gedanke einer Vereinigung des linken Ufers mit Frankreich ward ſchon laut ausgeſprochen. Bald ſah auch die Pfalz auf dem rechten Ufer die franzöſiſchen Heere; im September 1795 erſchien Pichegru im Angeſicht von Mannheim, deſſen Brückenkopf ſchon früher von den Franzoſen war genommen worden. Mannheim war theils durch ſeine anſehnlichen Vorräthe bedeutend [76]), theils war es ein wichtiger Anhaltspunkt für die ganze Führung des Krieges; da nun der Kurfürſt von Pfalzbayern an dem Reichskriege Theil nahm und ſein Land mit hohen Kriegsgeldern beſteuerte, war es eine Pflicht ſeiner Beamten, die hochwichtige Reichsfeſtung nicht leichtſinnig preiszugeben. Dieſe Pflicht zu erfüllen, war um ſo leichter, da der Platz nicht iſolirt war; Clerfait ſtand mit einer Armee am Main und dehnte ſeine Vorpoſten bis an die pfälziſche Bergſtraße aus, Wurmſer zog bereits aus dem Breisgau den Rhein herunter. Wer wollte aber ſolche Betrachtungen, oder auch nur die gewöhnlichſte Regung patriotiſchen Gefühls bei einer Bureaukratie erwarten, wie die pfälziſche war? In

75) S. Kurze Nachricht von Verbrennung der Stadt Cuſel. 1794. Das glaubwürdigſte iſt, daß ein Bürger aus dem Stadtrath bei dem Fabriciren falſcher Aſſignaten betheiligt war.

76) Nach offiziellen Angaben befanden ſich darin 154 Belagerungsſtücke, 107 Feldſtücke, 130 Mörſer, 80 Haubitzen, 345,600 Pfund Pulver, 691,309 Flintenſteine, 122,502 Kugeln, 5360 Bomben, 2740 Haubizen, 43000 Granaten, 140,542 Eiſenkugeln, 3955 ſcharfe Patronen, 174 Rüſtungen, 700 Infanterieſäbel, 1790 Kavallerieſäbel, 5870 Patrontaſchen, 2885 Gewehrgehänge, 300 Hellebarden; 5000 Centner Roggenmehl, 25 Säcke Haber, 150 Centner Heu.

der Stadt ſaß der allmächtige Miniſter, Graf Franz Albert von Oberndorf, ein Beamter, wie ſie die Pfalz gewohnt war; neben ihm war als Gouverneur der Baron von Belderbuſch, den ſelbſt Karl Theodor wegen mißfälliger Verwaltung vom Kriegsminiſterium entfernt und ungnädig nach Mannheim verſetzt hatte. In den Händen dieſer beiden Leute lag das Schickſal der diesſeitigen Pfalz und die Entſcheidung des Krieges am Oberrhein; ihnen gegenüber vermochte das militäriſche Ehrgefühl einzelner Officiere wie Deroi nicht viel [77]). Karl Theodor hatte den Beiden durch Reſcripte vom 3. und 12. Sept. anbefohlen, „die Stadt Mannheim nur auf den äußerſten Nothfall, wenn ſonſt keine Rettung zu hoffen wäre, durch eine ehrenvolle Capitulation an die Franzoſen zu übergeben"; dieſer gewiß ſehr unzweideutige Befehl war aber dem Oberndorf und Belderbuſch hinreichend, für eine unverzeihliche Feigheit als Entſchuldigung zu dienen.

Wie am 19. Sept. Pichegru die Stadt zur Uebergabe aufforderte und mit einem heftigen Bombardement drohte, waren Oberndorf und Belderbuſch ſogleich bereit, darauf einzugehen; am frühen Morgen des 20. war ſchon eine Capitulation unterzeichnet, die mindeſtens ſträflichen Leichtſinn und Feigheit verrieth, bei der man aber auch, wie Viele thaten, an Beſtechung und Verrath zu denken verſucht war. Die Feſtung ging über, ohne daß für ihre Vorräthe, ihre Bewohner und die der Umgegend genügende Vorſorge getroffen war [78]); die Garniſon ſollte die Stadt räumen und ſich nach Bayern zurückziehen, um nicht mehr gegen die Franzoſen zu kämpfen; die pfälziſche Regierung endlich lieferte ſelbſt Brücken und Pontons, daß die Feinde in die Stadt kommen konnten.

So übergab man eine Stadt, die in wenigen Tagen von zwei kaiſerlichen Armeen gedeckt ſeyn konnte, übergab man eine

77) S. Hormayr Taſchenbuch für vaterländ. Geſch. 1833. S. IX.

78) Art. 2 und Zuſatzart. 2 ſollten das bezwecken, waren aber ſo thöricht gefaßt, daß der Zweck verfehlt ward.

Feſtung, ehe von ihren reichen Vorräthen eine einzige Kugel verſchoſſen war. Die Vertheidigung, womit man dieſe Infamie zu decken ſuchte, berief ſich zunächſt auf das kurfürſtliche Reſcript [79]), das doch ausdrücklich die Uebergabe nur dann erlaubte, wenn die Lage ganz hoffnungslos ſey, oder die Urheber ſchützten ihre Fürſorge für Mannheim vor, das ſie durch kein Bombardement beſchädigt ſehen wollten. Allein das Bombardement ward nachher nur um ſo ſtärker, da vorausſichtlich die Oeſtreicher nicht ruhig bleiben konnten, und zudem wüßten wir nicht, daß pfälziſche Miniſter und Beamten ſonſt an einem ſo überaus zarten Mitgefühl für Stadt und Land litten, wie ſie hier vorgaben.

Sehr bedenklich war das Verhältniß, worin Oberndorf zu Pichegru ſtand. Schon früher hatte er der Stadt bei Uebergabe der Rheinſchanze durch einen Vertrag eine Art Neutralität ſichern laſſen, und doch ſchützte er jetzt die Furcht vor einem Bombardement vor; ſchon früher hatte er (Juli 1795) bei Clerfait Verſuche gemacht, die Entfernung der öſtreichiſchen Garniſon aus Mannheim zu erwirken, war aber damit geſcheitert. Jetzt als Pichegru die erſte Aufforderung erließ, verbarg man dem anweſenden kaiſerlichen General Kospoth die Unterhandlungen, und als Quosdanovich ſich an dem nämlichen Tage erbot, ein friſches Bataillon in die Stadt zu werfen, lehnte es Oberndorf ab [80]). Drum war es ſchwer, in dem Benehmen nur Feigheit zu erblicken; Viele vermutheten berechneten Verrath und Beſtechung, die man ja bei pfälziſchen Beamten gewohnt war [81]). Die Sache erregte Aufſehen in ganz Deutſch-

---

79) So that Oberndorf (Juni 1796) in einem Verhör, deſſen handſchr. Protokoll uns in Abſchrift vorliegt. Das und die angebliche Beſorgniß vor einem Bombardement, das nachher doch eintraf, ſind ſeine einzigen Vertheidigungsgründe.

80) S. Oeſtreich. militär. Zeitſchrift. Jahrg. 1832. Th. II. S. 134 f.

81) Auch die Unterſuchungskommiſſion fragte ſehr behutſam: „17. Ob Herr Miniſter nicht etwa gehört, daß von den Frankreichern bei der Gelegenheit ein oder andere Geſchenke oder Verſpruch gemacht, oder wirklich

land, Schriften über Schriften wurden darüber gewechſelt, und die pfalzbayeriſche Regierung fand für nöthig, Oberndorf ſelbſt zu vernehmen und dem Regensburger Reichstag eine matte Entſchuldigung zu übergeben. Ein Glück war es für Oberndorf und Belderbuſch, daß auch hier ein Unrecht nicht allein kam; denn gleichzeitig hatten zwei andere pfälziſche Beamten, die Herren von Hompeſch und Zedtwitz, Düſſeldorf auf eine ähnliche Weiſe preisgegeben, wie jene Mannheim.

Die Kaiſerlichen konnten nicht dulden, daß die Franzoſen von Mannheim aus an die Bergſtraße vorrückten und die nahe Vereinigung von Clerfaits Heer und den Truppen Wurmſers hemmten; drum entſchloſſen ſich die Kaiſerlichen zu raſchem Handeln. Während Wurmſers Vorhut ſich vom Breisgau her bereits den pfälziſchen Gränzen näherte, hatte Quosdanovich ſich an der pfälziſchen Bergſtraße von Doſſenheim bis gegen Wiesloch hin ausgedehnt und erwartete Pichegru's Angriff. Am 24. Sept. ward auf der ganzen Linie, bei Handſchuhsheim, Wieblingen, Eppelheim und Walldorf hartnäckig gefochten, aber die Niederlage der franzöſiſchen Diviſion, die Handſchuhsheim angriff, entſchied das Schickſal des Tages, und die flüchtigen Franzoſen wurden bis unter die Kanonen von Mannheim verfolgt [82]). Schon am 26. Sept. kam Latour mit der Vorhut von Wurmſers Armee bei Wiesloch an, und die Vereinigung der beiden kaiſerlichen Heere fand ohne Hinderniß ſtatt.

Jetzt entſchloß ſich Clerfait an den Main gegen Jourdan zu ziehen, während Wurmſer ſeine Thätigkeit gegen Mannheim wandte; er hatte von Wien die Weiſung erhalten, die angebliche pfälziſche Neutralität nicht zu berückſichtigen und die Hauptſtadt den Franzoſen wieder zu entreißen [83]). Es lagen ungefähr 15000 Mann in Mannheim und der nächſten Umgebung;

---

gegeben worden ſeye, ob und welche Particularitäten Er hierüber anzugeben wiſſe?" Handſchr. Protok.

82) S. öſtreich. milit. Zeitſchrift 1832. II. S. 143—150.

83) Ueber das Folgende ſ. öſtreich. milit. Zeitſchrift 1832. III. S. 36 ff.

Wurmſer beſchloß durch einen ſchnellen Angriff die Feſtung und ihre Vorwerke einzuſchließen. Am Abend des 17. Oktobers bewegte ſich eine Heeresmaſſe von etwa 36000 Mann gegen Mannheim; in zwei Hauptkolonnen und ſechs kleinere Sturmkolonnen getheilt, näherten ſie ſich gleichzeitig der ganzen Befeſtigungslinie zwiſchen dem Rheine und dem rechten Neckarufer; von Schwezingen bis nach Käferthal hin rückten die Kaiſerlichen in aller Stille, ohne die Feuergewehre zu gebrauchen, vor. Um zwei Uhr Morgens ſtießen alle einzelnen Kolonnen gleichzeitig auf die erſten franzöſiſchen Poſten; überraſcht und verwirrt wurden die meiſten Vorpoſten von den Kaiſerlichen abgeſchnitten. Nun begann ein lebhafter Kampf auf der ganzen Linie; es gelang Wurmſer, die beiden äußerſten Flügel der Feinde zu ſchlagen, aber an einen Ueberfall der Stadt konnte er nicht denken. Doch waren die Franzoſen mit großem Verluſte zurückgeworfen und die Feſtung von einem Halbkreis der Belagerer umgeben. Am 19. Okt. ließ Wurmſer die Stadt auffordern, ward aber von Pichegru abgewieſen; ſo kamen denn alle Schrecken der Belagerung über die unglückliche Stadt, die ſchon jetzt vor dem erſten ernſtlichen Angriff durch Entbehrung und militäriſchen Druck die Gewiſſenloſigkeit ihrer Regierung ſchwer empfinden mußte [84]).

Ein Hauptpunkt für den Angriff war der Galgenberg auf dem rechten Neckarufer, dort hatte ſchon am 18. Wurmſer ſich feſtzuſetzen geſucht, war aber wieder zurückgedrängt worden. Auch die Franzoſen fühlten die Wichtigkeit dieſer Anhöhe, drum ſchlugen ſie die Angriffe der Kaiſerlichen (27. Okt.) kräftig zurück, und bemühten ſich durch ſtärkere Verſchanzungen den Platz zu decken. Ein wiederholter Angriff am Mittag des 29. Okt., den Wurmſer geſchickt zu maskiren wußte, drängte die Franzoſen aber zurück, und am Abend befand ſich der Galgenberg

84) Vgl. Trauriges Schickſal der churpfälz. Reſidenzſtadt Mannheim. 1795. S. 20 ff.

und der Brückenkopf am Neckar in den Händen der Kaiſerlichen [85]).

Indeſſen hatte Clerfait am 29. Okt. bei Mainz einen entſcheidenden Sieg erfochten, Pichegru und Jourdan mußten ſich zurückziehen, und es blieb in Mannheim nur noch die Beſatzung von 10000 Mann unter Montaigu zurück. Die Belagerung konnte jetzt ernſtlich begonnen werden; denn in den erſten Tagen des Novembers waren alle Batterien vollendet; am 10. griff Wurmſer an. Die Stadt war in einer peinlichen Lage, die Batterien des Galgenberges beſtrichen die Seiten gegen den Neckar, und an einem einzigen Tage wurden 22 Häuſer durch die Granaten in Brand geſteckt. Dennoch lehnte Montaigu die dritte Aufforderung zur Uebergabe (11. Nov.) ab, und verheimlichte der Bürgerſchaft eine Aufforderung gleichen Inhalts, die Wurmſer an ſie gerichtet hatte. Ihre Wohnungen und Gärten vor den Thoren waren ſchon am 3. von den Franzoſen ganz zerſtört worden; die Bürger entwaffnete man und ſchämte ſich nicht, die brennenden Häuſer zu plündern; alle Bitten der Bürgerſchaft wurden von Montaigu mit der trocknen Erklärung erwidert, er müſſe die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen [86]). Indeſſen war Pichegru hinter die Speierbach zurückgedrängt worden; Montaigu mußte daher die Rheinbrücke in der Nacht des 14. Nov. abbrechen, und ſchon am andern Tage war die Rheinſchanze von den Kaiſerlichen beſetzt. Am Morgen des 17. begann ein ſo furchtbares Schießen, daß die Geſchütze auf den Wällen bald zum Schweigen gebracht waren; es waren kaum noch fünfzig Häuſer unbeſchädigt, und während auf allen Seiten die Bomben zündeten, war eine ſtrenge Kälte eingetreten, die das Löſchen faſt unmöglich machte. Die Kaſernen waren zerſtört, drum mußten die Franzoſen ſelbſt in der lutheriſchen Kirche, unter dem Kaufhauſe und dem Schloſſe cam-

85) Ueber das Folgende ſ. die öſtreich. milit. Zeitſchr. 1827. IV. 293 f. 1833 I. 3 ff.

86) Trauriges Schickſal von Mannheim S. 48. 62.

piren. Die armen Bewohner ſuchten in ihren Kellern Schutz; die feſten unterirdiſchen Gewölbe des Hofkellers, des Schauſpielhauſes und die Grüfte der Jeſuitenkirche waren mit Flüchtigen und Kranken gefüllt, am Morgen des 18. ward das Pulvermagazin durch eine Bombe entzündet und unter ſchrecklicher Verheerung in die Luft geſprengt. Abermals forderte Wurmſer den franzöſiſchen General zur Uebergabe auf, und drohte die letzte Zuflucht der Beſatzung, das Schloß zu zerſtören, aber Montaigu's Erklärungen zeigten unverkennbar, daß er nur Zeit zu gewinnen ſuchte; drum ſchritt Wurmſer zum Aeußerſten.

Am Morgen des 19. Nov. ſprang wieder ein Pulverdepot in die Luft, und auf allen Seiten richteten die Bomben ſchreckliche Verwüſtungen an; die beiden letzten Kaſernen, die Concordienkirche, die Wallonenkirche, die Münze und eine Menge von Privathäuſern ſtanden zu gleicher Zeit in Flammen. Die Glocken auf den Thürmen, wie ein Augenzeuge ſagt, floſſen wie Waſſer, und während das ganze Firmament eine große Flammenglut war, wurde das Bombardement mit einer furchtbaren Stärke fortgeſetzt. Am 20. wurde die Neckarbrücke zerſtört und von den Brückenköpfen der beiden Flüſſe die Stadt zugleich beſchoſſen. In der folgenden Nacht flogen vierzehnhundert Bomben in die Stadt, und am Morgen ſtand der linke Flügel des Schloſſes, das Opern- und Ballhaus in vollen Flammen. Das phyſikaliſche Kabinet, die Dekorationen des Theaters, der große Malerſaal gingen da zu Grunde. Die meiſten Wohnungen waren jetzt unbrauchbar, jeder Gang durch die Straßen lebensgefährlich geworden, und die Flüchtigen in den Kellern waren von der tödtlichen Angſt erfüllt, ohne Lebensmittel dort eingeſperrt zu bleiben.

In dieſer ganz verzweifelten Lage wandte ſich die Bürgerſchaft (11. Nov.) an Wurmſer und bat um Schonung; er wies ſie natürlich an den franzöſiſchen Commandanten. Vor deſſen Hauſe ſammelte ſich nun die verzweifelte Menge und verlangte halb bittend halb drohend die Uebergabe, ſo daß Montaigu erſt entſchloſſen war, die ungeſtüme Menge mit Kugeln zurückzuſcheu-

chen. Aber die Beſorgniß vor einem allgemeinen Aufſtand der Bürgerſchaft ſiegte doch, und er ſagte ihnen zu, noch an demſelben Tage ihrer Noth ein Ende zu machen. Schon am frühen Morgen des 22. Nov. war die Capitulation unterzeichnet [87]), und am folgenden Tage zog die franzöſiſche Beſatzung mit den Waffen aus, um ſich vor den Thoren als kriegsgefangen zu ergeben. So war Mannheim wieder deutſch geworden, aber es glich mehr einem Schutthaufen als einer Reſidenzſtadt, denn in den 23 Tagen der Belagerung waren 21105 Schüſſe gethan worden, und es war faſt kein Haus mehr unbeſchädigt. Die Bureaukratie, die das verſchuldet, bewies noch bis zuletzt, daß nur der gemeinſte Egoismus ſie erfülle. In dem Augenblick, wo das Bombardement begann, hatte Oberndorf an Wurmſer die naive Forderung gethan, er möge die Stadt, wenn ſie erobert ſey, als eine neutrale anſehen; aber der öſtreichiſche Feldherr war natürlich nicht geneigt, die Frucht ſeiner Anſtrengung dem Egoismus des pfälziſchen Miniſters preiszugeben, und lehnte das Verlangen kurz ab. Am 13. Nov., als die Noth ſchon ſehr groß ward, bat der Graf um die Erlaubniß, daß „einige vornehme Familien die Stadt verlaſſen dürften“, und Wurmſer wäre darauf auch eingegangen, wenn nicht der franzöſiſche General durch die kluge Forderung, einem großen Theil der Bewohner denſelben Vorzug zukommen zu laſſen, den Auszug der zitternden Ariſtokratie vereitelt hätte [88]). Sonſt blieb die Beamtenoligarchie, deren Feigheit über Mannheim all das Unglück gebracht, wie immer ungeſtraft; als die öſtreichiſchen Feldherren nur Miene machten, an einem ſehr Verdächtigen Kriegsrecht zu üben, entſtand unter allen deutſchen Schreibern, Diplomaten und Miniſtern ein Lärm, als wenn das Palladium Germaniens bedroht ſey.

Die pfalzbayeriſche Regierung ſchien aber hinter ihren Miniſtern Oberndorf und Hompeſch nicht zurückbleiben zu wollen;

---

87) S. die angef. Schrift S. 88 ff.

88) Oeſtreich. milit. Zeiſchr. 1833. I. S. 6. 11.

ſie gab im Jahre 1796 einen Beweis, daß man noch feiger die Intereſſen des Vaterlandes preisgeben könne, als es ſelbſt in den Capitulationen von Mannheim und Düſſeldorf geſchehen war. Moreau und Jourdan waren nach Bayern vorgedrungen, um ſich an der Donau zu vereinigen, aber der raſchen Entſcheidung des Erzherzogs Karl (Aug. 1796) hatte man es zu verdanken, daß ſtatt der angedrohten Eroberung Deutſchlands Jourdan in wilder Flucht nach dem Rheine zurückgejagt ward, und Moreau mit ſeiner iſolirten Armee im Feindeslande abgeſchnitten war. In dieſem Augenblick, vier Tage nach Jourdans Niederlage bei Würzburg, ließ ſich die Regierung in München zu einem Waffenſtillſtand bewegen (7. Sept.), den man wohl dem überlegenen Sieger, aber nicht einer abgeſchnittenen Armee bewilligen konnte, die bald an den Rückzug denken mußte. Gegen die unſichere Zuſage einer Neutralität für die ſämmtlichen pfalzbayeriſchen Beſitzungen verſprach man nicht nur die Truppen zurückzuziehen, und den Franzoſen den Durchzug durch das Land zu geſtatten, ſondern man bewilligte auch dem Reichsfeind freigebig Alles das, was man dem Freunde zäh verweigert hatte. Zehn Millionen Livres an Geld, 3300 Pferde, enorme Vorräthe [89]) und zwanzig auserleſene Gemälde wurden einem Heere zugeſagt, das vierzehn Tage ſpäter von den Kaiſerlichen an den Rhein gejagt ward.

Auffallend war das nicht, wenn man Lage und Benehmen der Regierenden ins Auge faßte. In einem Lande, wo man mit den Kriegsſteuern die fürſtlichen Maitreſſen und ihre Kinder dotirte, wo man aus den Vagabunden, Müßiggängern und ſchlechtem Geſindel die Heere bildete [90]), wo Höflingen und Diplomaten die Feſtungen anvertraut wurden, konnte freilich

---

89) Nämlich 200,000 Centner Getreide, 100,000 Säcke Haber, 200,000 Centner Heu, 100,000 paar Schuhe, 10000 Paar Stiefel und 30000 Ellen Offizierstuch. Der Vertrag ſteht in Poſſelts europ. Annalen. 1796. IV. 118.

90) Nach den Verordnungen vom Jahr 1786 wurde der Kriegsdienſt gebraucht, wie ſonſt Zucht- und Arbeitshäuſer.

von kraftvollem Widerſtand keine Rede ſeyn. Aber auch ſonſt ging in München Alles der Auflöſung entgegen, der Kurfürſt war alt und bigott geworden, und befand ſich in den Händen einer ganz gewiſſenloſen Sippſchaft. Wie die Franzoſen in ſein Land einrückten und ſeine Miniſter die ſchmähliche Capitulation vom 7. Sept. ſchloſſen, war er nach Sachſen gereiſt, um mit ſeiner jungen Gemahlin höfiſchen Genüſſen nachzugehen. Die alte Kurfürſtin Eliſabeth war (Aug. 1794) geſtorben, und ſchon im Februar 1795 vermählte ſich der 71jährige Kurfürſt mit einer kaum neunzehnjährigen öſtreichiſchen Erzherzogin Maria Leopoldine, um mit ihr noch eine Dynaſtie zu begründen.

Die neue Ehe blieb ohne Kinder; dagegen waren die unehelichen Nachkommen Karl Theodors fortwährend beſtimmt, in der Geſchichte ſeiner letzten Jahre eine unſelige Bedeutung und Berühmtheit zu erlangen. Der Fürſt Yſenburg, der Graf Leiningen, der Graf Holnſtein, die drei Tochtermänner, dann der Fürſt Bretzenheim, der Sohn Karl Theodors, bildeten unter der Aegide eines heuchleriſchen Tartüffe, des Geheimeraths Lippert, den geheimen Regierungsausſchuß, der einer inquiſitoriſchen Behörde ähnlich das Land ſo regierte, wie eine Cotterie von Baſtarden, Jeſuiten und käuflichen Beamten nur regieren kann. Spionerie und Verfolgung waren die Waffen, womit man den Geiſt der neuen Bewegung abzuhalten ſuchte; der Regent ward abgeſperrt vom Volke, das gedrückte Volk, das materiell und moraliſch verkümmerte, befand ſich im Zuſtande einer bedenklichen Gährung. Geldmangel und Verwirrung in allen Zweigen des Staates drückten das Land; man konnte dies dem Regenten verbergen, wie man ihm die Noth und Bedürfniſſe des Volkes verbarg; aber Eines konnte man ihm nicht mehr verhehlen, den finſtern Unmuth des Hungers, der aus einzelnen Ausbrüchen und Unruhen in der Reſidenz ſelbſt herausſprach.

So war die Lage Pfalzbayerns, als der raſche Siegeslauf Napoleon Bonaparte's den Frieden von Campo Formio er-

zwang (17. Okt. 1797). Schon früher hatte Preußen im basler Frieden die deutſchen Intereſſen an die Fremden verrathen (1795), drum war es jetzt nicht zu hindern, daß Frankreich gleich nach dem Frieden den Rhein als Gränze verlangte [91]). Der größte Theil des pfälziſchen Landes ward in Departements der franzöſiſchen Republik umgewandelt; die Entſchädigung der deutſchen Fürſten ſollte auf dem raſtadter Congreſſe ausgemacht werden. So war der erſte Schritt geſchehen zur vollſtändigen Auflöſung des ſechshundertjährigen pfälziſchen Kurlandes.

Der raſtadter Congreß (ſeit Nov. 1797) brachte das Entſchädigungsgeſchäft nicht zu Ende; doch ſehen wir wenigſtens aus den Inſtruktionen, welche die pfalzbayriſchen Diplomaten, Preyſing, Reichert, Zentner und Schlemmer erhielten [92]), was die Pfalz für Schaden gelitten hatte während des fünfjährigen Krieges. Ohne die Nachtheile der Einzelnen zu berechnen oder Entſchädigung für das zu fordern, was die Aemter Neuſtadt, Germersheim, Lautern, Lauterecken, Veldenz, Bacharach, Simmern, Stromberg, Kreuznach und Alzei durch die Armeen gelitten hatten, ſchlug man doch die Kriegsopfer auf 84 Millionen Gulden an. Außerdem hatten die Kirchen und Schulen des rechten Rheinufers auf dem linken eine Reihe von Beſitzungen, die aller politiſchen Berechnung nach verloren waren; die Kirchen und Schulen zu Mannheim allein hatten 371,027 Gulden, die Univerſität Heidelberg an Capital über fünfzigtauſend, an rückſtändigen Zinſen etwa 17000 Gulden zu fordern [93]); die Neckarſchule war um nahe an achtzehntauſend Gulden verkürzt.

---

91) Im zweiten geheimen Artikel des Friedens war die Abtretung des linken Rheinufers angenommen und Preußen eine Entſchädigung verſprochen; damit ſtimmte die geheime Convention vom 5. Aug. 1796 überein. Auch Oeſtreich hatte in dem Frieden von Campo Formio durch geheime Artikel ſein Intereſſe auf Koſten des Reiches zu wahren gewußt.

92) Pfälz. Archiv (Bündniſſe").

93) Dabei war die Petersau im Werth von 100,000 Gulden, die Buſchiſche Stiftung zu Freinsheim und die enormen Rückſtände an Naturalien nicht mitgerechnet. Pf. Arch.

Ehe es darüber zu einer Verhandlung kam, ward der Congreß durch den neu ausbrechenden Krieg wieder aufgelöst.

Dagegen ward bei dieſer Gelegenheit für eine andere hochwichtige Sache der Pfälzer, den Zuſtand der reformirten Kirche, die Entſcheidung wenigſtens vorbereitet. Seit Nov. 1797 hatte der reformirte Kirchenrath den Hofrath Höffelein als ſeinen Agenten angeſtellt; ihm folgten J. F. Mieg und D. L. Wundt, die beiden hochverdienten Kirchenräthe, im Dezember nach. Ihr Plan war, bei dem Nachfolger Karl Theodors, dem Pfalzgrafen Maximilian Joſeph, eine Sicherſtellung ihrer verkümmerten Kirchenrechte zu erhalten und ſich dazu die Vermittlung der proteſtantiſchen Mächte zu erwirken. Schweden, Hannover, Kurſachſen, Heſſen, Baden wurden mit Erfolg deßhalb angegangen, am einflußreichſten war aber die Mitwirkung Preußens, deſſen Geſandter, Graf Görz, mit dem pfalzgräflichen Miniſter Montgelas in Gemeinſchaft den Gang der Verhandlungen leitete [94]. Viel Verdienſt erwarb ſich Mieg, ſchon früher als holländiſcher Geſandtſchaftsprediger in diplomatiſchen Kreiſen bewandert, ein feiner, geiſtreicher Mann, und dabei von der unermüdlichen Thätigkeit für die reformirte Pfalz beſeelt, die in ſeiner Familie der charakteriſtiſche Zug geweſen war. Nun war zwar weder von dem künftigen Regenten der Pfalz, dem wohlwollenden und freidenkenden Maximilian Joſeph, noch von ſeinem franzöſiſch gebildeten Miniſter Montgelas eine religiöſe Engherzigkeit oder Bedrückung zu fürchten; ſie waren vielmehr gern bereit, die politiſche Gleichſtellung der Confeſſionen, die Entſchädigung für die Güterverluſte und die Abſtellung jeder kirchlichen Beſchränkung zu bewilligen; aber gleichwohl ſtieß die Verſtändigung auf große Hinderniſſe.

Das größte war die gefürchtete Abtretung des linken Rheinufers und die daraus entſpringende Schwierigkeit, Entſchädi-

94) Die Verhandlungen darüber im pfälz. Archiv zu Karlsruhe („Religion" Conv. III. VI. IX. XII.). Außerdem liegt uns eine handſchr. Correſpondenz darüber vor.

gungen zu verſchaffen; aber auch außerdem waren die Anſichten der reformirten Kirchenräthe und des pfalzgräflichen Miniſters in Hauptpunkten verſchieden. Zwar war der letztere bereit, den Reformirten von ihren verlorenen Gütern wieder das zu erwirken, was ſie zur Subſiſtenz ihrer Kirchen und Schulen nöthig hatten, auch war in dem Entwurf einer Religionsdeclaration, den Maximilian Joſeph vorlegen ließ, den Reformirten zugeſagt, daß ſie zu allen Aemtern wie früher Zutritt haben und aller confeſſionellen Quälereien überhoben ſeyn ſollten, endlich war die Wiederherſtellung ihrer Kirchenverfaſſung nach dem Muſter der von Friedrich **III.** gegründeten ihnen verſprochen, allein deſſenungeachtet waren die ſtrengen Anhänger der altreformirten Kirchenverfaſſung damit nicht befriedigt. Ihr kirchlicher Beſitz, den der weſtphäliſche Friede nach dem Normaljahr von 1618 geordnet, kam ihnen immer nicht einmal in den fünf Siebenteln des Vertrags von 1705, alſo immer noch ſehr verſtümmelt zurück, und zugleich war der neuen Kirchenverfaſſung ein bedenklicher Zuſatz gegeben, wodurch der Kirchenrath ſeine ſouveräne Gewalt nicht wieder erlangte, ſondern wie eine andere Regierungsbehörde mit der Staatsgewalt enger verknüpft ward. Wer Montgelas und ſein Syſtem kennt, wird begreifen, daß er auf dieſen letzten Punkt den weſentlichſten Nachdruck legte; aber auch die conſervativen Reformirten blieben unerſchütterlich, und ſo ſtritt man das ganze Jahr 1798 hindurch ohne Entſcheidung. Im Collegium der geiſtlichen Adminiſtration hatte Montgelas die Majorität und an Bettinger einen rührigen und gefährlichen Verfechter [95]); im Kirchenrath ſiegte die andere Anſicht und Mieg bot Alles auf [96]), durch geſchmeidige Leitung ihr Geltung zu

---

95) Er ging von der nicht unrichtigen Berechnung aus, daß man in dem damaligen Augenblicke zufrieden ſeyn könne, noch ſo viel zu erlangen. Seine Briefe an den Grafen Görz in der angeführten Correſpondenz zeigen aber, daß er ſeine Gegner tüchtig anſchwärzte; dafür ließ man ihm nachher die Wahl, ſich eine Anſtellung, die ihm gefiele, herauszuſuchen.

96) Neben ihm ſtanden Hoffmeiſter, Gruber, Hilsbach, Falck, Kaibel, Wächter, von der geiſtlichen Adminiſtration Dörr und Dupré.

verſchaffen. Aber die Verhältniſſe der Zeit, die auf Größeres den Blick hinlenkte, waren ungünſtig, Montgelas gab in confeſſionellen Dingen ſehr gern, in Dingen, die ſeine Büreaukratie angingen, niemals nach, Preußen ſchlug ſich entſchieden auf ſeine Seite und behandelte die Kirchenräthe als ungenügſame, malcontente Köpfe — ſo ward denn ſpäter die Sache doch anders entſchieden, als die pfälziſchen Kirchenräthe wünſchten.

Ehe das aber geſchah, war eine wichtige Veränderung erfolgt; Karl Theodor war beim Kartenſpiel vom Schlag getroffen worden und nach viertägigem Krankenlager am 16. Febr. 1799 dem Anfalle erlegen. Ueber einem ausgeſaugten und verarmten Lande, deſſen Bewohnerſchaft ſich in dumpfer Gährung befand und ſeinem Ende entgegenharrte, im Angeſicht einer europäiſchen Kriſis, der ſeine Politik hätte erliegen müſſen, ſo ſtarb der glänzende Monarch, nicht einmal von den Höflingen, Baſtarden und Mönchen, die er bereicherte, geliebt und aufrichtig bedauert.

Schluß.

Unſere Aufgabe naht ſich ihrem Ende. Der neue Kurfürſt von Pfalzbayern trat nur noch einen kleinen Theil des alten pfälziſchen Landes als Regent an; die Auflöſung des pfälziſchen Kurfürſtenthums, deſſen Geſchichte wir erzählt haben, hatte begonnen und ward in den nächſten Jahren, die jetzt folgten, vollendet.

Der neue Kurfürſt Maximilian Joſeph (geb. 1756) war ein Sprößling jener birkenfeldiſchen Linie, die der fünfte Sohn Wolfgangs von Zweibrücken († 1569), jenes eifrigen Kämpen für den Proteſtantismus, gegründet hatte; das Ausſterben der andern Zweibrücker hatte die kleinen Pfalzgrafen von Birkenfeld (1733) in den Beſitz des zweibrückiſchen Herzogthums geſetzt. Dort regierten Chriſtian der Dritte und Vierte, und wie der Letztere ohne Erben ſtarb (1775), folgte ihm ſein Neffe Karl Auguſt, der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich Michael, der am

kurfürſtlichen Hofe zu Mannheim gelebt und dort die Religion ſeiner proteſtantiſchen Vorfahren mit der römiſch-katholiſchen vertauſcht hatte. Dieſer Pfalzgraf Karl Auguſt war es, der in den früher erwähnten Händeln von Preußen gebraucht worden war, den öſtreichiſchen Prätenſionen an Bayern zu opponiren. Ihm und ſeinem Bruder Maximilian Joſeph grollte daher auch der alte Karl Theodor; er ſah in ihnen lauernde Erben, deren Hoffnungen er durch die zweite Vermählung noch als ein Siebziger meinte vernichten zu können.

Karl Auguſts Regierung wollte Niemand loben; eigenſinnig bis zur Härte und den Wollüſten ergeben, machte der kleine Pfalzgraf aus ſeinem armen Ländchen ein trübſeliges Abbild des verſailler Treibens. Statt ſeiner trefflichen Gemahlin war die Frau des Oberjägermeiſters die Auserkorene, ihr nichtswürdiger Bruder, Ludwig von Eſebeck, fungirte als Staatsminiſter, franzöſiſche Abbés, wie Salabert, der noch ſpäter bei der Belagerung Mannheims eine unklare Rolle geſpielt, übten politiſchen Einfluß. „Unverſtändige Bauten, koſtbare Meublirung, zahlloſe Liebhabereien, Alles, was nur dem Gelde weh that, tauſend Pferde im Marſtall, noch mehr Hunde in den Zwingern, das ganze Land ein Thiergarten zum Verderben der Unterthanen“, ſo ſchildert ein glaubwürdiger Augenzeuge die damalige zweibrückiſche Staatswirthſchaft [97]. Preußen und Frankreich liehen Geld, womit der Pfalzgraf Prachtbauten, wie den Karlsberg, anlegte und wochenlange Jagden abhielt, die für die Töchter der zweibrückiſchen Unterthanen das waren, was der Hirſchpark Ludwigs XV. für die Franzoſen [98].

Die Revolution trieb ihn weg aus dem Lande; es wurden ihm ſo wenig Thränen nachgeweint, als dem pfälziſchen Kurfürſten, obwohl in Zweibrücken eine redlichere Verwaltung war, als in Kurpfalz. Als er während der Kriegsjahre ſtarb (1. April 1795), folgte ihm als Erbe ſeiner Rechte der Bruder

---

97) Gagern Mein Antheil an der Politik I. 16.

98) S. die Pfalz am Rhein und deren Nachbarſchaft I. 54.

Maximilian Joſeph; die Umwälzungen der Zeit nahmen ihm ein kleines Herzogthum, um ihm ein großes Kurfürſtenthum, bald eine Königskrone, dafür zu geben. Mit gerechtem Vertrauen ſahen die Pfälzer und Bayern dem neuen Herrn entgegen; denn neben manchen Schwächen eines allzulenkſamen Prinzen, der ſeine Jugend im franzöſiſchen Kriegsdienſte zugebracht, ſchmückten ihn die milden Tugenden eines unzerſtörbaren Wohlwollens und einer freien, geſunden Lebensbildung; ſelbſt im Fürſtenmantel war es ihm eine leichtere Kunſt, den Menſchen als den Herrn zu zeigen.

Ueberwiegenden Einfluß übte Montgelas, für ihn zu jener Zeit unſchätzbar, weil er im Innern mit der rückſichtsloſen Energie eines ſtaatsmänniſchen Terroriſten die Hierarchie des alten Pfaffen- und Beamtenweſens bonapartiſch umzuformen verſtand und doch zugleich nach Außen mit aller Routine eines diplomatiſchen Meiſters die Macht der Dynaſtie und des Landes geſchickt zu erweitern wußte. Vieles Wohlthätige geſchah auch in der Pfalz in den wenigen Jahren von Maximilians Regierung. Durch die Religionsdeclaration (Mai 1799) ward ein hundertjähriges Unrecht abgeſtellt, das Beamtenweſen ganz umgeändert, dem ſchrecklich ausgearteten Mißbrauch der Adjunctionen, der Erblichkeit und Käuflichkeit nach Kräften geſteuert. Die Zeit der Mönche und Landſchreiber war vorüber, denn die Gewalt der neuen Regierung richtete ſich ſo entſchieden gegen das mittelalterliche Unweſen in Kirche und Staat, wie man ſeit hundert Jahren in der Pfalz dafür gearbeitet hatte. Aber welcher Zeit bedurfte es, um die Wunden ganz zu heilen in dem verkürzten, ausgeſaugten Lande; die Reſidenz Mannheim glich mehr einer Ruine, als einer bewohnten Stadt, Heidelberg und ſeine Univerſität waren tiefer herabgekommen, als jemals, der Reſt war franzöſiſch geworden. Hier konnte eine Zeit nicht abhelfen, die von Sorge über den ungewiſſen Stand der Kronen und Monarchien und doch zugleich von zitternder Unruhe nach weiterem Beſitz getrieben, weit mehr berufen ſchien, neue

Länder zu bilden, als die vorhandenen zu ordnen und mit friedlichem Segen zu beglücken.

So ſtand denn auch dem Reſte der ehemaligen Pfalz, der noch deutſch war, eine neue Veränderung bevor. Die Politik Maximilians, erſt an die Coalition von 1799 gegen Frankreich geknüpft, erklärte ſich für Frankreich, ſeit Montgelas dort mehr Vortheil ſah und Bonaparte in Pfalzbayern ſich den erſten deutſchen Vaſallen zu erziehen wünſchte. So ward am 24. Auguſt 1801 der pariſer Vertrag geſchloſſen, wodurch Max Joſeph allen Anſprüchen an das linke Rheinufer entſagte, aber ſich dafür eine Entſchädigung an Land verſprechen ließ, „die ſo günſtig als möglich gelegen wäre, und als Erſatz für alle Verluſte jeder Art dienen könnte" [99]). In ſpäteren Verträgen vom 23. Mai und vom 5. Sept. 1802 verabredeten ſich Frankreich, Preußen und Bayern, das Entſchädigungsgeſchäft gemeinſam vorzunehmen [100]). Die Angelegenheiten Deutſchlands waren ſo beſchaffen, daß Montgelas ſehr politiſch handelte, wenn er ſich von Rußland und Frankreich große Entſchädigungen auf Koſten des Reiches verſprechen ließ.

Die Beſchützer hielten Wort, Pfalzbayern erhielt für ſeine Verluſte, die eine Bevölkerung von 500,000 Menſchen enthalten mochte, eine Entſchädigung an Land mit mehr als achtmalhunderttauſend Einwohnern; aber unter ſeinen Abtretungen waren auch die pfälziſchen Aemter Ladenburg, Bretten und Heidelbreg mit den Hauptſtädten Mannheim und Heidelberg, die als Entſchädigung an den Markgrafen von Baden fallen ſollten. So hatten es die vermittelnden Mächte in ihren Erklärungen vom Juli und Auguſt 1802 verlangt, ſo war es in dem beſtätigten Reichsdeputationshauptſchluß (27. April 1803) angenommen worden [1]).

Die Gerüchte von einer Abtretung waren indeſſen ſchon ins Volk gedrungen und im Juli 1802 wendete ſich der mann-

99) Martens Recueil des Traités. Supplément. II. S. 531 f.

100) S. Ebendaſ. III. 226. 233.

1) Die Acte bei Martens Supplém. III. 238.

heimer Stadtrath an den Kurfürſten und bat um Beruhigung über die umlaufenden Gerüchte; „man könne ſich denken“, hieß es, „wie erſchütternd dies dem Herzen und dem Gefühl eines jeden Pfälzers ſeyn müſſe und wie ſchreckbar eine Zukunft erſcheine, die vielleicht Verhältniſſe erzeugt, wo die Verheißungen einer beſſern Exiſtenz verſchwinden.“ Max Joſeph antwortete in freundlichem Tone, aber ausweichend (11. Juli); die Sache war damals ſchon ſo gut wie entſchieden und noch im November dieſes Jahres kündigte Maximilian Joſeph ſeinen pfälziſchen Beamten die Entlaſſung an. Die Lage des Landes war ſehr bedenklich; überall herrſchte große Noth und dabei ward eine Schuldenlaſt von 13 Millionen [2]) übernommen — fürwahr keine glänzende Acquiſition für den neuen Herrn, den Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Wie es in der Hauptſtadt ausſah, darüber gab das Landescommiſſariat in einem Berichte an Max Joſeph die beſte Auskunft [3]); „der Verfall und die Schuldenlaſt“, ſchreiben ſie am 7. Sept. 1802, „iſt ſo groß, daß nur die Verlegung der Reſidenz helfen kann, aber freilich iſt es ſchwer, die Regierung in das äußerſte Ende des Landes zu verlegen. Eine Handelsſtadt wird Mannheim ſchwerlich jetzt werden können, da unter franzöſiſchem Schutz Mainz hervorragt; unmöglich wird Mannheim mit ſeiner unbedeutenden Gemarkung ſich vom Ackerbau ernähren können, Manufacturen und Fabriken laſſen ſich ohnedies nicht wie aus der Luft greifen und die franzöſiſchen Zollgeſetze haben dafür geſorgt, daß ſie Leere und Oede um ſich verbreiten.“ „Aller Wahrſcheinlichkeit nach“, ſo ſchließt der Bericht, „wird alſo der die Pfalz treffende Schlag die hieſige Stadt am meiſten treffen, und es iſt ſchwer zu glauben, daß ſie ſich jemals wieder erholen wird.“

Aehnliche Beſorgniſſe ſprachen ſie für Heidelberg aus, wo für die ganz darniederliegende Univerſität Karl Friedrich bald der zweite Gründer ward.

---

2) Dies wie das Obige aus dem pfälz. Arch.

3) Pfälz. Arch.

Der Gang der Ereigniſſe war indeſſen nicht aufzuhalten; die alten Stammſitze der rheiniſchen Pfalz kamen an Baden, der Reſt ward unter andere Herren zerſtückelt, jetzt iſt das alte pfälziſche Kurfürſtenthum unter Baden, Bayern, Heſſen, Preußen, Naſſau und Frankreich vertheilt.

So endigte die Geſchichte der Kurpfalz; wer wollte bei einem unbefangenem Blick auf das letzte Jahrhundert ihrer Zuſtände das Ende beklagen? An wenig Stellen der deutſchen Geſchichte hat Fremdherrſchaft und kriegeriſche Barbarei, der Druck der Fürſten und ihrer Räthe, das Schleichen der Prieſter und ihrer Geſellen tiefer in das Mark des Volkes und Landes eingewühlt, als in der Pfalz; dies Paradies des deutſchen Landes hat mehr Epochen der Oede und Zerſtörung geſehen, als der Blüthe! Welch' heilige Verpflichtung für alle die, denen ein Boden anvertraut iſt, woran eine der ehrwürdigſten Erinnerungen unſerer großen hiſtoriſchen Zeit noch haftet, die Wunden der alten Zeit zu ſchließen, neue nicht zu ſchlagen; die Nachgebornen werden dann gern vergeſſen, daß das älteſte rheiniſche Kurfürſtenthum aufgehört hat zu ſeyn.

Druckfehler.

I. Band.

Seite 56 Zeile 14 von oben lies Obwohl ſtatt Dbwohl.
S. 103 Z. 3 v. u. l. gespunnen ſt. gepsunnen.
S. 251 Z. 4 v. u. l. hatten ſt. hattet.
S. 361 Z. 5 v. u. l. zwölf ſt. zehn.
S. 488 Z. 13 v. u. l. ſeiner ſt. ſeinem.
S. 494 Z. 9 v. o. ſetze ein Komma ſt. Semikolon.
S. 497 Z. 2 v. o. l. ſtarb ſt. ſtand.
S. 562 Z. 4 v. u. l. pinguiore — eadem.
S. 564 Z. 8 v. u. l. Winzingen ſt. Winzigen.
S. 591 Z. 1 v. o. l. gleich ſt. glelch.
S. 618 Z. 4 v. u. l. blieben.

II. Band.

S. 123 Z. 5 v. u. l. Segur ſt. Segad.
S. 131 Z. 2 v. o. l. Karls ſt. Karl.
S. 165 Z. 10 v. u. l. genommen ſt. gebracht.
S. 174 Z. 11 v. u. l. Deviſe ſt. Dediſe.
S. 259 Z. 18 v. o. l. Andringen ſt. Andingen.
S. 286 Z. 14 v. u. l. Vormund ſt. Bormund.
S. 343 Z. 1 v. o. l. 1620 ſt. 1629.
S. 372 Z. 7 v. u. l. Winterkönigs ſt. Winkelkönigs.
S. 415 Z. 1 v. u. l. Note 71 ſt. Note.
S. 605 Z. 6 v. o. l. vor ſt. von.
S. 612 Z. 2 v. u. l. Biographie ſt. Biogaprhie.
S. 612 Z. 14 v. u. l. ſie ſt. ſic.
S. 613 Z. 10 v. u. l. unbemerkt ſt. unbemerk.
S. 708 Z. 4 v. u. l. ſeinem ſt. einem.
S. 713 Z. 11 v. u. l. iſt ſt. ſind.
S. 715 Z. 7 v. o. l. um ſt. und.
S. 823 Z. 7 v. o. l. folgenden ſt. folgende.
S. 834 Z. 2 v. u. l. cod. ſt. od.
S. 856 Z. 2 v. u. l. Präſidenten ſt. Präſidenten.
S. 857 Z. 3. v. o. l. Schaesberg ſt. Shaesberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

MAR 1 1974 ILL

4375882

CANCELLED

MAR 1974 ILL

4375882

5126812

CANCELLED

FEB 13 '76 H

Digitized by Google

Digitized by Google